Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.
H—N.

Herausgegeben von
August Leskien.

Dreiundvierzigster Theil.

LEIBEIGENSCHAFT—LIGATUR.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1889.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Dreiundvierzigster Theil.

LEIBEIGENSCHAFT—LIGATUR.

LEIBEIGENSCHAFT.

LEIBEIGENSCHAFT oder Leibeigenthum, Grundhörigkeit, ist die Bezeichnung für einen dem frühern germanischen und slawischen Rechtsleben eigenthümlichen Zustand geminderter Freiheit. Im allgemeinen charakterisirt sich die Leibeigenschaft als ein Standesverhältniß mit der Eigenthümlichkeit, daß die Standesgenossen als die Zubehörungen gewisser ländlicher Grundbesitzungen erscheinen und somit zu der Gutsherrschaft in einem Abhängigkeits- und Unterthänigkeitsverhältnisse stehen. Auf der andern Seite involvirt die Leibeigenschaft keine totale Unfreiheit des Leibeigenen, wie bei der eigentlichen Sklaverei, und eben hierin liegt der Unterschied zwischen dem Sklaven, der als bloße Sache, und dem Leibeigenen, der nur als im Zustande geminderter Rechtsfähigkeit befindlich erscheint.

Die historische Entwickelung dieses Rechtsinstituts, welches erst in diesem Jahrhundert gänzlich beseitigt wurde, und dessen Spuren noch bis in die Gegenwart verfolgbar sind, ist in Deutschland im wesentlichen folgende gewesen. Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei den germanischen Völkerschaften den Unterschied zwischen Freien und Unfreien ausgeprägt. Bereits Tacitus berichtet in seiner «Germania» von den letztern, welche er servi (Sklaven) nennt und die nach seiner Darstellung allerdings völlig rechtlos waren, deren Behandlung aber immerhin in der Regel eine humane gewesen zu sein scheint. Die hauptsächlichsten Entstehungsgründe dieser Unfreiheit waren jedenfalls Kriegsgefangenschaft und Unterjochung und daneben, wie Tacitus erzählt, freiwillige Ergebung infolge des Spiels. Wie sich aber später in der Fränkischen Monarchie unter den Freien verschiedene Stände entwickelten, so finden wir auch schon zur Zeit der Merovinger unter den Unfreien verschiedene Abstufungen vor. Freilich sind hier die Grenzlinien nicht mit voller Schärfe gezogen, denn die Volksrechte der verschiedenen Stämme zeigen in dieser Hinsicht keine völlig gleichförmige Entwickelung, und selbst der Sprachgebrauch erscheint in Beziehung auf die verschiedenen Arten der Unfreiheit keineswegs als feststehend. Gleichwol lassen sich im allgemeinen drei Klassen der Unfreien unterscheiden, nämlich die eigentlichen Unfreien, dann die zins- und dienstpflichtigen Leute und endlich die sogenannten Ministerialen. Die vollständige Unfreiheit, welche nach den Volksrechten durch die Abstammung von unfreien Aeltern, durch Verheirathung mit einer Unfreien und durch die gerichtliche Ueberweisung insolventer Schuldner oder Verbrecher an die Gläubiger oder an die Verletzten, endlich aber auch durch freiwillige Unterwerfung unter die Schutzgewalt eines Gutsherrn, um in dessen Hofverband einzutreten, begründet wurde, ließ die zu dieser Klasse Gehörigen (mancipia, servi, ancillae) zunächst zwar als völlig rechtlos und lediglich als Sache erscheinen. Unter dem Einflusse des Christenthums verbesserte sich jedoch die Lage derselben; man gestand ihnen nach und nach gewisse Rechte zu, durch welche sie namentlich gegen Willkürlichkeiten des Gutsherrn geschützt wurden, verbot ihren Verkauf über die Grenzen des Reichs hinaus und bestrafte die willkürliche Tödtung derselben, und so verschmolz denn allmählich diese unterste Klasse der Unfreien mit der höher stehenden der zins- und dienstpflichtigen oder hörigen Leute (homines pertinentes). Letztere wurden bei den Alemannen, Franken, Friesen und Sachsen Leti, Liti, Lidi, bei den Sachsen auch Lassi, Lazzi, Lati, und bei den Longobarden Aldier (Aldiones) genannt. Die günstigere Stellung dieser Klasse, deren Entstehung vermuthlich auf die Unterwerfung der einheimischen Landbevölkerung durch die fremden einwandernden Stämme zurückzuführen ist, zeigt sich deutlich in dem höheren Wergelde des Liten, welches bei den Franken die Hälfte des Wergeldes eines Freien betrug, während das Wergeld des Unfreien höchstens den Betrag des halben Wergeldes des Liten erreichte. Die Zahl der Angehörigen dieses Standes, welche zuweilen wol sogar der untersten Klasse der Freien beigezählt wurden, war in der Fränkischen Monarchie eine sehr bedeutende, namentlich infolge der erhöhten Machtstellung der geistlichen und weltlichen Großen, unter deren Schutz sich zudem viele freiwillig begaben, um auf diese Weise auf den Gütern derselben seßhaft zu werden. Das Verhältniß dieser Grundherren zu ihren Hörigen war nämlich kein Eigenthumsverhältniß, sondern das einer Schutzgewalt (mundium) und legte den Gutsunterthanen außer

der Verpflichtung zu gewissen Dienstleistungen besonders bestimmte Naturalabgaben an die Gutsherrschaft auf, welch letztere wiederum den Liten zu schützen und namentlich vor Gericht zu vertreten hatte. Zu diesen beiden Klassen der Unfreien, welche nach und nach zu einer einzigen verschmolzen, kam nun noch ein drittes Verhältniß der Abhängigkeit und Freiheitsbeschränkung, nämlich die sogenannte Ministerialität hinzu. Ministerialen oder Dienstmannen hießen ursprünglich die zur persönlichen Dienstleistung bei den geistlichen und weltlichen Großen berufenen Personen. Auch die Freiheit dieser war anfänglich eine geminderte; doch stieg mit ihrer Verwendung zu Kriegs- und Hofdiensten auch ihr Ansehen, sodaß sie bald den eigentlichen Lehnsmannen oder Vasallen der Großen gleichgeachtet wurden. Mit der Zeit trat für sie ein besonderes Recht der ritterlichen Dienstleute (ius ministeriale) ins Leben, und so entwickelte sich aus ihnen der Ritterstand. Schon zu Anfang des 13. Jahrh. aber war das Bewußtsein von der ursprünglichen Unfreiheit dieser Standesgenossen so sehr geschwunden, daß man bereits anfing, die Ministerialen dem niedern Adel beizuzählen. Und so findet sich denn seit dem 13. Jahrh., namentlich in den sogenannten mittelalterlichen Rechtsbüchern, nur noch eine Klasse von Unfreien, welche eigene Leute (Dienstleute, Hörige, scaramanni, scararii, Kurmedige, Wachszinsige, Köter, Kossäten, Sonnenkinder, auch wol Lassen, Laten, Erbunterthänige) genannt wurden. Der Zustand dieser Unfreiheit hieß Eigenschaft, wofür dann später der Ausdruck Leibeigenschaft aufkam, obgleich sich dieses Verhältniß wesentlich als eine Gutshörigkeit charakterisirte. Die Leibeigenen erscheinen nämlich als die Hintersassen ihres Gutsherrn, werden auch als solche bezeichnet und standen wie das Gut selbst, zu welchem sie gehörten, in der Gewere (d. i. im Besitze) des Gutsherrn, welcher den ihm eigenen Mann mittels gerichtlicher Klage (sogenanntes Besatzungsrecht) in Anspruch nehmen konnte. Das Abhängigkeitsverhältniß der Hörigen zeigte sich aber auch namentlich darin, daß der Herr, wenn schon nicht, wie ehemals, den ganzen Nachlaß des Leibeigenen, so doch einen gewissen Theil desselben, namentlich die besten Viehstücke u. dgl. (Besthaupt, Mortuarium, Sterbfall, Buttheil), für sich beanspruchen konnte. Ferner mußten unfreie Frauenspersonen bei ihrer Verheirathung eine gewisse Abgabe (Bumede, Bauzins, Nagelgeld, Schürzenzins, maritagium) entrichten, und der Leibeigene bedurfte zu seiner Verheirathung der Erlaubniß des Gutsherrn. Außerdem war es aber eine ganze Reihe von Zinsen und Abgaben, welche die Leibeigenen von den Höfen, die ihnen der Gutsherr regelmäßig in eine Art Erbpacht gegeben hatte, entrichten mußten. Namentlich waren Zehnten, Gülten und Grundzinsen abzugeben, außerdem Herdgelder, Gartenhühner, Rauchhühner, Ostereier, Pfingstlämmer, Martinsgänse und Fastnachtshühner zu prästiren, auch Zinskorn, Wachszins und Honigzins zu liefern. Hierzu kamen aber noch zahlreiche persönliche Dienstleistungen, die sogenannten Frohn- und Herrendienste, sodaß das Los der Leibeigenen in der That ein sehr hartes war. (S. Artikel Bauer, historisch und rechtlich). Erst zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gewann die fortschreitende Humanität so viel Einfluß auf die Gesetzgebung, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche zugleich im Interesse des Volkswohlstandes, der Entwickelung der Steuer- und Wehrkraft des Landes und der Zunahme der Bevölkerung als dringend geboten erschien, in Deutschland allenthalben durchgeführt wurde. Zwar hatten sich schon zu Anfang des 18. Jahrh. einzelne Versuche zur Aufhebung der Leibeigenschaft gezeigt, z. B. in der preußischen Dorfordnung von 1702 für die königlichen Domänen; aber erst Kaiser Joseph II. von Oesterreich war es, welcher die Leibeigenschaft vollständig aufhob, und zwar 1781 für Böhmen und Mähren, 1782 für die deutschen Erblande. Auch das preußische Landrecht von 1794 bezeichnete die Leibeigenschaft als unzulässig; aber erst durch Gesetz vom 9. Oct. 1809 erfolgte die gänzliche Aufhebung derselben für die preußische Monarchie, ebenso in Würtemberg durch Gesetz vom 18. Nov. 1817, und für Baiern durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818, sodaß dann auch die übrigen deutschen Staaten, in denen das Institut der Leibeigenschaft noch bestand, nicht mehr zurückbleiben konnten. Außerdem wurde aber die Lage der ehemals Leibeigenen durch die von der modernen Gesetzgebung proclamirte Ablösbarkeit der Grundlasten sowie dadurch wesentlich erleichtert, daß die ehemaligen bäuerlichen Nutzungsrechte nach und nach in volles Eigenthum umgewandelt wurden, sodaß heutzutage nur noch wenige Ueberbleibsel der alten Feudallasten als letzte Spuren der vormaligen Leibeigenschaft vorhanden sind. Vgl. übrigens auch den Art. Hörige. — Ueber die Leibeigenschaft in Rußland s. Russland (Geschichte).

Vgl. Kindlinger, «Die Geschichte der Hörigkeit, insbesondere der sogenannten Leibeigenschaft» (Berlin 1819); Sugenheim, «Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrh.» (Petersburg 1861).

(Albrecht Just.)

Leibgedinge, s. Leibzuchtvertrag.

LEIBNIZ (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), deutscher Philosoph und vielseitiger Gelehrter, wurde am 21. Juni (1. Juli) 1646 in Leipzig als Sohn des Professors Friedrich Leibniz (der frühere Familienname war Lubeniez) geboren, welcher, ursprünglich Jurist, seit 1640 auch den Lehrstuhl der Moralphilosophie an der Universität inne hatte, aber bereits 1652 starb.[1]) Mit großer

1) Hauptquellen für die Biographie von Leibniz sind außer seinen eigenen Schriften: J. G. v. Eccard (Leibniz' Secretär), «Lebenslauf des Herrn von Leibniz» in Murr's «Journal zur Kunstgeschichte und allgem. Literatur», Bd. 7 (Nürnberg 1779), eine Darstellung, welche, vorher handschriftlich bekannt, den meisten bald nach Leibniz' Tode erschienenen Nekrologen zu Grunde lag, so dem von Chr. Wolff in den «Acta Eruditorum» 1717 und dem in der pariser Akademie gelesenen Eloge von Fontenelle; K. G. Ludovici, «Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibniz'schen Philosophie» (Leipzig 1737); ferner: G. E. Guhrauer, «G. W. Freiherr von Leibniz» (2 Bde., Breslau 1842);

Lernbegier und Findigkeit arbeitete Gottfried Wilhelm Leibniz sich früh in die mannichfachsten wissenschaftlichen Gegenstände, besonders aber in die großen Systeme der Philosophie ein[2]), sodaß er schon in seinem 15. Jahre über den Gegensatz teleologischer und mechanistischer Weltanschauung grübelte.[3]) Auf der Universität, an die er um dieselbe Zeit (1661) von der Nikolaischule aus überging, wählte er die Jurisprudenz als Fachwissenschaft, ohne jedoch seiner Neigung für die philosophischen Studien zu entsagen, in denen er namentlich an Jakob Thomasius (dem Vater des bekannten Christian Thomasius) einen kenntnißreichen Förderer fand, während ihn Adam Scherzer in die Scholastik einführte. Nach Absolvirung des philosophischen Cursus erwarb Leibniz das Baccalaureat im Frühjahr 1663 mit der Abhandlung «De principio individui».[4]) Darauf führte ihn sein Wunsch, sich in der Mathematik weiter zu vervollkommnen, als es in Leipzig möglich war, für das Sommersemester 1663 an die Universität Jena, wo Erhard Weigel[5]) lehrte, ein bedeutender Mathematiker, der sich auch um die Einführung der mathematischen Methode in die Philosophie (nach cartesianischem Grundgedanken) und besonders in die Rechtsphilosophie verdient gemacht und in dieser Hinsicht stark auf Leibniz eingewirkt hat. Nach Leipzig zurückgekehrt, wo er bald darauf den Tod seiner Mutter zu beklagen hatte, vertiefte Leibniz sich wieder mehr in die juristischen Specialstudien; ihnen entnahm er auch das Thema für die Abhandlung, auf die er zu Ende 1664 Magister der Philosophie wurde: «Specimen difficultatis in jure, seu Quaestionis philosophicae amoeniores ex jure collectae». Obwol er dann in den nächsten Jahren nicht nur in der philosophischen Facultät pro loco eine «Disputatio arithmetica de complexionibus»[6]), sondern auch in der Juristenfacultät unter dem Vorsitze des Professor Schwerdendorffer zwei Abhandlungen «De conditionibus» vertheidigt hatte, wurde seine Bewerbung um die juristische Doctorwürde, angeblich wegen seines zu jugendlichen Alters, zurückgewiesen. Leibniz verließ darauf seine Vaterstadt, in die er nie dauernd zurückgekehrt ist und begab sich auf die nürnbergische Universität Altdorf, wo er noch im November 1666 mit einer Schrift «De casibus perplexis in jure»[7]) promovirte. Um dieselbe Zeit entstand seine «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae», welche er zu Ende 1667 zu Frankfurt a. M. anonym mit einer Widmung an den Kurfürsten von Mainz herausgab.

In Altdorf blieb Leibniz, obwol er die Anträge auf Eintritt in ein dortiges Lehramt ablehnte, noch einige Zeit und befriedigte seine Neugierde durch Eintritt in die nürnbergische Gesellschaft der Rosenkreuzer, die ihn sogleich zu ihrem Secretär machte. Dann aber lernte er in Nürnberg den Freiherrn Joh. Christ. von Boyneburg kennen, den ehemaligen Minister des bedeutenden mainzer Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn. Der vielseitig gebildete, feinsinnige und urtheilsvolle Staatsmann veranlaßte den jungen Gelehrten, zu ihm (1667) nach Frankfurt zu übersiedeln und vermittelte bald seinen Eintritt in den kurmainzischen Dienst, in welchem Leibniz 1670 Rath im Oberrevisionscollegium, dem höchsten Tribunale des Kurfürstenthums, wurde. Seine vielgeschäftige Thätigkeit stand dabei zum großen Theil mit im persönlichen Dienste Boyneburg's, dem er z. B. auch seine Bibliothek ordnete und katalogisirte und dessen politische Thätigkeit er mit seiner Feder unterstützte. So schrieb er bei Gelegenheit der Gesandtschaftsreise, welche Boyneburg 1669 nach Warschau zu machen hatte, um die Wahl des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zum polnischen König zu betreiben, sein «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» unter dem Pseudonym Georg Ulicovius Lithuanus (Wilna 1669). In der schwierigen und verwickelten politischen Situation dieser Jahre[8]) verfolgte Leibniz, wie sein Gönner Boyneburg, in erster Linie den Gedanken, den Gleichgewichtszustand Europas, wie er durch den Westfälischen Frieden hergestellt war, aufrecht zu erhalten, damit Deutschland nicht noch einmal der Schauplatz eines verheerenden Weltkriegs werde; das Reich müsse jeder Gefahr eines Kriegs vorbeugen, da es derselben nicht gewachsen sei. Zu dem Heldenmuthe, mit welchem der Große Kurfürst von Brandenburg für deutsches Recht gegen den Erbfeind schon damals auftrat, vermochte sich diese Cabinetspolitik des geistlichen Kurfürsten nicht aufzuschwingen; aber im Hintergrunde dieser nächsten Politik steht auch hier das Ideal einer festeren Vereinigung und politischen Erstarkung des Deutschen Reiches und die Hoffnung, durch eine engere Verknüpfung der deutschen Staaten, die nur zunächst aus Klugheitsrücksichten nicht gegen Frankreich gerichtet scheinen müsse, der räuberischen Politik des Nachbars, Ludwig's XIV., die sich 1670 durch die Annexion von Lothringen demaskirte, energisch entgegentreten zu können. Diese Gedanken legte Leibniz nieder in seinem 1670 in zwei Theilen im August und im November geschriebenen «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens jetzigen Umständen nach im Reiche

---

Kuno Fischer, «Geschichte der neueren Philosophie», Bd. 2 (2. Aufl., Heidelberg 1867); Artikel Leibniz von K. Prantl in der «Allgemeinen deutschen Biographie». — Uebersicht über die Literatur bei Guhrauer und besonders auch bei Ueberweg-Heinze, «Grundriß der Geschichte der Philosophie», Bd. 3 (7. Aufl., Berlin 1888), S. 143. Vgl. auch E. Pfleiderer, «Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Leipzig 1870).

2) Die Geschichte seines autodidaktischen Lesens und Lernens hat Leibniz selbst theils in seiner «Vita a se ipso breviter delineata», theils in der Skizze «In specimina Pacidii introductio historica» geschildert; über seine Beschäftigung mit der Logik vgl. auch das Schreiben an Gabr. Wagner über den Nutzen der Vernunftkunst. 3) Vgl. Brief an Remond de Montmort (Erdmann'sche Ausgabe, 702a). 4) Neu herausgegeben mit kritischer Einleitung von G. E. Guhrauer (Berlin 1837). 5) Vgl. F. Bartholomäi in der «Zeitschrift für exacte Philosophie», IX (1871), S. 250 fg. 6) In erweiterter Form unter dem Titel «De arte combinatoria» (Leipzig 1666) herausgegeben.

7) Aufgenommen unter die «Specimina juris» (1672). 8) Vgl. darüber besonders noch G. E. Guhrauer, «Kurmainz in der Epoche von 1672» (2 Bde., Berlin 1839).

auf festen Fuß zu stellen»[9]), einer Denkschrift von weit vorgreifender politischer Intelligenz und ein Denkmal edeln und einsichtigen Patriotismus.

Auch auf die kirchenpolitischen Interessen Boyneburg's ging Leibniz ein. Das Ideal der Reichseinheit führte beide Männer auf den Gedanken einer Ausgleichung des confessionellen Gegensatzes, der die politische Erbkrankheit der neueren deutschen Geschichte bildet. Boyneburg, der von der lutherischen zur römischen Confession übergetreten war, mußte ein solches Bestreben besonders nahe liegen: gegenüber der naturalistischen Philosophie und der Ausbreitung eines so radicalen Rationalismus, wie ihn die Socinianer vertraten, schien es Aufgabe der Kirchen, sich gegen die gemeinsamen Feinde zu einem einheitlichen Christenthum zusammenzuschließen. In diesem Sinne verfaßte Leibniz die «Confessio naturae contra atheistas»[10]) (1668) und die «Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani» (1669).[11]) Zugleich regte Boyneburg seinen jungen Freund auch zu philosophischen Studien an: er veranlaßte ihn, die vergessene Schrift des Marius Nizolius (erschienen Parma 1553) «Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra pseudophilosophos» herauszugeben und mit einer höchst interessanten Abhandlung «De stilo philosophico Nizolii» einzuleiten (Frankfurt 1670).

Im Frühjahr 1672 begab sich Leibniz im Auftrage des Kurfürsten und Boyneburg's nach Paris; für den letztern hatte er nicht nur einige geschäftliche Aufträge, sondern auch die Leitung der wissenschaftlichen Ausbildung seines damals sechzehnjährigen Sohnes, Philipp Wilhelm von Boyneburg, des späteren Statthalters von Erfurt, übernommen. Zugleich aber hatte er eine geheime politische Aufgabe zu erfüllen. Die kurmainzische Politik, welche die Sicherung des Reichsfriedens in der Ausgleichung der habsburgischen und der französischen Interessen suchte, war darauf bedacht, beide Mächte in eine gemeinsame Orientpolitik hineinzuziehen, und ein günstiger Anlaß dazu schien sich zu bieten, als Ende 1671 der Krieg zwischen Ludwig XIV. und Holland ausbrach. Damals schrieb Leibniz einen Entwurf, der auf den Plan hinauslief, Frankreich solle die Macht Hollands dadurch brechen, daß es Aegypten erobere und sich dadurch zum Herrn des Orienthandels mache; es werde dadurch zugleich die für Europa gefährliche Macht der Türken bezwingen und für sich selbst die erstrebte Schiedsrichterrolle in Europa (monarchia) erwerben.[12]) Diesen Gedanken sollte Leibniz in Paris weiter zur Geltung bringen. Er gab ihm während seiner dortigen Anwesenheit neue Gestalt, einerseits in dem «Consilium Aegyptiacum», das für Boyneburg bestimmt war, aber nicht mehr an denselben gelangte, da dieser kurz vor Ende 1672 starb, andererseits in einer größeren, für den König bestimmten, aber diesem nicht mehr überreichten Denkschrift: «De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda justa dissertatio».[13]) Doch gingen die Ereignisse über seinen Plan hinweg. Der Krieg war inzwischen in Holland und am Rhein geführt worden, und Leibniz erhielt im Januar 1673 den Auftrag, sich einer kurmainzischen Gesandtschaft anzuschließen, welche von Paris nach London ging, um Modalitäten der Friedensverhandlungen festzustellen; indessen kehrte diese Gesandtschaft gleich nach dem schon im Februar erfolgten Tode des Kurfürsten nach Paris zurück.

Inzwischen hatte Leibniz diese Zeit für seine wissenschaftlichen Zwecke mit rastloser Thätigkeit auszunutzen gewußt und setzte dies in den folgenden Jahren fort, die er mit allmählicher Lockerung seines Verhältnisses zu dem kurmainzischen Hofe in Paris zubrachte. Mit dem Hauptvertreter des Cartesianismus, Arnauld, mit dem deutschen Philosophen Walter von Tschirnhausen, mit Spinoza's Freunde Oldenburg, dem holländischen Gesandten in London, mit Mathematikern und Physikern, wie Collins, Boyle, Huyghens, trat er in fruchtbare persönliche Berührung, die sich meist in interessanten Briefwechseln fortgesetzt hat. Er erweiterte dabei während dieser Zeit seine Studien namentlich nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite[14]) und zeigte sich sogleich auch hier fruchtbar. Er erfand eine verbesserte Rechenmaschine und stellte dieselbe der londoner Akademie vor, welche ihn darauf zu ihrem Mitgliede ernannte. Diese Studien und die Anregungen, welche er zum Theil durch briefliche Mittheilungen über Newton's neue Art der Problemlösungen erhalten hatte, führten ihn im J. 1676 zur Erfindung der Differentialrechnung, durch die er sich in der Geschichte der Mathematik neben Newton ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Beide sind, der eine mehr von der arithmetischen, der andere mehr von der geometrischen

---

9) Abgedruckt in Guhrauer's Ausgabe von Leibniz' deutschen Schriften. 10) Durch Boyneburg an Spener, mit dem übrigens Leibniz während dieser Jahre sich auch persönlich begegnete, und von diesem an Gottlieb Spitzel mitgetheilt, wurde der Aufsatz als Anhang zu des letztern «Epistola ad Ant. Reiserum de eradicando atheismo» (Augsburg 1669) veröffentlicht. 11) Dieser Aufsatz ist Boyneburg für die warschauer Gesandtschaftsreise gewidmet, und bekämpft die Kritik der Dreieinigkeitslehre von Andreas Wissowatius. Vgl. die Abhandlung über denselben Gegenstand von Lessing, in den «Sämmtlichen Schriften» (Lachmann), IX, 7 fg. 12) «Specimen demonstrationis politicae, de eo quod Franciae intersit impraesentiarum seu de optimo consilio quod potentissimo regi dari potest. Concluditur expositio in *Hollandiam Orientis* seu Aegyptum». (In Onno Klopp's Ausgabe, 1. Reihe, II, 100 fg.)

13) Beide Documente sind vollständig erst bei O. Klopp a. a. O. veröffentlicht. Vorher waren bei Gelegenheit der Napoleonischen Expedition, welche den Leibniz'schen Gedanken gegen England ausführte, unvollständige Abschriften, hinsichtlich des Consilium durch die französische, hinsichtlich der Dissertation durch die englische Regierung in die Oeffentlichkeit gedrungen. — Vgl. O. Klopp, «Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten» (Hannover 1864); K. G. Blumstengel, «Leibniz' ägyptischer Plan» (Leipzig 1869); F. W. Dafert, «Leibniz als Deutscher» (Wien 1883). 14) Schon in Mainz hatte er dies Interesse durch eine «Hypothesis physica nova seu theoria motus concreti et theoria motus abstracti» (Mainz 1671) bethätigt, worin er den Aether als das Princip der Bewegung statuirte. In Paris fing er nach Anregung von Huet eine Herausgabe von Marcianus Capella an, welche jedoch in den ersten Anfängen stecken geblieben ist.

Seite her, auf dieselbe Methode gekommen, welche seitdem die Grundlage aller höheren Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft geworden ist: Newton zuerst und Leibniz nach ihm, aufmerksam gemacht vielleicht durch dunkle Andeutungen, aber in der Hauptsache ebenfalls selbständig und in einer für die spätere Entwickelung brauchbareren Form. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sich an dies Verhältniß später ein (bis in die neueste Zeit fortgeführter) Prioritätsstreit geknüpft hat, der dem Philosophen Jahre seines spätern Lebens verbittert hat, und noch mehr zu beklagen, daß Leibniz selbst von der Schuld nicht frei zu sprechen ist, daß er Anlaß zu dem Streit gegeben und in demselben nicht immer mit offenen und rechten Waffen gekämpft hat. Er veröffentlichte seine «Methodus nova pro maximis et minimis» in den «Acta Eruditorum», 1684, ohne Newton zu nennen; der letztere theilte seine Fluxionsrechnung erst in den «Principia philosophiae naturalis mathematica» (1687) mit, indem er nur von obenher Leibniz erwähnte. Dieser verfuhr in einem Berichte in den «Acta Eruditorum» 1697 ähnlich gegen Newton, und wurde sodann von dessen Schüler Fatio des Plagiats beschuldigt. Hierauf antwortete er in einer anonymen Recension, welche die «Acta Eruditorum» 1706 über Newton's Optik brachten, mit der umgekehrten Beschuldigung, worauf denn die Behauptung Fatio's 1708 von einem oxforder Schüler Newton's officiell in den Verhandlungen der Londoner Akademie aufrecht erhalten wurde. Hierauf verlangte Leibniz von der Akademie eine Untersuchung, und die dafür eingesetzte Commission entschied im J. 1712 gegen Leibniz. Die großen Mathematiker der Folgezeit, Männer wie Euler, Lagrange, Laplace, Poisson, Biot, haben das parteiische Urtheil corrigirt und beide Männer in ihre Rechte eingesetzt.[15])

Während Leibniz schon den Plan einer dauernden Niederlassung in Paris erwog, traf ihn die Wiederholung einer schon früher an ihn herangetretenen und damals abgelehnten Berufung von seiten des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und Hannover: diesmal folgte er derselben und reiste über London und Amsterdam an seinen neuen Bestimmungsort. Auf der Fahrt durch Holland besuchte er im Haag Spinoza, mit dem er schon durch briefliche Beziehungen bekannt war und dem er nun in mehrfachen Unterredungen näher trat.[16]) Die officielle Stellung, welche Leibniz in Hannover bekleidete, war diejenige des herzoglichen Bibliothekars und seit 1685 eines braunschweig-lüneburgischen Hofhistoriographen; vom J. 1690 an verband er damit auch die ihm vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel übertragene Verwaltung der Bibliothek von Wolfenbüttel, und im J. 1696 wurde er zum Geheimen Justizrath ernannt; die gleiche Würde ertheilten ihm später der Kurfürst von Brandenburg und 1712 der russische Zar. Dabei aber war Leibniz sowol bei Johann Friedrich, als auch besonders bei seinem ihm 1679 in der Regierung folgenden Bruder Ernst August und dessen Gemahlin Sophie (einer pfälzischen Prinzessin, Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Spinoza hatte nach Heidelberg ziehen wollen, und der Prinzessin Elisabeth, die Descartes' Freundin war) in persönlicher und politischer Vertrauensstellung, und er hat infolge dessen eine unglaublich umfangreiche und vielseitige Thätigkeit entwickelt. Selbst um die Details der Volkswirthschaft in Hannover kümmerte er sich und trug viel zur Hebung des Bergbaues wie zur Verbesserung des Münzwesens bei; als wissenschaftlicher Ertrag dieser Interessen ist die erst nach seinem Tode veröffentlichte Schrift «Protagaea», eine Entwickelungsgeschichte der Erde, anzusehen, von der die «Acta Eruditorum» 1691 einen Auszug brachten; auch trieb er im Zusammenhang damit chemische Studien und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Darstellung des Phosphors.

Bedeutsamer war es, daß Leibniz seine Feder in den Dienst der hannoverschen Politik stellte und dabei mehr und mehr als ein ausgesprochener Gegner Ludwig's XIV. für Kaiser und Reich hervortrat.[17]) Den ersten Anlaß bot ihm eine Formstreitigkeit bei dem Frieden zu Nimwegen: hier trat er 1677 unter dem Pseudonym Cäsarinus Fürstenarius mit einem «Tractatus de jure suprematus ac legationis principium Germaniae» hervor, welcher für alle deutschen Fürsten, nicht nur für die Kurfürsten, dasselbe Recht wie für die kleinen ausländischen Potentaten in Anspruch nahm.[18]) Nach dem Raube Straßburgs aber erschien Leibniz auf dem literarischen Streitfelde mit einer schneidigen Satire auf die französische Politik in seinem «Mars christianissimus autore Germano Gallo-Graeco ou apologie des armes du roi très-chrétien contre les chrétiens» (Köln 1684). Bei seiner Anwesenheit in Wien 1688 schrieb er beim Beginn des neuen Reichskrieges gegen das französische Manifest seine «Remarques sur un manifeste français» und verfaßte das Gegenmanifest des deutschen Kaisers: «Responsio Leopoldi Imperatoris».[19]) Aehnliche Gedanken äußerte er in dem Memoire «Status Europae incipiente novo saeculo»,[20]) und in den Schriften, welche er in Bezug auf den Spanischen Erbfolgekrieg im Interesse Oesterreichs theils officiell, theils privatim herausgegeben

15) Vgl. Brewster, «Leben Newton's» (deutsch Leipzig 1833), S. 333 fg.; C. J. Gerhardt, «Die Entdeckung der Differentialrechnung» (Halle 1848); H. Slomann, «Leibniz' Anspruch auf die Erfindung der Differentialrechnung» (Leipzig 1857); auch Guhrauer «Leibniz' Leben», I, 170 fg., 286 fg. 16) Ueber diesen auch für die philosophische Entwickelung von Leibniz gewiß nicht unwichtigen Besuch, dem früher nur der Charakter oberflächlicher Berührung zuerkannt wurde, hat neuerdings Licht verbreitet L. Stein, «Leibniz in seinem Verhältniß zu Spinoza auf Grundlage unedirten Materials entwickelungsgeschichtlich dargestellt» («Sitzungsberichte der Berliner Akademie», 1888, S. 615 fg.).

17) Vgl. auch E. Pfleiderer, «Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutsch-politischen Flugschriften nachgewiesen» (Leipzig 1870). 18) Denselben Gedanken vertrat Leibniz in einem Gespräch «Entretiens de Philarète et d'Eugène touchant la souveraineté des électeurs et princes de l'empire» (Duisburg 1677). 19) Beide abgedruckt bei Foucher de Careil, «Oeuvres de Leibniz», tom. III. 20) Ebendas.

hat.[21]) Nicht minder lebhaft trat Leibniz für die hannoversche Hauspolitik ein. An der Einführung der Primogenitur durch den Herzog Ernst August, wobei zahlreiche Schwierigkeiten außerhalb und innerhalb des welfischen Hauses zu überwinden waren, an der Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum (1692), später noch an der Succession der Welfen in England (1714) hatte er wirksamen Antheil; insbesondere aber wurde er Geschichtschreiber des Welfenhauses. Er unternahm in den Jahren 1687—90 zu diesem Zwecke eine archivarische Reise, welche ihn über Marburg, Frankfurt, München nach Wien, von da nach Italien (Venedig, Modena, Rom und Neapel) und wieder über Wien zurückführte. Der Ertrag dieser auch später noch unausgesetzt betriebenen historischen Arbeiten führte weit über ihren ersten Anlaß hinaus: Leibniz gab nicht nur die «Scriptores rerum Brunsvicensium» (1707—11), mit der Einleitung «Accessiones historicae» (1698) heraus und brachte seine (von Pertz, Hannover 1843—45 herausgegebenen) «Annales imperii occidentis Brunsvicensis» beinahe zum Abschluß, sondern er veranstaltete auch die Sammlung eines «Codex juris gentium diplomaticus» (1693) mit einer «Mantissa» (1700).[21a])

Mit den Wünschen des hannoverschen Hofes hingen auch die Bestrebungen nach kirchlicher Einigung zusammen, denen sich Leibniz mit großer Hingabe, wenn auch ohne Erfolg gewidmet hat.[22]) Gedanken, welche er schon während seiner mainzer Zeit ins Auge gefaßt hatte, fanden neue Nahrung, als Royes de Spinola, der unermüdliche Agitator für eine Reunion aller christlichen Kirchen, 1683 in Hannover erschien und dann in den Verhandlungen mit Molanus und den helmstädter Theologen die beiderseits gewünschte Sache so weit förderte, wie sie nur je gediehen ist. In dieser Zeit correspondirte Leibniz über diese Frage mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, dessen Versuche, ihn zur Conversion zu bestimmen, er den festesten Widerstand entgegensetzte; zugleich aber entwarf er als Grundlage für eine Verständigung sein «Systema theologicum».[23]) Nach der Rückkehr von seiner längeren Reise nahm er den Gegenstand in ausführlicher Correspondenz mit Pelisson und Bossuet wieder auf; aber nach dem Tode Spinola's (1695) zerschlugen sich die Verhandlungen sehr bald, hauptsächlich an politischen Gegensätzen. An ihre Stelle traten für Leibniz die Discussionen über die engere Frage einer Union zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche, welche zwischen den Höfen von Hannover und Brandenburg geführt wurden.[24]) Der Gedanke einer kirchlichen Einigung dieser beiden protestantischen Vormächte Deutschlands fand namentlich bei den beiden Kurfürstinnen begeisterten Anklang; die Kurfürstin (später erste Königin Preußens) Sophie Charlotte von Brandenburg war die Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover und Leibniz' bewunderungsvolle Schülerin. Aber die Verhandlungen, welche auf der hannoverschen Conferenz 1698 zwischen Molanus und Leibniz einerseits und dem berliner Hofprediger Jablonski andererseits geführt wurden, hatten schließlich kein praktisches Resultat.

Indessen hatte Leibniz durch diese Verhandlungen ein intimes Verhältniß zum berliner Hofe gewonnen, das er um so mehr pflegte, als sich nach dem Tode Ernst August's von Hannover (1698) seine Beziehungen zu dessen Sohn und Nachfolger Georg Ludwig immer kühler gestalteten. Dagegen hatte er in Berlin nicht nur die huldvolle Freundschaft der geistvollen Kurfürstin, sondern auch eine officielle Anknüpfung gefunden, seitdem er mit dem Plane der Gründung einer wissenschaftlichen Societät daselbst betraut worden war. Dieser Plan wurde im J. 1700 realisirt, und Leibniz war der erste Präsident der neuen Akademie.[25]) Als dieselbe im J. 1710 ihren ersten Bericht herausgab, war darin Leibniz mit Beiträgen aus fast allen Gebieten der Wissenschaft vertreten. In den ersten Jahren des 18. Jahrh. lebte Leibniz vorwiegend in Berlin oder Charlottenburg am Hofe der Königin Sophie Charlotte; hier begegnete er auch dem englischen Freidenker John Toland und fand überhaupt reiche geistige Anregung. Auch machte er sich nach manchen Richtungen nützlich: er beförderte die Einführung des Seidenbaues, er beschäftigte sich mit den Fragen der Schulreform[26]), und er trat publicistisch für die Interessen Preußens bei der oranischen Erbschaft (1702) und auch noch später bei der Occupation von Neuchatel (1707) ein. Mit dem Tode der Königin aber (1705) lockerte sich auch dies Verhältniß, und Leibniz kam bei der Spannung, welche zwischen den Höfen von Berlin und Hannover eintrat, in eine unerquickliche Zwischenstellung, in der er von beiden Seiten angefeindet und verdächtigt wurde. Im J. 1711 war er zum letzten mal in Berlin.[26a])

---

21) Zusammengestellt bei Kuno Fischer, a. a. O., S. 198 fg. 21a) An die historischen Forschungen schlossen sich etymologische, deren Resultate Leibniz in den «Collectanea etymologica» (Hannover 1717) niederlegte; vgl. L. Neff, «Leibniz als Sprachforscher und Etymologe» (Tübingen 1871). 22) Hering, «Geschichte der Unionsbestrebungen». Vgl. auch Kirchner, «Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche» (Leipzig 1874). Vgl. O. Klopp, «Das Verhältniß Leibniz' zu den kirchlichen Reunionsversuchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.» (Hannover 1860). 23) Veröffentlicht zuerst Paris 1819; es war gewissermaßen die Antwort auf die von den katholischen Unterhändlern zu Grunde gelegte «Exposition de la foi» von Bossuet (1676).

24) Vgl. Brandes, «Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg», Bd. 1 (Gotha 1872). 25) Vgl. Ch. Bartholmèß, «Histoire philosophique de l'académie de Prusse», tom. I (Paris 1850), 1. Buch, Kap. 2—4; A. Trendelenburg, «Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrh.» («Histor. Beiträge zur Philosophie», Bd. 2); O. Klopp, «Leibniz als Stifter gelehrter Gesellschaften» («Hannover. Philol. Vers.», 1864). — Mit dem Gedanken der Stiftung der Berliner Akademie und ihrer deutsch-nationalen Bestimmung pflegt das in der hannoverschen Bibliothek aufgefundene Manuscript: «Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache», in Zusammenhang gebracht zu werden. Vgl. jedoch A. Schmarsow, «Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben» (Straßburg 1877). Dagegen aber L. Neff (Programm, Durlach 1880). 26) Vgl. Hülsen, «Leibniz als Pädagoge» (Charlottenburg 1874); Le Viseur, «Leibniz' Beziehungen zur Pädagogik» (Leipzig 1882). 26a) Vgl. noch Foucher de Careil, «Leibniz et les deux Sophies» (Paris 1876).

In demselben Jahre gab ihm die Heirath einer wolfenbütteler Prinzessin mit einem russischen Großfürsten Gelegenheit, dem Zar Peter dem Großen näher zu treten[26b]), welchen er für die später erfolgte Gründung einer Akademie in Petersburg gewann. Im folgenden Jahre sah er denselben in Karlsbad und Dresden, im J. 1716 noch einmal in Pyrmont wieder. Inzwischen hatte er die Jahre 1712—14 in Wien zugebracht, wo er ebenfalls ohne sofortigen Erfolg für die Gründung einer Akademie thätig war und zugleich ein politisches und persönliches Verhältniß zu dem Prinzen Eugen von Savoyen gewann. Er erhielt hier die höchste einem Protestanten zugängliche Würde eines Reichshofraths. Als er aber im Herbst 1714 nach Hannover zurückkehrte, gelang es ihm nicht, an den neuen welfischen Hof nach London gezogen zu werden, und er blieb vereinsamt und verbittert in Hannover. Ein gichtisches Leiden begann ihn zu peinigen und machte seinem Leben am 14. Nov. 1716 ein Ende.

Ueberblickt man dies reichbewegte, in die Wandlungen der großen Welt verflochtene, von politischen Interessen und zahllosen Beschäftigungen und Aufgaben der praktischen Wirklichkeit erfüllte Leben, so erscheint es kaum glaublich, daß derselbe Mann, der all dies leistete, was das Leben mehr als Eines gewöhnlichen Menschen hätte ausfüllen können, daneben noch der Schöpfer eines originellen Systems der Philosophie, eines der ausgeprägtesten und bedeutsamsten in der Geschichte dieser Wissenschaft, war, daß er der Begründer der deutschen Philosophie und der beherrschende Geist der deutschen Aufklärung ist. In der That war es nur einer unglaublichen Arbeitskraft und einer beispiellosen Vielseitigkeit möglich, auf so vielen Gebieten zugleich fruchtbar thätig zu sein und mit einer praktischen Geschäftigkeit, welche sich in die heterogensten Fragen leicht einzuarbeiten wußte, auch die stille Vertiefung in philosophische Contemplation zu vereinigen. Freilich hat andererseits jene Zersplitterung in die Mannichfaltigkeit politischer, kirchenpolitischer, historischer, archivarischer, mathematischer, naturwissenschaftlicher und so vieler praktischer Interessen den Philosophen zwar nicht an der Energie des systematischen Nachdenkens geschwächt, wohl aber ihm die Muße zur schriftstellerischen Darstellung seiner Gedanken in empfindlichster Weise beeinträchtigt. Der literarische Befund seiner Philosophie zeigt eine ähnliche Verstreutheit wie seine gesammte Lebensthätigkeit. Außer den erwähnten Dissertationen gab Leibniz später eine große Menge von Abhandlungen, darunter auch philosophische, theils in dem «Journal des savants», theils in den «Acta Eruditorum» heraus[27]) von größeren Arbeiten in Bezug auf die Philosophie hat er nur seine «Essais de Théodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (Amsterdam 1710) veröffentlicht, eine Schrift, zu der der Philosoph durch seine Unterredungen mit der preußischen Königin über Bayle's Einwürfe gegen den Optimismus angeregt worden war. Gleich nach seinem Tode erschien (1718) in der «Europe savante» der für den Prinzen von Savoyen (1714) geschriebene Abriß «Principes de la nature et de la grace fondés en raison», und zwei Jahre darauf eine deutsche Uebersetzung seiner «Monadologie», herausgegeben von J. H. Köhler (Frankfurt 1720).[28]) Sehr spät endlich ist die werthvollste Arbeit von Leibniz ans Licht getreten. Seine «Nouveaux essais sur l'entendement humain», welche Schritt für Schritt dem Locke'schen Essay folgen und an dasselbe in (sehr schematisch behandelter) dialogischer Form Leibniz' Kritik und die Grundzüge seiner eigenen Erkenntnißlehre knüpfen, waren schon 1704 beendet; aber der Verfasser fürchtete, sein ohnehin gespanntes Verhältniß zu der gelehrten Welt in England durch die Veröffentlichung dieser Kritik nur noch mehr zu verschärfen und verzichtete darauf. Erst 1765 ist sie in der Sammlung von Raspe (s. unten) erschienen.[29]) Erweisen sich so selbst die Hauptwerke des Philosophen als Kinder der Gelegenheit, so trägt die große Masse von Quellen, auf welche wir für die Kenntniß seiner Lehre angewiesen sind, noch weit mehr den Charakter gelegentlicher Aeußerungen: es sind theils Entwürfe zu Aufsätzen, welche aus seinem auf der Bibliothek zu Hannover befindlichen Nachlaß erst nach und nach, großentheils erst in unserm Jahrhundert herausgegeben wurden, theils jene fast zahllosen Briefe, in denen er (besonders seit dem Erscheinen seines «Nouveau système») mit Gelehrten und Freunden einzelne Punkte seiner Philosophie besprochen hat; besonders wichtig sind die Briefe an Arnauld, Bayle, des Bosses, Clarke, Coste, Foucher, Hoffmann, Wagner u. a. Die Veröffentlichung aller dieser Documente hat früh begonnen und zieht sich, noch immer nicht ganz abgeschlossen, bis in die unmittelbare Gegenwart herein.[30])

26b) W. Guerrier, «Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen» (Leipzig 1873); Foucher de Careil, «Leibniz et Pierre l. G.» (Paris 1873). 27) Besonders hervorzuheben «Meditationes de cognitione, veritate et ideis» («Acta Erud.» 1684); «Système nouveau de la nature et de la communication des substances» (J. d. s. 1695) mit den drei im nächsten Jahre ebenda folgenden «Eclaircissements»; ferner «De ipsa natura» (A. E. 1698). Manches von Leibniz erschien auch in der «Histoire des Ouvrages des Savants» und in den «Mémoires de Trévoux».

28) Schon im folgenden Jahre in lateinischer Version in den «Acta Erud.». Das französische Original ist erst von Erdmann, neuerdings besonders von Boutroux und Nolen (beide Paris 1881) herausgegeben worden. 29) Sie hat sofort großes Aufsehen gemacht und eine große Wirksamkeit ausgeübt; Lessing begann sie zu übersetzen, und Kant wurde durch sie auf die bedeutsame Wendung seines Philosophirens geführt, welche in seiner Inauguraldissertation «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis» (1770) fixirt ist. Vgl. W. Windelband in «Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie» (1876), S. 234 fg. 30) Die Correspondenz mit Sam. Clarke erschien schon ein Jahr nach dem Tode Leibniz': «A Collection of papers etc.» (London 1717; in französischer Uebersetzung, vielfach vermehrt im Jahre darauf herausgegeben von des Maizeaux, Amsterdam 1718; deutsch von J. H. Köhler, mit Vorrede von Chr. Wolff, Frankfurt a. M. 1720). — Schon vorher hatte J. F. Feller das «Leibnitii otium Hannoveranum» (Leipzig

Die Philosophie von Leibniz beruht auf einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit; er war mit dem zeitgenössischen Zustande der Philosophie ebenso vertraut, wie mit demjenigen der meisten übrigen Wissenszweige.[31]) Mit den Lehren von Bruno und Bacon, von Descartes und Hobbes, von Spinoza und Locke finden wir ihn genau bekannt; die Tagesliteratur der verschiedenen Schulen, insbesondere in der cartesianischen diejenigen der Occasionalisten, verfolgt er mit lebhaftestem Interesse. Aber darüber hinaus reicht seine eingehende Kenntniß in die philosophische Literatur der Renaissance und besonders auch diejenige der Scholastik hinein, und in der antiken Philosophie, besonders in der aristotelischen Lehre, ist er mehr, als es zu seiner Zeit sonst irgend üblich war, zu Hause. Aus so reichem Material hat sich seine eigene Lehre entwickelt[32]), und zwar so, daß anfangs wol bald diese bald jene Motive im Vordergrunde seines Nachdenkens gestanden haben, andererseits aber nicht anzunehmen ist, daß er jemals völlig im Banne einer bestimmten Schulmeinung gewesen wäre.[33]) Vielmehr tritt schon sehr früh der conciliatorische Grundzug seines Wesens hervor, mit dem er sich bestrebt zeigt, die großen Gegensätze der philosophischen Weltauffassung, Empirismus und Rationalismus, Mechanismus und Teleologie, Naturalismus und Theismus auszugleichen und dabei auch zugleich zwischen den Ansprüchen des Wissens und denjenigen des Glaubens zu vermitteln. Kaum irgend einen Philosophen gibt es in der ganzen Geschichte dieser Wissenschaft, der, ohne Eklektiker zu sein, in solchem Maße den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden suchte, wie Leibniz. Von seinem eigenen scharf und sicher bestimmten Grundgedanken aus hebt er aus seiner reichen Kenntniß früherer Lehren weit mehr die Uebereinstimmung als den Gegensatz hervor, und selbst ein Werk von so überlegener Kritik, wie seine «Nouveaux essais» Locke gegenüber sind, kleidet sich weit mehr in das Gewand der Anerkennung als dasjenige der Polemik.

Aufgewachsen in der teleologischen Weltauffassung des Aristoteles und in derjenigen Form des Peripateticismus, welche auf den protestantischen Universitäten Deutschlands im 17. Jahrh. herrschte, wurde Leibniz auf das lebhafteste von den Bewegungen der neuern Philosophie ergriffen, die in ihren bedeutendsten Vertretern — Bacon und Descartes — auf die mechanistische Naturerklärung hindrängten. Und zwar war es bei ihm wesentlich der mathematische Sinn, welcher ihn auf diese Seite führte. Descartes' kühner Gedanke einer Universalmathematik schlug auch bei ihm tiefe Wurzeln, und wie gleichzeitig sein Freund Tschirnhausen[34]) und andererseits Spinoza, so ging auch Leibniz auf die Darstellung einer geometrischen Methode der Philosophie aus.[35]) Er tritt damit in die allgemeine methodologische Grundströmung der neueren Philosophie ein und wandelt zunächst ganz in den Bahnen der rationalistischen Richtung, wenn er nicht nur der Gesammtphilosophie und ihren einzelnen Zweigen (z. B. der Rechtsphilosophie in der Art wie auch Pufendorf vorging) die «euklidische» Methode vor-

---

1718) herausgegeben, das durch die «Monumenta varia inedita» (Leipzig 1724) vermehrt wurde. Ferner kamen heraus: «Leibnitii epistolae ad diversos», herausgegeben von Chr. Kortholt (Leipzig 1734—42); «Commercium epistolicum Leibnitianum», herausgegeben von J. D. Gruber (Hannover und Göttingen 1745), fortgesetzt durch Feder (Hannover 1805). Den Briefwechsel mit Chr. Wolff gab C. J. Gerhardt (Halle 1860) heraus; den mit Huyghens und Papin E. Gerland (Berlin 1881). Ueber den neuesten Fund auf der Bibliothek in Halle berichtete L. Stein in dem «Archiv für Geschichte der Philos.», Bd. 1 (Berlin 1887). — Gesammtausgaben der Leibniz'schen Werke, insbesondere der philosophischen, sind in geringerem oder größerem Umfange besorgt, bezw. begonnen worden: von R. E. Raspe, «Oeuvres philosophiques latines et françaises de feu Mr. L.» (Amsterdam und Leipzig 1765); ins Deutsche übersetzt von Ulrich (Halle 1778); L. Dutens, «G. G. Leibnitii opera» (6 Bde., Genf 1768); G. E. Guhrauer, «Leibniz' deutsche Schriften» (2 Bde., Berlin 1838—40); J. E. Erdmann, «G. G. Leibnitii opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica» (Berlin 1840) — eine höchst verdienstliche Veröffentlichung vieler Inedita und chronologische Zusammenstellung; M. A. Jacques (2 Bde., Paris 1842); G. H. Pertz, «Leibniz' histor. Schriften» (4 Bde., Hannover 1843 fg., philosophische, Bd. 1, Hannover 1846, besorgt von Grotefend; mathematische, 7 Bde., Berlin und Halle 1849 fg., besorgt von C. J. Gerhardt); A. Foucher de Careil, «Lettres et opuscules inédits de Leibniz» (Paris 1854 fg.) und «Oeuvres de Leibniz» (2. Aufl., Paris 1867 fg.); O. Klopp, «Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften» (13 Bde., Hannover 1864 fg.); P. Janet, «Oeuvres philosophiques de Leibnitz» (2 Bde., Paris 1866); C. J. Gerhardt, «Leibniz' philosophische Schriften» (6 Bde., Berlin 1875—1888) — die vollständigste Sammlung der philosophischen Schriften. Weitere Uebersicht über die Literatur bei Ueberweg, III, 141 fg.

31) Für die Leibniz'sche Philosophie sind im allgemeinen außer den Compendien u. s. w. zu vergleichen die Geschichten der neueren Philosophie von J. E. Erdmann («Versuch einer wissensch. Darstellung der Geschichte der neueren Philos.», II, b, Leipzig 1847), Kuno Fischer («Geschichte der neueren Philosophie,» Heidelberg 1867, II, 301—716); E. Zeller, «Geschichte der deutschen Philos.» (München 1877), S. 84—194; W. Windelband («Geschichte der neueren Philosophie», Leipzig 1878, I, 443—485). Ferner L. Feuerbach, «Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie» (2. Aufl., Ansbach 1844); Nourisson, «La philosophie de Leibniz» (Paris 1860); Maine de Biran, «Exposition de la doctrine philos. de Leibniz» (Paris 1819); Em. Saisset, «Discours sur la philosophie de Leibniz» (Paris 1857); L. Grote, «Leibniz und seine Zeit» (Hannover 1869); O. Caspari, «Leibniz' Philosophie» (Leipzig 1870); Fr. Kirchner, «G. W. Leibniz, sein Leben und Denken» (Köthen 1877); J. Th. Merz, «Leibniz» (London 1884; deutsch Heidelberg 1886). 32) Vgl. J. Auerbach, «Zur Entwickelungsgeschichte der Leibniz'schen Monadenlehre» (Berlin 1884); D. Selver, «Der Entwickelungsgang der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Leipzig 1885); E. Wendt, «Die Entwickelung der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Berlin 1886).

33) Ueber seine Beziehungen zu Descartes und Spinoza vgl. A. Foucher de Careil, «Leibniz, Descartes et Spinoza» (Paris 1863; cf. die von demselben Paris 1854 herausgegebene «Réfutation inédite de Spinoza par Leibniz») und Th. H. Weber, «Spinozae atque Leibnitii philosophia» (Bonn 1858); über diejenigen zu Hobbes: F. Tönnies (in den «Philos. Monatsh.», 1887, S. 557 fg), zu Geulinx: E. Pfleiderer, «Arnold Geulinx» (Tübingen 1882); ders., «Leibniz und Geulinx, mit besonderer Beziehung auf ihr beiderseitiges Uhrengleichniß» (Tübingen 1884), und «Noch einmal Leibniz und Geulincx» (in «Philos. Monatsh.», 1885, S. 20 fg.); zur antiken Philosophie, insbesondere Aristoteles: Dav. Jacoby, «De L. studiis Aristotelis» (Berlin 1867); D. Nolen, «Quid Leibnitius Aristoteli debuerit» (Paris 1875). 34) Vgl. dessen «Medicina mentis» (Amsterdam 1687). 35) Vgl. Adam, «De methodo apud Cartesium, Spinozam et Leibnitium» (Paris 1885).

schrieb, sondern sogar einzelne praktische Fragen ganz in dieser Weise behandelte.[36]) Im Zusammenhange damit steht auch ein Bestreben, welches Leibniz durch sein ganzes Leben in immer erneuten Entwürfen verfolgt hat, dasjenige nach der sogenannten Characteristica universalis.[37]) Wenn es, wie die geometrische Methode voraussetzt, möglich sein soll, die gesammte philosophische Erkenntniß von einfachsten und allgemeinsten Grundsätzen her lediglich durch logische Operationen zu entwickeln, so muß einerseits ein allgemeines combinatorisches Schema zur Auffindung neuer Wahrheiten durch systematische Verknüpfung der Prämissen untereinander und mit allen geeigneten Folgesätzen (eine Ars inveniendi) aufgestellt werden können, andererseits aber eine graphische Darstellung möglich sein, welche ohne sprachlichen Ausdruck in der Art der mathematischen Formeln durch feste Bezeichnung theils der Grundbegriffe, theils der möglichen Formen logischer Verknüpfung jede abgeleitete Wahrheit wiederzugeben vermag. So berühren sich die zahlreichen Entwürfe, die sich hierüber in Leibniz' Nachlaß fanden, einerseits mit Bestrebungen des spätern Mittelalters, wie der sogenannten Ars magna des Raimundus Lullus, andererseits mit den zu seiner Zeit vielfach auftauchenden Vorschlägen einer «Weltsprache» (Bekker, Dalgarn, Ath. Kircher), endlich auch mit den theoretischen Ansichten von Hobbes, der das Denken als ein Rechnen mit Begriffen und Begriffszeichen aufgefaßt wissen wollte.

Indeß war Leibniz mit viel zu offenem Blick in den einzelnen Wissenschaften und auch im praktischen Leben thätig, als daß ihm die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieses Rationalismus hätte entgehen können, und so findet man ihn schon früh bemüht, auch dem empiristischen Motive Rechnung zu tragen und neben jenen nach geometrischer Methode zu entwickelnden Wahrheiten der Vernunft auch diejenigen der Erfahrung oder der Thatsachen anzuerkennen. So stellt er die vérités éternelles (auch die geometrischen oder metaphysischen genannt) den vérités de fait gegenüber: die Erkenntniß der erstern geschieht a priori durch die Vernunft, die der letztern a posteriori durch die Sinnlichkeit. Das oberste Princip ist für die einen der Satz des Widerspruchs, für die andern derjenige des zureichenden Grundes.[38])

Aehnlich aber wie Platon statuirt Leibniz für diese beiden verschiedenen Erkenntnißweisen auch zwei verschiedene Bereiche ihrer Geltung und ihrer Gegenstände. Den Vernunftwahrheiten wohnt eine absolute Nothwendigkeit bei, wonach ihr Gegentheil völlig undenkbar ist, den thatsächlichen Wahrheiten dagegen nur eine relative, hypothetische und zufällige Nothwendigkeit, indem ihr Gegentheil denkbar wäre und ihre Thatsächlichkeit nur in jedem einzelnen Falle durch einen gleichfalls nicht absolut, sondern selbst wieder nur relativ nothwendigen Grund bedingt ist: in etwas verschobenem Sinne fällt damit der Gegensatz der intelligiblen Welt der Substanzen und der sinnlichen Welt der Erscheinungen zusammen. Eine Ausgleichung dieses methodologischen Gegensatzes gewährt nun zunächst der Grundbegriff der Leibniz'schen Metaphysik, derjenige der Monade.[39]) Denn Leibniz geht von dem Princip aus, daß die Substanzen so gedacht werden müssen, daß aus ihrem Wesen ihre Erscheinung erklärt wird, daß daher das wesentliche Merkmal der Substanz die Kraft ist. Gegenüber dem Bestreben des Naturalismus, alle qualitativen Unterschiede auf quantitative zurückzuführen, macht er wieder den aristotelischen Begriff der Entelechie geltend und erklärt die räumlichen Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge für ein phaenomenon bene fundatum, für eine sinnliche Erscheinung, welche in dem immateriellen Wesen der Substanz begründet sei. Die Substanz selbst ist deshalb immaterielle Kraft, ihre Thätigkeit besteht in der Vorstellung (représentation) und in der Tendenz, von einer Vorstellung zur andern fortzuschreiten. Diese vorstellenden Wesen nennt Leibniz mit einem theils bei Nikolaus Cusanus, theils bei Giordano Bruno bedeutsam verwendeten Terminus «Monaden».

Droht bei diesem Pluralismus der Substanzen die Welt in lauter voneinander unabhängige Einzeldinge um so mehr zu verfallen, als Leibniz den Begriff der Substanz so scharf faßt, daß er keine Einwirkung derselben auf einander zugestehen kann und das Geschehen als einen in jeder einzelnen Monade unabhängig von allen andern immanent in ihr allein sich abspielenden Proceß auffaßt, so hat er die Einheit der Welt durch den Gedanken zu wahren gesucht, daß der Vorstellungsinhalt aller dieser Monaden derselbe ist — nämlich das Universum selbst. Jede Monade ist Mikrokosmus: sie «repräsentirt» in sich in ihrer Weise das ganze Universum. Da nun alles Geschehen in dem Entwickelungsproceß der Vorstellungen besteht und da der Gegenstand der Vorstellungen aller Monaden derselbe, nämlich die Welt selbst ist, so erklärt sich aus der stetigen Correspondenz, in der sich danach die Zustände der Monaden fortwährend untereinander befinden müssen, der Schein einer gegenseitigen Einwirkung derselben, wie ihn die sinnliche Erfahrung darbietet. Dies Verhältniß bezeichnet Leibniz mit dem Namen der prästabilirten Harmonie[40]), und er verwendet dasselbe in erster Linie, um das in der cartesianischen Schule viel umstrittene Problem

36) Vgl. das oben in Bezug auf Boyneburg erwähnte «Specimen demonstrationum». 37) Vgl. hauptsächlich A. Trendelenburg im 3. Bande der «Historischen Beiträge zur Philosophie», S. 1 fg. 38) Vgl. F. B. Kvet, «Leibniz' Logik» (Prag 1857).

39) Vgl. R. Zimmermann, «Leibniz' Monadologie» (Wien 1847); derselbe, «Leibniz und Herbart» (Wien 1849); O. Svahn, «Ueber die Monadenlehre» (Lund 1863); ferner die Dissertationen von A. Reinhardt (Jena 1873), B. Penzler (Jena 1878), H. Ritter (Leiden 1882). 40) G. B. Bilfinger, «De harmonia animi et corporis humani praestabilita» (Frankfurt 1723); H. C. W. Sigwart, «Die Leibniz'sche Lehre von der prästabil. Harmonie in ihrem Zusammenhange mit früheren Philosophemen» (Tübingen 1842); G. E. Guhrauer, «Leibnitii doctrina de unione animae et corporis» (Berlin 1837); H. Sommer, «De doctrina, quam de harm. praest. L. proposuit» (Göttingen 1846).

des Zusammenhanges von Leib und Seele zu lösen. Das System der prästabilirten Harmonie setzt aber zunächst einen einheitlichen Grund für die Gemeinsamkeit des Vorstellungsinhalts sämmtlicher Monaden voraus und findet denselben in der göttlichen Weltschöpfung: Gott ist es, der, indem er die Welt hervorrief, allen den sie zusammensetzenden Monaden den gleichen Inhalt, denjenigen seines eigenen Wesens mittheilte. Daß aber diese Harmonie sich erhält, setzt zweitens voraus, daß der Ablauf der Vorstellungen in allen Monaden von dem gleichen Anfangszustande her sich in derselben von Moment zu Moment durch den jeweilig vorhergehenden Zustand genau bestimmten und in ganzer Ausdehnung bedingten Weise vollzieht. Alles Geschehen in den Monaden kann nur deterministisch aufgefaßt werden: es verläuft mit mechanischer Nothwendigkeit. Aber indem es in diesem mechanischen Verlaufe zu den zweckmäßigen und harmonischen Gestaltungen führt, die die Erfahrung lehrt, ist eben dieser Mechanismus selbst der beste Beweis für seinen eigenen teleologischen Ursprung aus dem göttlichen Schöpfergedanken. Die deterministisch-mechanische Auffassung des Geschehens ordnet sich von selbst dem teleologischen Grundgedanken der Leibniz'schen Metaphysik unter: die prästabilirte Harmonie realisirt sich nur vermöge des durchaus determinirten Charakters, der allem Geschehen beiwohnt.

Ihrem Vorstellungsinhalt nach gleich, unterscheiden sich die Monaden untereinander nur durch den verschiedenen Grad von Vorstellungsintensität, d. h. nach Leibniz durch die verschiedene Klarheit und Deutlichkeit, mit der sie die Welt vorstellen. In der Urmonade und Centralmonade, der Gottheit, wird das ganze Universum stetig mit vollkommener Klarheit und Deutlichkeit vorgestellt; in den niedersten Monaden, welche das metaphysische Wesen derjenigen Erscheinungen ausmachen, die wir als Materie[41]) bezeichnen, in den substantiellen Bestandtheilen der Körperwelt, wird dasselbe Universum nur unklar und verworren, d. h. mit dem niedrigsten, dem «unendlich kleinen» Grade von Bewußtseinsintensität oder unbewußt vorgestellt.[42]) In den zwischen diesen beiden Gegensätzen befindlichen Monaden, zu denen auch die menschliche gehört, zeigt sich eine Stufenleiter der Vollkommenheit je nach dem Umfange und dem Grade, in welchem bei den einzelnen Arten der Monaden die Welt eine klare und deutliche Repräsentation findet, und die Leibniz'sche Lehre entfaltet sich so nach dem Muster der großen Systeme des Alterthums als ein Entwickelungssystem, welches jedem einzelnen Typus der Wirklichkeit seine Stelle in einem sinnvoll bestimmten Ganzen anweist. Hinsichtlich der Naturphilosophie hat Leibniz vor seinen unmittelbaren Vorgängern, insbesondere vor Descartes, dies voraus, daß er vermöge seiner Monadenlehre die metaphysische Substanz des Körpers von ihrer räumlichen Erscheinung, mit andern Worten den physischen von dem geometrischen Körper genau unterscheidet. Hieraus ergaben sich für ihn[43]) theils eine Aenderung in dem von Descartes formulirten Princip von der Erhaltung der Bewegung, bez. der Kraft[44]), theils sein Widerspruch gegen Newton's Lehre von der Anziehung in die Ferne: seiner Voraussetzung nach konnte Leibniz den Raum nicht als ein reales Substrat der Körperwelt, sondern nur als ein aus der ursprünglichen Kraftwirkung der Monaden hervorgehendes Phänomen ansehen. Größere Schwierigkeiten bereiteten ihm die organischen Wesen, indem das System der Monadologie eine Leitung oder Beeinflussung der den Leib constituirenden Substanzen durch die Seele als Centralmonade im eigentlichen Sinne nicht zuließ.[45]) Von den werthvollsten Folgen aber erwies sich die Monadologie auf dem Gebiete der Psychologie[46]) und für die damit zusammenhangenden Fragen der Erkenntnißtheorie und Ethik. Die Mittelstellung der menschlichen Monade führte Leibniz dazu, die Entwickelung des seelischen Lebens als eine allmähliche Umsetzung der unklaren und verworrenen Vorstellungen in klare und deutliche zu betrachten und dabei das aristotelische Grundverhältniß von Anlage und Verwirklichung (*δύναμις* und *ἐνέργεια*) in der glücklichsten Weise zu verwenden. Infolge dessen setzte er Sinnlichkeit und Vernunft in ein entwickelungsgeschichtliches Verhältniß der graduellen Differenz von Klarheit und Deutlichkeit. Die sinnliche Vorstellungswelt, mit der das Leben der menschlichen Monade beginnt und auf allen Punkten beginnen muß, enthält in unklarer und verworrener, deshalb zum Theil noch unbewußter Form denselben Inhalt, den die Vernunfterkenntniß in einen klaren und deutlichen Besitz der Seele erhoben hat. Diese Aneignung eines anfangs dunkeln Inhalts durch das helle Bewußtsein, diese Verwandlung des nur keimartig Vorhandenen in volle seelische Wirklichkeit bezeichnete er als Apperception. Erst durch die Anwendung dieses Princips auf den Erkenntnißproceß gelang Leibniz die volle Harmonisierung der dualistischen Elemente seiner Methodologie, in der er der rationalistischen und der empiristischen Theorie gleich gerecht werden wollte. Die durch die Sinneswahrnehmung gegebenen vérités de fait enthalten bereits in unklarer und verworrener Form eben dieselbe Wahrheit, welche der Verstand als vérités éternelles aus ihnen heraus sich zum gesonderten Bewußtsein bringen kann: und die vérités éternelles sind deshalb nicht als fertig

41) Diese Vorstellungen von unendlich kleiner Bewußtseinsintensität nennt Leibniz petites perceptions. Ihre Wichtigkeit für das ganze Lehrgebäude des Philosophen hat besonders einsichtig K. Fischer hervorgehoben. Vgl. hauptsächlich «Geschichte der neueren Philosophie», II², 555 fg. 42) Vgl. G. Hartenstein, «De materiae apud L. notione et ad monades relatione» (Leipzig 1846).

43) Ueber Leibniz' Naturphilosophie vgl. insbesondere die betreffenden Abschnitte bei J. Schaller («Geschichte der Naturphilosophie seit Bacon», Leipzig 1841) und E. Dühring («Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik», Berlin 1873), auch bei J. Baumann («Die Lehre von Raum, Zeit und Mathematik in der neuern Philosophie», Berlin 1868). 44) Vgl. J. Kant, «Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte» (Königsberg 1747); außerdem P. Harzer, «Vierteljahrschrift für wissensch. Philosophie», 1882, S. 265 fg. 45) Vgl. K. M. Kahle, «L. vinculum substantiale» (Berlin 1839). 46) Vgl. Fr. Kirchner, «Leibniz' Psychologie» (Köthen 1876).

eingeborene Ideen und Besitzthümer der Seele zu betrachten, sondern es kommt ihnen nur das virtuelle Angeborensein zu, daß sie als Entwickelungsgesetze der seelischen Thätigkeit unbewußt schon in jeder sinnlichen Entfaltung derselben enthalten sind und nur nach dieser ihrer empirischen Anwendung durch die Reflexion appercipirt und damit in das klare und deutliche gesonderte Bewußtsein emporgehoben werden. Mit dieser genialen Theorie der «Nouveaux essais»[47]) schlichtete Leibniz den Streit über die sog. ideae innatae, den Locke gegen die Platoniker seiner Zeit[48]) geführt hatte[49]): er schuf dadurch die Möglichkeit, die später Kant realisirt hat[50]), daß die Erkenntnißtheorie bei aller Anerkennung der sinnlichen Grundlagen, welche die psychologische Entwickelung des Wissens voraussetzt, den apriorischen Inhalt desselben um so ungehinderter erforschen konnte. Die harmonische Vollkommenheit der sinnlichen Vorstellung ist Schönheit[51]): aber darüber hinaus ist die Bestimmung des menschlichen Geistes auf die «Aufklärung» gerichtet, die seine ursprünglich sinnlichen Vorstellungen in Vernunftbegriffe verwandelt und ihn dadurch zur Wahrheit und damit auch zur Güte führt. Denn getreu im Sinne des intellectualistischen Determinismus der antiken Ethik betrachtet Leibniz Wille und Handlung als eine Folgeerscheinung der Erkenntniß; aus den verworrenen und dunkeln Vorstellungen der Sinnlichkeit folgen die falschen Triebe, aus der klaren und deutlichen Vernunfterkenntniß folgt das sittliche Handeln, in welchem sich das Streben nach Vollkommenheit so erfüllt, daß dadurch die wahre Glückseligkeit, die mit der Vollkommenheit eins ist, gewonnen wird.[52]) Freiheit ist daher für Leibniz keine psychologische Kategorie — als solche würde sie dem Determinismus der Monadenlehre widersprechen —, sondern eine ethische Werthbestimmung: frei ist der Mensch, insofern er der Vernunft, d. h. der klaren und deutlichen Erkenntniß gehorcht.[53]) Auch die gelegentlichen Bemerkungen über die Principien der Rechtsphilosophie[54]) — hauptsächlich im Eingange des Codex juris gentium diplomaticus — zeigen einen Anschluß an die antike Auffassung, indem sie diese Disciplin in den allgemeinen Rahmen der Ethik als praktischer Philosophie hineinziehen, und ebenso gehen Leibniz' Definitionen der Gerechtigkeit und ihrer Arten im wesentlichen auf Aristoteles zurück.

In der Lehre von der höchsten Monade, der Gottheit, auf welche Leibniz seine Auffassung von den Functionsverhältnissen der menschlichen Seele via emiuentiae überträgt, vollzieht sich die letzte und bedeutsamste Synthese der Leibniz'schen Philosophie. Neben der auf der Offenbarung als einer vérité de fait beruhenden positiven Theologie verlangt er eine natürliche Religion als philosophische Gotteserkenntniß, die mit jener nicht in Streit, sondern in voller Uebereinstimmung sei. Aus diesem Gedanken ist in seiner Schule der theologische Rationalismus des 18. Jahrh. hervorgegangen, und unter den vielen conciliatorischen Bestrebungen des Philosophen hat ihm diese vielleicht am meisten am Herzen gelegen.[55]) Der wichtigste Theil seiner natürlichen Religion ist die «Theodicee».[56]) Da die Welt aus der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes hervorgegangen ist, so folgt daraus von selbst, daß sie unter allen möglichen die beste ist, und Leibniz ist der erste, der den philosophischen Optimismus in aller Ausführlichkeit zu begründen versucht hat.[57]) Einerseits führte er die Gedanken der älteren Theodiceen aus, die nach ontologischen Principien nur das Gute und Vollkommene als wahrhaft seiend, das Böse dagegen und Unvollkommene nur als Negation des Seins, als nicht wahrhaft seiend darstellen. Andererseits aber vertieft er diese Untersuchung in die höchsten Principien seiner Metaphysik und Erkenntnißlehre. Die Welt ist thatsächliche Wahrheit, sie könnte auch anders gedacht werden, sie ist eine unter zahllosen Möglichkeiten, und der zureichende Grund, weshalb sie allein unter diesen verwirklicht worden ist, besteht in dem göttlichen Willen, der vermöge seiner Güte die beste auserwählt hat, bei dieser Wahl aber an die Möglichkeiten gebunden war, welche ihm seine Weisheit, der göttliche Verstand, darbot. In den ewigen Wahrheiten desselben muß deshalb der Grund

---

47) Leibniz gab dieser Lehre einen prägnanten Ausdruck, indem er dem von Locke acceptirten scholastischen Satze Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu hinzufügte: nisi intellectus ipse. 48) Nicht, wie man gewöhnlich meint, gegen die Cartesianer: vgl. G. Geil, «Ueber die Abhängigkeit Locke's von Descartes» (Straßburg 1887), S. 42 fg. 49) Vgl. R. Zimmermann, «Ueber Leibniz' Conceptualismus» (Wien 1854); G. Hartenstein, «Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntniß in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben» (Leipzig 1861, aus den «Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch.»); ferner S. Turbiglio, «Analisi storica delle filosofie di Locke et di L.» (Turin 1867). 50) Schon in der Inauguraldissertation (vgl. oben), noch mehr in der «Kritik der reinen Vernunft». 51) Aus diesem von Leibniz nur gelegentlich angedeuteten Gedanken hat sich in der Wolff'schen Schule die Aesthetik als besondere philosophische Disciplin bei A. Baumgarten und seinem Schüler G. F. Meier entwickelt. Vgl. H. G. Meyer, «Leibniz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik» (Halle 1874); J. Schmidt, «Leibniz und Baumgarten, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aesthetik» (Halle 1875), besonders aber H. Lotze, «Geschichte der Aesthetik in Deutschland» (München 1868), S. 4 fg. 52) Vgl. K. R. Geijer, «Ueber die ersten Voraussetzungen der praktischen Philosophie nach Leibniz' Metaphysik» (Upsala 1876, schwedisch). 53) L. Bräutigam, «Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens» (Heidelberg 1882).

54) Vgl. R. Zimmermann, «Das Rechtsprincip bei Leibniz» (Wien 1852); A. Trendelenburg in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie», Bd. 2. Vgl. auch G. Monet, «Rechtsphilosophisches aus Leibniz' ungedruckten Schriften» (Leipzig 1885). 55) A. Pichler, «Die Theologie des Leibniz» (München 1869 fg.) und den betreffenden Abschnitt bei B. Pünjer, «Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation», Bd. 1 (Braunschweig 1880) und bei O. Pfleiderer, «Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage», Bd. 1 (2. Aufl., Berlin 1884). 56) Vgl. K. Bussenius, «Ueber die Theodicee des Leibniz» (Roßleben 1876) und die Literatur in der folgenden Anmerkung. 57) Vgl. F. Ch. Baumeister, «Historia doctrinae de optimo mundo» (Görlitz 1741); G. Jellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's, Studie über Optimismus und Pessimismus» (Wien 1872); O. Engler, «Darstellung und Kritik des Leibniz'schen Optimismus» (Jena 1883); G. M. Mayer, «Der Optimismus des Leibniz» (Jena 1886). — Gegen Leibniz und seinen Optimismus schrieb Voltaire seinen satirischen Roman «Candide».

dafür zu suchen sein, daß die Welt, obwol sie die beste unter den möglichen ist, dennoch mit allen jenen Unvollkommenheiten behaftet ist, die der Skepticismus (Bayle) gegen den Optimismus ins Feld führt. Leibniz findet diesen Grund im Begriffe der Endlichkeit. Eine Welt muß aus geschaffenen, d. h. endlichen Wesen bestehen: die endlichen Wesen aber sind unvollkommen, sie sündigen und müssen dafür leiden. So folgt aus dem metaphysischen Uebel das moralische und aus diesem das physische.

Mit Leibniz beginnt die beherrschende Stellung der deutschen Philosophie: seine Lehre inaugurirt jene große Bewegung, welche gegen die Mitte des 19. Jahrh. mit Hegel, Herbart, Schopenhauer und Lotze einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Zunächst wurde Leibniz' Philosophie durch Christian Wolff in ein schulmäßiges System gebracht, in Lehrbüchern ausgearbeitet und kathederfähig gemacht; sie war in dieser Form die herrschende Philosophie auf Deutschlands protestantischen Universitäten, bis sie in dieser Stellung durch die Kant'sche abgelöst wurde. Aber auch die deutsche Popularphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. schöpfte ihre Gedanken wesentlich aus Leibniz, und seine Lehre von der Individualität kam nicht nur in der Gefühlsphilosophie eines Hamann und Jacobi zur Geltung, sondern machte auch im weiteren Sinne des Worts zu seinen Schülern die reformatorischen Begründer unserer Literatur, einen Lessing und Herder. Die wahre Fortsetzung und Vertiefung jedoch der Leibniz'schen Philosophie ist die Lehre Kant's, wie dieser es selbst anerkannte, wenn er eben die «Kritik der reinen Vernunft», in der er das Schulsystem der Wolff'schen Metaphysik über den Haufen geworfen hatte, später[58]) als die «wahre Apologie» von Leibniz gegen dessen Schüler bezeichnete. Auch im Auslande ist die Leibniz'sche Lehre zu verschiedenen Zeiten von großem Einflusse gewesen: in Frankreich wirkte sie besonders stark auf Robinet[59]), später auf Maine de Biran und die ganze spiritualistische Schule; in Italien stand ihr besonders Mamiani, in Schweden Boström nahe. *(W. Windelband.)*

LEIBZUCHTSVERTRAG, Leibgedinge, Leibrentenvertrag. Die Absicht, sich oder dritten Personen eine lebenslängliche Versorgung durch Leistungen Anderer zu verschaffen, kann durch sehr verschiedene Rechtsgeschäfte ausgeführt werden. Dahin gehört namentlich die auf Grund eines Vertrags oder Gesetzes geschehene Bestellung eines Witthums zum Unterhalte der überlebenden Ehefrau, und die Hingabe eines Werthobjectes an Dritte gegen die Verpflichtung zur Zahlung von lebenslänglichen Renten, oder zur leiblichen Verpflegung mit Darreichung von Alimentationsmitteln, Gestattung der Wohnung und Ueberlassung des Nießbrauchs an einzelnen Grundstücken. Dieses letztere Geschäft bezeichnet man im allgemeinen als Leibzuchtsvertrag, Leibgedinge, contractus vitalitius, bei Gutsabtretungen als Altentheil und Auszug; seine juristische Bedeutung kann aber nach der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse sehr verschieden sein. Es kann zunächst ein reines Kaufgeschäft mit der Modification sein, daß ein Theil des Kaufpreises in der Verpflichtung zu Leistungen der genannten Art bestehe; es kann aber auch den Charakter einer donatio submodo annehmen. (L. 1. C. de donatt., quae sub modo, 8.55). Die Leibzuchtsbestellung bei der Uebertragung von Bauergütern insbesondere kann abgesehen von diesen Möglichkeiten unter besondern Umständen eine Gegenverpflichtung für den Vortheil einer verfrühten Erbnahme (successio anticipata) sein, bisweilen (und zwar namentlich wenn das Gut an Fremde gegen die Leibzuchtsverbindlichkeit abgetreten wird) auch auf einem dem römischen Rechte unbekannten Pfründenvertrage ohne die Wirkungen der sogenannten anticipirten Erbfolge beruhen. Die auf diese Weise bestellten Verbindlichkeiten sind an sich nicht nothwendig Reallasten; sie können aber deren Natur erlangen, wenn sie nach den Grundsätzen über die Entstehung derselben constituirt werden. Der Leibzuchtsvertrag kann endlich einen besondern Charakter dadurch erhalten, daß bei seiner Eingehung lediglich ein Gewinn durch eine Speculation beabsichtigt wurde, welche auf der muthmaßlichen Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers beruht; dies ist der Leibrentenvertrag, d. h. ein Vertrag, vermöge dessen sich jemand verpflichtet, gegen Empfang einer Summe oder eines nach seinem Geldwerthe bestimmten Gegenstandes dem Geber oder einem Dritten eine lebenslängliche Jahresrente zu zahlen. Da die unsichere Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers den Maßstab für die Größe des zu leistenden Werthes gewähren muß, und die Rente das gewöhnliche Zinsmaß übersteigt, so ist das Geschäft ein gewagtes, bei dem also von einer laesio enormis und ihren Wirkungen nicht die Rede sein kann. Das Kapital ist mit der Perfection des Vertrags verfallen, und der Rentenberechtigte ist nur noch Gläubiger auf den Betrag der Rente («Leibgut schwindet Hauptgut»), deren Forderung übrigens im Concurse keinen Vorzug genießt. Vorausgesetzt für jene Wirkung, daß der Rentenschuldner die Verpflichtung zur Zahlung der Leibrente nicht durch eine vorsätzliche Handlung (z. B. Tödtung des Rentengläubigers u. s. w.) aufhebe. Wird das Geschäft durch Eintreten einer hinzugefügten Resolutivbedingung aufgelöst, so wird das Hauptkapital gegen Erstattung des die gewöhnlichen Zinsen übersteigenden Mehrbetrages der empfangenen Renten zurückgezahlt. Die vorstehenden Grundsätze kommen jedoch nicht immer in dieser einfachen Gestalt zur Anwendung; sie sind oft in complicirtere factische Voraussetzungen verflochten. Dies ist zunächst der Fall bei der sogenannten Tontine, d. h. dem Geschäfte, bei welchem mehrere sich in der Weise eine Leibrente bestellen, daß der Antheil der Verstorbenen den Ueberlebenden anwächst. Ferner bei den sogenannten Leibrentenanstalten, welche bei der großen Zahl der sich betheiligenden Leibrentenkäufer auf einer der Einwirkung individueller Zufälligkeiten weniger ausgesetzten Basis beruhen; endlich bei den

58) Am Schlusse der Streitschrift gegen Eberhardt, «Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll» (1790). 59) Vgl. K. Rosenkranz, «Studien zur Literaturgeschichte» (Leipzig 1875), S. 207 fg., und desselben Werk über Diderot (Leipzig 1866).

Witwenversorgungsanstalten. Dies sind Anstalten (Gesellschaften oder Corporationen), welche sich ihren zu bestimmten jährlichen Beiträgen verpflichteten Theilnehmern (den Ehemännern) gegenüber verbindlich machen, an die etwaigen Witwen derselben bestimmte jährliche Leibrenten zu zahlen. Mit dem Tode des betheiligten Ehemannes tritt die Witwe mit selbständigem Klagerechte der Witwenkasse gegenüber in das gewöhnliche Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner. Denn es besteht dafür ein allgemeines deutsches Gewohnheitsrecht, daß bei allen solchen Rentenanstalten der Dritte, zu dessen Gunsten die Rente bestellt wird, auch ohne Beitritt zu dem Vertrage ein unmittelbares Klagerecht gegen den Rentenschuldner erwirbt. *(Albrecht Just.)*

LEICESTER, eine Binnengrafschaft von England, im Norden an die Grafschaft Nottingham, im Osten an Lincoln und Rutland, im Südosten an Northampton, im Südwesten an Warwick und im Nordwesten an Derby grenzend, umfaßt ein Areal von 2071 □Kilom. mit (1881) 321,018 Einwohnern. Die Grafschaft gehört zum Gebiete des Trent, welcher Fluß einen Theil der Grenze gegen die Grafschaft Derby bildet; in der Mitte wird sie vom Soar, einem Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und vom Avon bewässert, und vom Unions-, Leicester-, Asby und andern Kanälen, sowie von der großen englischen Nordbahn (London-York-Hull) durchschnitten, an welche sich hier ein System von Zweigbahnen anschließt. Die Oberfläche, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch selbst in den rauhen Charnwood-Hügeln im Nordwesten nur 275 Met. aufsteigen, ist für den Ackerbau, hauptsächlich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vorzüglichen Wiesen für die Vieh- und Schafzucht geeignet; der Norden und Westen ist reich an Steinkohlen (es bestehen an die 30 Steinkohlenwerke), auch findet sich guter Kalk, Gips, Schiefer u. s. w. Das langgehörnte Leicesterrind liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Leicesterkäse, das Leicesterschaf treffliche Langwolle. Außerdem ist Leicester der Hauptsitz der Wollstrumpfmanufactur (besonders in den Städten Leicester, Hinckley und Longborough) und unterhält mit deren sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. *(W. Bentheim.)*

LEICESTER, die Hauptstadt der gleichnamigen englischen Grafschaft, liegt im Mittelpunkte derselben am schiffbaren, vielfach überbrückten Soar und an der Vereinigung des Grand-Junction- und Grand-Unionskanals, wodurch die Stadt mit allen Theilen Englands verbunden ist; auch ist sie der Knotenpunkt von sechs Eisenbahnen. Leicester, eine der ältesten Städte Englands, enthält im südöstlichen Theile öffentliche Gärten und hat mehrere große, prächtige Kirchen im früh englischen oder normannischen Stil (darunter die St.-Martinskirche, St.-Marykirche aus dem 12. Jahrh., die St.-Margarethen-, St.-Nicholaskirche), sowie zahlreiche Kapellen, eine Assisenhalle im alten Schloß, ein Rathhaus, eine Irrenanstalt, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, eine Lateinschule, eine Kunstschule. Auch besteht ein Handwerkerinstitut, eine Philosophische Gesellschaft, ein Museum mit werthvollen römischen Alterthümern, eine Bibliothek und eine öffentliche Badeanstalt. Eine Zierde ist der Glockenthurm, im J. 1868 zum Gedächtniß des Simon von Montfort, Grafen von Leicester, errichtet. In der 1413 gestifteten, jetzt etwas verfallenen Abtei befindet sich das Grab des Cardinals Thomas Wolsey. Die Stadt, mit (1881) 122,851 Einwohnern, ist der Hauptsitz der Weberei von wollenen Strumpfwaaren, Hosenzeugen, Mützen, Handschuhen und Hemden, welche zahlreiche Arbeiter in den Fabriken und zu Hause, außerdem aber noch in der Umgegend beschäftigt. Auch Spitzenklöppelei, Wollkämmen und Maschinenbau wird betrieben.

Das heutige Leicester war die altbritische Stadt Ratä oder Ratiscorium, eine wichtige römische Station im Lande der Coritanen, das Leagacester der Angelsachsen, dann einer der fünf dänischen Burgflecken jener Zeit. Im J. 680 ward es Bisthum, 914 mit Mauern umgeben, später Sitz der mächtigen Grafen von Leicester, darauf der Herzoge von Lancaster. In den Jahren 1414, 1426 und 1450 wurden daselbst Parlamente gehalten. *(W. Bentheim.)*

LEICESTER (Robert Dudley, Graf von), Baron Denbigh. Als jüngerer Sohn John Dudley's, des nachmaligen Herzogs von Northumberland, am 7. Sept. 1533 geboren, heirathete Dudley schon am 4. Juni 1550 Amy, Tochter des Sir John Robsart, doch war die Ehe unglücklich; Amy zog sich auf ein Gut zurück und Dudley hielt sich ihr ganz fern. Im J. 1553 betheiligte er sich an der Erhebung zu Gunsten seiner Schwägerin Jane Grey; als aber diese scheiterte und Maria Tudor, die er in Hundsdon hatte gefangen nehmen wollen, den Sieg errang, eilte er zu ihr nach Framlingham, um ihr zu huldigen; Maria ließ ihn nicht vor, er wurde am 25. Juli 1553 in den Tower gesperrt, 1554 aber als unschuldig freigegeben. Nun lernte er die Prinzessin Elisabeth kennen, die für den schönen Mann eine leidenschaftliche Liebe faßte, wurde ihr Geliebter und strebte nach ihrer Hand; um diese zu erreichen, glaubte er, bedürfe es nur des Todes seiner Gattin. Dieser trat 1560 unter so merkwürdigen Verhältnissen ein, daß man Dudley oder wenigstens gefällige Creaturen für Urheber hielt; er wie Elisabeth hüteten sich, den geheimnißvollen Schleier zu lüften. Welchen Geschmack konnte die männliche Elisabeth an einem so weibischen Charakter finden! War doch Dudley ohne Muth, ohne Talente wie ohne Tugenden, ein glatter und seichter Höfling, ein werthloser Mignon! Herzlos und intriguant, sann er nur auf eigenen Vortheil. Elisabeth bestieg den Thron, um Dudley fortan mit Ehren und Auszeichnungen zu überschütten; in rascher Folge wurde er ihr Oberstallmeister, Mitglied des Geheimen Raths, Feldzeugmeister, Herr von Kenilworth und Chirk; Elisabeth dachte stets an sein Glück, lebte mit ihm auf dem intimsten Fuße und liebte seine Zärtlichkeit, ohne sich ihm je zu ergeben: Arthur Dudley, der 1587 am spanischen Hofe als Sohn der Beiden auftauchte, war ein Betrüger. Dudley vor allen verhin-

derte es, daß die Königin eine fürstliche Ehe einging, wie ihr Volk wollte, denn er hoffte immer noch auf ihren Besitz. Sprach er sich auch für die Ehe Elisabeth's mit dem Erzherzoge Karl aus, so entsagte er doch nicht der heimlichen Hoffnung, demselben vorgezogen zu werden, und verrieth diese sehr deutlich, indem er im November 1559 im Staatsrathe dem Herzoge von Norfolk entgegenrief: wer der Monarchin zur Ehe mit einem Fremden rathe, sei kein guter Engländer. Elisabeth gab ihm 1560 das sehr einträgliche Monopol auf abgabenfreien Export wollener Zeuge, obwol ihr großer Minister Cecil, der nachmalige Lord Burleigh, dies misbilligte. Dudley intriguirte und wühlte lebenslang gegen Cecil, ohne daß die Königin darauf Werth legte; sie wußte, welche Kraft sie in Cecil besaß, und aller Haß Dudley's prallte an dieser Erkenntniß ab. Der größte Theil des Adels haßte den erbärmlichen Günstling, der sich auf den Puritaner aufspielte, und war entschieden seiner Heirath mit der Königin entgegen; Dudley aber kokettirte einerseits mit den Hugenotten und bot ihnen Hülfe an, wenn sie seine Heirathsabsichten fördern wollten, andererseits liebäugelte er mit Spanien und versprach die Beschickung des Tridentiner Concils durch England, worauf Philipp II. sich stellte, als begünstige er Dudley's Absichten auf Elisabeth; Dudley trug nun seine Zuversicht unverhüllt zur Schau und sein Anhang bestürmte Elisabeth, freilich dank Cecil und andern vergeblich, ihm die Hand zu reichen. Als die Königin 1562 schwer erkrankte, bestimmte sie, falls sie sterbe, solle Dudley, den sie seit lange innig aber in Ehren liebe, Lord-Protector werden.

Seit März 1563 dachte sie daran, ihren Seelenfreund mit Königin Maria Stuart von Schottland zu vermählen und schlug ihn dieser mit Cecil's Billigung vor. Maria verwarf ihn, da es ihr schlecht anstehe, einen englischen Unterthanen zu heirathen, und ließ sich durch die Befürwortung ihrer Großen nicht umstimmen, die durch diese Verbindung Maria's Erbrecht an England sichergestellt zu sehen hofften. Dudley selbst schien keine Neigung zur Ehe mit Maria zu haben und ließ ihr vorstellen, das Project rühre von seinen Feinden, voran Cecil, her. Vergebens machte man englischerseits Maria alle möglichen Verheißungen, wie würdig Dudley ausgestattet werden solle; Maria blieb bei ihrer Weigerung. Bereits besaß Dudley den Hosenbandorden, jetzt erhob ihn Elisabeth in Gegenwart des schottischen Gesandten Melvil am 26. Sept. 1564 zum Grafen von Leicester und Baron Denbigh, aber alle Schritte aus England wie aus Schottland vermochten nicht, Darnley aus Maria's Herzen zu verdrängen. Trat er mit Spanien in solche Beziehung, daß man dort auf eine Rekatholisirung Englands hoffte, so unterstützte Leicester 1569 das Project, den Herzog von Norfolk mit Maria Stuart zu verheirathen, und sandte ihr Geschenke und Präservative gegen Gift in den Kerker; als ihm der Bischof von Roß vorschlug, er möge sie selbst heirathen, lehnte er dies «aus vielen Gründen» ab. Nach Norfolk's Hinrichtung billigte er warm Elisabeth's Absicht, Maria aus dem Wege räumen zu lassen, und in Maria's Proceß spielte der elende Höfling eine gehässige Rolle.

Allgemein fiel Leicester's intime Vertraulichkeit mit Elisabeth auf, die Gesandten berichteten darüber an ihre Höfe und hielten die Möglichkeit einer Heirath beider noch immer offen. Er aber spielte seit 1567 den eifrigsten Puritaner, natürlich völlig überzeugungslos, gab sich den Schein der Opferwilligkeit und begünstigte Elisabeth's Heirathsproject mit dem Herzoge von Anjou. Er huldigte unermüdlich der maßlosen Eitelkeit der alternden Kokette, die für die gröbsten Schmeicheleien empfänglich blieb, und sein Ritterdienst war ihr ein Bedürfniß; doch wußte sie genug Königin zu bleiben, um von ihm keine Eigenmächtigkeit zu dulden, die ihre Autorität gefährdete, und wies ihn einmal, als er sich eine solche gestattete, streng zurück. Leicester heirathete 1572 heimlich Lady Douglas Howard, verwitwete Lady Sheffield, eine Tochter Lord William Howard's, schied sich aber schon 1574 von ihr, um weder die Ehe noch den ihr 1573 entstammten Sohn je anzuerkennen, und nahm 1577 eine Cousine der Königin, Lettice Knolles, heimlich zur Ehe, eine Tochter des Sir Francis Knolles und Witwe seines Todfeindes Walter Devereux, ersten Grafen von Essex, von dessen Vergiftung durch Lettice und Leicester gemunkelt wurde. Elisabeth war außer sich, als sie hörte, wie «Sweet Robin» sie hintergangen hatte, und rächte sich an seiner Untreue, indem sie dem Herzoge von Alençon Hoffnung auf ihre Hand machte; bald aber schenkte sie dem Grafen wieder die alte Gunst und er rieth ihr von der Wahl Alençon's ab. Da ihm der Thron entging, so sann er darauf, ihn wenigstens in Zukunft an das Haus Dudley zu bringen, was ja schon der Traum seines ehrsüchtigen Vaters gewesen war, führte seinen Stiefsohn, den zweiten Grafen Essex, bei Hofe ein, verschaffte ihm die Gunst Elisabeth's, wünschte ihn mit Arabella Stuart und eine seiner Stieftöchter mit König Jakob VI. von Schottland zu vermählen; Elisabeth aber mochte hiervon nichts hören.

Im J. 1577 ausersehen, ein Heer nach den Niederlanden zu führen, war Leicester sehr unzufrieden, daß Elisabeth mit dem Feldzuge zögerte, in dem er Don Juan d'Austria zu überflügeln gehofft hatte, und trug in diesem Jahre aus eigenen Mitteln zur Ausrüstung der Expedition von Francis Drake nach den spanischen Colonien bei. Im J. 1582 begleitete er den Herzog von Alençon in die Niederlande, wohnte dessen Installirung zum Herzoge von Brabant bei und kehrte alsbald heim. Obwol ohne alle Befähigung, erschien er 1585 Elisabeth doch als der gegebene Feldherr, als es galt den Niederlanden wirklich zu helfen. Schon im September erhielt er den Oberbefehl der englischen Truppen; einen Augenblick schien es zwar fraglich, ob Elisabeth nicht doch einen Andern senden würde, dann aber bestätigte sie ihn im November und er traf im December in Vlissingen als Oberbefehlshaber von 6000 Mann ein. Die Holländer nahmen ihn wie einen Erlöser jubelnd auf und boten ihm an, er solle sie regieren. Er schrieb Elisabeth, sie werde in einem Jahre einen ehrenvollen Frieden schließen können; sie aber ließ es

den Truppen bald an allem fehlen und lähmte selbst seine Operationen, denn sie war erbost, daß er 1586 in ihrem Namen die absolute Leitung der Vereinigten Provinzen als Oberstatthalter annahm, ohne ihre Erlaubniß einzuholen, und daß er gegen ihr Verbot den Staaten einen Eid ablegte; lauter Spione umgaben ihn, während er ein Willkürregiment einrichtete. Voll Unwillen über seine Dreistigkeit, tadelte Elisabeth ihn schonungslos und verlangte, obwol Burleigh ihn vertheidigte, er solle die usurpirte Würde des Oberstatthalters sofort ablegen; ihr Grimm wuchs noch, als die Gräfin mit großem Pompe bei dem Gemahle anlangte. Dann wurde die Königin ruhiger und erließ dem Favoriten die Schmach directer Absetzung, bestand aber darauf, daß er nur in ihrem Namen die Regierung der Provinzen führen dürfe, und hemmte nach wie vor seine Operationen, unterhandelte sogar hinter seinem Rücken mit dem ihm gegenüberstehenden spanischen Gouverneur Alexander Farnese. Diesem großen Feldherrn war Leicester in keiner Weise gewachsen, er bewies eine totale Unfähigkeit als Heerführer und rasch verflüchtigte sich nicht nur der Enthusiasmus der Holländer, die sich ihm nicht länger unterordnen wollten, sondern machte auch entschiedenem Mistrauen Platz. Während die Generalstaaten mit dem Grafen in Fehde lagen, drang Farnese siegreich vor, Leicester's Zug nach Geldern, um Zütphen wieder zu nehmen, misglückte und Elisabeth rief ihn zurück. Seiner zweideutigen Stellung müde, überließ er die Regierung dem Staatenrathe und das Heer blieb ohne Oberfeldherrn, als er im November 1586 nach London abfuhr. Als die Lage der Generalstaaten immer verzweifelter wurde, baten sie den Grafen 1587, er möge kommen und ihnen zur Eroberung von Deventer helfen; Leicester erschien im Juli d. J., von Elisabeth mit einer Art Dictatur ausgestattet, welche Befugnisse geheim gehalten werden sollten, aber Oldenbarneveldt, dem Pensionär von Rotterdam, zu Gesicht kamen. Oldenbarneveldt griff sofort Leicester heftig an und wollte von der englischen Allianz nichts mehr wissen; Leicester gerieth mit den Generalstaaten in Zwist, ließ die Zeit ungenützt verstreichen und verhinderte nicht den Fall von Sluys. Hingegen versuchte er, eine Anzahl Städte in seine eigene Abhängigkeit zu bringen, z. B. Leiden; doch wurde dies entdeckt; Leicester mußte dem allgemeinen Unwillen weichen und schon im December nach England heimkehren. Trotz seiner Niederlage übertrug ihm Elisabeth, als 1588 die spanische Armada ihr Reich bedrohte, den Oberbefehl; auf seinen Ruf sammelte sich das Landheer bei London und er ritt mit der Gebieterin zur Heerschau bei Tilbury. Elisabeth schrieb ihm trotz seiner Verdienstlosigkeit den Sieg ihrer Sache über Spanien zu und besuchte ihn in Tilbury, wie sie es manchmal auf seinen Gütern gethan; sie wollte ihn eben zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, wogegen Burleigh und der Großsiegelbewahrer Hatton Einrede erhoben, als Leicester auf dem Wege nach Kenilworth am 4. Sept. 1588 zu Cornbury Park in Oxfordshire einem Fieber erlag. Seine Witwe heirathete Christopher Blount.

Vgl. Froude, «History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth», Bd. 7—12 (London 1863—70); von Ranke, «Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert» (Band 1, 4. Auflage, Berlin 1877); M. Philippson, «Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.» (Berlin 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEICH, eine Kunstform der mittelalterlichen Lyrik, in der verschiedene Strophenformen miteinander verbunden werden. Ueber Ursprung und Wesen des Leichs, den Scherer das «Paradestück des Minnesangs» nennt, gehen die Ansichten auseinander. K. Lachmann schrieb 1829 im dritten Bande des «Rheinischen Museums» eine Abhandlung «Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts» (in den «Kleineren Schriften», herausgegeben von K. Müllenhoff, Berlin 1876, I, 325—340). Er rühmt den münchener Bibliothekar Docen als den ersten, welcher «die Regel der Leiche gelehrt hatte». Wesentlich verschieden von Lachmann's Auffassung hat W. Wackernagel über den Leich gesprochen in seiner «Geschichte der deutschen Literatur» (2. Aufl. von E. Martin, Basel 1879) und in den «Altfranzösischen Liedern und Leichen» (Basel 1846). Hierzu ist noch zu vergleichen Jak. Grimm «Ueber den altdeutschen Meistergesang» (Göttingen 1811), S. 69—72; K. Müllenhoff, «De antiquissima Germanorum poesia chorica» (Kiel 1847); K. Müllenhoff und W. Scherer, «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa» (2. Aufl., Berlin 1873); Ferd. Wolf, «Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche» (Heidelberg 1841); K. Bartsch, «Der Strophenbau in der deutschen Lyrik» (1857 in der «Germania», II, 257—298) und «Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung» (Rostock 1868). Die Bezeichnung Leich (laiks) findet sich bereits im Gothischen, wo laikan «hüpfen, frohlocken» bedeutet. Lâc ist im Angelsächsischen der Tanz, das feierliche Schreiten zum Opfer und das Opfer selbst. Leih heißt im Althochdeutschen Spiel und Tanz, und in der Bedeutung von Spiel (Kegelleich), Possen haben die Dialekte auch in der Gegenwart das Wort bewahrt. In ältester Zeit ist der «Leich» der vom Gesang begleitete Tanz Mehrerer, dem das vom Einzelnen vorgetragene Lied gegenübersteht (Wackernagel). Der Unterschied von Lied und Leich wird in der Folgezeit stets strenge festgehalten. Während das mittelalterliche Lied die durchgängige dreitheilige Gliederung in die beiden Stollen und den Abgesang festhielt, sind die einzelnen Theile des Leichs verschieden, zwar nicht völlig regellos, da in vielen Fällen sich zwei gleiche Systeme folgen, doch meistens in der Zahl der Zeilen, in Reimen und Silben der Willkür des Dichters überlassen. Passend hat man die Leiche mit unserer modernen Cantatendichtung verglichen; doch geht es zu weit, wenn Wackernagel sagt, im Gegensatze zum Lied ordne sich hier der Text der musikalischen Gestaltung unter. Wo Ton und Wort zugleich von einem erfunden wird, ist dieser Uebelstand der modernen Kunst nicht vorhanden. Daß die Melodie innerhalb des Leichs wechseln konnte, ist höchst wahrscheinlich. Ursprünglich wol für den bloßen Gesang, wird der Leich dann auch von

Instrumenten, der Fiedel, gelegentlich auch der Trommel oder Pfeife begleitet. Der Inhalt der Leiche kann sich auf alles erstrecken. Während Wackernagel annimmt, daß die alte volksthümliche Dichtart der Leiche erst im Anfang des 12. Jahrh. von den Geistlichen nach dem Vorbilde der in der Kirche altherkömmlichen Sequenzen allmählich umgestaltet worden sei und also verändert in die Kunstdichtung überging, vertritt Lachmann die Ansicht, der Leich sei überhaupt erst aus den kirchlichen Sequenzen und Prosen hervorgegangen, die im Anfang des 10. Jahrh. Notker Labeo in St.-Gallen in den Kirchengesang einführte (K. S. Meister und W. Bäumker, «Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrh.», Freiburg 1862 und 1883). Notker (gest. 912) ist der erste, welcher in seinem «Marcianus Capella» des Gegensatzes von Lied und Leich gedenkt: «daz zesingene getân ist, also lìed unde leicha». Die ältesten Leiche sind, was für Lachmann's Ansicht spricht, religiösen Inhalts, erst aus späterer Zeit sind uns Tanzleiche, Reihen erhalten. Der älteste erhaltene Leich ist aus einer Handschrift aus dem Kloster Muri zuerst von Hoffmann von Fallersleben in den «Fundgruben» (I, 259), dann wieder von Lachmann mitgetheilt worden. Von den höfischen Dichtern hat zuerst Friedrich von Hausen Leiche gedichtet. Berühmt ist der große Leich Walther's: «Got, dîner Trinitâte». Viel gesungen wurde ein Minneleich Ulrich's von Lichtenstein. Eine ganze Reihe anderer Dichter hat ebenfalls Leiche gedichtet, unter ihnen auch der Tanhäuser. Heinrich Frauenlob, der erste Meistersinger (gest. 1318), ist der letzte, welcher Leiche gedichtet hat (Marienleich, Kreuzleich, Minneleich). Im 18. Jahrh. könnten manche von Klopstock's Gedichten in freien Rhythmen an die im 14. Jahrh. ausgestorbene Dichtungsart erinnern. Zu beklagen ist ihr frühes Erlöschen nicht, denn «die freiere Form verführte», wie Lachmann hervorhebt, «zur gedehnten Reflexion oder zum unbeschränkten Erguß eines nicht immer tiefen oder wahren Gefühls, und die Leiche sind keineswegs die erfreulichste Seite der Kunstpoesie des 13. Jahrhunderts». *(Max Koch.)*

LEICHDORN (Clavus), auch Hühnerauge, nennt man eine schwielenartige Verdickung der obersten Hautschicht (Epidermis, Hornhaut), welche, durch übereinander geschichtete Hornzellen gebildet, nach unten einen central stehenden Zapfen bildend, mittels dieses letzteren sich in die Schleimschicht und die in die Tiefe gedrängte Haut einbohrt. Da der Leichdorn seine Entstehung zumeist dem Druck verdankt, welchen unpassendes Schuhwerk auf die Füße ausübt, so findet man ihn gewöhnlich über den Knöcheln, an den Seitenflächen der Zehen und an andern Vorsprüngen der Fußknochen; durch den andauernden Druck des eingekeilten Zapfens wird allmählich eine Atrophisirung (Schwund) des unterliegenden Cutis und ihrer Papillen herbeigeführt, während die unmittelbar angrenzende, den Zapfen umgebende Haut nebst Papillen entzündlich infiltrirt, hypertrophisch und von schwieliger Oberhaut bedeckt erscheint. Zur Vermeidung der Leichdorne ist vor allem auf gutes, genau den Formen des Fußes angepaßtes, aus gutem Stoff bereitetes Schuhwerk zu sehen, und scheint für diesen Zweck die in neuester Zeit empfohlene Methode, von jedem Fuße einen Gipsabguß zu nehmen und danach ein der Fußform genau entsprechendes Fußmodell (Leisten) durch Guß herzustellen, die geeignetste zu sein. Sind aber einmal Leichdorne vorhanden, so ist das beste und sicherste Mittel zu deren Beseitigung das Messer unter Beihülfe eines Schabeisens oder Schablöffels, mittels dessen man den Hornzapfen am leichtesten und vollständigsten aus seinem Grunde herausheben kann. Alle üblichen Erweichungsmittel, Hühneraugenpflaster und -Salben, Bestreichen mit Collodium unter Zusatz von Hanfextract, ebenso das Aetzen mit Kalilösung, Essigsäure, Citronensäure u. s. w. haben nur insofern einen Werth, als sie die operative Entfernung erleichtern.

Zur Verhütung der weitern Entwickelung in der Bildung begriffener Hühneraugen, sowie behufs Milderung der äußerst heftigen Schmerzen, welche die Hühneraugen zu begleiten pflegen, ist eine Vorrichtung zu empfehlen, welche die betreffende Stelle vor dem Drucke der Nachbartheile schützt. Man erreicht diesen Zweck am besten durch Application eines passenden Stückes Blutschwamm, welches mit einem dem Sitze des Hühnerauges entsprechenden Loche versehen ist und durch Heftpflaster befestigt wird. In vielen Fällen leisten auch die gleichfalls mit einem passenden Loche versehenen sogenannten Hühneraugen- (Filz-) Ringe gute Dienste. *(Alfr. Krug.)*

LEICHE ist die volksthümliche Bezeichnung für den abgestorbenen Menschenleib, während man todte Thierleiber mit den Worten Aas, Cadaver u. s. w. zu benennen pflegt. Die charakteristischen, äußerlich sichtbaren Merkmale dafür, daß wir es im Einzelfalle mit einer Leiche zu thun haben, sind die Leichenflecke, die Leichenkälte, die Leichenstarre, wenn auch dieselben allein nicht ausreichend sind, um den wirklich erfolgten Tod zu constatiren, vielmehr eine sachverständige Leichenschau, selbst die Leichenöffnung dazu noch erforderlich ist.

Sobald das Leben erloschen ist, hört in der Leiche der Stoffumsatz zwar nicht auf, nimmt aber, da er dem Einflusse der Blutbewegung und Athmung entzogen ist, eine andere Richtung an: das Blut fließt, dem Gesetze der Schwere folgend, zum Theil nach den tiefer gelegenen Stellen ab und färbt die erblaßten Körpertheile sowie die dieselben bedeckende Oberhaut bläulich roth, zum Theil gerinnt es in den blutführenden Gefäßen und in den Herzkammern, hier mehr oder weniger feste Gerinnsel (Coagula) bildend, während dessen flüssige Bestandtheile (Serum), das Zellgewebe durchsickernd, die oberste Hautschicht (Epidermis) allmählich in Blasenform abheben und endlich in einen Zustand der Verjauchung übertreten, der sich ebenso wol durch den eigenthümlichen, mehr oder weniger widerlichen Fäulnißgeruch bemerkbar macht, als er auch einen, seiner Natur nach noch nicht bekannten, aber in seiner Wirkung auf lebende Gewebe gefährlichen Stoff, das Leichengift entwickelt, welches, durch offene Wunden, z. B. gelegentlich der Section des Leichnams, in den

Blutkreislauf und die Säftemasse des Lebenden übergeführt, zur Blutvergiftung (Pyämie) desselben und dadurch bedingten ernsten, ja oft tödlichen Erkrankungen Anlaß geben kann. Aehnlich, wie das Blut gerinnt, erstarrt nach eingetretenem Tode auch die Muskelsubstanz, wodurch ein Zustand der Steifheit, Unbeweglichkeit derselben hervorgerufen wird, welcher unter der Bezeichnung Leichenstarre als ein zweites, wenn auch nicht untrügliches Kennzeichen des eingetretenen Todes anzusehen ist, dann aber um so sicherer als ein solches gelten kann, wenn es in Begleitung oder im Gefolge anderer, wie z. B. der Leichenkälte und der Leichenflecken, sich bemerkbar macht. Die Zeit des Eintritts dieses Leichensymptoms ist eine sehr verschiedene, und hängt hauptsächlich von der Art der dem Tode vorausgegangenen Erkrankung ab: war letztere eine acute, namentlich auf entzündlichen Processen beruhende, und traf sie einen vorher vielleicht ganz gesund und noch jung gewesenen Menschen, so tritt die Leichenstarre meist sehr bald, oft unmittelbar nach erfolgtem Tode ein, sodaß der Körper in der Stellung, welche er im Moment des Verscheidens zufällig einnahm, verharrt, und die dabei etwa in gebeugter Stellung verbliebenen Gliedmaßen nur mit Mühe und unter einer gewissen Kraftanstrengung gerade gestreckt werden können. War das Leiden dagegen ein chronisches, war das Individuum schon ein bejahrtes oder durch sein langes Leiden in seiner Ernährung und Kräftemaß sehr zurückgekommenes, so fehlt nicht selten die Leichenstarre entweder ganz oder tritt doch nur in so mäßigem Grade auf, daß sie als Starrheit gar nicht bezeichnet werden kann; der Grund hiervon ist nur darin zu suchen, daß bei solchen Kranken schon während des Lebens die Musculatur durch mangelhafte Ernährung den größten Theil jenes Stoffes eingebüßt hat, durch dessen Gerinnung deren Erstarrung überhaupt erst möglich wird. Um so schneller und in um so höherem Grade treten aber bei solchen Leichen die Fäulnißsymptome auf, ja sie machen sich oft schon in den letzten Lebensstunden bemerkbar, zumal dann, wenn die Ursache des chronischen Leidens auf eine sogenannte specifische Erkrankung (Syphilis, Krebs, Tuberkulose) zurückzuführen war.

Wenn nun auch in der Mehrzahl der Fälle darüber, daß man es mit einer Leiche zu thun hat, kein Zweifel sein kann, so gibt es doch auch eine große Anzahl Fälle, wo die Sache nicht so klar und einfach vorliegt, und wo eine sachverständige Prüfung des Einzelfalles durch Leichenschau, eventuell Leichenöffnung geboten erscheint. Ob aber die Leichenschau eine obligatorische und als solche von Staats wegen einzuführen sei, ist eine Frage, worüber die Ansichten der Wissenschaft sowol als auch der Regierungen noch ziemlich weit auseinander gehen. Der Zweck der Leichenschau gipfelt in folgenden Aufgaben derselben: 1) sie hat zunächst den wirklich erfolgten Tod sowie die Identität des Verstorbenen festzustellen; 2) sie hat zu constatiren, ob letzterer eines natürlichen Todes und an welcher Krankheit er gestorben, oder ob er durch Zufall, Verunglückung, eigene Schuld (Selbstmord), verbrecherische Handlung eines Dritten (Mord, Curpfuscherei) den Tod erlitten hat; 3) soll sie die möglichst schnelle Kenntnißnahme vom Auftreten und der Verbreitung von Epidemien vermitteln; 4) endlich soll sie das Material für die Mortalitätsstatistik schaffen. So segensreich die Leichenschau nach diesen vier Richtungen hin sowol für die Wissenschaft als für die allgemeinen hygieinischen und sanitären Verhältnisse des Staates, der Gemeinden und der Individuen wirken kann, und da, wo sie obligatorisch eingeführt ist, auch gewirkt hat, so wird doch gerade der letztere Punkt, deren obligatorische Einführung, vorläufig wol noch so lange unerledigt bleiben, bis der allein stichhaltige Grund, der dagegen geltend gemacht werden kann, «daß es an vielen Orten an den geeigneten Persönlichkeiten für deren stricte Durchführung fehle», noch nicht hinfällig geworden ist.

Mit der Leichenschau wird aber, wenn sie die oben angedeuteten Zwecke erfüllen soll, in vielen Fällen eine kunstgerecht ausgeführte Leichenöffnung (Obduction, Section) zu verbinden sein, welche entweder vom behandelnden Arzte, oder bei Vermuthung von Verunglückungen oder Verbrechen von einer gerichtlich verpflichteten Medicinalperson entweder an Ort und Stelle, oder in den für solche Zwecke mit einem besonderen Secirraum auszustattenden Leichenhäusern oder Todtenhallen vorzunehmen sind. Diese letzteren bieten neben andern, später zu besprechenden Vortheilen, dem Obducirenden die relativ größte Garantie gegen Gesundheitsschädigungen, welche er sich sonst bei Ausübung seiner Berufsthätigkeit entweder durch directe Infection mit dem Leichengift (s. o.) oder durch allmähliche Acquisition der unter dem Namen Leichentuberkel (Lupus anatomicus) bekannten Gesundheitsschädigung — eine warzenartige Bildung der Haut über den Fingergelenken, wobei es sich theils um sehr schmerzhafte einfache Verdickung der Haut mit Hypertrophie der Papillen, theils um nässende Formen mit intrapapillären Abscessen handelt — zuziehen könnte. Außer diesen mehr individuellen Vortheilen bieten aber die Todtenhallen, welche gegenwärtig wol auf den meisten Friedhöfen größerer Städte und Ortschaften zu finden sind, die in sanitärer und hygieinischer Beziehung nicht hoch genug anzuschlagende Möglichkeit, die Leichen möglichst bald aus dem Bereich des Sterbehauses und der Ueberlebenden zu schaffen, und so, namentlich bei Epidemien, eine Weiterverbreitung und damit wachsende Intensität einer Krankheit zu beschränken. Außerdem sind dieselben auch die passendste Localität zur Aufstellung der für die Fälle zweifelhaften Todes (Scheintod) geeigneten Vorrichtungen und Apparate, welche mit der Leiche in directe Verbindung gebracht werden, und durch welche auch das geringste Zeichen wieder erwachenden Lebens dem Wächter sofort signalisirt werden kann. *(Alfr. Krug.)*

LEICHENBESTATTUNG. Die Leichenbestattung ist ein Act theils der Pietät gegen die Verstorbenen, theils der Fürsorge für die Lebenden; während im ersteren Falle religiöse, ethische und humanitäre Motive die Hauptrolle spielen, sind es im andern Falle hauptsächlich hygieinische und sanitäre Gründe, welche dabei in Frage kommen. Man kann wohl sagen, daß die Leichen-

bestattung, wenn auch in ihren primitivsten Formen, ein Gebrauch ist, solange wie das Menschengeschlecht selbst existirt, wenigstens reichen die uns bekannt gewordenen ersten Spuren desselben bis auf mehrere Jahrtausende vor Christus zurück. Bei den vorchristlichen Völkern war aber das religiöse Motiv das allein vorwiegende, und auch gegenwärtig ist dasselbe unter vielen von der Cultur und Civilisation der Neuzeit noch nicht ergriffenen Völkerstämmen bei den verschiedenen gelegentlich der Leichenbestattung dort üblichen Gebräuchen vorherrschend, wenn auch dabei, obschon unbewußt, den sanitären Verhältnissen in mehr oder weniger ausreichender Weise Rechnung getragen wurde.

Die Form, unter welcher die Leichenbestattung in der vorchristlichen wie nachchristlichen Periode vollzogen wurde, kann im wesentlichen als eine dreifache bezeichnet werden: 1) als Beisetzung, 2) als Bestattung im engern Sinne (Begraben), 3) als Vernichtung des Leichnams (durch Wasser, Feuer, Chemikalien u. a.).

Die Beisetzung der Leichen kann unter diesen drei Formen wohl als die älteste, aber auch als diejenige bezeichnet werden, welche den ethischen Zwecken der Leichenbestattung insofern am meisten entspricht, als sie ein möglichst langes, sicht- und greifbares Band des Verkehrs zwischen den Abgeschiedenen und den Ueberlebenden vermittelte, zu welchem Zwecke noch überdies die verschiedenartigsten, eine möglichst lange Conservirung des Leichnams bezweckenden Manipulationen (Einbalsamiren u. s. w.) in Anwendung kamen.

Die Beisetzung erfolgte in der frühesten Zeit in Höhlen, später in Pyramiden, Katakomben, Krypten, Grabkapellen, Erbbegräbnissen, Kirchen u. s. w., und wurden die Leichen in diesen Räumen entweder offen oder in Särgen verschlossen beigesetzt. Die Pyramiden (s. diesen Art.), die ältesten historischen Denkmäler der Leichenbestattung, waren von einer quadratischen Grundfläche vierseitig aufgebaute, spitz zulaufende Grabgebäude der altägyptischen Könige. Später wurde die Pyramidenform für Grabmäler in Aethiopien auch für den Allgemeingebrauch, nicht blos für Königsgräber, Sitte, namentlich auf der Insel Meroë und auf den großen Todtenfeldern in der Nähe vom Berge Barkal. Die Katakomben (s. diesen Art.), ausgedehnte unterirdische Anlagen, dienten den ältesten Christen, besonders in der Zeit der Verfolgungen, zu gemeinsamen Begräbnißstätten. Krypten (s. Crypta) nannte man ursprünglich den das Grab eines Märtyrers enthaltenden Raum unter dem Altar, jedoch dienten dieselben später auch zum Begräbniß anderer ausgezeichneter Personen. Sie sind als die Vorläufer zu betrachten für die in der spätern christlichen Zeit sich einbürgernde Sitte, die Todten in Räumen unter den Kirchen beizusetzen, bis man später auf den die letzteren umschließenden Kirchhöfen sogenannte Erbbegräbnisse, Grabkapellen und Grüfte errichtete, welche angesehenen Familien gegen Pacht oder Kauf zur Beisetzung ihrer verstorbenen Angehörigen überlassen wurden.

Da aber naturgemäß im Laufe der Jahrhunderte alle diese und ähnliche Beisetzungsräume für den steigenden Bedarf nicht ausreichten, so hat sich allmählich die zweite, von verschiedenen Völkern gleichfalls schon seit langer Zeit übliche Bestattungsweise, das Begraben, eingebürgert, d. h. die Einsenkung der Leichen in Särgen in Gruben von verschiedener Tiefe, welche auf einem eigens dazu bestimmten Platze — Friedhof, Todtenacker, Kirchhof — angelegt werden. Diese Bestattungsweise ist seit Jahrhunderten, trotz zahlreicher gegen dieselbe erhobener ernstlicher Bedenken, unter den civilisirten Nationen aller Länder die fast ausnahmslos geübte und wohl auch den menschlichen Gefühlen am meisten sympathische.

Allein trotz aller Vorsicht und trotz der anerkennenswerthen Bestrebungen und Fortschritte der neuern Volkshygieine bleibt doch bei den ersten beiden Bestattungsweisen, der Beisetzung und Beerdigung der Leichen, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß durch den Verwesungsproceß einer auf einem geschlossenen Raume in ununterbrochener Aufeinanderfolge bestatteten Masse von Leichen Boden, Wasser und Luft nicht nur dieses Raumes, sondern auch seiner näheren und entfernteren Umgebung verunreinigt, verpestet, und dadurch für die Ueberlebenden verhängnißvoll werden könne. Man ist daher in neuester Zeit in Fachkreisen der Frage näher getreten, ob nicht doch die dritte Bestattungsform, die Vernichtung des Leichnams, schließlich die correcteste und alle jene sanitären Bedenken am sichersten ausschließende sei. Auch von dieser Bestattungsform gibt es ein Vorbild bereits im Alterthum und selbst bei einigen Völkern der Gegenwart: denn wenn z. B. die Perser früher ihre Leichen den Thieren zum Fraß überließen, wenn heute noch in Indien dieselben in den Ganges geworfen werden, und ebenso die Seefahrer aller Nationen, wenn während einer Seereise auf dem Schiffe Todesfälle eintreten, ihre Leichen auf den Grund des Meeres versenken müssen, so wird mit solchen Manipulationen doch auch ein gewisser Vernichtungsact geübt. Allein die am meisten bei vorchristlichen und nicht christlichen Völkern der Vergangenheit und Gegenwart verbreitete und in der verschiedensten Weise geübte Vernichtungsweise der Leichen war und ist heute noch die mittels des Feuers.

Die Leichenverbrennung ist in vorchristlichen Zeiten von den verschiedensten Völkern, namentlich von Griechen, Kleinasiaten, Römern, Etruskern, Germanen, Juden, als ein ihren religiösen Ansichten über Tod und das Fortleben der Seelen ihrer Abgeschiedenen entsprechender Brauch ziemlich allgemein geübt worden, wenn auch bei Massentod — nach Schlachten, Seuchen u. s. w. — schon wegen mangelnden Brennmaterials das Verscharren der uneingesargten Leichen in große Gruben nothwendig wurde; gegenwärtig ist die Leichenverbrennung nur noch bei einzelnen indischen Stämmen, den Hindus, Sikhs und einigen kleinern Gebirgsstämmen am Himalaya und an der Grenze von Birma, den Khassia, namentlich so weit sie Anhänger des Wischnu sind, gebräuchlich. Zweck und Aufgabe der Verbrennung ist, sämmtliche organische Körperbestandtheile unter dem Einfluß eines hohen Hitzegrades möglichst schnell und vollständig in

ihre einfachsten flüchtigen Verbindungen, d. i. Kohlensäure, Wasser, freien Stickstoff nebst geringen Mengen von schwefliger Säure und Ammoniak überzuführen. Während man früher zu den Leichenverbrennungen sich des Scheiterhaufens bediente, einer Gepflogenheit, wie solche noch jetzt bei einzelnen der eben erwähnten Völker, geübt wird, ist dieser Gebrauch theils um des enormen Materialverbrauchs, namentlich aber um deswillen, weil dadurch keine vollständige Verbrennung erzielt, aber auch den Anforderungen der Pietät nicht entsprochen, auch keine vollständige Trennung der Aschenreste von den Leichenresten — behufs Sammlung und Aufbewahrung letzterer — erzielt werden kann, schon längst außer Gebrauch gekommen. Statt dessen versuchte man zunächst die Verbrennung in offenen Oefen, wobei der Leichnam mit dem Brennmaterial in Contact blieb, also ebenfalls ein Sammeln der Leichenasche nicht möglich war, weshalb man neuerdings auch diese Methode verlassen und statt derselben die Verbrennung in Flammöfen empfohlen hat, wobei der Leichnam nur mit der Flamme, nicht aber mit dem Brennmaterial selbst in Berührung kommt. Auf diesem Princip beruhen die Verbrennungsapparate von Polli und Brunetti, namentlich aber der Siemens'sche Ofen, mittels welchem neuerdings auch in Deutschland schon zahlreiche Verbrennungsversuche stattgefunden haben, deren Resultate allen den Anforderungen zu entsprechen scheinen, welche sowol Pietät als auch allgemeine sanitäre Rücksichten an derartige Proceduren zu stellen berechtigt sind.

Bei der großen Wichtigkeit und dem allgemeinen Interesse, welche die Leichenverbrennung nach Siemens'scher Methode bei Laien wie bei Männern der Wissenschaft seit deren Bekanntwerden erregt hat, dürfte es angemessen sein, hier eine eingehendere Beschreibung des Siemens'schen Ofens zu geben und benutzt Referent hierzu einen von Soyka (Eulenburg's «Realencyklopädie der gesammten Heilkunde», VIII, 208) verfaßten Artikel:

«Der Apparat besteht aus drei voneinander getrennten Theilen: 1) einem Gaserzeuger außerhalb des Hauses, 2) dem eigentlichen Ofen mit dem Regenerator und Verbrennungsraum innerhalb des Gebäudes und 3) dem Schornstein zur Abführung der Verbrennungsproducte. Der Gaserzeuger wird derart in Betrieb erhalten, daß durch die Füllvorrichtung in Intervallen von einigen Stunden eine Wiederanfüllung des consumirten Brennmaterials an Stein-, Braunkohle, Torf oder Holz stattfindet. Das gebildete Gas wird durch einen mit einer Regulirklappe versehenen Kanal unter ein großes, vertical gebautes Backsteingitter, den sogenannten Vorwärmer, geleitet, mit einem gleichfalls regulirbaren Luftstrom gemischt, angezündet, sodaß nach und nach die Backsteine bis zum starken Rothglühen erhitzt werden. Die immer heißer werdenden Verbrennungsgase gelangen vom Vorwärmer durch einen kurzen horizontalen Kanal in den eigentlichen gewölbeartigen Verbrennungs- oder Calcinirraum, aus dem die Flamme durch einen Kanal in die Esse entweicht. Der Verbrennungsraum liegt direct über dem Aschenraum und ist von letzterem durch ein feuerfestes, durchbrochenes Backsteingewölbe getrennt. Die Oeffnungen in letzterem bilden solchergestalt einen Rost, auf welchen der Leichnam zu liegen kommt. Sobald der Ofen sich in dem beschriebenen Zustande der Erhitzung befindet, wird der Verschlußdeckel, eine eiserne, eventuell mit Thon oder Backsteinen gefütterte Thür, die sich gegenüber dem kurzen, vom Vorwärmer kommenden Kanal befindet, geöffnet, der zu verbrennende Körper in den Verbrennungsraum eingeführt und nach Schließung der Thüre zuerst der Einwirkung der Rothgluth ausgesetzt. Es wird hierbei der größte Theil seines Gehalts an Flüssigkeiten verflüchtigt. Nachdem dies geschehen (nach circa $^1/_4$ Stunde), schließt man die Gasklappe. Infolge dessen gelangt nunmehr nur Luft durch den Regenerator in den Verbrennungsraum. Diese wärmt sich im Regenerator bis nahe zur Weißgluthitze, in welchem Zustande dieselbe auf den vorgewärmten und zum großen Theil ausgetrockneten Körper trifft, was eine schnelle Verzehrung aller seiner brennbaren Theile zur Folge hat. Die nicht verbrennbaren Theile erleiden durch die Hitze gleichfalls chemische Zersetzungen; es entweicht Kohlensäure und der Rest bleibt als Pulver zurück, das durch den Rost in den Aschenraum fällt und sich leicht sammeln und durch eine an letzterm angebrachte Thüre herausnehmen läßt. In letztern mündet ebenfalls der Kanal, durch welchen die Gase in den Schornstein abgehen. Der Siemens'sche Ofen braucht circa 5 Stunden, um auf die gehörige Temperatur, 600—800°, erhitzt zu werden, dann sind aber Vorwärmer, die Wände und der Rost des Verbrennungsraumes rothglühend. Der Verbrennungsproceß selbst läuft in 1—$1^1/_2$—2 Stunden ab.»

Als eine vierte Art der Leichenverbrennung erwähnen wir noch die in sogenannten Muffelöfen vorzunehmende. Unter Muffeln versteht man dünnwandige, cylindrische, ovale oder quadratförmige, meist aus feuerfestem Thon gefertigte lange Röhren, welche vom Feuer umspült zur Rothglühhitze gebracht werden. Dieselben sind hinten durch eine Wand permanent geschlossen, und wenn man atmosphärische Luft in die Muffeln einläßt, so erfolgt eine rasche Verbrennung und Einäscherung um so schneller, wenn schon stark erhitzte Luft in die Muffeln eintreten kann, was man durch die den Feuergasen noch anhaftende Wärme durch eine zweite Gasretorte erzielt.

Als Gründe für die Leichenverbrennung sind zu bezeichnen: die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, die Besorgniß der Luft-, Boden- und Wasserverunreinigung durch das Begraben der Leichen, der mit den verschiedenen Arten des Begrabens der Leichen verbundene Verlust großer, in anderer Weise zu verwerthender Bodenstrecken, sowie das Gefühl der Pietät, indem man in der in Urnen aufbewahrten Leichenasche ein greifbareres Andenken an die Verstorbenen zu erhalten glaubt als durch den einfachen Grabhügel. Außerdem kann aber die Leichenverbrennung unter gewissen Umständen geradezu nothwendig und unvermeidlich werden, namentlich in Zeiten von Krieg und Seuchen, wo es sich um

schnelle gefahrlose Beseitigung einer großen Anzahl von Leichen handelt. Andererseits hat aber die Leichenverbrennung, namentlich vom gerichtlichen Standpunkte der Todtenschau und der wegen muthmaßlicher Verbrechen für nothwendig gehaltenen Wiederausgrabung (Exhumation) eines Leichnams und nachträglichen Section desselben ihre Bedenken, da mit dem Acte der Verbrennung jede Möglichkeit einer solchen Untersuchung ausgeschlossen ist. Um derartige Uebelstände zu verhüten, würden bestimmte gesetzliche Vorschriften zu erlassen sein, daß in jedem Falle von Leichenverbrennung sowol eine ausführliche Krankengeschichte seitens des behandelnden Arztes, sowie ein Sectionsprotokoll an die Behörde abzugeben ist; in Fällen aber, wo solches wegen nicht stattgehabter ärztlicher Behandlung unthunlich, oder wo Verdachtsmomente eines stattgehabten Verbrechens vorliegen, letzterer die Ermächtigung haben muß, die Verbrennung des Leichnams zu inhibiren, bis die gerichtliche Section stattgefunden hat.

Ueberhaupt wird sicher noch lange Zeit vergehen, bis sich die Leichenverbrennung bei dem größern Publikum als Bestattungsmodus eingebürgert haben wird. Noch weniger aber ist anzunehmen, daß von seiten des Staates dieselbe obligatorisch an Stelle der Beerdigung werde eingeführt werden. Es ist allerdings anzunehmen, daß sich früher oder später die Nothwendigkeit herausstellen werde, in größeren Ortschaften Leichenverbrennungsöfen zu facultativer Benutzung für die Fälle zu errichten, in denen die Verbrennung nach testamentarischer Verfügung des Verstorbenen oder auf Wunsch der Angehörigen desselben erfolgen soll. Allein ein Grund, die Beerdigung und die mit derselben verbundene Errichtung von Friedhöfen gänzlich außer Gebrauch zu setzen, liegt nicht vor, da der Staat, unterstützt durch die Fortschritte der Wissenschaft, immer mehr im Stande sein wird, die nicht ganz abzuleugnenden Nachtheile des fraglichen Bestattungsmodus zu beseitigen, beziehentlich zu verhüten. Als zur Erreichung dieses Zweckes geeignete Maßnahmen sind hauptsächlich folgende zu bezeichnen: Einführung der obligatorischen Leichenschau; Errichtung von Leichenhallen; Anlegung der Friedhöfe an von den menschlichen Wohnungen thunlichst entfernt und nicht in der herrschenden Windrichtung gelegenen Plätzen mit einer geeigneten Beschaffenheit des Bodens, gehörige Kanalisirung und Bepflanzung derselben mit Laubholz; gehörige Tiefe der Gräber und entsprechende Abkürzung des Zeitraums, nach welchem die Grabstellen von neuem zur Beerdigung benutzt werden dürfen. Vom hygieinischen Standpunkte aus erscheint die Sitte mancher religiöser Genossenschaften (Herrnhuter), die Leichen, mit Ausschluß sogenannter Erbbegräbnisse, streng nach der Reihenfolge des Sterbens ohne Unterschied des Standes beerdigen zu lassen, der Beachtung sehr werth. Bei der hohen Wichtigkeit der Frage über die Leichenbestattung möge noch auf die Abhandlung von Dr. R. Müller: «Schädigen die Kirchhöfe die Gesundheit der Lebenden» (Dresden 1885) hingewiesen werden.

(*Alfr. Krug.*)

LEICHENFETT, Leichenwachs, Fettwachs, Adipocire, ist eine aus Fettsäuren oder deren Verseifung sich bildende Substanz, welche bei der Zersetzung von Leichen, die in sehr feuchtem Boden oder unter Wasser gelegen haben, infolge des unter solchen Umständen mangelhaften Zutritts der atmosphärischen Luft entsteht. Die ersten Beobachtungen über diesen eigenthümlichen Verfettungsproceß der Leichen stammen aus den Jahren 1786 und 1787, wo auf dem Kirchhofe des Innocents in Paris Massengräber von 30 Fuß Tiefe und 20 Fuß Breite und Länge geöffnet wurden, in denen innerhalb 3 Jahren 1000—1500 Todte in unmittelbar übereinander gestellten Särgen bestattet, und ohne bedeckende Erdschicht stehen gelassen worden waren. Die darin befindlichen Leichname waren bis auf Knochen und Haare in diese Fettart verwandelt, namentlich waren Haut, Brüste, Muskeln und Gehirn völlig in Fett übergegangen, während Lungen, Leber, Gedärme, Milz, Nieren und Gebärmutter zusammengeschrumpft erschienen. Seitdem hat man diesem Vorkommen weitere Aufmerksamkeit gewidmet und auf den verschiedensten Kirchhöfen bei Exhumirungen das Gleiche gefunden. Nach diesen neuern Beobachtungen vollzieht sich die Umwandlung der Leichentheile in Fett in folgender Reihenfolge: Zuerst wird die Haut verseift; anfangs besteht deren fibröses Gewebe noch, während das darunter liegende Fettpolster schon weiß aussieht; auch ist letzteres, während es in den neuen Zustand übergeht, theilweise noch gelb gefärbt. Ist Haut und Fettpolster bereits umgewandelt, so zeigen die Muskeln noch einige Zeit ihr normales Colorit, und auch die Eingeweide sind noch ziemlich lange in ihren Höhlen zu erkennen und erscheinen anfangs nur zusammengefallen, später vertrocknet und im Volumen vermindert. Bald verwandeln auch sie sich, es zeigen sich Spuren von Leichenfett, dessen Menge allmählich zunimmt. Nachdem alle Fleischpartien diese Umwandlung erfahren, besteht doch in dem neuen Stoffe noch immer fibröse Bildung; erst wenn letztere bis auf die letzte Spur verschwunden, ist die Verseifung als vollkommen zu bezeichnen (Thouret). Die chemischen Untersuchungen des Leichenfettes berechtigen zu dem Schlusse, daß dasselbe entweder ein Gemenge derselben Fettsäuren ist, welche in den Neutralfetten des thierischen Organismus vorkommen, oder daß es ein Gemenge der Ammoniak-, resp. Kalkseifen dieser Fettsäuren repräsentirt; Ebert will außerdem in demselben auch Margarin- und Oxymargarinsäure gefunden haben. Die mikroskopische Untersuchung ließ nach Kratzer an Haut, Fettgewebe, Knochen und Muskeln noch unzweifelhafte Reste der ursprünglichen Textur in ziemlich unveränderter Form erkennen, wenn auch andererseits die Fettsubstanz selbst noch häufig in groben Zügen die Formen jener Texturelemente nachahmt, aus denen sie hervorgegangen ist. Versuche, welche man zur künstlichen Erzeugung des Adipocire durch Einlegen von Leichentheilen in Macerirtröge gemacht hat (Virchow, Kratter u. a.), um den Vorgang der Leichenfettbildung zu studiren, haben annähernd gleiche Resultate ergeben. Nach diesen Unter-

suchungen ist das Adipocire außen meist dunkelbraun gefärbt durch ihm anhängende humusartige Stoffe, innen dagegen weiß, resp. gelblich-weiß, ziemlich hart und bröckelig, fühlt sich fettig an und erweicht bei mäßiger Wärme; bei gesteigerter schmilzt es vollständig, wenn es nur aus freien Fettsäuren besteht, in welchem Falle es auch in Aether und heißem Weingeist löslich ist; letzteres ist auch bei den Ammoniakseifen der Fall, während die Kalkseifen ungelöst bleiben. Besteht daher eine Adipociremasse aus einem Gemenge freier Fettsäuren und Kalkseife, so gehen erstere bei Behandlung mit Alkohol oder Aether in Lösung über, während die Kalkseifen zurückbleiben; behandelt man letztere mit verdünnter Salzsäure in der Wärme, so zersetzen sie sich, die Fettsäuren scheiden sich frei ab, und können nun auch durch Alkohol oder Aether gelöst werden. Ueber die Frage, aus welchem Material und durch welche chemischen Processe das Adipocire entsteht, sind die Meinungen noch getheilt; während die Einen behaupten, daß es nur aus dem in den Organen vorgebildeten Fette entstehe und also nur ein Umwandlungsproduct desselben darstelle, nehmen die Anderen an, daß infolge eines chemischen Vorganges aus den Eiweißkörpern der Organe höhere Fettsäuren — Palmitinsäure, Stearinsäure, Oelsäure — sich bilden.

Das Leichenfett wird nebenbei auch zu technischen und industriellen Zwecken benutzt und bildet für die Todtengräber eine ziemlich ergiebige Erwerbsquelle, indem es unter dem Namen Spermaceti zu Lichtkerzen, Brennöl, Schmieröl, zu Stiefelwichse u. a. verarbeitet wird; ja selbst als Heilmittel findet es heute noch in den Gebirgsgegenden von Schlesien Verwendung, indem dasselbe, in Wein suspendirt, den Patienten als ein Schweißtreibungsmittel von Curpfuschern verabreicht wird.

(Alfr. Krug.)

LEICHHARDT (Friedrich Wilhelm Ludwig), deutscher Naturforscher und Entdeckungsreisender, wurde geboren am 23. Oct. 1813 zu Trebatsch bei Beeskow (Brandenburg) als Sohn eines Torfinspectors, auf dem Gymnasium zu Kottbus vorgebildet und studirte seit dem Herbst 1833 zu Göttingen anfänglich Philologie, widmete sich aber bald den Naturwissenschaften und besonders der Geologie, welche er seit 1834 in Berlin neben dem Studium der Medicin pflegte. Dem frühzeitig rege gewordenen Drange, als Naturforscher zu reisen, konnte er durch die Unterstützung des ihm befreundeten Engländers William Nicholson genügen, mit welchem er nach Beendigung seiner Studien Frankreich, Italien und England durchwanderte. Allmählich reifte in ihm der Entschluß, Australien zum Ziel seiner Bestrebungen zu machen. Von seinem englischen Freunde unterstützt, schiffte er sich am 1. Oct. 1841 von London nach Sydney ein und begann alsbald nach seiner Landung im folgenden Frühjahr die Vorbereitungen für seine leider nur kurze, aber ruhmreiche Laufbahn als Entdecker. Kleinere Fahrten von Sydney aus, deren Ergebnisse er in den «Beiträgen zur Geologie von Australien» (herausgegeben von Girard, Halle 1855) niederlegte, führten ihn von Newcastle (Kingston) an der Mündung des Hunterflusses bis Brisbane durch das östliche Gebirgsland im Innern der Colonie Neu-Süd-wales und machten ihn mit der eigenartigen Natur des Landes und den Anforderungen an größere Unternehmen bekannt. Sodann beschäftigte ihn das Studium der wenigen Schriften über Australien und die Reisen seiner Vorgänger in Sydney, wo er mit Männern bekannt wurde, welche sich für die Erforschung des Landes begeisterten und die Kenntnisse des rastlos thätigen Mannes zu würdigen wußten.

Nach dreijähriger Vorbereitungszeit, welche ihn mit allen Verhältnissen bekannt gemacht hatte, die das Gelingen einer größeren Forschungsreise bedingten, beschloß er im Sommer 1844 die Ausführung einer großen Reise von der Ostküste nach der Nordküste Australiens. Von allen Seiten freudig unterstützt, konnte er schon Ende August 1844 mit acht Begleitern von Brisbane an der Moretonbai (Queensland) aufbrechen. Er war, nach seinen eigenen Worten, sich der zahlreichen und großen Schwierigkeiten wohl bewußt, aber überzeugt, daß er bei vorsichtigem Vorgehen seine Gesellschaft durch eine grasreiche und wohl bewässerte Gegend würde führen und sein Reiseziel, Port Essington (Nordaustralien), sicher erreichen können. Nach einer Wanderung von 16 Monaten durch das Innere von Queensland bis an den Mitchell-Fluß auf der Halbinsel York, wo er den einzigen Verlust an Menschenleben (Tod des Ornithologen Gilbert durch einen feindlichen Ueberfall von Eingeborenen) zu beklagen hatte, darauf an der Küste des Carpentaria-Golfs entlang durch Arnhemland, erreichte er Victoria am Port Essington auf der Halbinsel Coburg (150° östl. Länge von Ferro), mit Vorräthen noch reichlich versehen, und schiffte sich daselbst zur Rückreise nach Sydney ein (Ankunft 29. März 1846). Mit hoher Begeisterung wurde er hier begrüßt und der Werth seiner Leistung durch Verleihung einer Summe von 600 Pfd. Sterl. aus Staatsmitteln und 854 Pfd. Sterl. aus einer öffentlichen Sammlung anerkannt, während die Londoner Geographische Gesellschaft 1846 und die Pariser 1847 ihm ihre großen goldenen Denkmünzen verliehen.

Das Resultat seiner Reise hat Leichhardt in einem einzigen bescheidenen Satze seines Tagebuchs, geschrieben am 5. Juli 1845 im Angesicht des Carpentaria-Golfs, niedergelegt: «Wir hatten», schreibt er daselbst, «einen Verbindungslandweg zwischen der Ostküste Australiens und dem Golf von Carpentaria — mit Umgehung der für die Schiffahrt so gefährlichen Torresstraße — entdeckt, hatten nie ohne, sondern größtentheils sogar an fließenden Gewässern unsere Reise zurückgelegt, durch eine ausgezeichnete Gegend, welche fast in ihrer ganzen Ausdehnung für Viehzucht geeignet ist». Leider war ihm offenbar geworden, daß er weniger unter den Mühsalen der Reise als durch den Charakter seiner Reisegefährten zu leiden hatte, deren Absicht nur auf das Ende des Unternehmens, nicht auf die Wichtigkeit seines Ergebnisses gerichtet war und welche sich wiederholt murrend äußerten, daß sie unter seiner Führung nur mit Mühsal zu kämpfen hätten. Leichhardt's Werk über diese Reise, «Jour-

nal of an Overland Expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington» (London 1847; «Tagebuch einer Landreise in Australien» von L. Leichhardt; aus dem Englischen von A. Zuchold, Halle 1851), in kurzer Zeit und in schmucklosester Form niedergeschrieben, ist voll der reichsten Belehrung und eins der werthvollsten Werke für die Kenntniß des Erdtheils.

Die nächste, noch im Jahre 1846 aus seinen eigenen Mitteln ausgerüstete Expedition brach im December vom Condaminefluß auf, um den Erdtheil nach Westen hin bis zum Schwanenfluß zu durchspüren, die Ausdehnung von Sturt's Wüste festzustellen, die Natur der West- und Nordwestküste, den Wechsel und die geographische Verbreitung der Pflanzen- und Thierformen von einer Küste zur andern festzustellen. Allein schon nach wenigen Monaten endete das Unternehmen, zum Theil infolge Ausbruchs einer Reihe von Krankheiten unter der Reisegesellschaft, ferner des Verlustes der meisten Thiere, meistens aber wol wegen Unzufriedenheit und geringer Ausdauer der Gefährten: am Mackenziefluß angelangt, mußte Leichhardt zurückkehren. Alsbald aber rüstete er ein neues Unternehmen aus, bestehend aus nur sieben Begleitern, unter denen sein Schwager August Classen, mit 7 Pferden und 20 Maulthieren, welches in höchstens drei Jahren das Ziel der vorigen Reise erreichen sollte. Nachdem schon ein Weg von 300 engl. Meilen zurückgelegt war, kehrte er, erfaßt von der Ahnung, daß er nicht mehr zurückkehren werde, wieder um, die letzte Nachricht von sich zu erstatten, die am 3. April 1848 in Sydney eintraf; seitdem war er verschollen. Als die Frist von drei Jahren abgelaufen war, wurde zuerst 1852 unter Hely eine Expedition zur Aufsuchung Leichhardt's abgesendet, welche indeß ohne Erfolg blieb, ebenso wie die Unternehmungen in den Jahren 1855 und 1856, 1858 unter A. C. Gregory, 1865 unter McIntyre und Stuart. Im Anfang der achtziger Jahre verbreiteten Skuthorpe und Hume das lügenhafte Gerücht von der Auffindung der Tagebücher Leichhardt's und Classen's, von denen letzterer bei den Eingeborenen am Mullivan River gelebt haben sollte; doch fand dies Gerücht wenig Glauben. Besser verbürgt ist die neueste Nachricht von dem endlichen Auffinden der Expedition im Jahre 1886. Der Afghane Billoch Night, 1865 als Kameltreiber bei McIntyre's Expedition beschäftigt, benachrichtigte am 5. Jan. 1886 vom Kupferminenort Cloncurry aus im nördlichen Queensland (20° 40′ südl. Breite, 140° 35′ östl. Länge von Greenwich) den Baron Dr. Ferd. von Müller in Melbourne von der Auffindung der Ueberbleibsel der Leichhardt'schen Expedition, und eine sofort abgesendete zuverlässige Person bestätigte diese Nachricht. Die Expedition von Wills und Burke 1861 und von Mac Kinley 1862 hatten fast denselben Ort schon berührt; bestimmt ist jedenfalls, daß Leichhardt nicht bis zur Linie der Ueberlandreise von Mac Stuart 1858—62 (135° östl. Länge von Greenwich) vorgedrungen ist.

Leichhardt war, wie wenige, zum Forschungsreisenden befähigt durch Fachbildung und treffende Beobachtungsgabe, dabei ein edler und unbeugsamer Charakter, von hoher Idealität und tief religiöser Gesinnung; indem er aber oft zu begeistert vorging und die Mittel, besonders die Kraft seiner Untergebenen nicht immer genügend berechnete, setzte er wol besonders das Gelingen seines letzten großen Planes in Frage.

Literatur: C. A. Zuchold, «Dr. L. Leichhardt» (Leipzig 1856); G. Neumeyer und O. Leichhardt, «Dr. L. Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen». Mit Anhang: «Dr. L. Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender» (Hamburg 1881). *(E. Kaufmann.)*

Leichhuhn, s. unter Strix (Eule).

LEIDEN, auch Leyden (das römische Lugdunum Batavorum), Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, eine der ältesten Städte Hollands, durchströmt von einem Arme des Alten Rheins, der nicht weit von der Stadt durch einen Kanal in die Nordsee fließt, ist Station der Eisenbahnlinien Amsterdam-Rotterdam und Leiden-Woerden, hat geräumige Straßen, darunter besonders die Breite Straße, welche fast die ganze Stadt von Osten nach Westen durchläuft, viele Kanäle und (1883) 42,965 Einwohner. Einen wesentlichen Nahrungszweig der Bevölkerung bildeten ehemals die Buchdruckereien sowie Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist Leiden der Hauptmarkt Hollands für Wolle und wollene Waaren. Unter den 17 Kirchen sind vorzugsweise zu nennen: die Peterskirche (eine 1315 erbaute Kreuzkirche mit 5 Schiffen), mit den Grabmälern Boerhaave's, Peter Camper's, Scaliger's, Spanheim's, S. J. Brugman's, J. H. van der Palm's und Meermann's, und die Hooglandsche oder St.-Pancraskirche (eine Kreuzkirche mit 3 Schiffen aus dem 14. Jahrh.), mit dem Grabmal des aus der spanischen Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters Adrian van der Werff und F. van Pestel's. Die Alte Burg, eine geschichtlich berühmte Feste mitten in der Stadt auf einem Hügel, gewährt einen vorzüglichen Ueberblick über Stadt und Land bis zu den Dünen. In architektonischer Hinsicht zeichnet sich das Rathhaus aus. Eine Hauptzierde der Stadt ist die am 8. Febr. 1575 von dem Prinzen Wilhelm von Oranien gestiftete Universität, einst von europäischem Ruf, an der die größten Männer ihrer Zeit lehrten und wirkten, auch gegenwärtig noch von großer Bedeutung. Dieselbe ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines trefflichen Anatomischen Cabinets, eines Anatomischen Theaters, einer Sternwarte, eines Krankenhauses und eines Botanischen Gartens. Höchst interessant ist das Niederländische Museum für Archäologie und das besonders an japanischen Gegenständen reiche Ethnographische Museum. Das städtische Museum zeigt schöne Gemälde von Lukas van Leiden, Engelbrechtsen u. a. Außer der Universität ist unter den verschiedenen Lehranstalten Leidens besonders das Gymnasium, die höhere Bürgerschule, die Schule für Seefahrt zu erwähnen. Auch ist die Stadt Sitz mehrerer gelehrten Gesellschaften, darunter der Gesellschaft für niederländische Literatur. Mehrere der berühmtesten holländischen Maler haben hier gelebt oder sind hier geboren, z. B. Rembrandt, Douw,

Lukas van Leiden; auch ist Leiden Geburtsort des Schwärmers Bockelson oder Bockolt (s. Art. Johann van Leyden). Ein Denkmal des berühmten Arztes Boerhaave steht vor dem neuen Krankenhause; ein Denkmal des Vertheidigers der Stadt gegen die Spanier, Adrian's van der Werff, wurde am 3. Oct. 1884 enthüllt.

Leiden gehört zu den ältesten Städten Hollands, obwol die gebräuchliche Identificirung mit dem Lugdunum Batavorum der Römer unsicher ist. Im Mittelalter bildete es bis 1420 eine eigene Burggrafschaft, die in diesem Jahre mit der Grafschaft Holland vereinigt wurde. Während der Reformationszeit mislang ein Versuch der münsterschen Wiedertäufer, die Stadt, der ihr König Johann van Leiden entstammte, für sich zu gewinnen (1535). Mit dem Beginne des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien tritt die Stadt mehr als bisher hervor, sie trat 1572 zu Oranien über; die Wichtigkeit ihrer Lage aber bestimmte die Spanier zu angestrengten Versuchen, wieder in ihren Besitz zu kommen. Sie begannen 1573 die Belagerung, mußten sie zwar wegen der Bedrohung durch Ludwig von Nassau im März 1574 aufheben, schlossen aber die Stadt, die man inzwischen nicht wieder verproviantirt hatte, von neuem ein. Es trat eine furchtbare Noth ein, Oranien konnte zunächst nicht helfen, und trotz des tapfern Widerstandes, der namentlich von dem Bürgermeister Adrian van der Werff geleitet wurde, wäre die Stadt verloren gewesen, wenn nicht Oranien die Deiche von Schieland, Rheinland und Delfland hätte durchstechen lassen und so den Zugang zu Wasser eröffnet hätte. Die Flotte unter dem Admiral Boisot konnte so im October 1574 die Stadt entsetzen, nachdem von der 140—150,000 Einwohner zählenden Bevölkerung zwei Fünftel umgekommen waren. Bei den Streitigkeiten zwischen Remonstranten und Contraremonstranten stand Leiden auf Seiten der erstern und Oldenbarnevelt's; nach dessen Gefangennahme und Niederlage der Partei blieb die Universität die eifersüchtige Hüterin der Dordrechter Beschlüsse. Hier wurde auch von sechs Theologen die Bibel übersetzt. — Beim Eindringen der Französischen Revolution in die Niederlande war Leiden eine der ersten Städte, die sich ihr anschlossen (1795); die Stadt hatte aber unter französischer Herrschaft viel zu leiden, die Continentalsperre vernichtete die seit alter Zeit blühende Tuchfabrikation; ein schweres Unglück traf sie am 12. Jan. 1807, wo ein mitten in der Stadt liegendes, mit 30,000 Pfund Pulver beladenes Schiff in die Luft sprang, wodurch viele Häuser vernichtet und Hunderte von Menschen getödtet wurden. Nach der Schlacht von Leipzig war Leiden dann eine der ersten Städte, welche von Frankreich abfielen. Am 21. Dec. 1813 hielt der Prinz von Oranien seinen Einzug in die Stadt.

(Th. Wenzelburger.)

Leidener Flasche, s. Kleist'sche Flasche.

Leierschwanz, Gattung austral. Vögel, s. Menura.

LEIM ist der Name einer in heißem Wasser leicht löslichen, beim Erkalten gelatinirenden, stark klebenden Substanz, welche sich in der Natur nicht fertig gebildet vorfindet, sondern aus Bestandtheilen der Sehnen, Knorpel, Knochen des thierischen Körpers durch Kochen mit Wasser gewonnen wird. Ueber die verschiedenen Leimarten, welche infolge ihrer bindenden Kraft in der Technik vielfache Anwendung finden, als Knorpel-, Knochen-, Fischleim u. s. w., s. in dieser Encyklopädie die Artikel Gallerte (I. Sect., Th. 53, S. 43), Glutin (I. Sect., Th. 70, S. 340 fg.) und Hausenblase (II. Sect., Th. 3, S. 176 fg.). *(R.)*

Lein, Pflanzengattung, s. Linum.

Leinakanal, s. Leine.

Leindotter, Pflanzengattung, s. Camelina.

LEINE ist der Name zweier Flüsse. 1) Die Leine, linker Nebenfluß der zur Weser gehenden Aller in Hannover, entspringt im Dorfe Leinefelde auf dem Eichsfeld, fließt bei Heiligenstadt vorüber nach Westen und wendet sich bei ihrem Eintritt in die Provinz Hannover nach Norden, welche Richtung sie im ganzen bis zu ihrer Mündung beibehält. Westlich von Northeim empfängt sie rechts die Ruhme mit der vom Brockenfelde kommenden Oder und, nachdem sie zwischen dem Hildesheimer Wald im Osten und dem Osterwald im Westen in die norddeutsche Ebene getreten, bei Sarstedt die vom Oberharz kommende Innerste mit der Nette; ihre bedeutendsten linken Nebenflüsse sind die nahe bei Salzderhelden mündende Ilme und die bei Hannover mündende Ihme. Bei Hannover wird sie schiffbar und erreicht südlich von Hudemühlen im Großen Moor (Leinemoor) die Aller nach einem Gesammtlaufe von 211 Kilom., wovon 56 Kilom. schiffbar sind.

2) Von geringerer Bedeutung ist das Flüßchen Leine, welches im Thüringer Wald bei Finsterbergen südlich von Friedrichroda entspringt, bei Schönau westlich von Friedrichroda vorüberfließt und vom Dorfe Leina ab den Namen Hörsel annimmt. Aus dieser Leine zweigt sich bei Schönau ein 1369 angelegter Kanal (Leinakanal) ab, welcher bei Emleben südlich von Gotha einen aus der Apfelstedt bei Georgenthal abgeleiteten Kanal, das Georgenthaler Floßwasser, empfängt, bis Gotha in nordöstlicher Richtung und von dort ab als Leina in nordwestlicher Richtung bei Goldbach den Hauptnebenfluß der Hörsel, die Nesse, erreicht. Diese Leina und der Georgenthaler Floßgraben aus der Apfelstedt stellen somit eine Verbindung der Stromgebiete der Weser und Elbe dar. *(E. Kaufmann.)*

LEININGEN (franz. Linange), eine Grafschaft im Speiergau, zwischen der Pfalz und dem Bisthum Speier, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts etwa 40 Städte, Flecken und Dörfer in sich begriff. Das Schloß Alt-Leiningen, drei Meilen von Worms, wurde 1689 von den Franzosen verbrannt; Neu-Leiningen, ist eine neuere Stadt mit Schloß, in der Grafschaft Leiningen bei Dürckheim in der Pfalz; beide Schlösser wurden 1525 von den aufrührerischen Bauern zerstört. Die Grafen von Leiningen waren eins der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, zu dem wol schon jener Amicho zu rechnen ist, der 783 der Abtei Lorch einen Wald in der Leininger Mark im Wormsgau schenkte. Der erste namentlich genannte Graf von Leiningen war Emicho I.,

Gaugraf im Wormsgau, der 1117 in einem Treffen bei Mainz gegen Herzog Friedrich von Schwaben fiel. Sein Sohn Emich II., Erbauer der Burg Alt-Leiningen, stiftete das Augustinerkloster Höningen. Mit seines Sohnes Emich III. Sohne Friedrich I., der 1190 an dem Kreuzzuge des Landgrafen Ludwig I. von Thüringen theil genommen hatte und vom Könige Philipp von Schwaben zum Landvogt des Speiergaus ernannt worden war, erlosch der Mannsstamm der alten Grafen von Leiningen 1220. Er ist wol der als Minnesinger genannte Graf Friedrich von Leiningen, von dem nur ein Lied bekannt, worin von einer Fahrt nach Apulien die Rede ist. Seine Schwester Lukardis, in erster Ehe vermählt an Simon II., Grafen von Saarbrücken, übertrug ihrem dritten Sohne, Friedrich II., Grafen von Saarbrücken, die Grafschaft Leiningen, der nunmehr Namen und Wappen der alten Leininger annahm und der Stammvater des zweiten Grafenhauses Leiningen aus saarbrückischem Stamme wurde. Er starb 1227. Von ihm stammen in directer Linie die jetzigen Fürsten von Leiningen. Friedrich's II. Sohn, Simon, erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Erbtochter des Grafen Albrecht II. von Metz und Dachsburg, den größten Theil der Grafschaft Dachsburg am Westabhange der Vogesen, nach der er sich fortan Graf von Dachsburg nannte und mit der er von dem Lehnsherrn, dem Bischof von Straßburg, belehnt wurde. Ihm succedirte in der Grafschaft Dachsburg sein jüngerer Bruder Friedrich III., gestorben 1287, der Stifter der Alt-Leininger Linie. Er theilte mit seinem Bruder Emich IV., dem Stifter der Landecker Linie, die aber mit seinem Sohne Emich 1289 erlosch, die väterlichen Besitzungen, wobei er das Landgericht im Wormsgau nebst der eigentlichen Grafschaft Leiningen und die Burgen Hartenburg und Grevenstein erhielt. Er selbst baute die Burgen Neu-Leiningen und Battenberg. König Rudolf I. machte ihn 1275 zum Landvogt und später zum königlichen Landrichter des Speiergaues und des Westrichs, 1280 zum Burggrafen in Hagenau und schenkte ihm die Reichsburg Lindelbol. Sein Sohn Friedrich IV., gestorben 1316, Landvogt im Speiergau, hinterließ zwei Söhne, Friedrich V. auf Alt- und Neu-Leiningen, gestorben 1327, und Jofried, Stifter der Linie Leiningen-Hartenburg. Friedrich's V. Urenkel, Friedrich VIII., vom König Wenzel zum Landvogt in Hagenau ernannt, hinterließ Hesso, der am 8. März 1467 ohne Nachkommen starb, und Margarethe, vermählt an Reinhard III., Herrn zu Westerburg, welche einen großen Theil des brüderlichen Erbes an sich brachte und ihrem Enkel Reinhard IV. von Westerburg vererbte, der sich seit 1475 mit kaiserlicher Genehmigung Graf zu Leiningen-Westerburg nannte und ein neues Grafenhaus dieses Namens stiftete. — Friedrich (Fritzmann), der Sohn Jofried's (Gottfried), Grafen zu Leiningen, Landvogts im untern Elsaß, heirathete Johanna, Erbtochter des letzten Grafen von Rixingen, und stiftete die Linie Leiningen-Rixingen, deren Mannsstamm 1506 (oder 1507) mit Hannemann II. erlosch. Emich V., ein anderer Sohn Jofried's, erbte und erwarb den größten Theil des väterlichen Nachlasses. Sein Enkel Emich VII., gestorben am 30. März 1495, heirathete in erster Ehe Anna d'Autel (Elteren), Erbin der Herrschaft Aspermont und nannte sich, wie auch seine Nachkommen, «Graf zu Leiningen und zu Dachsburg, Herr zu Aspermont». Sein Sohn Emich VIII., gestorben am 18. Febr. 1535, der die Emichsburg in Kleinbockenheim erbaute, gerieth wegen eines Bündnisses mit Ludwig XII. von Frankreich in die Reichsacht. Sein Sohn Emich IX., gestorben am 10. Jan. 1541, hatte zwei Söhne, welche die beiden noch blühenden Linien des Hauses Leiningen begründeten:

A. Johann Philipp I., geboren am 25. Dec. 1539, gestorben am 8. Sept. 1562, erhielt bei der Erbtheilung die Hartenburg nebst Zubehör und stiftete die Hauptlinie Leiningen-Dachsburg-Hartenburg. Von seiner weitverzweigten Nachkommenschaft stifteten seines Ururenkels Johann Friedrich's Söhne, Friedrich Magnus und Karl Ludwig, Speciallinien, und zwar letzterer, gestorben am 20. März 1747, die Speciallinie Emichsburg oder Bockenheim, in der er die Primogeniturordnung einführte; da aber seine beiden Söhne vor ihm starben, fielen die Besitzungen der Linie Leiningen-Hartenburg zu, die Friedrich Magnus begründet hatte. Dessen Sohn, Karl Friedrich Wilhelm, geboren am 14. Aug. 1724, kurpfälzischer Wirklicher Geheimer Rath und Generallieutenant, wurde am 3. Juli 1779 von Kaiser Joseph II. mit Beziehung auf die von Kaiser Friedrich III. 1444 dem Landgrafen Hesso von Leiningen ertheilte fürstliche Würde nebst allen seinen männlichen und weiblichen Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach dem Ableben des Grafen Friedrich Theodor Ludwig zu Leiningen-Guntersblum (30. Sept. 1774) nahm er die sämmtlichen Besitzungen der Falkenburger Hauptlinie in Besitz, gab aber später infolge eines Vergleichs vom 17. Jan. 1787 die Aemter Guntersblum und Heidesheim mit den von 1774—87 daran gefallenen Nutzungen an die erstere Linie wieder heraus. In dem Kriege des Deutschen Reiches gegen die Französische Republik verlor der Fürst alle seine Besitzungen auf der linken Rheinseite, wurde aber durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Febr. 1803 (§. 20) mit einigen mainzischen, würzburgischen und kurpfälzischen Aemtern und den Abteien Amorbach und Gerlachsheim entschädigt und erhielt eine Virilstimme im Reichsfürstenrath statt seiner bisherigen Curiatstimme im wetterauischen Grafencollegium. Nach der Besitzergreifung der neuen Lande nahm er den Titel an: «Reichsfürst zu Leiningen, Pfalzgraf zu Mosbach, Graf zu Düren, Herr zu Miltenberg, Amorbach, Bischofsheim, Boxberg, Schüpf und Lauda.» Durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 wurde der Fürst mediatisirt und das neugebildete Fürstenthum Leiningen der Souveränetät des Großherzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. Im J. 1810 kamen die Aemter Miltenberg und Amorbach unter königlich bairische Souveränetät. Der fürstlichen Linie, welche der evangelischen Confession angehört, steht nach Beschluß der Deutschen Bundesversammlung vom 18. Aug. 1825 das Prädicat «Durchlaucht» zu.

B. Emich X., Graf zu Leiningen-Dachsburg, geboren

1540, Begründer der Hauptlinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg, erbte in Gemeinschaft mit seinem Neffen] Emich XI. aus der Hartenburger Linie die Grafschaft Dachsburg und die Herrschaft Lindelbol. Er führte in seinen Landen die Reformation ein und starb 1593. Von seinen Söhnen stiftete der jüngere, Philipp Georg, die Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Dachsburg, die aber schon mit dessen Sohne Johann Kasimir am 15. April 1688 wieder ausstarb; der ältere, Johann Ludwig, die Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenstein in Heidesheim, die sich in seines Sohnes Emich XII. drei Söhnen in drei Speciallinien theilte: a) Georg Wilhelm, geboren am 8. März 1636, gestorben am 19. Juli 1672, Stifter der Speciallinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Heidesheim, als deren letzter sein Enkel Graf Christian Karl Reinhard am 17. Nov. 1766 starb, worauf die Besitzungen an die Guntersblumer Linie fielen. b) Emich Christian, geboren am 29. März 1642, gestorben am 27. April 1702, begründete die Speciallinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Dachsburg, deren Mannsstamm sein Sohn Karl Friedrich (gest. 15. Jan. 1709) beschloß, worauf die Besitzungen ebenfalls an die Linie Guntersblum fielen. c) Johann Ludwig, geboren am 26. Febr. 1643, gestorben am 2. März 1687, stiftete die noch blühende Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Guntersblum. Die Söhne seines Enkels Johann Franz, Wilhelm Karl und Wenzel Joseph, processirten mit dem Fürsten Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Hartenburg vor dem Reichshofrathe um das Recht der Erbfolge in die Besitzungen der Falkenburger Hauptlinie des Hauses Leiningen, wovon ihr Vater und Großvater wegen beanstandeter Legitimität ihrer Abstammung ausgeschlossen worden waren, und welche der Fürst nach dem Ableben des Grafen Friedrich Theodor Ludwig von Leiningen-Falkenburg in Guntersblum (gest. 30. Sept. 1774), Enkel von Johann Ludwig dem Aeltern, als seiner Linie angefallen, in Besitz genommen hatte. Durch reichshofräthliches Erkenntniß vom 19. Aug. 1784 wurden die Grafen für rechtmäßige Nachkommen ihres Urgroßvaters, des Grafen Johann Ludwig, anerkannt und ihnen das Recht der Nachfolge separatim auszuführen vorbehalten, und es erhielten dieselben hierauf durch Vergleich mit dem Fürsten vom 17. Jan. 1787 die Aemter Guntersblum und Heidesheim mit den von 1774—1787 daran gefallenen Nutzungen, während die falkenburgische Hälfte der Grafschaft Dachsburg und das ganze Amt Falkenburg der Hartenburgischen Linie blieben. Die Grafen bekamen auch Sitz und Stimme im Wetterauischen Grafencollegium und Kreisstandschaft im Oberrheinischen Kreise. α) Wilhelm Karl, geboren am 5. Juli 1737, gestorben am 26. Jan. 1809, Stifter der neuen Linie Guntersblum (später Leiningen-Billigheim), verlor die Besitzungen auf dem linken Rheinufer an die Französische Republik, wurde aber durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 mit der vormals mainzischen Kellerei Billigheim und einer Rente von 3000 Gulden entschädigt, durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 indeß mediatisirt und seine reichsständiche Besitzung Billigheim der Souveränetät des Großherzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. β) Wenzel Joseph, geboren 27. Sept. 1738, gestorben 15. Jan. 1825, erhielt in Theilung mit seinem Bruder Wilhelm Karl das Amt Heidesheim und wurde Stifter der neuen Linie Leiningen-Heidesheim, später Leiningen-Neidenau, verlor ebenfalls seine Besitzungen auf der linken Rheinseite, wurde 1803 durch die vormals mainzische Kellerei Neidenau und eine Rente von 3000 Gulden entschädigt, 1806 mediatisirt und seine reichsständische Besitzung Neidenau der Souveränetät des Großerzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. Die gräflichen Linien Leiningen-Billigheim und Leiningen-Neidenau bekennen sich zur katholischen Religion.

Die Stammtafel des standesherrlich gräflichen Hauses Leiningen-Westerburg beginnt 878 mit dem Dynastengeschlecht «des Heiligen Römischen Reiches semperfreyen Herren zu Westerburg», gleichen Stammes mit den Herren von Runckel, deren gleichnamige Stammburg an der Lahn lag. Auch die Burg und Herrschaft Westerburg war im Lahngau gelegen und verdankte wol ihren Namen dem nahe dabei gelegenen Westerwalde. Siegfried I., Herr von Runckel, der vor 1100 starb, stiftete das Kloster Seligenstadt. Von seinen Enkeln begründete Dietrich das nunmehrige Geschlecht der Herren von Runckel, Siegfried IV. das der Herren von Westerburg. Von dessen vier Söhnen waren drei in geistlichem Stande, der vierte, Heinrich II. (gest. 1288), setzte das Geschlecht fort. Durch seine Gemahlin Agnes, Tochter Gerhard's, Herrn von Limburg, erhielt er die Herrschaft Schaumburg und den sechsten Theil der Herrschaft Cleeberg. Sein Ur-ur-urenkel Reinhold IV. (gest. 1449) war mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Friedrich VIII. von Leiningen, vermählt. Dadurch, daß alle ihre Geschwister ohne Erben dahinstarben, wurde Margaretha die einzige Erbin ihres Geschlechts und erlangte auch später als Witwe mit Hülfe des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz einen großen Theil des Nachlasses. Sie selbst vererbte, da ihr Sohn Kuno schon 1459 gestorben war, die Herrschaften ihrem Enkel Reinhard IV. (gest. 1522), der sich seit 1475 mit kaiserlicher Genehmigung «Graf von Leiningen-Westerburg» nannte und der Ahnherr des noch blühenden Grafengeschlechts dieses Namens wurde. Sein Sohn Kuno III. (gest. 1547) hinterließ drei Söhne, welche drei Linien des Geschlechts begründeten.

A. Leiningen. Philipp II. (gest. 1597) vermählte sich mit Amalie Gräfin von Zweibrücken, die ihm die Herrschaften Rixingen, Oberbronn und Ochsenstein (letztere verkauft 1543) zubrachte. Sein 1622 verstorbener Sohn Ludwig, der 1602 Forbach zurückerhalten hatte, hinterließ drei Söhne, welche drei Speciallinien stifteten, nämlich: a) Leiningen-Westerburg-Leiningen: Johann Kasimir starb 1635 ohne männliche Erben. b) Leiningen-Westerburg-Rixingen: Philipp II., gestorben 1668. Sein Sohn Ludwig Eberhard verkaufte 1669 Rixingen, starb 1688 und mit seinem Sohne Philipp Ludwig erlosch 1705 auch dieser Zweig. c) Leiningen-Westerburg-Oberbronn: Ludwig Emich, gestorben 1635. Sein

Sohn Johann Ludwig, gestorben 1665, hinterließ nur eine Tochter Sophie Sibylle, vermählt mit Friedrich Landgrafen von Hessen-Homburg, welche 1717 Forbach verkaufte und als letzte der ganzen Hauptlinie starb.

B. Westerburg. Reinhard VI. (gest. 1587) hatte drei Söhne, von denen Albrecht Philipp und Johann Ludwig im J. 1597 auch diese Hauptlinie beschlossen.

C. Schaumburg. Georg (gest. 1585) begründete die allein noch blühende Hauptlinie. Von seinen Söhnen hinterließ Reinhard (gest. 1655) nur eine Tochter Marie Juliane, welche Schaumburg an den Grafen von Holzapfel verkaufte, während Christoph, gestorben 1632, das Geschlecht fortsetzte. Sein Sohn Georg Wilhelm, gestorben 1695, hatte sechs Söhne, von denen Georg Hermann, gestorben 1751, seine Linie fortsetzte; dessen Urenkel Karl August ist durch sein tragisches Ende bekannt geworden. Derselbe, zu Ilbenstadt im Großherzogthum Hessen am 11. April 1819 geboren, stand beim Ausbruch der ungarischen Revolution als Hauptmann im Regiment seines Oheims, des Grafen August Georg Gustav. Während des Ausbruchs der Bewegung auf Urlaub in Ungarn, trat er zur Revolutionspartei über, in der er schnell avancirte und schließlich General und Corpscommandant wurde. Nach dem Waffenstillstande von Világos wurde er nebst zwölf andern Generalen und Stabsoffizieren vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erlitt zu Arad am 6. Oct. 1849 den Tod durch den Strang. — Ein anderer Sohn Georg Wilhelm's, Georg II., hatte vier Söhne, von denen Georg Karl August Ludwig, gestorben 1787, die nassauische, Georg Ernst Ludwig, gestorben 1765, die bairische Linie begründete. Des erstern Enkel war Christian Seraph Vincenz, Graf von Neu-Leiningen-Westerburg, geboren in Graz am 10. Febr. 1812; er hatte nach dem frühen Tode seines Vaters, seinem Oheim, dem k. k. Feldmarschallleutenant Grafen August Georg Gustav, seine sorgfältige Erziehung und Ausbildung zu verdanken. Seit 1830 widmete er sich dem Militärstande und führte schon 1848 als Oberst das Infanterieregiment Nr. 31 nach Temesvár, wo er bald darauf Generalmajor und Brigadier wurde. Er vertheidigte Temesvár mit großer Bravour und erhielt dafür das Commandeurkreuz des Leopoldsordens; 1851 zum Feldmarschallleutenant ernannt, ging er in außerordentlicher Mission als Bundescommissar nach Frankfurt a. M. Im J. 1853 bei Beginn des türkisch-montenegrinischen Conflicts vertrat er in Konstantinopel die Forderungen, welche Oesterreich der Türkei gestellt hatte. Im J. 1855 zum Commandanten des 2. Infanteriecorps in Krakau ernannt, starb er daselbst noch kurzem Krankenlager, schon am 1. Oct. 1856.

Georg Ernst Ludwig Graf von Neu-Leiningen-Westerburg (gest. 1765), der Begründer der bairischen Speciallinie seines Geschlechts, hatte drei Söhne, von denen der mittlere, Karl Joseph Philipp Ludwig Ernst, gestorben 1797, das Geschlecht fortsetzte. Die beiden Linien des gräflichen Hauses Leiningen-Westerburg gehören der evangelischen, bez. lutherischen Confession an.

Den Häuptern der gräflichen Häuser ist nach Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 13. Febr. 1829 das Prädicat «Erlaucht» zugestanden worden.

Ueber das Leiningensche Geschlecht existirt eine reichhaltige Literatur, von der hier besonders hervorgehoben werden sollen: J. G. Lehmann, «Urkundliche Geschichte des gräflichen Hauses Leiningen-Hartenburg und Westerburg im ehemaligen Wormsgau» (Kaiserslautern 1860—61); derselbe, «Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg» (Wiesbaden 1866); «Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreis: das Leininger Thal» (Heidelberg 1832), «Das Dürckheimer Thal» (1834); D. de Beaulieu, «Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg, aujourd'hui Dabo» (Paris 1836; 2. Aufl. 1858); Ph. J. Rühl, «Recherches historiques et généalogiques sur la maison de Linange-Dabo» (Straßburg 1789); C. F. Trachsel, «Monographie des monuments numismatiques des comtes et du prince de Linange» (Lausanne und Brüssel 1880); Paul Joseph, «Die Münzen des gräflichen und fürstlichen Hauses Leiningen» (Wien 1884); «Verein deutscher Standesherren» (1885). *(J. Kindler v. Knobloch.)*

Leinkraut, Pflanzengattung, s. Linaria.

LEINSTER, eine der vier Provinzen Irlands, dessen südöstlichen Theil umfassend, mit der Hauptstadt Dublin, grenzt im Norden an Ulster, im Osten an die Irische See, im Südosten an den St.-Georgskanal, im Süden an den Atlantischen Ocean, im Südwesten an Munster, im Westen an Munster und Connaught. Der Flächeninhalt beträgt 17,735 □Kilom., wovon 17 Proc. Ackerland, 13 Wiesen, 53 Weideland, 2 Proc. Wald sind, und die Einwohnerzahl (1881) 1,757,492. Der Boden ist im Ganzen ergiebiger, als in den andern drei Provinzen, und die Küste nicht so tief eingebuchtet, wie in den übrigen Theilen der Insel. Die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Der Osten, besonders in der Grafschaft Wicklow, bietet Berglandschaften, in deren Berggruppen der Lugnorquilla 926 Met. hoch aufsteigt, ebenso der Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve-Bloom-, die Knockmeledown-Mountains und die Galters eine langgestreckte Bergkette bilden, wie auch der Süden, wo die Berge von Kilkenny, die Blackstairberge 734 Met. und der Mount-Leinster 793 Met. hoch sich erheben. Dagegen breiten sich in der ganzen Nordhälfte der Provinz unabsehbare Ebenen aus, die theils mit fruchtbarem Acker- und Weideland, theils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit theilweise trocken gelegten Sümpfen und Moorgründen bedeckt sind. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Shannon an der Grenze gegen Connaught, im Süden der Slaney und der Barrow, im Osten der Ovoca, der Liffey bei Dublin, der Bayne in East-Meath. Dazu kommt eine größere Anzahl von Seen, namentlich im Nordwesten; zu ihnen gehört der vom Shannon durchflossene Ree.

Neben den Hauptnahrungszweigen Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Bevölkerung Leinen-, Woll- und Baumwollfabrikation, Brauerei, Brennerei, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Hin-

sichtlich des Verkehrs hat Leinster den Vortheil unmittelbarerer Verbindung mit Wales und England als die andern Provinzen, denn die Dampfschiffahrt Dublin-Liverpool ist eine der wichtigsten in Großbritannien. Der innere Verkehr wird außer durch die schiffbaren Flüsse gefördert durch den Königs- und den Großen Kanal, welche, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, sowie durch ein vollständiges Eisenbahnnetz, von welchem die Linien Dublin-Kingstown, Dublin-Galway, Dublin-Cork, Dublin-Kilkenny und Dublin-Drogheda die Hauptlinien sind. Leinster zerfällt in 12 Grafschaften (5 östliche oder maritime, 3 westliche vom Shannon begrenzte und 4 Binnenland-Grafschaften): Louth, East-Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Longford, West-Meath, King's County, Kildare, Queen's County, Carlow, Kilkenny. *(W. Bentheim.)*

LEIODES *Fabricius* (der Name von Erichson in Liodes berichtigt), eine Käfergattung aus der Gruppe der Anisotomiden in der Familie der Silphales (Agathidiidae *Westwood*). Die Anisotomiden stimmen mit den echten Silphiden in den zusammenstoßenden Hinterhüften überein und weichen von ihnen durch die einfachen, nicht vorspringenden, in den Achsen der Schenkel liegenden Trochantern der Hinterbeine ab. Es sind kleine Insekten von meist ovaler Gestalt, welche nicht wie die meisten Silphiden in Aas, sondern vorwiegend in Pilzen und vegetabilischem Trum leben. Bei Liodes ist die Zahl der Tarsenglieder in den beiden Geschlechtern verschieden; während beim Männchen die Vorder- und Mittelbeine fünfgliederige, die Hinterbeine viergliederige Tarsen haben, besitzen die Weibchen an den beiden hintern Beinpaaren, zuweilen an allen drei Beinpaaren viergliederige Tarsen. Die Fühlerkeule besteht aus fünf Gliedern, von denen das zweite sehr klein ist. Die Arten leben in Europa und Nordamerika. *(J. Vict. Carus.)*

LEIOPHYLLUM, eine von Persoon aufgestellte Pflanzengattung der Ericaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch stehenbleibend, fünftheilig mit starren, länglich-lanzettlichen, spitzen Abschnitten. Blumenblätter 5, sitzend, länglich, stumpf, dachziegelig sich deckend. Staubgefäße 10, unterständig, aus der Blumenkrone hervorragend mit fadenförmigen, kahlen Fäden und kleinen, am Rücken angehefteten, fast kugeligen, in Spalten aufspringenden Beuteln. Diskus dick, zehnlappig. Fruchtknoten eiförmig oder fast kugelig, zwei- bis fünflappig, zwei- bis fünffächerig; Griffel cylindrisch mit einfacher, abgestutzter Narbe, Eichen in den Fächern zahlreich, den der Achse angewachsenen Placenten in mehreren Reihen eingefügt, horizontal. Kapsel klein, krustig, fast kugelig, zwei bis fünfffächerig, von der Spitze aus scheidewandspaltig zwei- bis fünfklappig. Same sehr klein, verkehrt-eiförmig mit grubiger Schale. Hierher gehören kahle niedrige Sträucher mit kleinen, wechselständigen, sehr kurz gestielten, länglichen, ganzrandigen, dick-lederartigen, glänzenden, überwinternden, einnervigen Blättern, kleinen, rosenrothen oder weißen, in endständigen Doldentrauben stehenden Blüten und aufrechten, weichhaarigen, am Grunde mit Deckblättern versehenen Blütenstielen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in den östlichen Staaten von Nordamerika einheimische Arten bekannt: 1) L. buxifolium *Elliott* mit aufrechtem Stengel, ovalen oder verkehrt-eiförmigen, fast sitzenden Blättern und kahler Kapsel. Hierzu gehören als Synonyma Ledum buxifolium *Bergius*, L. thymifolium *Lamarck*, Dendrium buxifolium *Desvaux*, Ammyrsine buxifolia *Pursh* und Fischera buxifolia *Swartz*. 2) L. serpyllifolium *De Candolle* mit aufrechtem Stengel, länglichen, gestielten Blättern, langgestielten Blüten, spärlich behaarten Kapseln. Hierher gehört Ledum serpyllifolium *L'Héritier*. *(A. Garcke.)*

LEIPHEIM, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, am rechten Ufer der Donau und an der Eisenbahnlinie Ulm-Augsburg-München, mit (1885) 1711 Einwohnern, hatte schon 1126 und 1179 einen eigenen Adel (Adalbero de Liphain). Im J. 1272 saßen dort die Güssen von Güssenberg als Lehnsmannen des Bischofs Hartmann von Augsburg. Den am Fuße der Burg gelegenen Ort erhob 1327 Kaiser Ludwig der Baier zum Markte und ertheilte ihm den Blutbann und die Rechte und Freiheiten der Stadt Ulm. Das bis dahin dem Kloster Elchingen zustehende Patronatsrecht ging 1329 an die Güssen kaufweise über, welche dann 1343 den Herzogen Albrecht, Friedrich und Leopold von Oesterreich, den damaligen Inhabern der Markgrafschaft Burgau, das Oeffnungsrecht (Besatzungsrecht) der Burg und Stadt Leipheim bewilligten; 1368 stifteten die Güssen zu Leipheim, Bruno der Aeltere und der Jüngere, Hamann und Gerwich, das noch bestehende Spital; 1374 kam Leipheim durch Kauf an den Grafen Eberhard von Würtemberg und 1453 gelangten Stadt und Burg mit allen Gerechtsamen vom Grafen Ulrich von Würtemberg durch Kauf (um 23,200 Gulden) an die Reichsstadt Ulm, bei der sie bis 1803 verblieben, wo sie an Baiern fielen. *(F. Moesch.)*

LEIPNIK (czechisch Lipnik), Stadt in Mähren, Bezirk Weißkirchen, an der Betschwa, Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 5429 Einwohnern, Tuch-, Flanellweberei, lebhaftem Handel mit Getreide, Obst, Flachs, Leinwand. Die hervorragendsten Gebäude der noch theilweise mit Mauern umgebenen Stadt sind das Schloß der Gräfin Gabriele von Hatzfeld-Wildenburg und die Pfarrkirche, ein moderner Bau aus dem vorigen Jahrhundert, welcher an der Stelle und aus den Resten eines alten gothischen Gotteshauses entstand. Leipnik erscheint bereits im J. 1378 als Stadt und die Pfarre gehört zu den ältesten des Landes Mähren. Im 15. und 16. Jahrh. bekannte sich fast die ganze Bevölkerung zur neuen Lehre und von 1480 an hatten die Mährischen Brüder in Leipnik eigene Prediger. Nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620 mußte die Stadt wieder die katholische Lehre annehmen und erhielt ihre verlorenen Privilegien vom Cardinal Franz von Dietrichstein zurück. Im weiteren Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges wurde Leipnik durch Eroberung, Plünderung, Feuer und Hungersnoth schwer heimgesucht und der Wohlstand der Stadt ganz vernichtet. *(F. Grassauer.)*

LEIPZIG, Hauptstadt der gleichnamigen Kreis- und Amtshauptmannschaft, nach Einwohnerzahl die zweitgrößte, nach der volkswirthschaftlichen Bedeutung die erste Stadt des Königreichs Sachsen, im nordwestlichsten Theile des Landes, liegt unter 51° 20′ 6″ nördl. Breite, 12° 23′ 28″ östl. Länge von Greenwich (Sternwarte) in 106—125 Meter Seehöhe, am Zusammenflusse der Elster, Pleiße und Parthe, nur 8 bis 10 Kilom. von der preußischen Grenze entfernt, in einer weiten und fruchtbaren Ebene, durch anmuthigen Wechsel von Feldern und Wäldern, wie durch eine Menge freundlicher, meist starkbevölkerter und wohlhabender Dörfer auf Meilen hinaus ungewöhnlich belebt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8,6° Celsius, der mittlere Luftdruck 751,4 Millim., die Höhe der atmosphärischen Niederschläge 529,1 Millim. Das Klima ist gesund und dem entsprechend sind die Gesundheitsverhältnisse Leipzigs überaus günstig. Von der Lage der Stadt urtheilt der Nationalökonom W. Roscher («Betrachtungen über die geographische Lage der größern Städte», Leipzig 1871, S. 18): «Die ursprüngliche Gunst der Lage von Leipzig liegt insbesondere darin, daß in dieser Gegend die norddeutsche Tiefebene am weitesten nach Süden hinabreicht, und zwar ziemlich genau im Mittelpunkte des vormaligen Deutschen Reichs- und Bundesgebiets.» Fünf große Heerstraßen trafen hier zusammen: aus Polen, aus Italien, vom Rhein, von Nürnberg und von Hamburg her. An die Stelle dieser alten Heerstraßen ist in der Neuzeit ein noch dichteres Netz von Schienenwegen getreten, welche Leipzig mit allen Himmelsgegenden verbinden. Es sind: die Linien Leipzig-Riesa-Dresden, Leipzig-Döbeln-Dresden, Leipzig-Geithain, Leipzig-Borna-Chemnitz, Leipzig-Altenburg-Hof und Leipzig-Meuselwitz der Sächsischen Staatsbahn; dann die Linien Leipzig-Zeitz-Gera, Leipzig-Großheringen, Leipzig-Halle-Magdeburg, Leipzig-Berlin und Leipzig-Eilenburg-Guben der Preußischen Staatsbahn; erstere vermitteln den Verkehr nach O. und S., letztere nach N. und W. Für den Verkehr in der Stadt dienen gegen 450 Droschken, und die Verbindung mit den Vororten wird seit 1872 hergestellt durch sechs meist doppelspurige Linien der Leipziger Pferdeeisenbahn von zusammen 31 Kilom. Länge. In neuerer Zeit ist auch der Plan entworfen, Leipzig durch einen Kanal mit der Saale oder Elbe zu verbinden; ein Theil davon ist durch Dr. Heine (gest. 25. Aug. 1888) ausgeführt, der schon die Elster bis Plagwitz kanalisirt hat. Von der Oberpostdirection ressortiren 9 städtische und 2 Bahnpostämter, 9 Telegraphenämter sowie eine Fernsprechvermittelungsanstalt, welche 915 Fernsprechstellen mit 1154 Kilom. Länge bedient; in den Vororten Lindenau, Connewitz, Eutritzsch, Gohlis, Möckern, Neuschönefeld, Thonberg, Stötteritz und Schönefeld kommen dazu noch 9 Postanstalten, welche postalisch ebenfalls zu Leipzig gezählt werden.

Von dem 16,41 □Kilom. umfassenden Stadtgebiet fallen nur 90 Hektar auf die innere Altstadt, der Rest auf die innern Vorstädte nebst dem engern Weichbilde, an welches sich dann unmittelbar 22 äußere Vorstadt- und Außendörfer anschließen. Nach der frühern administrativen Eintheilung der Stadt in 4 Viertel unterscheidet man im O. die Grimmaische (Dresdener), im N. die Hallesche, im W. die Ranstädter (Frankfurter) und im S. die Peters- (Zeitzer) Vorstadt, zu welchen dann zunächst im SO. die Johannis-, im O. die Friedrichs- und Marien-, im S. die Süd-, im SW. die Südwest-, im W. die West-, im NW. die äußere Frankfurter und im N. die Nordvorstadt kamen. Diese Vorstädte haben sich derart erweitert, daß die östlichen Vororte schon lange Zeit mit der Stadt zusammenhängen, während im W. Plagwitz und Lindenau, im N. Gohlis und Eutritzsch die Verbindung nahezu erreichen, und deshalb eine Verschmelzung der meist schon stadtartig eingerichteten Vororte mit Leipzig angebahnt und für den 1. Jan. 1890 beschlossen ist.

Die innere Altstadt, der Hauptsitz des Meßverkehrs und des Großhandels, ist meist eng und düster. Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit bilden die zahlreichen, von einer Straße zur andern durchführenden Höfe mit ihren bedeutenden Waarenniederlagen. In älterer Zeit konnten sie nach außen verrammelt und gegen Feinde vertheidigt werden, in neuerer Zeit sind sie zum Theil als Durchgänge aufgehoben, zum Theil in glasbedeckte Gänge mit reichen Kaufhallen umgewandelt worden. Nur ein größerer Platz, der von stattlichen Gebäuden eingeschlossene Markt, diente für den Marktverkehr; der Ritterplatz, Naschmarkt, Nikolai-, Thomas- und Neukirchhof sind unbedeutend. Von W. nach O. führen 2 Hauptstraßen, die Grimmaische Straße und der Brühl, alle übrigen sind nur enge und winkelige Gäßchen; von N. nach S. dagegen sind die Straßen breit, so die Peters-, Hain-, Katharinen-, Nikolai-, Reichs-, Ritterstraße und der Neumarkt, an der Promenade auch die Schiller-, Goethe- und Parkstraße mit nur Einer Häuserreihe.

Diese Altstadt umfaßt natürlich alle historisch merkwürdigen und einen großen Theil der öffentlichen Gebäude, deren Baustil mit wenigen Ausnahmen dem Kunstgeschmack der alten Leipziger ein nur dürftiges Zeugniß ausstellt. Die auf das Nützliche und den Erwerb gerichtete Thätigkeit ließ den Sinn für die Schönheit der bildenden Künste wenig zur Entfaltung gelangen, und erst der neuesten Zeit gebührt die Errungenschaft, durch ein würdiges Aeußere der Bauwerke deren innere Bedeutung zur Erscheinung zu bringen. Das Rathhaus am Markt ist 1556 durch Hieronymus Lotter gebaut. Der Rathssaal enthält prächtige Kamine im Renaissancestil, die Rathsstube die Porträts der sächsischen Landesfürsten. Am Naschmarkt erhebt sich die 1678 erbaute alte Börse, ehemals als Meisterwerk der Kunst gepriesen und besonders von August dem Starken zu Hoffesten benutzt. Die Pleißenburg, 1549 ebenfalls von H. Lotter erbaut, seit 1818 umgebaut und erweitert, diente bis zum Siebenjährigen Kriege als Festung, seitdem zu verschiedenen Zwecken, besonders aber als Kaserne. Noch in der alten Burg fand 1519 das Leipziger Colloquium zwischen Luther und Eck statt; 1632 starb hier Pappenheim; im Siebenjährigen Kriege war hier die Münzstätte des Juden Ephraim; der Schloßthurm diente 1787—1862

als Sternwarte, der Rest als Kaserne; auch wurde hier die Zeichen- und spätere Kunstakademie eingerichtet und es wohnten hier deren Directoren Adam Frd. Oeser (1763—99) und Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (1816—41). Von den Universitätsgebäuden haben nur das Augusteum und Paulinum Interesse. Ersteres, 1836 nach Schinkel's Plan von Geutebrück erbaut und durch Rietschel mit plastischem Giebelschmuck verziert, enthält die mit Statuen, Büsten und Reliefs reichgezierte Aula, das Archäologische Museum und eine Reihe von Hörsälen. Das 1240 als Kloster erbaute Paulinum, seit 1539 der Universität überwiesen, enthält außer der Münzsammlung noch die Universitätsbibliothek mit 4600 Handschriften und 350,000 Bänden; erwähnenswerth sind hier die 16 enkaustischen Wandgemälde im Kreuzgang des Mittelbaues, welche vom 13. bis zum 15. Jahrh. durch die Dominikaner entstanden, später übertüncht und erst 1866 wieder entdeckt wurden; die 1869—72 vorgenommene Restauration hat dieselben nicht vor dem Untergange retten können, da sie jetzt fast gänzlich erblichen sind. In der Ritterstraße liegt die 1834 auf dem Areal des alten Fürstencollegs erbaute alte Buchhändlerbörse, welche seit 1888 einen Theil des Museums für Völkerkunde birgt. Das Fürstenhaus in der Grimmaischen Straße, 1575 im Renaissancestil erbaut, war 1712 Aufenthalt Peter's des Großen. Das Gewandhaus in der Universitätsstraße, 1481 gegründet und 1740 neu erbaut, diente als Zeughaus und Verkaufshalle von Tuch; von 1781 bis 1884 wurden in dem großen, seiner vollendeten Akustik wegen gerühmten Saale die weltbekannten Gewandhausconcerte abgehalten, in einem zweiten großen Saale die Stadtbibliothek und die Pölitz'sche Bibliothek mit gegen 1500 Handschriften und 100,000 Bänden untergebracht, und eine dritte Abtheilung im Hofe war dem königlichen Conservatorium überwiesen. Von Leipzigs Kirchen war die Nikolaikirche schon um 1170 gegründet, wurde 1512—25 neu erbaut (seit 1785 umgebaut), der große Mittelthurm aber erst 1555 durch Lotter hinzugefügt. Der Kirche gegenüber liegt das 1885 durch Licht im Renaissancestil erbaute Pfarrhaus und die alte Nikolaischule, 1581—1680 erbaut, an welcher Reiske, Forbiger, Lipsius u. a. als Rectoren gewirkt haben. Von der Thomaskirche stammt der älteste Theil, der Kreuzbau, aus dem J. 1222, das hohe Thor wurde 1355, das Schiff 1482—96, der Thurm 1538—1702 erbaut; seit 1887 wird dieselbe durchweg restaurirt und die vielfachen Zuthaten aus verschiedenen Zeiten werden entfernt. Luther hielt in der Kirche am Pfingsttage 1539 die Reformationspredigt. Gegenüber befindet sich die alte Thomasschule aus den Jahren 1583—1732, an welcher Ernesti, Gesner, Rost, Stallbaum, Eckstein als Rectoren, Bach, Doles, Hiller, Hauptmann, Richter u. a. als Cantoren des berühmten Thomanerchors gewirkt haben. Die Matthäikirche, bis 1880 Neukirche genannt, ist 1454—1501 erbaut, diente später als Magazin, seit 1699 wieder als Kirche und wurde 1880 restaurirt und zur Parochialkirche erhoben. Die an das Augusteum anstoßende Pauliner- oder Universitätskirche wurde 1240 erbaut, 1545 restaurirt und durch eine Predigt Luther's für den protestantischen Gottesdienst eingeweiht; sie enthält zahlreiche Epitaphien und einen trefflichen geschnitzten Altar aus dem 16. Jahrhundert. An Stelle der alten Peterskirche erhebt sich an der Schillerstraße der stattliche Renaissancebau der Reichsbank, 1884—88 nach Hasak's Plänen errichtet.

Von den zahlreichen Privatgebäuden, welche mancherlei historische Erinnerungen bieten, mögen nur einige erwähnt werden. Das vom Kaufmann U. Welsch erbaute Königshaus am Markt diente 1693—1827 den sächsischen Fürsten als Absteigequartier; hier wohnten auch Peter der Große 1698, König Karl XII. von Schweden 1707 nach dem Altranstädter Frieden, Friedrich der Große 1760 (Gespräch mit Gellert), Napoleon verabschiedete sich hier am 19. Oct. 1813 von König Friedrich August I., der dann von hier als Gefangener nach Berlin ging. Auerbach's Hof in der Grimmaischen Straße, seit 1520 von Heinrich Stromer aus Auerbach erbaut, mit zahlreichen Gewölben, verdankt seinen Ruf dem auf zwei Bildern dargestellten Faßritt des Schwarzkünstlers Dr. Faust aus dem Weinkeller und der Verherrlichung dieser Scene in Goethe's «Faust». Unter den übrigen Häusern ist eine große Anzahl bekannt als Geburtsstätte berühmter Leipziger (Leibniz, Thomasius, Richard Wagner) oder als Wohnungen von hervorragenden Größen der deutschen Literatur und Kunst (Gellert, Karoline Neuberin, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, Rob. Schumann u. a.). An neueren Gebäuden mögen nur genannt sein die Loge Minerva (1888) und das Kaufmännische Vereinshaus in der Schulstraße, die Georgenhalle als vorläufiger Sitz des Reichsgerichts, das königliche Palais und die Creditanstalt an der Goethestraße.

An Denkmälern zählt die innere Stadt nur die Bronzestatue von Leibniz auf dem Thomaskirchhof (1883 von Hähnel); das Siegesdenkmal auf dem Marktplatz nach dem Entwurf von Siemering, zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg, wurde am 18. Aug. 1888 enthüllt.

Die nach den Plänen des Gartenbaudirectors Lenné seit 1859 umgewandelten Promenaden umschließen im O. den Augustusplatz, einen der größten und schönsten Plätze Deutschlands, im S. den Roßplatz und Obstmarkt, im W. den Fleischer- und Töpferplatz, im N. den Blücherplatz; ferner zahlreiche Denkmäler, endlich das Neue Theater, das Museum und die Erste Bürgerschule. Das Neue Theater an der Nordseite des Augustusplatzes ist 1864—67 nach Plänen von Langhans im Renaissancestil auf dem Platze des frühern Schneckenberges erbaut, eins der schönsten und größten Stadttheater des Reichs. Gegenüber liegt das nach Lange's Entwürfen 1858 erbaute Museum, hervorgegangen aus der Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins und H. Schletter's (gest. 1853), 1886 durch Licht umgebaut und erweitert. Die Gemäldesammlung umfaßt außer ältern deutschen und niederländischen Gemälden zum großen Theil die Werke neuerer Meister, darunter die Cartons von Preller's Odysseelandschaften und Delaroche's berühmtes Werk: Napoleon in

Fontainebleau, Lenbach's Kaiser Wilhelm I.; dazu kommen eine bedeutende Kupferstichsammlung, Gipsabgüsse und Originalwerke von Thorwaldsen, Hähnel, Schilling und andern neueren Bildhauern. Unter den zahlreichen Denkmälern auf der Promenade ist das hervorragendste der Mendebrunnen vor dem Museum, nach Entwürfen von Gnauth, durch Ungerer modellirt, durch F. von Miller in Erz ausgeführt und 1887 enthüllt. Nahe der Ersten Bürgerschule stehen das Standbild des Landwirths A. Thaer (1850 von Rietschel modellirt) und das Denkmal des Componisten Rob. Schumann; im N. befinden sich die Marmorbüste G. Harkort's, des Hauptbegründers der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, der Obelisk zur Erinnerung an die Eröffnung dieser Bahn und das Denkmal des Kriegsraths Müller, des Begründers der Promenaden; endlich im W. die Denkmäler des Homöopathen Hahnemann und der Musiker J. S. Bach und J. A. Hiller.

Die Vorstädte sind meist gut gebaut und von breiten geraden Straßen durchzogen, besonders die Süd- und die Westvorstadt in der neuesten Zeit mit palastähnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden geschmückt, während im O. das Buchgewerbe seinen Hauptsitz aufgeschlagen hat und der südöstliche Theil mit den zahlreichen Anstalten der medicinischen Facultät längs der Liebigstraße das akademische Viertel bildet. An der Nordseite befinden sich der Dresdener, Magdeburgische, Thüringer und Berliner Bahnhof, im O. der Eilenburger, im S. der Bairische Bahnhof. In der nördlichen Vorstadt ist unter den öffentlichen Gebäuden (königl. Gymnasium, Realschule, Jakobshospital, Hauptzollamt) die am Blücherplatz gelegene Neue Börse, 1884—86 nach Entwürfen von H. Enger und E. Weichardt ausgeführt, ein schöner Monumentalbau. In der Ostvorstadt sind zu erwähnen: die Johanniskirche auf dem Johannisplatz (1582—84), vor welcher das Denkmal der Reformatoren Luther und Melanchthon von Schilling (1883) steht; das Hauptpostamt am Augustusplatz, 1836—39 von Geutebrück erbaut, 1882—83 umgebaut und erweitert; in der Hospitalstraße das Johannishospital (1872 von Lipsius erbaut), das Packetpostamt und die neue Buchhändlerbörse (Deutsches Buchhändlerhaus), ein Rohbau in reichem niederländischen Stil nach den Entwürfen von Kayser und Großheim 1886—88 erbaut und am 29. April 1888 zur Cantatemesse ihrer Bestimmung übergeben; dieselbe birgt außer den Geschäftsräumen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und einem prächtigen Hauptsaal noch Ausstellungsräume und das Buchgewerbemuseum. Auch das größte Vergnügungslocal Leipzigs, der Krystallpalast (früher Schützenhaus), nebst festem Circus, der Alberthalle, liegt in diesem Viertel. Im SO. liegen die verschiedenen Universitätsinstitute, Sternwarte, neue Nikolaischule (1872), Irrenklinik, Siechenhaus (1888), Taubstummen- und Landwirthschaftliches Institut. Im S. liegen die neue Peterskirche auf dem Schletterplatz, 1882—85 von Lipsius und Härtel erbaut, der neue gut eingerichtete Schlachtviehhof, das Panoramagebäude auf dem Roßplatz und das 1875 erbaute Justizgebäude am Peterssteinweg. Das östlich der Pleiße zwischen Johannapark und Scheibenholz gelegene, in der neuesten Zeit in den Bebauungsplan eingezogene Terrain enthält das neue Concerthaus, 1882—84 durch Gropius und Schmieden erbaut, am 11. Dec. 1884 eingeweiht, mit prächtigem Saal für 1520 Zuhörer und Raum für 350 Musiker und einem kleinen Saal für Kammermusik, welcher 700 Personen faßt. Daselbst liegen auch das schöne Conservatorium (1885—87 von Licht erbaut), das noch im Bau begriffene Reichsgericht und die Gebäude für die Universitätsbibliothek und die königl. Kunstakademie; hier soll auch das Grassi-Museum zur Aufnahme der Sammlungen des Museums für Völkerkunde und für die des Kunstgewerbe-Museums seine Stelle finden. In der Westvorstadt endlich liegen die neue Thomasschule, 1877 von Viehweger erbaut, die 1845—47 in gothischem Stil von Heideloff ausgeführte katholische Kirche, im Johannapark die 1885 nach Mothes' Entwürfen in englisch-gothischem Stil errichtete Anglikanische Kirche; ebenda die Lutherkirche, 1884—86 von Zeissig in frühgothischem Stil erbaut, aber leider schon am 1. März 1888 durch Brand beschädigt; ferner die jüdische Synagoge in der Centralstraße, 1855 von Simonson in maurischem Stil ausgeführt, und in der Nähe die Centralhalle, ein großes Vergnügungslocal mit prächtigen Sälen (1850). An Denkmälern sind zu nennen: im Rosenthal die von Zöllner und Gellert, längs der Elster das von Poniatowski und der Stein zur Erinnerung an die Sprengung der Elsterbrücke, auf dem Königsplatz das König Friedrich August's I. von Oeser, im Johannisthal die des Königs Anton und des Taubstummenlehrers Sam. Heinicke, im O. das Friccius- und Kugeldenkmal, endlich außerhalb der Stadt die zahlreichen Denksteine zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig, von denen nur der Napoleonstein, Monarchenhügel und das Schwarzenbergdenkmal im SO. genannt sein mögen.

Eine besondere Erwähnung verdient noch das Rosenthal mit seinen von guten Wegen durchzogenen Wald- und Wiesenpartien zwischen Gohlis und der Stadt, in dessen Nähe auf dem Grunde des früheren Pfaffendorf sich der Zoologische Garten befindet; daran schließen sich im SW. der Johannapark, das Scheiben- und Nonnenholz mit der Rennbahn. Die großen Gärten der Vorstädte, wie der Bose'sche, Reichel'sche, Reichenbach'sche, Keil'sche (früher Löhr'sche) u. a., von denen manche als Wunder des Gartenbaus gerühmt und wiederholt beschrieben wurden, sind in neuerer Zeit sämmtlich bebaut worden.

Die Stadt zählt (1885) 4126 Häuser und 170,340 Einwohner, wovon 155,236 Lutheraner, 3990 Reformirte, 5756 Römisch-Katholische, 3664 Juden. Hierzu kommen 22 Vorstadtdörfer: im O. Schönefeld (4338 Einwohner), Neustadt (7656 Einwohner), Neuschönefeld (6131 Einwohner), Neusellerhausen (1798 Einwohner), Sellerhausen (4884 Einwohner), Volkmarsdorf (12,896 Einwohner), Reudnitz (18,824 Einwohner), Anger-Crottendorf (4608 Einwohner), Neureudnitz (1737 Einwohner), Thonberg (3740 Einwohner), Stötteritz (4980 Einwohner); im S. Connewitz (7756 Einwohner), Lößnig (497 Einwohner), Dölitz (1705 Einwohner), Schleußig

(865 Einwohner), Kleinzschocher (4398 Einwohner), Großzschocher (2453 Einwohner); im W. Plagwitz (9170 Einwohner), Lindenau (15,342 Einwohner); im N. Gohlis (12,996 Einwohner), Möckern (5385 Einwohner) und Eutritzsch (7612 Einwohner). Die Bewohnerzahl Leipzigs einschließlich der Vordörfer beträgt also 310,111 (wovon 290,204 Lutheraner, 5320 Reformirte, 8147 Römisch-Katholische, 3784 Juden) und hat sich seit 1880 um 74,110 Seelen, mithin um 31,4 Proc. vermehrt, während die Zunahme der eigentlichen Stadt 14,26 Proc. beträgt.

Unter den zahlreichen Behörden stehen an erster Stelle die des Reichs, und zwar das Reichsgericht mit dem Disciplinarhof, Ehrengerichtshof, der Anwalts- und Disciplinarkammer; dann die Oberpostdirection mit 20 Post-, 15 Telegraphen- und 2 Fernsprechanstalten; die Reichsbankhauptstelle und 9 Schiedsgerichte für Berufsgenossenschaften. Königlich sächsische Behörden sind: die Kreis- und Amtshauptmannschaft, zwei Superintendenturen, die Schulinspection, das Landgericht nebst der Staatsanwaltschaft, das Amtsgericht und die Gefangenanstalt, zwei Betriebsoberinspectionen der Sächsischen Staatsbahn, das Hauptzoll- und Kreissteueramt, die sächsische Landeslotterie und Lotteriedarlehnskasse, eine Agentur der sächsischen Altersrentenbank, die Landesbrandversicherungsanstalt, das Landbauamt, die Straßen- und Wasserbauinspection, Gewerbeinspection, das Institut der geologischen Landesuntersuchung. Institute für Wissenschaften und Künste sind: die königliche Akademie der bildenden Künste, die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften, die Universität mit 65 ordentlichen, 13 ordentlichen Honorar- und 37 außerordentlichen Professoren, 62 Privatdocenten und einem Lector publicus. Zur Universität gehören zahlreiche wissenschaftliche Seminare, Institute und Sammlungen; die Frequenz im Sommer 1888 betrug 3273 Hörer, davon 1522 Sachsen, 1686 Angehörige des übrigen Deutschen Reichs, 175 der europäischen Staaten, 52 Amerikaner und Japaner. Das Gesammtvermögen der Universität wurde 1884 auf $18^1/_2$ Millionen Mark berechnet. Die übrigen königlichen Schulen sind die Kunst- und Baugewerbeschule, das Conservatorium der Musik, das königliche Gymnasium. In militärischen Angelegenheiten ist Leipzig der Sitz der 24. (2. königlich sächsischen) Division, der 47. und 48. (3. und 4. königlich sächsischen) Infanterie-Brigade, der 24. (2. königlich sächsischen) Kavalerie-Brigade, des Garnisoncommandos (8. Infanterie-Regiment Prinz Johann Georg Nr. 107 in der Pleißenburg, 7. Infanterie-Regiment Prinz Georg Nr. 106 in Möckern, 10. Infanterie-Regiment Nr. 134 in Gohlis), der Prüfungscommission für Einjährig-Freiwillige, der Ersatzcommission und des Landwehrbezirkscommandos des Landwehr-Regiments Nr. 106.

An der Spitze der Stadt stehen ein Oberbürgermeister, ein Bürgermeister und ein Polizeidirector, neben ihnen das Magistratscollegium von 9 besoldeten und 15 unbesoldeten Stadträthen und das Stadtverordnetencollegium von 60 Mitgliedern. Das städtische Vermögen belief sich 1886 nach Abzug der Passiva auf 17,681,968 Mark. Kirchlich zerfällt die Stadt in 4 Parochien mit 6 Kirchen; dazu kommen die Kirchen der reformirten, englischen, römisch-katholischen und der apostolischen Gemeinde, die Betsäle der amerikanischen, deutsch-katholischen und hellenisch-griechischen Gemeinde, sodann die jüdische Synagoge. An Schulen zählt die Stadt außer dem oben erwähnten königlichen Gymnasium 2 städtische Gymnasien (Thomas- und Nikolaischule), Realgymnasium, Realschule, Gewerbeschule, höhere Schule für Mädchen, zwei städtische Fortbildungsschulen für Knaben und eine für Mädchen, 9 evangelische und eine katholische Bürgerschule, die israelitische Religionsschule, Vereinigte Freischule und 8 Bezirksschulen; dazu kommen an Privatinstituten die öffentliche Handelslehranstalt, Buchhändlerlehranstalt, Sonntagsschule der Loge Balduin, Sonntagsgewerbeschule, kaufmännische Fortbildungsanstalt, Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, ein Lyceum für Damen und 20 Privatschulen. Als Wohlthätigkeitsinstitute sind zu nennen: 3 Blindenanstalten, das Taubstummeninstitut, 3 Kleinkinderbewahranstalten, Waisenhaus, Pestalozzistiftung, Jakobs- und Johannishospital, Irrenhaus, städtische und Universitätspoliklinik, Siechenhaus, Augenheilanstalt, Armenamt, die Ortskrankenkasse, 2 städtische Speiseanstalten, Leihhaus und Sparkasse, Feuerlöschanstalt, 2 Gasanstalten, 2 städtische Wasserwerke, 2 Turnhallen; als wissenschaftliche und Kunstanstalten die Stadtbibliothek, 4 Volksbibliotheken, Baugewerbe- und Kunstgewerbemuseum, Museum nebst dem städtischen Archiv, Museum für Völkerkunde und des Vereins für die Geschichte Leipzigs, zwei Stadttheater.

Von auswärtigen Staaten sind in Leipzig Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hessen, Oesterreich-Ungarn, Serbien und die Türkei durch Generalconsuln, die Argentinische Republik, Baden, Baiern, Brasilien, Bremen, Chile, Costarica, Griechenland, Italien, Mexico, die Niederlande, die Vereinigten Staaten von Amerika, Peru, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden-Norwegen, die Schweiz, Spanien und Venezuela durch Consuln vertreten.

Das Vereinsleben ist auf allen Gebieten in Leipzig sehr lebendig entwickelt. Zur Pflege der Wissenschaften bestehen die Astronomische, Chemische, Medicinische, Naturforschende Gesellschaft, die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Alterthümer, die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, der Verein für die Geschichte Leipzigs mit Museum, die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften, die Vereine für Erdkunde und für Handelsgeographie; literarische Vereine sind der Literarische Centralverein, die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, der Schillerverein und Allgemeine Deutsche Schriftstellerverein; für religiöse und erzieherische Zwecke wirken die Leipziger Bibelgesellschaft, der Evangelische Verein der Gustav-Adolf-stiftung, Verein für innere Mission, Evangelischer Missionsverein, die Deutsche Lutherstiftung, Leipziger Fröbelverein, Deutscher Schulverein, Leipziger Lehrerverein, Pädagogische Gesellschaft, Comenius-Verein und die Leipziger Schülerwerkstatt; Kunstbestrebungen verfolgen der

Verein der Kunstfreunde, Leipziger Künstler- und Leipziger Kunstverein, die Theaterschule, das Große Concert und zahlreiche Gesang- und Musikvereine; der Technik und den Gewerben sind gewidmet der Architektenverein, die Polytechnische Gesellschaft, der Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure, der Landwirthschaftliche Kreisverein, die Oekonomische Societät, die Gartenbaugesellschaft, der Gärtnerverein, die Gewerbekammer; dem Handel dienen der Börsenverein der Deutschen Buchhändler, die Börsenhalle, die Börse, die Handelskammer, der Kaufmännische Verein; endlich speciell leipziger Zwecke verfolgen der Albertverein, Verein für Volkswohl zu Leipzig und der Verein zur Feier des 19. October. Hieran schließen sich die öffentlichen Bankinstitute: die Reichsbankhauptstelle, Communalbank des Königreichs Sachsen, Leipziger Bank, Leipziger Creditbank, Leipziger Kassenverein, Leipziger Sparverein, Spar- und Gewerbebank zu Leipzig, Leipziger Baubank, Credit- und Sparbankverein, Allgemeine deutsche Creditanstalt, Darlehnsanstalt für Gewerbtreibende, der Erb- und Ritterschaftliche Creditverein, die Leipziger Hypothekenbank, Leipziger Immobiliengesellschaft; dann die Versicherungsgesellschaften: Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft, Lebensversicherungsgesellschaft Atropos, Renten-, Kapital- und Lebensversicherungsbank Teutonia, Leipziger Kranken-, Lebens- und Invalidenversicherungsgesellschaft Gegenseitigkeit, die Allgemeine Unfallversicherungsgesellschaft, Leipziger Feuerversicherungsanstalt und Sächsische Fluß-Versicherungsgesellschaft.

Der durch die Gunst der Lage, die Rührigkeit der Bürger, die Fürsorge der Behörden und der Landesregierung stets unterstützte und eifrig betriebene Handel bildet, trotzdem die Messen infolge der Ausbreitung von Musterlagern sich mehr oder weniger überlebt haben, noch immer die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner: 3421 Haupt- und 208 Nebenbetriebe in 265 verschiedenen Zweigen beschäftigen (1886) 11,662 Personen, besonders im Manufactur- und Schnittwaaren-, Agentur-, Material- und Colonialwaaren- und landwirthschaftlichen Productengeschäft. Leipzig behauptet im Welthandel die erste Stelle im Buch- und Musikalienhandel und im Rauchwaaren- und Bettfederhandel, die zweite Stelle im Handel mit Häuten (nach Hamburg), mit Leder, Spiritus und Manufacturwaaren (nach Berlin). Der Großhandel versorgt zunächst die inländische Industrie mit in- und ausländischen Rohproducten und Halbfabrikaten, so zunächst den Meßhandel mit Pelzen, Häuten, Bettfedern, Woll- und Baumwollgarnen, Rohtaback, Farbhölzern, Papier, Getreide, Spiritus. Das Rauchwaarengeschäft umfaßt die ganze Welt und vermittelt den Austausch der Rohproducte gegen die hier fertig gestellte Waare. Ein zweiter Handelszweig vermittelt den Absatz inländischer Fabrikate und erhebt Leipzig zum Stapel- und Exportplatz der gesammten sächsischen Textilindustrie, der Spielwaaren, Lederwaaren, der Musikinstrumente, ätherischer Oele, Apothekerwaaren u. a. Ein dritter Zweig vermittelt den Import ausländischer Fabrikate für das In- und Ausland (Agenturgeschäft), besonders englischer Manufacte und Maschinen, französischer und schweizerischer Seidenwaaren, französischer und englischer Kurzwaaren, von Glas und Porzellan, sodann den Großhandel mit Colonialwaaren, als Kaffee, Thee, Reis, Gewürze, Südfrüchte, Droguen, Farbwaaren und Wein. Die gesammte Zollabfertigung für ein- und ausgehende Waaren auf dem städtischen Lagerhofe erstreckte sich 1886 auf 60,064,500 Kilogramm.

Die Bedeutung des leipziger Buchhandels durch Zahl und Betrieb der Buchhandlungen sowie durch die Organisation des deutschen Buchhandels, welcher seinen Mittelpunkt in Leipzig findet, ist allgemein bekannt. Leipzig ist Sitz des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, der Deutschen Buchdrucker-Berufsgenossenschaft, des Deutschen Buchdruckervereins und des Centralvereins für das gesammte Buchgewerbe. Im J. 1888 bestanden zu Leipzig 598 buchhändlerische Firmen (einschließlich Antiquar-, Musikalien- und Kunsthandlungen), darunter gegen 140 Commissionshandlungen (Commissionäre), welche, da das ganze Speditionsgeschäft in Leipzig vereinigt ist, über 6000 auswärtige Buchhandlungen (Committenten) vertreten. Mehrere der 244 leipziger Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten Deutschlands. Einige derselben sind zugleich im Besitz größerer, meist auch für fremde Auftraggeber arbeitender Buchdruckereien. Am 2. Juni 1888 fand in Leipzig und seinen Vororten eine Zählung der Buchdruckgewerbe statt. Danach befanden sich in Leipzig 78, in Reudnitz 14, in Plagwitz und Volkmarsdorf je 2 Buchdruckereien, in Schönefeld, Eutritzsch, Gohlis, Lindenau, Neuschönefeld, Neuschleußig und Neustadt je 1 = zusammen 103. Im Betriebe waren 566 Schnellpressen, einschließlich 10 Rotationsschnellpressen, 143 Hand- und 73 Tretpressen. Hieran reihen sich außer mehreren größeren Papiergeschäften in entsprechender Anzahl Schriftgießereien, Notendruckereien, Etablissements für Notenstich, Kupferstich und Lithographie, für Kupferdruck und Steindruck, sowie umfangreiche xylographische Institute, Luxuspapierfabriken und großartig eingerichtete Buchbindereien.

Neben dem Handel hat sich die Industrie Leipzigs, bei Anschluß Sachsens an den Zollverein (1833) noch von geringer Bedeutung, nach und nach und namentlich seit neuester Zeit immer mehr zur Großindustrie entwickelt. Während vor ungefähr 40 Jahren in Leipzig und seinem Landkreise nur einige hundert Arbeiter in Fabrikanlagen beschäftigt und circa 25 Dampfkessel nebst 18 Dampfmaschinen aufgestellt waren, wurden 1886 in der Stadt und dem Landkreise, d. h. überwiegend in den Vordörfern Leipzigs (namentlich Reudnitz, Neuschönefeld, Lindenau, Plagwitz, Gohlis und Eutritzsch), in 908 industriellen Betrieben 34,172 Arbeiter beschäftigt, und waren 623 Dampfkessel (22,817 □Met. Heizfläche) nebst 521 Dampfmaschinen (9135 Pferdekräfte) in Benutzung, ungerechnet die Wasser- und Windräder, Gaskraft- und Heißluftmaschinen. Unter diesen Betrieben finden sich über 30, welche 200—1200 Arbeiter beschäftigen. Als hervorragende Specialitäten

aus den Hauptzweigen der Fabrikindustrie mögen genannt sein: Taback und Cigarren (neben einigen altberühmten Tabacksfabriken in einer großen Anzahl von Cigarrenfabriken), Pianofortes (einige Firmen genießen Weltruf) und andere musikalische Instrumente, Wachstuch, kleine und größere Maschinen (die Gruppe der Maschinen, Werkzeuge und Apparate gehört zu den bedeutendsten in Leipzig) für die verschiedensten Gewerbe, Feuerspritzen, feuerfeste Geldschränke, mathematische und physikalische Instrumente, ferner ätherische Oele, Essenzen, Chemikalien, Lack und Firnis, Sprit, Chokolade, Wäsche und Weißwaaren, Stickereien, Gold- und Silberwaaren, künstliche Blumen, Handschuhe, Hüte, Eisengußwaaren, Seife, Korbwaaren, fertige Kleider und Confectionen, Luxusartikel der verschiedensten Art, Gummiwaaren, künstliche Mineralwässer; große Bedeutung haben in neuester Zeit erlangt die Bearbeitung von Menschenhaaren, sowie die Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei. Auch bestehen Sägewerke, Fournierschneidereien, Raspelwerke für Farbehölzer, zahlreiche Rüschen- und mechanische Spitzenfabriken; das Zurichten und die Färberei der Rauchwaaren, zum Theil in größeren Etablissements betrieben, beschäftigt viele Hände. Die Bierbrauerei wird in Stadt und Umgegend ebenfalls stark betrieben. In den Vorstädten und Außendörfern finden sich zahlreiche Kunst- und Handelsgärtnereien. Als Specialität ist noch die Papierwäschefabrikation anzuführen.

Die Kreishauptmannschaft Leipzig, im Norden und Westen von der preußischen Provinz Sachsen, im Süd-Westen von Sachsen-Altenburg, im Süden und Osten von den sächsischen Kreishauptmannschaften Zwickau und Dresden begrenzt, umfaßt den nordwestlichen Theil des Königreichs Sachsen mit einem Flächenraum von 3567,36 □Kilom. und (1885) 774,036 Einwohnern (gegen 707,826 im J. 1880), also nahezu 217 Seelen auf einen □Kilom., darunter 749,035 Lutheraner, 6010 Reformirte, 12,262 römische Katholiken. Sie zerfällt in das selbständige Stadtgebiet und die sechs Amtshauptmannschaften: Leipzig (482,24 □Kilom. mit 195,540 Einwohnern, enthaltend 3 Städte: Markranstädt, Zwenkau, Taucha, und 4 größere Landgemeinden, nämlich Reudnitz, Lindenau, Gohlis und Volkmarsdorf), Borna, Grimma, Oschatz, Döbeln und Rochlitz, mit zusammen 37 Städten, darunter Döbeln und Wurzen. Das im Halle-Leipziger Braunkohlenbecken gelegene Land ist zum größten Theil eben und erhebt sich durchschnittlich wenig über 100 Met.; nur im Süden dringen die Ausläufer des Erzgebirges in das Gebiet der beiden Mulden vor, doch steigt die größte Erhebung in den vielbesuchten Rochlitzer Bergen auch nur auf 340 Met., während aus der nördlichen Ebene sich der Colmberg bei Oschatz auf 312, die Hohburger Berge nördlich von Wurzen auf 283 Met. erheben. Drei parallele Flußläufe, die Weiße Elster mit der durch die Parthe verstärkten Pleiße, die aus der Zwickauer und Freiberger Mulde (mit der Zschopau) entstandene Mulde und die Elbe (mit der Döllnitz) durchfließen das Land. Der meist schwere und gute Boden, besonders in den Pflegen von Pegau, Leisnig und Döbeln, sowie in der Umgebung von Leipzig eignet sich vorzüglich zum Ackerbau, neben welchem der Gartenbau mit guten Erträgen schwungvoll betrieben wird, wogegen der frühere Tabacksbau (bei Stötteritz) und Hopfenbau aufgegeben sind. Die Ausbeute an Mineralien ist gering; außer Ziegelthon für Ziegeleien, Bau- und Pflastersteinen in verschiedenen Brüchen werden nur Braunkohlen in wenig ergiebigen Lagen ausgebeutet bei Colditz, Rochlitz, Borna, neuerdings auch bei Markranstädt. Der Maschinenbau, die Fabrikation von Musikwerken, Papier, Woll- und Baumwollwaaren, Leder- und Filzwaaren, künstlichen Blumen, Biscuits, Chokoladen, Taback und Cigarren, Bierbrauerei und Kleingewerbe beschäftigen zahlreiche Hände, und der blühende Handel wird durch ein umfassendes Netz von Eisenbahnen unterstützt, deren Mittelpunkt Leipzig ist. — Der Kreis Leipzig wurde schon im 16. Jahrh. durch Kurfürst Moritz von Sachsen gebildet aus Theilen des Oster- und Pleißnerlandes (bis zur Mulde) nebst der ehemaligen Mark Landsberg, dem Collegiatstift Wurzen (1581 säcularisirt), der Burggrafschaft Leisnig, den Grafschaften Rochlitz und Groitzsch, sowie den Herrschaften Colditz und Eilenburg. Im J. 1815 wurden durch den Wiener Vertrag die Aemter Delitzsch, Zörbig, Eilenburg und Düben an Preußen abgetreten, dagegen die bisher zum Bisthum Merseburg (1565 säcularisirt und zu Sachsen geschlagen) gehörigen Enclaven, wie Breitenfeld, Lützschena, Böhlitz-Ehrenberg, Leutzsch, Lindenau, Plagwitz, Klein- und Großzschocher, Markranstädt u. s. w. mit dem Kreise vereinigt. Im J. 1835 erhielt dann der Kreis durch Hinzulegung von Theilen des ehemaligen Meißner Kreises im Osten (Oschatz u. s. w.) und des Erzgebirgischen Kreises im Süden (Roßwein, Waldheim, Hainichen, Mittweida) seine jetzige Ausdehnung.

Geschichte. Der Name der Stadt Leipzig, vom slawischen Worte lip, lipa (Linde) hergeleitet, lautet beim Bischof Dietmar von Merseburg, der in seinem «Chronikon»(1015) zum ersten mal den Ort erwähnt, Lipzi, im 12. und 13. Jahrh. in den Urkunden des Stadtbuchs und den päpstlichen Breven, durch welche die Stiftung des Thomasklosters bestätigt wird, Lipz, später Lipzk, Lipczk, Lybzek, Lipzic, latinisirt Lipsia, endlich in den Urkunden Kaiser Friedrich's III. Leypczik, woraus dann allmählich die heutige Namensform entstanden ist. Dem slawischen Stammwort angemessen bedeutet der Name einen mit Linden bestandenen Ort, Lindenbusch, Lindicht (nicht Lindenstadt), nach dem früher hier wol vorwiegenden Waldbaum, der Linde. Sorbenwenden waren die Begründer des Fischerdörfchens Lipzi am Zusammenfluß der Elster und Pleiße außerhalb der spätern deutschen Ansiedelung im Osten. Das Alter dieser slawischen Niederlassung läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Der nürnberger Astrolog Goldmeyer behauptet in einem Tractat von 1644, daß Leipzig 551 gegründet sei, während J. J. Vogel sein Leipzigisches Geschichtsbuch mit dem Jahre 661 beginnt. Jedenfalls ist es im 8. Jahrh. schon vorhanden gewesen. Denn wenn auch die Gründung einer christlichen Kirche durch Bonifacius 724 unerwiesen ist, das Christenthum vielmehr wahrscheinlich erst unter Karl

dem Großen, also im Anfange des 9. Jahrh. durch britische Missionäre, welche die Kapelle zu St.-Jakob begründeten unter Abhängigkeit von dem Schottenkloster zu Erfurt, bis hierher vordrang, und mit dem Christenthum zugleich deutsche Ansiedler, so muß die Gemeinde doch schon vorher ziemlich zahlreich gewesen sein. Nachdem diese germanisch-christliche Ansiedelung von den Sorbenwenden abgeschüttelt war, erbaute der deutsche König Heinrich I. 922 zum Schutze gegen letztere eine Burgwart und setzte daselbst einen Vogt ein zum Schutz der Deutschen und zur Unterwerfung des slawischen Nachbardorfs, welches nun dem Gau Chutizi einverleibt wurde. Die slawische Gemeinde behielt ihre eigene Kirche und Gerichtsbarkeit, war aber im übrigen dem Burgvogt unterworfen. Im weiteren Verlaufe des 10. Jahrh. finden wir das Christenthum unter dem Gaugrafen Günther von Pleissen und dessen Sohn Esiko durchweg in Geltung, und durch Kaiser Friedrich II. wird 1017 die Kirche dem Sprengel des Bischofs von Merseburg zugetheilt, welcher 1032 angeblich auch die weltliche Herrschaft über den Ort erlangt haben soll. Nachdem 1082 der Ort, d. h. wol die um die Burg im Osten angesiedelte deutsche Colonie, durch den Böhmenherzog Wratislaw zerstört worden, erlangten die Grafen von Eilenburg als Grafen der Ostmark die Lehnshoheit über Leipzig, bis 1134 Konrad von Wettin den Besitz an die Markgrafschaft Meißen brachte. Diese Nachricht verdanken wir dem Zeitregister des Klosters Pegau, wo es heißt: «Lipzk, pagus in Orientali terra, a. D. 1134 a Marchione Conrado, cognominato Praecellenti, in formam urbis redactus et aggere munitus.» Die Nachricht ist allerdings nicht genau. Freilich mag Konrad den Ort stärker befestigt und dadurch dem schon älteren Handel der Slawencolonie mit Salz und Producten des Landbaues größere Sicherheit gewährt haben, aber eine Stadt war er nicht, wenn er auch schon gegen 4000 Einwohner gezählt haben mag. Die Erhebung zur Stadt erfolgte vielmehr erst durch Markgraf Otto den Reichen (1156—89) zwischen 1170 und 1174, welcher Leipzig mit Mauer und Wallgraben umgab, die Nikolaikirche erbaute, dem nun 5000—6000 Einwohner zählenden Orte ein Weichbild, Stadtwappen, Wald- und Fischereirecht verlieh und endlich zwischen 1170 und 1182 die beiden ersten Messen (Jubilate und Michaelis) gewährte.

Neben dem durch diese Privilegien erblühenden Handel muß auch das Gewerbe um diese Zeit schon ziemlich hoch entwickelt gewesen sein und zum Wohlstande der Stadt beigetragen haben; denn schon 1190 hielten unter Markgraf Albrecht dem Stolzen (1189—95) die Mitglieder des Wettiner Hauses nebst den Bischöfen von Merseburg, Naumburg und Meißen hier einen Familientag, zu welchem zahlreiches Gefolge erschien. Auch galt es als der wichtigste feste Punkt des alten Oster- und Pleißnerlandes zwischen Saale und Mulde, dessen wehrhafter Bürgerschaft in festen Mauern der Markgraf wiederholt bei schwerer Bedrängniß seine Sicherheit anvertraute. Der Friede zwischen der Stadt und dem Landesherrn wurde nach Albrecht's Tode unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) gestört. Die Stadt verband sich sogar mit Dietrich's Feinden, worauf sie von demselben im Bunde mit Kaiser Otto IV. erobert und die Festungswerke vernichtet wurden. Nun gründete Dietrich das Thomaskloster als Stift der Augustiner Chorherren (1212), welchem alle Kirchen Leipzigs unterworfen sein sollten. Dagegen empörte sich die Bürgerschaft von neuem und zwang Dietrich zu einem Vergleich (1216), in welchem der Stadt alle ihre frühern Privilegien und Rechte bestätigt wurden. Doch schon 1217 fiel die Stadt durch Verrath, die Festungswerke wurden vernichtet, die Privilegien wieder aufgehoben und 3 Zwingburgen erbaut, am Grimmaischen Thor, am Barfußpförtchen und die kleine Pleißenburg; das mit einer Klosterschule verbundene Thomaskloster, 1221 vollendet, behielt das Patronat über die Kirchen. Nachdem Dietrich ebenso wie sein Vorgänger an Gift gestorben, erhoben sich die Bürger gegen seine Gemahlin Jutta als Vormünderin ihres Sohnes, Heinrich's des Erlauchten (1221—63), erstürmten die Zwingburg am Grimmaischen Thor und überwiesen den Platz den Dominicanermönchen, welche hier 1229—40 die Paulinerkirche und ihr Kloster errichteten, während die zweite Burg den Barfüßermönchen überlassen wurde; nur die Pleißenburg blieb als Festung bestehen. Die alte, bisher dreieckige Stadt (der südöstliche Theil der innern Stadt) erhielt durch Erweiterung im Norden (Brühl, Ritter-, Reichs-, Katharinen- und Nikolaistraße) und Westen (Hain- und Petersstraße) eine viereckige Gestalt und wurde von neuem durch Wall und Graben befestigt (seit 1237). Innerhalb der erweiterten Stadt lagen freilich noch die umfangreichen Höfe der Klöster, sowie große Wirthschaftshöfe von edeln Geschlechtern; aber doch waren schon viele fremde Kaufleute sogar aus Italien (Lombarden) hierher gekommen, und nach einer Urkunde von 1248 wetteiferten viele Juden in ihrem besondern Viertel, der Judenburg auf dem Fleischerplatze, mit den Christen im Handel. Auch genossen Einkäufer aus fremden Landen schon des Schutzes des Landesherrn für ihre Waaren. Ihre Waarenzüge bewegten sich auf der Reichsstraße, deren Endpunkt jetzt in das Gebiet der Stadt einbezogen war, 1284 unter Rudolf von Habsburg aber noch als zum Reiche gehörig beansprucht wurde. Für die Hebung des Ansehens und Wohlstandes in dieser Zeit spricht der Umstand, daß hier wiederholt (1233, 1253, 1254, 1259) die allgemeinen Landtage abgehalten wurden.

Infolge der durch Heinrich den Erlauchten vorgenommenen Erbtheilung kam Leipzig mit dem Osterlande an den Markgrafen Dietrich den Weisen von Landsberg (1263—83), welcher 1263 der Stadt das Recht der Gerichtsbarkeit über ihre Bürger und das jetzige Stadtwappen, 1268 den nach Leipzig reisenden Kaufleuten einen Schutzbrief zur Sicherung ihrer Person und ihrer Handelsgüter («Urkundenbuch», I, Nr. 6), und 1273 der Stadt das Münzrecht ertheilte; 1278 bestand auch schon die (1887 aufgelöste) Kramerinnung, deren Vorsteher, die Kramermeister, durch den Landesherrn ernannt wurden.

In den folgenden Kämpfen Albrecht's des Entarteten mit seinen Söhnen Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, denen er wiederholt ihr Erbe entreißen wollte,

standen die Leipziger fest auf Seiten der letztern. Eine Verpfändung an den Bischof von Merseburg wurde 1292 durch die Schlacht bei Torgau abgewehrt, ebenso die Freiheit gegen Adolf von Nassau, der sich 1296 schon in den Besitz von Leipzig gesetzt hatte, und durch die Schlacht bei Lucka 1307 auch gegen Albrecht I. von Oesterreich behauptet. Nach Diezmann's Ermordung in der Thomaskirche (1307) und Friedrich's des Gebissenen Tod (1324) fiel Leipzig an Friedrich den Ernsthaften (1324—49), unter welchem der Gebrauch der wendischen Sprache bei Gerichtsverhandlungen 1327 abgeschafft wurde, und nach dessen Tode durch Erbvertrag nebst dem Osterland an Friedrich den Strengen (1349—81), unter welchem zuerst die Wirksamkeit des angeblich schon 1290 bestehenden Schöppenstuhls zu Leipzig erwähnt wird, der indeß erst 1423 durch Friedrich den Sanftmüthigen als Spruchcollegium privilegirt wurde. Nachdem 1363 die Stadt den Marktzoll, 1381 Eutritzsch angekauft hatte, tritt die Macht der Stadtbehörde schon jetzt als bedeutend hervor, indem sie der Geistlichkeit die Erwerbung neuer Grundstücke im Weichbilde der Stadt versagte, um das Wachsthum ihres Territorialbesitzes nicht schmälern zu lassen. Diese Macht wurde noch gesteigert unter Friedrich dem Streitbaren (1381—1428) durch Verbindung Leipzigs mit Augsburg und Nürnberg seit 1388, wodurch Leipzig unmittelbar an dem Welthandel theilnahm. Die Bürgerschaft gründete jetzt eine eigene Stadtschule (Nikolaischule 1395), erkaufte 1415 das Dorf Leutzsch, erlangte auch 1423 gegen Zahlung von 1500 rhein. Goldgulden auf Widerruf die obere und niedere Gerichtsbarkeit («Urkundenbuch», I, Nr. 135), welche früher durch einen Vogt verwaltet wurde, und ernannte nun einen eigenen Stadtrichter. Dieser Verkauf wurde 1435 durch Friedrich den Sanftmüthigen gegen Zahlung von 3000 Goldgulden wiederholt und 1558 definitiv das Stadtgericht zu Leipzig anerkannt.

Das wichtigste Ereigniß aber, von welchem ab die zweite Periode der Stadtgeschichte datirt, war die 1409 erfolgte Gründung der Universität. Infolge der Streitigkeiten zwischen der böhmischen und deutschen Nation auf der prager Universität wanderten am 11. Mai 1409 unter Führung der Professoren H. Boldenhagen, J. Hofmann und Otto von Münsterberg 2000 Studenten nebst 46 Lehrern nach Leipzig aus, wo sie freudig aufgenommen wurden. Der Kurfürst Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm erlangten vom Papst Alexander V. am 9. Sept. 1409 die Bestätigung der Stiftung, und am 2. Dec. 1409 stellten sie der neuen Universität den Stiftungsbrief aus, welcher an demselben Tage in Gegenwart vieler Bischöfe und Gelehrten im Refectorium der regulirten Chorherren zu St.-Thomas verlesen wurde; zum beständigen Kanzler wurde der Bischof von Merseburg, zum ersten Rector Otto von Münsterberg ernannt. Die mit den Rechten der Universitäten von Paris und Pisa ausgestattete Universität zerfiel in vier Nationen, die sächsische, meißnische, bairische und polnische, welche zusammen das Collegium nationale magnum bildeten, erhielt zum Wohnsitz das Große und Kleine Fürstencollegium mit zusammen 20 Collegiaturen nebst Freiheit von Abgaben und fremder Gerichtsbarkeit. Anfänglich bestanden nur die theologische und philosophische Facultät, zu welcher 1415 die medicinische und erst 1504 die juristische Facultät hinzukamen. Zum Unterhalt wurde der Universität das Paulinerkloster nebst dessen Besitzungen überwiesen.

Der große Brand im Jahre 1420, welcher gegen 400 Häuser zerstörte, schadete der Stadt wenig, denn es entstanden nun größere, steinerne Häuser mit geräumigen Höfen und guten Lagerräumen; auch die ringsumher wüthenden Hussitenkriege wurden durch die Burg und die festen Stadtmauern abgewehrt und nützten dem Handel mehr als sie ihm schadeten, indem sie denselben aus der Umgegend auf das sichere Leipzig vereinigten. Indeß überdauerte die Stadt diese Stürme ebenso wie die Pest 1437 und 1439, welche zahlreiche Bürger fortraffte. Im Laufe des 15. Jahrh. vereinigten sich die meisten Gewerbetreibenden zu festen Innungen; zu den schon vorhandenen der Fischer und Schuhmacher kamen die Gerber, Schmiede, Tuchmacher, Schneider, Bäcker, Goldschmiede u. s. w., und aus allen Innungen traten die wehrhaften Männer zur Schützengesellschaft zusammen, welche 1443 als christliche Bruderschaft sich constituirte. Vorzüglich wußte die Kaufmannschaft ihre Interessen zu wahren. Wiederholt hatten größere und kleinere Städte, so besonders Halle, Erfurt, Naumburg, Magdeburg, dann aber auch Pegau, Eisleben, Borna, Döbeln, Wurzen, Eilenburg u. a. versucht, das Meßrecht der Stadt Leipzig zu schmälern. Indeß wurden alle diese Versuche erfolgreich zurückgewiesen, nachdem 1458 durch Kurfürst Friedrich II. der Stadt das erste Meßprivilegium verliehen («Urkundenbuch», I, 351) und zugleich die Neujahrsmesse begründet war. Die erste Bestätigung des Meßprivilegs erfolgte 1466 durch Kaiser Friedrich III. («Urkundenbuch», I, 398) und wurde von den folgenden Kaisern stets wiederholt, zuerst durch Maximilian I. 1497 und 1507, worauf der leipziger Rath nicht zögerte, diesen landesfürstlichen und kaiserlichen Rechten durch Bestätigung des Papstes Leo X. 1514 die höchste Weihe zu geben. Nun war der Handel Leipzigs gesichert, zumal kaiserliche und landesherrliche Geleitsbriefe die Sicherheit des Waarenverkehrs auf den öffentlichen Heerstraßen verbürgten und anerkannt werden muß, daß selbst in den schwersten Kriegszeiten das Geleit nicht gebrochen werden durfte. Neuen Aufschwung erhielt der Handel nach Entdeckung des Seewegs um das Cap der Guten Hoffnung, wodurch Venedigs, Nürnbergs und Erfurts Handel zerstört und Leipzig zum Mittelpunkte des Transithandels für Deutschland und Osteuropa erhoben wurde.

Zu den älteren Stadtrechten kam 1459 die Gerechtsame des Bierzwanges innerhalb des Weichbildes, 1464 die Erwerbung des Wagegeldes, 1483 die Begründung des Oberhofgerichts für die sächsischen Lande zu Leipzig, 1501 das Recht der hohen und niederen Jagd. Die Industrie erhielt neuen Zuwachs durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem der Professor der Theologie und Universitätsrector Andr. Friesner, welcher früher Corrector

bei Sensenschmidt in Nürnberg gewesen war, um 1480 die erste Buchdruckerei einrichtete und bei seinem Tode 1504 an das Dominicanerkloster abtrat. Neben ihm wirkten u. a. M. Lotter (1502), welcher den ersten Antiquadruck, und Val. Schumann (1514), welcher den ersten griechischen und orientalischen Druck in Leipzig veröffentlichte; die Buchhändler C. Vögelin und J. Herrgott waren dagegen nur unbedeutend.

Der Magistrat hielt die Mittel der Stadt weise zusammen und erweiterte das Stadtvermögen durch Ankauf von Raschwitz (1457), des Rosenthals (1458), der Angermühle (1499), der Barfußmühle (1503), Neutzsch (1515), Dösen (1524), der Kohlgärten mit Reudnitz (1525), eines Theils von Gohlis (1535), Lindenau (1527), Leutzsch und Barneck (1537); 1481 wurde auch das Gewandhaus und Zeughaus erbaut. Die Bevölkerung war in dieser Zeit bis über 8000 Seelen gewachsen und erfreute sich eines guten Wohlstandes. Jedes Jahrzehnt wurde hier ein Landtag gehalten und zahlreiche Fürsten und Fremde fanden sich wiederholt mit reichem Gefolge innerhalb der sichern Stadtmauern ein zur Besorgung von Einkäufen, um Geschäfte abzuwickeln oder an Festlichkeiten sich zu ergötzen.

Das neue Jahrhundert brachte der Stadt zwar manchen Kampf im Innern, aber auch neuen Zuwachs ihres Glanzes. Wenige Tage nach dem Tode des Ablaßpredigers Joh. Tezel im Paulinum zogen Luther und Karlstadt am 27. Juni 1519 in Leipzig ein, um auf der alten Pleißenburg gegen Eck zu disputiren (Leipziger Colloquium). Die Bewohner der Stadt verhielten sich anfangs gleichgültig gegen die neue Lehre, die Universität und Herzog Georg traten derselben feindlich entgegen; und als dennoch ein Theil der Bürgerschaft sich Luther zuwandte, wurde 1630—34 die Reformation verfolgt und viele lutherisch Gesinnte aus der Stadt vertrieben, einige sogar enthauptet. Erst nach Georg's Tode führte Herzog Heinrich am 25. Mai 1539 in Gegenwart von Luther, Jonas, Melanchthon, Myconius, Cruciger und Pfeffinger die Reformation ein und letzterer wurde zum ersten lutherischen Superintendenten in Leipzig ernannt, alsbald auch die Thomasschule in eine städtische Schule umgewandelt, die vier Klöster säcularisirt und an die Stadt verkauft (1543 mit dem Besitz von Pfaffendorf, Baalsdorf, Connewitz, Cleuden und Anger); das Thomaskloster aber mit seinen reichen Besitzungen (Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpösna, Wolfshain, Zweenfurt; ältere Besitzungen waren Hohenheida, Gottscheuna und Merkwitz) durch Herzog Moritz der nun auch zur Reformation übergetretenen Universität geschenkt. Die Stadt erhielt nunmehr auch das Patronat über ihre Kirchen und Schulen.

Die neunzehntägige Belagerung im Schmalkaldischen Kriege, bis zum 27. Jan. 1547, wobei die Vororte zerstört und die Stadt selbst arg verwüstet wurde, war bald vergessen: der Baumeister Hier. Lotter stellte die Befestigungen wieder her und erbaute 1547—57 die Pleißenburg, 1556 auch das Rathhaus. Auch die folgende Zeit war Leipzigs Entwickelung segensreich. Im J. 1550 wurde das Consistorium von Merseburg hierher verlegt, der Schöppenstuhl 1574 in ein landesherrliches Spruchcollegium umgewandelt, 1580 der Floßgraben angelegt zur bequemeren Versorgung der Stadt mit Holz, 1590 die erste Post errichtet und die Gewerbthätigkeit gehoben durch Zuzug niederländischer Tuchfabrikanten und Goldarbeiter; das städtische Vermögen erweiterte sich durch Erwerbung von Taucha und Zubehör (1570), Grasdorf und Portitz (1575), Crottendorf und Großmiltitz (1580). Nur vorübergehend wurde die Ruhe gestört durch Erregung von calvinistischen Streitigkeiten unter Führung des kurfürstlichen Leibarztes Peucer und des Geheimraths Cracow, welche 1594 sogar zu einem gefährlichen Aufruhr in der Stadt ausarteten, infolge dessen mehrere Aufrührer enthauptet, die übrigen vertrieben wurden.

Das 17. Jahrh. brachte über Leipzig mancherlei ernstliche Noth, Gewerbe und Handel stockten durch den Dreißigjährigen Krieg, welcher der Stadt große Summen kostete. Siebenmal wurde sie belagert, sechsmal erobert. Kaum war Tilly 1631 nach kurzem Bombardement in Leipzig eingezogen, als er, bei Breitenfeld geschlagen, den Schweden weichen mußte, welche nach der Schlacht bei Lützen 1632 wieder den kaiserlichen Truppen Platz machten, deren Anführer Pappenheim in Leipzig starb; darauf erschien 1633 der berüchtigte Holck. Nachdem dann 1637 der schwedische General Baner vergeblich die Stadt belagert, fiel dieselbe 1642 durch verrätherische Capitulation den Schweden zu und wurde von ihnen bis 1650 behauptet. Die Contributionen, welche die Stadt in diesem Kriege zu zahlen hatte, werden auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler berechnet, abgesehen von den Verwüstungen an öffentlichem und privatem Besitz, und von den 17,312 Einwohnern im J. 1623 zählte die Stadt 1633 nur noch 12,360 Einwohner. Aber trotz des durch Verkehrstockung und Geldentwerthung in der Zeit der Kipper und Wipper darniederliegenden Handels und Gewerbes konnte der Rath, der 1607 Cunnersdorf und Panitzsch erworben, seinen Besitz 1663 durch das Rosenthal erweitern; verstärkte die Befestigungswerke, erbaute 1677 die Stadtbibliothek, 1678—83 die Börse auf dem Naschmarkt. Im Interesse des Handels war schon 1615 der Wollmarkt und 1625 der Roßmarkt begründet; nun wurde 1682 ein eigenes Handelsgericht eingesetzt, auch das Postwesen umgestaltet und die Gewerbe durch Zuzug von französischen und niederländischen reformirten Gewerbetreibenden (1694) belebt. Zu bemerken ist noch 1690 die Münzconferenz, durch welche die Einführung des Leipziger Münzfußes (eine Mark zu 12 Thaler) erfolgte, 1697 die Begründung der Lotterie, das Vorrecht des Directoriums unter den Städten auf den sächsischen Landtagen und die Bedeutung Leipzigs als Legestadt des Reichs für die Reichssteuern (schon seit Einführung der Türkensteuer unter Moritz). Noch besonders ist hervorzuheben die Uebertragung des deutschen Buchhandels von Frankfurt a. M. nach Leipzig seit 1667, infolge der Ausübung einer zu strengen Censur. Schon 1600 war das erste Meßbücherverzeichniß erschienen, Gleditsch und Fritsch waren rege Buchhandlungen, 1670 wurde die erste Bücherauction abgehalten. Seit 1682 erschienen hier die «Acta Eruditorum» durch O. Mencke

und eine gelehrte Zeitung durch J. Burchard, während politische Nachrichten schon im Dreißigjährigen Kriege von hier verbreitet wurden, aus denen seit 1660 die «Neu einlaufenden Nachrichten von Kriegs- und Welthändeln», seit 1695 die «Leipziger Post- und Ordinärzeitungen» hervorgingen, die dann seit 1810 in die «Leipziger Zeitung» umgewandelt wurden. Die Bevölkerung war bis zum Ende des Jahrhunderts schon auf 21,700 Seelen gewachsen.

Im 18. Jahrh. spiegelt das Schwanken der Bewohnerzahl Leipzigs sehr deutlich die politische Lage ganz Deutschlands wieder. Bis 1753 war die Bevölkerung auf 32,384 gestiegen, sank dann bis 1779 auf 26,656 und betrug 1801 wieder nur 30,993. Die Verwickelung Sachsens in den Nordischen Krieg brachte Leipzig 1706 in die Hände der Schweden und kostete der Stadt 70,000 Thaler, wofür aber auch das Privateigenthum gesichert blieb. Schlimmer ging es der Stadt in den Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege, welche nicht minder als 15 Mill. Thaler kosteten, ungerechnet die Verluste durch Einquartierung, Handelssperre, Geldentwerthung und Vernichtung des Privateigenthums. Die Besetzung durch den alten Dessauer (1745), durch den Herzog von Braunschweig (1756), durch Friedrich den Großen brachten schwere Zeiten. Als Friedrich schonungslos übermäßige Contributionen auflegte und sogar die Rathsherren als Geißeln in die Gefängnisse der Pleißenburg abführen ließ, rettete schließlich der berliner Kaufmann Gotzkowski durch wiederholte Vorstellungen beim König die Stadt vor noch härteren Heimsuchungen. Diese schweren Kriegslasten, durch welche viele Bürger gänzlich verarmten; die Verschlechterung des Geldes durch die Juden Ephraim, Itzig und Comp., welche die leipziger Münze in der Pleißenburg von Friedrich dem Großen gegen eine hohe Summe (zuletzt 7 Mill. Thaler) gepachtet hatten und deren werthlose Acht- und Viergroschenstücke, die Ephraimiten, noch bis ins 19. Jahrh. im Curse waren; die preußische und österreichische Handelssperre nach dem Kriege seit 1765; endlich der seit 1767 auf die Waaren gelegte hohe Impost drohten den Handel Leipzigs gänzlich zu vernichten.

Indessen bewahrheitete sich bald der Trost, welchen der alte Dessauer bei seinem unliebsamen Besuche den Leipzigern gegeben hatte, daß, wenn dem Könige gefiele, das Straßenpflaster sogar aufzureißen und fortzuführen, die Stadt doch in kurzer Zeit allen Schaden wieder gut gemacht haben würde. Als 1769 der Stadt die Handelsfreiheit in ihrem früheren Umfange wiedergegeben wurde und Friedrich der Große seit 1772 alle zu Frankfurt a. d. O. eingehenden Waaren mit 30, die ausgehenden mit 8% Steuer belegte, verödete plötzlich dieser Handelsplatz, und die russischen, polnischen und griechischen Kaufleute wendeten sich nach Leipzig. Mit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges wurde Leipzig als Festung aufgegeben, die Mauern fielen, die Gräben wurden verschüttet und bis 1784 durch den Kriegsrath und Bürgermeister K. W. Müller in Promenaden umgewandelt, sodaß der bisher eingeengten Stadt nunmehr Raum zur Erweiterung gegönnt ward.

In den Friedensjahren des 18. Jahrh. erwachte auch das gesellige und Kunstleben neben dem wissenschaftlichen Treiben zu neuer Blüte. Das Theater wurde 1727 durch die Neuberin eingeführt und 1766 ein eigenes Theater eröffnet, aus welchem das spätere Stadttheater hervorging. Daran schloß sich 1743 die Begründung eines Concerts durch Vermittelung kunstliebender Kaufleute, seit Verlegung in das Gewandhaus (1781) als Gewandhausconcerte unter Leitung von Hiller, Schicht, Polenz, Mendelssohn-Bartholdy u. s. w. weltbekannt. Seit 1764 kam dazu die unter Oeser auf der Pleißenburg begründete Zeichen-, Malerei- und Architekturakademie und seit 1768 die durch den Fürsten Jos. Alex. Jablonowski begründete und nach ihm benannte Gesellschaft für Geschichte, Mathematik, Physik und Oekonomie. Neben Begründung der Handelsschule (1772), des Taubstummeninstituts durch Sam. Heinicke (1778), der Rathsfreischule (1792) sind dann noch zu erwähnen die wissenschaftlichen Gesellschaften, die Linné'sche (1789), die philologische (1784) und die Begründung der Sternwarte auf der Pleißenburg (1787—90). Das gleichzeitige Aufleben des gesellschaftlichen Lebens zeigte sich in der Begründung zahlreicher Vereine, so der ersten Freimaurerloge Apollo (1741), 1742 umgewandelt in die Loge Minerva zu den drei Palmen, der Loge Balduin zur Linde (1783) und Apollo; der Gesellschaften Harmonie (1775), Ressource (1790), Concordia, Erholung u. s. w. Eines besonderen Hinweises bedarf die Erweiterung des leipziger Buchhandels und Bücherdrucks. Im J. 1705 bestanden 17 Druckereien und ebenso viele Buchhandlungen; 1755 war die Zahl der letztern um 6 gestiegen und am Ende des 18. Jahrh. bestanden 12 Buchdruckereien und 20 Buchhandlungen. Als 1765 durch Ph. E. Reich in Leipzig der deutsche Buchhändlerverein gegründet wurde, hörte endlich die bisherige Büchermesse zu Frankfurt a. M. ganz auf und Leipzig wurde zum alleinigen Meßplatz erhoben. Von den Druckereien ist hervorzuheben die von Breitkopf (gest. 1795), welcher 1755 den Notendruck mit beweglichen Typen, desgleichen 1776 den Landkarten- und Bilderdruck mit Typen und die Notenstecherei ins Leben rief.

Die Kriegsstürme des 19. Jahrh. schienen Leipzigs Wohlfahrt gänzlich vernichten zu sollen: war doch die Stadt selber in Gefahr, von den gewaltigen Völkerwogen zertreten zu werden. Nach den Schlachten von Saalfeld und Jena 1806 von den fliehenden Preußen und Sachsen überfüllt, wurde sie am 8. Oct. vom französischen Marschall Davoust besetzt, mit Contribution und Beschlagnahme der englischen Waaren belegt, welche für 7 Mill. Francs zurückgekauft werden mußten, später aber doch zum Theil auf Napoleon's Befehl verbrannt wurden. Als dann Sachsen mit Frankreich sich verbündete und der Hof nach Leipzig übersiedelte, wurde es 1809 durch den Herzog von Braunschweig gebrandschatzt. Im J. 1812 folgte den Durchmärschen der französischen Armee nach Rußland und ihrem Rückzuge durch Leipzig am 31. März 1813 die Besetzung durch die Russen, darauf durch den französischen Herzog von Padua, die Errichtung einer Bürgergarde von 8000

Mann zum Schutz der Stadt, der Belagerungszustand vom 21. Juni bis 17. Juli und endlich die Vorbereitung Napoleon's zur entscheidenden Völkerschlacht (s. den folgenden Artikel.

Der Schaden Leipzigs durch die Schlacht wird auf 3 Mill. Thaler berechnet und die Bürgerschaft hatte an der durch den Krieg verursachten Schuldenlast noch bis 1858 zu zahlen. Infolge der vielen Todten und Verwundeten entstand noch der Typhus, welcher viele Tausende hinwegraffte, und schließlich kam dazu die drückende Besetzung durch die Russen, welche den Oberst Prendel zum Commandanten der Stadt ernannten. Als Sachsen endlich durch den Wiener Congreß die Hälfte seines Landes verloren hatte, war Leipzig in die unmittelbare Nachbarschaft Preußens gerückt. Die veränderten Verhältnisse machten bald Zugeständnisse in der bisher fast nur von den Patriciern geübten Verwaltung nöthig, und 1817 zunächst wurde eine Communalrepräsentation eingeführt. Da indeß die Unzufriedenheit mit den städtischen Einrichtungen nicht nachließ und die Verwaltung des Rathes bemängelt wurde, brach am 4. Sept. 1830 ein offener Tumult aus, welcher die Bildung der Communalgarde (bis 1867), Reorganisation der Polizei und des Magistrats veranlaßte, aber erst nach erneutem Aufstand am 30. Aug. 1831 seinen Abschluß erreichte durch Einführung einer neuen Städteordnung, Bildung des Stadtverordnetencollegs und Verlegung von Militär in die Pleißenburg. Nachdem 1829 und 1830 auch die Universität umgewandelt war (Abschaffung der vier Nationen, Einführung des Senats und Universitätsgerichts), wurde die staatliche Neuordnung abgeschlossen (1835) durch Aufhebung des leipziger Schöppenstuhls, des Oberhofgerichts und Consistoriums, dafür aber ein Appellationsgericht und die Kreisdirection (mit 3 Aemtern) eingerichtet. Der Handel erhielt durch Anschluß an den Deutschen Zollverein (1834), die Gründung der Leipziger Bank (1838) und die Eröffnung der seit 1835 durch List angeregten und von Harkort geförderten Leipzig-Dresdener Eisenbahn (1. April 1839) neuen Aufschwung, der Buchhandel insbesondere wurde durch Gründung des Buchhändler-Börsenvereins (1825) und der Buchhändlerbörse (1834) gefördert. Die Begründung der Augenheilanstalt (1820), des Leihhauses (1826), des Gustav-Adolf-Vereins durch Großmann (1832), der Kleinkinderbewahranstalt (1834) fällt in diese Zeit, welche 1839 mit dem dreihundertjährigen Jubelfeste der Reformation und 1840 dem vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst abschließt.

Der revolutionäre Geist des Jahrhunderts kam in Leipzig zu neuem Ausbruch am 12. Aug. 1845 bei Anwesenheit des Prinzen Johann, wobei durch das Eingreifen des Militärs 5 unschuldige Personen fielen. Das J. 1847 vereinigte darauf in Leipzig die Abgeordneten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegung der J. 1848 und 1849 fand lebhaften Widerhall in der Begründung von zahlreichen politischen Vereinen, der agitatorischen Thätigkeit Robert Blum's und dem Barrikadenkampf am 7. Mai 1849 zwischen Tumultuanten und Communalgarde, wobei sich der Rath bis zum Austrag des Streits zwischen Volk und Regierung unter den Schutz der deutschen Reichsgewalt stellte. Während der nun eintretenden Ruhezeit erfolgte 1850 die erste große Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse in der Centralhalle, 1859 die Feier des Schillerfestes, 1863 das dritte deutsche Turnfest und die funfzigjährige Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Die Störung der friedlichen Thätigkeit im Deutschen Kriege von 1866 führte die Besetzung Leipzigs durch Preußen (19. Juni 1866 bis 29. Dec. 1867) und den Ausbruch der Cholera herbei, hatte aber auch nach der Neubegründung des Reichs 1868 die Verlegung des Reichsoberhandelsgerichts nach Leipzig zur Folge, an dessen Stelle seit dem 1. Oct. 1879 das Reichsgericht seine Thätigkeit eröffnete. An öffentlichen Einrichtungen entstanden in dieser Zeit 1865 die Organisation des Feuerlöschwesens, 1866—72 die Wasserleitung (1885 zweite Anlage), 1868 Einführung des Saatenmarkts, welcher dann in den internationalen Productenmarkt umgewandelt wurde und dem 1877 ein Markt landwirthschaftlicher Maschinen beigefügt wurde, 1885 die Anlage der zweiten Gasanstalt (erste Anstalt 1839), 1888 die Eröffnung des neuen Schlacht- und Viehhofs. Seit 1869 werden auch zahlreiche und besuchte Ausstellungen meist im Krystallpalast veranstaltet. Die begeisterte Aufnahme des Kaisers Wilhelm I. bei dem großen Kaisermanöver am 5.—7. Sept. 1876 in Leipzig, endlich die glänzende Feier des 8. deutschen Bundesschießens 1884 bekunden das lebhafte Nationalgefühl der Stadt. — Den ernsten Bestrebungen des Handels und Gewerbes entsprechend ist die Bevölkerungssumme gestiegen. Die 1800 erst 32,140 Einwohner zählende Stadt hatte 1840 schon 51,715, 1871 dagegen 106,925 und 1885 gar 170,340 Einwohner, hat sich also in den letzten 85 Jahren mehr als verdreifacht.

Ist Leipzig durch seine Messen und seinen Welthandel, durch die in mächtigem Aufschwung begriffene und für den Weltverkehr berechnete Industrie, durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, seine ernste nationale Gesinnung und Bethätigung in allen Erdtheilen bekannt, so verdient der erhebende Bürgersinn der Leipziger zu aller Zeit nicht minder rühmender Erwähnung: zahlreiche Stipendien und 197 zum Theil mehr als großartige Stiftungen für allerlei Zwecke legen dafür Zeugniß ab.

Literatur: Posern-Klett, «Urkundenbuch der Stadt Leipzig» (2 Bde., Leipzig 1868—84); «Mittheilungen des Statistischen Büreaus der Stadt Leipzig» (Heft 1—18, Leipzig 1868—87); Dr. Peifer, «Lipsia, seu Orginum Lipsiensium libri VI» (Leipzig 1689); J. J. Vogel, «Leipzigisches Geschichtsbuch oder Annales von 661—1714» (Leipzig 1714); C. Gretschel, «Beiträge zur Geschichte von Leipzig» (Leipzig 1836); K. Große, «Geschichte der Stadt Leipzig» (Leipzig 1839—42); H. Wuttke, «Geschichte Leipzigs und seiner Umgegend bis zum Ende des 13. Jahrh.» (Bd. 1 der «Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs», Leipzig 1873); O. Moser, «Chronik der

Stadt Leipzig und ihrer Umgebung» (Leipzig 1877); G. Wustmann, «Aus Leipzigs Vergangenheit» (Leipzig 1885); E. Hasse, «Geschichte der Leipziger Messen» (Leipzig 1885); E. Hasse, «Die Finanzen der Stadt Leipzig 1865—75» (Leipzig 1876); J. G. Kreußler, «Geschichte der Universität Leipzig» (Dessau 1810); E. Gretschel, «Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart» (Dresden 1830); F. Zarncke, «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig» (Leipzig 1857); O. von Hase, «Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig» (Leipzig 1887); Dörffel, «Geschichte der Gewandhausconcerte zu Leipzig vom 25. Nov. 1781 bis zum 25. Nov. 1881» (Leipzig 1884); E. Hasse, «Die Stadt Leipzig und ihre Umgebung geographisch und statistisch beschrieben. Mit 2 Städteplänen» (Leipzig 1875); H. Credner, «Geologische Profile durch den Boden der Stadt Leipzig und deren nächste Umgebung. Zwei Chromolithographien mit Text: Der Boden der Stadt Leipzig» (Leipzig 1883).

(E. Kaufmann.)

LEIPZIG (Schlachten bei). Lage und Bedeutung der Stadt Leipzig haben bewirkt, daß sie und ihre Umgebung wiederholt der Schauplatz kriegerischer Ereignisse geworden sind. Im Schmalkaldischen Kriege wurde Leipzig 1547 vom Kurfürsten Johann Friedrich belagert, während des Dreißigjährigen Krieges 1631 von Tilly, 1632 und 1633 von den Kaiserlichen, 1642 von den Schweden unter Torstenson erobert, im Siebenjährigen Kriege von den Preußen hart mitgenommen, 1809 von den Oesterreichern, dann von den Braunschweigern, im Juni 1866 von den Preußen besetzt und von ihnen erst im December 1867 wieder geräumt. Drei wichtige Schlachten wurden in der Umgegend Leipzigs geschlagen, von denen zwei, die beiden Schlachten von Breitenfeld am 7./17. Sept. 1631 und am 23. Oct. (2. Nov.) 1642, dem Dreißigjährigen Kriege angehören, die dritte aber dem Feldzuge des Deutschen Befreiungskrieges 1813 zugehört.

1) Die Schlacht bei Breitenfeld am 7./17. Sept. 1631 bildet durch ihre Folgen den wichtigsten Sieg, den Gustav Adolf auf deutschem Boden erfochten hat, denn dieser Sieg brach die Kraft des bairisch-ligistischen Heeres und öffnete dem König den Weg nach Süddeutschland.

Tilly war nach der Eroberung Magdeburgs nach Hessen gezogen; da sich aber der kaiserliche Hof bemühte, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der sich auf schwedische Seite zu neigen begann, in das Interesse der katholischen Partei zu ziehen, glaubte er den Forderungen des Kaisers durch Einrücken in Sachsen größeren Nachdruck geben zu können und marschirte daher über Eisleben und Halle gegen Leipzig vor. Ihm ging der Schrecken, den das Schicksal Magdeburgs verbreitet hatte, voraus und bewog die Leipziger, die bereits getroffenen Anstalten zum Widerstande aufzugeben, sodaß die Stadt nach einer kurzen Beschießung am 5./15. Sept. 1631 in Tilly's Gewalt gerieth und er ein Lager zwischen Eutritzsch und Möckern, Leipzig im Rücken, bezog. Der Einfall Tilly's in Sachsen brachte bei dem Kurfürsten die entgegengesetzte als die erhoffte Wirkung hervor. Die Verheerungen der ligistischen Armee, die gegen 200 Dörfer ausplünderte und den Flammen übergab, bewirkten, daß der Kurfürst am 1./11. Sept. zu Coswig ein Bündniß mit Gustav Adolf schloß, der sich sofort in Marsch setzte, bei Wittenberg die Elbe passirte und sich am 5./15. bei Düben mit den Sachsen vereinigte. Tilly beabsichtigte zuerst, zwischen dem durch waldiges und sumpfiges Terrain fließenden Flüssen Luppe und Elster, den rechten Flügel an Leipzig gelehnt, eine feste Stellung einzunehmen, um die Ankunft der unter Aldringer von Erfurt heranrückenden Verstärkung abzuwarten, ließ sich aber durch den Ungestüm Pappenheim's bewegen, dem Feinde entgegenzugehen, that dies aber nur halb, indem er auf einer Erhöhung zwischen Breitenfeld und Seehausen eine Stellung einnahm, um den Angriff des Königs stehenden Fußes zu erwarten. Seine Armee bestand aus 18 Regimentern, zusammen 21,000 Mann Infanterie, die in 13 Terzien, d. h. in großen gevierten Haufen, im Centrum zusammengepreßt standen. Die Cavalerie, 11,000 Mann stark, war auf den Flügeln vertheilt; 7 Regimenter unter Pappenheim bildeten den linken, 6 unter Fürstenberg den rechten Flügel, vor dem noch 5 Regimenter Kroaten unter Isolani aufgestellt waren. Das Centrum befehligte Tilly selbst. Die gesammte Armee war in einer Linie aufmarschirt, die sich vorwärts Breitenfeld bis vorwärts Seehausen, das hinter dem rechten Flügel lag, erstreckte. Hinter dem Centrum der Front lag ein kleiner Wald, der Linkel-Wald, das Gelände war, geringfügige Erhöhungen abgerechnet, eben. Vor der Mitte der Infanterie befanden sich, nach einer Erzählung, 20 Feldstücke und auf einer Anhöhe, die den rechten Flügel der Infanterie von der Cavalerie Fürstenberg's trennte, 16 Vierundzwanzig-Pfünder; nach anderer Angabe bestand die Artillerie der kaiserlichen und ligistischen Armee nur aus 26 Geschützen, nämlich 13 schweren Kanonen und 13 Feldstücken. Das Heer Gustav Adolf's belief sich auf 7000 Mann zu Pferde und 8000 Mann zu Fuß, das des Kurfürsten auf 11,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter. Mit diesen Truppen überschritt der König am 6./16. Sept. die Mulde bei Düben und marschirte an diesem Tage über Lindenhain bis Wolk. Am folgenden Tage, Mittwoch 7./17., setzte er die Armee in zwei Colonnen, die Schweden rechts, die Sachsen links, in Marsch und nahm seine Richtung über Zschelkau nach Podelwitz, welches eine Viertelmeile vor dem Centrum der Tilly'schen Armee lag. Pappenheim war von Tilly zur Beobachtung der Schweden vorgesendet worden, ließ sich mit den feindlichen Vortruppen in ein Gefecht ein, wurde geschlagen, zerstreut, zündete zur Deckung seines Rückzugs das Dorf Podelwitz an und wäre fast gänzlich aufgerieben worden, wenn ihm Tilly nicht 2000 Reiter zu Hülfe gesendet hätte. Etwa 3000 Schritt von Tilly's Aufstellung und parallel zu derselben floß in sumpfigem Terrain der Loberbach; diesen passirte das schwedisch-sächsische Heer ober- und unterhalb Zschelkau und stellte sich jenseits desselben, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung. Des Königs Heer stand in zwei Treffen in Brigadeordnung. In den Zwischenräumen der Cavalerie waren Fußvolkhaufen, theils von

180 Mann, theils von doppelter Stärke placirt. Gebildet wurde der rechte Flügel durch fünf Haufen Reiter in erster Linie unter dem König und vier Reiterhaufen in zweiter Linie unter Banér; das Centrum durch vier Brigaden in erster Linie unter Teufel und in zweiter Linie unter Hepburne; der linke Flügel durch fünf Haufen Reiter in erster Linie unter Horn, drei in zweiter Linie unter Oberst Hall. Zehn Schwadronen Dragoner, 1000 Pferde stark, standen in zwei Abtheilungen hinter dem 2. Treffen im Centrum als Reserve; eine andere Reserve, aus Infanterie und Cavalerie bestehend, stand zwischen den beiden Treffen im Centrum. Vor jeder Brigade wurden fünf Lederkanonen aufgestellt, im Ganzen hatte Gustav Adolf gegen 100 Geschütze. Die Sachsen bildeten den linken Flügel der Schweden und standen nach alter Weise in Terzien; zwar hatte Gustav Adolf einige Aenderungen in dieser Stellung verlangt, aber Feldmarschall Arnheim, der unter Wallenstein die Kriegskunst erlernt hatte, bestand auf seiner alten Weise; er commandirte das Centrum, der Kurfürst den rechten und Bindauf den linken Flügel.

Als Gustav Adolf seine Schlachtordnung geregelt, ritt er, wie die Geschichtschreiber erzählen, nach damaliger Sitte vor die Front, rief einen Trompeter, zog ein Billet aus der Tasche und befahl dasselbe Tilly zu überbringen. Diese Aufforderung zur Schlacht beantwortete Tilly dahin, «daß er jederzeit bereit sei, des Königs Befehle zu vollziehen». Drei Kanonenschüsse, auf die schwedischen Linien abgefeuert, folgten dieser Erklärung, die von schwedischer Seite mit einer gleichen Anzahl erwidert wurden. Darauf begann die Schlacht mit Geschützfeuer, zu dessen Verstärkung Gustav Adolf die Geschütze der zweiten Linie vor das erste Treffen bringen ließ, was ihrer Leichtigkeit wegen schnell geschah. Das Artilleriefeuer dauerte von 12 bis 2 Uhr. Ein starker Südwestwind trieb den Schweden Staub und Pulverdampf in die Augen. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes ließ der König seine gesammte Armee eine Linksschwenkung ausführen, die zwar einen glänzenden Beweis von der Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit der schwedischen Armee ablegte, aber nicht ganz vollendet werden konnte, weil sonst der rechte Flügel der Schweden von den Kaiserlichen vollständig umfaßt worden wäre. Während der Ausführung der Schwenkung trabte Pappenheim vor, um die schwedische Cavalerie in die Flanke zu nehmen; der König ließ sofort halten, in demselben Augenblicke eilte aber Banér an der Spitze der zwischen beiden Treffen stehenden Reserve-Infanterie herbei und formirte mit derselben auf der rechten Flanke des Königs einen Haken, dadurch den Nachtheil der Ueberflügelung aufhebend. Pappenheim warf sich dennoch mit Ungestüm auf die schwedische Reiterei in der Hoffnung, sie mit seinen tiefen Reiterhaufen leicht zu bewältigen. Aber die zwischen der Cavalerie aufgestellten Musketiere empfingen ihn mit heftigem Feuer, sodaß die Pferde seiner Reiter scheu wurden und abprallten. Er sammelte sie wieder und führte sie von neuem vor, dabei sich immer mehr links ziehend, um den rechten Flügel der Schweden zu gewinnen, sodaß diese sich genöthigt sahen, denselben durch Truppen aus dem zweiten Treffen zu verlängern. So führte er seine braven Reiter siebenmal zum Angriff vor und siebenmal wurden sie zurückgewiesen. Das Feuer der Musketiere und das Kartätschfeuer der ledernen Kanonen rissen starke Lücken in die Pappenheim'schen Reitergeschwader. Während der Angriffe Pappenheim's ging Tilly von seinen Anhöhen herunter und griff die Schweden in ihrem Centrum und linken Flügel an. Dabei litten seine Truppen nicht nur von dem Feuer der schwedischen Artillerie, sondern maskirten auch ihre eigenen Geschütze. Infolge hiervon nahm Tilly seine Terzien auf ihren ursprünglichen Platz zurück und eilte persönlich auf seinen rechten Flügel, wo er mit den Sachsen ein leichtes Spiel zu haben hoffte. Hier fand er die Kroaten bereits im Gefecht; er ließ die Angriffe verdoppeln, bis die sächsische, viel Landmiliz enthaltende Reiterei zu wanken anfing. Ein schneller Angriff Tilly's entschied, die Reiter flohen, bald folgte ihnen das Fußvolk. Der Kurfürst von Sachsen eilte, in der Besorgniß gefangen zu werden, unter Bedeckung einer Compagnie Garden, nach dem 5 Stunden entfernten Eilenburg. Nur einige Regimenter hielt Arnheim zusammen, übergab den Befehl an General Horn und folgte seinem Heere nach. Kroaten und Sachsen plünderten gemeinschaftlich ihre eigene und die schwedische Bagage. Horn, dessen linke Flanke durch die Flucht der Sachsen gefährdet, stellte seine Cavalerie in Haken, den morastigen Graben an der Landstraße als Deckung benutzend. Gleichzeitig schickte ihm der König ein Cavalerieregiment von dem rechten Flügel, das durch einen Theil der Reserve ersetzt wurde, zu Hülfe; ferner mußte Hepburne ihm 3 Regimenter der Reserve zuführen, während außerdem 2 Infanteriebrigaden aus der zweiten Linie hinter Horn's Cavalerie aufmarschiren mußten. Die in die Flucht nicht verwickelten Sachsen wurden hinter Hepburne's Truppen gestellt.

Inzwischen hatte Pappenheim seine Angriffe auf den schwedischen rechten Flügel fortgesetzt, war aber durch das Bestreben der Flankirung schließlich von dem Centrum seines Heeres völlig getrennt worden. Tilly hatte die Sachsen zu heftig verfolgen lassen, sodaß Horn Zeit gewann, sich zur Abwehr zu ordnen, als später ein Angriff von 16 Regimentern, in vier Terzien formirt, gegen ihn erfolgte. Fast gleichzeitig richtete die Cavalerie von Tilly's rechtem Flügel ihre Angriffe gegen Hepburne's Reiter. Letztere öffneten ihre Reihen und die dahinter stehenden Musketiere empfingen die anreitenden kaiserlichen Kürassiere mit einem Gewehrfeuer, welches dieselben in Unordnung bringt. Hepburne benutzt dies, greift sie an und treibt sie zurück. Dasselbe Schicksal haben Pappenheim's Kürassiere, auch sie müssen weichen, werden von Tilly abgeschnitten, sodaß dieser schließlich nur noch mit vier Terzien auf dem Schlachtfelde bleibt. Gegen ihn wendeten sich nun die vereinten Kräfte des gesammten schwedischen Heeres. Gustav Adolf fiel ihm mit der Cavalerie des rechten Flügels in die Flanke, nahm ihm seine Artillerie und ließ sie auf seine eigenen Truppen richten. Hierbei erhielt Tilly zwei Schüsse,

einen durch die Kleider, einen Prellschuß am Arme und gerieth für seine Person so sehr ins Gedränge, daß er nur durch die Hülfe des Herzogs Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg vor Gefangenschaft oder Tod bewahrt blieb. Schwer verletzt wurde er unter schwacher Escorte nach Halle gebracht. Inzwischen war die kaiserliche Infanterie in Unordnung und theilweise zum Weichen gebracht. Nur die 5 Regimenter Wallonen: Chiesa, Goes, Blankart, Dietrichstein und Balderon hielten noch Stand, vertheidigten jeden Fußbreit Boden und zogen sich fechtend nach dem Linkelwald. In diesem kämpften sie bis spät in die Nacht hinein, die schließlich den Rückzug der bis auf 600 Mann zusammengeschmolzenen tapfern Wallonen begünstigte. Die Schlacht verminderte Tilly's Heer um die Hälfte, schmälerte seinen Ruhm und erhöhte den Muth der protestantischen Partei. Die Sachsen hatten 2000 Mann, die Schweden 1000 Mann verloren. Am folgenden Tage kam der Kurfürst von Sachsen zurück, Gustav Adolf ritt ihm entgegen und erwiderte seine Entschuldigungen wegen seiner Flucht mit dem Ausspruche, sie hätten sich beide über einen Sieg zu freuen, den sie zum Theil der Standhaftigkeit zu verdanken hätten, mit der der Kurfürst in dem Kriegsrathe zu Düben für eine Hauptschlacht gestimmt.

2) Die Schlacht bei Breitenfeld am 23. Oct. (2. Nov.) 1642 fand fast auf demselben Gelände statt, welches vor 11 Jahren durch den Sieg Gustav Adolf's berühmt geworden war. Hier stießen am genannten Tage die schwedische Armee unter Feldmarschall Torstenson und ein kaiserliches Heer unter Erzherzog Leopold von Oesterreich und General Piccolomini aufeinander. Torstenson, dem die schwedische Regierung nach Banér's Tode den Oberbefehl über die in Deutschland stehende Armee anvertraut hatte, war nach Schlesien aufgebrochen, um diese Provinz von neuem zu erobern und sich durch Mähren einen Weg nach den österreichischen Erblanden zu bahnen. Trotzdem er heftig am Podagra litt, gelang ihm die Ausführung seines Planes zuerst in glückverheißender Weise. Nachdem Niederschlesien besetzt worden, blieb der kaiserliche Feldherr Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg mit 3000 der Seinigen am 21./31. Mai 1642 auf dem Schlachtfelde zu Schweidnitz. Neisse wurde am 30. Mai (8. Juni) durch Sturm erobert, Olmütz ergab sich nach dreitägigem Widerstande, sodaß es schien, die schwedischen Fahnen würden vor Wien erscheinen können. Da stellte sich General Piccolomini bei Brünn mit überlegenen Kräften dem Weitermarsch entgegen. Torstenson mußte nach Schlesien zurück und, da ihm Piccolomini folgte, die ganze Provinz aufgeben, um zunächst eine feste Stellung bei Guben zum Abwarten von aus Schweden heranrückenden Verstärkungen zu beziehen. Als diese eingetroffen waren, gelangen Torstenson zwar einige Unternehmungen, aber nicht gelingen wollte es ihm, die Oesterreicher, die eine feste Stellung unweit Zittau bezogen hatten, in die Ebene zu locken und zur Annahme einer Schlacht zu bewegen. Dadurch hingehalten zwang ihn endlich der Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug gegen die Elbe, um den Kriegsschauplatz nach Sachsen zu verlegen und seine Armee durch Eroberung von Leipzig schadlos zu halten. Am 10./20. Oct. überschritt er bei Torgau die Elbe, seine Avantgarde langte am 14./24., seine Hauptmacht am 17./27. Oct. vor Leipzig an. Die Stadt wurde eingeschlossen, vor dem Grimmaischen Thore wurden Batterien errichtet, deren Feuer zwar eine Bresche erzeugte, die sich aber bei dem am 20./30. versuchten Sturme als impракticabel erwies. Als die Angriffsarbeiten fortgesetzt werden sollten, wurde das Herannahen feindlicher Truppen gemeldet. Torstenson rückte denselben am 22. Oct. (1. Nov.) mit seiner Cavalerie entgegen, hob, als er erkannt hatte, er habe es mit der gesammten Armee des Erzherzogs Leopold und Piccolomini zu thun, die Belagerung Leipzigs auf und zog sich, um die Gegner glauben zu machen, er wolle einer Schlacht ausweichen, nordwärts auf die Ebene von Breitenfeld zurück. Erzherzog Leopold und Piccolomini waren von Zittau aus den Schweden gefolgt und nach Dresden marschirt, von wo aus sie, durch sächsische Regimenter verstärkt, auf die Nachricht von der Gefahr Leipzigs zum Entsatze heranrückten und darauf dem ausweichenden Torstenson eine Schlacht anzubieten strebten. Letzterer bildete am 23. Oct. (2. Nov.) morgens seine Schlachtlinie. Der rechte Flügel unter General Wittenberg bestand aus 10 Reiterregimentern und 300 Musketieren und hatte eine Reserve unter Torsten Stalhanske von 8 Schwadronen hinter sich. Das Centrum bestand aus 11 Infanterieregimentern und 8 Schwadronen und war in drei Treffen gegliedert, deren erstes Liljehök, deren zweites Mortaine und deren drittes Wrangel befehligte. Der linke Flügel bestand aus 12 Cavalerieregimentern, wurde vom General Erich Slange commandirt und durch General Königsmark unterstützt. Der Artilleriegeneral Liljehök hatte sämmtliche Geschütze vor der Front auffahren lassen und war zum Nachfolger Torstenson's im Oberbefehl bestimmt, falls dieser verwundet oder getödtet würde, ihn sollte nöthigenfalls Stalhanske im Commando ersetzen. Sämmtliche schwedische Generale hatten gelobt, zu siegen oder zu sterben. Bei der ursprünglichen Aufstellung hatten die Schweden die Front gegen Leipzig gerichtet, das Dorf Breitenfeld im Rücken; als aber die Kaiserlichen sich um den linken Flügel dieser Aufstellung herumzogen, ließ Torstenson das gesammte Heer eine Linksschwenkung ausführen, sodaß sein rechter Flügel hinter das Dorf Wiederitzsch, der linke vor Breitenfeld zu stehen kam. Der rechte Flügel der formirten Schlachtlinie der Kaiserlichen, 15 Reiterregimenter und 6 Schwadronen Kroaten, standen unter den Befehlen der Generale Hannibal Gonzaga und Graf Bruay, das Centrum 11 Infanterieregimenter, unter dem General Suys, der linke Flügel, 14 Reiterregimenter und 8 Schwadronen Kroaten, unter den Generalen Buchaim und Borneval. Die Artillerie commandirte Baron de Soye; in die Leitung des Ganzen theilten sich Erzherzog Leopold und Piccolomini. Beide Heere bildeten zwei Treffen und hatten das Geschütz vor der Front. Die schwedische Artillerie eröffnete gegen Mittag die Schlacht durch ein lebhaftes Feuer, das von den kaiser-

lichen Geschützen bald erwidert wurde. Die auf den äußersten Flügeln befindlichen Kroaten ergriffen sehr schnell die Flucht. Während des Geschützfeuers rückte das schwedische Heer allmählich vor und suchten die Kaiserlichen ihre Schlachtlinie zu vervollständigen. Namentlich der linke Flügel der letztern war noch nicht geordnet, als General Wittenberg, gefolgt von Stalhanske mit der Reserve, das Defilée von Wiederitzsch ohne Widerstand passirte und sich mit Schnelligkeit auf die österreichische Reiterei stürzte. Diese begegneten anfangs dem Angriff entschlossen, bald aber ergriff das Regiment Madlo die Flucht, ihm folgten andere Schwadronen, sodaß die gesammte Reiterei des kaiserlichen linken Flügels in Unordnung gerieth und bis auf das Regiment Nicolai das Weite suchte. Vergeblich eilte Erzherzog Leopold auf den linken Flügel, um die allgemeine Flucht zu hemmen, es gelang ihm nicht, sie abzuwenden. Piccolomini sendete zwar dem Regiment Nicolai einige hinter dem Fußvolke als Reserve haltende Schwadronen zu Hülfe, doch wurden dieselben mit in die Flucht verwickelt, sodaß, als Oberst Nicolai gefallen war, auch sein Regiment sich auflöste. Der linke Flügel des kaiserlichen Fußvolks war durch die Vertreibung der Reiterei den Flankenangriffen der schwedischen Cavalerie ausgesetzt und gerieth dadurch in Unordnung, doch gelang es Piccolomini, durch Heranziehung der erzherzoglichen Leibgarde die Ordnung wieder herzustellen.

Während der rechte schwedische Flügel siegreich war, mußte der linke dem Angriffe der Kaiserlichen weichen. Nach einem heftigen Geschützkampfe, in welchem die kaiserliche Artillerie große Wirksamkeit entfaltete, die schwedische aber zu weit feuerte, griffen der Herzog von Gonzaga und Graf Bruay mit der Reiterei und dem Fußvolk des rechten Flügels der Kaiserlichen die Schweden unter General Slange an; dieser fiel, seine Regimenter wichen. Nur schwer gelang es den Generalen Königsmark, Derfflinger und dem Pfalzgrafen Karl Gustav, nachmaligem König von Schweden, eine allgemeine Flucht abzuwenden und den linken Flügel wieder zu ordnen, sodaß die herangezogenen schwedischen Reserven das Gefecht wieder herzustellen vermochten. Der linke Flügel des kaiserlichen Fußvolks hatte sich nach der Flucht der Cavalerie auf eine waldige Anhöhe, den Linkel-Wald, zurückgezogen, wo ihn General Liljehök mit einigen schwedischen Schwadronen zu umgehen suchte. Dieser wurde zwar, als er den Seinigen voraussprengte, tödlich verwundet, aber der Pfalzgraf Karl Gustav setzte den Angriff mit gutem Erfolge fort und rieb die betreffenden Theile des feindlichen Fußvolks auf. General Wittenberg fiel nunmehr dem rechten kaiserlichen Flügel mit seiner ganzen Macht in Flanke und Rücken. Auch hier verlor die kaiserliche Reiterei die Haltung und löste sich auf; nur wenige Schwadronen der erzherzoglichen Leibgarde und das Leibregiment Piccolomini's blieben zur Unterstützung der Fußregimenter auf dem Schlachtfelde. Erzherzog Leopold sammelte einen Theil der flüchtigen Reiter und führte ihn gegen den Feind; Piccolomini attakirte mit seinem Regimente sechsmal, wurde aber stets von den Schweden zurückgeschlagen, sodaß er sich mit vielen Offizieren mit dem Degen in der Faust durchschlagen mußte. Erzherzog Leopold verließ das Schlachtfeld erst, als er der allgemeinen Flucht nicht zu steuern vermochte. Der jetzt vollständig verlassene und von allen Seiten umringte Rest der kaiserlichen Infanterie kämpfte aussichtslos fast auf demselben Platze, auf dem in der ersten Breitenfelder Schlacht die Wallonen sich tapfer gewehrt hatten, mußte sich aber nach dreistündigem Gefecht, 5000 Streitbare stark, den Schweden ergeben. Fast ebenso viele Mannschaften waren getödtet oder verwundet worden, außerdem verloren die Kaiserlichen 46 Kanonen, 121 Fahnen, 69 Standarten und das gesammte Gepäck; ihre Reiterei floh in Unordnung nach Böhmen; Generalwachtmeister Soye war geblieben, Suys und Fernemont waren gefangen. Die Schweden hatten etwa 2000 Todte, darunter Liljehök und Slange, und fast ebenso viele Schwerverwundete, darunter die Generale Steenbock und Stalhanske. Die große Ermüdung der schwedischen Truppen bewirkte, daß die Kaiserlichen nur drei Stunden weit verfolgt wurden. Die Kriegskasse Torstenson's war so leer, daß den Eroberern der feindlichen Fahnen die übliche Belohnung nicht gezahlt werden konnte; dieser Geldmangel war der Grund, daß die Belagerung Leipzigs wieder aufgenommen wurde in der Hoffnung, in der reichen Stadt alle Bedürfnisse der Armee befriedigen zu können. Freilich verlor Torstenson dadurch vier Wochen Zeit und die Früchte seines Sieges.

Erzherzog Leopold ließ in Rakonitz in Böhmen über das Regiment Madlo, das zuerst geflohen war, strenges Gericht halten. Es wurde aufgelöst, seine Standarten wurden zerbrochen, Offiziere und Soldaten für ehrlos erklärt, mehrere der erstern, von den letztern der zehnte Mann, nach dem Lose, hingerichtet. Oberst Madlo wurde nach kriegsrechtlichem Urtheil am 10. Mai 1643 vor dem Rathhause zu Prag enthauptet.

3) Die Schlachten um Leipzig vom 14. bis 19. October 1813. Wenn auch den beiden Breitenfelder Schlachten ein Einfluß auf die Geschicke des Dreißigjährigen Kriegs nicht abgesprochen werden kann, so werden sie doch nach allen Richtungen überragt durch die Octoberschlacht des J. 1813 auf den Gefilden von Leipzig. Die ersteren fanden auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume in wenig Stunden statt, an ihnen nahmen nur Heere von mäßiger Stärke theil, ihr Ausgang vermochte die Gesammtentscheidung des Kriegs weder herbeizuführen, noch selbst zu nähern. Anders die Leipziger Schlacht während der Befreiungskriege. Sie war keine einfache Schlacht, sondern bestand aus einer Reihe von Schlachten, die auf einem weiten Umzuge um Leipzig mit Einschluß des Reitergefechts von Liebertwolkwitz innerhalb eines Zeitraums von sechs Tagen geschlagen wurden. Sie hat den Namen der Völkerschlacht erhalten, da an ihr alle Völker Europas, die Türken ausgenommen, mit größeren oder geringeren Heerestheilen theilnahmen; die Heeresmassen, die sich gegenüberstanden, erreichten nahezu die Zahl von 500,000 Streitern; in ihr waren

gegenwärtig drei Kaiser (Oesterreich, Rußland, Frankreich), drei Könige (Preußen, Sachsen, Neapel), zwei Kronprinzen (Schweden, Preußen) und mehrere Prinzen, die später zur Regierung gelangten. Sie brach die gewaltige Macht Napoleon's I., die nach dem russischen Winter wieder erstarkt war, in so entschiedener Weise, daß der Zusammenbruch seiner Schöpfungen nur noch eine Frage der Zeit blieb.

Nach Ablauf des am 4. Juni 1813 zu Pläswitz abgeschlossenen und später bis zum 16. Aug. verlängerten Waffenstillstandes standen die durch den Anschluß Oesterreichs verstärkten Verbündeten Napoleon in drei Armeen gegenüber. Zwar gelang es letzterm noch, die Böhmische Armee unter Fürst Schwarzenberg am 26. und 27. Aug. bei Dresden zu schlagen, doch die Siege bei Groß-Beeren am 23. Aug., an der Katzbach am 26. Aug., bei Kulm am 29. und 30. Aug., bei Dennewitz am 6. Sept. und bei Wartenburg am 3. Oct. ermöglichten die geplante Vereinigung der drei verbündeten Armeen auf den Ebenen von Leipzig im Rücken Napoleon's. Die Schlesische und die Nordarmee standen nach der Schlacht von Wartenburg miteinander in Verbindung, ihre Vereinigung mit der Böhmischen Armee erfolgte an den Schlachttagen von Leipzig. Die Böhmische Armee unter Fürst Schwarzenberg, Ende September durch die 57,000 Mann starke russische Reservearmee unter Bennigsen verstärkt, befand sich im langsamen Vormarsch von Böhmen gegen Leipzig, während Napoleon mit seinen Hauptkräften bei Dresden stand. Der Kaiser wollte, um die Vereinigung der drei verbündeten Heere zu verhindern, sich auf die ihm zunächst befindliche Schlesische Armee werfen; als ihm jedoch Blücher geschickt auswich, dirigirte er seine Truppen, um die Böhmische Armee vor ihrer Vereinigung mit den andern Heeren zu treffen, auf das bereits von Murat besetzte Leipzig, sodaß er am 15. Oct. daselbst über 170,000 Mann verfügen konnte.

Inzwischen hatte Fürst Schwarzenberg am 14. Oct. dem General Wittgenstein aufgetragen, mit seinem eigenen Corps, mit den Corps von Kleist und Klenau und der zahlreichen Cavalerie der Vortruppen, zusammen etwa 60,000 Mann, eine Recognoscirung gegen Leipzig auszuführen, um den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zu verleiten, ohne aber selbst einen ernstlichen Angriff zu unternehmen. Diese Recognoscirung führte zu dem Reitergefecht von Liebertwolkwitz; Wittgenstein ging auf dem rechten Ufer der Pleiße gegen Leipzig vor; General Kleist zunächst der Pleiße auf der Straße von Borna, rechts von ihm Wittgenstein und noch weiter rechts Klenau auf der Straße von Grimma. Die Infanterie kam jedoch wenig ins Gefecht, das fast ausschließlich durch die Cavalerie der Vortruppen unter General Graf Pahlen III. geführt wurde. Murat hatte mit den Corps von Poniatowski, Lauriston und Victor 1 Meile südöstlich von Leipzig eine Stellung zwischen Markkleeberg an der Pleiße, Wachau und Liebertwolkwitz bezogen und das 2. und 5. Cavaleriecorps bis nach Magdeborn, Störmthal und Thräna vorgeschoben. Die Cavalerie zog sich beim Anrücken der alliirten Reiterei zurück und massirte sich vorwärts Wachau und Liebertwolkwitz. Dem etwa 7000 Pferde starken Gegner konnte Graf Pahlen III. zunächst nur ungefähr 4000 Pferde (18 russische, 10 preußische Escadrons, 1 Kosakenpulk, 20 Geschütze) entgegenstellen, er erbat sich deshalb die Reservecavallerie des Corps von Kleist unter General von Röder (16 Escadrons, 1 reitende Batterie = 2000 Pferde) zur Unterstützung, die aber erst eintraf, nachdem einzelne ernste Zusammenstöße stattgefunden hatten. Graf Pahlen III. sammelte seine Escadrons und Batterien in der Nähe der Schäferei Auenhain, entsandte ein Kosakenregiment gegen Poniatowski bei Markkleeberg und ließ demselben noch das Grodnosche Husarenregiment und schlesische Landwehr-Cavalerie folgen. Mit der übrigen Cavalerie wandte er sich gegen Liebertwolkwitz. Mehrere Attaken wurden von der französischen Cavalerie abgewiesen, namentlich auch weil das Geschützfeuer von Wachau her die linke Flanke der Attakirenden in empfindlicher Weise traf. Den Attaken mußte daher eine andere Richtung gegeben werden, indem man sie südöstlich von Liebertwolkwitz gegen die linke Flanke des Gegners dirigirte. Die in diesem Sinne ausgeführten Angriffe wurden den Franzosen besonders nachtheilig, als die Avantgarde Klenau's auf der Straße von Groß-Pößna her anlangte und dessen Cavalerie sich der von Pahlen anschloß. Nunmehr vermochte die französische Cavalerie sich vorwärts Liebertwolkwitz nicht mehr zu halten und zog sich zurück. Zwar nahm noch die Infanterie Klenau's Liebertwolkwitz, doch wurde es von den Franzosen zurückerobert. Das Gefecht endete erst am späten Abend, nachdem die Colonnen der Alliirten auf dem Kampfplatze angelangt waren, Geschütz vorgezogen und aus demselben ein heftiges Feuer eröffnet hatten, auf Befehl Schwarzenberg's, der demselben eine weitere Ausdehnung nicht geben wollte. Die gegen Poniatowski entsendete Cavalerie hatte gegenüber der polnischen Cavalerie einen schweren Stand; erst als sich die Erfolge der Alliirten bei Liebertwolkwitz fühlbar machten und die Infanterie Wittgenstein's auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, zog sich die Reiterei Uminski's hinter Markkleeberg zurück.

Einer Episode während der Reitergefechte bei Liebertwolkwitz möge hier Erwähnung geschehen. Während einer Pause derselben hatte Lieutenant von Lippe vom neumärkischen Dragonerregimente Murat an seinem theatralischen Anzuge erkannt; in der Absicht, ihn gefangen zu nehmen oder niederzuhauen, sprengte er mit einigen Mann sofort auf ihn zu, das Gefolge Murat's jagte in vollkommener Ueberraschung auseinander, nur der Stallmeister blieb bei ihm, und fast hätte von Lippe seine Absicht erreicht, wenn er nicht seinen Dragonern zu weit voraus dem Fliehenden zu ungestüm gefolgt wäre, sodaß er von dem Begleiter Murat's niedergestochen werden konnte.

Im Laufe des 14. Oct. rückten die französischen Heeresmassen in die Umgegend von Leipzig. Napoleon selbst kam gegen Mittag von Düben her in der Stadt an, verließ dieselbe aber bald wieder durch das äußere

Grimmaische Thor, um auf freiem Felde die Pläne des Schlachtfeldes zu studiren. Während dieses Studiums langte der König von Sachsen, von Wurzen kommend, an; Napoleon begrüßte ihn, kehrte dann aber, während der erstere sich in die Stadt begab, zu seinem Studium zurück. Dem von Liebertwolkwitz herüberschallenden Kanonendonner legte er keine Bedeutung bei, da er das daselbst statthabende Gefecht von nur localem Charakter erachtete, dagegen ritt er anlangenden Truppen entgegen, um ihnen Befehle zu ertheilen und begab sich dann nach Reudnitz, wo er sein Hauptquartier nahm. Die Truppenmärsche dauerten am Abend des 14. und in der Nacht zum 15. Oct. fort. Am 15. blieb es ruhig, da beide Gegner ihre Anordnungen für die Schlacht trafen.

Die Umgegend Leipzigs bildet eine weite offene Ebene, die von mehreren flach eingeschnittenen Flüssen, zahlreichen Flußarmen, Kanälen, Gräben und Dämmen durchzogen ist, die den Bewegungen der Truppen vielfache Hindernisse entgegensetzen. Die westlich Leipzigs von Süden nach Norden fließende Elster und Pleiße und die von Nordosten nach Südwesten fließende und unterhalb Leipzigs in die Pleiße mündende Parthe theilen die Gesammtumgebung in drei Hauptabschnitte, auf denen am 16. Oct. gesonderte Kämpfe stattfanden. Die vielen vorhandenen Dörfer sind stark gebaut und daher der Vertheidigung günstig. Nachtheilig für Napoleon war es in hohem Grade, daß ihm bei einem unglücklichen Ausgange der Schlacht für sein gesammtes Heer nur eine einzige Rückzugslinie nach Westen über einen meilenlangen Damm über Lindenau zur Verfügung stand. Er lebte aber der Hoffnung, es werde ihm gelingen, die Böhmische Armee vor ihrer Vereinigung mit der Schlesischen und der Nordarmee zu schlagen und demnächst sich der letztern zu erwehren. In dieser Hoffnung hielt er das etwa 10,000 Mann starke Corps von Bertrand zur Sicherung des Passes von Lindenau ausreichend. Zur Beobachtung der Schlesischen Armee wurde das Corps von Marmont nördlich Leipzigs nach Lindenthal und Radefeld entsendet, zu dem am 15. die Divisionen Souham, Dombrowski und Delmas des Corps von Ney stießen, während das Cavaleriecorps des Herzogs von Padua bei Lindenthal und bei Mockau und Plösen längs der Parthe vertheilt war. Den Oberbefehl über diese Truppen sollte, einschließlich des noch von Eilenburg und Düben erwarteten Corps von Reynier, Marschall Ney führen. Der größte Theil der französischen Armee, nämlich die Corps von Poniatowski, Augereau, Oudinot, Macdonald, Victor und Lauriston, sowie die Cavaleriecorps von Kellermann, Latour-Maubourg, Pajol, Nansouty, Sebastiani und Friant waren gegen die Böhmische Armee bestimmt, hatten ihren rechten Flügel bei Markkleeberg an die Pleiße gelehnt, und dehnten sich über Wachau, Liebertwolkwitz nach Seifertshain aus. Hier stand Napoleon am Morgen des 16. Oct. mit 108,000 Mann in der Entfernung von höchstens 1 Meile südlich und südöstlich von Leipzig und östlich der Pleiße, nördlich von Leipzig befehligte Ney 57,000 Mann; einschließlich des Corps von Bertrand und der Besatzung von Leipzig zählten die Franzosen 170,000 Mann, darunter 24,000 Reiter und etwa 700 Geschütze. Dem gegenüber war die Böhmische Armee 140,000 Mann und 580 Geschütze, die Schlesische Armee 60,000 Mann und 310 Geschütze stark, während die Nordarmee am 16. Oct. noch zu entfernt war, um in den Kampf eingreifen zu können. Napoleon glaubte selbst die Schlesische Armee noch weiter zurück, als sie es in der That war und befahl daher, daß das Corps von Marmont und die Division Souham am 16. nach Wachau marschiren sollten, um gegen die Böhmische Armee Verwendung zu finden. Dieser Befehl kam nicht zur Ausführung. Marmont wurde von Blücher angegriffen und bei Möckern festgehalten; Souham aber, der bereits sich auf dem Marsche in südlicher Richtung befand, kehrte um, als Marmont vom Gegner stark bedrängt wurde, kam zur Hülfe jedoch zu spät, sodaß seine Truppen am 16. Oct. in den Kampf überhaupt nicht eingreifen konnten. Napoleon hatte, um sein Heer größer erscheinen zu lassen als es war, befohlen, daß die gesammte Infanterie statt in drei in zwei Gliedern rangirt werden sollte, wodurch sie in allen ihren Theilen eine um ein Drittel größere Front als bei der bisherigen Rangirung erhielt. Fürst Schwarzenberg erachtete es nothwendig, daß außer dem Hauptangriffe gegen die französische Stellung zwischen Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz auch ein Angriff gegen den Paß von Lindenau und ein weiterer gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung geführt werde. Zu dem Angriff auf den Paß von Lindenau wurden 20,000 Mann unter Feldzeugmeister Graf Gyulai bestimmt, die von Markranstädt her gegen den Rücken der französischen Armee wirken sollten. Zum Angriff auf den rechten Flügel des Napoleonischen Heeres wurde Graf Merveldt mit seinem Corps und dem österreichischen Reservecorps in den Raum zwischen Elster und Pleiße mit dem Auftrage entsendet, bei Connewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, den rechten französischen Flügel aufzurollen und auf dem nächsten Wege nach Leipzig zu rücken. Fürst Schwarzenberg legte auf diesen Angriff einen so hohen Werth, daß er zu demselben nicht nur 30,000 Mann bestimmte, sondern auch für seine Person sich zu demselben begab. Für den Angriff der französischen Hauptstellung auf dem rechten Pleißeufer blieben die Corps von Kleist, Wittgenstein, Klenau, sowie die russisch-preußischen Garden, zusammen 90,000 Mann, verfügbar, die, da der Oberbefehlshaber der Böhmischen Armee gegen Connewitz sich gewendet, unter dem Oberbefehle Barklay's standen, während ihnen sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm angeschlossen hatten.

Durch die vorstehende Disposition und da Elster und Pleiße sehr entschiedene Abschnitte bildeten, hatte die Böhmische Armee drei gesonderte Gefechte zu führen: die Schlacht bei Wachau auf dem rechten Ufer der Pleiße, das Gefecht bei Connewitz zwischen Elster und Pleiße und das Gefecht bei Lindenau auf dem linken Elsterufer.

Die Schlacht bei Wachau am 16. Oct. 1813. Zu dem Angriffe der Hauptstellung Napoleon's wurden

vier Colonnen gebildet, wozu das Corps von Wittgenstein in 3, das Corps von Kleist in 4 Theile zerlegt wurden, sodaß sich von letzterem bei jeder Colonne eine Brigade befand. Die linke Flügelcolonne befehligte Kleist, zu ihr gehörten die preußische Brigade Prinz August, die russische Division Helfreich, die russische Kürassierbrigade Lewaschew und ein russisches Husarenregiment; sie richtete ihren Marsch von Cröbern über Crostewitz auf Markkleeberg. Die zweite Colonne stand unter dem Befehl des Prinzen Eugen von Würtemberg, war aus den beiden Divisionen des Prinzen und der preußischen Brigade Klüx gebildet und richtete ihren Marsch westlich von Güldengossa auf Wachau. Die dritte Colonne unter Fürst Gortschakow enthielt die russische Division Mesenzow und die preußische Brigade Pirch und nahm von Störmthal aus westlich vom Universitätsholze ihre Richtung auf Liebertwolkwitz. Die rechte Flügelcolonne unter Graf Klenau bestand aus seinem eigenen Corps, der preußischen Brigade Zieten, der preußischen Reservecavalerie und dem Kosakendetachement Platow; sie hatte von Groß-Pößna aus ihre Richtung gegen den Kolmberg und Holzhausen, die Kosaken auf dem äußersten rechten Flügel gegen Seifertshain und Klein-Pößna entsendet. — Hinter den beiden mittlern Colonnen bildete General Rajewski mit dem russischen Grenadiercorps und einer russischen Kürassierdivision bei Seftewitz und Göhren die nächste Reserve, während Großfürst Konstantin mit den russischen und preußischen Garden und der russischen Reserveartillerie bei Magdeborn eine weitere Reserve formirte.

Der Morgen des 16. Oct. war trübe, nebelig und regnerisch. Die Truppen der Alliirten begannen bereits früh ihren Vormarsch, der durch den herrschenden Nebel längere Zeit dem Blicke der französischen Truppen entzogen blieb; als ihre Vortruppen sich den französischen näherten, zogen sich letztere auf ihre Hauptkräfte nach kurzem Kampfe zurück. Napoleon, der von Reudnitz nach Liebertwolkwitz gefahren war, suchte sich von hier aus über den Anmarsch des Gegners zu orientiren und ritt dann nach Wachau, wo er den Hauptpunkt für den beginnenden Kampf erkannt zu haben glaubte. Es war inzwischen 9 Uhr geworden; bald darauf begann eine lebhafte Kanonade, die fast fünf Stunden lang von beiden Seiten unterhalten wurde. Die linke Flügelcolonne Kleist war bis Markkleeberg, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, vorgerückt. Die Brigade Prinz August nahm das Dorf und drängte den Feind zurück. Die Division Helfreich, die östlich des Dorfes vorgegangen war, wurde heftig angegriffen und in ihrer rechten Flanke gefährdet, da die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg zu entfernt war, um ihr Flankenschutz gewähren zu können. Kleist entsandte mehrere preußische Bataillone und eine zwölfpfündige Batterie Helfreich zu Hülfe, dem es nunmehr gelang, sich erneuerter Angriffe zu erwehren, während sogar ein preußisches Bataillon den Versuch wagen konnte, in Wachau einzudringen. Poniatowski ließ die aus Markkleeberg vorgedrungenen Preußen ins Dorf zurückdrängen und, nachdem dies gelungen, auch das Dorf angreifen. Viermal mußten die Preußen das Dorf aufgeben, nahmen es aber jedesmal wieder in Besitz. Als aber Marschall Augereau Truppen seines Corps Poniatowski zu Hülfe sendete, mußten die Truppen der Colonne Kleist zurückweichen, deren Niederlage durch feindliche Cavalerie seitens des zur Colonne gehörigen russischen Husarenregiments und der Kürassierbrigade Lewaschew abgewendet wurde. Nur mit großer Schwierigkeit vermochte sich Kleist in und neben Markkleeberg zu halten. Die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg war westlich von Güldengossa gegen Wachau vorgerückt und fand anfangs keinen bedeutenden Widerstand, sodaß, nachdem 24 russische Geschütze den Kampf eröffnet hatten, die an der Tête befindlichen 3 russischen Bataillone der Division Pischnitzky und 2 preußische Bataillone der Brigade Klüx das Dorf und die zu beiden Seiten desselben gelegenen Gehölze besetzen konnten. Aber bald ging der Feind mit starken Kräften gegen die 5 Bataillone vor, die sich nur unter großen Verlusten zu halten vermochten, obgleich zu ihrer Unterstützung westlich von Wachau die Brigade Klüx und östlich des Dorfes die Division Pischnitzky aufmarschirt und zuletzt 52 Geschütze ins Feuer gebracht worden waren. Napoleon ließ nach und nach den Kampf durch die Truppen des Corps Victor aufnehmen, beorderte 2 Divisionen der Jungen Garde zum Gefecht und hatte zuletzt gegen 150 Geschütze im Feuer. Diesen gewaltigen Anstrengungen waren die Truppen des Prinzen Eugen nicht gewachsen, Wachau ging verloren, alle Versuche, es wieder in Besitz zu erlangen, waren vergeblich, auch die Gehölze zu beiden Seiten des Dorfes mußten aufgegeben werden. Da sämmtliche Truppen der Colonne ins Gefecht gekommen waren und bedeutende Verluste erlitten hatten, auch ein großer Theil der Geschütze kampfunfähig gemacht war, mußte der Prinz von Würtemberg den weiteren Kampf aufgeben und sich gegen Güldengossa zurückziehen.

Die Colonne des Fürsten Gortschakow langte vor Liebertwolkwitz erst an, nachdem die Colonne Kleist und Prinz Eugen von Würtemberg schon längere Zeit sich im Gefecht befanden; sie wurde mit heftigem Artilleriefeuer empfangen. Da die rechte Flügelcolonne Klenau's noch nicht nahe genug war, um ins Gefecht eingreifen zu können, und da man den Anmarsch des Corps Macdonald über Holzhausen erkannte, glaubte Fürst Gortschakow einen ernstlichen Angriff auf Liebertwolkwitz nicht wagen zu dürfen, doch ließ er seine Batterien vorrücken und ins Feuergefecht eintreten. Als die Colonne des Prinzen Eugen gegen Güldengossa zurückgewichen war, hielt Fürst Gortschakoff auch seine Colonne gefährdet und befahl den Rückzug derselben. Der Feind folgte unmittelbar, sodaß die Division Mesenzow und die Brigade Pirch wiederholt genöthigt waren, Front zu machen, um das Nachdrängen des Gegners zu mäßigen. Pirch besetzte schließlich den östlichen Eingang von Güldengossa mit 3 Bataillonen, während die Division Mesenzow in gleicher Höhe und mit dem rechten Flügel am Universitätsholze halten blieb und Front gegen den Feind machte.

Die rechte Flügelcolonne Klenau konnte ihren An-

griff erst zwei Stunden später beginnen, da sie um so viel hinter dem Alignement zurückgelassen worden war. Sie marschirte zwischen Groß-Pößna und Fuchshain auf, entsandte ihre Avantgarde auf den vom Feinde unbesetzten Kolmberg, von dem aus die Franzosen in Liebertwolkwitz günstig in der Flanke beschossen werden konnten. Mit Unterstützung dieses Flankenfeuers gelang es dem Infanterieregiment Erzherzog Karl, um den Krähenwald herum gegen Liebertwolkwitz vorzudringen und diesen Marktflecken nach heftigem Widerstande der Franzosen bis auf den Kirchhof zu erstürmen. Inzwischen war die österreichische Cavalerie Mohr's der Uebermacht des Cavaleriecorps Sebastiani's unterlegen und von Macdonald die Division Charpentier von Holzhausen aus gegen den Kolmberg und eine zweite Division gegen Liebertwolkwitz dem Corps Lauriston zur Unterstützung gesandt worden. Die Division Charpentier nahm den Kolmberg mit Sturm; Lauriston, noch durch 2 Divisionen der Jungen Garde verstärkt, eroberte Liebertwolkwitz zurück; Sebastiani umging mit seinem Cavaleriecorps den rechten Flügel Klenau's und fiel den Oesterreichern in den Rücken. Durch die ihm aus der Reservecavalerie des Corps Kleist gesandte Unterstützung gelang es Klenau, den Rückzug seiner Armee, wenn auch mit manchen Verlusten, nach Groß-Pößna und Fuchshain auszuführen.

So waren alle Angriffe des Böhmischen Heeres östlich der Pleiße von den Franzosen auf dem weiten Raume zwischen Markkleeberg über Wachau, Liebertwolkwitz und dem Kolmberge abgeschlagen worden. Auch der Angriff gegen den rechten französischen Flügel von dem westlichen Ufer der Pleiße aus, von dem sich Fürst Schwarzenberg einen bedeutenden Erfolg versprochen hatte, war auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen. Graf Merveldt hatte den Befehl, gegen Connewitz vorzugehen, während das österreichische Reservecorps von Hessen-Homburg ihm bis Gautzsch folgen sollte. Die Truppen Merveldt's geriethen bei ihrem Vormarsche sehr bald in einen sumpfigen, mit dichtem Gestrüpp durchsetzten Wald, der das Vorrücken nur auf dem Wege gestattete und das Aufstellen von Batterien zur Unmöglichkeit machte. Die Pleiße war durch länger andauerndes Regenwetter stark angeschwollen, die Brücken waren sämmtlich abgebrochen. Das östliche, feindliche Ufer der Pleiße überragte das westliche bedeutend und war mit zahlreichen Geschützen und dichten Tirailleurlinien besetzt. Unter diesen Umständen mußte Merveldt den Versuch eines Angriffs auf das am östlichen hohen Ufer gelegene Connewitz aufgeben. Auch weiter südlich bei Lößnig stieß man auf dieselben einem Angriffe und Uebergange ungünstigen Verhältnisse, sodaß man noch weiter südlich, bei Dölitz, den Uebergang zu forciren gedachte. Dies Dorf liegt auf beiden Ufern, das gleichnamige Schloß nur auf dem linken Ufer der Pleiße. Letzteres war bereits früh morgens von den Oesterreichern besetzt worden, doch gelang es denselben trotz aller aufgewendeten Energie und Bravour nicht, den Uebergang zu gewinnen. Fürst Schwarzenberg konnte sich dennoch nicht entschließen, seinen Plan ganz aufzugeben, er befahl daher dem Grafen Merveldt, bei Connewitz nur weiter zu demonstriren, dagegen bei Dölitz den Uebergang, wenn irgend möglich, zu erstreiten. Inzwischen begann der Kampf auf dem rechten Pleißeufer sich für die Alliirten ungünstig zu gestalten und langten Meldungen darüber sowie Bitten um Unterstützung an den Fürsten Schwarzenberg, denen dieser, da auch vom Thurme in Gautzsch der Stand der Schlacht zu übersehen war, nachgab, indem er das Reservecorps von Hessen-Homburg von Gautzsch in Marsch setzte, um bei Gaschwitz und Deuben die Pleiße zu überschreiten und über Cröbern den Kämpfenden Hülfe zu bringen, und sich zu den verbündeten Monarchen südlich Güldengossa begab.

Napoleon hatte von dem Galgenberge nordöstlich Wachau den Anmarsch der vier durch weite Intervallen voneinander getrennten Armeen des Böhmischen Heeres beobachtet und in der Erkenntniß, daß der Schwerpunkt bei Wachau liege, unter dem Artilleriegeneral Drouot mehr als 150 Geschütze gegen die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigt. Als diese Colonne vor dem übermächtigen Feuer gegen Güldengossa zurückweichen mußte, glaubte der Kaiser den Zeitpunkt gekommen, durch einen mächtigen Cavalerieangriff das Centrum der Alliirten durchbrechen und die sich entgegenstellenden Truppen vollständig niederrennen lassen zu können. Er befahl daher Murat, mit den Cavaleriemassen, die er vereinigen könnte, die Colonne des Prinzen von Würtemberg zu überfallen und auseinander zu sprengen. Murat zog die Cavaleriecorps von Latour-Maubourg, Pajol und Nansouty zusammen, ordnete sie hinter dem Harth-Gehölz östlich Wachau und stürmte dann mit ihnen gegen Güldengossa vor. Inzwischen hatten das russische Grenadiercorps unter Rajewski und die russischen und preußischen Garden unter Großfürst Konstantin Befehl zum Vormarsch erhalten. Dadurch gelang es, eine russische Garde-Reservebatterie von 12 Geschützen herbeizuführen, deren wirksames Feuer den Chok der französischen Cavaleriemasse einigermaßen schwächte und durch schwere Verwundung des Generals Latour-Maubourg eine Stockung in demselben hervorrief. Diese Stockung benutzend wurde die sich Güldengossa nähernde russische leichte Gardecavalerie-Brigade Schewitsch der französischen Cavalerie entgegengeworfen, dieselbe konnte aber keinen Erfolg erringen und mußte zurückweichen, auch das Leib-Kosakenregiment, das Graf Orlow-Denisow vorführte, war nicht glücklicher. Dagegen wirkten zwei russische Gardebatterien, die Kaiser Alexander westlich von Güldengossa an dem dort befindlichen Teiche aufstellen ließ, vortrefflich; westlich dieser Batterie erschien jetzt bei dem Vorwerk Auenhain das russische Grenadiercorps Rajewski, auch Graf Pahlen sandte in diesem Augenblicke 2 preußische Cavalerieregimenter zur Unterstützung des Prinzen von Würtemberg. Letztere warfen sich sofort in die linke Flanke der französischen Cavalerie, die nunmehr, auf allen Seiten bedroht, auf Wachau zurückweichen mußte. Es war 4 Uhr nachmittags geworden. Schon um 2 Uhr war die Tête des österreichischen Reservecorps unter Hessen-Homburg infolge des Befehls von Schwarzenberg bei Cröbern angelangt. Die voranmarschirende Cavalerie des Feldmarschalllieutenants

Grafen Nostitz warf polnische Cavalerie und französische Gardedragoner zurück und nöthigte durch wiederholte Attaken auch französische Gardeinfanterie zum Rückzuge. Die Infanterie des Reservecorps rückte von Cröbern gegen Markkleeberg vor und löste die erschöpften Truppen Kleist's ab, um die Vertheidigung des Dorfes auch gegen neue Angriffe der Alten Garde fortzuführen.

Napoleon hatte nach dem geringen Erfolge der Cavalerie Murat's befohlen, daß die Infanterie des Corps Victor und der Division Oudinot der Jungen Garde gegen Auenhain, und das Corps Lauriston, auf dessen beide Flügel Drouot seine bisher auf dem Galgenberge placirte Artillerie setzte, von Liebertwolkwitz gegen Güldengossa zum Angriff vorgehen sollten. Die Schäferei Auenhain kam vorübergehend in den Besitz des Corps Victor, wurde aber von den russischen Grenadierdivisionen und der preußischen Brigade Klüx wiederum erobert. Vor dem heftigen Feuer der Artillerie Drouot's mußten die russischen Divisionen Schachowskoi und Pischnitzki hinter Güldengossa zurückweichen. Die jetzt von der Colonne Gortschakow zur Unterstützung anlangenden 6 Bataillone der Brigade Pirch wurden zwar anfangs auch durch Lauriston's überlegene Massen hinter Güldengossa zurückgetrieben, doch gelang es ihnen im Verein mit mehreren russischen Bataillonen das Dorf zu nehmen und dergestalt zu behaupten, daß Lauriston unter dem Schutze von Drouot's Batterien zurückweichen mußte. Auch Fürst Gortschakow vermochte sich in und westlich des Universitätsholzes zu behaupten und Graf Klenau konnte trotz der wiederholten Angriffe Macdonald's und Sebastiani's die Stellung von Groß-Pößna und Fuchshain halten; das auf dem rechten Flügel gelegene Dorf Seifertshain, das verloren gegangen war, konnte sogar nach heftigem Kampfe wieder besetzt werden. General Merveldt hatte vergeblich versucht, die Pleiße zu überschreiten. Auf einen erneuten Befehl Schwarzenberg's, den Uebergang um jeden Preis zu erzwingen, durchwatete der General zwischen Dölitz und Markkleeberg eine Furt und suchte demnächst mit einem Bataillon durch ein Gehölz auf das freie Feld vorzudringen. Von einer Salve empfangen, wurde das Bataillon von den Truppen der Alten Garde Curial umzingelt; nur einem Theile der Mannschaft gelang es sich zu retten, der übrige Theil, und mit ihm der verwundete und vom Pferde gesunkene commandirende General, wurde gefangen.

Somit war in der neunstündigen Schlacht des 16. Oct. der Hauptangriff, den die Böhmische Armee führen sollte, abgeschlagen worden, aber auch der Gegenangriff Napoleon's war fast erfolglos geblieben, denn die erhoffte Zertrümmerung des Centrums der Alliirten war nicht eingetreten, nur hatten die Franzosen gegen Auenhain und Güldengossa etwas Terrain gewonnen. Als die Dunkelheit ein Erlöschen des Kampfes bedingte, hatten beide Theile bedeutende Verluste an Todten und Verwundeten zu beklagen, die Colonnen Kleist und Eugen von Würtemberg hatten namentlich stark gelitten, einzelne Truppentheile hatten zwei Drittel, drei Viertel ihrer Mannschaft und noch mehr verloren. Der Gesamtverlust der Alliirten ist auf 20,000 Mann geschätzt worden, der französische dürfte ein ähnlicher gewesen sein.

Das sogenannte Gefecht bei Connewitz, das Graf Merveldt zu führen hatte, ist wegen seiner Beziehungen zur Schlacht bei Wachau im Vorstehenden bereits berücksichtigt worden, dagegen bedarf das auf dem linken Elsterufer isolirt verlaufende Gefecht bei Lindenau hier noch der Erwähnung. Wie bereits angegeben, hatte Napoleon zur Sicherung und Festhaltung der einzigen ihm nach Westen offenstehenden Straße das Corps Bertrand nach Lindenau, westlich Leipzig, entsendet. Der General stellte seine Truppen westlich Lindenau dergestalt auf, daß beide Flügel sich an die ungangbare Niederung anlehnten. Ein dichter Wald an einem Arme der Elster, der Luppe, nördlich Lindenaus bot der Infanterie Schutz, während das ebene Terrain der Umgebung der Artillerie freies Schußfeld gewährte. Vor Lindenau wurden vier Schanzen erbaut, deren jede mit 10—12 Geschützen besetzt wurde. Die nach Markranstädt und Lützen hin gelegenen Dörfer Plagwitz, Schönau und Leutzsch waren mit Truppen belegt. Feldzeugmeister Graf Gyulai hatte vom Fürsten Schwarzenberg die Aufgabe erhalten, mit 20,000 Mann gegen Lindenau vorzugehen, sich des Straßentheils, der über die Flußniederung von Pleiße, Elster und Luppe führt, zu bemächtigen, dessen zahlreiche Brücken zu zerstören und die Verbindung mit der Schlesischen Armee herzustellen. Gelang diese Aufgabe, dann mußte sich Napoleon, der einzigen Rückzugslinie beraubt, ergeben oder sich durchschlagen. Graf Gyulai rückte am 16. Oct. in 3 Colonnen gegen Lindenau vor. Die linke Flügelcolonne unter Fürst Moritz Liechtenstein hatte den Auftrag, die Verbindung mit der Schlesischen Armee zu gewinnen. Zur Erfüllung dieses Auftrags mußte die Wald- und Sumpfgegend der Elster und Pleiße durchschritten werden, die so viel Hindernisse in den Weg stellten, daß es nur einigen kleineren Jägerabtheilungen gelang, sich zu York durchzuwinden. Die übrigen Theile der Colonne schlossen sich der zweiten Colonne an, die unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf der Straße von Markranstädt vorrückte und sich des Dorfes Schönau und im Vereine mit Theilen der linken Flügelcolonne auch des Dorfes Leutzsch bemächtigte. Die rechte Flügelcolonne unter Generalmajor Csollich sollte über Klein-Zschocher sich zum Angriff auf Plagwitz wenden. Da ein Frontalangriff auf Lindenau zu schwierig erschien, ließ Gyulai den Angriff von der Nordseite her versuchen und denselben durch ein lebhaftes Geschützfeuer in der Front unterstützen. Infolge hiervon entwickelte sich von Mittag ab auch auf der Nordseite des Dorfes ein heftiger Geschützkampf, der von mehrern Stürmen gegen das Dorf unterbrochen wurde, die keinen Erfolg hatten, da selbst nach einem zweimaligen Eindringen in einen Dorftheil derselbe in kürzester Frist wieder aufgegeben werden mußte, weil einige französische Batterien hinter dem Kuhburger Wasser, welche die linke Flanke der Oesterreicher bestrichen, eine verheerende Wirkung äußerten. Generalmajor Csollich griff zwar Plagwitz an, fand aber so kräftigen Wiederstand, daß er festge-

halten wurde und gegen Lindenau nicht mitwirken konnte. So wogte hier der Kampf stundenlang; Lindenau gerieth zwar in Brand, konnte aber trotz wiederholter Stürme nicht in Besitz genommen werden. Bis zum Abend dauerten Schützengefechte fort, die in der Niederung theilweise in der Absicht geführt wurden, die französische Stellung zu umgehen und ihr in den Rücken zu kommen, ohne daß dies gelingen wollte. Dann trat Gyulai den Rückmarsch gegen Markranstädt an, behielt aber Klein-Zschocher, Schönau und Leutzsch über Nacht besetzt; sein erfolgloser Kampf hatte ihn mehr als 2000 Todte und Verwundete gekostet.

Die Kämpfe der Böhmischen Armee am 16. Oct. hatten somit sowol in der Schlacht bei Wachau als auch in den Gefechten bei Connewitz und Lindenau zu einem Erfolge nicht geführt. Ein günstigeres Loos war der Schlesischen Armee beschieden, die im Norden Leipzigs in der Schlacht bei Möckern einen Sieg erfocht und schon durch ihr Eintreffen allein die hier dislocirten französischen Truppen band, sodaß sie, der Absicht Napoleon's gemäß, nicht Verwendung gegen die Böhmische Armee finden konnten. Blücher hatte nach dem Elbübergange der Schlesischen Armee bei Wartenburg sehr bald die Absicht Napoleon's erkannt, die Nord- und Schlesische Armee entfernt zu halten und der Böhmischen Armee im Einzelkampfe entgegenzutreten; er strebte daher die Verbindung mit der letztern an. Am 15. Oct. bezog er an der Spitze des Corps von Sacken das Hauptquartier in Groß-Kugel, während die Corps von York und Langeron über Schkeuditz vorrückten und General St.-Priest den Auftrag hatte, mit 12,000 Mann von Merseburg nach Güntersdorf zu marschiren und die Ankunft der gesammten Schlesischen Armee anzukündigen. Am 16. Oct. früh 8 Uhr langte die Avantgarde der Schlesischen Armee vor Lützschena an. Die von Blücher befohlene Recognoscirung ergab, daß Lindenthal und Radefeld stark besetzt seien; infolge davon erhielt das Corps des Grafen Langeron den Auftrag, von Schkeuditz über Freirode, Radefeld und Breitenfeld auf Groß-Wiederitzsch zu marschiren; das Corps von York sollte sich auf der großen Straße von Halle nach Lindenthal und Möckern dirigiren, St.-Priest bei Schkeuditz die Elster passiren und sich dem Corps von Langeron anschließen, das Corps von Sacken die Reserve bilden und bei Radefeld zunächst haltend die Dübener Straße, auf der der Strom der französischen Heeresmasse nach Leipzig flutete, beobachten.

Marmont, der seit dem 14. den Auftrag hatte, mit seinem Corps und der Cavalerie Arrighi's im Norden von Leipzig die Stadt gegen die Schlesische Armee zu schützen, hatte hierzu eine Stellung zwischen Lindenthal und Wahren (an der Elster) gewählt und sie durch einige leichte Feldwerke verstärkt; für den Fall eines überlegenen Angriffs waren ihm noch die Divisionen Souham und Dombrowski zur Verfügung gestellt. Als am 16. früh morgens der Kanonendonner von Wachau herübertönte und die Heftigkeit des Kampfes erkennen ließ, und sich in der Richtung von Halle noch kein Feind zeigen wollte, beschloß Marschall Ney, dem der Oberbefehl im Norden übertragen war, dem französischen Hauptheere mit zwei Divisionen in der Richtung auf Dölitz zur Unterstützung zu eilen, während die Cavalerie Arrighi's folgen sollte. Bald darauf gebot ein ausdrücklicher Befehl Napoleon's dem Marschall Marmont, mit seinen disponibeln Kräften zum Hauptheere zu stoßen. Als infolge dessen der Marschall seine Truppen aus der Stellung Lindenthal-Wahren zurückzunehmen begonnen hatte, zeigten sich in der Ferne die Colonnen des Schlesischen Heeres. Marmont beschloß nunmehr, obgleich auf die Kräfte seines eigenen Corps beschränkt, doch auf die Rückkehr und Mitwirkung der unter Ney nach Süden abmarschirten Divisionen rechnend, die Schlacht in einer neuen Stellung zwischen Möckern und Eutritzsch anzunehmen. Bei dem Rückzuge aus der ersten Stellung in die neue kam es mit den Vortruppen York's bei Lindenthal, Stahmeln und Wahren zum Gefecht, während das Gros des preußischen Corps auf der Ebene zwischen Lützschena und Lindenthal im feindlichen Feuer in eine Schlachtordnung aufmarschirte, bei der die Brigaden Horn und Hünerbein im ersten, die Brigaden Steinmetz und Karl von Mecklenburg im zweiten, die gesammte Cavalerie im dritten Treffen standen. Bei weiterem Vorrücken wurde der linke Flügel vorgenommen, sodaß die Truppen die Front in der Richtung Wahren — Groß-Wiederitzsch erhielten. Da Marmont aus den gegnerischen Anordnungen zu erkennen glaubte, der Hauptangriff werde gegen seinen linken Flügel erfolgen, ließ er eine Achtelschwenkung links mit Brigaden ausführen, sodaß sein rechter Flügel die Richtung auf Groß-Wiederitzsch erhielt, während der linke Flügel in und bei Möckern verblieb. Letzteren bildete die Division Legrange, rechts davon standen zuerst die Division Compans, dann die Friedrich's, dahinter die Cavaleriebrigaden Normann und Lorge; die zahlreiche Artillerie war vor der Front der Stellung placirt.

Den Kampf eröffnete eine heftige Kanonade. Während derselben ging Major von Hiller mit einigen Bataillonen der Avantgarde, denen sich die österreichischen Jäger des Fürsten Moritz Liechtenstein, welche die Verbindung mit der Schlesischen Armee gefunden hatten, angeschlossen, zum Angriff auf Möckern vor. Zweimal drangen die Truppen in das Dorf ein, wurden aber von der französischen Besatzung jedesmal zurückgeworfen. Möckern gerieth in Brand. Frische Bataillone drangen von neuem mit gefälltem Bajonnet in das Dorf und verfolgten die geworfenen Truppen bis über dasselbe hinaus; der ihnen entgegentretende heftige Widerstand und ein wirksames Kartätschenfeuer nöthigten sie, die erkämpften Vortheile wieder aufzugeben. Einem nochmaligen Angriffe sämmtlicher Bataillone gelang es, sich in einem Theile des brennenden Dorfes zu behaupten; von hier aus wurden die braven Vertheidiger weiter zurückgetrieben gerade in dem Augenblicke, in welchem die Brigade des Herzogs Karl von Mecklenburg zur Unterstützung der Avantgarde auf den Höhen von Möckern erschien und Marmont an der Spitze einiger Bataillonscolonnen gegen das Dorf vorrückte. Da der Herzog das Dorf im Besitz der Avantgarde fand, warf er sich den

Bataillonen Marmont's entgegen, wurde aber blessirt; seine Brigade wurde von der französischen Artillerie hart mitgenommen und hatte einen schweren Kampf zu bestehen, bis ihr die Brigade Steinmetz zu Hülfe eilte und die preußische Artillerie das Gleichgewicht herzustellen vermochte. Trotzdem wollte es nicht gelingen, Möckern dauernd zu behaupten, im Gegentheil konnten die Franzosen zu einer theilweise glücklichen Offensive schreiten; den vorstürmenden Massen wirft sich Major von Sohr mit 3 Schwadronen entschlossen entgegen und bricht ihren Ungestüm, gleichzeitig entsteht durch das Explodiren einiger Munitionswagen eine Verwirrung, infolge deren die französischen Bataillone geworfen werden. Als darauf die übrige Infanterie York's in den Kampf eintrat, weicht der verwundete Marmont mit seinen Truppen hinter die Rietschke nach den Dörfern Gohlis und Eutritzsch zurück.

Inzwischen war General Graf Langeron über Breitenfeld gegen die Dörfer Klein- und Groß-Wiederitzsch zum Angriff vorgerückt, die von der Division Dombrowski mit Zähigkeit vertheidigt wurden. Erst nach wiederholten Angriffen wichen die Polen zurück, nahmen die Dörfer aber wieder in Besitz, als die Division Delmas zu ihrer Unterstützung bereit war. Ein auf Langeron's rechten Flügel gerichteter Angriff wurde von St.-Priest, der in die Lücke zwischen den Corps York und Langeron gerückt war, abgewiesen. Ein erneuter Angriff auf die Dörfer Wiederitzsch, bei dem sich Langeron an die Spitze des Regiments Schlüsselburg stellte, vertrieb die Vertheidiger derselben endgültig, die darauf durch Wassiltschikow mit der Cavalerie Sacken's bis nach Eutritzsch verfolgt wurden. Die Schlesische Armee hatte einen Sieg zu verzeichnen, der ihr 1 Adler, 2 Fahnen, 64 Geschütze und 2000 Gefangene einbrachte, aber freilich auch theuer erkauft war. Das vor der Schlacht 21,429 Mann starke Corps York zählte nach derselben nur noch etwa 13,000 Mann, die Russen verloren 1500 Mann. Das Corps von York bivuakirte auf dem Schlachtfelde und stimmte das Lied «Nun danket alle Gott!» an; das Corps von Langeron blieb in und bei den eroberten Dörfern, das Corps von Sacken hinter York. Die Franzosen rückten nahe an Leipzig heran und behielten Gohlis und Eutritzsch nur schwach besetzt.

Napoleon's Lage war am 16. Oct. abends eine wenig günstige. Zwar hatte er den Angriffen des Böhmischen Heeres gegenüber seine Stellung behauptet, aber die Verbindung der Böhmischen mit der Schlesischen Armee war eingetreten, letztere hatte über Marmont einen Sieg erfochten, die Nordarmee war nur noch wenig von Leipzig entfernt, sodaß ihre Verbindung mit der Böhmischen Armee in kürzester Frist zu erwarten stand; dann waren die Alliirten der französischen Armee so bedeutend überlegen, daß letztere auf einen Sieg nicht mehr zu rechnen vermochte, während sie von allen Seiten dergestalt umstellt war, daß ihr nur der Rückzug durch Leipzig und längs des Défilé von Lindenau offen blieb. Unter diesen Umständen wäre es für Napoleon gerathen gewesen, mit dem Antritt des Rückzugs nicht zu zögern, statt dessen suchte er Unterhandlungen mit den Verbündeten anzuknüpfen und wählte den gefangenen Grafen Merveldt, mit dem er seit dem Waffenstillstand von Leoben und dem Frieden von Campo-Formio in persönlichen Beziehungen gestanden, zum Vermittler. Er schlug einen Waffenstillstand vor, während dessen die Franzosen sich hinter der Saale aufstellen, die Russen und Preußen hinter die Elbe, die Oesterreicher nach Böhmen gehen sollten. Merveldt wurde gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht weiter wider Frankreich zu dienen, entlassen und erhielt ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an Kaiser Franz mit. Selbstverständlich konnten die Alliirten in dem Augenblicke, in welchem ihnen die Frucht eines mühevollen Feldzugs zufallen mußte, auf den Vorschlag eines Waffenstillstandes nicht eingehen, Napoleon aber hatte Zeit verloren; konnte er die Scheu vor einem Rückzuge nicht überwinden, dann hätte er mit Daransetzung aller Kräfte am 17. Oct. den Kampf wieder aufnehmen müssen, um zu versuchen, ob ihm nicht vor dem Herannahen der von den Alliirten erwarteten Verstärkungen ein Schlag gegen dieselben glückte. Im Hauptquartiere der Böhmischen Armee rechnete man darauf, am 17. von Napoleon angegriffen zu werden, war aber nicht geneigt, selbst die Initiative zum Angriff zu ergreifen, ehe das Nordheer und das Heer von Bennigsen, zusammen mehr als 100,000 Mann, in der Umgegend von Leipzig einträfen. Napoleon's Heer verhielt sich ruhig; die Monarchen kamen daher bei einer am Nachmittag bei Güldengossa stattfindenden Zusammenkunft überein, da nunmehr der Kronprinz von Schweden in Breitenfeld angekommen und somit die Nordarmee am 18. in den Kampf eingreifen könne, da ferner dann alle Abtheilungen Bennigsen's zur Verfügung stehen würden, die Fortsetzung des Kampfes auf den 18. Oct. zu vertagen. Nur Blücher, der die Ansichten des Hauptquartiers nicht kannte, sah einer Erneuerung des Kampfes entgegen. Er hatte das Corps von York, das so stark gelitten, daß meist aus 2 Bataillonen 1 Bataillon und aus den 4 Brigaden nur 2 Divisionen unter Hünerbein und Horn gebildet werden mußten, in vorderster Linie bei Möckern durch das Corps von Sacken ersetzt und beschloß, die französischen Truppen vom rechten Ufer der Parthe zu verjagen. Zu diesem Zwecke ließ er durch Langeron Eutritzsch angreifen, das bald vom Feinde verlassen wurde, der sich zwischen Schönefeld und Gohlis, die Cavalerie von Arrighi auf dem rechten Flügel sammelte. Auf diese Cavalerie warf sich Wassiltschikow mit der seinigen mit solcher Energie, daß sie davonjagte und daß es ihm gelang, zahlreiche Gefangene und 5 Geschütze zu erbeuten. Gleichzeitig mit dem Angriff Langeron's rückte Sacken auf dem rechten Flügel vor; die Division Dombrowski setzte sich kräftig zur Wehr, mußte aber der Uebermacht weichen und sich dicht an Leipzig, nach dem Rosenthale und nach Pfaffendorf zurückziehen. Als Blücher darauf Vorbereitung zum Uebergange über die Parthe und zum Angriff auf Leipzig traf, erhielt er aus dem großen Hauptquartier den Befehl, daß die Hauptschlacht auf den 18. Oct. vertagt worden sei. Napoleon verharrte in Unthätigkeit und befahl erst am Abend, daß die Stellungen seiner Truppen näher an

Leipzig zu verlegen seien, theilweise wol, um den Rückzug überhaupt zu erleichtern, theilweise wol auch, weil die Ueberlegenheit der Alliirten ihn zwang, den Umkreis seiner Stellung gegen den 16. zu ermäßigen. Am 18. morgens befahl er ferner den Marsch des Corps von Bertrand nach Weißenfels zur Sicherung des Saaleübergangs und gleichzeitig den Ersatz desselben bei Lindenau durch zwei Divisionen der Jungen Garde unter Mortier.

Die Schlacht am 18. Oct. 1813. Die Stellung des Napoleonischen Heeres befand sich etwa eine halbe Meile näher an Leipzig als am Schlachttage des 16. Der rechte Flügel lehnte sich bei Connewitz, Lößnig, Dölitz an die Pleiße; hier befehligte Poniatowski, dem am 16. abends der Marschallstab verliehen worden war. Von der Pleiße bis Probstheida standen die Corps von Augereau und Victor, dahinter und vor Stötteritz stand das Corps von Lauriston, bei Holzhausen das Corps von Macdonald. Die genannten Corps waren dem Oberbefehle des Königs von Neapel unterstellt. Mölkau, Stüntz, Paunsdorf, Schönefeld bildeten den weiteren Rayon der Stellung, für dessen Besetzung zunächst nur das Corps Reynier bestimmt war, das wie die Corps von Ney und Marmont, welche die Parthe bis zur Mündung zu vertheidigen hatten, unter dem Oberbefehle Ney's stand. Die Reserven waren beim Thonberge und bei Stötteritz placirt, da Napoleon sich gegen das Böhmische Heer am meisten glaubte wappnen zu müssen. Gegen dies Heer waren auch sämmtliche Cavaleriecorps mit Ausnahme des von Arrighi bestimmt. Napoleon persönlich nahm während der Schlacht seinen Standpunkt bei der Tabacksmühle, einer Windmühle auf einer Anhöhe zwischen Connewitz und Stötteritz. Die Streitkräfte der Alliirten, die an der Entscheidungsschlacht des 18. theilnehmen konnten, bestanden aus 276,000 Mann, denen Napoleon unter Berücksichtigung der Verluste vom 16. und des nach Weißenfels entsendeten Corps Bertrand von 12,000 Mann, etwa 150,000 Mann entgegenstellen konnte, davon 140,000 Mann auf dem Hauptgefechtsfelde östlich der Pleiße, die übrigen bei Lindenau zur Sicherung der Rückzugslinie.

Fürst Schwarzenberg hatte infolge der Erfahrung, daß von dem Raume zwischen Elster und Pleiße aus eine Wirkung gegen den rechten französischen Flügel nicht zu ermöglichen sei, die am 16. hier disponirten Truppen bis auf eine Division zurückgezogen. Diese Division sollte vom linken Pleißeufer aus den auf dem andern Ufer gegen Markkleeberg und Connewitz gerichteten Angriff auf den französischen rechten Flügel unterstützen. Für diesen war die Colonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg mit 40,000 Mann Oesterreichern bestimmt. Eine zweite Colonne unter Barklay, aus den Corps von Wittgenstein, Kleist und den russisch-preußischen Garden und Grenadieren, 60,000 Mann, bestehend, sollte Probstheida angreifen. Für die dritte Colonne unter Bennigsen, aus dem polnischen Corps, dem Corps Klenau, der Division Bubna, der Brigade Zieten und dem Kosakencorps Platow, 50,000 Mann stark, bestehend, waren als Operationsziele Holzhausen und Stötteritz bezeichnet. Sämmtliche Colonnen sollten um 8 Uhr antreten.

Die Colonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg drang über Markkleeberg vor und erreichte um 9 Uhr das besetzte Dölitz. Trotz tapferer Vertheidigung mußten die Polen sich nach Lößnig zurückziehen, wohin ihnen die Oesterreicher folgten. Auch hier vermochten sich die bis auf 7000 Mann zusammengeschmolzenen Polen gegen die Uebermacht der Oesterreicher nicht zu halten, bis ihnen Napoleon eine Division der Jungen Garde unter Oudinot und eine Division der Alten Garde unter Curial zu Hülfe sandte. Darauf ergriffen Polen und Franzosen die Offensive und warfen den rechten Flügel der Oesterreicher bis über Dösen zurück. Der Erbprinz von Hessen-Homburg wurde schwer verwundet; dem Grafen Colloredo, dem Nachfolger im Commando der 1. Colonne, gelang es nur schwer, Dösen wieder zu erobern, vergeblich war aber das Bemühen, weiter gegen Lößnig vorzudringen, trotzdem Fürst Schwarzenberg die Brigade Csollich von den Truppen Gyulai's bis Gautzsch vorrücken und auch aus der Reserve eine russische Gardedivision und eine russische Kürassierdivision zur Unterstützung marschiren ließ. Erst gegen Abend zogen sich Polen und Franzosen hinter das von Lößnig gegen Probstheida laufende Défilé zurück, hinter welchem der größte Theil ihrer Artillerie placirt war, sodaß sie also ihre Stellung gegen die Uebermacht der Oesterreicher glücklich behauptet hatten.

Die zweite Colonne unter General Graf Barklay de Tolly rückte von Güldengossa gegen Probstheida vor, links das Corps von Kleist über Wachau, rechts die Infanteriecorps von Wittgenstein über den Galgenberg und die Cavalerie des Grafen Pahlen über Liebertwolkwitz. Die preußischen und russischen Garden, denen sich die alliirten Monarchen und Fürst Schwarzenberg angeschlossen, folgten dem Corps von Kleist. Letzteres besetzte das verlassene Wachau, eine Brigade desselben griff die Besatzung der Schäferei Meusdorf an und vertrieb dieselbe; die Infanteriecorps des Prinzen Eugen von Würtemberg und des Fürsten Gortschakow verdrängten die Franzosen von der Höhe neben der alten Ziegelscheune und schlossen sich links an das Corps von Kleist an. Pahlen griff nach dem Passiren von Liebertwolkwitz den sich zurückziehenden Feind an und trieb ihn bis Probstheida zurück. Kleist ließ, als sein Corps im Geschützbereich von Probstheida angekommen war, dasselbe halten und seine 50 Geschütze vorziehen. Nach mehrstündigem Geschützkampfe schritten die Brigaden Prinz August und Pirch zum Angriff des mit Lehmmauern umgebenen und zahlreiche massive Häuser enthaltenden Dorfes, das Victor stark besetzt hatte. Die Brigaden drangen durch die westliche Seite des Dorfes auf der nach Leipzig führenden Straße vor, wurden hier aber durch ein heftiges Kartätschenfeuer blutig zurückgewiesen. Die Brigade Prinz August mußte den Angriff erneuern, zwar gelang es ihr wiederum, einen Theil des Dorfes zu erobern, aber die den Franzosen zugeführten Verstärkungen zwangen sie, die erkämpften Vortheile wieder aufzugeben. Auch ein vom Prinzen Eugen von Würtemberg mit seinem Infanteriecorps

unternommener Angriff drang zwar in das blutgetränkte Dorf, wurde aber dann ebenfalls blutig zurückgewiesen. Nach diesen Miserfolgen beschränkte sich die Colonne Barklay's, mit ihrer Artillerie Probstheida zu beschießen; die Stürme auf das Dorf wurden um so weniger erneuert, als man von den Höhen bei der Schäferei deutlich den Abmarsch des Corps von Bertrand von Lindenau nach Lützen erkennen konnte und daher einen baldigen allgemeinen Rückzug des Feindes erwarten zu können glaubte. Dem Corps Victor war es demnach gelungen, den seiner Vertheidigung anvertrauten wichtigen Punkt bis zum Einbruch der Nacht zu behaupten.

Die dritte Colonne unter Bennigsen rückte von Groß-Pößna und Seifertshain in vier Abtheilungen gegen den verlassenen Kolmberg vor. Die links befindliche Brigade Zieten wandte sich gegen Zuckelhausen, griff es an und eroberte es nach heftiger Gegenwehr. Der Versuch, gegen Stötteritz vorzudringen, scheiterte an den vor dem Dorfe placirten Batterien und an der Mitwirkung einiger hierher schlagenden Geschütze des Vertheidigers von Probstheida. Rechts von Zieten rückte Klenau mit seinem Corps und der russischen Infanteriedivision Iwanow gegen Holzhausen vor. Er fand zwei Divisionen des Corps Macdonald mit ihrer Artillerie vor dem Dorfe aufgestellt, bedeutende Cavaleriemassen dahinter. Der sich entspinnende Geschützkampf nöthigte die französischen Divisionen zwar, sich hinter das Dorf zurückzuziehen, aber sie behielten es stark besetzt und vertheidigten es gegen die wiederholten Angriffe Klenau's so erfolgreich, daß dieser noch zwei von den nach Baalsdorf gerichteten Divisionen heranzog. Der dadurch gewonnenen Uebermacht mußten die Franzosen weichen, Holzhausen wurde genommen und besetzt, die zur Unterstützung herbeigezogenen Divisionen rückten gegen den Steinberg vor und wurden von einer französischen Cavaleriebrigade zurückgeworfen, die ihrerseits von der herbeieilenden Reiterei des Grafen Pahlen in die Flanke genommen und nach Zweinaundorf zurückgetrieben, aber nicht weiter verfolgt wurde, da der Führer verwundet stürzte. Rechts von Klenau dirigirte sich Bennigsen mit dem Corps Dochtorow und den Cavaleriedivisionen Tschaplitz und Stroganow auf Baalsdorf, das nach tapferem Widerstande genommen wurde. Beim weiteren Vorrücken der Cavalerie kam es mit zwei französischen Cavaleriebrigaden zum Reitergefecht, durch welches letztere bis hinter Zweinaundorf zurückgeworfen wurden. Das Dorf selbst konnte Bennigsen erst nach 4 Uhr nachmittags behaupten, da er das Herannahen der Nordarmee und die Wegnahme von Paunsdorf erwartete. Auf dem äußersten rechten Flügel der dritten Colonne wendete sich Graf Bubna mit einer Division auf weitem Umwege über Hirschfeld, Althen und Sommerfeld gegen Paunsdorf und griff es an. Das Dorf wurde nach wiederholten Angriffen erobert, konnte aber nicht behauptet werden. Gleichzeitig mit Bubna war Platow mit seinem Kosakencorps von Seifertshain über Hirschfeld und Althen vorgegangen und hatte rechts die Verbindung mit der Nordarmee gesucht und gefunden. Hierbei war er der gegen Taucha vorgeschobenen Cavaleriebrigade Normann in den Rücken gelangt, worauf die dieselbe bildenden Würtemberger zu den Alliirten übergingen.

Der Kronprinz von Schweden war am 17. Oct. morgens mit der Nordarmee in Breitenfeld und Mülkau eingetroffen. Obgleich er anfangs zwischen Pleiße und Parthe zur Beobachtung der vor dem Halleschen Thore befindlichen französischen Divisionen verbleiben wollte, erklärte er sich nach langem Widerstreben schließlich bereit, mit seiner Armee die Parthe zu überschreiten, wenn ihm Blücher 30,000 Mann, die Corps von Langeron und St.-Priest, zur Verfügung stelle. Da dies geschehen war, setzte sich die Nordarmee am 18. früh gegen die Parthe in Bewegung. Langeron und St.-Priest nahmen die Richtung auf Mockau und ließen unter dem Schutze des Feuers von 36 Geschützen, das eine starke feindliche Batterie auf dem Hügel der St.-Theklakirche bei Neutzsch und Plösen zum Abzuge zwang, eine Brücke zwischen Mockau und Abtnaundorf schlagen, um die Artillerie über die Parthe zu bringen. Die Infanterie und Cavalerie durchwatete den Fluß. Die Division Souham wich von Neutzsch nach Abtnaundorf zurück, wohin die Russen folgten. Die 26. französische leichte Cavaleriebrigade Gablentz, aus zwei sächsischen Cavaleriegregimentern bestehend, warf sich der russischen Cavalerie entgegen, wurde aber in der Richtung auf Sellerhausen zurückgetrieben und ging bald darauf mit dem leichten Infanteriebataillon Sahr zu den Alliirten über. Donische Kosaken unter Grekow III. hatten inzwischen die Verbindung mit Platow erreicht. St.-Priest rückte gegen Abtnaundorf vor und vertrieb Souham aus dem Dorfe; Langeron wendete sich gegen Schönefeld, seine wiederholten Angriffe wurden von Marmont abgewiesen. Bülow ging mit seinem Armeecorps bei Taucha über die Parthe. Die vor demselben befindliche Cavalerie von Graf Pahlen III. ereilte ein von Taucha zurückweichendes sächsisches Bataillon und machte es zu Gefangenen. Bülow rückte gegen Paunsdorf vor und nahm es. Reynier ließ darauf die sächsische Brigade Ryssel, welche sich zwischen Paunsdorf und Mölkau behauptet hatte, hinter die vor Sellerhausen aufgestellte sächsische Brigade Brause zurückgehen. Bülow verfolgte seine Vortheile, seine Truppen rückten gegen Sellerhausen vor; anfänglich wurden sie von den sächsischen Batterien beschossen, dann aber gingen sämmtliche 38 Geschütze zu den Verbündeten über, deren Beispiel bald darauf die Brigaden Brause und Ryssel folgten.

Inzwischen hatten sowol das russische Corps Winzingerode bei Graßdorf und Seegeritz als auch die schwedische Armee unter Stedingk bei Plaußig die Parthe überschritten; letztere formirte sich auf dem Krätzberge und rückte in der Richtung auf Schönefeld und Vorwerk Heiterer Blick vor. Reynier hatte sein Corps, zu dem die sächsischen Truppen gehörten, nachdem durch die Uebergänge der Parthe seitens der Nordarmee sein rechter Flügel bedroht war, in die Linie Stüntz—Sellerhausen—Schönefeld, in der sich die Corps von Marmont und Souham ordneten, zurückgenommen. Marschall Ney ließ durch die

Division Durutte Paunsdorf wieder besetzen, von wo sie durch Bülow erneuert nach Sellerhausen zurückgedrängt wurde. Marmont wurde in Schönefeld, nachdem er zwei Angriffe von Langeron und St.-Priest abgewiesen, hart bedrängt, sodaß er, als die Munition zu mangeln begann, nach Reudnitz zurückweichen mußte. Vergeblich befahl Ney die Wiedernahme von Schönefeld durch Souham, der nach wiederholten Anstrengungen das mit Leichen gefüllte Dorf den Russen überlassen mußte, nachdem es diesen 3000 Todte gekostet hatte.

Dem durch die Nordarmee hart bedrängten Ney sandte Napoleon, als Barklay die Angriffe gegen Probstheida aufgegeben und durch eine Kanonade ersetzt hatte, Hülfe durch eine Division der Alten und eine der Jungen Garde und durch die Gardecavalerie Nansouty's. Marmont ging wieder von Reudnitz mit seinem Corps und der Division Delmas vor und trieb den in der linken Flanke von Volkmarsdorf aus durch Kürassiere angefallenen Langeron zurück. Gleichzeitig ging Ney über Sellerhausen gegen Bülow vor und drängte ihn bis Paunsdorf, das preußischerseits gehalten wurde, zurück; die Cavalerie des Corps von Winzingerode hemmte die weiteren Fortschritte Ney's. Nachdem die Franzosen wieder bis gegen die Linie Paunsdorf—Schönefeld vorgerückt waren, ließ Napoleon die Garde-, 2. und 5. Cavaleriedivision über Mölkau vorgehen, um sich zwischen die Armee von Bennigsen und des Kronprinzen von Schweden zu werfen und gegen die linke Flanke des Corps von Bülow zu wirken. Dieser Reitermasse warf sich Graf Bubna mit einer österreichischen leichten Division entgegen, während Graf Stroganow ihr mit russischer Cavalerie in Rücken und rechte Flanke fiel und eine Brigade des Corps von Bülow Bubna zu Hülfe eilte; die Reitermasse mußte, als auch Bülow von neuem von Paunsdorf gegen Sellerhausen vordrang, nach Mölkau zurück, letzteres Dorf wurde von Bubna und Stroganow genommen, während Bülow nach blutigem Kampfe Sellerhausen eroberte. Nach und nach bildete sich darauf zwischen Schönefeld und Stüntz eine starke Artillerielinie, in die auch General von Cardell mit schwedischen Batterien einrückte, deren Feuer die Franzosen zum Rückzuge nach Volkmarsdorf nöthigte. Von der Schlesischen Armee, die die Corps von Langeron und St.-Priest an die Nordarmee abgegeben, blieb das York'sche Corps, das am 16. stark gelitten, am 18. als Reserve zwischen Möckern und Wiederitzsch, wogegen das Sacken'sche Corps Gohlis und das Rosenthal angriff, bei dem hartnäckigen Widerstande der Polen Dombrowski's aber erst, nachdem es durch einige preußische Bataillone verstärkt worden war, gegen die Hallesche Vorstadt vorrücken konnte. — Als Blücher den Abmarsch Bertrand's von Lindenau nach Weißenfels erfuhr, entsendete er das Corps York's nach Halle, um durch einen Nachtmarsch dem Feinde an den Saale-Défilés zuvorzukommen. Bertrand erreichte jedoch in der Nacht zum 19. ungehindert Merseburg, während eine Division bis zum 19. mittags in Lützen blieb.

Das gegen die Rückzugslinie der Franzosen auf dem linken Ufer der Elster bestimmte Corps Gyulai's hatte infolge von Befehl und Gegenbefehl Schwarzenberg's am 17. ermüdende Hin- und Hermärsche ausführen müssen und war am Abend noch nicht wieder vereinigt, als es sein altes Lager bei Markranstädt von neuem bezog. Als die Têten des von Leipzig nach Weißenfels und Merseburg marschirenden Corps Bertrand auf die österreichischen Vortruppen trafen, stellte Gyulai, dem zwei Divisionen seines Corps fehlten, seine Truppen so auf, daß sich der rechte Flügel an Klein-Zschocher lehnte, der linke auf den Höhen von Schönau stand. Bertrand sandte, während seine Hauptcolonnen ihren Marsch auf den Straßen nach Weißenfels und Merseburg fortsetzten, eine Colonne gegen die Oesterreicher. Cavalerie attakirte den linken Flügel, Infanterie erstürmte Klein-Zschocher und nahm die Besatzung größtentheils gefangen, die Mannschaften eines zu Hülfe eilenden Bataillons wurden gleichfalls gefangen, dagegen wurde das Debouchiren der Franzosen aus Klein-Zschocher durch weitere Hülfe vereitelt. Ein in Leutzsch stehendes Jägerbataillon wurde durch die Marschcolonnen Bertrand's abgeschnitten und suchte sich über Luppe und Elster zur Schlesischen Armee durchzuschlagen. Als Gyulai den Befehl erhielt, auf dem rechten Ufer der Pleiße zur Hauptarmee zu stoßen, ließ er seine Truppen vom linken Flügel rückwärts abmarschiren; nachdem Elster und Elster-Floßgraben passirt waren, erfolgte der neue Befehl, bei Gautzsch halten zu bleiben, dann der weitere, auf das linke Elsterufer zurückzukehren, den Rückzug des Feindes zu beobachten und die nach Zeitz und Pegau führenden Straßen zu decken. Abends folgte schließlich der Befehl, dem wahrscheinlich nach Naumburg rückenden Feinde zuvorzukommen und die Stellung bei Kösen zu besetzen. Ein Theil der Truppen mußte sogleich nach Naumburg, ein anderer nach Pegau aufbrechen, wohin am 19. morgens die noch im Lager bei Knauthain und Gautzsch befindlichen Truppen folgten.

Napoleon erkannte am Abend des 18., daß seine Stellung, deren linker Flügel nahe an Leipzig herangedrängt war, für den 19. völlig unhaltbar geworden und daß es höchste Zeit sei, den Rückzug anzutreten, der bereits durch das Sacken'sche Corps in Gohlis stark bedroht war, und der, da das Schlagen von Brücken zwischen Connewitz und Leipzig verabsäumt worden, nur durch die Stadt und das Défilé von Lindenau ausgeführt werden konnte. Latour-Maubourg mußte zuerst durch Lindenau gehen, ihm folgten die übrigen Cavaleriecorps, dann die gesammten Garden, das 9. und 2. Corps, welche sämmtlich, mit Ausnahme der zunächst bei Lindenau verbleibenden Alten Garden, nach Lützen marschirten. Zur Deckung des Rückzugs mußte Macdonald mit seinem und Lauriston's Corps und den Resten des Corps von Poniatowski und Reynier noch in Leipzig verbleiben. Während die französische Armee in der Nacht vom 18. zum 19. Oct. ihren Rückzug bewerkstelligte, bivuakirten die alliirten Armeen in dem Halbkreise Dölitz-Zuckelhausen-Zweinaundorf-Mölkau-Stüntz-Sellerhausen-Schönefeld-Gohlis. Zwar hatten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, als am 18. nachmittags der

Abmarsch des Corps Bertrand von Lindenau festgestellt war, beabsichtigt, sofort die russischen und preußischen Reserven nach Pegau zu senden, doch wurde die Ausführung nach der Ansicht des Fürsten Schwarzenberg auf den 19. verschoben und erhielt nur Gyulai abends die oben angegebene Ordre.

Der Schlachttag des 19. October. Am Morgen gingen die Verbündeten concentrisch gegen Leipzig vor. Um 7 Uhr rückte Bülow gegen die östlich gelegene Grimmaische Vorstadt an, zu seiner Linken wendete sich Bennigsen gegen die südlich gelegene Petersvorstadt, von Norden her nahmen die Corps von Sacken und Langeron die Richtung auf die Hallesche Vorstadt. Etwa um 1 Uhr hatten die Truppen von Bülow die Grimmaische Vorstadt erobert und konnten den nach verlustreichen Kämpfen in die Hallesche Vorstadt gedrungenen Truppen von Sacken und Langeron die Hand reichen. Die Petersvorstadt befand sich gegen Mittag in dem Besitze der Truppen von Bennigsen. Napoleon hatte die steinerne Brücke, die beim äußern Ranstädter Thore bei der Funkenburg über die Elster führte, unterminiren lassen, damit sie nach dem Uebergange seiner Truppen in die Luft gesprengt werde. Die Sprengung erfolgte irrthümlich zu früh, sodaß einem großen Theile der zur Deckung des Rückzugs der Armee zurückgelassenen Truppen der einzige Weg zur Rettung verloren war. Die Abgeschnittenen versuchten, sich durch die hochangeschwollenen Gewässer zu retten, von den verfolgenden alliirten Truppen hart gedrängt. Dem Marschall Macdonald gelang es, das andere Ufer zu gewinnen, aber Tausende ertranken, unter ihnen auch der Chef des Generalstabes des Marschalls Dumoustier und der bereits tödlich verwundete Fürst Poniatowski, der sich auf einem scheuen Pferde in den Fluß stürzte und nicht wieder zum Vorschein kam. Die Reste ganzer Brigaden und Divisionen wurden gefangen.

Kurz nach 1 Uhr zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm durch das äußere und innere Grimmaische Thor an der Spitze ihrer Garden und umgeben von den Führern ihrer Heere in Leipzig ein; am Nachmittage kam auch Kaiser Franz mit einem Theile seiner bei Connewitz gestandenen Truppen in die Stadt. Die Völkerschlacht war beendigt. Sie hatte den Alliirten zwar 300 Geschütze und 900 Munitions- und andere Wagen als Trophäen verschafft, aber auch 1760 Offiziere und 46,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, da sie meist angriffsweise verfahren mußten, daher erheblich größeren Verlusten ausgesetzt waren als die Franzosen, die vorzugsweise gedeckte Stellungen vertheidigten. Bei letztern bezifferte sich der Verlust auf über 30,000 Mann an Todten und Verwundeten, auf 15,000 Gefangene; außerdem waren 8000 Sachsen und Würtemberger zu den Alliirten übergegangen und befanden sich etwa 23,000 Mann Kranke und Verwundete in den Lazarethen Leipzigs, die in Gefangenschaft geriethen.

Literatur: Odeleben, «Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813» (Dresden 1816); Jani, «Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig» (Leipzig 1845); Aster, «Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813» (2 Bde., Dresden 1852—53); Berneck, «Die Schlachten bei Leipzig» (1855); Wuttke, «Die Völkerschlacht bei Leipzig» (Leipzig 1863); Apel, «Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs» (Leipzig 1863); Königer, «Die Völkerschlacht bei Leipzig» (Leipzig 1865); Moser, «Leipzigs Schlachtfelder 1813» (Leipzig 1873). *(H. v. Löbell.)*

LEIRIA, Stadt und Hauptort des Districts Leiria (3463 □Kilom. mit 199,645 Einw.) der portugiesischen Provinz Estremadura, am Zusammenfluß des Liz und der Lena, unweit des Oceans, mit (1878) 3600 Einwohnern. Früh schon im Besitz der Mauren, wurde die Stadt von Alphons Henriquez 1147 erobert, fiel aber bald wieder in die Gewalt der Mauren und blieb erst seit Anfang des 13. Jahrh., unter der Regierung Sancho's I., in dauerndem Besitz der Christen. Seit 1545 ist sie Bischofssitz. Leiria war im Mittelalter eine große, blühende Stadt und eine Zeit lang die Residenz der Könige. Vom Palaste des Königs Diniz (Dionysius) sind noch Reste vorhanden. *(A. Schroot.)*

LEISEWITZ (Johann Anton), dramatischer Dichter, wurde geboren zu Hannover den 9. Mai 1752. Als Gymnasiast zu Hannover schloß er einen das ganze Leben dauernden Freundschaftsbund mit Christian Ph. Iffland, dem Bruder des großen Schauspielers. Am 16. Oct. 1770 wurde er als Student der Rechte in Göttingen eingeschrieben. Außer seinem Fachstudium beschäftigte ihn hauptsächlich Philosophie und Geschichte. Er faßte schon damals den Plan zu einem großen Geschichtswerke über den Dreißigjährigen Krieg. Das Studium für dasselbe und die Ausarbeitung einzelner Abschnitte blieb bis zu seinem Tode eine seiner wichtigsten Beschäftigungen. In Freundeskreisen wurden schon frühe die größten Hoffnungen auf dieses Werk gesetzt, von dem aber nie etwas zum Druck gelangte. Unter den Professoren, die anregend auf den jungen Studenten wirkten, waren es besonders Schlözer, Pütter, Lichtenberg und Feder, denen er sich näher anschloß. Mit dem gleichalterigen Albrecht Thaer, dem Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, verknüpfte Leisewitz innige anhaltende Freundschaft. Dem Dichterbunde, welcher durch die Stolberg, Voß und andere junge Klopstockianer 1772 unter dem Namen «Der Hainbund» in Göttingen gegründet worden, trat Leisewitz am 2. Juli 1774 bei. Von den dichterischen Versuchen, zu denen er in diesem Kreise angeregt wurde, sind uns nur die zwei Gespräche: «Die Pfändung» und «Der Besuch um Mitternacht» als sicher von Leisewitz herrührend bekannt. Beide erschienen unter der Chiffre W. im «Göttingischen Musenalmanach» für 1775 und brachten Leisewitz eine schmeichelhafte Anerkennung Herder's ein. Beide Gespräche sind in so hohem Grade dramatisch, daß sie von Zeitgenossen geradezu als Dramen bezeichnet wurden. Das erste ist gegen die Verschwendung der Fürsten gerichtet; das zweite berührt sich mit dem Thema der «Emilia Galotti», mit Schärfe die Unsittlichkeit der Regenten geißelnd. Hermann's Geist erscheint und prophezeiht: «Despotismus ist der Vater der Freiheit.» In dem Traume Franz Moor's und in «Kabale und Liebe» sind

Motive aus diesen beiden Dichtungen verwerthet. Leisewitz' dramatische Begabung aber empfing wahrscheinlich neue Anregung in dem von Bürger gestifteten Shakespeare-Club. Als er im October 1774 Göttingen verließ, nahm er das Manuscript des Trauerspiels «Julius von Tarent» fertig mit sich. Nachdem er in Celle sein Examen bestanden hatte, ließ er sich im Herbste 1774 noch in Hannover als Advocat nieder, ohne Geschmack an seiner Amtsthätigkeit zu finden. Er arbeitete lieber an neuen dramatischen Plänen. Im «Deutschen Museum» erschienen 1776 eine Scene aus dem Trauerspiele «Konradin» und eine aus dem Trauerspiele «Alexander Hephästion» (Juliheft). In den Jahren 1779 und 1780 arbeitete er an einem Lustspiele: «Der Sylvesterabend», das ebenso wenig wie die beiden Tragödien je zur Vollendung gedieh. Nachdem er schon früher mit Klopstock zusammengekommen war, lernte er nun auf verschiedenen Reisen 1776 Lessing in Braunschweig, Mendelssohn, Nicolai, Engel in Berlin, Schröder in Hamburg kennen. Im J. 1780 wurde er in Weimar von Goethe ehrenvoll aufgenommen, ebenso von Herder und Wieland, der ihm aber, wie Briefe und Tagebuch bezeugen, einen unangenehmen Eindruck machte. In Hamburg hatte er 1777 Sophie Marie Katharina Seyler, die Tochter des Theaterunternehmers Abel Seyler, kennen gelernt. Vier Jahre lang führte er in einem geheim gehaltenen Brautstande mit ihr einen Briefwechsel, der nicht nur die glühende Leidenschaft, sondern auch den trefflichen Charakter von Leisewitz in anziehendster Weise darstellt. Erst 1781 konnte er die Geliebte als Gattin nach Braunschweig führen. Seine Hoffnungen, einen akademischen Lehrstuhl für Geschichte zu erhalten, hatten sich nicht erfüllt. Da seine Vermögensumstände sich verschlechterten, übersetzte er des Erwerbes wegen auf Schlözer's Wunsch und Empfehlung aus dem Englischen G. Glas' «Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Canarischen Inseln» (1777). Zu Anfang des J. 1778 erhielt er in Braunschweig die Stelle eines Landschaftssecretärs; 1786 wurde ihm die Erziehung des Erbprinzen Karl Georg August übertragen; 1790 ward er zum Secretär in der geheimen Kanzlei, 1791 zum Kanonikus am St.-Blasiusdome ernannt, 1801 zum Geheimen Justizrath befördert. Während er seine historischen Studien mit ungeschwächtem Eifer fortsetzte, wandte er seine praktische Thätigkeit dem Armenwesen zu. Nachdem er bereits 1779 für Hannover einen Organisationsentwurf ausgearbeitet und mit Goethe, der lebhafte Theilnahme dafür zeigte, den Plan berathen hatte, gelang es ihm nach manchen Mühen am 13. Febr. das braunschweigische Armeninstitut zu gründen, das gegenwärtig alljährlich am Stiftungstage Leisewitz als seinen Gründer dankend ehrt. Er starb in Braunschweig am 10. Sept. 1806.

In der Geschichte der deutschen Literatur wird Leisewitz' Namen und Ruhm nur durch ein einziges Werk, aber ehrenvoll vertreten, durch seinen «Julius von Tarent». Am 28. Febr. 1775 erließen Sophie Charlotte Ackermann und Fr. L. Schröder den Aufruf zu einer Preisconcurrenz für das hamburger Theater. Ohne zu große Kosten aufführbar und in Prosa — doch sollten Stücke in Versen nicht völlig ausgeschlossen werden —, so lautete die an die Dichter gestellte Forderung (E. Sierke, «Die Hamburger Preisconcurrenz vom J. 1775» in den «Kritischen Streifzügen», Braunschweig 1875; E. Wolff in der «Zeitschrift für deutsche Philologie», 1888, XXI, 39). Goethe's Jugendfreunde, Maximilian Klinger, wurde für seine «Zwillinge» der erste Preis zuerkannt. Als zweitbestes Stück wurde der «Julius von Tarent» bezeichnet. «Handlungsvoll», so lautete das Urtheil der Preisrichter über das Stück, «schön dialogisirt, voll Nerv und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaften, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens und kurz den Dichter von Talenten.» Im Publikum hielt man das Stück vielfach für eine Arbeit Goethe's; Lessing und viele mit ihm waren über das zu Gunsten Klinger's gefällte Urtheil entrüstet. Klinger's Stück aber repräsentirte eine fortgeschrittenere Richtung der Literatur. Es ist in jeder Hinsicht ein Werk der Sturm- und Drangperiode, wie sie Goethe's «Götz» im Drama eröffnet hatte. Leisewitz dagegen steht wie Gerstenberg auf der Uebergangsstufe von Lessing's dramatischer Richtung zu jener der jüngeren Generation. Einheit von Zeit und Handlung ist bei Leisewitz noch streng, die Einheit des Ortes wenigstens annähernd gewahrt. Lessing's Sprache und dramatische Technik ist als Vorbild festgehalten, aber ein neuer revolutionärer Geist dieser Form eingegossen. Einerseits der Einfluß Rousseau's, Leisewitz' Lieblingsschriftsteller, in Julius und Aspermonte, andererseits das fieberhafte Streben nach Thaten im Leben und Verachtung der trockenen Buchweisheit in Guido. Die beschauliche Sentimentalität Werther's und die überschäumende Kraft Berlichingen's, die großen Richtungen der Zeit treffen sich hier innerhalb des Rahmens eines Stückes. Lessing's berechnende Kunst und die Leidenschaft der jüngeren Dichterschule wirken im «Julius» zusammen. Die Tragödie wurde zuerst in Berlin 1776 gegeben und im selben Jahre zu Leipzig gedruckt; französische und dänische Uebersetzungen erschienen und noch in dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. war der «Julius» auf mehreren deutschen Bühnen heimisch. Der junge Schiller wußte das Stück auswendig, als er den Bruderzwist in den «Räubern» darstellte, und hat die Fabel mit Beibehaltung mancher Motive benutzt, als er in der «Braut von Messina» die feindlichen Brüder darstellte. So ist Leisewitz mit seinem einzigen vollendeten Drama ein wichtiger Vermittler nicht nur zwischen Lessing's Tragödie und dem Drama der Sturm- und Drangperiode, sondern auch zwischen dieser selbst und unserm classischen Theater geworden. Er selbst betrachtete Lessing als sein Vorbild und sprach in der satirischen «Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter» («Deutsches Museum», Decemberheft 1776) sich in dessen Sinne gegen die tumultuarischen «Genies» aus. — Eine Gesammtausgabe der Schriften von J. A. Leisewitz mit Biographie besorgte Schweiger (Braunschweig 1838; neue Ausg., Berlin 1870). Vgl. G. W. Schiller, «Braunschweigs schöne Literatur» (Wolfenbüttel 1845); Kutschera von Aichbergen, «Joh. A. Leisewitz»

(Wien 1876); H. Uhde, «Zur Erinnerung an J. A. Leisewitz»; A. Sauer, «Klinger und Leisewitz. 1. Theil der Stürmer und Dränger» (Bd. 79 von Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur», Stuttgart 1883). Leisewitz' Tagebücher und handschriftlicher Nachlaß sind in Braunschweig aufbewahrt; Auszüge finden sich bei Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing» (Leipzig 1870).
(Max Koch.)

LEISNIG, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, liegt in 157 Met. Seehöhe links an der Freiberger Mulde und an der Linie Leipzig-Döbeln-Dresden der Sächsischen Staatsbahn, hat zwei lutherische Kirchen, Amtsgericht, Post- und Telegraphenamt, Realschule, Fachschule für Drechsler und Bildschnitzer und die in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Badeanstalt Bad Mildenstein mit irisch-römischem und Kiefernadelbad; im J. 1885 zählte es 7512 Einwohner. Unter den umfangreichen Gewerben sind hervorzuheben die Stuhlbauerei, Lohgerberei, Schuhmacherei; von Fabrikbetrieben Tuchweberei und Kratzenfabrikation, Maschinenfabrik, Eisengießerei, Cigarren- und Tabacksfabrikation, ferner Brauerei, Handelsgärtnerei und Handelsmühlen.

Leisnig (Liznik, Lyssnik) ist ein alter sorbischer Ort, der 1085 von Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wiprecht von Groitzsch für seine Dienste in Italien verliehen, 1158 aber als Reichslehen an Kaiser Friedrich Barbarossa verkauft wurde, der daselbst Burggrafen einsetzte. Diese Burggrafen waren zugleich Herren von Strehla und Penig und auch in Böhmen begütert. Im J. 1225 wird der Ort als Marktflecken genannt, und 1329 gab Kaiser Ludwig der Baier die Burggrafschaft als Lehen an Friedrich den Ernsthaften von Meißen. Als 1538 die Burggrafen ausstarben, zog der Markgraf den Besitz als eröffnetes Lehen ein, welches später mit Meißen an Kursachsen fiel. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1634 geplündert und 1637 verbrannt; das gleiche Schicksal betraf sie im J. 1700. Auf dem Berge nördlich der Stadt liegt das ehemals befestigte Schloß Mildenstein, einst Sitz der Burggrafen von Leisnig. Schon in alter Zeit war der Ort sehr gewerbreich, voran die Weber und Kamm- oder Krämpelsetzergilde, welche seit Anfang des 17. Jahrh. bestand. *(E. Kaufmann.)*

LEISTE (Inguen) oder Leistengegend (Regio inguinalis) nennt man diejenige Partie des menschlichen (und thierischen) Körpers, welche die Verbindungsstellen zwischen Oberkörper (Truncus) und den untern Gliedmaßen (Extremitates inferiores, Femur) an der vordern Körperfläche bilden, und als zwei zwischen der Wölbung des Bauches und den obersten Fleischlagen der Oberschenkel verlaufende Rinnen sich darstellen. Innerhalb dieser letztern verläuft beiderseitig der circa $3\frac{1}{2}$ Ctm. lange Leistenkanal (Canalis inguinalis), durch welchen beim männlichen Geschlechte der Samenstrang (Funiculus spermaticus) aus der Bauchhöhle zum Hodensacke, beim weiblichen das breite Mutterband (Ligamentum uteri rotundum) zum Schambeine (Os pubis) geht. Die hintere, äußere Oeffnung desselben, durch welche der Samenstrang aus der Bauchhöhle in den Kanal eintritt, liegt circa 5 Ctm. von der Spina ant. sup. ossis ilium entfernt, die vordere, innere Oeffnung, durch welche der Samenstrang aus dem Inguinalkanal austritt, liegt nahe der Befestigung des Schenkelbogens an der Spina ossis pubis und bildet eine dreieckige Spalte in der Flechse des Muskels. Diese Spalte wird nach unten und außen von dem Ende des Schenkelbogens (crus ext. des Bauchrings) nach oben und innen von denjenigen Sehnenfasern der Flechse begrenzt, die zum Schambein der entgegengesetzten Seite (crus int. des Bauchrings) hinübergehen. Der Leistenkanal steigt schief von außen nach vorn und innen herab, ist oben eng und erweitert sich nach unten. Ist derselbe oben abnorm erweitert, was sowol ein angeborener Bildungsfehler, als auch durch Druckverhältnisse, falsche Lagerung, abnorme Größenverhältnisse u. s. w. der Eingeweide bedingt sein kann, so wird dadurch die Gelegenheit zum Ein- und Durchtritt von Darmschlingen (eventuell auch größerer Darmpartien) geboten, und es bildet sich ein Leistenbruch (Hernia inguinalis), welcher in Einzelfällen auch angeboren sein kann, meist aber durch die eben angedeuteten Lageveränderungen der Eingeweide bedingt wird. Ein Leistenbruch tritt meist einseitig, bisweilen aber auch doppelseitig auf und man unterscheidet, je nachdem die innere Bauchdeckenschlagader (Art. epigastrica) an seiner innern oder äußern Seite verläuft, einen innern und äußern Leistenbruch.

Die Leisten sind aber auch der Sitz zahlreicher Lymphdrüsen (Leistendrüsen, Glandulae inguinales), welche in der oben bezeichneten Leistenrinne zwischen Haut und Fettpolster eingelagert sind. Dieselben haben im normalen Zustande die Function der Lymphdrüsen im allgemeinen, werden aber bei einer großen Zahl von Krankheiten in Mitleidenschaft gezogen. Als solche Krankheiten sind namentlich zu erwähnen die Pest und die Syphilis, rheumatische Affectionen (Durchnässung besonders der Füße), sowie traumatische Affectionen der benachbarten Theile, vor allen der untern Extremitäten (Venenentzündung). Man pflegt die meist rundliche Anschwellung der Leistendrüsen mit dem Namen Bubo zu bezeichnen, und unterscheidet namentlich einen rheumatischen und venerischen, bez. syphilitischen Bubo.

Erwähnt sei noch, daß in der Anatomie manche linienförmige Knochenvorsprünge mit dem Namen Leiste (Crista) belegt werden. *(Alfr. Krug.)*

LEISTUS *Fröhlich* (Pogonophorus *Latreille*), eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabiden), Unterfamilie der Carabici. Sie steht der Gattung Nebria nahe. Es sind kleine, bis unter mittelgroße Käfer von flacher Körperform, welche unter Steinen, Baumrinden, Moos u. dgl. leben. Sie haben einen sehr kurzen, großen, zweispitzigen Zahn im Kinnausschnitt, große dreispitzige Ligula, das letzte Palpenglied etwas verbreitert, vorn abgerundete Oberlippe, die ersten drei Glieder der Vordertarsen beim Männchen

mäßig erweitert, unten stark filzig. Man kennt gegen zwanzig Arten von eleganter Erscheinung, welche fast alle polararktisch sind. *(J. Victor Carus.)*

LEITETON heißt in der Musik der siebente Ton der diatonischen Tonleiter, welcher eine kleine Secunde unter der Octave des Grundtones liegt. Dieser Leiteton drängt die aufsteigende melodische Tonfolge der Scala in die Octave des Grundtones, welche wiederum zum Grundtone der nächst höheren Tonleiter werden kann, und bringt so jede dieser Tonreihen zu einem befriedigenden Abschluß; daher ist die siebente Stufe der aufsteigenden Scala in Moll auch stets erhöht. Harmonisch genommen stellt sich der Leiteton als die Terz des Oberdominantaccordes dar, welcher aus dem oben angeführten Grunde in beiden Tongeschlechtern (Dur wie Moll) stets ein Dur-, d. h. ein Dreiklang mit großer Terz (d. i. mit fünftem Halbton) sein muß. In der höheren Contrapunktik wird auch die sich abwärts auflösende dissonante kleine Dominant-Septime als Leiteton nach unten aufgefaßt, und es beruht die Entwerfung eines Themas, welches auch in der Gegenbewegung (al contrario) ausführbar sein soll, zur Hauptsache auf der Vertauschung dieser beiden Leitetöne. *(A. Tottmann.)*

LEITH, Stadt in der schottischen Grafschaft Mid-Lothian, der Hauptseehafen der Ostküste Schottlands, 2,8 Kilom. von der Stadt Edinburgh, mit der sie durch Eisenbahn und eine ununterbrochene Häuserreihe verbunden ist, liegt an der Mündung des Leith-Water in den Fortbusen und wird durch den mehrfach überbrückten Fluß in zwei Theile zerlegt, in Nord- und Süd-Leith. Unter den öffentlichen Gebäuden der fast ganz modernen Stadt sind bemerkenswerth: das Stadthaus, Zollhaus, Trinityhaus (Versorgungsanstalt für Seeleute), die Börsen, Markthallen, die Post, J. Watt's Hospital, die Hochschule (Gymnasium), unter den zahlreichen Kirchen besonders die gothische St.-Johannis-Freikirche. Die Stadt zählte 1861 33,628 und im J. 1881 59,485 Einwohner. Die Industrie ist namentlich vertreten durch Schiffbau, große Seilerbahnen und Segeltuchfabriken, Ankerschmieden und Maschinenbauanstalten, berühmte Glashütten und Seifenfabriken, Zuckersiedereien, Brennereien und Brauereien. Der Handel ist sehr bedeutend nach Australien, Ost- und Westindien, China, dem Mittelmeer, Canada und den Vereinigten Staaten, hauptsächlich aber nach den Niederlanden und Nordeuropa. Der Hafen, ursprünglich nur eine schmale Einfahrt an der Mündung des Water of Leith, ist seit dem vorigen Jahrhundert durch großartige Dockbauten und Erweiterungen fortwährend vergrößert worden; es verkehren gegen 200 Seeschiffe daselbst. *(W. Bentheim.)*

LEITHA, rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Niederösterreich aus dem Zusammenflusse der vom Wienerwalde kommenden Schwarza und der am Wechselberge an der steiermärkischen Grenze entspringenden Pitten. Sie fließt von der Vereinigung dieser zwei Flüsse bei Haderswört und Erlach nordöstlich theils nahe an, theils auf der ungarischen Grenze, einen Kilom. östlich von Wiener-Neustadt vorüber, weiter an Ebenfurt, Pottendorf, Wimpassing, Trautmannsdorf, Bruck vorbei, wendet sich von Rohrau an südöstlich und ergießt sich nach einem 125 Kilom. langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den Wieselburger Donauarm, rechts begleitet vom Leithagebirge, den 700 Met. hohen Ausläufern der nördlichen Kalkalpen. Von den Nebenflüssen der Leitha ist links der bedeutendste die Warme oder Kleine Fischa mit dem Kehrbache. Rechts fließen ihr der Valpersbach, der Offenbach und einige andere kleine Bäche zu. Die Leitha dient der Industrie theils unmittelbar, theils durch Kanäle. Zuweilen schwillt sie so an, daß sie über ihre Ufer austritt und die Wasserscheide zur Fischa übersteigt. Da dieselbe eine Strecke lang die Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn bildet, so pflegt man seit dem Ausgleich von 1867 und der Trennung der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie in deren beide Haupttheile, die deutschen Erbländer und Ungarn, dieselben als Cisleithanien und Transleithanien zu bezeichnen. *(F. Grassauer.)*

LEITMERITZ (czech. Litoměřice), Stadt im nördlichen Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine 550 Met. lange Brücke führt, und an der Oesterreichischen Nordwestbahn (Elbthalbahn), ist Sitz eines Bisthums, des Kreisgerichts, der Bezirkshauptmannschaft, einer Finanzbezirksdirection u. s. w. und zählte im J. 1880 an Einwohnern 9263 Deutsche und 1417 Czechen. In Leitmeritz findet sich ein hochentwickeltes, wirthschaftliches, sociales, wissenschaftliches und politisches Vereinsleben. Ein reger Verkehr entwickelt sich von da stromabwärts auf der Elbe. Hier beginnt die regelmäßige Personen-Dampfschiffahrt nach Dresden, sowie der Lastenverkehr mittels großer Zillen und der Kettenschleppschiffe. Vom Leitmeritzer Elbehafen aus werden insbesondere verfrachtet: Ziegel, Kalk, Obst, Getreide, Bier, Wein, Mehl und Eier. Für den Umsatz der landwirthschaftlichen Producte der weiteren Umgebung haben die leitmeritzer Wochenmärkte eine große Bedeutung. Die Industrie ist besonders vertreten durch Kalk- und Ziegelbrennerei wie durch Bierbrauerei. Die ehemals bei Leitmeritz mit großem Erfolg betriebene Elbefischerei hat gegenwärtig fast ganz aufgehört. Ein besonderes Ansehen genießt Leitmeritz wegen seiner vortrefflichen Unterrichtsanstalten. Es hat an höheren und fachlichen Schulen: eine theologische Lehranstalt mit Seminar, ein Staatsobergymnasium, eine Communaloberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Taubstummeninstitut mit Schule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine Obst- und Weinbauschule, dazu 5 Volksschulen, worunter eine czechische.

Den großen Ringplatz umsäumen mehrere historisch und architektonisch interessante Gebäude: das alte Rathhaus (gegenwärtig Kreisgericht), in seiner jetzigen Gestalt aus dem 16. Jahrh., weist noch Bestandtheile eines älteren gothischen Baues aus dem 14. Jahrh. auf. Der an der Außenseite des Rathhauses angebrachte Roland ist in der Figur uralt und trägt den Charakter der romanischen Kunstperiode. Im gegenwärtigen Gemeinde- oder Rathhause, einem älteren Bauwerke aus dem

16. Jahrh., an der Stelle der ehemaligen Königsburg, wird das berühmte «Leitmeritzer Cantionale» aufbewahrt, ein kolossaler Pergamentcodex mit den schönsten Miniaturen aus dem Beginne des 16. Jahrh. Von Bauwerken sind sonst nennenswerth die Dekanalkirche (schon 1235 vorhanden), die Domkirche (aus dem 17. Jahrh.), die bischöfliche Residenz, darin das reichhaltige Archiv. Im J. 1884 wurde ein schönes Kaiser Joseph-Denkmal errichtet.

Die wechselvolle Geschichte der Stadt Leitmeritz nimmt ihren Ausgangspunkt von einer Gauburg des slawischen Stammes der Lutomerici, welche im 10. Jahrh. als Castrum Lutomericy zum ersten mal genannt wird. Um das Jahr 1057 gründete Herzog Spythiniew bei der Burg die Collegiatkirche des heiligen Stephan mit einem Domherrnstift und schenkte demselben reiche Ländereien. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. entwickelte sich am Fuße der Burg, wo sich deutsche Einwanderer angesiedelt hatten, ein städtisches, von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen unabhängiges Gemeinwesen. Die böhmischen Könige hoben die Stadt durch viele Privilegien: Wenzel I. verlieh ihr das Magdeburger Recht, das Stapel- und Meilenrecht, Karl IV. ertheilte neue Handelsbefugnisse, ordnete das Heimfall- und Erbrecht, bewilligte einen Jahrmarkt und anderes. Von der größten Bedeutung für den Wohlstand der Stadt war ferner die Förderung des Weinbaues im Elbthal seitens Karl's, wodurch Leitmeritz zum Mittelpunkt der Weinproduction und des Weinhandels in Böhmen erhoben wurde. In den Zeiten der Hussitenkriege verlor die Stadt ihren deutschen Charakter, aber auch ihre freiheitlichen Einrichtungen und ihren Wohlstand. Im J. 1421 unterwarf sie sich den Pragern, welche sie 1424 dem Prinzen Sigmund Korybut auslieferten. Später mußte sie sich der Partei der extremen Taboriten anschließen. Die alten deutschen Familien hatten die Stadt verlassen und am Ende der Hussitenkriege finden wir diese vollständig czechisirt. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erlangte Leitmeritz seinen alten deutschen Charakter wieder. Inzwischen wieder gewonnene Privilegien, sowie die städtischen Güter gingen im J. 1547 verloren, da sich Leitmeritz dem Aufstande gegen Ferdinand I. angeschlossen hatte. Seit dieser Zeit hörte auch die Function des Leitmeritzer Schöppenstuhls als zweiter Instanz für die nach Magdeburger Recht lebenden Orte auf. Die Bürger hatten inzwischen den Utraquismus mit dem Protestantismus vertauscht, doch wurde letzterer durch die Gegenreformation vernichtet. 500 Einwohner wanderten infolge dessen im J. 1627 aus; die im J. 1629 eingeführten Jesuiten vollendeten die Rekatholisirung der Stadt. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges kostete Leitmeritz sattsam aus. Insbesondere litt es 1631 durch die Sachsen, 1639—48 wiederholt durch die Brandschatzungen der Schweden. Nach dieser Zeit begann durch Zuwanderung aus der Nachbarschaft, sowie aus dem Auslande die Rückgermanisirung der Stadt, die sich wieder einen der ersten Plätze unter den deutschen Städten Böhmens erobert hat.

Vgl.: V. Berthold, «Leitmeritz in der Vorzeit und Gegenwart» (1854); J. E. Födisch, «Leitmeritz, ein historisch-topographisch-statistischer Führer» (1871); A. Frind, «Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diöcese» (4 Bde., 1864—78); J. Lippert, «Geschichte der Stadt Leitmeritz» (1871); A. Frind, «Kurze Geschichte der Bischöfe von Leitmeritz», herausgegeben von A. Jarisch (1867). *(L. Schlesinger.)*

LEITMOTIV ist eine namentlich durch Richard Wagner in der neueren Musik zu höherer Bedeutung gelangte Bezeichnung für einen in der Oper mit besonderer rhythmischer oder melodischer Schärfe, oft auch in ganz besonderer harmonischer und instrumentaler Färbung auftretenden, öfter wiederkehrenden musikalischen Gedanken, welcher den Zweck hat, bestimmte Personen, Situationen oder wesentliche Stimmungen in dem Musikdrama ganz besonders zu charakterisiren. Richard Wagner machte von dem Leitmotiv den ausgedehntesten Gebrauch, während frühere Tonsetzer (Mozart, Weber u. a.) sich desselben mehr nur vorübergehend und andeutungsweise bedienen. Ersterer verflicht oft mehrere Leitmotive in kunstvoller Weise miteinander, sodaß es dem nicht sehr geübten Hörer oft schwer wird, die einzelnen Leitmotive sogleich herauszufinden und ihrem Gange zu folgen. Aus diesem Grunde sind die Arbeiten H. von Wolzogen's (vgl. dessen «Führer durch den Ring des Nibelungen») u. a. sehr verdienstlich, indem sie dem Nichteingeweihten das Verständniß der Wagner'schen Musikdramen wesentlich erleichtern und den Genuß somit erhöhen. *(A. Tottmann.)*

LEITOMISCHL (czech. Litomyšl), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im östlichen Böhmen, an der Lautschna und der Linie Chotzen-Leitomischl der Oesterreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Bezirksbehörden, hat ein im Renaissancestil gebautes Schloß, eine Staatsmittelschule, eine Mädchenbürgerschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und (1880) 5288 meist czechische Einwohner, welche Leinweberei, Tuch- und Schuhfabrikation, Ackerbau und Getreidehandel treiben. Das Piaristencollegium, gegründet 1640 (seit 1874 vom Staate übernommen), ist das älteste in Böhmen, die dabei befindliche Kirche ein prächtiger Bau. Die Dechanteikirche wurde 1360 errichtet. Das ansehnlichste Gebäude der Stadt ist das herrschaftliche Schloß, ein Werk des italienischen Architekten Battista aus dem J. 1573.

Leitomischl ist der Mittelpunkt der gegenwärtig den Fürsten Thurn und Taxis gehörigen Allodialherrschaft. Der ursprüngliche Kronbesitz kam im J. 1098 an ein Benedictinerstift und von diesem 1145 an die Prämonstratenser, die sich durch Einführung deutscher Colonisten um die Cultivirung der Gegend große Verdienste erwarben. Der reiche Besitzstand des Klosters wurde im J. 1344 zur Dotirung des in diesem Jahre errichteten **Bisthums Leitomischl** verwendet. Unter dem ersten Bischof Johann I. (gest. 1353) wurde Leitomischl, welches schon von Ottokar II. städtische Privilegien erhalten hatte, durch Mauern befestigt. Der zweite Bischof, Johann

von Neumarkt (1353—64), war der durch seine Gelehrsamkeit und diplomatische Gewandtheit bekannte Reichskanzler und vertraute Rathgeber Kaiser Karl's IV. Er gründete in Leitomischl ein Augustinerkloster (1356). Den Besitz des leitomischler Bisthums vergrößerte er durch Ankauf der Landskroner Herrschaft seitens des königsaaler Klosters (1358). Sein Nachfolger im leitomischler Bisthum war der prager Dompropst Nikolaus (1363—64). Es folgte Albert von Sternberg (1364—68, 1372—80), der früher Bischof von Schwerin und in der Zwischenzeit von 1368—72 Erzbischof von Magdeburg war. In dieser Zwischenzeit hatte Peter Gelyto, bisher Bischof von Chur, den bischöflichen Stuhl von Leitomischl inne, den er 1372 mit dem erzbischöflichen von Magdeburg und 1380 mit dem von Olmütz vertauschte. Er starb in Landskron 1387. Von 1380 bis 1387 herrschte als Bischof der Neffe Karl's IV., Johann Sobieslaw von Luxemburg, der nachher Patriarch von Aquileja wurde und als solcher 1394 durch Meuchelmord seinen Tod fand. Es folgten als Bischöfe der königliche Notar Johann (1387—91), ferner Johann der Eiserne (1391—1420) und Albert (1420—25). Johann der Eiserne ragte als Diplomat, eifriger Theolog und als Kriegsmann hervor. Er war der heftigste Bekämpfer der hussitischen Lehre, besonders auch auf dem Concile von Konstanz, wurde 1421 Administrator des prager Erzbisthums, 1426 Cardinal und starb 1430 im Gefolge des Königs Sigmund zu Gran. Unter Bischof Albert ging das leitomischler Bisthum zu Grunde. Hussitische Heeresführer hatten sich der Stadt und der Bisthumsgüter bemächtigt, und einer derselben, Wilhelm Kostka von Postupitz, vererbte dieselben auf seine Nachkommen. Vom Jahre 1547, in welchem die Güter des Bohusch von Postupitz confiscirt wurden, bis 1645 hatten die Freiherren von Pernstein die Herrschaft inne. Nach deren Aussterben trat von 1645—49 Fürst Wenzel von Lobkowitz, der Gemahl der letzten Pernstein Frebonia Helena Eusebia, in den Besitz. Derselbe gelangte vertragsweise von 1649—1753 an die Grafen von Trauttmansdorff und von diesen im Wege der Vererbung an die Grafen Waldstein. Im J. 1845 verkaufte Graf G. Waldstein die Herrschaft an die Fürsten Thurn und Taxis.

Nach der Hussitenzeit war Leitomischl ein Hauptsitz der Böhmischen Brüder, die hier eine Schule und eine Druckerei besaßen. Im J. 1643 litt Leitomischl durch die Schweden und 1742 durch die Preußen, die eine Zeit lang in der Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. *(L. Schlesinger.)*

LEITRIM, Grafschaft der irländischen Provinz Connaught, nördlich von der Donegalbai, westlich von Sligo, südlich von Roscommon und Longford, östlich von Cavan und Fermanagh begrenzt, umfaßt 1588 □Kilom. mit (1881) 89,795 Einwohnern. Der in der Mitte der Grafschaft liegende Lough Allen trennt sie in zwei Hälften. Das Land ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, aber nur wenig Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, aber ohne Sorgfalt bebauten Boden, und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier aus dem See Clean entsteht und den See Allen durchströmt, sowie durch eine große Anzahl kleinerer Flußläufe und Seen. Der Ackerbau, dem das feucht-kalte Klima nicht förderlich ist, umfaßt nur reichlich 20 Proc. der Oberfläche; Kartoffeln, Hafer, Flachs bilden die Haupternten; 56 Proc. des Bodens werden als Weideplätze benutzt, namentlich für Rindvieh; der übrige Theil liegt wüst. Die Industrie ist auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaaren beschränkt. Hauptort ist Carrick on Shannon, ein unbedeutender Flecken mit 1500 Einwohnern, am Shannon. *(W. Bentheim.)*

LEJEAN (Guillaume), französischer Geograph und Forschungsreisender, wurde im J. 1828 zu Plouégat-Guérand im Departement Finistère als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Gebildet im geistlichen Seminar zu St.-Pol-de-Léon, trat er bereits in seinem 17. Jahre im «Journal de Morlaix» mit einer Arbeit über die «Origines bretonnes» in die Oeffentlichkeit. Nachdem er eine Zeit lang Präfecturbeamter zu Morlaix gewesen, ging er zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris, wo er, wie vorher während seiner Amtsstellung zu Morlaix, die historischen Studien über seine heimatliche Provinz fortsetzte. Als Früchte derselben ließ er damals «Histoire politique et municipale de la ville et de la communauté de Morlaix» (Morlaix 1847) und «La Bretagne, son histoire et ses historiens» (Paris 1850) erscheinen. Hierauf aber wandte er sich vorzugsweise dem Studium der Geographie zu. Seit dem Jahre 1856, wo er Mitglied der Pariser Geographischen Gesellschaft geworden war, veröffentlichte er in deren «Bulletin», sowie in Petermann's «Mittheilungen» und andern Journalen verschiedene geographische Arbeiten. Der Plan zu einer Reise ins Innere von Australien, mit dem er sich schon 1848 getragen, war unausgeführt geblieben, und so eröffnete er seine Laufbahn als Forschungsreisender 1857 auf demselben Gebiete, dem er auch später seine meiste Zeit gewidmet, der europäischen Türkei. Durch Protection war er von der französischen Regierung mit dem Auftrag betraut worden, auf der Balkan-Halbinsel topographische, historische und ethnographische Forschungen vorzunehmen. Auf sechsjährigen Reisen, 1857, 1858, und wieder 1867—70, war er bemüht, diese Aufgabe zu erfüllen, namentlich das Material zu einem großen Kartenwerke zu sammeln, zu dem er auch 20 Blätter vollendet hinterlassen hat. Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten ist aber von diesen seinen türkischen Forschungen aus dem Grunde, weil sie durch mehrere ausgedehnte Reisen nach Afrika und Asien unterbrochen wurden, nur die «Ethnographie der europäischen Türkei» (in Petermann's «Mittheilungen», Ergänzungsheft Nr. 4, 1861) zur Veröffentlichung gekommen. Um einen längst gehegten Wunsch zu befriedigen, trat Lejean im J. 1860 eine Reise nach den obern Nilländern an, kam über Suakim nach Chartum, besuchte Kordofan, befuhr den Weißen Nil bis Gondokoro und den Bahr-el-Ghasal, von dem er die erste bessere Karte zeichnete. Mit

reichen, für die Kenntniß der Nilländer wichtigen Sammlungen kam Lejean im J. 1861 nach Paris zurück. Ueber diese wie über die folgenden Reisen berichtete er meist im «Bulletin» der Pariser Geographischen Gesellschaft und in andern Journalen. Im J. 1862 zum französischen Consul für Massaua und Abessinien ernannt, wurde er hier in den Conflict des Königs Theodorus mit den Europäern verwickelt, gerieth in Gefangenschaft und wurde nach monatelanger Internirung zu Haffat im September 1863 des Landes verwiesen. Nachdem er hierauf noch Kassala und die Bogosländer im Norden von Abessinien besucht hatte, kam er 1864 nach Paris zurück, wo er seine «Voyage aux deux Nils» (mit Atlas) und «Théodore II, le nouvel empire d'Abessinie et les intérêts français dans le sud de la mer rouge» schrieb. Gegen Ende des J. 1865 trat er eine Reise durch Kleinasien, Mesopotamien, den Persischen Golf und die Indusländer an, welche ihn bis Kaschmir führte, mußte aber den Plan, von dort nach Bokhara vorzudringen, aufgeben, und nahm seit 1867 seine Forschungen in der europäischen Türkei wieder auf, deren Abschluß durch seinen am 1. Febr. 1871 in seinem Geburtsort erfolgten Tod leider verhindert worden ist. Vgl. Cortambert, «Guillaume Lejean et ses voyages» (Paris 1872). *(W. Cramer.)*

LEJRE, kleines Dorf auf Seeland, südwestlich von Roeskilde, am Issefjord im Kirchspiel Allesløv belegen. Der Name heißt altnordisch Hleiðr, altdänisch Ledre, neudänisch Lejre. Lejre ist aus der Sagenzeit als alter Königssitz in Dänemark berühmt; als solcher wird es in einem Gedicht der ältern Edda (grottasǫngr) genannt, und die schöne Sage vom Lejrekönig Rolf Krage und seinen Helden wird den Namen des Ortes für immer der Nachwelt bewahren. Schon im Anfang der historischen Zeit wird jedoch der Königssitz von Lejre nach Roeskilde verlegt, wahrscheinlich vom König Harald Blauzahn im 10. Jahrh.,[1]) vielleicht weil der Hafen von Lejre versandete, und Lejre sinkt jetzt zu einem unansehnlichen Dorfe herab. «Lethra famosissima regis curia nunc, Roskildensi vicina civitati, inter abjectissima ferme vix colitur oppida», schreibt Sven Aagesen im 12. Jahrh.[2])

Man hat es in neuerer Zeit als unwahrscheinlich dargestellt, daß Lejre in der Heidenzeit das Centrum des Reiches gewesen, und hat als solches die Stadt Ringsted in Seeland, von der die Quellen schweigen, ansehen wollen, jedoch nur auf sehr schwache Gründe gestützt.[3])

Auf Grund einer Erzählung des Thietmar von Merseburg,[4]) daß in «Lederun» in der Landschaft «Selon» jedes neunte Jahr große Opfer von Menschen, Pferden, Hunden und Hähnen stattfinden, hat man angenommen, daß Lejre seinerzeit das Centrum eines besonderen Göttercultus gewesen. Es läßt sich jedoch kaum bezweifeln, daß der Bericht Thietmar's als historische Quelle werthlos ist, und daß sie auf ein Verwechseln mit den aus der Erzählung des Adam von Bremen bekannten großen Opfern in Upsala in Schweden beruht.[5]) *(V. A. Secher.)*

LEKAIN (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler Frankreichs, ward am 14. April 1728 zu Paris als der Sohn eines Goldschmieds geboren. Ursprünglich für den Beruf seines Vaters bestimmt, erhielt er eine diesem Zwecke entsprechende Erziehung. Dabei aber genoß er den Unterricht im Collége Mazarin, wo die Schüler am Schlusse des Schuljahres ein Schauspiel aufzuführen pflegten. Lekain, der die dafür erforderlichen Kosten nicht zu bestreiten vermochte, konnte sich dabei nur insoweit betheiligen, daß er das Geschäft des Soufflirens übernahm. Dabei brauchte er im Nothfalle kaum das Buch, so ganz prägten sich die Schauspiele seinem Gedächtnisse ein, wenn er sie einige male gelesen oder gehört hatte. Diese Aufführungen, sowie der häufigere Besuch des Theaters, worin er regelmäßig Sonntags seinen höchsten Genuß fand, brachte ihm frühzeitig eine außerordentliche Neigung für die Schauspielkunst bei, und diese erweckte bald den Trieb, selbst Schauspieler zu werden. Als nach dem Frieden zu Aachen 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, bildeten sich mehrere Privattheater; auch Lekain verband sich mit einigen jungen Leuten zur Gründung eines solchen in der Straße St.-Mery, das sich bald über die andern erhob und in Ruf kam. Bei einer dieser Privatvorstellungen gelang es dem jungen Lekain, vor den Augen eines Kenners ein so seltenes Genie zu entwickeln, daß dieser, in Erstaunen gesetzt, Voltaire auf dies aufblühende Talent aufmerksam machte. Voltaire, sonst kein Freund von Liebhabertheatern, ließ sich bestimmen, eine jener Vorstellungen, in welcher Lekain spielte, zu besuchen. Ueberrascht, als er selbst bestätigt fand, was ihm von dem Talente dieses jungen Mannes gesagt worden war, lud er nach der Vorstellung denselben zu sich ein. Der junge Schauspieler erschien blöde vor dem berühmten Manne, der ihm aber entgegenkam mit den Worten: «Dem Himmel sei Dank, ich habe zum ersten mal jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach.» Von da an hatte Lekain sich der Leitung und des Schutzes Voltaire's zu erfreuen. Derselbe nahm ihn endlich ganz zu sich ins Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen und unterzog sich mit Eifer der weitern Ausbildung desselben. Hier nun bildete Lekain unter Voltaire's Augen ein Talent aus, welches einst ganz Frankreich in Verwunderung setzen sollte. Während der 6 Monate, die er in Voltaire's Nähe ver-

1) A. D. Jörgensen, «Den nord. Kirkes Grundläggelse» (Kopenhagen 1874—76), S. 246—277. 2) Scr. rer. Dan., I, 45. 3) H. Petersen, «Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold» (Kopenhagen 1876), S. 8—13. 4) «Monum. Germ. hist.», III, 739: «est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lederum nomine in pago, qui Selon dicitur, ubi» etc.

5) A. D. Jörgensen, l. c.; P. G. Thorsen, «Kort Fremstilling af, hvad der med Sikkerhed kan vides om det gamle Lejre, in «Trap: Stat.-topogr. Beskriv. af Danmark», 1. Ausg., allgem. Theil, S. 153—159.

lebte, machte seine Kunstfertigkeit die größten Fortschritte und er selbst sagt in seinen von seinem Sohne herausgegebenen «Mémoires» (Paris 1801; neue Ausg. 1847), er habe in jener Zeit die Geheimnisse seiner Kunst ergründet. Vor seiner Abreise nach Berlin (im Juli 1750) erlangte Voltaire für seinen Schützling die Erlaubniß, als Titus im «Brutus» auf dem Théâtre Français aufzutreten. Lekain erwarb sich dabei großen Beifall, lernte aber bald die Schwierigkeiten kennen, die jeder ausgezeichnete Mensch auf seiner Laufbahn findet; diesen gegenüber gelang es ihm erst nach anderthalb Jahr seit seinem ersten Auftreten am 24. Febr. 1752 Mitglied dieser Bühne zu werden, und er entwickelte von dieser Zeit an ein so großes Studium seiner Kunst, daß ihm, nach Voltaire's Ausspruch, der Ruf des einzigen, wahrhaft tragischen aller französischen Schauspieler zutheil geworden ist. Er ward die Seele der Bühne, sobald er auftrat; seine gemessene Declamation, wie sein Geberdenspiel, worin er meisterhaft war, gab den Mitspielenden den Ton an. Außer dem Enthusiasmus, welchen sein unermüdliches Streben auch auf seine Collegen übertrug, und den außerordentlichen Wirkungen, die sein Spiel hervorgebracht, bewirkte Lekain aber auch eine mechanische Reform der französischen Bühne, worin ihn die Clairon treulich unterstützte. Eine seiner glänzendsten Darstellungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke. Seine letzte Leistung: Vendôme in Voltaire's «Adelaide» aber bewunderte man mehr als alles, und die Anstrengung, die er dabei gemacht, war die nächste Ursache seines Todes. Er ging bei rauhem Wetter sehr erhitzt aus dem Schauspielhause, und diese Unvorsichtigkeit zog ihm ein hitziges Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen, am 8. Febr. 1778, ins Grab stürzte. — Vgl. Talma, «Reflexions sur Lekain et sur l'art théâtral» (Paris 1825; neue Aufl. 1874).

(W. Cramer.)

LELEGER. Mit diesem Namen wird ein Theil der Urbevölkerung bezeichnet, welche in der ältesten Zeit, vor dem Auftreten der sogenannten Achäer, auf verschiedenen Punkten des Insel- und Küstengebietes gefunden wird, auf denen später das historische Leben des griechischen Volkes sich abgespielt hat. Volle Klarheit über diesen Theil ihrer Vorgänger und wol auch Vorfahren hatten später auch die hellenischen Forscher nicht. Abgesehen von der unbrauchbaren Angabe bei Pausanias (I, 39, 6; 44, 3), daß ihr Stammvater Lelex aus Aegypten eingewandert sei, so wollte die Mythologie nach der herkömmlichen Weise ihren Namen natürlich von einem Könige Lelex ableiten, der bald nach Leukadien (*Strabo* VII, p. 322), bald nach Megara (*Pausan.* VII, 2, 4), bald nach Lakedämon (*Pausan.* III, 1, 1, IV, 1, 1; *Apollodor.* III, 10, 3) versetzt wird, und den Pausanias (I, 44, 4, III, 12, 5) zu einem Sohn des Poseidon und der Libya macht. Auf Grund eines andern Mythus, in einem Fragment des Hesiodos, demzufolge die Leleger aus den von Deukalion ausgestreuten Steinen entsprossen seien, hat nachmals Strabo (VII, p. 322) eine andere Etymologie versucht, nämlich von *λέγειν*, sodaß «Leleges» so viel wäre, als *συλλεγέντες*, ein Sammel- und Mischvolk.

Früher wurde vielfach das Verhältniß der Leleger zu den Pelasgern erörtert. Es ist das aber kaum mehr nöthig, wenn man, wie wir, unter den sogenannten Pelasgern kein bestimmtes, abgeschlossenes Volk versteht, sondern einen erst später aufgekommenen Gesammtnamen für die sämmtlichen Stämme, die in der uralten Zeit vor der Achäerherrschaft das spätere hellenische Land- und Seegebiet bewohnten. Der angebliche feindliche Gegensatz zwischen Lelegern und Pelasgern löst sich dann auf in den natürlichen Gegensatz zwischen einem noch wesentlich räuberischen, seefahrenden Stamme und bereits seßhaft gewordenen, zum Ackerbau übergegangenen Völkern. Die Forscher der Gegenwart suchen hauptsächlich die ursprünglichen Sitze und die wirkliche Verbreitung der Leleger zu bestimmen. Früher (so unter anderm Forbiger in Pauly's «Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft», Bd. 4, S. 908) suchte man ihre ältesten Sitze auf der Küste von Akarnanien und Aetolien und auf Leukadia (bei Strabo erscheint auch p. 322 Teleboas als ein Enkel des auf Leukadia gebietenden Lelex, vgl. p. 461); sie galten als die Stammväter der Teleboer und Taphier, und aus jenen alten Sitzen, so wurde angenommen, hätten sich ihre Scharen auch nach vielen andern Theilen Griechenlands verbreitet.

Gegenwärtig wird die Sache wesentlich anders angesehen. Es scheint doch, daß die Ansicht zur Zeit das Uebergewicht behauptet, nach welcher die Leleger ursprünglich im Süden Kleinasiens wohnten und sich von hier aus zunächst weiter nach Westen ausbreiteten; so namentlich nach Deimling («Die Leleger», Leipzig 1862). Ihre eigentliche Heimat scheint Karien gewesen zu sein (vgl. G. Busolt, «Griechische Geschichte», Bd. 1, S. 32 fg., Gotha 1885). Sehr häufig mit und neben den historischen Karern genannt, sozusagen, wie Curtius es ausdrückte, «Doppelgänger der Karer» — im Alterthum durch Herodot mit den Karern geradezu für identisch gehalten, I, 171 —, bildeten sie wahrscheinlich die ältere, die Karer dagegen die jüngere Bevölkerung von Karien. Richtig unterscheidet voneinander die Leleger und die Karer Soldan («Die Karer und die Leleger», im «Rheinischen Museum», III, 89 fg., 1835). In historischer Zeit sind in Karien die Leleger vermuthlich dann durch die Karer unterworfen und ein beherrschter Stamm gewesen. Die Leleger sind aber auch weiter nordwärts über die westliche Küste von Kleinasien verbreitet gewesen. In der «Ilias» werden sie als Bundesgenossen der Troer genannt. Achilleus zerstörte ihre Stadt Pedasos am Satnioeis (Il. X, 429; XXI, 87; VI, 34; XX, 92, 96). Alkäos nennt Antandros eine Lelegerstadt (*Strabo* XIII, 606). Auch Gargara war einst lelegisch (nach Nymphis von Herakleia, Fragm. 10, bei C. Müller, «Fr. Hist. Graec.», III, 14; vgl. auch E. Meyer, «Geschichte der Troas», Leipzig 1877, S. 3 fg.). Nach Pherekydes hätten vor der ionischen Kolonisation nordwärts von Ephesos bis nach Phokäa und auf den Inseln Samos und Chios Leleger gesessen (Fragm. 111; *Strabo* XIV,

632; vgl. *Asios*, Fr. 7; *Ephoros*, Fr. 32; *Menodotos*, Fr. 1; Müller, III, 103).

Dagegen lehnt die neuere Forschung es jetzt überwiegend ab, eine wirkliche seßhafte Ansiedelung der Leleger auch in dem europäischen Griechenland anzuerkennen, sodaß auch aus ihnen Theile der spätern historischen Stämme dieses Landes erwachsen wären. Allerdings werden Leleger auch noch außer der nordwestlichen Ecke des mittlern Griechenland noch auf vielen Punkten theils von Mittelgriechenland, theils des Peloponnes erwähnt. Schon im Hesiodeischen Katalog führt Lokros die Leleger (Fr. 136, Kinkel); man hielt sie für Altvordern im besondern auch der Lokrer (Aristoteles bei *Strabo*, VII, 322; *Ps. Skymnos*, 591; *Steph. Byz.* s. v. *Φύσκος*). Nach Aristoteles sollten Leleger außer in Akarnanien auch in Böotien gewohnt haben (vgl. *Strab.* IX, p. 401). Wir treffen Leleger in Thessalien (*Suidas*, Fr. 7; *Steph. Byz.* s. v. *Ἄμυρος;* Müller, «Fr. Hist. Gr.» II, 465; *Didymos* bei Schol. Il. XX, 96), in Euböa (*Ps. Skymnos*, 572), in Megara (*Pausan.* I, 44, 3), in Lakonien (*Ps. Apoll. Bibl.* III, 10, 3; *Pausan.* III, 1, 1, IV, 1, 2, *Steph. Byz.* s. v. *Δακεδαιμων*), in Messenien (*Pausan.* IV, 36, 1; vgl. Curtius, «Peloponnesos», II, 11), in Elis, wo Pylos für einen alten Wohnsitz der megarischen Leleger galt (*Pausan.* IV, 36, 1), und auch die Epeer als Verwandte der Leleger angesehen wurden (*Strabo* VIII, p. 340). Zu allen diesen Angaben und zu den Hauptstellen bei *Strabo* VII, p. 321, 322 (*Arist.* fr. 127 bei *Strabo* 321), *Pausanias* IV, 36, 1, und IV, 1, 1, s. auch noch von neueren Werken namentlich Hermann, «Lehrbuch der griech. Staatsalterthümer» (5. Auflage, 2. Ausgabe, Tübingen 1884), S. 33 fg., Deimling, «Die Leleger», S. 117 fg. und Ad. Holm, «Griechische Geschichte», Bd. 1, S. 79 fg. und 90 fg. — Hatte nun unter den etwas ältern Forschern namentlich Bursian in seiner «Geographie von Griechenland» die Leleger noch als ein thatsächlich auch über das europäische Griechenland sehr weit verbreitetes Urvolk anerkannt, so will speciell die neueste Forschung davon nichts mehr wissen. Duncker («Geschichte des Alterthums», Bd. 5, 5. Auflage 1881, S. 10 fg.) erkennt sie nur für Asien, für die Kykladen und allenfalls für einige Striche am Isthmus von Korinth und Argolis an, will aber durchaus nichts von einer Zusammenstellung der Leleger mit den *λεκτοί* des Deukalion wissen. Noch weiter gehen andere, die sie nur für Asien und einige Inseln anerkennen. Hatte nun Deimling das Motiv der von den Alten angenommenen weitern Verbreitung der Leleger in Thatsachen des Cultus gesucht (er hält den Cultus der Artemis, speciell den von Ephesos —, die Sitte, bei Tempeln Scharen von Priesterinnen niederen Ranges zu halten, die sogenannten Hierodulen —, ferner in Lakonien den Dienst des Apollo Karneios und das Fest der Hyakinthien für specifisch lelegisch), so wird, mit Ausnahme der ephesischen Artemis der Leleger, die Richtigkeit dieser Annahme sehr entschieden durch Holm (S. 80 fg.) bestritten. Nach Holm (S. 90 fg.) beruht die angebliche große Verbreitung der Leleger nur auf Combinationen, die man im Alterthum willkürlich aus ihren beglaubigten Wohnsitzen und ihrem Namen gemacht habe. Als Küstenbewohner in Kleinasien und Seefahrer wie die Karer seien sie wahrscheinlich gleich diesen an viele Orte gekommen. Im Sinne ferner der alten Deutung ihres Namens als *λεκτοί* oder *συλλεκτοί* hätte man sie überall zu finden geglaubt, namentlich da, wo auch seetüchtige Völker wohnten, oder wo die Etymologie, wie nachmals der Klang mancher Namen es zu erlauben schien, an Leleger anzuknüpfen; ähnlich urtheilt auch Busolt S. 34.

Nicht minder problematisch erscheint die ethnographische Stellung der Leleger, über welche im allgemeinen noch zu vergleichen ist: Heinecke, «De Lelegibus et Lyciis» (Wernigerode 1863). Kiepert («Ueber den Volksstamm der Leleger», in «Monatsber. der Berliner Akademie», 1861, S. 114 fg., und «Lehrbuch der alten Geographie», Heft 2, 1877, S. 240) hält sie, soweit sie in Europa sich finden, für ein Urvolk, und zwar für ein Glied des illyrischen Stammes, also für Verwandte der spätern Albanesen. Unger («Hellas in Thessalien», im «Philologus», Supplementband II, 722 fg.) erklärt die Leleger für Phöniker, also für Semiten; dieser Forscher leitet auch den Namen der Leleger S. 724 von *λαλάζειν* ab, sodaß Leleger etwa mit «Wälsche» gleichbedeutend wäre. Wer die Karer für Semiten hält, und ihnen die Leleger durchaus identisch setzt (was auch Duncker a. a. O., S. 10 fg. thut), wird also auch die Leleger für Semiten ansehen. Dagegen gelten Karer und Leleger als Glieder der indogermanischen Völkergruppe Kleinasiens bei Busolt, S. 33, und Bursian, a. a. O., Bd. 1, S. 106, hält sie für dem ionischen Stamme der Griechen nahe verwandt. *(G. Hertzberg.)*

LELEWEL (Joachim), einer der größten polnischen Gelehrten der Neuzeit, wurde am 22. März 1786 in Warschau geboren, wo sein Vater Beamter war. Den ersten Unterricht genoß er in dem Collegium der Piaristen zu Warschau. Schon als Knabe zeigte Lelewel eine besondere Vorliebe für Geschichte. Seit dem J. 1804 besuchte er die neueröffnete Universität Wilna, wo er ernsten Studien mit Eifer oblag, das «geographische System Homer's» zusammenstellte, die «Edda» herausgab (1807) und eine Abhandlung über die «Heruler» schrieb (1808), in welcher er die Ansichten Schlözer's bekämpfte. Dies lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit des auch als Historiker verdienten Starosten Thaddäus Czacki, der eben ein Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien gegründet hatte. Hierher berief er den jungen Lelewel als Professor der Geschichte, allein dieser kam zu spät und fand den ihm angebotenen Lehrstuhl von einem Andern besetzt. Daher bewarb er sich, nachdem er in Krzemieniec eine Zeit lang (1809) die Geschichte der alten Geographie vorgetragen hatte, um ein Amt in Warschau. Es erging ihm aber ebenso wie in Krzemieniec. Seine Studien, die er in der reichhaltigen Bibliothek Czacki's in Porzyck vornahm, hielten ihn zu lange auf, sodaß inzwischen das ihm versprochene Amt an einen Andern vergeben wurde, weshalb sich Lelewel bei seiner Ankunft in Warschau mit einer untergeordneten Stellung begnügen mußte.

Die vom Bureaudienst freien Stunden widmete Lelewel gründlichen Forschungen, deren Frucht eine gelehrte «Abhandlung über den Chronisten Matteusz» (Wilna 1811) war, in welcher er nachzuweisen suchte, daß die ersten drei Bücher der «Cronica Polonorum» des Kadlubek von einem Matteusz geschrieben seien und daß Kadlubek nur das vierte Buch der Chronik verfaßt habe.*) Nicht lange darauf ließ Lelewel seine «Kleineren Schriften historisch-geographischen Inhalts» (deutsch von Karl Neu, Leipzig 1836) auf eigene Kosten drucken. Es waren Bruchstücke eines größeren Werkes über die alte Geographie, für welches sich kein Verleger fand. Die Veröffentlichung der «Kleineren Schriften» hatte für Lelewel die Folge, daß er in demselben Jahre zum Vertreter des Professors der Geschichte an der Universität Wilna ernannt wurde, deren Curator Fürst Adam Czartoryski war. Dort wirkte er mit großem Erfolge vom Jahre 1814—18, indem er durch seine anziehenden und gründlichen Vorlesungen den Eifer und die Wißbegierde der studirenden Jugend in hohem Grade anregte und in der «Wilnaer Wochenschrift», die ihm ihre Entstehung verdankte, die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte. Im J. 1815 gab er die «Historik oder historische Propädeutik» heraus, deren Ergänzung die Schrift «Ueber Geschichte und die mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften» ist (Warschau 1816). In beiden legte er die Grundsätze und die Methode der kritischen Forschung dar. Seine historischen Vorlesungen veröffentlichte er in Wilna 1818 unter dem Titel «Alte Geschichte».

In Wilna arbeitete Lelewel auch eins seiner gediegensten und gründlichsten Werke aus: «Forschungen des Alterthums in Bezug auf Geographie» («Badania starożytności we względzie geografii», Wilna 1818), ein Werk, von dem er selbst an seinen Vater am 8. Dec. 1816 schrieb: «Jetzt fange ich an, Werke drucken zu lassen, wie sie in Polen noch nicht dagewesen sind.» Hier nicht mit erschienene Theile des ursprünglich anders angelegten Werkes veröffentlichte Lelewel bei andern Gelegenheiten. So fügte er seiner im J. 1819 in Warschau erschienenen «Alten Geschichte Indiens» eine «Indische Geographie aus den heiligen Büchern» mit drei Karten hinzu. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er in den «Jahrbüchern der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften» die «Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean» (deutsch von Neu, mit Vorwort von K. Ritter, 1831), und derselben Quelle entsprang auch die in jeder Hinsicht treffliche Abhandlung «Pythéas de Marseille et la géographie de son temps» (Paris 1836; deutsch von Hoffmann, Leipzig 1838). Der Werth der «Forschungen des Alterthums» wurde bedeutend erhöht durch einen Atlas, in welchem Lelewel auf 19 Tafeln 51 geographische Systeme der alten Dichter, Logographen, Herodot's, Pytheas' und anderer bis auf Marinus von Tyrus und Ptolemäus darstellte. Des letztern Vorstellungen wurden auf acht Karten veranschaulicht. Es ist dies ein Werk von unschätzbarem Werth für jeden, der sich mit dem Studium der Geographie abgibt, und um so mehr muß man Lelewel's unvergleichlichen Fleiß bewundern, als er selbst jene Karten nicht blos zeichnete, sondern auch gravirte. Seit dieser Zeit ruhten die geographischen Studien Lelewel's. Er widmete sich fortan 18 Jahre lang ausschließlich historischen, bibliographischen und numismatischen Forschungen. Dies stand mit seinen Lebensverhältnissen in Verbindung. Im J. 1818 nämlich erhielt Lelewel einen Ruf nach Warschau als Bibliograph und Bibliothekar der Universität unter Bogumil Linde's Direction. In dieser Stellung sammelte er eifrig Nachrichten über seltene polnische Werke. Großes Aufsehen erregte seine «Geschichte Polens unter Stanislaus August» (1818), welche er auf Grund noch unbekannter, in seiner Familie aufbewahrter Erinnerungen verfaßte.

Zum zweiten mal nach Wilna auf den Lehrstuhl der allgemeinen Geschichte berufen, wurde er dort von der Jugend und dem ganzen Publikum mit Begeisterung aufgenommen. Sein Einzug in Wilna glich einem Triumphe: Mickiewicz's Gedicht «An Lelewel» drückte die hohe Achtung aus, welcher sich der junge Gelehrte bei der studirenden Jugend erfreute; der große Hörsaal konnte, als er seine erste Vorlesung hielt, die Zahl der Zuhörer nicht fassen. Während seines Aufenthalts in Wilna (1821—24) war Lelewel weniger literarisch thätig (von größerer Bedeutung aus dieser Zeit sind «Zwei Bücher Bibliographie», 2 Theile, Warschau 1823 und 1826, und eine Herausgabe der polnischen und masovischen Gesetzbücher in alter polnischer Uebersetzung: «Księgi ustaw polskich i mazowieckich», 1824), dagegen übte er durch seine Vorlesungen einen mächtigen Einfluß auf die Jugend aus, mit der er gern verkehrte. Doch wurde seinem Wirken in Wilna ein unerwartet jähes Ende bereitet, da die gegen die patriotische Studentenverbindung der «Philareten» eingesetzte Commision auch Lelewel seines Amtes entsetzte mit andern Professoren.

Nach diesen traurigen Erlebnissen begab sich Lelewel nach Warschau, wo er sich bis zum Jahre 1831 aufhielt. Hier gab er sich ganz seinen Studien hin, sammelte alte Bücher, Münzen, geographische Karten, Siegel, Wappen und Götzenbilder. Der größte Theil dieser kostbaren Sammlungen ging im Jahre 1831 verloren, als Lelewel sein Vaterland zu verlassen genöthigt wurde. Das merkwürdigste Buch aus dieser Periode seines Lebens ist die «Geschichte Polens in volksthümlicher Erzählung» (Warschau 1829). Er nahm darin eine neue, nach ihm beibehaltene Eintheilung der polnischen Geschichte vor und berücksichtigte ganz besonders die innere Entwickelung. Die letzte Epoche erschien 1836 in Brüssel unter dem Titel: «Polens Wiedergeburt». Im November 1830 brach der Aufstand in Warschau aus. Lelewel, dessen Popularität unter der Jugend sehr groß war, wurde zum Vorsitzenden der «Patriotischen Gesellschaft» und zum Mitgliede der Nationalregierung

---

*) Diese Hypothese wurde im J. 1862 von A. Przezdziecki in der Vorrede zu der von ihm neu herausgegebenen «Chronik» des Kadlubek widerlegt.

ernannt. Allein in dieser Stellung zeigte er bei seiner geringen Menschenkenntniß und bei seinem abstracten Doctrinarismus wenig Lebensklugheit und politischen Sinn. Nach dem Falle Warschaus ging er nach Paris. Da er aber unermüdlich auf eine baldige Wiederherstellung Polens hinarbeitete und an allen Angelegenheiten der Emigration lebhaften Antheil nahm, so mußte er auf Veranlassung des russischen Botschafters Paris im J. 1833 verlassen. Er begab sich nach Brüssel, wo er die letzten 29 Jahre seines Lebens in mühevoller Arbeit und Armuth zubrachte. Hier gab er, rastlos thätig, eine große Anzahl sehr werthvoller historischer, geographischer, heraldischer, numismatischer und archäologischer Werke theils in polnischer, theils in französischer Sprache heraus und zeichnete und radirte selbst die erläuternden Karten und Münztableaux. Die bedeutendsten derselben sind: «Numismatique du moyen âge» (3 Bde., Brüssel 1835); «Geographie du moyen âge» (4 Bde., Brüssel 1850—52); in polnischer Sprache erschienen: «Litauische und russische Geschichte bis zur Union von Lublin» (1838—44); «Die Völker in den slawischen Ländern»; «Darlegung der allgemeinen Geschichte» (4 Bde., Breslau 1850, Warschau 1853); «Polen im Mittelalter» (4 Bde., Posen 1846—51), zum Theil eine Sammlung schon früher publicirter Abhandlungen.

Wenige Monate vor seinem Tode ließ sich der erkrankte fünfundsiebzigjährige Forscher von seinen Freunden bereden, nach Paris überzusiedeln, wo er den 29. Mai 1861 sein arbeitsames Leben beschloß. In Brüssel hatte er in großer Zurückgezogenheit und beispielloser Dürftigkeit gelebt und in seinem demokratischen Stolz jede Unterstützung seiner Landsleute abgewiesen. Die polnische Historiographie verdankt Lelewel ihren Aufschwung im laufenden Jahrhundert. Zu seinen Vorgängern hatte er Felix Lojko (1717—79), der im J. 1773 in seiner «Erwiderung auf die Ansprüche Preußens» zuerst den Weg der kritischen geschichtlichen Forschung betrat, und Adam Naruszewicz, Bischof von Smolensk (1733—96), der die von Lojko eingeschlagene Methode in seiner «Geschichte des polnischen Volkes» (Warschau 1780—86) in großem Maßstabe entwickelte und so der erste kritische Geschichtschreiber Polens wurde. Doch ist dem letztern Dlugosz, der vorzüglichste Chronist des 15. Jahrh., noch Hauptquelle für die piastische Periode, während gleichzeitige Documente und die piastischen Chronisten Gallus, Kadlubek u. a. blos zur Berichtigung des Dlugosz von ihm benutzt werden. Auch sucht er durch spannende Darstellung der großen Ereignisse der Vorzeit in seinem Volke das Nationalgefühl zu beleben und es im Unglück zu stärken und zu erheben. Dieses didaktische Moment in Naruszewicz's Geschichtschreibung trat in der historischen Schule, die er gebildet, immer greller hervor zum Schaden und Nachtheil der historischen Wahrheit. Ein Verdienst Lelewel's ist es nun, daß er die polnische Geschichtschreibung in neue Bahnen lenkte. Fern von allem Moralisiren, vernachlässigte er fast gänzlich die Außenseite der Geschichtschreibung, indem sein nüchterner Geist auf eine schöne, malerische Darstellung der Ereignisse kein Gewicht legte. Dagegen einzig und allein darauf bedacht, die sociale und politische Entwickelung der polnischen Nation nach ihren Ursachen und Wirkungen zu ergründen und Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, schöpfte er aus erster Hand, suchte Quellen hervor, bearbeitete sie kritisch, verglich sie sorgfältig mit einander, beurtheilte sie nach ihrem wahren Werthe und bediente sich bei seinen Forschungen der historischen Hülfswissenschaften, die in Polen fast alle ihm ihren Ursprung verdanken. Alle seine Specialforschungen in Bezug auf polnische Geschichte, zusammengefaßt in der Zupański'schen Ausgabe: «Polen, seine Geschichte und Dinge» (22 Bände, Posen 1854—66), finden ihren letzten Ausdruck in zwei einander ergänzenden Werken: «Geschichte Polens in volksthümlicher Erzählung» (zuerst Warschau 1829) und «Betrachtungen über die Geschichte Polens und seines Volkes» (zuerst französisch, Paris und Lille 1844, sodann deutsch mit Bemerkungen des Verfassers, Brüssel und Leipzig 1845, zuletzt polnisch im dritten Bande der Gesammtausgabe, Posen 1855).

Das politische Ideal Lelewel's war eine demokratische Republik. Je mehr sich nun Polen, seiner Ansicht nach, diesem Ideal näherte, desto mächtiger wurde es, je weiter es sich aber von demselben entfernte, desto tiefer sank es. Er faßt also das alte Polen als eine demokratische Adelsrepublik in modernem Sinne des Wortes auf, welche nach dem Sturze der Herrschaft der Aristokratie durch den niedern Adel ihre Blütezeit im 15. und 16. Jahrh. erreicht, die aber im 17. Jahrh. verfällt, weil der Adel dem Landvolke die Theilnahme an der socialen und politischen Freiheit vorenthalten und die Republik nicht streng durchgeführt hat. Daher der Schluß, daß nur durch das Landvolk und durch die Republik Polen wiedergeboren werden könne. Diese irrige Anschauung Lelewel's, der die Thatsachen widersprechen, ließ ihn die Bemühungen verkennen, welche dahin zielten, die «goldene Freiheit», die Quelle der Anarchie zu beseitigen und die monarchische Gewalt zu heben; sie ließ ihn den Zustand Polens, welches ein auf patrimonialem Rechte erbautes Reich war, in der ersten Zeit seiner politischen Existenz in einem falschen Lichte erscheinen, sie verführte ihn in der Meinung, daß die Lage des Landvolks im 13. Jahrh. sich verschlimmert und daß der niedere Adel schon im 14. und 15. Jahrh. auf Reichstagen geschaltet hätte. Der Grund, daß Lelewel in solche Irrthümer verfiel, liegt theils darin, daß sein Sinn, der auf Einzelheiten gerichtet war, sich nicht auf einen höheren allgemeineren Standpunkt erheben konnte, theils auch darin, daß ihm viele heutzutage bekannte Quellen verborgen blieben. Immerhin hat Lelewel — und das ist sein Hauptverdienst — den Anstoß gegeben, die Vergangenheit Polens nach allen Richtungen hin im Einzelnen kritisch zu ergründen. Seinem Beispiele folgend, begann man Monographien zu schreiben, historische Materialien kritisch zu prüfen, Gesetzsammlungen, Documente, Chroniken, Memoiren, Briefe und andere historische Quellen herauszugeben.

Als Geograph steckte sich Lelewel das Ziel, die Vorstellungen des Alterthums und des Mittelalters über die Gestalt der Erde und der einzelnen Länder festzustellen.

Sein bedeutendstes geographisches Werk, die «Forschungen des Alterthums in Bezug auf Geographie», besonders das zweite und dritte Buch, ist ein vollendetes, abgerundetes Ganzes, das uns eine genetische Geschichte der alten Geographie gibt, und das dem besten neueren Werke dieser Art, der «Histoire de la géographie» (Paris 1873) von Vivien de St.-Martin nur an Umfang und nicht an innerm Werth nachsteht. Außer vielem andern verdankt die Wissenschaft Lelewel besonders die gründliche Kritik des Ptolemäischen Werkes; er hat es zuerst gewagt auszusprechen, daß der Gedanke des Ptolemäus, alle Ortschaften nach geographischer Länge und Breite zu bestimmen, genial, die Ausführung selbst aber äußerst mangelhaft gewesen sei. Seinen geographischen Werken vom J. 1832—1852 fehlt dagegen die nöthige Abrundung. Die Ursache davon war die kümmerliche Existenz Lelewel's. Dies nimmt man besonders in der «Géographie du moyen âge» wahr, die er mit der größten Anstrengung herausgab. Da er arm war und keine Reisen unternehmen konnte, so mußte er zur Gefälligkeit fremder Menschen seine Zuflucht nehmen, um sich Copien alter Karten aus verschiedenen Bibliotheken zu verschaffen. Trotz dieser Schwierigkeiten sammelte er binnen acht Jahren mehrere tausend Karten. Lelewel's Ansicht ist es, daß die Araber, gestützt auf ihre astronomischen Beobachtungen, dann die romanischen Völker vermittels der Magnetnadel eine große Genauigkeit in der Kartographie erlangt hätten, was die Tafeln der geographischen Länge und Breite und die ausgezeichneten nautischen Karten der italienischen und catalonischen Kosmographen beweisen, daß aber Ptolemäus, den man im 15. Jahrh. kennen lernte, diese Entwickelung der Kartographie durch sein verworrenes System gehemmt hätte. Die Schuld davon mißt Lelewel den deutschen Gelehrten, wie Behaim, Schedel, Ruysch, Schöner, Münster und Apian bei, die dem Ptolemäus zum Siege verholfen hätten: eine Ansicht, die einerseits Zustimmung, andererseits aber auch Zurückweisung erfahren hat. Eine Wiederholung einiger Abschnitte der «Géographie» mit Angabe kurzer Nachrichten über verschiedene Karten des alten Polen ist die Schrift Lelewel's: «Das Verdienst des Kopernikus, sowie anderer polnischen Astronomen auf dem Gebiete der Geographie» (Posen 1862). Lelewel hat zuerst die Geographie des Mittelalters in ihrer ganzen Ausdehnung dargestellt, und wenn er sich fast allein auf die Geschichte der Kartographie beschränkt hat, so that er es deshalb, weil er der Ansicht war, daß die geographischen Karten das genaueste Bild von dem geographischen Wissen zu jeder Zeit geben. Es ist nur zu bedauern, daß er die mathematische Geographie vernachlässigt und den Fortschritt der Kartographie im Mittelalter allein dem Einflusse der Araber zugeschrieben hat, während auch die westlichen Nationen durch selbständige Arbeit die Blüte der Kartographie im 14. Jahrh. vorbereitet haben. Im zweiten Bande der «Géographie» gibt Lelewel die Geschichte der Kartographie von Mercator bis auf d'Anville und im Epilog oder dem fünften Bande kehrt er noch einmal zu demselben Gegenstande zurück; aber auch hier berührt er nicht den großen Fortschritt der mathematischen Geographie im 16. und 17. Jahrh., welcher die Entwickelung der Kartographie herbeigeführt hat. Obwol also das Werk nicht frei von Vorurtheilen und die Form sehr mangelhaft ist, da es aus lauter nur sehr lose miteinander verbundenen Episoden besteht, bleibt es immerhin ein Werk von hoher Bedeutung als Sammlung wichtiger und zahlreicher Materialien zur Geschichte der mittelalterlichen Geographie (vgl. Warnka, «Joachim Lelewel's Verdienste auf dem Gebiete der Geographie», Posen 1878).

Aufschlüsse über Lelewel's Leben und literarische Thätigkeit gibt seine eigene Schrift: «Erlebnisse bei Auffindung und Erforschung polnischer Dinge» (Posen 1858) und seine Correspondenz: «Die Briefe Lelewel's» (Posen 1879). *(Dr. von Karwowski.)*

LELY (Peter), so genannt nach dem Beinamen seines Vaters, Maler, s. Faes (Peter van der).

LEMAIRESTRASSE, Meerenge, welche die zur Feuerlandgruppe gehörenden Inseln König Karl's-Südland und Staten-Island (Südspitze von Südamerika) trennt. In der Nähe liegt das Vorgebirge San-Diego. *(A. Schroot.)*

LEMANEA, eine von Bory aufgestellte Algengattung der Florideen oder (wie man diese Abtheilung jetzt gewöhnlich nennt) der Rothtange (Rhodophyceae) mit folgenden Merkmalen: Thallus fadenförmig, knotig gegliedert, hohl, aus wenigen Zellenschichten gebildet, von einer centralen Zellenreihe durchzogen, die durch kreuzweis stehende Stützzellen mit der Wand der Röhre verbunden ist; Cystokarpien der Innenwand der Glieder des Thallus als runde Fadenbüschel mit kettenförmig gereihten Carposporen aufsitzend; Tetrasporen fehlen.

Zu dieser Gattung gehören dunkel olivengrüne, borstenförmige, in büscheligen Rasen in schnell fließenden Bächen und Flüssen, insbesondere in Gebirgsbächen wachsende Süßwasseralgen Europas und Nordamerikas mit 10 Arten, von denen 8 in Deutschland vorkommen. Die bekanntesten sind Lemanea fluviatilis, annulata, torulosa, nodosa und catenata. *(A. Garcke.)*

Lemanischer See, Lemansee, soviel wie Genfersee, s. unter Genf (Canton).

LEMBEK, eine der angesehensten und einflußreichsten adeligen Familien Schleswig-Holsteins seit dem zweiten Drittheile des 14. Jahrh. Der Ursprung und die Herkunft derselben liegen im Dunkeln; ihr erstes Auftreten fällt in eine Zeit, in der so manche adelige Familien von Süden her in das Schleswigsche übersiedelten und im Gefolge der erobernden Schauenburgischen Grafen von Holstein sich hier immer mehr ausbreiteten. Auch die Lembeks waren zunächst im südlichen Schleswig angesessen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Familienname, gleich so manchen andern, von einem einheimischen Dorfe, Lembek in der Nähe von Rendsburg, hergenommen ist. Bald erwarben sie auch im nördlichen Theile des Herzogthums Grundeigenthum, und mit dem Grafen Gerhard kamen sie auch nach Jütland, wo er ein Mitglied zum Statthalter bestellte, wo mehrere von

ihnen sich schon bald als angesessen fanden und wo, nachdem gegen die Mitte des 15. Jahrh. die Familie im Herzogthum Schleswig verschwindet, ein Zweig derselben noch ungefähr ein Jahrhundert angesessen blieb und dann völlig ausstarb. Bei den Streitigkeiten und Kriegen des Königs Waldemar Atterdag, sowie der Königin Margarethe und Erich's von Pommern mit den holsteinischen Grafen und den schleswigschen Herzogen finden wir sie theils auf der einen, theils auf der andern Seite, nicht selten aber auch nach den Umständen wechselnd und dem veränderlichen Glücke folgend.

Die ältesten urkundlichen Nachrichten, die von Mitgliedern dieser Familie vorkommen, zeigen sie uns angesessen in Angeln, wo sie, wie andere Adelige, in den Besitz von frühern Krongütern oder königlichen Patrimonialgütern gelangt sein werden. Die älteste über sie vorhandene Urkunde vom J. 1335 nennt acht Söhne des damals bereits verstorbenen Ritters Gottschalk von Lembek, nämlich den Ritter Johann und die Knappen Nikolaus, Luder, Gottschalk, Emeke, Marquard, Otto und Timmo, denen Herzog Waldemar eine Wohnstätte in der Stadt Schleswig schenkte. Ihren Vater Gottschalk haben wir als den Stammvater des einen Zweiges der Familie zu betrachten. Ein anderer Zweig tritt urkundlich in dem Drost Claus Lembek hervor, der ausdrücklich vor jenen acht Brüdern in der Urkunde genannt wird. Dieser war ohne Zweifel ein älterer, wahrscheinlich ein Vatersbruder der genannten Söhne. Im Folgenden geben wir zunächst die Geschichte des ersteren Zweiges. Einer der Söhne Gottschalk's, Emeke, besaß den Hof Mohrkirchen in Angeln um das J. 1391; häufig wird Hartwich Lembek erwähnt, der besonders seit dem J. 1394 unter den Räthen der Königin Margarethe und in deren Gefolge, namentlich auch bei den Friedensverhandlungen mit dem König Albrecht von Schweden und den Hansestädten erscheint. Aus einem Erkenntniß des Königs Erich ersieht man, daß er auf Fünen angesessen war. Alle aber treten zurück vor dem ältesten Sohn Gottschalks, Johann, der sich bedeutende Höfe und größere zusammenhängende Landstrecken mit ausgedehnten Rechten im nördlichen Schleswig erwarb, wie sie damals wol kein anderer Adeliger besaß. Im J. 1344 verpfändete ihm Herzog Waldemar für 500 Mark Silber und 265 Mark lübischer Pfennige die ganze Lundtoftharde, mit allen Rechten, Diensten und Einkünften, wodurch der Grund zu dem großen Gute Seegaard gelegt ward. Bald kam er auch in Besitz der Insel Römö und der Troiburg und eines großen Theiles der Loharde. Bei den stets sich wiederholenden Fehden zwischen König Waldemar und den holsteinischen Grafen stand er auf Seiten der letztern. Bemerkenswerth ist, daß die Grafen Heinrich und Claus im J. 1351 eine Quittung an ihn über die für die Erben des Niels Ebbesen bezahlte Mannbuße wegen des von diesem erschlagenen Grafen Gerhard des Großen ausstellen. Höchst wahrscheinlich waren die Lembeks mit den Ebbesens verwandt. In dem Besitze von Seegaard und Zubehör folgte ihm sein Bruder Luder Lembek, der in den damaligen Thronstreitigkeiten ebenfalls stets auf Seiten der Grafen erscheint (gestorben 1379). Neben diesem tritt ein anderer Zweig der Familie mit dem Drost Claus Lembek und seinem Sohne Henneke hervor, die in einer langen Reihe von Jahren einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse jener Zeit hatten. Schon 1337 erscheint Claus Lembek in Jütland als Statthalter des Grafen Gerhard, dann als Pfandbesitzer des Schlosses Sonderburg und einer größeren Vogtei, 1343 ist er im Dienste des Königs als Marschall und Drost. Durch Heirath mit einer vornehmen und reichen Dame in Jütland war er in den Besitz der Burg Törning in der Gramharde gelangt, wo er in der Folge seinen Wohnsitz nahm. Wegen seines wachsenden Einflusses und Reichthums soll der König ihm nach dem Leben getrachtet, er selbst dem Könige geradezu Untreue gelobt haben. Indeß wurde ihm am 26. Juli 1353 wie vielen andern Rittern, die zur Partei der Grafen gehört, der ruhige Besitz seiner Güter zugesichert. Fortan gehört er wieder der königlichen Partei an; er erscheint auf allen jütischen Reichstagen, 1360 war er bei dem Vergleiche zwischen König und Grafen in Ripen einer der Schiedsrichter, nahm Theil an den Friedensverhandlungen zwischen König Waldemar und dem König Magnus von Schweden, folgte dem König auf seinem Zuge nach Gothland; überall erscheint er unter den ersten Rittern des Königs in den Vergleichen mit den Hansestädten, in den Verhandlungen zu Wordingborg, in dem Vertrage des Königs mit dem Grafen Adolf von Femarn, und (7. Juli 1365) mit den Grafen Heinrich und Claus zu Kolding. Als sich 1368 von allen Seiten der Sturm gegen den König erhob, soll Claus Lembek ihn durch eine geheime Warnung listigerweise zur Flucht ins Ausland bewogen haben. Damals erscheint er auch als Inhaber von Schloß und Stadt Ripen. In den Frieden zwischen dem König und den Grafen (24. Jan. 1373) ward er ausdrücklich mit einbegriffen und zugleich zum letzten mal erwähnt. Sein Sohn Henneke, der sich mit dem Vater dem Bündnisse gegen den König angeschlossen, hatte eine schwere Belagerung seiner Burg Törning auszuhalten, doch wurde auch ihm 1373 eine «stede Sone» zugesichert, auch blieb er im Besitz von Ripen. Er war, wie sein Vater, ein sehr vermögender und einflußreicher Mann, den wir nicht selten auch bei Geldangelegenheiten und andern derartigen Rechtsgeschäften, namentlich auch im Verkehr mit der Königin Margarethe finden. Quittungen für 9000 M., 4000 M., 2000 M. und wieder 8000 M. werden für Verpfändungen von ihm ausgestellt. Von bedeutenden Folgen war es auch, daß Herzog Gerhard 1394 ihm für 1135 Mark die Gramharde als nutzbares Pfand mit allen Einkünften und Rechten verschrieb mit der Bedingung, daß während seiner Lebenszeit die Einlösung nicht geschehen dürfe. Dadurch kam die ganze Harde in Verbindung mit der Burg Törning und verblieb gerade 100 Jahre in Privatbesitz, zuerst der Lembek und dann der Familie Ahlefeld. Häufig in den Hansarecessen wegen Seefehden und Strandraub und der Verbindung mit

den Vitaliern erwähnt, treffen wir Henneke noch auf dem Landesthing zu Urnehoved, wo die Herzogin Elisabeth, Tochter des Grafen Claus, ihre Ansprüche an das Herzogthum Schleswig dem Herzog Gerhard übertrug. Mit diesem und vielen Edelleuten fiel er in der am Oswaldusabend (4. Aug. 1404) an der Hamme den Ditmarsen gelieferten Schlacht und ward in Meldorf begraben. Auffallend erscheint, daß Henneke Lembek nie zur Ritterwürde gelangt ist, sondern ebenso wie sein Sohn Claus immer nur als Knappe bezeichnet wird. Dieser blieb nach seines Vaters Tode Besitzer der Burg Törning und Pfandinhaber der Gramharde, sowie des Schlosses Troiburg nebst der Loharde. Letztere beiden verkaufte er jedoch an die Königin (1407). Bei den Fehden der folgenden Jahre tritt er mehrfach hervor; 1413 klagt der König, daß Claus Lembek, sein Vasall, von herzoglichen Rittern gefangen gehalten werde; es wird ihm vorgeworfen, Gewaltthätigkeiten gegen herzogliche Unterthanen begangen zu haben. Trotzdem fiel er 1420 von dem König zu den Herzögen ab, die ihm außer der Gramharde auch die Hvidding-, Frös- und Carlslund-Harde gegen 2500 Mark verpfändeten. Darauf ließ ihn der König vor den dänischen Reichsrath fordern; aber Lembek leistete dem Befehle keine Folge. Ein königliches Heer belagerte seine Burg 1422, die jedoch von Herzog Heinrich entsetzt ward. Später scheint sie in die Hände des Königs gelangt zu sein, wie sich aus einem Vergleiche vom 1. Jan. 1423 schließen läßt. In den folgenden Kriegsjahren ist von Claus Lembek nicht weiter die Rede, auch sein Todesjahr ist nicht bekannt. Er hinterließ keine männlichen Erben, und so kam durch Heirath die Burg Törning nebst den mit derselben in Verbindung stehenden vier Harden in den Besitz von Heinrich von Ahlefeld, dem 1428 von den Herzögen ein neuer Pfandbrief ertheilt ward. Ebenso ging nach dem Tode des letzten Besitzers von Seegaard, des oben erwähnten Luder Lembek, dieses Gut in den Besitz der Ahlefelds über, von denen ein Mitglied mit einer Enkelin Johann Lembek's verheirathet war. In dessen Nachkommenschaft vererbte sich Seegaard Jahrhunderte lang. Törning blieb im Besitze der Ahlefelds bis zum J. 1494, wo es durch Tausch an die Landesherrschaft gelangte. Die so bedeutenden Besitzungen der einst mächtigen Familie Lembek: Troiburg nebst der Loharde, Seegaard mit der Lundtoftharde, Törning mit vier ganzen Harden, und viele zerstreute Grundstücke, welche zusammen ein Fürstenthum darstellten und vor allem den Königen bedrohlich erschienen, waren in andere Hände gekommen, und die Familie selbst, der schon der König Waldemar Atterdag sowie dessen Tochter, die Königin Margarethe, den Untergang gewünscht hatten, in Nordschleswig so gut wie verschwunden. Nur wundersame Sagen, die von den Chronisten mit großer Vorliebe erzählt und immer mehr ausgeschmückt wurden, hielten noch Jahrhunderte lang das Andenken des mächtigen Geschlechts im Gedächtniß der Leute. Von allen acht Söhnen des Stammvaters des Geschlechts ist nur ein einziger zu nennen, dessen Nachkommenschaft noch ins 16. Jahrh. hineinreicht. Es ist dies Emeke, dessen Nachkommen in Jütland ansässig waren; sein Sohn Hartwich, sein Urenkel gleichen Namens und sein Ururenkel Claus werden mehrfach urkundlich erwähnt. Im besondern waren sie im Besitze von Nebbe, hatten sonst Grundbesitz im Stifte Viborg, wo 1490 ein Grenzstreit zwischen ihnen entschieden ward. Unter den Erben von Hartwich ward 1546 ein Erbvergleich errichtet, doch fanden noch später Streitigkeiten unter den Familienangehörigen statt. Nebbe verkaufte sein Sohn Claus an Erich Krummenbek; die Familie aber soll mit ihm im J. 1562 ausgestorben sein. In der schleswig-holsteinischen Geschichte hat diese Linie niemals eine Rolle gespielt; durch ihren jahrhundertlangen Wohnsitz in Jütland waren sie, wie es scheint, völlig zu dänischen Landedelleuten geworden, ohne je eine Verbindung mit ihrer südlichen Heimat wieder zu suchen. Zum Schluß erwähnen wir noch eine historisch-antiquarische Streitsache, die sich an den Namen der Lembeks knüpft. Sowol auf Silt als auf Westerlandföhr werden noch die Burgwälle gezeigt, worin einst die Lembeks gehaust haben sollen. Es sind dies die antiquarisch berühmten Burgen bei Thinnum und Burgsum. Bei keiner ist über die Zeit und die Veranlassung ihrer Errichtung urkundlich etwas Bestimmtes bekannt. Es ist daher auch völlig unsicher, ob dieselben mit jener Befehlshaberschaft über Ripen in Verbindung stehen und etwa der Zeit angehören, wo die Lembeks mit dem König zerfallen waren. Die neuere Forschung neigt sich vielmehr der Meinung zu, daß die Lembeksburgen ursprünglich nichts weiter darstellen als sogenannte Bauernburgen, die zur Aufnahme von Vieh und dergleichen bei drohenden Ueberschwemmungen dienen sollten. Daß sie später von Rittern befestigt waren, steht allerdings nach den Untersuchungen von Michelsen («Urkundenbuch, 97 fg.) fest.

Vgl. «Aktstykker til opl. af Danm. indre fortold», p. 18—22; Becker in «Orion, histor. geogr. Maanedsk.», 1; Michelsen, «Nordfriesland im Mittelalter»; Stemann, «Beiträge zur Adelsgeschichte» in «Jahrbücher für Landeskunde der Herzogthümer» (Kiel 1867); «Hanserecesse 1256—1430»; «Presbyter Bremensis» in der Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft. *(A. Sach.)*

LEMBERG (polnisch Lwów, ruthenisch Lwiw, lateinisch Leopolis), Hauptstadt des österreichischen Königreichs Galizien, liegt an dem zum Westlichen Bug gehenden Bache Peltew, in einem schönen Thalkessel. Im J. 1880 zählte sie mit ihren vier Vorstädten (der Haliczer, Krakauer, Lyczakower, Zolkiewer Vorstadt) 109,746 Einwohner; davon bekannten sich zur römisch-katholischen Religion 58,602, zur evangelischen 1863, zur israelitischen 30,961, zur griechisch-katholischen 17,496, zur armenisch-katholischen 185 Einwohner; der Rest gehörte anderen Bekenntnissen an. Der Umgangssprache nach entfallen 91,870 Personen auf die polnische, 8911 auf die deutsche, 6277 auf die ruthenische, 453 auf die böhmisch-mährisch-slowakische, 212 auf die rumänische Sprache. Die Stadt, besonders die Vorstädte sind größtentheils neu und gut gebaut und machen mit ihren breiten Straßen und ge-

räumigen Plätzen einen angenehmen Eindruck. Lemberg besitzt viele öffentliche Gebäude und ist insbesondere reich an Gotteshäusern. Man zählt 33 römisch-griechische und armenisch-katholische Kirchen, 16 Klöster, darunter 8 für Nonnen, 8 Kapellen, eine griechisch nichtunirte Kapelle, eine evangelische Kirche, 2 israelitische Tempel und 11 israelitische Bethäuser. Unter den Baudenkmalen ragt die römisch-katholische Kathedrale hervor, zu welcher Kasimir der Große den Grundstein gelegt hat und welche von Kasimir IV., dem Jagellonen, im gothischen Stile im J. 1480 ausgebaut wurde. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts restaurirt und erweitert. Von großem kunstgeschichtlichen Interesse ist die neben der genannten Kathedralkirche stehende, von Boim im J. 1609 gegründete, im Renaissancestile erbaute, innen und außen mit prachtvoller Bildhauerarbeit ausgestattete Kapelle. Die griechisch-katholische Stadtpfarrkirche, gewöhnlich «die welsche» genannt, aus dem 17. Jahrh., im byzantinischen Stile, besitzt einen alten Thurm und eine schöne im gleichen Stile angebaute kleine Kapelle; die Dominikanerkirche, nach dem Vorbilde der Peterskirche in Rom im J. 1749 aufgeführt, besitzt schöne Denkmäler, von welchen besonders das Marmordenkmal der Gräfin Dunin-Borkowska von Thorwaldsen sehenswürdig ist; die griechisch-katholische St.-Georgs-Kathedrale steht auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe; sie wurde gegründet von dem Metropoliten von Kiew Athanasius im J. 1740 und ausgebaut im byzantinischen Stile, sie besitzt eines der ältesten ruthenischen Meisterwerke in ihrer birnförmig gegossenen Glocke aus dem Jahre 1341. Zu den ältesten kirchlichen Baudenkmälern Lembergs gehören die griechisch-katholische St.-Nikolaikirche und die römisch-katholische Maria-Schneekirche, welche von den ersten in der Stadt angesiedelten Deutschen 1340 aufgeführt und im J. 1879 restaurirt wurde. Von andern Gebäuden sind noch besonders zu erwähnen: das von 1828 bis 1837 erbaute Rathhaus mit einem 80 Met. hohen Thurme, welches sich auf dem «Ring», dem Hauptplatze der Stadt, erhebt; das gräflich Skarbek'sche Theater, in welchem polnische Darstellungen stattfinden; das Palais des römisch-katholischen Erzbischofs, das Invalidenhotel, das allgemeine Krankenhaus, die Bahnhöfe, das Landtagsgebäude, Statthalterei, Technische Hochschule, die Landesirrenanstalt, der Justizpalast u. s. w. Die Stadt ist größtentheils und besonders die Trottoirs gut gepflastert und an der Stelle der abgetragenen Ringmauern mit schönen Baumanlagen umgürtet. Von öffentlichen Gärten ist der Franz-Josephsberg mit seiner großartigen Parkanlage und seiner schönen Aussicht, sowie der Stadtpark (der sogenannte Jesuitengarten) zu erwähnen.

Lemberg ist der Sitz des galizischen Landtags, der Statthalterei, des Landesschulrathes, Landessanitätsrathes, einer Polizeidirection, des Oberlandesgerichts für Ostgalizien und Bukowina und eines Landesgerichts, einer Finanz-Landesdirection, des Generalcommandos und Landwehrcommandos, der Post- und Telegraphendirection für Galizien und Krakau, der Berghauptmannschaft für Galizien und Krakau, der Forst- und Domänendirection für Galizien und anderer Behörden und Aemter, sowie dreier (eines römisch-katholischen, griechisch-katholischen und armenisch-katholischen) Erzbischöfe mit deren Consistorien und Domkapiteln, eines evangelischen Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die 1784 gestiftete und 1817 erneuerte Franzens-Universität mit einer theologischen, einer rechts- und staatswissenschaftlichen und einer philosophischen Facultät. Die Universitätsbibliothek besteht aus 90,000 Bänden, 400 Handschriften und über 10,000 Münzen und Medaillen. Ein römisch-katholisches und ein griechisch-katholisches Seminar sorgen für die Heranbildung des Klerus. Ferner bestehen zu Lemberg: eine mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen ausgestattete technische Hochschule, vier Gymnasien, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt, eine kunstgewerbliche Fachschule, eine Thierarznei- und Hufbeschlagschule, Forst- und Handelsschule, Taubstummen-, Blindeninstitut und andere Unterrichtsanstalten. Das vom Grafen Ossolinski gegründete Nationalinstitut besitzt eine besonders für die polnische Literatur wichtige Bibliothek mit 81,000 Werken, 3000 Handschriften und über 9000 Stichen und ein Museum alterthümlicher Gegenstände. Diesem großartigen Institute steht das Dzieduszyckische Museum mit seiner reichhaltigen Sammlung von Objecten, welche sich auf die Naturkunde und Ethnographie Galiziens beziehen, zur Seite. Für Kunst und Gewerbe besteht ein städtisches Museum.

Lemberg besitzt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von industriellen Etablissements und eine entsprechende Anzahl von Geldinstituten, von welchen die Galizische Actien-Hypothekenbank, die Galizische Creditbank, der Galizische Boden-Creditverein, die Galizische Rustical-Creditanstalt, das Versatzamt, die Sparkasse als besondere Förderungsmittel der Handels- und gewerblichen Interessen hervorragen. Die bedeutende «Dreikönigsmesse» beginnt am Montag nach dem Dreikönigstage und dauert vier Wochen. An die Stelle des blühenden Handels, dessen sich Lemberg infolge seiner günstigen geographischen Lage zwischen dem Schwarzen und dem Baltischen Meere im Mittelalter und noch bis zum vorigen Jahrhunderte erfreute, hat die Stadt in neuester Zeit einen theilweisen Ersatz durch den Eisenbahn-Commissions- und Speditionshandel erhalten, in dem Lemberg gegenwärtig den Knotenpunkt des östlichen Eisenbahnnetzes Galiziens bildet, von welchem fünf Bahnlinien radial auslaufen. Der Handel befindet sich fast gänzlich in jüdischen Händen.

Das altrussinische Lwow, welches nordöstlich von dem heutigen Lemberg stand, war ein unbedeutender Ort, welcher wahrscheinlich von den Mongolen in der Mitte des 13. Jahrh. zerstört worden ist. Südwestlich davon entstand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. das neue russinische Lwow, indem Fürst Leo seine Residenz hierher verlegte und am Gipfel des südwestlich vom alten Lwow liegenden Berges eine Burg und an dessen südlichem Abhange ein zweites ebenfalls befestigtes Schloß erbaute. Bereits im folgenden Jahrhunderte kam Lemberg unter polnische Herrschaft, indem es im J. 1340 vom Könige

Kasimir von Polen eingenommen wurde. Dieser errichtete, um seine Herrschaft zu behaupten, eine Fremdenlegion aus Deutschen, welche mit den bereits in Lamburg bei Lwow angesessenen Deutschen eine staatsbürgerliche Vereinigung bildeten, welcher der König im J. 1356 das Magdeburger Recht verlieh. Der Name Lamburg wurde von den Deutschen auch auf Lwow übertragen, während der Name Lwow auch Lamburg mit begreift. Lemberg wurde mit demselben Privilegium zur Stadt erhoben. Vom J. 1415 an erscheint in Urkunden der Name Leopolis anstatt des in allen älteren Urkunden vorkommenden Lamburga und wird der Name Leopolis sowol auf den Fürsten Leo als auch auf den im Stadtwappen befindlichen Löwen bezogen. In demselben Jahre erhielt Lemberg vom Könige Wladislaw Jagello bedeutende Gebietsverleihungen, insbesondere die Obszarygründe, um die Mittel zur Befestigung der Stadt aufzubringen. Das Befestigungswerk derselben aber blieb unvollständig, indem die hierzu entworfenen Pläne nie ganz ausgeführt wurden, und es wurde, nachdem es sich im J. 1704 bei der Belagerung und Einnahme der Stadt durch Karl XII. nicht bewährt hatte, und nachdem Lemberg österreichisch geworden war, gänzlich aufgelassen, indem die österreichische Regierung im J. 1777 die Abtragung der baufällig gewordenen Stadtthore und deren Thürme, sowie die allmähliche Beseitigung und Planirung der Wälle, Basteien und Mauern anordnete. Das untere Schloß wurde vom Kaiser Joseph II. den Landständen überlassen, die dasselbe an die Stadt verkauften, welche es abtrug und den Grund dem Grafen Skarbek zum Bau des neuen Theaters überließ. Das obere Schloß wurde sammt dem Schloßberge von Joseph II. 1786 der Stadt geschenkt, worauf dasselbe als baufällig größtentheils abgetragen wurde. Die in den Jahren 1849 und 1850 hergestellte Neubefestigung der Stadt wurde nach wenigen Jahren wieder aufgehoben.

Lemberg, welches schon vor und zur Zeit Kasimir's des Großen, nachdem die russinischen Fürsten ihre Residenz hierher verlegt hatten, als die Hauptstadt des Landes galt, blühte bald infolge seiner günstigen Lage und der damaligen Handelsverhältnisse als Handelsstation für den Transito empor. Die Stadt sorgte für gute Justizpflege, sodaß das Stadtgericht zum Gerichtshofe der ganzen Provinz bestimmt wurde; sie errichtete bereits 1382 eine öffentliche Schule und ein Kranken- und Siechenspital. Im J. 1411 wurde der Sitz des römischen Erzbischofs von Halicz nach Lemberg verlegt. König Ludwig gewährte im J. 1372 der Stadt freien Handel in Ungarn und Polen und verordnete später, daß die nach der Tatarei reisenden und von dort zurückkehrenden Kaufleute ihren Weg über Lemberg zu nehmen haben und hier ihre Waaren während vierzehn Tage zum Verkaufe ausstellen sollen. Später wurde die weitere Verordnung erlassen, daß die reisenden Kaufleute, welche Lemberg umgehen oder ausweichen wollen, verhaftet und bestraft werden sollen. Im J. 1472 wurde der Stadt das Recht zur Abhaltung zweier Jahrmärkte verliehen. Für die Errichtung von Kirchen, Klöstern und religiösen Stiftungen haben sich besonders der Adel und die Magnaten von der Mitte des 16. bis über die Mitte des 18. Jahrh. hervorgethan.

Lemberg war von den ersten Jahren seiner Gründung bis zur Gegenwart vielen feindlichen Angriffen ausgesetzt, von welchen hier nur der Ueberfälle von seiten der Litauer im J. 1350, ihrer Vertheidigung gegen die Moldauer 1498, gegen die Tataren 1514, Tataren und Kosaken 1648, ihrer Einnahme von den Schweden 1704 in Kürze Erwähnung gethan sein soll. Durch die erste Theilung Polens 1772 fiel die Stadt an Oesterreich. Vgl. Bredetzky, «Lemberg», in den «Vaterländischen Blättern», Jahrgang 1809, S. 363; ferner Skizze von Lemberg ebendaselbst Jahrgang 1812, S. 544—551 und Jahrgang 1813, S. 579—584; Chodnicki, «Historya miasta Lwowa» (Lwow 1829); Zimorowicz, «Historya miasta Lwowa» (Lwow 1835); Rasp, «Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemberg», im «Archiv für österreichische Geschichte», Bd. 43, 1870, S. 373—504). *(F. Grassauer).*

Lemchen (Simon), s. Lemnius.

LEMGO, Stadt im Fürstenthume Lippe, an der Bega, 115 Meter über dem Meere, 11 Kilom. nördlich von der Landeshauptstadt Detmold, Centralpunkt des lippeschen Straßennetzes, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 6446 meist protestantischen Einwohnern. Unter den öffentlichen Gebäuden sind erwähnenswerth: die St.-Nikolaikirche (mit 2 Thürmen) und die St.-Marienkirche, frühgothische Hallenkirchen, beide aus dem 13. Jahrh.; das stattliche Rathhaus mit gothischem Mittelgiebel, die Flügel in reicher Renaissance; zwei fürstliche Schlösser; der Annenhof (Sitz der Aebtissin des Jungfrauenstiftes) und der Lippehof (Gymnasium), außerdem zahlreiche Giebelhäuser im Renaissancestil (aus dem 16. und 17. Jahrh.). Es befinden sich hier: Jungfrauenstift seit 1306 mit einer Aebtissin (Prinzessin aus dem regierenden Hause) an der Spitze; Gymnasium (seit 1583) mit Realklassen, höhere Töchterschule, Anstalt für blödsinnige Kinder, Kloster zur Aufnahme für alte Frauen, Beguinenhaus. Lemgo ist die gewerbsamste Stadt des Fürstenthums. Man betreibt Fabrikation von Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen aus Meerschaum, Leinen- und Wollenweberei, Wagenbau, Cigarrenfabrikation, Holzschneiderei, Gerberei, Bierbrauerei. Außerhalb der Stadt (im Amtssitz Brake) ist die Landes-Irrenheilanstalt mit Privatinstitut für Gemüthskranke. Dem berühmten Reisenden Engelbrecht Kämpfer, der hier geboren und als Leibarzt des Grafen zur Lippe gestorben, ist in den Promenaden (ehemaligen Festungswällen) ein Denkmal errichtet.

Lemgo ist eine der ältesten Städte in Norddeutschland. Es erhielt schon im 12. Jahrh. Stadtrechte, die durch Stadtprivileg vom 8. Jan. 1245 durch den Grafen Bernhard III. von Lippe bestätigt wurden. Rasch emporblühend, erhob sich Lemgo zum stimmberechtigten Mitglied der Hansa. Insbesondere blühte die Tuchmacherei. Im Anfang des 13. Jahrh. bestand hier eine Münzstätte. Auch in geistiger Hinsicht stand die Stadt hoch. Vor

1560 war hier eine Druckerei im Gange. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte diese Blüte so, daß von der Stadt kaum mehr als der Name übrig blieb. Dazu erlangte es später, als der Aufbau wieder begann, eine traurige Berühmtheit durch seine Hexenprocesse.
(*A. Schroot.*)

Lemming, nordische Wühlmäuse, s. Myodes.

LEMNACEEN, eine von Link aufgestellte Pflanzenfamilie der Monokotyledonen, welche von einigen Systematikern mit den Araceen vereinigt, von andern mit Pistia, einer in der Tracht etwas abweichenden Aracee, dieser Familie gegenübergestellt wird. Unter den Monokotylen und somit unter den Phanerogamen überhaupt nimmt sie wegen ihrer einfachsten Organisation unstreitig die niedrigste Stufe ein, und dürfte mit den Najadeen und Potameen, insbesondere mit Zostera am nächsten verwandt sein. Ihre Charakteristik läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Blüten einhäusig, ohne Blütenhüllen, Blütensprosse verkürzt, eine weibliche, aus einem Pistill bestehende Gipfelblüte und 1—2 männliche aus je einem Staubfaden bestehende Seitenblüten tragend. Staubbeutelfächer kugelig, in Querspalten aufspringend. Fruchtknoten sitzend, einfächerig, in einen breittrichterförmigen Griffel verschmälert, Narbe einfach. Eichen 1—7, dem Grunde des Fruchtknotens eingefügt, aufrecht oder horizontal, gegenläufig, halbgegenläufig oder geradläufig, mit 2 Integumenten. Frucht ein zarthäutiger, nicht aufspringender, 1—7samiger Schlauch. Samen mit dicker, fleischiger, äußerer und zarter innerer Samenhaut; der Scheiteltheil der letztern dicker, bei der Keimung als Samendeckel durch einen queren Riß sich ablösend. Keimling mittels eines kurzen Trägers an der Innenfläche des Samendeckels hängend, sonst allseitig von einem sparsamen stärkemehlhaltigen Endosperm umgeben und mit rückwärts gerichtetem Knöspchen.

Hierher gehören kleine, bisweilen sogar äußerst winzige, aber heerdenweise in stehenden oder langsam fließenden Gewässern schwimmende, fast über die ganze Erde verbreitete, ausdauernde, bei uns unter dem Namen «Wasserlinsen, Entenflott oder Entengrün» bekannte Gewächse, welche entweder ganz blattlos oder mit sehr rudimentären Blättern versehen sind, aber blattartig ausgebreitete Stengel besitzen, die sich in zwei oder mehrere blattartige Theile verzweigen.

Linné kannte aus dieser Familie nur die 5 in Deutschland vorkommenden Arten, Lemna minor, trisulca, gibba, polyrrhiza und arrhiza, welche letztere zu der jetzt ziemlich allgemein angenommenen, durch den Mangel einer Wurzel bemerkenswerthen Gattung Wolffia gerechnet wird. Schleiden trennte hiervon noch zwei andere Gattungen ab, nämlich Spirodela, wozu er Lemna polyrrhiza zog, und Telmatophace mit Lemna gibba. Letztere verdient am wenigsten als besondere Gattung anerkannt zu werden, während erstere auch in der ausgezeichneten Monographie dieser Familie von Hegelmaier, welcher wir hier im wesentlichen folgen, als solche angenommen ist.

Die Gattung Lemna wird von Hegelmaier in folgender Weise charakterisirt: Sproß einwurzelig. Blätter unentwickelt. Die zwei nach oben gekehrten Wirtelblattachseln fruchtbar. Antherenhälften mit zwei übereinander gestellten Fächern, mit Querritzen aufspringend. Im Fruchtknoten 1—6 anatrope, hemianatrope oder fast atrope Samenknospen. Samen eiförmig, gerippt oder facettirt. Endosperm 1—3schichtig. In den verschiedensten vegetativen und generativen Theilen nadelkrystallführende Zellen. Sproß mit einem Mittelnerven, ohne oder mit 1—2 jederseits vom Knoten abgehenden Seitennerven, Wurzel gefäßlos. Sproßstiel immer mit dem zugehörigen Sproß verbunden. Ueberwinterung durch lufthöhlenhaltige, nicht niedersinkende Sprosse. — Die Gattung zerfällt in die beiden Untergattungen Hydrophace und Telmatophace. Zu ersterer gehören Lemna trisulca *L.*, L. valdiviana *Philippi*, L. perpusilla *Torrey*, L. paucicostata *Hegelmaier*, L. angolensis *Welwitsch* und L. minor *L.*, zu letzterer nur L. gibba *L.*

Die Gattung Spirodela erhält dagegen folgende Charakteristik: Vorblatt des Sprosses und ein Wirtelblatt niederblattartig entwickelt, am Grund miteinander zusammenhängend, beide unfruchtbar, die zwei andern Wirtelblattachseln fruchtbar. Wurzeln mehrere. Im Fruchtknoten zwei umgewendete Samenknospen. Frucht zwei- bis mehrsamig. Im Sproß mehrere Seitennerven; in diesen und im Mittelnerven Gefäßzellen. In verschiedenen Theilen nadelkrystallführende Zellen, neben ihnen in der Achse und zum Theil im Blatt krystalldrusenführende Zellen. In den Wurzeln ein Gefäß. Hierzu werden 1) Lemna oligorrhiza *Kurz* (mit Einschluß von L. melanorrhiza *Ferd. Müller*, L. pleiorrhiza *Ferd. Müller* und L. javanica *Bauer*) und 2) Lemna polyrrhiza *L.* (mit Einschluß von L. bannatica *Waldstein* und *Kitaibel*, L. orbicularis *Kitaibel*, L. orbiculata *Roxburgh* und L. major *Griffith*).

Aus der Gattung Wolffia, deren Mitglieder keine Wurzeln, nur einen anfangs sehr kurzen, erst nach dem Verblühen gestreckten Staubfaden und eine aufrechte, geradläufige Samenknospe besitzen, sind 12 in Europa, in Ostindien, im tropischen Afrika und Amerika einheimische Arten bekannt.
(*A. Garcke.*)

LEMNIUS (Simon), als hervorragender Humanist und erster lateinischer Uebersetzer der Odyssee, wie durch seine Streitigkeiten mit Luther berühmt, ward am Anfange des 16. Jahrh. im graubündnerischen Münsterthal im Gericht oberhalb der Calven geboren. Den Gelehrtennamen Lemnius, von Freunden zu Lemchen oder Lemichen umgewandelt, scheint er von seinem mütterlichen Großvater (Lemm) angenommen zu haben. Sonst legt er sich auch andere Namen bei, wie Monasteriensis, Pisäus, Oengadinus, Rheticanus, Rhetus Canus. Ursprünglich hieß er Simon Margadant Emporicus, auch lateinisirend Mercatorius, Mercator. Nach dem frühen Tode seiner Aeltern entriß der Mann seiner Schwester ihm sein Besitzthum; des armen Knaben nahm sich vielleicht der Bischof von Chur, Paul Ziegler, an. In den Jahren 1532 und 1533 treffen wir den armen Schüler in München und Ingolstadt studirend; ein Freund nennt ihn «die

Zierde des Etschgaues», nachdem er 1531 seine erste lateinische Dichtung, dem Markgrafen Joachim von Brandenburg gewidmet, herausgegeben hatte: «Episodia de Joachimo Marchione Brandenburgensi et ejus conjuge». Im J. 1534 ist er in Wittenberg, mit Georg Sabinus, dem späteren Schwiegersohne Melanchthon's, eng verbunden, von Melanchthon selbst beschützt und geschätzt. Dieser verschaffte dem gelehrten Romanen unentgeltlich die Magisterwürde und dachte wol daran, ihm eine Professur in Wittenberg zukommen zu lassen. Lemnius wollte sich noch andere Gönner erwerben und ließ 1538 durch Sabinus zwei Bücher Sinngedichte veröffentlichen. Die Widmung an den Erzbischof und Kurfürst Albrecht von Mainz zog Lemnius aber die gefährliche Feindschaft Luther's zu, der am Treiben der fröhlichen humanistischen Poeten ohnehin manches auszusetzen hatte. Melanchthon, der wahrscheinlich die Epigramme in der Handschrift gelobt hatte, fand nun mit Luther plötzlich Anstößiges in den harmlosen Versen, ließ als Rector das Büchlein confisciren, und bald wurde die Sache so ernst, daß Lemnius für gerathen fand, durch Flucht sich der weiteren Untersuchung zu entziehen. Luther predigte, daß der Schandpoetaster und ehrlose Bube von Rechts wegen seinen Kopf verlieren sollte (Luther's Werke, herausg. von Walch, 14. Band). Nachdem der poetische Uebelthäter in aller Form zweimal vorgeladen und nicht erschienen war, wurde er relegirt. Da Lemnius ohne sein Verschulden in diese Lage gerathen war, suchte er nunmehr seine Strafe nachträglich auch zu verdienen. In Halle, wo Kurfürst Albrecht sich des unschuldig Verfolgten annahm, gab Lemnius seine Epigramme neu heraus, nun um ein Buch vermehrt, in dem er Luther's Feindseligkeit erwiderte. Zugleich ließ er erscheinen: «Apologia Simonis Lemnii Poetae Vitebergensis, contra decretum, quod imperio et tyrannide M. Lutheri et Justi Jonae Viteberg. Universitas coacta iniquissime et mendacissime evulgavit» (wieder abgedruckt bei Hausen, «Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland»). Ueber die erlaubte Abwehr ging Lemnius hinaus, indem er seine genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse zu einer über alle Maßen schmuzigen Schmähschrift verwerthete; er ließ mit einer Widmung an Luther «totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam», erscheinen «Lucii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia» (wieder abgedruckt in W. Murr's «Neuem Journal zur Literatur- und Kunstgeschichte», 1799). «Der Mönchshurenkrieg» ist in dramatischer Form und keineswegs witzlos. An Angriffen auf Lemnius fehlte es infolge dessen nicht, und als ein Pasquillant der schlimmsten Sorte stand er in übelm Rufe, bis 1753 Lessing in seinen «Kritischen Briefen» (1—8; in der Hempel'schen Ausgabe im 8. Bande) siegreich seine Rettung durchführte und Luther's nicht gerechtfertigtes Verfahren beleuchtete.

Lemnius entging glücklicherweise weiterer Polemik, indem er noch 1538 einem Rufe nach Chur Folge leistete. Mit 50 Goldgulden Gehalt ward er an der von Bullinger gegründeten Schule des Predigerklosters St.-Nikolaus angestellt. Hier wirkte er zehn Jahre lang als Lehrer und erwarb sich zahlreiche Freunde, doch wissen wir von seiner Lehrthätigkeit nichts, als daß er einmal auch den Cäsar mit seinen Schülern las. Schriftstellerisch war er ungemein fleißig. «Sein Genie», so rühmt Lessing, «trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, was damals noch etwas Seltenes war.» Zunächst gab er heraus eine «Elegia in commendationem Homeri de bello Trojano» (1539), das erste bedeutende Zeugniß seiner Homerstudien. Als reife herrliche Frucht derselben ging 1549 aus den baseler Pressen hervor «Odysseae Homeri Libri XXIV nupera Simone Lemnio Emporico Raeto Curiensi Heroico Latina carmine facti et a mendis quibusdam priorum translationum repurgati. Accessit et Batrachomachia Homeri, ab eodem secundum Graecum Hexametra Latinitate donata.» Gewidmet ist die Arbeit dem französischen König Heinrich II., und eine zweite Auflage erschien auch zu Paris 1581. Es scheint ihm für diese bedeutende Leistung weder in der Heimat, noch in Frankreich und Italien an Anerkennung gefehlt zu haben. Außer der Odyssee übertrug er auch noch die «Periegesis» des Dionysius und die «Carmina aurea» des Pythagoras ins Lateinische. Zweifelhaft erscheint, ob ein Gedicht auf Joannes Frisius, eine Schrift «Academia Gallica» und «Ethica, sive de virtutibus moralibus libri IV» auch wirklich von ihm herrühren. Den Dichterlorbeer, den ihm die Akademie von Bologna weihte, hat er durch seine eigenen Dichtungen wohl verdient. Im J. 1542 ließ er erscheinen «Simonis Lemnii Poetae Amorum Libri IV»; ferner «Bucolicorum Aeglogae quinque»; ein Stück der Bucolica ist die selbständig abgedruckte «Iter Helveticum» («Anzeige für schweizerische Geschichte», 1862). Sein poetisches Hauptwerk dagegen hat er nur handschriftlich hinterlassen: «Libri IX de bello Suevico ab Helvetiis et Rhaetiis adversus Maximilianum Caesarem 1499 gesto rhytmis». Ueber das Handschriftenverhältniß und italienische Uebersetzung im «Anzeiger für schweizerische Geschichte», 1860, 1862 und 1863. Erst 1792 und 1797 wurde ein höchst erbärmlicher, theilweiser Uebersetzungsversuch gedruckt. Der lateinische Text der «Rhaeteis» wurde erst 1874 von Placidus Plattner auf Veranstaltung der historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens gedruckt; Plattner, der seiner Ausgabe eine Biographie des Dichters voranschickte, hat auch eine deutsche Uebersetzung des Epos herausgegeben (Chur 1882). Eine neue Ausgabe des lateinischen und italienischen Textes bereitet Herm. Hagen vor. Historisch getreu verfährt Lemnius in seinem vaterländischen Heldengedichte nicht («Jahrbuch für schweizerische Geschichte», 1883, «Benedikt Fontana, eine schweizerische Heldenlegende»), obwol schweizerische Historiker ihn als Quelle benutzten. Lemnius' Vater selbst hatte in diesem Kriege mitgefochten, und, wie das Gedicht aus patriotischer Gesinnung entstanden, so wirkte es, in Handschriften verbreitet, wieder mächtig auf des Dichters Landsleute ein. Die Hexa-

meter sind tadellos, wie Lemnius als Verskünstler überhaupt eine hohe Stellung einnimmt. Eigentlich dichterische schöpferische Kraft kann man ihm trotz seines poetischen Schwunges nicht nachrühmen. Er selbst wurde 1550 bereits von der Pest hinweggerafft, vor der er schon früher einmal sich nach Basel geflüchtet hatte. In seinem selbstverfaßten Epitaphium nennt er sich «praeclarus carmine vates». Sein Bildniß ist der Biographie in Pantaleon's «Prosopographie», III, beigegeben. Am ausführlichsten hat über ihn gehandelt Gg. Th. Strobel, «Leben und Schriften Simonis Lemnii» in den «Neuen Beiträgen zur Literatur besonders des 16. Jahrhunderts» (Nürnberg 1792), III, 1, 3—156.

(Max Koch.)

LEMNOS, türkische Insel, im nördlichen Theile des Aegäischen Meeres, südlich von der thrakischen Küste, ostsüdöstlich von dem Vorgebirge Athos, dessen Schatten bis auf den Markt der Stadt Myrina fallen sollte, südöstlich von Imbros gelegen (*ἡ Λῆμνος*, vgl. Ilias I, 593, II, 722, V, 128; *Hekat.* fr. 102; *Scyl.* p. 27; *Herodot.* IV, 145; *Strabo*, II, p. 124, VII, p. 330; *Pausan.* VIII, 33; *Ptolem.* III, 13; *Mela*, II, 7, 8; *Plin.* IV, 23, 12, XXXVI, 13), die von den Alten gewöhnlich noch mit zu Thrakien gerechnet wurde, ist von Westen nach Osten etwa 30 Kilom. lang, von Norden nach Süden 15 Kilom. breit, und hat 506 □Kilom. Flächeninhalt. Lemnos ist fast durchaus Berginsel und in der Gegenwart arm an Baumwuchs; aber sie ist dabei für Getreide und besonders für Weinbau trefflich geeignet. Die Insel gilt als wesentlich vulkanischen Ursprungs, wie sie denn auch bei den Alten dem Hephästos geweiht war, und in ältester Zeit den Namen Aithalia führte (*Polyb.* bei *Steph. Byz.* und Etym. magnum s. v. *Αἰθάλη*). In letzterer Hinsicht ist wiederholt die Vermuthung aufgestellt worden, daß in vorhistorischer Zeit der östliche Theil der Insel mit dem berühmten feuerspeienden Berge Moschylos durch einen gewaltigen vulkanischen Ausbruch vernichtet und in die Tiefe des Meeres versunken sei. Sonst wird gewöhnlich der Hügel Moschylos im Nordosten der Insel bei der Stadt Hephästia für einen seit uralter Zeit erloschenen Vulkan gehalten. Nach neuerer Ansicht ist dabei jedoch nur an ein sogenanntes «Erdfeuer» zu denken. Namentlich dieser Berg und seine Nachbarschaft liefert in Masse das Hauptproduct der Insel, die berühmte lemnische, röthliche Siegelerde (*μίλτος*, terra Lemnia oder sigillata), die theils als Farbstoff dient, theils von den Aerzten als Heilmittel für veraltete Wunden und Schlangenbisse benutzt wurde und von den Griechen und Türken noch heute dazu verwendet wird (*Galenus*, De simpl. Med. fac. IX, 1; *Plin.* N. H. XXXV, 13, 6. 14, 6). Galenus meldet als Augenzeuge aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., daß eine bestimmte Quantität dieser Erde alljährlich (wie noch gegenwärtig allemal am 8. August) in feierlicher Procession von den Priestern abgeholt wurde, die dann die einzelnen Portionen mit dem Bilde der Artemis bezeichneten und an jedermann verkauften. Vgl. Forbiger s. v. in Pauly's «Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft», Bd. 4, S. 910 fg.; Neumann und Partsch, «Physikalische Geographie von Griechenland» (Breslau 1885), S. 314—318, 338, 339.

Als die ältesten Bewohner dieser Insel galten den Griechen wilde thrakische Barbaren, die sogen. Sintier (vgl. Ilias I, 594; Od. VIII, 294; *Strabo*, X, p. 457, XII, p. 549); auf den thrakischen Namen der «Großen Göttin», der Mutter Erde, führte man auch (nach *Hekat.* fr. 102 bei *Steph. Byz.* l. l.) den später gewöhnlichen der Insel, nämlich Lemnos, zurück (Forbiger, S. 911). Griechisch wurde die Insel, wie auch das benachbarte Imbros — die in ältester Zeit auch den Phönikern als Stationen gedient hatten — infolge der durch die thessalisch-dorische Wanderung veranlaßten Erschütterung auf dem griechischen Festland, durch welche gegen Ende des 11. Jahrh. v. Chr. Minyer von Orchomenos und Pelasger aus dem Flußgebiet des Peneios nach diesen Inseln zu wandern bestimmt wurden (vgl. *Herod.*, 4, 145 fg. 5, 26, 6, 138; *Thucyd.* 4, 109; M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 180 fg. u. 355). Später als die meisten übrigen Inseln in den östlichen Strichen des Aegäischen Meeres, nämlich erst 512 v. Chr., wurde Lemnos mit seinen Städten Hephästia auf der nördlichen und Myrina auf der südwestlichen Seite durch den persischen Fürsten Otanes dem Großkönig Dareios I. unterworfen (*Herodot.* V, 26). Als nachher der ionische Aufstand gegen Ende des J. 500 v. Chr. die Herrschaft der Perser im Aegäischen Meere erschütterte, eroberte der auf dem thrakischen Chersonnes damals gebietende Fürst Miltiades Lemnos und Imbros für Athen, und behauptete sie zunächst bis 494 v. Chr. (Duncker a. a. O., Bd. 4, S. 529, 558; Bd. 6, S. 537; Bd. 7, S. 64 fg.). Nach der Niederlage der Perser bei Mykale tritt Lemnos mit Imbros wieder zu der griechischen Sache über, und erscheint bestimmt seit 476 unter der Hoheit der an der Spitze des Delischen Bundes stehenden Athener (Duncker, «Geschichte des Alterthums», Bd. 7, S. 366 und Neue Folge, Bd. 1, S. 56). Seit 448 v. Chr. gründete ferner Perikles auf dieser durch ihre reiche Fruchtbarkeit wie durch ihre geographische Lage so wichtigen Insel eine der stärksten Kleruchien des attischen Volks (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 65, und Neue Folge, Bd. 2, S. 105 und 229 fg.). Die hier ausgehobenen Truppen gehörten zu Athens besten Streitkräften. Ueberhaupt verwuchs Lemnos, wie Imbros und Skyros so eng mit dem attischen Staate, daß es (eine kurze Zeit nach der Katastrophe bei Aegos-Potamos ausgenommen) demselben dauernd zugehört hat, doch wahrscheinlich bis zum Jahre 262, wo der jämmerliche Ausgang des Chremonideischen Krieges Athens alte Macht für immer vernichtete. Fortan makedonischer Besitz, wurde Lemnos den Athenern durch die Römer 166 v. Chr. nach der völligen Zertrümmerung des Makedonischen Reiches wieder zugesprochen; so blieb es auch noch während der römischen Kaiserzeit (vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit», 2. Ausg., 1887, Bd. 3, S. 389; G. Hertzberg, «Griechenland unter den Römern»

Thl. 1, S. 84, 136, 219, 312, 502). Geographisch aber wurde die lemnische Inselgruppe fortan, jedenfalls im 2. Jahrh. n. Chr., zu der makedonisch-thessalischen Provinz des Römischen Reiches gezählt (vgl. Hertzberg a. a. O., Bd. 2, S. 299).

Die Insel Lemnos, die in einer Zeit, wo Athen immer mehr aufhörte, auch nur noch eine Art schattenhafter Autonomie innerhalb des Römischen Reiches zu bewahren, im J. 267 n. Chr., wie noch viele andere Inseln und Seestädte, durch Gothen und Heruler schwer heimgesucht wurde (Hertzberg, Bd. 3, S. 169 und 277) schon in Konstantin's des Großen Zeit Sitz eines christlichen Bischofs war, ist nach ihrem spätern Uebergange an das Oströmische Reich — seit der Zeit, wo die byzantinische Themen-Verfassung zur Ausbildung gelangt war, jedenfalls seit dem ersten Drittel des 8. Jahrh., ein Glied des «*Αἰγαῖον πέλαγος*» genannten Themas, während die Insel seit der Zeit der Konstantiner zu Achaja gehört hatte (vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Thl. 2, S. 353). Allmählich zum Erzbisthum erhoben, im J. 900 schwer heimgesucht durch den gefürchteten moslemitischen Korsaren Leo von Tripolis, der jedoch im J. 924 bei Lemnos durch den byzantinischen Admiral Johannes Radinos aufs Haupt geschlagen wurde, gerieth die Insel nach der Zertrümmerung des Byzantinischen Reiches durch den lateinischen Kreuzzug, 1207, in die Hände des Venetianers Filocalo Navigajoso, und wurde erst durch die Paläologen 1269 wieder für das neu erstandene griechische Reich zurückgewonnen. Als Lohn für seine tapfere Hülfe gegen die Osmanen bei ihrer entscheidenden Belagerung Konstantinopels durch Kaiser Konstantin XI. 1452 dem Genueser Guglielmo Longo Giustiniani zugesagt (vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 2, S. 536 und 538) wechselte nach dem Falle der alten Weltstadt der Besitz von Lemnos wiederholt zwischen Italienern und Osmanen, bis endlich die letzteren seit 1479 dauernd hier ihre Herrschaft begründen konnten (Hertzberg a. a. O., Bd. 3, S. 8). Die Russen, welche unter Alexei Orlow im Kriege des Jahres 1770 die heutige Hauptfestung der Insel nach langer Belagerung am 6. Oct. zur Ergebung zwangen, verloren sie schon nach drei Tagen wieder an den damaligen Kapudan-Pascha Hassan-Ghasi-Dschesairli (S. 238). Gegenwärtig bildet die Insel, welche bald Limno oder Limni, bald Stalimene (d. i. *εἰς τὰν Λῆμνον*) genannt wird, ein Liva des Vilajets Dschesairi-Bahri-Sefid; Hauptort ist jetzt Limno (oder Kastro), welches die Stelle des alten Myrina einnimmt, Sitz eines Bischofs ist und 2000 Einwohner zählt. Reich an Getreide, Oel, Seide, Reben, Feigen, Honig und Wachs, hat die ganze Insel gegenwärtig etwa 15,000 meist griechische Einwohner. — Vgl. C. Rhode, «Res Lemniacae» (Breslau 1829), und A. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannover 1860). *(G. Hertzberg.)*

LEMURES, gleichbedeutend mit den Larvae, waren wahrscheinlich in den ältesten römischen Zeiten die Geister der Verstorbenen überhaupt (*Ovid.* fast. 5, 483; *Serv.* Aen. 3, 63; *Apulej.* de D. Socr. p. 152); später jedoch wurden Lemures und Larvae für die als Gespenster in der Nacht umgehenden bösen, quälenden Geister angesehen (*Augustin.* de C. D, 9, 11), die man an den Lemurien zu sühnen pflegte, s. Art. Larvae. Das Sühnfest Lemuria soll nach *Ovid.* fast. 5, 445 fg. zur Beruhigung des erschlagenen Remus, dem bei der Bestattung sein volles Recht nicht widerfahren war, von Romulus gestiftet und zuerst Remuria genannt worden sein. An diesen Tagen waren alle Tempel geschlossen und man vermied alle Heirathen. *(H. W. Stoll.)*

LENA, der bedeutendste Fluß Ostsibiriens, entwässert die weitausgedehnten, von Plateauerhebungen, Berg- und Gebirgsketten vielfach durchzogenen Landschaften zwischen dem Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge, sowie den Werchojanischen und Charaulach-Bergen einerseits und den wasserscheidenden Höhen gegen Jenissei und Olonek andererseits. Das so umgrenzte Stromgebiet umfaßt nach A. E. Nordenskiöld's Berechnung ein Areal von 2,395,000 □Kilom. oder 43,500 □Meilen. Es steht somit demjenigen des benachbarten Jenissei (2,712,000, resp. 49,250) nur wenig, beträchtlich dagegen demjenigen des Ob (3,445,000, resp. 62,560) an Größe nach. Im Gegensatz zu den beiden letztgenannten westsibirischen Riesenströmen, welche mit ihren Quellflüssen tief in das Innere des centralasiatischen Hochlandes hineingreifen, ist das Stromsystem der Lena ausschließlich auf die Nordabdachung jener centralen Massenerhebung beschränkt. Die Lena sowol als auch der Witim, der zweite Quellfluß, entspringen auf der Nordseite der Gebirgsumwallung Centralasiens: die Lena auf der Nordwestabdachung des Baikalgebirges, nur 30 Werst von dem gleichnamigen See entfernt, der Witim auf dem diesen See östlich umrandenden Witim-Plateau. Beide an Stromlänge und Wasserführung ziemlich gleichwerthigen Flüsse durchströmen in ihrem Oberlaufe bis zu ihrer Vereinigung ein mannichfaltig gestaltetes Berg- und Gebirgsland. Ihr Lauf ist dem entsprechend hier rasch und wild, und vielfach von Strudeln, Stromschnellen und Felsinseln unterbrochen. An zahlreichen Stellen treten die zunächst aus Schiefern und Sandsteinen, weiter abwärts aus Kalksteinen bestehenden Felsmassen in malerischen Formen unmittelbar bis an die Flußufer heran; so namentlich da, wo der Witim in engen Querthälern die sich seinem nordwestlich gerichteten Laufe entgegenstellenden Gebirgsketten durchbricht, sowie an der Lena 250 Werst unterhalb Kirensk, wo die sogenannten «Backen», etwa 30 Met. hohe senkrechte Kalkfelswände, den Fluß einengen. Trotzdem ist die Lena, wenn auch nur für kleinere Fahrzeuge, bis auf 150 Werst unterhalb der Quelle, bis zu dem Dorfe Katschuga schiffbar, während der Witim nur bis zu der großen Stromschnelle Diljunuran, etwa 575 Kilom. oberhalb seiner Vereinigung mit der Lena, befahrbar ist. Die Lena besitzt bei Katschuga eine Breite von etwa 30 Faden bei einer Tiefe des Fahrwassers von 2 Met.

Unterhalb des Zusammenflusses von Lena und Witim bei Witimsk beginnt der Mittellauf des Stromes, welcher die etwa 1420 Werst lange Strecke bis zur

Einmündung des Aldan und Wilui unterhalb Jakutsk umfaßt. Der Gebirgscharakter der Landschaft tritt mehr und mehr zurück, die Flußufer werden flacher und nur noch selten stellen sich felsige Steilufer ein. Ein solches findet sich namentlich zwischen Witimsk und Olekminsk, wo auf eine weite Strecke hin mächtige horizontal geschichtete Kalkbänke, vielfach säulen- und ruinenförmig zerrissen, die «Colonnaden der Lena», den Fluß begleiten. Bei Olekminsk hat der Strom bereits eine Breite von 1 Werst erreicht; zahlreiche flache Inseln liegen namentlich gegen Jakutsk hin in dem Flußbette verstreut.

Bedeutendere Zuflüsse auf dieser Strecke des Mittellaufs sind: die Olekma und der Aldan auf der rechten, der Wilui auf der linken Seite. Der erstere, ein reißender Fluß, ähnlich wie der benachbarte Witim, aber fast doppelt soweit aufwärts befahrbar, entspringt nahe der dem Amur tributären Nertscha auf der Nordabdachung des Jablonoigebirges. Demselben Gebirge entströmt weiter im Nordosten der wasserreiche Aldan. An der Mündung der von dem Stanowoigebirge herabkommenden Maja bereits 300 Faden breit, erreicht derselbe die Lena in der stattlichen Breite von $1\frac{1}{2}$ Werst. Die schiffbare Strecke des nur in seinem obern Laufe reißenden, durch die Schmelzwasser des Frühlings bis über 10 Met. anschwellenden Flusses beläuft sich auf 1500 Kilom., diejenige seiner Nebenflüsse, der Maja und der Amga, 500 resp. 550 Kilom. Der Wilui endlich entspringt dem See Tsingei und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 2000 Werst von Westen her kurz unterhalb der Aldan-Mündung in die Lena. Er durchströmt eine westöstlich verlaufende breite Senke Ostsibiriens, welche sich nach Osten zu in dem Aldan-Thale bis zum Stanowoigebirge fortsetzt und den Wanderzügen der Eingeborenen sowol wie den Handelswegen der eingewanderten Russen ihre Richtung zum Ochotskischen Meere anweist, welches beim Hafenplatz Ajan nur 29 Meilen von dem Endpunkt der Schiffbarkeit des Aldan und der Maja entfernt liegt. Der Wilui ist in seinem untern, oft über 1 Werst breiten, inselreichen Laufe etwa 1000 Kilom. aufwärts bis zu der großen Stromschnelle Ulochan schiffbar. Wie der Aldan ist auch er im Frühjahr von starken Schwellen und Ueberschwemmungen heimgesucht.

Unterhalb der Wilui-Mündung beginnt der Unterlauf der Lena, in welchem der Strom nur noch unbedeutende und schwächliche Zuflüsse empfängt. Das Gefälle ist ein äußerst geringfügiges: bereits bei Jakutsk, also nach nahezu 200 geographischen Meilen oberhalb der Mündung, liegt der Flußspiegel nur 160 Met. hoch. Die bis dahin die Ufer begleitenden Urwälder lichten sich mehr und mehr, unter 66° nördlicher Breite überschreitet der Strom die Waldgrenze. Jenseits 72° beginnt das weit in das flache sibirische Eismeer vorgebaute, ein Areal von etwa 22,000 □Kilom. umfassende Delta der Lena.[1]) Der Absatz der Flußsinkstoffe vollzieht sich gegenwärtig hauptsächlich auf der Nordost- und Ostseite. Hier verändert sich infolge dessen die Gestalt des Alluvialgebietes am raschesten, zeigen deshalb die Karten die beträchtlichsten Abweichungen. In diesem Delta theilt sich die Lena in zahlreiche kleinere und 7 größere Mündungsarme, den Anataatysch, Bjelkoi, Tumansky, Kichistach, Trofimowsky, Kischlach und Bykowskoi. Letzterer ist der weitaus breiteste und tiefste Arm, dessen Wassermasse in Gestalt eines mächtigen Süßwasserstromes bis gegen die nordöstlich vorgelagerten neusibirischen Inseln verläuft. Er gewährt daher die beste Einfahrtsstraße in den Fluß, wenn auch in ihm ebenso wie in den andern Mündungsarmen Barren von Sinkstoffen und Treibholz der Schiffahrt vielfach Hindernisse bereiten.

Die Lena bildet infolge ihres Wasserreichthums, ihrer weiten Verzweigungen, ihrer Befahrbarkeit bis tief in das Herz des Landes hinein ein wichtiges Glied des großartigen Communicationssystems der sibirischen Wasserstraßen. 4830 Kilom. der Lena selbst und 5320 Kilom. ihrer Zuflüsse sind schiffbar. Dazu kommt, daß sich die Quell- und Nebenflüsse an zahlreichen Stellen mit denjenigen des Jenissei förmlich die Hand reichen, sodaß in manchen Fällen durch nur unbedeutende Kanalanlagen eine Verbindung beider Stromsysteme herbeigeführt werden könnte. Wie Ob und Jenissei, so leidet aber auch die Lena, bei ihrer Lage inmitten des Gebietes strengster Winterkälte (Jakutsk unter 62° 1′ hat eine mittlere Januar-Temperatur von $-42{,}8°$ C. aufzuweisen, als absolutes Minimum sind $-62°$ beobachtet), unter dem Verhängniß, des größten Theil des Jahres durch Eisbedeckung für die Schiffahrt verschlossen zu sein. Durchschnittlich nur 4—5 Monate, vom Juni bis October, ist der Fluß eisfrei. In dieser kurzen Zeit entwickelt sich aber bereits jetzt, trotz der spärlichen Bevölkerung des Landes — die Zahl der Bewohner des ganzen Lenagebietes beziffert sich einschießlich der neben den Russen dort ansässigen Jakuten und Tungusen auf wenig über 300,000 Seelen — ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr nicht nur mit Hunderten von kleineren Fahrzeugen, sondern auch mit mehreren Dampfern. Eine ihrer Ausdehnung entsprechende Bedeutung als Wasserstraße würde die Lena aber erst dann gewinnen, wenn es gelänge, dieselbe durch Einleitung eines regelmäßigen Dampferverkehrs durch das sibirische Eismeer mit den Bahnen des Weltverkehrs in Verbindung zu bringen. Einer solchen aber stellen sich in noch höherem Grade als beim Ob und Jenissei in den wechselvollen und schwierigen Eisverhältnissen jenes Meeres bisher noch unüberwindliche Hindernisse entgegen.[2])

Die Lena ist außerordentlich reich an zum Theil ungewöhnlich großen und werthvollen Fischen, wie Sterlet, Stör, Njelma, Aesche u. a., deren Fang in vorläufig allerdings noch wenig rationeller Weise hauptsächlich am mittlern und untern Laufe des Flusses betrieben wird.

1) Vgl. Tafel 2 in Petermann's «Geogr. Mittheilungen», Jahrg. 1879.

2) Ueber die Fahrt des ersten von Europa nach der Lena gelangten Schiffes, des Dampfers «Lena», Kapitän Johannesen, im September 1878, vgl. Nordenskiöld, «Die Vega-Expedition», Bd. 1.

Die den größten Theil des Lenagebietes bedeckenden Urwälder liefern außer Nutzhölzern in ihren Pelzthierbewohnern reiche Jagderträgnisse. Ackerbau wird, wenigstens in den fruchtbaren Ebenen des Südens, mit gutem Erfolg betrieben, während die höher gelegenen Plateaulandschaften reiche Weiden bieten. Mineralische Bodenschätze sind an zahlreichen Stellen an den Ufern der Lena nachgewiesen. So hat man Steinkohlenlager vom Dorfe Butiak an auf einer Strecke von 1600 Werst angetroffen, Eisenerze unterhalb Schiginsk, Silbererze im Kreise Kirensk, Kupfererze an der Einmündung des Flüßchens Big in die Lena. Ertragsreiche Goldwäschereien werden namentlich am Witim und an der Olekma betrieben, Soolquellen werden beim Dorfe Ustkutsk in ausgedehnten Salzsiedereien ausgebeutet.

Hauptansiedelungen und Hafenplätze an der Lena sind folgende: das Kirchdorf Katschuga mit Jahrmarkt, Wercholensk (Bezirksstadt mit 1000 Einwohnern), Ustkutsk (160 Einwohner), Kirensk (Bezirksstadt mit 1000 Einwohnern) mit großer Messe, Witimsk (400 Einwohner), der Jakutenmarkt Kyllach auf der gleichnamigen Insel, Olekminsk (Bezirksstadt mit 400 Einwohnern), Jakutsk mit 4900 Einwohnern, der einzige Ort mit mehr als 1000 Einwohnern im Umkreise von 150—200 Meilen, Provinzialhauptstadt mit ansehnlichem, namentlich für Pelzwaaren bestehendem Jahrmarkt, Wiluisk (400 Einwohner), Bulun, nördlichster Hafenplatz mit ca. 100 Einwohnern.

Vgl. N. Latkin, «Die Lena und ihr Flußgebiet» in Petermann's «Geogr. Mitth.», 1879, S. 91 fg.; Nordenskiöld, «Die Vega-Expedition», Bd. 1; E. Réclus, «Nouv. Géogr. universelle», tom. VI (1882).

(R. Credner.)

Lenau (Nikol.), Pseudonym für Nimbsch von Strehlenau (s. diesen Artikel).

LENCLOS (Anne, genannt Ninon de), am 15. Mai 1616 in Paris geboren, war die Tochter eines Edelmanns der Touraine, der sehr musikalisch, aber ein Erzraufbold und Sinnenmensch war, und seiner vortrefflichen Frau, die sich vergebens abmühte, dem Kinde ihre frommen und moralisch strengen Ansichten beizubringen. Anne lauschte den epikureischen Lehren des Vaters, der sie mehrere Sprachen erlernen ließ, wurde frühe Weltdame, Meisterin im Tanz und erbte sein musikalisches Talent. Sie besaß einen scharfen Verstand, ungewöhnliche Grazie und hervorragende Schönheit, die ihr bis ins Greisenalter treu blieb. Mit funfzehn Jahren vaterlos, wollte sie ihr Leben unbeengt genießen, wie die Hetären des alten Hellas, begann ein Verhältniß mit dem jugendlichen Gaspard de Coligny, Grafen, dann Herzog von Châtillon, welches frühe endete, und ergab sich nun viele Decennien der freien Liebe, unter dem Namen Ninon als eine der ersten Courtisanen verherrlicht und berühmt. Am längsten währte ihre Liaison mit dem Marquis de Villarceaux, mit ihm lebte sie drei Jahre; Madame Scarron, die nachmalige Frau von Maintenon, machte ihn ihr abspenstig, wie La Fare berichtet, sie aber trug es ihr nicht nach, lebte mit ihr in bester Freundschaft und theilte Monate lang ihr Lager. Auch der Marschall d'Albret und der Herzog von Enghien (Condé) zählten zu ihren zahlreichen Geliebten; sie bekam zwei Söhne, um die sie sich gar nicht bekümmerte; der eine, zu dessen Vater sich der Marquis d'Estrées bekannte, wuchs als Chevalier de La Boissière auf, ging zur Marine und zeichnete sich in ihr aus; der andere, der von seinem Vater, dem Marquis de Gersay, den Namen de Villiers erhielt, verliebte sich unrettbar in seine Mutter und erschoß sich, als sie ihm entdeckte, er sei ihr Sohn. War sie die schlechteste Mutter, wie Frau von Tencin, so besaß sie hingegen die bei ihrem Berufe äußerst seltene Tugend der Uneigennützigkeit; ihr höchster Wunsch war, einst 12—15,000 Frs. Rente zu haben, aber sie brachte es nur auf 8—9000. Sie galt für durchaus ehrlich und respectabel in Hinsicht des Geldes. Als ihre Liebeshändel gar zu eclatant wurden, bestürmten einige Räthe die Regentin Anna, Ninon in ein Kloster zu sperren. Diese ließ ihr die Wahl, und Ninon wählte das Mönchskloster der Cordeliers; als Anna ihr das Kloster der «reuigen Mädchen» vorschlug, erwiderte sie, sie sei weder reuig noch Mädchen, und blieb bei ihrem gewohnten Schlaraffenleben. Nur nach dem Tode ihrer Mutter, die sie sorgsam gepflegt hatte, ohne aber ihrem Flehen Gehör zu schenken und dem Laster zu entsagen, lebte sie vorübergehend in einem Kloster der Feuillantines in Paris, dem sie ihre Freunde bald entzogen. Als die Maintenon auf der Höhe ihres Einflusses sie bestürmte, ihre Lebensweise zu ändern, und ihr alle möglichen Vortheile in Aussicht stellte, lehnte Ninon entschieden ab; sie wünschte ihr abwechselndes Dasein nicht mit einem zu vertauschen, das ihr nur Ekel und Langeweile böte. Trotzdem blieb sie im besten Einvernehmen mit der alten Freundin und wechselte mit ihr Briefe. Im J. 1656 besuchte die extravagante Königin Christine von Schweden die Courtisane und zeichnete sie allein unter allen Französinnen aus. Um Ninon scharte sich eine auserlesene Gesellschaft, die hauptsächlich aus Männern bestand; Frauen, die auf ihren Ruf hielten, wagten sich selten dahin, und sie selbst wünschte die oder jene Neuvermählte nur einmal bei sich zu sehen, da ihr Haus keine Stätte für Keuschheit und Tugend sei. Im Marais hielt sie ihren Hof, von dem Saint-Simon sagt: «Alles ging bei ihr mit einem Respect und einer äußerlichen Decenz zu, wie sie selten die erlauchtesten Fürstinnen mit Schwächen aufrecht erhalten. Sie hatte derart alles zu Freunden, was es bei Hofe Auserlesenstes und Bedeutendstes gab, daß es zur Mode ward, bei ihr empfangen zu werden, und man wegen der Beziehungen, die sich dort bildeten, Grund hatte, es zu wünschen. Niemals fand man Spiel, lautes Gelächter, Streitigkeiten, Gespräche über Religion oder über Regierung, hingegen viel reichen Geist, alte und moderne Kenntnisse, Neues in der Galanterie und doch keine Médisance; alles war hier zart, leicht, maßvoll und gestaltete sich zu Conversationen, die sie durch ihren Geist wie durch alle Kenntnisse, die sie sich erworben, im Flusse zu halten verstand. Sie kannte alle Intriguen des ehemaligen und des jetzigen Hofes, und der Verkehr

mit ihr war reizvoll, uninteressirt, treu, verschwiegen und im eminenten Maße sicher; trotz ihrer Schwäche war sie tugendhaft und von der delicatesten Gewissenhaftigkeit.» Wer selbst an Ninon's Schönheit vorüberging, wurde durch ihren Geist gefesselt, der weit reizender als ihre körperlichen Vorzüge war. Sie galt für das Modell der Höflichkeit, die Libertins lernten in ihrem Salon Anstand. Aber in ihren alten Tagen suchten auch die vornehmen Damen denselben auf und huldigten der Scepterträgerin des Esprit; am Abende ihres Lebens führte man den kleinen Voltaire in den Salon der Verehrerin Montaigne's und Charron's ein und seine Weise gefiel ihr so, daß sie ihn im Testamente mit 2000 Frs. für Bücher bedachte. Bei ihr verkehrten Scarron, Molière, Fontenelle, La Rochefoucauld und vor allen der große Kritiker Saint-Evremond. Alle ihr zugeschriebenen Briefe sind unecht, außer den wenigen an Saint-Evremond gerichteten; auch soll sie «La coquette vengée» geschrieben haben, welches Buch noch bei ihren Lebzeiten herauskam. Sie wurde von vielen Dichtern besungen, von andern, wie Chapelle, bitter verhöhnt. Bis ins hohe Alter galant, war sie nur drei Tage krank, beichtete, nahm das Abendmahl und starb, noch frisch an Geist und auf der Höhe der Achtung der großen Welt, am 17. Oct. 1705 in Paris, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit. Mirecourt gab «Mémoires de Ninon de l'Enclos» 1854 in Paris (2. Auflage, 1875) heraus, A. Bret ihre «Lettres» (2. Auflage, Paris 1870).

Vgl. «Nouvelle biographie générale» (Bd. 30, Paris 1859); Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi» (3. Auflage, Bd. 4: «Saint-Evremond et Ninon», Paris); «Journal du Marquis de Dangeau, publié en entier pour la première fois», Bd. 10 (Paris 1857); «Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence», Bd. 5 (Paris 1856); «Mémoires de Madame de Motteville sur Anne d'Autriche et sa cour», neue Ausgabe, Bd. 4 (Paris 1855); «Mémoires du Duc de Luynes sur la cour de Louis XV», Bd. 6 (Paris 1861); «Mémoires et réflexions, du Marquis de La Fare sur les principaux événements du règne de Louis XIV» (Paris 1884). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LENGEFELD, Lengefeld im Gebirge, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, nahe der Flöha in 482 Met. Seehöhe am Fuße des Adlersteins, hat Pfarrkirche, Amtsgericht, Oberförsterei, Post- und Telegraphenamt, Webschule und (1885) 3609 Einwohner. Der seit alter Zeit sehr gewerbreiche Ort wurde durch Kurfürst August den Starken mit Stadt- und Berggerechtigkeit ausgestattet und fertigt in bedeutenden Fabriken halbseidene, wollene, halbwollene und halbleinene Stoffe, Spielwaaren, treibt Färberei, Bleicherei und Kalkbrennerei. Zu erwähnen ist die Ruine Rauenstein nördlich bei der Stadt.

(E. Kaufmann.)

LENGEFELD (Charlotte Luise Antoinette von), Schiller's würdige, durch Gemüth und Geist gleich ausgezeichnete Gattin, ward als die zweite Tochter des fürstlich-schwarzburgischen Jägermeisters Johann Karl Christoph von Lengefeld von seiner Gattin Eleonore Juliane, geborene von Wurmb, am 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt geboren und zwei Tage nachher getauft («Erinnerungen aus den Kinderjahren» hat Charlotte selbst aufgezeichnet, bei Urlichs, I, 31). Der Vater, welcher als tüchtiger Forstmann die Aufmerksamkeit Friedrich's des Großen erregt hatte, der nach einer Audienz in Leipzig ihn gerne in preußische Dienste genommen hätte, unterrichtete seine Kinder selbst, starb aber schon in Lotte's zehntem Jahre. Durch die dem Lengefeld'schen Hause verwandte Frau von Stein lernte Goethe Charlotte und ihre Schwester Karoline kennen, denen er dann lebenslang eine treue Freundschaft bewies. Während Karoline schon frühe Herrn von Beulwitz, mit dem sie dann eine nicht lange währende Convenienzheirath einging, bestimmt wurde, war für Lotte eine Hofdamenstelle bei der Herzogin Luise von Weimar in Aussicht genommen. Um sie im Französischsprechen hierfür weiter auszubilden, reiste die Familie 1783 in die Schweiz (das «Fragment eines Tagebuchs» von Lotte's Hand bei Urlichs, I, 37). Der gefangene Dichter Schubart auf Hohenasperg und auf der Solitude Schiller's Aeltern wurden besucht; der Hauptaufenthalt erfolgte zu Vevay; im Mai 1784 kamen die Reisenden nach Zürich zu Lavater, der an Frau von Lengefeld und ihren Töchtern von da an treue Verehrerinnen hatte. Ein Zusammentreffen mit Schiller in Mannheim dagegen ging auf beiden Seiten eindruckslos vorüber. Zunächst kehrte Lotte nach Rudolstadt zurück, brachte aber den Winter 1784—85 zu Weimar im Gesellschaftsleben zu. Eine innige Freundschaft verband sie hier mit dem von Goethe erzogenen Fritz von Stein (Ebers und Kahlert, «Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen», Leipzig 1846), in Erfurt mit Karoline von Dacheröden, der spätern Gemahlin W. von Humboldt's. Deutsche und französische, vor allem aber englische Literatur, Ossian und die empfindsamen Romane, Pope und Thomson zogen das stille schwärmerische Mädchen lebhaft an. Sie glaubte sich selbst zur Dichterin bestimmt, bis diese Ideen nach und nach verschwanden, «mit manchen andern Thorheiten, und ich fand, daß ich gar keine Anlage habe und fühle nun, wie viel dazu gehört, um etwas Gutes hervorbringen zu können». Der nach der Schweizerreise entworfene Roman blieb unvollendet; die prosaischen Uebersetzungen aus Ossian fanden Schiller's freilich nicht unparteiischen Beifall, wie in spätern Jahren Knebel noch Lotte's Uebersetzungen aus Byron's «Manfred» und «Werner» lobenswerth fand. Die Vorliebe für englische Literatur ging auch auf die Landsleute der gefeierten Dichter über; ein junger in Weimar weilender englischer Offizier Heron wußte Lotte's Herz zu rühren. Als dieser sie verlassen mußte, suchte Knebel sich dem jungen Mädchen zu nähern und scheint ernstlich an eine Verbindung mit ihr gedacht zu haben. Nach Schiller's Tode trat Knebel mit Frau und Schwester ihr sehr nahe und zeigte ihr eine treu ausharrende, uneigennützige Freundschaft (H. Düntzer, «Briefe von Schiller's Gattin an einen

vertrauten Freund», Leipzig 1856; «Aus K. L. von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette», Jena 1858). Das Fehlschlagen der ersten Liebeshoffnungen hatte Lotte ernster gemacht; zur Lektüre der Dichter kam jetzt die philosophischer und historischer Werke; Reisebeschreibungen wurden ihr durch Heron's Aufenthalt in fremden Ländern von Interesse. Am 6. Dec. 1787 empfing sie in Rudolstadt den Besuch Schiller's. Im folgenden Carneval kam Lotte wieder nach Weimar, wo Schiller sie öfters sah. Den Sommer 1788 verbrachte Schiller theils auf dem Lande in der Nähe von Rudolstadt, theils in Rudolstadt selbst, in immer innigerem Verkehr mit den Lengefeld'schen Schwestern. Anfänglich ward Schiller mehr von der lebhaften geistreichen Karoline angezogen, dann malte er sich höchst romantisch eine Art Doppelehe mit beiden Schwestern aus und Karoline kam ihm mit ihrer Leidenschaft viel offener als die schüchterne Lotte entgegen. Schiller wie Lotte hätten sich nie in einem an Bürger's unselige Verbindung erinnernden Verhältnisse wohlgefühlt, aber längere Zeit glaubte Schiller doch an die Möglichkeit einer Ehe zu dreien. Als Emilie von Gleichen-Rußwurm den Briefwechsel ihrer Aeltern 1856 herausgab, suchte sie durch Aenderungen dies eigenthümliche Verhältniß zu verbergen. W. Fielitz hat durch mehrere im «Archiv für Literaturgeschichte» veröffentlichte Untersuchungen die Sache aufgeklärt, ehe er in der neuen Ausgabe des Briefwechsels «Schiller und Lotte» (3 Bde., Stuttgart 1879) den ganzen unveränderten Briefwechsel — nur die Briefe an Karoline waren inzwischen vernichtet worden — veröffentlichte. Lotte selbst litt oft während ihrer Brautzeit schwer unter diesem Verhältnisse und dachte sogar daran, zu Gunsten ihrer Schwester ganz zurückzutreten. Ihre Verbindung mit Hofrath Schiller, der anfangs auch finanzielle Bedenken im Wege standen, war bei der noch immer starren Sonderung der Stände eine Aufsehen erregende Mesalliance, wie sie aber auch Goethe im «Wilhelm Meister» mit Vorliebe empfahl. Am 22. Febr. 1790 wurden Lotte und Schiller zu Wenigenjena getraut; am 14. Sept. 1793 wurde zu Ludwigsburg Lotte's erstes Kind, Karl, geboren, dem am 11. Juli 1796 sein Bruder Ernst folgte. Die Geburt der ersten Tochter, Karoline, am 11. Oct. 1799 hatte eine schwere Krankheit Lotte's im Gefolge. Am 25. Juli 1804 kam das jüngste Kind, Emilie, zur Welt. Schiller's stets leidender Zustand und in den ersten Jahren der Ehe die gedrückte ökonomische Lage bereiteten Lotte manche schwere Stunden; ihre Ehe selbst aber war überaus glücklich. Lotte sah mit stets wachsender Begeisterung zu dem sie innig liebenden Gatten empor, und nach Schiller's Tode konnten Körners an Lotte schreiben: «Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir.» Lotte brachte Schiller in Verbindung mit dem Coadjutor von Dalberg und W. von Humboldt. Von Anfang an war es ihr unablässiges Streben, eine Annäherung und Freundschaft mit Goethe herbeizuführen, der seinerseits Lotte pries als jemand, «der seine Sprache verstehe» und ihm nie fremd werden könnte. Lotte ließ sich auch nach Schiller's Tode trotz aller Anfechtungen nicht vom großen «Meister» abwendig machen, den sie im Bunde mit ihrer Freundin, der Prinzessin Karoline von Weimar, gegen jeden vertheidigte und mit wahrhaft Schiller'schem Geiste seinem Wesen und Wirken gerecht zu werden verstand. Ohne ihren Einfluß wäre der herrliche Freundschaftsbund wol nicht so zu Stande gekommen, und dieser Umstand allein schon sichert ihr für immer einen rühmlichen Platz in der Geistesgeschichte Deutschlands. Unsere Literaturgeschichte ehrt sie und Meta Klopstock als die liebenswürdigsten Dichtergattinnen. Ihr weibliches Feingefühl machte sie aber auch zur entschiedenen Feindin der Dame Lucifer, Karoline Schlegel, und auf Schiller's unverdient hartes Verfahren gegen die Brüder Schlegel ist sie gewiß von Einfluß gewesen. Schiller hörte auch in literarischen Dingen gern den Rath der «kleinen Maus». So hat sie ihn zur Einführung Parricida's im Tell veranlaßt, überhaupt zuerst sein Interesse für den ihm anfangs unsympathischen Stoff erweckt. Das eigene Dichten gab sie nie ganz auf. Die von Hoffmeister in die Nachlese von Schiller's Werken aufgenommenen Gedichte aus dem letzten Horenhefte sind allerdings nicht, wie irrthümlich angenommen ward, von Lotte, sondern von Luise Brachmann, aber Kotzebue's vereitelte Intrigue gegen Goethe verspottete die Loloa mit dem Schwanke «Der verunglückte fünfte März» (1802; Urlichs, I, 23).

Schiller's Andenken hat Lotte aufs würdigste gefeiert, fortlebend im Geiste des literarischen goldenen Zeitalters und ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet. Was sie an der sonst von ihr bewunderten Staël tadelnd vermißte, hat sie selbst bewährt; Liebe sei, einen Mann in der ganzen Größe und Reinheit seines Wesens ohne eigene Leidenschaft im Herzen aufzufassen. Die Poesie rühmt sie als das Glück ihres Lebens. Das habe sie von Schiller und Goethe gelernt, die wahre Heimat da nur zu fühlen, «wo man weiß, daß das Höchste der Weltansicht mit dem reinen poetischen Sinn über allen Irrthum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag». In spätern Jahren macht sich eine tiefe, aber keineswegs engherzige Religiosität mehr und mehr bemerkbar. Vaterlandsgefühl und Stolz tritt schon bei dem Mädchen in auffallender Weise hervor. Die Fremdherrschaft, welche der Schlacht bei Jena folgte, empfand sie aufs bitterste und zögerte keinen Augenblick, ihren ältesten Sohn 1813 ins Heer eintreten zu lassen, denn vor allem gelte es, «das Gefühl unser selbst wieder zu erlangen». Dem Wartburgfest brachte sie wie ihr Freund Knebel die lebhafteste Sympathie entgegen. Die trübe folgende Zeit hat sie als einen politischen und literarischen Niedergang Deutschlands beklagt, und sich nur des Glückes ihrer Kinder und des immer wachsenden Ruhmes Schiller's gefreut. An der ersten von Körner bearbeiteten Gesammtausgabe nahm sie verständigen Antheil und ihr ist die sorgfältige Aufbewahrung des literarischen Nachlasses zu danken, welcher die große kritisch-historische Schiller-Ausgabe in unsern Tagen möglich machte. Ihre

Aufzeichnungen über Schiller (Urlichs, I, 77) haben Karoline von Wolzogen und Körner für ihre Schiller-Biographien (1830) verwerthet. Lotte starb nach einer Augenoperation zu Bonn am 9. Juni 1826.

Literatur: Das Buch von K. Fulda, «Leben Charlottens von Schiller, geborene von Lengefeld» (Berlin 1878) ist eine werthlose compilatorische Zusammenstellung; W. Toischer, «Lotte Schiller» (Wien 1881); Sauer, «Frauenbilder» (Leipzig 1885). Eine allseitige Anschauung von Lotte's Wesen gibt der von L. Urlichs herausgegebene Nachlaß und Briefwechsel «Charlotte von Schiller und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttgart 1860—65); Ergänzungen hierzu bietet noch Urlichs in «Briefe an Schiller» (Stuttgart 1877) und die 2 Bände «Literarischer Nachlaß von Frau Karoline von Wolzogen» (Leipzig 1848—49), sowie Vollmer im «Briefwechsel Schiller-Cotta's und Schiller-Goethe's» (4. Aufl.) und «Goethe-jahrbuch» IV. und VIII. Bd. — Vgl. auch J. H. Hennes, «Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller» (Stuttgart 1841). *(Max Koch.)*

Lengefeld (Karoline von), s. unter Wolzogen.

LENGENFELD im Vogtland, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, liegt in 495 Met. Seehöhe links an der Göltzsch und an der Linie Oelsnitz-Zwickau der Sächsischen Staatsbahn, hat evangelische Pfarrkirche, Amtsgericht, Post- und Telegraphenamt und (1885) 5309 evangelische Einwohner. Die Stadt gehörte im 13. Jahrh. zur Vogtei Plauen, kam Anfang des 15. Jahrh. an die Mark Meißen und mit derselben an das sächsische Kurhaus. Die alte Industrie hat sich in erweitertem Maße bis auf die heutige Zeit erhalten. Es werden hauptsächlich Manufacturwaaren gefertigt; namentlich bestehen eine große Streichgarnspinnerei, Tuch- und Filztuchfabriken, Flanellweberei, Appreturanstalten, Färbereien; auch Weißstickerei wird stark betrieben. *(E. Kaufmann.)*

LENGERICH, Stadt im Kreise Tecklenburg des preußischen Regierungsbezirks Münster, Provinz Westfalen, am südlichen Fuße des Teutoburger Waldes, Station der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahnen, mit (1885) 2032 Einwohnern, die Kalkbrennereien, Cichorien-, Seifen-, Pumpernickel-, Leinwand-, Taback-, Papier- und Drahtseilfabrikation, Bierbrauerei betreiben. In der Kirche fanden 1648 Versammlungen über den Frieden zu Osnabrück und Münster statt. *(A. Schroot.)*

LENGERKE (Alexander von), landwirthschaftlicher Schriftsteller, ward am 30. März 1802 zu Hamburg geboren. Ursprünglich für den Seedienst bestimmt, unternahm er eine Reise nach Nordamerika und Westindien. Von diesem Beruf indeß nicht angezogen, widmete er sich darauf mehrere Jahre der Erlernung der Landwirthschaft in Schlesien. Nachdem er demnächst zwei Jahre eine Verwalterstelle in Holstein bekleidet, dann eine Reise durch Deutschland gemacht hatte, kaufte er das Gut Wiesch in Mecklenburg, das er bald in einen trefflichen Culturzustand versetzte. Um jedoch einen weitern Wirkungskreis zu erlangen, übernahm er später eine größere Pachtung in Holstein, nach deren Ablauf er sich in Lübeck häuslich niederließ. Als Früchte seiner abermaligen Durchwanderung Deutschlands erschienen die «Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie» (Prag 1839) und die «Landwirthschaftliche Statistik der Deutschen Bundesstaaten» (2 Bde., Braunschweig 1840). Vorher schon durch mehrere Schriften («Darstellung der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft», 2 Bde., Berlin 1826; das «Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon», 4 Bde., Prag 1835—38, Supplementband, Braunschweig 1842; «Anleitung zum praktischen Wiesenbau», 2. Aufl. 1844, u. s. w.) vortheilhaft bekannt geworden, wurde Lengerke 1841 nach Braunschweig als Professor der Landwirthschaftswissenschaft am Collegium Carolinum berufen, von wo er aber schon 1842 als Landesökonomierath, ordentliches Mitglied und Generalsecretär des Landes-Oekonomiecollegiums zu Berlin in den preußischen Staatsdienst überging. In dieser Stellung redigirte er die vom Präsidium des Collegiums herausgegebenen «Annalen der Landwirthschaft in den preußischen Staaten» bis zu seinem Tode, während er die Ergebnisse seiner amtlichen Reisen in «Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in den preußischen Staaten» (4 Bde., Berlin 1846—52) niederlegte. Die durch jene Behörde hervorgerufenen Berichte über die Zustände und Verhältnisse der ländlichen Arbeiter stellte er in «Die ländliche Arbeiterfrage» (Berlin 1849) zusammen. Lengerke war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer den schon genannten Schriften hat er noch eine größere Anzahl landwirthschaftlicher Werke («Anleitung zum Anbau des Mais», 2. Aufl. 1851; «Die Pflege der lebenden Hecken», 3. Aufl. 1860; «Der Kardenbau im preußischen Staat», 1852, u. s. w.) veröffentlicht und sich namentlich einen dauernden Namen erworben durch einen in Gemeinschaft mit Mentzel herausgegebenen «Landwirthschaftlichen Kalender», welcher noch heute erscheint — das verbreitetste und erschöpfendste Taschenbuch dieser Art. Lengerke starb am 23. Dec. 1853 zu Berlin. *(William Löbe.)*

LENGERKE (Cäsar von), Bruder des Vorigen, Exeget und Orientalist, wurde am 30. März 1803 zu Hamburg geboren. Auf dem Johanneum seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er zu Ostern 1824 die Universität Breslau, um Theologie zu studiren. Er fand sich insbesondere vom Alten Testamente angezogen, und so war es natürlich, daß er Michaelis 1825 sich nach Halle begab, unter der Leitung des berühmtesten Hebraisten der Zeit, Gesenius, zu selbständigem Forschen weiter zu schreiten; auch der wenig ältere Rödiger scheint dort anregend auf ihn gewirkt zu haben: beiden zusammen widmete er seine Erstlingsschrift, mit welcher er im Sommer 1828 promovirte. Nachdem er dann in Breslau sich den Grad eines Licenciaten der Theologie erworben, habilitirte er sich 1829 als Docent bei der theologischen Facultät der Universität Königsberg, wo er im Wintersemester 1829/30 seine ersten Vorlesungen gehalten hat. Wenngleich er die förmliche Befugniß zum

Lesen erst im Spätsommer 1831 durch die übliche Disputation zu bewerben sich bequemte, scheint er doch von Anfang an äußerst anregend auf die Studentenschaft gewirkt und als Lehrer großen Erfolg gehabt zu haben; so wurde er bereits am 16. Jan. 1832*) zum außerordentlichen, am 30. Juni 1835 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, und hat als solcher bis in die ersten vierziger Jahre an der Universität wie in der Gesellschaft eine höchst angesehene Stellung eingenommen. In wissenschaftlicher Beziehung trat er durch die Veröffentlichung seines bis heute weder entbehrlichen noch übertroffenen Commentars zum Buche Daniel in die erste Reihe der zeitgenössischen Gelehrten; während gleichzeitig seine Vorlesungen an der Universität nur immer steigender Theilnahme der Zuhörer begegneten, wirkte er, weit über seine nächsten Kreise hinaus, durch seine genial angelegte Persönlichkeit. Eine ebenso feinsinnig empfängliche, wie poetisch begabte Natur erschien bei ihm durch gründliche Bildung und gesellige Talente gesteigert und zu allgemeiner Anerkennung gebracht: leider nicht, ohne daß solches Licht durch einen Schatten begrenzt wurde, der, aus wenig merklichen Anfängen herauswachsend, nur zu bald sich immer dunkler ausbreiten sollte. Man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn zu der Heerde gewöhnlicher Genußmenschen zählen wollte: bis in die letzte Zeit seines Lebens, als ihm die strenge Göttin der Wissenschaft längst zürnend den Rücken gewandt, blieb ihm die Muse treu, die er nie durch den Ausdruck unreiner Leidenschaft gekränkt hat. Man gewinnt aus der Lesung seiner zahlreichen Gedichte den Eindruck einer im Grunde ideal angelegten und niemals mit Bewußtsein dem Idealen abgekehrten Persönlichkeit, deren theils, und zwar nicht ohne Tiefe, nachdenklich-wehmüthige, theils irdischen, wie höheren Glückes bedürftige und nach beiden ringende Natur derjenigen Festigkeit ermangelte, die allein sie in dem Widerstreit der äußeren und inneren Lebensbedingungen hätte aufrecht erhalten können. Für eine solche Natur war das zu jener Zeit noch als Handelsstadt blühende Königsberg mit seinem reich, nur zu reich entwickelten materiellen Leben der ungünstigste Boden, den sie finden konnte. Der arbeits- und genußfrohe Mann gewöhnte sich rasch an rücksichtsloses Verausgaben, wie seiner überquellenden geistigen, so auch seiner leichter zu erschöpfenden äußeren Mittel, verlernte es, auch bei einfacher Bewirthung seinen Geist sprühen zu lassen. Es fanden sich Freunde, welche über eintretende Schwierigkeiten hinweghalfen; er selbst ließ es nicht an Versuchen fehlen, männliche Selbstbeherrschung zu üben. Wovon aber sie wie er das Beste hoffen mochten, seine im J. 1835, nach Erlangung der ordentlichen Professur, geschlossene Ehe mit der längst von ihm geliebten Tochter einer angesehenen hamburger Familie schlug vielmehr zum Unsegen aus. Die strengeren Anschauungen seiner in jeder Weise achtungswerthen Gattin wollten mit seiner Art nicht zusammenstimmen; unschwer glaubt man, daß ihm die Hauptschuld an dem Misverhältnisse zufällt, das später zur thatsächlichen Trennung der Ehe führte: und doch beklagt man den Unglücklichen, dem auch das höchste irdische Glück — als solches hat er es empfunden — sich zum Unglück wandte. So war er schon innerlich gebrochen, als die Zeit kam, wo der poetische Gelehrte sich als Mann bewähren sollte. Königsberg war im Anfang der vierziger Jahre mehr noch als heute der Sitz des ausgesprochensten Freisinns, und die Universität damals im großen und ganzen auch in dieser Beziehung mit der Bürgerschaft eins. So war es kein Wunder, daß Jacoby's berühmten «Vier Fragen» (1841) Lengerke's poetische Zustimmung zutheil wurde; sie vermuthlich (Genaueres würde sich wol nur bei einer von mir nicht erbetenen Einsicht in die Acten des Universitäts-Curatoriums herausstellen) gab der Regierung, welcher diese private Kundgebung denuncirt worden sein soll, eine bestimmtere Veranlassung, dem Wirken des einflußreichen, längst allzu wenig rechtgläubig erscheinenden Universitätslehrers entgegenzuarbeiten. Sie berief zu dem Zwecke den rostocker Professor Hävernick, einen ehrenwerthen Vertreter der starren Orthodoxie, nach Königsberg, um neben Lengerke dessen Fach in entgegengesetztem Sinne zu lehren. Noch war Lengerke's Stellung unangetastet: die Studenten, empört über die ihrem Lehrer angethane Kränkung, empfingen den Neuling mit offener Nichtachtung, ja Widersetzlichkeit; sein Hörsaal blieb lange Zeit leer, bis seine persönliche Ehrenhaftigkeit weniger als seines Gegner erzwungene Fahnenflucht sie zu füllen begann. Denn zu mannhafter Behauptung seines Platzes fehlte Lengerke je länger je mehr die moralische Stärke, die eine nicht geradezu unbedenkliche Natur doch nur aus dem Einklang der eigenen Verhältnisse schöpft; er konnte seiner Versetzung in die philosophische Facultät auf die Dauer nicht widerstreben, und seit diese unter dem 11. Juli 1843 von der Behörde angeordnet war, hatte seine eigentliche Wirksamkeit ihr Ende erreicht. Das Bewußtsein, unter dem Drucke keineswegs unverschuldeter Verhältnisse einen wissenschaftlichen Posten aufgegeben zu haben, den gerade in jener Zeit zu behaupten zweifellos seine innerste Ueber-

---

*) Die Daten seiner verschiedenen Ernennungen, bezw. seiner schließlichen Entlassung sind von mir aus den Acten der königsberger Universität ausgezogen worden, müssen daher andern Angaben gegenüber als authentisch gelten. Im übrigen liegen meiner Darstellung zu Grunde Schröder's «Lexikon der Hamburger Schriftsteller», Bd. 4, und der Aufsatz eines Anonymus (vielleicht A. Hagen) in den «Neuen Preußischen Provinzialblättern», Zweite Folge, Bd. 10 (56), S. 118—124: beider Nachweisung verdanke ich der Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Reicke in Königsberg. Der erstere ist in seinen Angaben bis auf ein paar Kleinigkeiten genau, der letztere, was die positiven Daten anlangt, weniger (schon der Name wird durchgehends falsch Lengercke geschrieben), doch haben mich mündliche Mittheilungen zuverlässiger Männer, die Lengerke noch persönlich gekannt haben, überzeugt, daß in der allgemeinen Richtung wie in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse der Artikel des Anonymus als durchaus wahrheitsgetreu gelten muß. Lediglich die wissenschaftlichen Leistungen Lengerke's betreffen die Ausführungen Siegfried's in der «Allgem. Deutschen Biographie»; an sich scheinen sie mir aber so erschöpfend und dabei gerecht, daß ich, die von mir versuchte Würdigung der ganzen Persönlichkeit zu ergänzen, besonders auf sie verweisen möchte.

zeugung forderte, wird mit den immer mislicher werdenden äußeren Umständen zusammengewirkt haben, ihm die Selbstgewißheit zu rauben, die er am wenigsten entbehren konnte. Der im J. 1844 erschienene erste und einzige Theil seines Werkes «Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte Israels», zeigt, auf langjährigen Studien beruhend, noch alle Vorzüge einer tiefgehenden, wenngleich hier nicht mehr zu vollem Abschlusse gelangten wissenschaftlichen Forschung; aber die Auslegung der Psalmen vom J. 1847 hat den bösen Makel rücksichtsloser Ausnutzung der Arbeit eines wissenschaftlichen Gegners an seinen Namen geheftet, und es ist nichts weiter aus seiner Studirstube hervorgegangen, was eine solche Niederlage mit einem ehrenvollen Rückzuge hätte decken können. Vermuthlich war die Niederlage mit verschuldet durch die immer bösartiger werdenden Verwickelungen, welche den schlechten Haushalter umstrickten; es kam so weit, daß er seine Entlassung aus dem Staatsdienste erbitten mußte, die ihm unter dem 9. Sept. 1851 mit einem für jene Zeit ansehnlichen Ruhegehalte bewilligt wurde. Ein befreundeter Gutsbesitzer der Nachbarschaft nahm sich seiner an, ließ ihn bei sich wohnen und leitete die Ordnung seiner Verhältnisse, welche durch eine bald darauf ihm zugefallene Erbschaft unterstützt wurde. Diese ermöglichte ihm auch, eine längere Reise durch Deutschland zu unternehmen; nach der Rückkehr von derselben siedelte er nach Elbing über und ist dort in verhältnißmäßig leidlichen Umständen am 3. Febr. 1855 gestorben. Wer noch seine letzten zu Königsberg 1851 und 1852 erschienenen Gedichtsammlungen durchblättert, wird trotz der Ungleichheit ihres Inhalts durch den traurigen Widerspruch zwischen der immer ideal gebliebenen Empfindung des hochbegabten Menschen und den nicht wegzuleugnenden schweren Misgriffen in seiner Lebensführung sich mehr von Theilnahme als von Unwillen berührt fühlen und der Mahnung des Dichters (im «Epilog» der «Weltgeheimnisse»): «O richtet eure Todten nicht», Folge zu leisten sich nicht weigern. — Ich schließe mit dem Verzeichniß seiner Schriften (nach Schröder a. a. O., mit wenigen Verbesserungen): «Commentatio de Ephraemo Syro S. S. interprete» (Halle 1828); «De Ephraemi Syri arte hermeneutica liber» (Königsberg 1831; davon erschien der erste Theil als Dissertation «ut scholas publice habendi potestatem consequeretur» unter dem Titel «Commentatio de Ephraemi Syri ratione hermeneutica» am 16. Aug. 1831 besonders); «Commentatio critica de duplici Psalmi XVIII exemplo» (Königsberg 1833); «Gedichte» (Königsberg 1834; 2. Aufl. 1838); «Das Buch Daniel. Verdeutscht und ausgelegt» (Königsberg 1834); «De studio litterarum syriacarum theologis quammaxime commendando commentatio» (I. II., Königsberg 1836); «Gregorii Barhebraei aliorumque carmina syriaca e codice ms. Parisino nunc primum edita» (P. 1—4, Königsberg 1836—1838, Universitätsprogramme); «Lieder» (Königsberg 1840); «Observationes criticae ad Vetus Testamentum» (Königsberg 1841, Universitätsprogramm); Gesammtausgabe der Gedichte (Danzig 1843); «Bilder und Sprüche» (Königsberg 1844); «Eine Vision im Jubeljahr der Albertina» (Königsberg 1844); «Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte Israels», Thl. 1: «Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte bis zum Tode des Josua» (Königsberg 1844); «Herder. Ein Gedächtnißwort bei Herder's Säcularfeier in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 25. Aug. 1844 gesprochen» (Königsberg 1845); «Die fünf Bücher der Psalmen. Verdeutscht und ausgelegt» (2 Bde., Königsberg 1847); «Fliegende Blätter» (Königsberg 1847); «Ein Bauernwort» (Königsberg 1848); «Weltgeheimnisse» (Königsberg 1851); «Lebensbilder» (Königsberg 1851); «Lebensbilderbuch» (Königsberg 1852). Außerdem redigirte er 1832/33 die zu Königsberg erscheinenden «Ostseeblätter» im Verein mit den Professoren Schubert und Simson, und lieferte Aufsätze in den «Preußischen Provinzialblättern», Jahrg. 1830—36, und andern Zeitschriften. *(A. Müller.)*

LENK, Kirchgemeinde, Dorf und Curort im Bezirk Ober-Simmenthal des schweizerischen Cantons Bern. Das Pfarrdorf Lenk, auch die Lenk oder An der Lenk genannt, ein sauberer, stattlicher Ort, 1878 theilweise abgebrannt und seitdem regelmäßig mit breiten, geraden Straßen wieder erbaut, liegt 1070 Met. über dem Meere, 37 Kilom. südwestlich von Thun, zu beiden Seiten der Simme und ist der Mittelpunkt der ausgedehnten Kirchgemeinde gleichen Namens, welche die oberste Stufe des Simmenthals umfaßt und (1880) 2186 hauptsächlich mit Alpenlandwirthschaft beschäftigte Einwohner reformirter Confession zählt. Das Bad Lenk, 1105 Met. über dem Meere, $^1/_2$ Kilom. südwestlich vom Dorfe an der linken Berglehne gelegen, besitzt drei kalte gipshaltige Heilquellen: die Balmquelle, die stärkste Schwefelquelle Europas; die Hohliebequelle, ein mildes natron- und magnesiahaltiges Schwefelwasser, und die Eisenquelle. Auch als Luftcurorte werden Dorf und Bad Lenk wegen ihres verhältnißmäßig milden Höhenklimas und ihrer schönen geschützten Lage häufig besucht. Der ebene Thalgrund des oberen Simmenthals, in dessen Mitte Lenk liegt, öffnet sich gegen NNW. und wird westlich und östlich von 2000—2800 Met. hohen Voralpenketten eingefaßt, aus deren üppigen Alpweiden und dunkeln Nadelwaldungen die höchsten Spitzen, rechts das Albristhorn (2764 Met.) und die Spielgerten (2479 Met.), links das Wistätthorn (2360 Met.) u. s. w. als scharfe Hörner, Nadeln und Felsgräte aufsteigen. Den Thalhintergrund bildet der mächtige Felswall, der die Gletschermassive des Wildstrubels (3253 Met.) und des Wildhorns (3264 Met.) verbindet und über welchen der Räzligletscher gegen das Thal herabhängt. Mit Thun ist Lenk durch eine 54 Kilom. lange Poststraße, mit Sitten (Wallis) durch den Saumweg über den Rawyl (2415 Met.), mit dem Adelbodenthal durch den Paß über das Hahnenmoos (1954 Met.) verbunden. — Im Mittelalter gehörte Lenk nacheinander den Freiherren von Siebenthal, den Edeln von Raron, den Grafen von Greyerz und den Edeln von Tüdingen und kam 1386 durch Eroberung an Bern.

Vgl. Imobersteg, «Das Simmenthal in alter und neuer Zeit» (Bern 1872); Treichler und Buß, «Bad- und Curort Lenk» (Bern 1877); von Mülinen, «Beiträge zur Heimatskunde des Cantons Bern», 1. Heft (Bern 1879). *(A. Wäber.)*

LENKORAN, Kreisstadt im Gouvernement Baku in Russisch-Transkaukasien, liegt unter 38° 45′ nördl. Br. und 66° 31′ östl. L. unweit der persischen Grenze an der Mündung der Lenkoranka, welche die Stadt von drei Seiten umgibt, ins Kaspische Meer. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und zählt (1884) 5540 Einwohner, zumeist Mohammedaner, die sich vorwiegend mit Ackerbau beschäftigen. Neben 3 Moscheen finden sich daselbst 1 russische und 2 armenisch-gregorianische Kirchen. Der 3 Kilom. von der Stadt entfernte Hafen ist sehr den Winden ausgesetzt und daher wenig günstig für den Handel. In der Nähe der Stadt befinden sich warme Quellen.

Die Zeit der Gründung Lenkorans ist unbekannt; der Name kommt erst im 17. Jahrh. vor. Im 18. Jahrh. war es die Hauptstadt des Khanats Talysch, das zu Persien gehörte. Später war die Stadt bald in dem Besitze der Perser, bald der Russen, welchen letzteren sie seit 1813 definitiv angehört. Bis 1865 war sie zugleich Festung.

Der Kreis Lenkoran grenzt südlich und westlich an Persien und östlich ans Kaspische Meer. Er umfaßt 12,800 □Kilom. mit circa 100,000 Einwohnern, meist Talyschinen (ein Volk iranischen Stammes), welche zur mohammedanischen Sekte der Schiiten gehören. Der südwestliche Theil des Kreises ist gebirgig, der südöstliche eben, der nördliche bildet Steppenland (die Mugansische Steppe). Die Berge sind mit dichten Wäldern bedeckt, und enthalten wilde Thiere, wie Wölfe, Hyänen, Tiger, Panther. Das Klima des Landes gleicht dem Italiens, nur ist es in den Bergen weit kälter und es fehlt dort überhaupt an einem regelmäßigen Verhältniß zwischen Wärme und Kälte. Trotz fruchtbaren Bodens ist die Landwirthschaft nicht sehr entwickelt; wichtiger ist die Bienenzucht, überhaupt die Gewinnung von Producten aus dem Thierreich, besonders die Fischerei. Obstzucht und Seidenbau könnten einen guten Ertrag liefern; selbst der Anbau von Zuckerrohr hat sich als möglich erwiesen. *(T. Pech.)*

LENNE, Nebenfluß der Ruhr in der preußischen Provinz Westfalen, im Regierungsbezirk Arnsberg, 131 Kilom. lang, entspringt 819 Met. über dem Meere am Kahlen-Astenberg und mündet links Hohensyburg gegenüber. Das Thal ist schmal und reich an Naturschönheiten, dabei durch einen Zweig der Staatsbahn erschlossen und sehr betriebsam, insbesondere am Unterlauf des Flusses, wo Altena und Lethmate die Mittelpunkte einer bedeutenden metallurgischen Industrie bilden. Das den Fluß begleitende Lennegebirge ist ein Theil der Sauerländischen Gebirge und erreicht im Homert 660 Met. Höhe. Zuflüsse sind rechts: Elspe, Nette, Grünebach; links: Bigge, Else, Verse, Rahmede und Volme (mit der Ennepe). *(A. Schroot.)*

LENNÉ (Peter Jos.), berühmter Landschaftsgärtner, Begründer des deutschen Gartenstils, ward geboren am 29. Sept. 1789 zu Bonn, wo er nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums bei seinem Vater, dem kurfürstlichen Hofgärtner Joseph Lenné, die üblichen Lehrjahre in der praktischen Gärtnerei durchmachte. Zu seiner weitern, besonders naturwissenschaftlichen Ausbildung ging er 1811 nach Paris und 1812 machte er eine Studienreise durch Deutschland, die Schweiz und Oesterreich. In Wien, wo er sich eifrig mit Botanik beschäftigte, erhielt er, 1814 zum kaiserlichen Garteningenieur ernannt, den Auftrag, den Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens zu Laxenburg zu entwerfen. Im J. 1815 kehrte er nach Bonn zurück. Von hier aus entwarf er die Pläne zur Umwandelung der Festungswerke in Koblenz in Promenadenanlagen. Ferner legte er 1816 den Lustgarten für den Fürsten von Hardenberg in Klein-Glienicke an. In demselben Jahre siedelte er, vom König berufen, nach Potsdam über, wo er zunächst die königlichen Lustgärten zu Potsdam und Sanssouci, sowie die Pfaueninsel verschönerte; auch führte er die Anlagen im königlichen Schloßgarten zu Charlottenburg und in Schönhausen aus. Im J. 1826 erweiterte er Sanssouci durch große Anlagen, gestaltete den berliner Thiergarten zu einem Volksgarten um, besorgte auch die Anlagen im Zoologischen Garten in Berlin. Für den damaligen Prinzen von Preußen leitete er 1833 die Gartenanlagen am Schlosse Babelsberg. Später, seit 1840, verschönerte er die Umgebung von Potsdam. Noch vorher (1832) wurde auf seinen Vorschlag die Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt zu Berlin gegründet. Erstere stand unter seiner speciellen Leitung. Außer den großartigen Schöpfungen zu Berlin und Potsdam hat Lenné auch die Entwürfe zu vielen andern Park- und Gartenanlagen geliefert. Sein letztes größeres Werk war die Neuanlage der Promenade zwischen der Petersbrücke und der Ersten Bürgerschule zu Leipzig. In allen seinen Werken zeigt sich Lenné als Landschaftsgärtner im eigentlichen Sinne des Worts. Er starb als Generaldirector der königlichen Gärten zu Potsdam am 23. Jan. 1866. Eine Büste Lenné's ist seit 1844 inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt. *(William Löbe.)*

LENNEP, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preußischen Rheinprovinz, an der Lennep, Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, mit (1885) 8844 meist protestantischen Einwohnern, Post- und Telegraphenamt, Steueramt, Amtsgericht, Handelskammer, Realprogymnasium, höherer Töchterschule, großem Krankenhaus. Lennep ist der Mittelpunkt einer großartigen Textilindustrie, deren Etablissements zum Theil in der Umgebung, im Wupperthal, liegen.

Der Ursprung von Lennep reicht weit ins Mittelalter hinauf. Es war der Sitz eines alten Schöffenstuhles und 1226—1300 die Residenz der Grafen von Berg. Im J. 1276 erhielt es städtische Rechte. Seine Industrie führt sich auf das Jahr 1374 zurück, in welchem ein Theil der aus Köln vertriebenen, gegen die Patricier aufständischen Weber sich hier niederließ.

Die Fabrikation feiner Tücher wurde um 1700 eingeführt. Die Reformation fand im J. 1540 ihren Eingang.
(A. Schroot.)

LENNEP (David Jakob van), holländischer Philolog, ward am 15. Juli 1774 zu Amsterdam geboren. Er studirte an dem dortigen Athenäum, später in Leiden erst die Rechte, später Philologie und wurde 1799 Professor am Athenäum seiner Vaterstadt. Auch unterrichtete er eine Zeit lang den König Ludwig Napoleon in der niederländischen Sprache. An den politischen Ereignissen seines Vaterlandes nahm er nur in untergeordneter Weise theil, war aber desto mehr mit literarischen Studien und Arbeiten beschäftigt. Das ihm 1841 angebotene Amt eines Bürgermeisters von Amsterdam schlug er aus und starb in seiner Geburtsstadt am 11. Febr. 1853. Schon in früher Jugend war er literarisch thätig gewesen und gab mit einigen gleichgesinnten Freunden ein literarisches Wochenblatt «Die Arche Noah's» heraus, das aber keine lange Existenz hatte, obgleich, häufig mit beißendem Spott und in geistreicher Weise, darin die Schwächen und Gebrechen der Zeit gegeißelt wurden. In der «Bibliothek der alten Literatur» veröffentlichte er eine «Vertheidigung des Charakters von Hannibal», eine «Abhandlung über die Ehescheidung bei den Römern als Hauptursache ihrer Sittenverderbniß», ferner ein lyrisch-episches Gedicht, «Der Hirte auf dem Schlachtfelde von Cannä». In der Zeitschrift «Euterpe» veröffentlichte er: «Beschreibung der verschiedenen Perioden, durch welche die Literatur eines jeden Volks ihren natürlichen und gewöhnlichen Lauf nimmt und Erforschung der allgemeinen und Hauptursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls» (1811). Außerdem ließ er in den Werken des von Ludwig Napoleon gegründeten «Instituts» zahlreiche Abhandlungen, meist philologischen Inhalts, erscheinen und im «Magazin» von van Kampen «Untersuchungen über die früheste Geschichte der Niederlande». Die Ausgabe vieler Autoren wurde von ihm besorgt und 1834 erschien von ihm eine rhythmische Uebersetzung von Hesiod's Ἔργα καὶ ἡμέραι. Auch schrieb er verdienstvolle lateinische und holländische Gedichte. Eine Biographie lieferte sein Sohn Jakob van Lennep (4. Aufl., Amsterdam 1862). *(Th. Wenzelburger.)*

LENNEP (Jakob van), der Sohn des Vorigen, ungleich bedeutender als sein Vater und einer der namhaftesten neueren niederländischen Schriftsteller und Dichter überhaupt, wurde geboren am 24. März 1802 in Amsterdam. Schon als Knabe durch frühreife Bildung und ungemeines Wissen ausgezeichnet, studirte er in Leiden die Rechte, ließ sich dann in Amsterdam als Advocat nieder, widmete sich aber fast ausschließlich der Dichtkunst. Von 1854 bis 1856 war er Mitglied der Zweiten Kammer, wo er zur conservativen Partei gehörte, ohne jedoch eine besonders günstige Erinnerung an seine parlamentarische Thätigkeit zurückgelassen zu haben. Van Lennep ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller überhaupt, in den Lebensberichten der «Maatschappij der Neederlandsche Letterkunde in Leiden» (Jahrgang 1869) ist S. 73—122 ein genaues Verzeichniß alles dessen, was er während seines Lebens geschrieben, zu finden. Seine hauptsächlichste Wirksamkeit fällt in den Anfang der dreißiger Jahre, also in eine Zeit, wo der alte französische Classicismus längst überwunden war und Walter Scott die literarische Bewegung beherrschte. Außer zahlreichen Trauer- und Lustspielen, von denen sich erstere häufig auf dem Boden der Geschichte bewegen («Marino Falieri»; «Fiesco»; «Die Frau von Waardenburg»; «Ein amsterdamer Junge oder der Pulververrath von 1622»; «Die Stiftung von Batavia»; «Der Seekapitän oder das Geburtsrecht»; ferner «Lästige Leute»; «Die Hochzeit von Kloris en Roosje»; «Ein Dichter an der Leihanstalt» (Lustspiel über eine Scene aus dem Leben des Dichters Joost van den Vondel), hat er sich hauptsächlich auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans bewegt, wo ihn selbstverständlich die reiche Vergangenheit seines eigenen Landes in erster Linie anzog; zu nennen sind hier: «Elizabeth Musch» (3 Theile); «Erinnerungen aus dem Kampfe mit Spanien» (1853); «Geschichte des Vaterlandes in Skizzen und Abbildungen» (1856); «Erzählungen und Bilder aus früherer und späterer Zeit» (1856). Ferner historische Arbeiten: «Niederländische Legenden» (8 Theile); «Der Ruhm von 20 Jahrhunderten»; «Haarlems Errettung»; sowie «Geschichte von Nordniederland» (4 Thle.); «Geschichte des Vaterlandes für Elementarschulen» und «Die hauptsächlichsten Geschichten von Nordniederland seinen Kindern erzählt» (4 Thle.); «Unser Reich in früheren Zeitperioden»; mit ter Gouw gab er heraus «Die Aushängezeichen in Verband mit Geschichte und Volksleben» und «Das Buch der Inschriften», und mit Hofdyk: «Merkwürdige Schlösser in Niederland» (3 Serien in je 2 Theilen). Von seinen Romanen sind zu nennen: «Der Pflegesohn» (2 Thle., 1833); «Die Rose von Dekama» (2 Thle., 1836); «Schicksale von Ferdinand Huyck» (2 Thle., 1840); «Die Schicksale von Klaasje Zevenster» (5 Thle., 1865). Besonderes Verdienst erwarb sich van Lennep durch die Herausgabe der Werke des Dichters Joost van den Vondel in 12 Theilen (1850—68), und er hat diesen beinahe vergessenen Dichter bei seinem Volke wieder zu Ehren gebracht. Von 1851 bis 1865 betheiligte er sich mit andern Mitgliedern der königlichen Akademie an der «Beschreibung und Erklärung niederländischer Denkmünzen». Auch auf humoristischem Gebiet hat sich van Lennep nicht ohne Erfolg versucht: «Bilder aus der Geschichte des Vaterlandes, zu Nutz von Groß und Klein ergötzlich dargestellt» (3 Lieferungen); «Die 40 Regeln des Whistspiels, in zweizeiligen Verschen verfaßt und mit Erklärungen versehen»; «Die lustige Grammatik» (vermakkelijke spraakkunst); «Die lustige lateinische Grammatik»; «Das Podagra und das Manifest von Bürgerpflicht» (eines politischen Vereins), besonders aber die von Geist und Witz sprühenden «Gedichten van den Schoolmeester», welche von G. van der Linde verfaßt, aber von van Lennep herausgegeben wurden. Van Lennep, welcher an fast allen belletristischen niederländischen Zeitschriften mitarbeitete und außerdem noch eine nicht unbedeutende journalistische Thätigkeit entwickelte, war mit Titeln und Ehrenbezeigungen aller Art beladen

und die zahlreichen und gelehrten Gesellschaften des Landes waren stolz, ihn zu ihrem Mitgliede zu zählen. Er starb am 25. Aug. 1868 zu Oosterbeek bei Arnheim. Seine «Romantische Werken» sind als Gesammtausgabe in Rotterdam 1856—65 in 19 und seine «Poetische Werken» von 1859—67 in 12 Theilen erschienen; in den Jahren 1868—69 erfolgte eine zweite Auflage der erstern in 4 Theilen (Haag, Leiden und Arnheim), der letztern ebendaselbst in 2 Theilen. *(Th. Wenzelburger.)*

LENORMAND (Marie Anne Adélaïde), Kartenschlägerin und Wahrsagerin zu Paris. Einer Kaufmannsfamilie in Alençon am 27. Mai 1772 entsprossen, wurde Marie Anne bei den dortigen Benedictinerinnen erzogen, lernte Sprachen, übte sich im Dichten, Malen und Musiciren, verlor frühe ihren Vater und fand an ihrer Mutter, die wieder heirathete, wenig Halt. Um leben zu können, arbeitete sie bei einer Näherin, ging mit einundzwanzig Jahren nach Paris und trat in ein Weißwaarenlager. Schon frühe mit Vorliebe dem Wahrsagen und ähnlichen Künsten nachhängend, errichtete sie 1794 in Paris mit einer Kartenschlägerin und einem Bäckerburschen ein gemeinsames Wahrsagebureau und beutete gründlich den Aberglauben ihrer Mitmenschen aus. Wiederholt kam sie infolge ihrer Prophezeiungen ins Gefängniß, ließ sich aber nicht abschrecken und ihr Ruf wuchs mit ihrer Verfolgung. Ihr von der Straße Honoré-Chevalier nach der Straße Tournon übertragenes Cabinet wurde weltberühmt; die kleinen Leute strömten ebenso dahin wie die große Welt, in der besonders Kaiserin Josephine eine eifrige und gläubige Verehrerin ihrer Kunst war. Im J. 1809 wurde die Lenormand wegen politischer Umtriebe aus Frankreich verwiesen und ging nach Brüssel, wo sie die «Souvenirs prophétiques d'une Sybille sur les causes de son arrestation le 11 Décembre 1809» schrieb und in ihnen den Sturz Napoleon's prophezeite (Paris 1815). Nach der Restauration kam sie nach Paris zurück, ging 1818 auf den Aachener Congreß und wurde von dem mystisch angehauchten Kaiser Alexander sehr aufmerksam behandelt. Unter der Restauration nach wie vor umringt, verlor sie seit der Herrschaft des nüchternen Julikönigthums ihre Geltung, machte vergebliche Versuche, ihr altes Préstige wieder zu erlangen, und das von ihr 1825 angekündigte fünfbändige «Album de M^elle^ Lenormand» ist nie erschienen. Sie schrieb hingegen «Anniversaire de la mort de l'impératrice Josephine» (Paris 1815), «La Sibylle au tombeau de Louis XVI» (Paris 1816), «Les Oracles sibyllins» (Paris 1817), «La sibylle au congrès d'Aix-la-Chapelle» (Paris 1819), «Souvenirs de la Belgique» (Paris 1822), «L'Ombre immortelle de Catherine II au tombeau d'Alexandre I^er^» (Paris 1826), «L'Ange protecteur de la France au tombeau de Louis XVI», «Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine» (2 Bde., 2. Aufl., Paris 1828), «L'Ombre d'Henri IV au palais d'Orléans» (Paris 1830), «Le Petit Homme rouge au palais des Tuileries» (Paris 1830), «Manifeste des dieux sur les affaires de France» (Paris 1832), «Arrêt suprême des dieux en faveur de Madame la Duchesse de Berry» und «Révélations» (Paris 1833). Sie starb am 25. Juni 1843. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LENORMANT (Charles), französischer Alterthumsforscher, geboren am 1. Juni 1802 zu Paris, war auf dem Gebiete der Archäologie, der Numismatik und der alten Geschichte thätig. Anfangs Jurist, ging er nach einer Reise in Italien zur Alterthumswissenschaft über, machte 1828 mit dem jüngeren Champollion eine längere Reise durch Aegypten, ward 1830 Conservator an der Arsenalbibliothek, 1832 Hülfsconservator am Antikencabinet der königlichen Bibliothek. Seine Lehrthätigkeit an der Sorbonne, die 1835 begonnen hatte, gab er 1846 infolge von Tumulten, die durch seine starke Betonung eines streng katholischen Standpunktes unter den Zuhörern entstanden, durch Niederlegung seiner Stelle auf, wurde aber 1848 Professor der ägyptischen Archäologie am Collége de France. Seit 1839 war er Mitglied der Académie des Inscriptions et belles lettres. Lenormant starb an einer Erkrankung, die er sich auf einer Reise in Griechenland zugezogen, den 24. Nov. 1859 in Athen. Hauptarbeiten von ihm sind: «Trésor de Numismatique et Glyptique» (5 Bde., Paris 1839—50); «Introduction à l'histoire orientale» (Paris 1838); «Musée des antiquités égyptiennes» (Paris 1842); «Élite des monuments céramographiques» (3 Thle., Paris 1844—57), zusammen mit de Witte bearbeitet; «Questions historiques» (2 Thle., Paris 1845). Zahlreiche Aufsätze sind in verschiedenen gelehrten Zeitschriften zerstreut; viele Artikel von ihm enthält namentlich die von ihm bis 1855 geleitete Revue «Le Correspondant». Außerdem gibt es von ihm ein kunstgeschichtliches Werk «Des Artistes contemporains» (2 Thle., Paris 1833). *(R.)*

LENORMANT (François), der Sohn des Vorigen, ward geboren in Paris am 17. Jan. 1837. Früh entwickeltes großes Talent, außerordentliches Gedächtniß und unermüdlicher Fleiß brachten ihn schon in jungen Jahren in den Besitz großer encyklopädischer Gelehrsamkeit und machten ihn zu einem der fruchtbarsten gelehrten Schriftsteller des 19. Jahrh. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf Archäologie, Numismatik und Epigraphik des classischen und orientalischen Alterthums, auf Assyriologie und auf die Geschichte des alten Orients, umfaßte aber noch manche andere mit diesen Studien enger oder loser verbundene Gebiete, unter andern Aegyptologie. Aus Lenormant's archäologischer Schriftstellerei, die er schon im 14. Jahre mit der Abhandlung «Tablettes grecques trouvées à Memphis» («Revue archéologique», 1851) begonnen hatte, sind als Hauptwerke zu nennen: «Recherches archéologiques à Eleusis» (1862), Resultate einer von 1859 an unternommenen Reise in Griechenland; «Monographie de la voie sacrée éleusinienne»; dazu kommen zwischen den Jahren 1864 und 1883 zahlreiche Aufsätze in der «Revue archéologique» und andern Zeitschriften, mythologische Artikel in dem von Daremberg und Saglio herausgegebenen

«Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines», sowie ein großer Theil des Textes der von ihm 1875 mitgegründeten «Gazette archéologique». Ferner sind hierher zu rechnen die aus seinen Reisen in Unteritalien (1879, 1881 und 1882) hervorgegangenen Werke: «La grande Grèce, paysages et histoire» (3 Thle., 1881—84) und «A travers l'Apulie et Lucanie» (3 Thle., 1883). — Auf dem Gebiete der Numismatik hatte Lenormant 1857 mit dem von der Akademie preisgekrönten «Essai sur la classification des monnaies des Lagides» begonnen; zusammengefaßt ist seine Arbeit, die in zahlreichen Einzeluntersuchungen, namentlich in der «Revue numismatique», zu Tage getreten war, in dem Werke «La monnaie dans l'Antiquité» (3 Bde., 1878—79, doch unvollendet); erst nach seinem Tode erschien das populäre Buch: «Monnaies et médailles» (1883). — Der antiken Schriftkunde und Epigraphik sind außer dem Werke «De l'origine et de la propagation de l'alphabet phénicien de l'ancien monde» (unvollendet in 2 Theilen und dem Anfang des 3. Theiles, 2. Aufl., 1872) viele Publicationen und Besprechungen von Inschriften in der «Revue archéologique» und andern Zeitschriften gewidmet. — Seit den sechziger Jahren hatte Lenormant sich eingehender mit Assyriologie und altorientalischer Geschichte beschäftigt, schon 1868 erschien sein bekanntestes und von ihm selbst als eine seiner Hauptarbeiten angesehenes Werk: «Manuel d'histoire ancienne de l'Orient» (3 Bde., 1868—69, 9. Aufl., 1881; nach Lenormant's Tode fortgesetzt von Babelon, 4. Bd., 1885; deutsch von M. Busch, 2. Aufl., Leipzig 1871). Seine assyriologischen Studien wurden in größerem Maßstabe zusammengefaßt in den «Lettres assyriologiques et épigraphiques sur l'histoire et les antiquités de l'Asie antérieure» (5 Bde., 1871—80), deren erste Serie aus einzelnen Abhandlungen verschiedenen Inhalts besteht, während die zweite die akkadischen (sumerischen) Forschungen Lenormant's enthält. In diese Reihe gehören ferner: «Les principes de comparaison de l'accadien et des langues touraniennes» (1875) und «La langue primitive de la Chaldée et les idiomes touraniens» (1879), worin er die Zugehörigkeit des Akkadischen zum sogenannten uralaltaischen Sprachstamme zu erweisen suchte, was bei der von ihm eingeschlagenen Methode nicht gelingen konnte; ferner «Étude sur quelques parties des syllabaires cunéiformes» (1877), sowie größere Abhandlungen namentlich im «Journal asiatique». Als Resultate assyriologischer und altorientalischer Forschungen sind endlich zu betrachten: «Le déluge et l'épopée babylonienne» (1873); «Les sciences occultes de l'Asie» (2 Bde., 1874—75; in etwas veränderter Form deutsch unter dem Titel: «Die Magie und die Wahrsagekunst», Jena 1878); «Les premières civilisations» (2 Bde., 2. Aufl., 1874; deutsch Jena 1875); «Les origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux» (3 Bde., 1880—84). — Lenormant war 1862 Unterbibliothekar des Instituts geworden, erhielt 1874 den Lehrstuhl der Archäologie an der Nationalbibliothek als Nachfolger Beule's, wurde 1881 Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und starb am 9. Dec. 1883 in Paris.
(R.)

LE NÔTRE (André), französischer Gartenbaumeister, ward geboren 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Gartens der Tuilerien war. Bald zog auch ihn die Gartenkunst an, und er gilt als der Wiederhersteller des abhängigen (architektonischen) Gartenstils in seiner ursprünglichen Reinheit. Zunächst führte er diesen Stil im Garten des dem Finanzminister Fouquet gehörigen Schlosses Vaux durch, am glänzendsten und genialsten aber, hierauf von Ludwig XIV. zum Generaldirector seiner Gärten ernannt, hatte er Gelegenheit sein Talent in der Anlegung der Gärten zu Versailles zu zeigen. Nach Vollendung der Anlagen zu Versailles wurden die Gärten zu Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau u. s. w. theils verschönert, theils geschaffen. Im J. 1675 von Ludwig XIV. in den Adelstand erhoben, starb Le Nôtre 1700 in Paris.
(William Löbe.)

Lenticuliten, s. Nummuliten.

LENTINI, Stadt in der italienischen Provinz und dem District Siracusa auf Sicilien, an der Linie Messina-Siracusa der Sicilianischen Eisenbahnen, am Porcari und nahe dem See Bivieri, dem größten auf Sicilien, welcher im Sommer bis auf einen Sumpf verdunstet und die Umgegend verpestet, liegt mitten in der äußerst fruchtbaren Piana di Catania, den Campi Leontini des Alterthums, mit reicher Production von Getreide, Oel und Wein, und zählt als Gemeinde (1881) 11,444 Einwohner, welche Ackerbau, Fischerei, Töpferei und starken Handel mit den Producten ihres Bodens treiben. Die Stadt wurde 729 v. Chr. Geburt durch Theokles von Naxos und Ansiedler von Chalkidike begründet unter dem Namen Leontion (s. d.).
(E. Kaufmann.)

LENTULUS, patricische Familie des römischen Geschlechts der Cornelier. Besondere Erwähnung verdienen:

1) Lucius Cornelius Lentulus, Consul 327 v. Chr. Bei der caudinischen Katastrophe (321 v. Chr.) soll er als Legat dazu gerathen haben, das Heer, statt es durch nutzlose Durchbruchsversuche zu opfern, durch Eingehen einer Capitulation zu retten.

2) Publius Cornelius Lentulus. Derselbe wurde 171 v. Chr. nebst andern vornehmen jungen Römern dem gegen Perseus gesandten Consul P. Licinius als Kriegstribun beigegeben (*Liv.* XLII, 49). Im J. 169 bekleidete er die curulische Aedilität und gab mit seinem Collegen P. Cornelius Scipio Nasica glänzende Circusspiele. Im folgenden Jahre wurde er, als Perseus nach der Schlacht bei Pydna Unterhandlungen anzuknüpfen wünschte, mit zwei andern Gesandten zu ihm geschickt; doch kam kein Vergleich zu Stande. Als im J. 162 die für dasselbe gewählten Consuln wegen eines bei der Wahl vorgekommenen Fehlers zurücktreten mußten, wurde er mit Cn. Domitius Ahenobarbus consul suffectus. Nach Cicero (de orat. I, 48) zeichnete er sich aus durch

staatsmännische Einsicht. Im J. 131 wurde er, obwol er die Censur nicht bekleidet hatte, princeps senatus. Zehn Jahre später betheiligte er sich trotz seines hohen Alters am Kampf gegen die Anhänger des C. Gracchus und wurde hierbei schwer verwundet.

3) Cn. Cornelius Lentulus Clodianus. Wie der Beiname Clodianus zeigt, gelangte er durch Adoption aus dem Claudischen Geschlecht in das Cornelische. Im J. 72 wurde er Consul mit L. Gellius. Durch ein Gesetz, welches er mit seinem Collegen gemeinsam einbrachte, wurden die von Pompejus in Spanien ertheilten Bürgerrechtsverleihungen bestätigt. Im Kriege mit Spartacus, dessen Führung er mit Gellius zusammen übernahm, erlitt er eine Niederlage. Im J. 70 bekleidete er wiederum mit Gellius die Censur. Bei der Aufstellung der Senatsliste verfuhren beide Censoren mit ungewöhnlicher Strenge, indem sie nicht weniger als 64 Senatoren wegen unsittlichen Lebenswandels ausstießen (*Liv.* epit. XCVIII).

4) Publius Cornelius Lentulus Sura. Derselbe bekleidete unter Sulla im J. 81 die Quästur. Als er wegen Veruntreuungen in diesem Amte zur Rechenschaft gezogen wurde, soll er seine Freisprechung durch einen Scherz bewirkt haben, indem er den Richtern, wie ein Knabe, der beim Spiel einen Fehler begangen, seine Wade zur Züchtigung darbot (*Plut.* Cic. 17). Sein Beiname Sura wird hierauf zurückgeführt. Im J. 75 gelangte er zur Prätur und 71 zum Consulat. Im folgenden Jahre wurde er jedoch von den Censoren L. Gellius und Cn. Cornelius Lentulus Clodianus wegen unsittlichen Lebens mit 63 andern aus dem Senat gestoßen. Für das Jahr 63 bewarb er sich aufs neue um die Prätur, um in diesem Amte für Catilina wirken zu können, und wurde gewählt. Nach der Angabe Cicero's (Cat. IV, 1, 2) und Sallust's (Cat. 47) hielt er sich für den dritten Cornelier, der den sibyllinischen Büchern zufolge nach Cinna und Sulla über Rom herrschen sollte. Während Catilina nach seiner Abreise von Rom (8. Nov. 63) sich an die Spitze eines schon vorher in Etrurien gesammelten Heeres stellte und mit demselben die Hauptstadt bedrohte, fiel dem Lentulus die Leitung der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen zu. Ihr Plan ging dahin, in der Nacht der Saturnalien (17./18. Dec.) den Consul Cicero und die Optimaten zu ermorden und die Stadt an zwölf Stellen anzuzünden. Sie wurden indessen durch damals in Rom anwesende Gesandte der Allobroger, die sie unvorsichtigerweise ins Vertrauen gezogen hatten, verrathen und, nachdem sie in einer am 3. Dec. gehaltenen Senatssitzung überführt worden waren, Lentulus mit vier Genossen am 5. Dec. hingerichtet.

5) Publius Cornelius Lentulus Spinther. Den letzteren Beinamen soll er wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Schauspieler Spinther erhalten haben (*Plin.* n. h. VII, 54). Als curulischer Aedil gab er im J. 63 v. Chr. großartige Spiele, die durch ihre Pracht alle bisherigen übertrafen. Im J. 60 gelangte er zur Prätur und übernahm im folgenden Jahre als Proprätor das diesseitige Spanien. Für das J. 57 wurde er mit Q. Cäcilius Metellus Nepos zum Consul gewählt. Wie aus einer Angabe Cicero's (de har. resp. 6, 12) ersichtlich ist, war er damals auch Pontifex. Für die Zurückberufung des im Jahre zuvor verbannten Cicero verwandte er sich, wie derselbe bei vielen Gelegenheiten hervorhebt, mit ganz besonderem Eifer. Als der von seinen Unterthanen vertriebene ägyptische König Ptolemäus Auletes im nämlichen Jahre nach Rom flüchtete, beschloß der Senat, daß Lentulus, dem Cilicien als Provinz zugefallen war, ihn zurückführen solle. Die Anhänger des Pompejus suchten dies jedoch zu hintertreiben. Da zugleich auffallende Wunderzeichen gemeldet wurden und ein Spruch der deshalb aufgeschlagenen sibyllinischen Bücher von einer bewaffneten Intervention in Aegypten abmahnte, kam es vom 12.—15. Jan. 56 zu neuen Senatsverhandlungen, die indessen zu keinem Resultat führten (*Cic.* fam. I, 1, 2, 4). Nachdem die Sache längere Zeit geruht hatte, führte schließlich im nächsten Jahre (55) A. Gabinius, der seit 57 als Proconsul Syrien verwaltete, auf den Wunsch des Pompejus den König eigenmächtig zurück. Die Unternehmungen des Lentulus in Cilicien, wohin er sich nach Ablauf seines Consulats begeben hatte, beschränkten sich auf einen Streifzug gegen die Bewohner des Amanusgebirges, wofür ihm ein Triumph bewilligt wurde. In dem zu Anfang 49 ausgebrochenen Bürgerkriege schlug er sich auf die Seite des Pompejus, gerieth jedoch um den 20. Febr. 49 in Corfinium mit L. Domitius Ahenobarbus, dessen Heer er sich angeschlossen, in Cäsar's Gefangenschaft. Nachdem derselbe ihn entlassen, verweilte er einige Zeit auf seinem Landgute bei Puteoli und begab sich von hier nach Griechenland zu Pompejus. In der Schlacht bei Pharsalus rettete er sich durch die Flucht, kam aber noch während des Krieges ums Leben.

6) Lucius Cornelius Lentulus Crus. Derselbe begegnet zum ersten Male 61 v. Chr., indem er in dem gegen P. Clodius wegen Incests angestrengten Processe als Hauptkläger auftrat. Zehn Jahre später bewarb er sich vergeblich um eine Stelle im Collegium der Quindecimvirn, doch wurde er für das Jahr 49 auf Betreiben der Optimatenpartei mit C. Claudius Marcellus zum Consul gewählt. Er war entschieden für den Krieg mit Cäsar in der Hoffnung, hierdurch von seinen Schulden befreit zu werden und zu Reichthum und Ansehen zu gelangen; doch zeigte er sich als Heerführer gänzlich unfähig. Nach der Schlacht bei Pharsalus flüchtete er nach Aegypten, wo er einen Tag nach der Ermordung des Pompejus anlangte und alsbald festgenommen und hingerichtet wurde. *(L. Holzapfel.)*

LENTZE (Karl), geboren zu Soest am 12. Juli 1801, widmete sich dem Bauwesen. Im J. 1823 trat er als Feldmesser in den preußischen Staatsdienst und legte 1829 die Prüfung als Baumeister ab. Seine Thätigkeit war sodann vorzugsweise den Wasserbauten zugewendet und von 1833 bis 1845 fungirte er als Wasserbauinspector in Düsseldorf. Darnach erhielt er den

Auftrag, Pläne für die Ueberführung der Ostbahn über die Weichsel zu entwerfen. Da der geplante Bau von Brücken über die Weichsel und die Nogat aus politischen Gründen sistirt wurde, so trat Lentze 1847 zuerst commissarisch, seit 1848 als ordentliches Mitglied mit dem Charakter als Oberbaurath in die königliche Oberbaudeputation ein. Im J. 1850 wurden die Brückenbauten wieder aufgenommen; bei den zu diesem Behufe in Dirschau tagenden Commissionen führte Lentze den Vorsitz. Diese beschäftigten sich nicht allein mit den Brückenbauten, sondern auch mit den dabei nöthigen Strom- und Deichregulirungen der Weichsel und Nogat. Man hatte bisher die Möglichkeit einer Ueberbrückung dieser Ströme bezweifelt. Lentze hat durch die vollendete Thatsache diese Möglichkeit bewiesen. Nach Abschluß dieser Arbeiten trat er im J. 1858 als vortragender Rath in das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten ein, wurde 1859 Geheimer Oberbaurath und nahm als solcher an den unter seiner Leitung stehenden Vorarbeiten für den Nord-Ostsee-Kanal den thätigsten Antheil, wie er sich auch an den Vorarbeiten für den Bau der stehenden Rheinbrücke in Köln betheiligte und wesentlich zu deren Gelingen beitrug. Auch gehörte er der internationalen Commission für den Bau des Suez-Kanals an. Im J. 1866 in den Ruhestand getreten, starb er in Berlin am 23. Juli 1883. *(J. E. Wessely.)*

LENZ (Christian Wilhelm von), bekannt als Beethoven-Kenner und geistreicher Feuilletonist, wurde am 1./13. Juni 1809 in Riga geboren. Nach absolvirtem Gymnasialcursus daselbst ging Lenz nach Genf, um die neueren Sprachen zu erlernen. Auf der Reise dorthin machte er in Frankfurt a. M. die Bekanntschaft von Ferd. Ries, dem Schüler und ersten Biographen Beethoven's, der den musikalisch gebildeten Lenz für den großen Meister begeisterte. Zu Genf in der Musiktheorie gefördert, begab sich Lenz im Herbst 1828 nach Paris, wo er Franz Liszt's Unterricht genoß. Im Frühjahr 1829 reiste er nach London, wo er mit Felix Mendelssohn-Bartholdy zusammentraf, und kehrte im Herbst über Holland zur Heimat zurück, um auf des Vaters Wunsch in Dorpat Jurisprudenz zu studiren; seine freie Zeit widmete er aber der Musik. Im J. 1831 verließ Lenz als Rechtscandidat Dorpat und begab sich nach Moskau, um sich in der russischen Sprache und im russischen Rechte zu vervollkommnen. Eine zufällige Bekanntschaft brachte ihn in die höheren Kreise der russischen Aristokratie und im Hause des Generals von Witte im Winter 1831—32 lernte er den «Liszt auf der Harfe», Parish-Alvars, kennen, mit dem er im Mai 1832 die Reise nach Konstantinopel unternahm. Von dieser Reise und seinem Aufenthalte am Goldenen Horn hat sich eine farbenreiche Schilderung in seinem «Tagebuch eines Livländers» (Wien 1850) erhalten. Mit den erfolgreichsten Empfehlungen kam Lenz nach Wien, wo er den Winter 1832—33 blieb, um seine Quellenstudien in der Geburtsstätte fast aller Meisterwerke Beethoven's in Angriff zu nehmen, mußte aber im Frühjahr 1833 bereits nach Petersburg zurückkehren, wo ihm seine hochgestellten Freunde eine vortheilhafte Stellung als Beamter für besondere Aufträge im Justizministerium verschafft hatten. In Petersburg verkehrte Lenz während seines langen Aufenthalts mit allen musikalischen Größen, die dorthin kamen, und bildete sich an ihnen. In seinen geistreichen Feuilletonartikeln: «Schicksale eines Livländers in St.-Petersburg, 1839—77» (in der deutschen «St.-Petersburger Zeitung», 1878, Nr. 23—107) hat er das musikalische Leben der Residenz auf treffliche Weise zur Anschauung gebracht. Sie bilden mit seinen Essays in der «Neuen Berliner Musikzeitung», 1870—75, einen vorzüglichen Beitrag zur Geschichte der Musik in Rußland. Im J. 1842 besuchte Lenz Wien und andere Städte seiner Beethoven-Forschungen wegen, schließlich wiederum Paris, wo er fünf Monate verblieb und Chopin's Unterricht genoß, welcher neben Beethoven auf sein Compositionstalent den größten Einfluß ausübte. In seinem Werke: «Die großen Pianoforte-Virtuosen: Liszt, Chopin, Taussig und Henselt aus persönlicher Bekanntschaft» (Berlin 1872) hat er besonders seinem Lehrer Chopin ein schönes Denkmal gesetzt. Nach Petersburg zurückgekehrt, machte er sich an die Bearbeitung seines angehäuften Beethoven-Materials. An der Vollendung des Werkes durch Krankheit verhindert, verließ er im Sommer 1845 Petersburg und begab sich zum dritten mal nach Paris, wo er die Bekanntschaft von Hector Berlioz machte und auch dessen Musikunterricht genoß. Von Paris ging er nach Spanien, von welchem Lande er im zweiten Theile seines «Tagebuchs» eine treue Schilderung entwarf; namentlich sind seine Bemerkungen über Velasquez de Silva, dem Rafael Spaniens, von kunsthistorischem Werthe. Von Gibraltar kehrte Lenz über Rom nach Petersburg zurück, wo er geistig erfrischt sich an sein Beethoven-Werk machte, welches endlich erschien: «Beethoven et ses trois styles. Analyses des sonates de piano suivis de l'essai d'un catalogue critique, chronologique et anecdotique de l'œuvre de Beethoven» (2 Thle., Petersburg 1852). Indeß bezeichnet Lenz selbst dieses Werk «als sein unreifes, aber wohlgemeintes erstes Buch über Beethoven», dagegen sah er mit Stolz auf sein deutsches Werk: «Beethoven. Eine Kunststudie» (5 Bde., Kassel 1851—55; 2. Aufl., Hamburg 1860), besonders auf den einzig dastehenden «Kritischen Katalog sämmtlicher Werke Ludwig van Beethoven's mit Analyse derselben», der allein vier starke Bände umfaßt und großes Aufsehen erregte. Weniger gut gelang ihm die im ersten Theile enthaltene Biographie Beethoven's, welche indeß 4 Auflagen erlebte. Seit 1868 nach fünfunddreißigjährigem russischen Staatsdienst als Wirkl. Staatsrath verabschiedet, bethätigte er sich als gewandter Journalist in Petersburg bis zum März 1879, wo er immer leidender wurde und sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Er starb am 19./31. Jan. 1883 in Petersburg. Vgl. über ihn E. G. v. Bröcker, im «Dorpater Inland», 1854, S. 49 fg., und P. von Kügelgen in der deutschen «St.-Petersburger Zeitung», 1883, Nr. 36. *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Harald Otmar), Naturhistoriker, wurde am 27. Febr. 1798 in Schnepfenthal geboren, wo sein Vater,

Ludwig Lenz, damals als Lehrer beschäftigt war (seit 1802 Gymnasialdirector zu Nordhausen, seit 1806 in gleicher Eigenschaft in Weimar, 1821 nach Schnepfenthal zurückgekehrt, gestorben daselbst am 11. Mai 1833). Seine Mutter, Magdalena Salzmann, war die älteste Tochter von Christian Gotthilf Salzmann, dem Gründer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Frühzeitig wurde Harald unter die Zöglinge daselbst aufgenommen, besuchte dann das Gymnasium zu Weimar und bezog die Universität Göttingen, um sich vorzugsweise philologischen Studien zu widmen. Nebenbei aber hörte er auch naturwissenschaftliche Vorlesungen, unter andern die seines Landsmanns Blumenbach. Seine Studien setzte er 1818 in Leipzig fort, machte 1820 das Oberlehrerexamen in Berlin, promovirte in Halle, übernahm sodann eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Thorn und wurde 1823 an das Gymnasium zu Marienwerder versetzt, mußte aber seiner Gesundheit wegen diese Stellung aufgeben und nach Schnepfenthal zurückkehren. Hier konnte er seiner Lieblingsneigung zur Naturgeschichte folgen und namentlich fortgesetzte Beobachtungen über die einheimische Thierwelt anstellen. Auf mehreren Reisen in den J. 1837 und 1839 besuchte er einen großen Theil der Schweiz, Oberitaliens, Ungarns, Galiziens und Böhmens, später auch Ostende, Paris, Straßburg. Seit Mitte der fünfziger Jahre übergab Lenz den Unterricht in den alten Sprachen jüngeren Kräften, um sich mehr seinen naturwissenschaftlichen Studien und seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Bei Gelegenheit der Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der Anstalt (1859) zum Professor ernannt, versah er sein Lehr- und Erzieheramt mit ungeschwächten Kräften bis wenige Wochen vor seinem Tode, am 13. Jan. 1870.

Unter der stattlichen Anzahl von Lehrern und Erziehern, welche in Schnepfenthal thätig gewesen sind, nimmt H. O. Lenz eine der ersten Stellen ein. Er verstand es vortrefflich, den Unterricht interessant und fesselnd zu machen und wußte sich die Achtung und Liebe seiner Schüler in hohem Maße zu erwerben. Als Naturforscher hat Lenz die Wissenschaft durch zahlreiche, mit großer Sorgfalt und Ausdauer angestellte Beobachtungen, namentlich über die Lebensweise der einheimischen Thiere, sowie über die Verbreitung der Pilze, bereichert. Als Schriftsteller zeichnet sich Lenz durch Lebendigkeit der Schilderungen und Anschaulichkeit der Darstellungsweise aus; die Beschreibungen der von ihm veranstalteten Thierkämpfe, die Erzählungen über seine Hunde, Katzen u. s. w. gehören zu dem Besten auf diesem Gebiete. In seinen Schriften tritt überall das praktische Interesse in den Vordergrund. Sein erstes Werk war die «Naturgeschichte der Säugethiere, nach Cuvier's System bearbeitet» (Gotha 1831): eine systematische Aufzählung fast aller damals bekannten Säugethiere, deren einheimische Formen unter Mittheilung zahlreicher eigener Beobachtungen und Erfahrungen eingehender behandelt werden. Um den Folgen einer Hungersnoth, welche die Bewohner des Thüringerwaldes 1828—29 bedrohte, zu begegnen, empfahl Lenz in seinem Werke: «Die nützlichen und schädlichen Schwämme» (Gotha 1831; 6. Aufl., bearbeitet von O. Wünsche, Gotha 1879) seinen Landsleuten die eßbaren Pilze. In seiner «Schlangenkunde» (Gotha 1832; 2. Aufl. unter dem Titel «Schlangen und Schlangenfeinde», Gotha 1870) gab Lenz eine staunenswerthe Fülle eigener Beobachtungen und Versuche über die Lebensweise unserer einheimischen Schlangen, sowie zahlreiche mit großem Fleiß zusammengebrachte Mittheilungen über die wichtigeren ausländischen Formen. Das bekannteste Werk Lenz' ist seine «Gemeinnützige Naturgeschichte» (5 Bde., Gotha 1835—39; 5. Aufl., Bd. 1—4 bearbeitet von O. Burbach, Gotha 1873—81; Bd. 5 bearbeitet von O. Wünsche, ebenda 1887), welches Werk wegen der Lebendigkeit seiner Schilderungen, der Anmuth seiner Erzählungen, der steten Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens weite Verbreitung gefunden hat. Eine Frucht seiner gediegenen philologischen Bildung ist seine «Zoologie, Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer» (3 Bde., Gotha 1856—61). — Vgl. «Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal» (das. 1884). *(O. Burbach.)*

LENZ (Heinrich Friedrich Emil), verdienter Physiker, wurde am 12./24. Febr. 1804 in Dorpat geboren. Nachdem er das Gymnasium daselbst besucht hatte, studirte er in seiner Vaterstadt anfangs Theologie, später aber Naturwissenschaften, insbesondere Physik, und ging am 20. Juni 1823 zur Marine-Expedition nach Kronstadt, um als Physiker Otto von Kotzebue auf seiner zweiten Reise um die Welt (1823—26) zu begleiten. Seine diese Reise betreffenden Arbeiten vereinigte er nach Jahren zu größeren Werken unter dem Titel: «Physikalische Beobachtung, angestellt auf einer Reise um die Welt» (in «Mémoires de l'Acad. de sc. de St.-Pétersbourg» 1831, I. Sect. VI) und «Ueber das Wasser des Weltmeeres in verschiedenen Tiefen in Rücksicht auf die Temperatur und den Salzgehalt» (im «Bulletin de l'Acad. de sc. de St.-Pétersbourg» 1847, V). Nach seiner Reise setzte Lenz seine Studien in Deutschland fort und promovirte 1827 in Heidelberg. Eine Zeit lang wirkte er als Lehrer der Mathematik an der Kirchenschule zu St.-Petri in Petersburg und wurde 1828 Adjunct an der Akademie der Wissenschaften. Ueber seine Reise nach dem Kaukasus im J. 1829 veröffentlichte er die Schriften: «Ueber die Veränderung der Höhe, welche die Oberfläche des Kaspischen Meeres bis zum April 1830 erlitten hat» («Mémoires», 1838, II), «Ueber das optische Verhalten des weißen Naphtha von Baku» (das. 1838, III) und «Barometrische Höhenmessungen im Kaukasus» (bearbeitet mit Meyer in «Bulletins», 1836, I). Bereits 1830 zum außerordentlichen Akademiker und 1831 zum Professor der Physik an der Michailow'schen Artillerieschule, am See-Cadettencorps, wie an dem pädagogischen Hauptinstitute und an der Universität zu Petersburg ernannt, ward er bald darauf zum Lehrer der mathematisch-physikalischen Fächer für die kaiserlichen Kinder: die Großfürsten Konstantin, Nikolai und Michael Nikolajewitsch wie die Großfürstinnen Olga und Alexandra Ni-

kolajewna bestimmt, und fand noch Zeit, seine gelehrte Abhandlung «Ueber die Bewegungen des Balkens einer Drehwage, wenn ihm Körper von verschiedener Temperatur genähert werden» (in Poggendorff's «Annalen», Bd. 25) zu schreiben. In den darauf folgenden Jahren entwickelte Lenz eine noch größere Thätigkeit, indem er sich seinem eigentlichen Gebiete, dem Elektromagnetismus zuwandte. Hierher gehören seine Studien: «Ueber die Leitungsfähigkeit der Metalle für Elektricität bei verschiedenen Temperaturen» («Mémoires», 1833, II), «Ueber die Bestimmung der Richtung der durch elektrodynamische Vertheilung erregten galvanischen Ströme» (Poggendorff's «Annalen», Bd. 31) und «Ueber die Gesetze, nach welchen der Magnet auf eine Spirale wirkt, wenn er ihr plötzlich genähert oder von ihr entfernt wird» (daselbst, Bd. 34, 1835); ferner «Ueber einige Punkte aus der Lehre des Galvanismus» («Bull.», I, 1836), «Ueber das Verhalten der Kupfervitriollösung in der galvanischen Kette» (das., II, 1837), «Ueber einige Versuche im Gebiete des Galvanismus» (das., III, 1838) und «Ueber die Gesetze der Elektricitätsleitung in Drähten verschiedener Länge und Dicke» («Mémoires», III, 1838). Während dieser Zeit war Lenz zum ordentlichen Akademiker und Director des physikalischen Cabinets der Akademie, wie 1835 zum ordentlichen Professor der Physik und physikalischen Geographie an der Universität ernannt und 1837 mit Heß und Göbel bestimmt, die Steppen Südrußlands zu untersuchen. Ihre Resultate legten sie nieder in dem Werke: «Reisen in die Steppen des südlichen Rußland» (2 Bde., Petersburg 1838). Indessen blieb Lenz seiner Specialität treu und veröffentlichte mit Jacobi zusammen in den folgenden Jahren seine Studien: «Ueber die Gesetze und Anziehung der Elektromagnete» («Bull. phys.», II, 1844). Ferner sind hier Lenz' Arbeiten zu erwähnen: «Ueber eine Erscheinung, beobachtet an einer Volta'schen Batterie» (daselbst, V), «Ueber die Eigenschaft der magnetisch-elektrischen Ströme» (daselbst, VI, 1840), «Beitrag zur Theorie der magnetischen Maschinen» (daselbst, IX, 1842), «Ueber den Leistungswiderstand des menschlichen Körpers gegen die galvanischen Ströme» (Poggendorff's «Annalen», Bd.56, 1842), besonders aber das seinen Ruhm begründende Werk: «Ueber die Gesetze der Wärmeentwickelung durch den galvanischen Strom» («Bull. phys.», I, 1843 und II, 1844), seit welcher Zeit man von dem Joule-Lenz'schen Gesetze spricht. Damit hatte Lenz seine Specialuntersuchungen nicht erschöpft und veröffentlichte noch die Forschungen: «Ueber die Stärke in einem Systeme neben einander verbundener galvanischer Ketten» (Bull. phys.», III, 1845), und mit Saweljew: «Ueber die galvanische Polarisation und elektromagnetische Kraft in Hydroketten» (daselbst, V, 1847), ferner die Arbeiten: «Ueber den Einfluß der Geschwindigkeit des Drehens auf den durch magneto-elektrische Maschinen erzeugten Inductionsstrom» (daselbst, VII, 1849, XII, 1854, XVI, 1858), «Ueber die Leitung des galvanischen Stromes der Flüssigkeiten, wenn der Querschnitt verschieden ist von dem der Elektroden» (daselbst X, 1852) und seinen Aufsehen erregenden «Bericht über die magnetische Expedition in der Umgegend der Insel Jussary» («Bull., N.F., 1860, II). Während dessen war er seit 1856 Curator des petersburger Lehrbezirks, seit 1857 und 1858 Rector magnificus der Universität daselbst und machte sich durch seine in russischer Sprache erschienenen Hand- und Lehrbücher der Physik und physikalischen Geographie für Gymnasien und Militärlehranstalten in den Kreisen der russischen Jugend sehr bekannt. Eine so angestrengte Thätigkeit erschütterte indeß seine Gesundheit. Er begab sich zur Cur 1864 ins Ausland, starb aber am 10. Febr. 1865 in Rom. *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Jakob Michael Reinhold), genialer deutscher Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, wurde zu Seßwegen (nicht Seßwigen) in Livland am 12./23. Januar 1751 (nicht 50) als der Sohn des Pfarrers daselbst geboren. Jakob (nicht Reinhold war sein Rufname) besuchte die lateinische Schule in Dorpat von 1759—68 und dichtete in dieser Zeit nach dem Muster Klopstock's seine Epen: «Der Versöhnungstod Jesu» und «Das Begräbniß Christi», wie «Die Landplagen», ferner ein Schauspiel: «Der verwundete Bräutigam» im Lessing'schen Stile, welche sich alle erhalten haben (vgl. über diese Jugendperiode Falck's Monographie: «Lenz in Livland», Winterthur 1878). Im September 1768 bezog er die Universität Königsberg, wo er bis Anfang 1771 weniger Theologie — das ihm vom Vater bestimmte Studienfach — als Poesie und Philosophie studirte. Hier gab er seine «Landplagen» (Königsberg 1769) mit einer «Ode auf die Kaiserin Katharina II.» heraus und ließ seine «Ode auf Immanuel Kant», als derselbe die Professur erlangte (Königsberg 1770), drucken. Auch übersetzte er jetzt viel aus dem Englischen, namentlich Shakspeare, dessen Geist ihn bereits in Livland wunderbar erfaßt hatte. Hier entstanden auch — seit seiner Bekanntschaft mit Hamann, dem Philosophen der Sturm- und Drangperiode — seine Ideen zu einer Shakspeare-Dramaturgie, und hier vollendete er auch die Uebersetzung von Shakspeare's «Love's labour's lost» und dichtete im Shakspeare'schen Sinne sein Schauspiel «Der Hofmeister» (Leipzig 1774). Mit diesen Manuscripten begab sich Lenz als Gesellschafter und Dolmetscher (nicht Mentor oder Hofmeister) seiner Studiengenossen Friedrich und Ernst von Kleist aus Kurland über Berlin (wo er Ramler und Nicolai) und Leipzig (wo er Gellert und Weiße kennen lernte) nach Straßburg. Hier langten sie Ende März 1771 an und wurde Lenz als Mittagsgast der Jungfrau Lauth durch Ott mit Goethe, Salzmann, Jung-Stilling und den übrigen Mitgliedern der straßburger Societät bekannt, welche sich freuten, einen Dichter, dessen Werke zum Theil bereits gedruckt waren, in ihrer Mitte aufnehmen zu können. Vor diesem Auditorium hielt Lenz nun im April 1771 seine «Vier Vorträge gegen die Trinitätslehre Aristoteles, als Beiträge zur Dramaturgie Shakspeare's», welche leider total verstümmelt als «Anmerkungen übers Theater» (Leipzig 1774) im Druck erschienen. Durch diese Vorträge war er plötzlich ein berühmter Mann, denn er hatte

eine neue Welt — eine Shakspeare-Dramaturgie — entdeckt, welche den alten Codex des Aristoteles, an dem Lessing noch festhielt, über den Haufen warf. Nach dieser revolutionären, aber zugleich reformatorischen That redete man erst von den Kraftgenies Straßburgs, ward erst die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur geboren und erwartete man «Wunderdinge» von Lenz, wie Nicolai berichtet (vgl. «Archiv der Zeit und ihres Geschmacks», 1796, S. 270). Doch noch vor Goethe's Abgange aus Straßburg verließ Lenz die Stadt, um als Dolmetscher dem jüngeren Kleist, der eine Offizierstelle in einem französischen Regimente erhalten hatte, zur Garnison nach Fort Louis, einer Rheinfestung, zu begleiten. Von hier aus machte Lenz zufällig um Ostern 1772 die Bekanntschaft des Pfarrers Brion zu Sesenheim, und leider wurde für den Dichter der Verkehr mit Friederike, des Pfarrers Tochter, verhängnißvoll. Sie hoffte durch Lenz ihren treulosen Geliebten Goethe wieder zu gewinnen, was mislang. Aus diesem Fehlversuch Friederikens entwickelte sich unglücklicherweise Lenzens Liebe zu derselben, die erwidert, aber von der Mutter nicht gebilligt wurde, weil sie an Einer Dichterschwärmerei genug hatte. Doch stammen aus dieser Zeit viele Liebesgedichte Lenzens, wie z. B. das Lied «Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen», welches mit manchem andern irrthümlich Goethe zugeschrieben wurde, und vor allem die ergreifend schöne Legende «Die Liebe auf dem Lande» (vgl. über diese Periode Falck's Biographie: «Friederike Brion», Berlin 1884, S. 43—70). Von Fort Louis begab sich Lenz mit Kleist im September 1772 nach Landau, wo er seine Bearbeitung der «Lustspiele des Plautus» und sein Trauerspiel: «Zum Weinen» vollendete. Im December 1772 von dem älteren Kleist nach Straßburg gezogen, wurde Lenz 1773 und 1774 in die Liebesangelegenheit dieses und des aus Königsberg herübergezogenen jüngsten Bruders Christoph von Kleist arg verwickelt. In seinem «Tagebuch an Goethe» hat Lenz dieses hirnverbrannte Liebesverhältniß der beiden Brüder und sein Verhältniß zu Arminta (Cleophe Fibich) in erschreckend wahren Farben gezeichnet, welches Lebensdrama mit einem Mordversuch auf Lenz, ausgeführt von Christoph von Kleist im September 1774, abschloß (vgl. über diesen Lebensabschnitt Joh. Froitzheim's «Lenz, Goethe und Cleophe Fibich», Straßburg 1888). Merkwürdig ist es, daß in dieser Zeit von 1773 und 1774, wo die Freundschaft Lenzens zu Goethe am intimsten war, nur Lenzens «Neuer Menoza» (Leipzig 1774), «Briefe über die Moralität des jungen Werther's», «Ossian fürs Frauenzimmer» (Jacobi's «Iris», 1775), «Meynungen eines Layen den Geistlichen zugeeignet» nebst den «Stimmen des Layen auf dem letzten theologischen Reichstage im Jahre 1771» (Leipzig 1775) und die «Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen» (Frankfurt a. M. 1780) entstanden, die alle, bei nur einigen werthvollen Gedanken, wenig Klarheit des Geistes verrathen und zu seinen schwächsten Werken gehören. Darnach zu schließen, muß der Einfluß Goethe's und der drei Gebrüder Kleist auf Lenz kein guter gewesen sein. Nach dem Bruche mit Kleist auf sich selbst angewiesen, ließ sich Lenz in Straßburg immatriculiren und wirkte daselbst als gesuchter Sprachlehrer, denn er gebot über zehn Sprachen. Als Lehrer lernte er Fräulein Luise König, die Tochter eines straßburger Consulenten, kennen, welche Lenz brieflich mit Herder's Frau, ihrer Freundin, und Herder in Bückeburg, wie mit Mad. Heß in Darmstadt bekannt machte. Hier bei Luise König sah Lenz auch 1775 zum ersten mal Fräulein Henriette von Waldner, für die er in unglücklicher Liebe entbrannte, da er keine Ahnung hatte, daß sie die stillverlobte Braut des Baron Siegfried Oberkirch war. So sehr diese Entdeckung das Nervensystem des Dichters zerrüttete, so war doch diese Liebe wegen ihrer Reinheit von so hoher poetischer Bedeutung, daß wir ihr die edelsten Blüten seiner Muse verdanken. Lenz hatte sich seit dem September 1774 wiedergefunden, und die seit 1774 angeknüpfte Bekanntschaft mit Lavater, Merck und Herder machte den Dichter wieder zum kraftgenialen Stürmer, welcher den Titanenkampf gegen den verderblichen französischen Einfluß auf den deutschen Geschmack und vor allem gegen Wieland in Scene setzte. Zunächst ließ Lenz auf eigene Kosten in Kehl mit Goethe's Zustimmung dessen «Götter, Helden und Wieland» (1774) drucken und bedauerte in seinen Briefen an Herder und Lavater, daß sie nicht den Muth hatten, weder sein «Pandaemonium germanicum» (Nürnberg 1819) noch seine «Wolken» (Lemgo 1776) drucken zu lassen. Letztere hob Lenz durch seine überaus merkwürdige «Vertheidigung Wieland's gegen die Wolken, vom Verfasser der Wolken» (Lemgo 1776) wieder auf, während sein «Menalk und Mopsus» (d. h. Wieland und Kamm) in Frankfurt 1775 und «Eloge de feu Monsieur (Wiela)nd» in Hanau 1775, wie auch seine beachtenswerthe Recension: «Ueber das Gespräch des Herrn Wieland mit dem Pfarrer zu *** in dem neuesten Stück des Merkurs» («Frankf. gel. Anz.» 1775) bereits erschienen. Fast fieberhaft ist seine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit zu nennen, denn außer diesen Satiren entstanden noch zwei andere: «Matz Höcker»(Zürich 1776) und «Nielk» (d. h. Klein); sodann die Dramen: «Die Soldaten» (Leipzig 1776), «Die Freunde» (Lemgo 1776), «Der Engländer» (Leipzig 1777), «Die beiden Alten» (Zürich 1776), «Der tugendhafte Taugenichts», «Lukretia», «Die Algier» (Captivi nach Plautus), «Coriolan» (nach Shakspeare) und «Die alte Jungfer». Ferner schrieb er in dieser Zeit seine Novelle: «Zerbin» («Deutsches Museum» 1776); seine «Recension des neuen Menoza» und die Kritik: «Ueber Herder's Philosophie der Geschichte» («Frankf. gel. Anz.» 1776). In dieser Zeit hielt er auch seine Vorträge in der straßburger Societät: «Ueber die Natur des Geistes», «Ueber das erste Principium der Moral», «Ueber das Studium der Theologie» u. s. w. und gründete eine neue Vereinigung unter dem Namen: «Deutsche Gesellschaft» im Oct. 1775, in der er seine berühmten Vorträge: «Ueber die Vorzüge der deutschen Sprache», «Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß», und vor allem seinen Vortrag: «Ueber die Veränderung des Theaters im Shakspeare» hielt.

(Vgl. über diese Zeit Joh. Froitzheim's «Zur Sturm- und Drangperiode Straßburgs», Straßburg 1888.) Fast unglaublich erscheint diese Thatsache, aber sie erschöpft seine literarische Thätigkeit vom September 1774 bis März 1776 noch lange nicht. Als Lenz im März 1776 Straßburg verließ, war für sein überarbeitetes Hirn und seine zerrütteten Nerven Ruhe und Erholung die einzige Möglichkeit, um seinen Geist vor dem sicheren Untergange zu retten, statt dessen ging er gewaltigen Aufregungen entgegen. In Mannheim im Antikencabinet mit seinem Freunde Maler Müller schwärmend, welcher ihn wie einen Mann aus einer andern Welt ansah, begab er sich nach Darmstadt, wo ihn sein Freund Merck mit Freuden aufnahm und es sich nicht nehmen ließ, ihn nach Frankfurt a. M. zu begleiten. Vor der Stadt, von Klinger und Schleiermacher in der Werther-Uniform hoch zu Rosse eingeholt, zog Lenz im Triumph in Frankfurt ein und stieg in Goethe's Aelternhause ab. Von dieser Station schickte er den letzten Theil seiner merkwürdigen humoristischen Studie: «Unsere Ehe» (Othello-Goethe und Desdemona-Lenz) nach Weimar. Hoch gefeiert, auf der Höhe seines Glückes stehend, verließ er die alte Reichsstadt und erhielt «einige Stunden hinter Frankfurt» die Nachricht, welche ihn zermalmte: Henriette von Waldner's Verlobung mit Oberkirch, was ihm unmöglich schien. Er eilte verzweifelt nach Dessau, wo man sich die größte Mühe gab, ihn als Lehrer für das Philanthropin zu gewinnen, aber vergebens, darauf über Gotha nach Weimar, wo er am 1. April 1776 eintraf. Hier versöhnte er sich noch an demselben Tage mit Wieland, wurde von Goethe am 4. dem Herzog, am 5. der Frau von Stein vorgestellt, überall mit Freuden aufgenommen und verwöhnt, hatte aber wieder das Unglück, die Liebe seines Freundes Goethe — ohne es zu wollen — zu kreuzen. Frau von Stein in Kochberg, bei der Lenz längere Zeit (September und October 1776) wohnte, misbrauchte den armen Dichter, um die Eifersucht Goethe's zu wecken, was ihr, noch bevor sie Lenz gesehen hatte, gelang, indem ihr Goethe am 5. April 1776 verletzt schreiben konnte: «Sie sollen was Sie wollen und wollen was Sie werden», nämlich Lenz kennen lernen. Von Tag zu Tag stieg die Eifersucht zwischen Lenz und Goethe und es kam am 28. Nov. nach der sogenannten «Eselei» vom 26. zum unheilbaren Bruch. Aus dieser Weimar-Berka-Kochberger-Zeit stammt Lenzens merkwürdiger Roman «Der Waldbruder», welcher mit der Forderung Rothe's (Goethe) an Herz (Lenz) endet, wobei der letztere fällt; dann das Schauspiel «Die Laube», das Trauerspiel «Katharina von Siena», das Dramolet «Tantalus», vorzügliche Gedichte auf Frau von Stein, weniger gute auf die Herzogin-Mutter Anna Amalia, auf die Herzogin Luise, auf den Tod ihrer Schwester der Großfürstin Natalia Alexiewna, auf Wieland, und das verhängnißvolle Pasquill auf die weimarer Wirthschaft. Gebrochen an Leib und Seele mußte Lenz am 1. Dec. 1776 Weimar verlassen und kam wie ein aus allen Himmeln Verstoßener Weihnachten in Emmendingen an, wo es Frau Cornelia Schlosser, Goethe's Schwester, gelang, Lenz schließlich wieder aufzurichten. Allein mit dieser Katastrophe (am 28. Nov. 1776) in Weimar geht nicht nur durch Lenzens, sondern auch durch Goethe's Leben ein tiefer Riß; beginnt für beide Dichter, die hier aufhören Rivalen zu sein, ein ganz neues Leben, fast ohne Vermittelung, ein Leben, welches Lenz auf der Stufenleiter des Ruhmes rapid abwärts, Goethe dagegen allmählich, aber stetig aufwärts brachte. Das Merkwürdigste dabei ist aber, daß Lenz Goethe den Sieg von Herzen gönnte und für sich nur den Tod wünschte, der ihm leider nicht so bald werden sollte. Das tolle Leben «der Götter Weimars» hatte Lenz schlagend im sog. «Pasquill» getroffen; seine Verstoßung war nur ihre Selbsterhaltung, denn mit seiner Entfernung zieht man den Kreis enger, wird diplomatischer, schweigsamer nach außen, wie uns Goethe selbst das beste Beispiel für diesen Umschwung der Dinge darbietet, da er seit dieser Zeit selbst in seiner Schreibweise ein ganz anderer wird. Aber auch Lenz ist kaum noch erkennbar. Es beginnt nun für ihn eine Zeit, wo das Leben ihm zur Qual wird. In Emmendingen schrieb Lenz seinen Roman «Der Landprediger» (Leipzig 1777), worin er seinem Freunde Schlosser ein schönes Denkmal setzte; doch nicht lange duldete es ihn hier. Magisch zum Elsaß hingezogen, begab er sich nach Colmar zu Pfeffel und Lerse, wo er seine ergreifende Ballade «Geschichte auf der Aar» dichtete und seine Satire «Nielk» (d. h. Klein) an Lerse verschenkte. Von Colmar reiste er nach Münster zum Pfarrer Luce, bei dem er 14 Tage blieb, dann aber über Basel zurück nach Emmendingen, wo er sich in die Lektüre des «Königs Lear» vertiefte, und in den Ruinen des hochburger Schlosses seine «Phantasien über Shakspeare» entstanden. Von seinem unruhvollen Geist aufgescheucht, verließ Lenz im April wieder Emmendingen und kam über das Höllenthal zum Rheinfall bei Schaffhausen. Hier beim Anblick der sich überstürzenden Wassermassen entstanden seine aus grandioser Phantasie zusammengesetzten, jedoch schon an Wahnsinn streifenden Dichtungen: «Der Traum Gottes vor Erschaffung der Welt» und «Shakspeare's Weltgang durch das All». Obgleich er bei der Madame Im-Thurm in Schaffhausen freundliche Aufnahme fand, verlangte sein kranker Zustand Veränderung, Zerstreuung, und er verabschiedete sich am 4. Mai, um der Aufforderung seines Freundes Lavater nach Zürich zu folgen. Dieser beredete ihn, Mitte Mai mit ihm nach Schinznach zur poetischen Tafelrunde zu wandern. Dort trafen sie mit Pfeffel, Lerse, Salis-Marschlin u. a. zusammen und es entstand das gemeinsame Gelegenheitswerk: «Jupiter und Schinznach» (Impromptus von Lenz, Lavater u. a.), welches als solches beurtheilt sein will. Von Schinznach wandert Lenz Ende Mai mit Lavater nach Zürich, von dort Anfang Juni mit dem Componisten der Geniezeit Ph. Kayser in die Urcantone, erstieg den St.-Gotthard und kehrte krank nach Zürich wieder zurück. Kaum angelangt, empfing er die traurige Mittheilung, daß sein «Schutzgeist», Cornelia Schlosser, am 7. Juni 1777 verschieden sei, welche Nachricht ihn so ergriff, daß man für sein Leben zu fürchten anfing. Anfang Juli,

kaum wieder hergestellt, begab er sich nach Emmendingen, wo ihm an ihrem Grabe viele gemüthstiefe Lieder entströmten, welche sich zum Theil erhalten haben. Jetzt fing auch Schlosser für Lenzens Geist zu fürchten an und überredete ihn, den Vorschlag Baron Hohenthal's anzunehmen und denselben als Gesellschafter und Dolmetscher nach Italien zu begleiten, was er that, und am 28. Juli traten sie ihre Reise über Genf an, wo Lenz in Fernay die Bekanntschaft Voltaire's machte. Von hier gingen sie nach Sitten, wo sie in der Nähe des Simplon die Reise bereits Anfang August aufgeben mußten, weil ein Fußleiden Hohenthal's eine Weiterreise unmöglich machte; sich trennend, wählte Lenz den Weg über Bern nach Zürich. Als aber der zartfühlende Lenz merkte, daß er seinem Freunde Lavater lästig werde, erfaßte ihn wieder die Unruhe und er begab sich im October 1777 zu seinem Freunde Salis nach Marschlin, von da über Zürich nach Winterthur, wo er Mitte November 1777 eintraf. Hier brachte der «Kraftapostel» Kaufmann den armen Lenz vollends um den Verstand, indem er intriguirend alte Erinnerungen auffrischte und in religiöser Schwärmerei und Prophetie Lenz einzulullen suchte. Vollständig haltlos verließ Lenz Winterthur Mitte December und kam am Weihnachtsabend 1777 auf unbekannten Wegen als Wahnsinniger in Sesenheim an. Hier mußte er in Ketten gelegt und nach Straßburg gebracht werden; indessen verstand er sich der liebevollen Pflege seines Freundes Röderer zu entwinden und entfloh dürftig gekleidet in die Vogesen. Durch Wasser und Schnee tage- und nächtelang in den Wäldern und Bergen irrend, sprach er unbekannterweise in Waldbach Mitte Januar 1778 beim Pfarrer Oberlin vor, der den Kranken bis Anfang Februar behielt, worauf er ihn über Colmar nach Straßburg schaffte, von wo ihn Röderer zu Schlosser nach Emmendingen begleitete. Nach vielen Rasereianfällen und Selbstmordversuchen wurde Lenz endlich im Juni 1778 durch mechanische Beschäftigungen bei dem Schuhmacher Süß in Emmendingen so weit hergestellt, daß man wieder an seine Gesundheit zu glauben anfing und zu seiner völligen Genesung ihn in der reizenden Försterei Wiswyl bei Emmendingen unterbrachte, wo er vom August 1778, außer einem kurzen Aufenthalte im October bei Sarasin in Basel, bis zum Februar blieb. Da sich leider vom November 1778 an Rückfälle zeigten, wurde der Förster Lydin beauftragt, Lenz Anfang Februar 1779 einem Chirurgen in Hertingen bei Basel zu übergeben, während die Kosten seit dem Januar 1779 der Herzog Karl August von Weimar ganz allein für Lenz bezahlte. Von hier holte ihn im Juni 1779 sein jüngerer Bruder Karl Lenz, welcher in Jena die Rechte studirt hatte, ab, nachdem er von Goethe in Weimar Instructionen und von der Herzogin Anna Amalia Geld zu des kranken Dichters Beförderung in die Heimat erhalten hatte. Von Hertingen reisten die beiden Brüder nach Lübeck. Hier beim Anblick des Meeres in Travemünde schien der kranke Dichter sich als gesunder Mensch wiedergefunden zu haben. Er legte in fröhlicher Gesellschaft auf dem Schiffe «Hoffnung» seine Reise zur Heimat zurück und langte Ende Juli 1779 in Riga an. Leider war nicht sein Dichterruhm, sondern die Nachricht von seinem Wahnsinn ihm vorangegangen und er von allen Stellen, um die er sich bewarb, zurückgewiesen. Es half ihm nichts, daß Hartknoch sich seinetwegen an Herder wandte, um die Rigenser umzustimmen, noch daß Lenzens Vater seit dem September 1779 als Generalsuperintendent von Livland in Riga wohnte und der Generalgouverneur von Liv- und Estland, Feldmarschall Graf Browne, für den Dichter eintrat, die Vorurtheile waren zu mächtig, Lenz erhielt weder die Rectorstelle am Lyceum noch einen andern Posten in Riga. Nach Deutschland sich zurücksehnend, setzte er auch sein aufreibend nervöses Wanderleben in Rußland fort. Von der Unruhe geplagt, man könnte auch in Petersburg, wo ihm durch den Grafen Browne eine Anstellung als Lehrer am Cadettencorps in Aussicht gestellt war, Vorurtheile wie in Riga gefaßt haben, eilte er bereits Mitte Januar 1780 nach Petersburg, verdarb sich aber durch diese Voreiligkeit gerade die Carrière. Indessen von den Akademikern Pallas, Güldenstube, Georgi, wie vom Bibliothekar und Dichter von Nicolay auf das liebenswürdigste aufgenommen, lernte er durch sie eine Menge einflußreicher Herren kennen und ließ sich mit Hoffnungen trösten. So finden wir ihn im Mai 1780 in Kronstadt, um als Lehrer beim Seecorps anzukommen, was ihm ebenfalls misglückte. Jetzt verlor Lenz den Muth und kehrte im Juni über Petersburg nach Dorpat zurück, doch hatte der feine gesellschaftliche Umgang in Petersburg wohlthätig auf seinen Geist gewirkt. Viele seiner Dramen und andere Werke hatte er in dieser Zeit einer Revision unterworfen, vieles gestrichen und vieles für seine «Gesammelten Werke» umgedichtet, die bei Hartknoch in Riga erscheinen sollten. In Dorpat sah sich Lenz genöthigt, eine Hauslehrerstelle bei Liphard zu Aya anzunehmen, gab dieselbe aber bereits im September 1780 auf, weil er als Hauslehrer keine Hoffnung sah, seine Jugendgeliebte Julie von Albedyll heimzuführen. Ueber Tarwast, Dorpat, Nüggen wanderte Lenz durch die «Livländische Schweiz» nach Riga, wo er seinem Freunde Hartknoch einen Theil seiner überarbeiteten Werke übergab und mit dem Buchhändler Steffenhagen einen Contract wegen einiger Arbeiten abschloß, welche in dessen mitauer Journal «Für Leser und Leserinnen» erscheinen sollten. In rascher Aufeinanderfolge wurden darin von Lenz folgende Arbeiten abgedruckt: «Entwurf einiger Grundsätze für die Erziehung überhaupt, besonders aber für die Erziehung des Adels» (December 1780); ferner: «Der Arme kommt zuletzt doch ebenso weit», ein Dialog nach dem Lucian (Februar 1781); «Der Tod der Dido», ein Melodrama mit Chören und Tänzen (April 1781); «Der äußerliche Schein» (Mai 1781); «Fragment über die Mode» (August 1781); «Merkur und Mistriß Modish», ein Gespräch; «Elysium» und «Die Akademie der Thiere», eine Fabel (November 1781); sodann: «Uxorem nunquam irritamini, sed monete. Empfindsamster aller Romane oder lehrreiche und angenehme Lectüre für Frauenzimmer» in acht Kapiteln (Juni 1781);

darauf «Sangrado. Eine Schutzschrift wider Irrthümer und Augenschwächen an die beyden verkannten großen Männer unserer Zeit» (Richelieu und Fleury), wie «Etwas über Philota's Charakter» (das heißt von Vietinghoff). Ein Veilchen auf sein Grab», in sieben Briefen und einem Nachwort. — Nachdem sich Lenz seit November 1780 bis zum Februar 1781 in Riga und Ohlershof, wo er bei seinem Freunde Engelhardt wohnte, mit Bearbeitung seiner Werke beschäftigt hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Browne die Stellung eines Privatsekretärs beim General Bauer in Petersburg. Er theilte darauf diese freudige Nachricht an Goethe, Frau von Stein und Wieland mit und begab sich nach Petersburg, wo er erst am 1. April 1781 seine neue Stellung antreten konnte. Trotz seines nachsichtsvollen Prinzipals gab Lenz aus noch unbekannten Gründen die Stellung im August 1781 wieder auf, worauf Kotzebue, der Dichter von «Menschenhaß und Reue», sein unmittelbarer Nachfolger wurde, und reiste Ende August noch Moskau, um eine Stelle als Lehrer bei der Exter'schen Pensionsanstalt anzunehmen, welche ihm aber erst im October 1782 zutheil wurde. Hier verkehrte Lenz in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, der Fürsten Gagarin, Wäsemski, Scheremetjeff, der Grafen von Foritsch und von Anhalt; lernte den berühmten russischen Geschichtschreiber Karamsin und den Reichsarchivar und Historiker G. F. Müller kennen und vor allen den Pfarrer Dr. J. M. Jerzembsky, dem wir unter anderm die Erhaltung der Lenz'schen «Bekenntnisse einer armen Seele» verdanken. In dieser Zeit hatte Lenz für Hartknoch an seinen «Opera omnia» weiter gearbeitet und dem Buchhändler Steffenhagen nach Mitau für das «Livländische Magazin der Lektüre» von 1782 sein Schauspiel «Die Sicilianische Vesper» eingesandt. Bei seinem Jugendlehrer, dem Rector Lau aus Dorpat, lernte Lenz den Pastor Brunner und dessen Amtsbruder Kaufmann kennen, dem er 1785 sein didaktisches Gedicht: «Was ist Satire?» widmete. Aus dieser seiner letzten Lebenszeit stammt auch seine Satire gegen Stritter und Tschulgin, ferner «Die neue Schätzung», ein Divertissement zum Nachspiel: «Die Christen in Abyssinien», wie seine Studie: «Ueber die Delicatesse der Empfindungen», in welcher sich einige Perlen finden, z. B. Gulliver's «Betrachtung über eine Fliege» und «Caromandel's Predigt über die Ehe». Mit dem Jahre 1786 aber begannen seine Kräfte sichtbar abzunehmen, er wurde «schwachsinnig». Wohl hatte er von Zeit zu Zeit noch einige lichte Augenblicke, in denen er z. B. sein Lied: «Ach wäre die Moskwa doch der Rhein mit seinen Ufern voller Wein» dichtete und Pleschtschejeffs Werk: «Uebersicht des russischen Reiches» (Moskau und Leipzig 1787; 2. Ausgabe 1790) übersetzen konnte, doch wurden diese Sonnenblicke seines Geistes von Jahr zu Jahr geringer. Seine letzte Arbeit war die Uebertragung der «Russiade» von Cherarkow in fünf Gesängen, welches Epos er seinem Freunde Boie fürs «Deutsche Museum» einschicken wollte; da wurde es plötzlich Nacht in ihm und er redete irre: dennoch ließ man ihn frei umhergehen, denn er that keinem Menschen etwas zu Leide. Mit Güte konnte man ihn leicht lenken, und Hunger und Durst, wie viele seiner Biographen behaupten, hat Lenz in Moskau nie gelitten, denn er lebte in dieser letzten Zeit abwechselnd im Hause des Fürsten Scheremetjeff und des Pfarrers Dr. Jerzembsky, welcher von Lenz berichtete: «Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von jedem Wohlthaten an — und wurde beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Geld oder Unterstützung anbot.» In einer Nacht, es war in der letzten Stunde des 23. Mai (5. Juni) 1792, traf ihn auf dem Heimwege von Jerzembsky zu Scheremetjeff auf offener Straße der Schlag. Er ward auf Kosten seines Wohlthäters Scheremetjeff in aller Stille auf dessen Gute Marina Roschtscha bei Moskau beerdigt. Seine Werke wurden zuerst von Goethe 1798 in Schiller's «Horen», «Musenalmanach» und andern Zeitschriften wieder ans Licht gezogen, und Goethe selbst wollte noch 1813 Lenzens Biographie schreiben, wie er in seiner Autobiographie berichtet, wo er ihm ein ewiges Denkmal setzte.

Lenz' «Gesammelte Schriften» gab L. Tieck heraus (3 Bde., Berlin 1828). Ergänzungen zu dieser lückenhaften Ausgabe: «Der verwundete Bräutigam», herausgeg. von K. Blum (Berlin 1845); «Der dramatische Nachlaß», herausgeg. von K. Weinhold (Frankfurt a. M. 1884); Dorer-Egloff, «Lenz und seine Schriften» (Baden 1857); die Lenz-Briefe und Aufsätze aus Salzmann's und Röderer's Nachlaß in den drei Werken von A. Stöber: «Der Dichter Lenz» (Basel 1842), «Actuar Salzmann» (Frankfurt a. M. 1855), und «Röderer» (2. Aufl., Colmar 1874) u. s. w. Ueber Lenz' Leben und Werke vgl. O. Gruppe, «Reinh. Lenz, Leben und Werke» (Berlin 1861); J. Bayer, «J. M. R. Lenz», in seinem Werke: «Gottsched bis Schiller» (Prag 1869), II, 1—120; Erich Schmidt, «Lenz und Klinger» (Berlin 1878); Aug. Sauer, «Lenz und Wagner» (Berlin 1883). *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Johann Reinhold von), genannt Lenz-Kühne, Neffe des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, Schauspieler und Poet, wurde am 14./25. Nov. 1778 in Pernau (Livland) geboren. Er besuchte das Lyceum zu Riga und das Collegium Fridericianum zu Königsberg in Preußen. Nachdem er kurze Zeit seit 1794 als Offizier im russischen Heere gedient hatte, trat er aus Neigung unter dem Namen «Kühne» im September 1801 in Petersburg zur Bühne über. Hier widmete er sich dem Heldenfache und fand vielen Beifall. Im J. 1803 verließ er Petersburg und wollte zu seiner weiteren Ausbildung zu Iffland nach Berlin; in Königsberg aber, wo er im Januar 1804 gastirte, machte ihm die Liebe einen Strich durch die Rechnung, Lenz heirathete daselbst 1805 seine gefeierte Collegin Fräulein Luise Cassini. Nach dem Brande des königsberger Theaters 1808 lernte er in Berlin Iffland kennen, der ihn, wie er gehofft hatte, indeß nicht engagiren konnte. In Lübeck, Braunschweig und andern Städten mit großem Erfolg gastirend, wurde Lenz mit seiner berühmten Frau 1809 nach erfolgreichem Auftreten für Hamburg gewonnen. Die wankende Gesundheit seiner Gattin indessen veran-

laßte ihn zum großen Leidwesen Schröder's 1811 Hamburg zu verlassen. Erst in Breslau schloß Lenz 1812 einen Contract auf 3 Jahre ab. Auch hier zeichnete er sich aus, erwarb sich im hohen Grade die Gunst des Publikums, kehrte aber einem an Schröder gegebenen Versprechen gemäß nach vielen erfolgreichen Gastspielen in Leipzig, Mannheim, Karlsruhe und andern Städten 1814 nach Hamburg zurück. Als im Jahre darauf seine Frau starb, schloß sich Lenz intimer an Schröder an, der ihn seinen besten Schüler nannte, denn nach Schröder's Ansicht gehörte zum Schauspieler auch der Dichter, um Vollendetes leisten zu können. Schröder billigte daher Lenz' poetische Beschäftigung, die zunächst in Uebersetzungen und Bearbeitungen, später aber auch in einer Reihe von selbständigen Schau- und Lustspielen bestand. Nach Schröder's Tode (1816) war Lenz der gefeiertste Liebling der hamburger Bühne bis zu seinem Abgange 1844; war er doch in Rollen, die Repräsentation erforderten, nach Schröder's Urtheil «unnachahmlich». Besonders seine Lustspiele sind meist glückliche Arbeiten und wurden zu seiner Zeit häufig mit vielem Beifall aufgeführt. L. Tieck, der Lenz in der letzten Periode seiner Wirksamkeit kennen lernte, erklärte, daß Letzterer die Darstellungsart jener echten deutschen Schule Schröder's noch vollkommen besitze. Lenz' Vielseitigkeit bestand aber darin, daß er komische Rollen ebenso vortrefflich darstellte, wie tragische. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Lenz während seiner 35jährigen Thätigkeit an der hamburger Bühne nicht auch von Zeit zu Zeit Kunstreisen durch Deutschland machte, sogar häufig in Riga und Petersburg gastirte und überall als Schauspieler ersten Ranges gefeiert wurde. Im April 1844 nahm Lenz in der Rolle des Zimmermanns Klarenbach in Iffland's «Die Advocaten» von der Bühne in Hamburg auf immer Abschied. Ein Augenübel war die Ursache seines Rücktrittes. Auf Lebenszeit pensionirt, begab sich Lenz zu seinen Geschwistern nach Riga, wo er mit Conradin Kreutzer und J. J. Schrameck ein Triumvirat bildete, um welches sich das geistige Leben der Stadt gruppirte. Lenz starb daselbst am 7./19. Febr. 1854. Vgl. H. Meyer, «Johann Reinhold Lenz. Eine biographische Skizze» (Berlin 1846); «Lenz-Kühne» im «Deutschen Bühnen-Almanach» von 1855; C. G. von Bröcker, «Joh. Reinh. von Lenz genannt Kühne» («Dorpater Inland», 1850, Nr. 2); Fr. von Rickhoff, «Joh. Reinh. von Lenz» («Rigasche Zeitung», 1854, Nr. 39 und 51).

(P. Th. Falck.)

LENZ (Robert), Sprachforscher, Bruder von Heinr. Friedr. Emil Lenz, wurde am 23. Jan. (4. Febr.) 1808 in Dorpat geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte anfangs dort Theologie, verließ als graduirter Student 1828 die Universität und übernahm im Sommer dieses Jahres die Stelle eines Pensions-Inspectors und Lehrers an der Ritter- und Domschule in Reval, gab sie jedoch um Ostern 1830 wieder auf und bezog im Frühling 1831 die Universität in Berlin. Hier ging er seiner vorherrschenden Neigung für Sanskrit-Studien unter Bopp's Leitung nach und promovirte 1832. Darauf veröffentlichte er «Bericht über eine im Asiatischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg deponirten Sammlung Sanskrit-Manuscripte» (Leipzig und Petersburg 1833) und begab sich zur weiteren Ausbildung seiner Sanskrit-Studien 1833 nach London. Nach einjährigem Studium kehrte Lenz nach Petersburg zurück, wo er seinen «Bericht über den Zustand der Sanskrit-Literatur in England» dem Präsidenten der Akademie überreichte und Kalidasa's «Urvasi» ins Lateinische übersetzte (Berlin 1833), der sich anschließt «Apparatus criticus ad Urvasini fabulam Calidasi» (Berlin 1834). Diese Arbeit begründete seinen Ruf, welchen er vermehrte durch seine «Analyse du Lalikvistava pourona, l'un des principaux ouvrages sacrés des Boudhistes» («Bulletin scientifique», St.-Petersbourg 1836). Leider setzte ein frühzeitiger Tod seinen weit ausgedehnten wissenschaftlichen Bestrebungen am 30. Juli (11. Aug.) 1836 ein unerwartetes Ziel. Sein literarischer Nachlaß ging an die Bibliothek des Asiatischen Museums über. *(P. Th. Falck.)*

LENZBURG, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (98 □Kilom. mit 18,695 Einwohnern) im schweizerischen Canton Aargau, liegt 404 Met. über dem Meere, 10 Kilom. östlich von Aarau auf dem rechten Ufer der Hallwyler Aa am Kreuzungspunkt der Bahnlinien Aarau-Rothkreuz, Aarau-Wettingen und Lenzburg-Emmenbrücke (Seethalbahn). Im J. 1880 zählte die Stadt 2731 meist reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel Baumwollen- und Seidenindustrie, Strohwaaren und Cartonnagefabrikation und Weinhandel sind. Das Schloß, das östlich über der Stadt auf dem steilen, von Weingärten umgebenen Schloßberg (512 Met.) gelegen, nimmt die Stelle eines römischen Castells und der alten Grafenburg Lenzburg ein und ist in seiner jetzigen Gestalt ein Bau des 16. Jahrh. Die Grafen von Lenzburg, die urkundlich schon um 890 erwähnt werden, waren vom 10.—12. Jahrh. eins der mächtigsten Dynastengeschlechter der Schweiz, Stifter des Klosters Beromünster, Schirmvögte der Waldstätte, in den Kämpfen zwischen dem Papstthum und dem deutschen Kaiserthum unentwegte Anhänger des letzteren. Als das Geschlecht 1172 mit Ulrich IX., dem Freunde und Waffengefährten Friedrich Barbarossa's, ausstarb, fielen seine Besitzungen an das Reich und kamen später an Kyburg und Habsburg. Im J. 1415 wurde Lenzburg von den Bernern eingenommen, deren Landvögte bis 1798 auf dem Schlosse residirten. Vgl. von Mülinen, «Urkundliche Geschichte der Grafen von Lenzburg» (Bern 1821); Müller, «Die Stadt Lenzburg» (Lenzburg 1867); «Der Aargau» (2 Bde., Zürich 1870—72).

(A. Wäber.)

LENZEN, Stadt im preußischen Kreis Westpriegnitz des Regierungsbezirks Potsdam, Provinz Brandenburg, liegt unfern der Elbe in der fruchtbaren Lenzer Wische (Wiese) an der zum Lenzer See erweiterten Löcknitz und an der Linie Wittenberge-Buchholz der Preußischen Staatsbahnen, hat evangelische Kirche, Amtsgericht, Post-

und Telegraphenamt und (1885) 2838 protestantische Einwohner, welche meist von Ackerbau und Viehzucht leben. — Der schon im 9. Jahrh. bestehende Ort ist besonders bekannt durch die Schlacht vom J. 929, in welcher König Heinrich I. die Redarier besiegte; 20,000 sollen hier ihren Tod gefunden haben. Im J. 1066 wurde der Ort von den Wenden zurückerobert und der zum Christenthum bekehrte Obotritenfürst Gottschalk in der Kirche erschlagen. *(E. Kaufmann.)*

LENZER-HEIDE (romanisch Planura), Hochthal im Bezirk Albula des schweizer Cantons Graubünden, erstreckt sich 8 Kilom. lang, 1—2 Kilom. breit in südlicher Richtung von der Wasserscheide Acla alva (1551 Met.) zwischen der Rabiosa und der Albula bis zu dem Dorfe Lenz (roman. Lansch, 1320 Met.), von welchem die Hochfläche steil zur Albula abfällt. Oestlich von der felsigen Kette des Lenzerhorns (2971 Met.), des Aroser-Rothhorns (2984 Met.) und des Parpaner-Rothhorns, westlich von dem berasten Kamme des Stätzerhorns (2576 Met.) eingeschlossen, ist die Heide in ihrem obern Thal eine spärlich besiedelte, steinige Weidefläche, parkartig mit Tannenwäldchen und Legföhrengebüschen übersäet, mit mehreren kleinen Seen geschmückt, deren größter, der Heid- oder Vatzersee (1483 Met.), seinen Abfluß, den Heidbach, der Albula zusendet. Der untere Theil gegen Lenz hin ist bewaldet. Die über die Lenzer-Heide führende Poststraße, von Chur bis Alveneu im Thal der Albula 32 Kilom. lang, steigt von Chur südlich durch das Thal der Rabiosa über Churwalden (1270 Met.) und Parpan (1505 Met.) nach Acla alva hinauf und senkt sich von dieser Wasserscheide, die zugleich die Sprachscheide zwischen Deutschen und Romanen bildet, über die Heide nach Lenz, wo sie sich theilt, um einerseits bei Tiefenkastel (889 Met.) die Julier- und die Schynstraße, andererseits bei dem Bade Alveneu (965 Met.) die Albula- und die Landwasserstraße (nach Davos) zu erreichen. Obwol die Lenzer-Heide einer der niedrigsten Alpenübergänge Graubündens ist, ist sie doch im Winter ihrer Schneestürme wegen nicht immer leicht passirbar. Das Dorf Lenz, nach dem die Heide benannt ist, zählt (1880) 334 Einwohner katholischer Confession und romanischer Zunge und ist kriegsgeschichtlich merkwürdig durch die Kämpfe von 1635 und 1799 zwischen den Franzosen und den Oesterreichern. Auf dem 2 Kilom. südöstlich des Dorfes, 1134 Met. über dem Meere am Abhang des Albulathales gelegenen Hofe Vazerols soll der Ueberlieferung nach 1471 die Vereinigung der drei rhätischen Bünde beschworen sein. *(A. Wäber.)*

LEO ist ein Name, den verschiedene Kaiser des Oströmischen oder Byzantinischen Reichs geführt haben.

Derselbe begegnet uns zum ersten mal in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. Als der ausgezeichnete Kaiser Marcianus zu Anfang Februar d. J. 457 n. Chr. starb, lenkte einer der damals im Reiche einflußreichsten Männer, der Patricius Aspar, seiner Zeit ein namhafter Heerführer, die neue Wahl auf einen seiner Günstlinge. Aspar konnte als Ausländer von Geburt und als Arianer es nicht wagen, selbst nach der Krone zu greifen; er hoffte aber die entscheidende Gewalt zu gewinnen, indem er einen geborenen Thrakier, der den Rang eines Tribunen (Obersten) erlangt hatte und auf den Gütern des mächtigen Patricius Haushofmeister gewesen war, als

Leo I. auf den Thron erhob, 7. Febr. 457, der dann durch den Patriarchen Anatolius gekrönt wurde. Die Hoffnungen Aspar's gingen nicht in Erfüllung; denn Leo empfand sein Uebergewicht als lästig und suchte daher andere Stützpunkte. Auf der einen Seite war er bemüht, gegenüber den durch Aspar geförderten fremden Truppen die einheimischen Streitkräfte mehr in den Vordergrund zu stellen, unter denen seit dieser Zeit die Isaurier bedeutsam hervortreten. Ein vornehmer Mann dieses Volks, Traskalissäos oder Tarasikodissas, trat dabei dem Kaiser besonders nahe und wurde später zu großen Dingen ausersehen. Auf der andern Seite schloß Leo I., ohne gerade in die dogmatischen Streitigkeiten der Zeit sich tiefer einzulassen, sich enger an die orthodoxe Kirche an. In diesem Sinne erließ er nicht allein ein strenges Sonntagsfeiergesetz, sondern drückte auch in dem intoleranten Geiste jenes Zeitalters auf die Arianer, erneuerte (467) die strengen Gesetze des ersten Theodosius gegen Opfer und heidnische Culte, und wurde ferner der Urheber des ersten Gesetzes, welches bekehrte Christen, die wieder zum Heidenthum zurückfielen, zum Tode verurtheilte. Für seine Person trug er indessen kein Bedenken, einen ausgezeichneten jüdischen Arzt, den Hydropathen Jakob, bei schwerer Lebensgefahr im J. 462 aus Athen nach Konstantinopel zu berufen und denselben, als dieser ihn gerettet hatte, zum Leibarzt, zum Geheimrath und zum Oberarzt in der Residenz zu ernennen. Nach außen war Leo I. wenig glücklich. Allerdings sah er sich im Stande, zu Anfang des Jahres 467 dem seiner Auflösung entgegentreibenden Weströmischen Reiche in der Person des Anthemius (Marcian's Schwiegersohn) einen neuen Herrscher zu geben. Als er nun aber von dem vandalischen König Geiserich in drohender Sprache die Einstellung der afrikanischen Kaperzüge gegen die weströmischen Küsten forderte, da zog er dadurch nur die Angriffe der Vandalen auf die griechischen Uferländer seines eigenen Reiches herbei. Die großartig angelegte Expedition, die Leo im J. 468 gegen die Vandalen in See gehen ließ, scheiterte gänzlich durch die Thorheit seines Oberfeldherrn, seines eigenen Schwagers Basiliskos. Bei der Rückkehr suchte der letztere in der Sophienkirche ein Asyl und erhielt durch die Fürbitte seiner Schwester, der Kaiserin Verina, allerdings Gnade. Dagegen fiel des Kaisers ganzer Groll auf Aspar, mit dem er längst gebrochen hatte, und den er in Verdacht hatte, in verrätherischer Weise die Misgriffe des Basiliskos veranlaßt zu haben. Jetzt wurde jener isaurische Traskalissäos unter dem Namen Zeno mit des Kaisers Tochter Ariadne (468) vermählt, erhielt den Rang als Patricius, das Consulat im J. 469, die Führung der Leibwache und den Oberbefehl über die in Asien stehenden Truppen. Als nun Aspar und seine Söhne, so heißt es, nicht aufhörten, gegen den Kaiser und den neuen Günstling gefährliche Intriguen in Scene zu setzen,

da ließ Leo I. im J. 470 oder 471 den alten General und zwei seiner Söhne auf Zeno's Rath im Palast selbst durch seine Eunuchen niederhauen. Die darüber erbitterten gothischen Söldner wurden allerdings durch Zeno und Basiliskos aus Konstantinopel verdrängt; dagegen gelang es nur sehr unvollkommen, im J. 472 sich mit Aspar's gothischem Bluträcher Theoderich (Triarius' Sohn) in Thrakien zu vergleichen.

Nichtsdestoweniger haben die Byzantiner nachmals Leo I. «den Großen» genannt. Es ist wahrscheinlich deshalb geschehen, weil dieser Kaiser, der übrigens in der innern Verwaltung sehr Tüchtiges leistete und eifrig bemüht war, die Lasten des Volkes zu erleichtern, im Gegensatze zu seinen Vorgängern zuerst das national-griechische Element zur Geltung brachte, wie er eben auch Scepter und Krone aus den Händen des einheimischen Senats und des Patriarchen entgegennahm und sich zu der griechisch-orthodoxen Partei hielt. Als Leo I. sein Ende nahen fühlte, hat er im J. 472 seinen Enkel

Leo II. gekrönt, und ehe er selbst im Januar 474 starb, zum Nachfolger ernannt. Nun wurde Zeno thatsächlich Regent. Im Februar 474 ließ sich derselbe unter Zustimmung des Senats durch sein Kind zum Mitregenten krönen. Als nachher der Knabe im November 474 ebenfalls starb, blieb Zeno Alleinherrscher.

Eine Reihe von Menschenaltern trennt diesen Kaiser von der imposanten Feldherrn- und Herrschergestalt des großen Mannes, der zuerst wieder diesen Namen trug und unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Gründer einer berühmten Dynastie auf dem byzantinischen Thron, zugleich aber der Urheber einer der großen kirchlichen Bewegungen geworden ist, welche während des 8. und 9. Jahrhunderts die weittragendsten Folgen für Kirche und Staat nach sich gezogen haben. Leo, der Feldherr, der hier in Rede steht, war um das Jahr 675 n. Chr. zu Germanikeia (Marasch) auf der Grenze von Syrien, Kappadocien und Armenien geboren. Als «Isaurier» ist er später wol nur deshalb bezeichnet worden, weil (so scheint es) dieses Land die Heimat seiner Aeltern war. Als in den unruhigen Zeiten gegen Ende des 7. Jahrh. sein Geburtsort in die Hände der Araber fiel, war er mit seinen Aeltern nach dem thrakischen Mesembria übergesiedelt und etwa 705 in die kaiserliche Armee eingetreten. Bei sehr bedeutender militärischer Befähigung rasch emporgekommen, hatte er im Laufe der dynastischen Erschütterungen, die (seit 711) dem Untergange des blutigen Justinian II. folgten, durch den seit Sommer 713 regierenden Kaiser Anastasius II. ein hohes Commando in Kleinasien erhalten, um den Arabern Widerstand zu leisten, die damals, und zwar ganz besonders seit 715, zu Wasser und zu Lande mit aller Kraft rüsteten, um jetzt womöglich das Oströmische Reich zu überwältigen. Die arabische Noth hinderte den General Leo, seinen Gönner in der innern Krisis wirksam zu unterstützen, die seit dem Herbst des J. 715 auch dessen Herrschaft bedrohte. Als aber Anastasius II. zu Anfang März 716 zu Gunsten des Theodosius III. hatte abdanken müssen, säumte Leo nicht, in voller Erkenntniß wie der schrecklichen Lage des Reiches, so seines persönlichen Herrscherberufes, gegen den neuen Imperator als Gegenkaiser aufzutreten. Als er nach der Entsetzung der durch die Araber des Khalifats der Omejjaden von Damascus schwer bedrängten, wichtigen phrygischen Festung Amorion durch die Bewohner dieser Stadt und durch seine Truppen (im Frühling 716) als Kaiser sich hatte begrüßen lassen, gewann er durch listige Diplomaten dem arabischen Oberfeldherrn Maslama, dem Bruder des seit dem 23. Febr. 715 regierenden Khalifen Suleiman, im Spätsommer 716 einen Waffenstillstand ab, der es ihm möglich machte, einen Feldzug nach Konstantinopel anzutreten, den Theodosius III. zum Rücktritt zu nöthigen und am 25. März 717 als Kaiser

Leo III. («der Isaurier») den byzantinischen Thron zu besteigen. Die wahre «Herrscherweihe» erwarb er sich dann durch den großen Kampf mit den Arabern, bei welchem es sich geradezu um die Existenz des Reiches handelte. Der Prinz Maslama, der schnell erkannte, daß vor allen andern Byzantinern dieser Zeit gerade Leo III. der kraftvollste Widersacher ihres Vordringens sein würde, wollte ihm keine Zeit lassen, sich erst recht zu befestigen, hatte bereits vor Leo's vollständigem Siege im Innern den Kampf erneuert und überschritt im Frühling 717 mit seiner Landmacht den Hellespont bei Abydos. Seit dem 15. Aug. desselben Jahres war Konstantinopel von einer gewaltigen arabischen Macht zu Wasser und zu Lande rings umschlossen. Nun aber wußte Kaiser Leo III. die Vertheidigung mit so meisterhafter Geschicklichkeit zu leiten und Volk und Soldaten dermaßen zu begeistern, daß die Araber durchaus nichts auszurichten vermochten. Endlich, auch durch Mangel und Seuchen entsetzlich zugerichtet, gaben die Araber am 15. August 718 die aussichtslose Belagerung auf, erlitten aber auf dem Rückzuge sowohl zu Wasser wie zu Lande noch schwere Verluste. Ihre Flotte war so gut wie ganz verloren und von den 180,000 Menschen der Expedition sollen nur 40,000 die Heimat wiedergesehen haben. Es war die großartigste Niederlage, die der Islam seit seiner Entstehung erlitten hatte. In dieser Weise leitete Leo III., den neuere Historiker wegen dieses Sieges mit Karl Martell in Parallele stellen, seine Herrschaft ein, und nach mehreren Seiten entsprach deren Fortgang ihrem Beginne. Sicher ist, daß dieser Kaiser als einer der durchgreifendsten Reformer auftrat, welche das Reich der Byzantiner jemals gesehen hat, und daß durch seine Thätigkeit die materielle Kraft desselben in erstaunlicher Weise gesteigert worden ist. Es ist ihm vor allem gelungen, den schlimmen Folgen der schlechten Regierung Justinian's II. und der seinem Sturze folgenden dynastischen Revolutionen zu begegnen. Die Armee wurde ausgezeichnet neugestaltet, die Wehrkraft des Reiches derart gesteigert, daß sie nun wieder während mehrerer Jahrzehnte sehr wohl im Stande gewesen ist, den Gefahren dieser Zeit, namentlich von seiten der Araber und der Bulgaren, mit Erfolg die Spitze zu bieten. Zugleich (so scheint es) wurde unter dieser Regierung die schon seit längerer Zeit auf mehreren Punkten des Reiches eingeleitete neue Gliederung und wesentlich militärische

Organisation desselben in zahlreiche, durch Strategen zugleich geschützte und verwaltete kleinere Provinzen oder «Themen» systematisch durchgeführt und vollendet. Für die innere Sicherheit wurde so kraftvoll gesorgt, daß selbst der alte Gönner des Kaisers, Anastasius II., mit dem Tode büßen mußte, weil er 719 aus sehr unzeitigem Ehrgeiz mit den Bulgaren gegen Leo sich in hochverrätherische Verbindungen einließ. Die feste Verbindung zwischen den Provinzen und der Centralgewalt wurde wieder hergestellt, die für dieses Reich vorzugsweise wichtige und bedeutungsvolle Finanzwirthschaft wurde in vortreffliche Ordnung gebracht. Erregten allerdings nach dieser Seite verschiedene fiscalische Neuerungen, namentlich die Uebertragung aller finanziellen Geschäfte in den Provinzen von den städtischen Behörden auf kaiserliche Beamte, vielfache Unzufriedenheit gegen Leo, so wurde ihm dafür sein Eifer für die Blüte des Handels und für die Herstellung einer guten und soliden Rechtspflege hoch angerechnet. In letzterer Beziehung veranlaßte dieser Kaiser die Veröffentlichung der sogenannten Ekloge, eines kurz zusammengefaßten Civilgesetzbuchs in griechischer Sprache. Das Werk aber seines Lebens krönte Leo III. durch einen neuen gewaltigen Sieg über die Araber. Die seit 725 angestellten Versuche dieser tapfern Feinde, die schwere Niederlage des J. 718 zu rächen, hatten keinen Erfolg gehabt, waren allmählich erlahmt. Als aber nach längerer Pause des Grenzkrieges der gefeierte Held Sid-al-Battal-el-Ghazi ein gewaltiges Heer nach dem innern Kleinasien führte, wurde dasselbe durch Leo und seinen Sohn Konstantin im J. 740 bei dem phrygischen Akroïnon (neun Stunden entfernt von Dorhläon) bis zur Vernichtung geschlagen.

Trotz seiner großen Verdienste ist Leo III. von den spätern Byzantinern und nach deren Vorbilde von vielen neuern Beurtheilern mit Abneigung und Geringschätzung angesehen worden. Das liegt daran, daß Leo III. eine kirchliche Reform versucht hat, die nach Ablauf der an sie geknüpften gewaltigen Bewegung im Reiche, gegen Mitte des 9. Jahrh., schließlich vollständig scheiterte. Wie umfassend diese Reform eigentlich gemeint und geplant war, ist mit Sicherheit jetzt nicht mehr zu erkennen. Uns ist hauptsächlich noch Folgendes bekannt. Seit dem Erlöschen der großen dogmatischen Parteikämpfe im Oströmischen Reiche war in immer weiteren Kreisen eine Art der Frömmigkeit zur Geltung gelangt, die vielfach ein superstitiöses, theilweise selbst heidnisches Gepräge zeigte. Die Mirakelsucht, der Reliquiencultus, die Hingabe an die Heiligenverehrung und namentlich der Dienst der kirchlichen Bilder aller Art traten höchst charakteristisch hervor. Vorzugsweise in Sachen dieser Bilder war die fromme Verehrung allmählich in derbsten Aberglauben verschiedenster Art übergegangen. Dem persönlich durchaus überzeugten, frommen Christen Leo III. und einem großen Theile der intelligenteren Byzantiner entging die Gefahr durchaus nicht, die diese Richtung sowol für das christliche Leben, wie für die politische Kraft ihres Volkes nach sich zu ziehen drohte. Schwerlich die armseligen Motive, die später seine Gegner dem Kaiser zugeschrieben haben — höchstens in secundärer Weise die Hoffnung, durch Abstellung des Bilderdienstes die Araber der Bekehrung zum Christenthum zugänglicher zu machen —, sicherlich die Ueberzeugung von der Verderblichkeit jener Richtung, veranlaßte nun Leo III., zu einer höchst gewagten Reform vorzuschreiten. Wahrscheinlich erinnerte er sich an die bedeutenden Erfolge, welche das persönliche Eingreifen Konstantin's des Großen und Theodosius' I. in die kirchlichen Verhältnisse nach sich gezogen hatte, und dabei hielt er wol die Aufgabe für leichter als sie war —, dieses um deswillen, weil sie ja mit der Dogmatik durchaus nichts gemein hatte. Leo III. eröffnete im J. 726 seinen Kampf gegen den superstitiösen Bilderdienst im Einverständniß mit mehreren der namhaftesten Kirchenfürsten des Reiches und mit dem Senat oder Reichsrath, indem ein durch letztern sanctionirtes Decret die Anbetung der Bilder principiell als eine Art Götzendienst verurtheilte. Materiell wurde zuerst nur verfügt, daß die Bilder in den Kirchen höher gehängt werden sollten, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen. Auf der Stelle sollte der Kaiser der Schwierigkeiten inne werden, die ihm bei Durchführung seiner Reformen entgegentreten würden. In Volk und Kirche schieden sich sofort die Elemente zu einer neuen Parteibildung. Die Armenier sympathisirten offen mit Leo; in Asien und in der Hauptstadt hielten die Zustimmung und der dumpfe Groll einander die Wage; in den durch die römische Curie bestimmten Provinzen, also in Italien und damals noch in Griechenland und Macedonien, wo man auch über die finanziellen Maßregeln des Kaisers zürnte, erreichte die Erbitterung schon jetzt eine gefährliche Höhe. Es dauerte nicht lange, so benutzten die Longobarden die Verstimmung der Italiener zu erobernder Ausdehnung auf der Halbinsel der Apeninen, und in Griechenland, wo — ein seltenes Beispiel, da sonst die Armee mit zäher Ausdauer und Treue zu den verschiedenen «bilderstürmenden» Kaisern gehalten hat — sogar die Besatzungstruppen der Stimmung des Volkes folgten, brach endlich ein gefährlicher Aufstand aus. Als der Angriff der Flotte der Hellenen auf Konstantinopel (18. April 727) gänzlich gescheitert und ihr Gegenkaiser Kosmas enthauptet war, ging Leo III. in der Bilderfrage rücksichtsloser vor. Mit Zustimmung des Senats und der höchsten Würdenträger in Staat und Kirche wurde im Sinne der nun durchdringenden radicalen Reformer im J. 728 verfügt, daß nunmehr überall die Bildnisse Christi, der Panagia (Madonna), der Heiligen und Märthyrer aus den Kirchen und den heiligen Orten entfernt, Wandgemälde unter Umständen mit Farbe überstrichen werden sollten.

Damit erhielt der Kampf seinen furchtbar erbitterten Charakter, und die neuen Gegensätze der Ikonoklasten (Bilderstürmer) und Ikonodulen (Bilderfreunde) vertieften sich allmählich derart, daß alle möglichen materiellen, persönlichen und principiellen, religiösen und politischen Gegensätze, Sympathien und Antipathien, für mehrere Jahrzehnte damit sich verschlangen. Standen auf Seiten des Kaisers die Armee, die Mehrheit der

gebildeten Laien in Asien, die meisten höheren Beamten und viele höhere Geistliche: so hielt zur ikonodulen Opposition die Masse des Volkes, die an dem Bilderdienst ebenso zäh hing, wie die Mehrheit der (als Maler dabei auch persönlich interessirten) Mönche, und wie (fast ohne Ausnahme) die Frauen in allen Ständen bis in die kaiserliche Familie hinein. Wurde der Kaiser trotzdem durch die Erinnerung an seine großartigen Verdienste andauernd moralisch gestützt, so erhielt die Opposition moralische Unterstützung einerseits durch die päpstlichen Hirtenbriefe, andererseits durch die glühenden Reden und Briefe eines der größten Theologen dieser Zeit, des unter dem Schutze des Khalifats im Kloster Saba bei Jerusalem schreibenden syrischen Mönches Johannes Chrysorrhoas aus Damascus. Politisch bedeutsam wurde vor allem der Bruch mit der Curie von Rom. Die Aufregung in Italien ging allmählich so weit, daß Papst Gregor III. im November 732 das Anathema gegen die Feinde der Bilder schleuderte. Dafür hat dann Leo III. unverzüglich alle Länder der Balkanhalbinsel sammt Kreta, die zu dem Metropolitansystem von Thessalonike gehörten, für immer von der uralten Verbindung mit Rom losgerissen und unter die Oberherrschaft des Patriarchen von Konstantinopel gestellt. — Gegenüber der bis auf die Gegenwart üblichen Unterschätzung Leo's III., der etwa 66 Jahre alt am 18. Juni 741 starb, sind in unserer Zeit als seine Vertheidiger aufgetreten namentlich Finlay («History of the byzantine and greek empires», vol. I, p. 15) und der Grieche Paparrhigopulos («Histoire de la civilisation hellenique», p. 194).

Keiner der spätern byzantinischen Kaiser, die denselben Namen trugen, hat die Bedeutung des großen «Isauriers» erreicht. Es sind dieses:

Leo IV., der Enkel des Siegers von Akroïnon, der Sohn Konstantin's V. (Kopronymos) und einer chazarischen Fürstentochter, der mit 25 Jahren am 23. Sept. 775 zur Herrschaft gelangte, aber bei steter Kränklichkeit schon am 8. Sept. 780 starb, und zum Unheil des Reichs die Regentschaft seiner Witwe, der berühmten Athenerin Irene hinterließ. — Ebenfalls zu der Reihe der bilderstürmenden Kaiser zählte

Leo V., der aber kein Verwandter der Isaurier war. Die elende Haltung des Kaisers Michael I. Rhangabé in dem Kriege gegen den bulgarischen Khan Krum erbitterte die Truppen derart, daß sie ihren besten Feldherrn, den Armenier Leo, als Gegenkaiser ausriefen, der am 11. Juli 813 den Michael zur Abdankung nöthigte. Leo V. hatte das Glück, nach Krum's Tode (814) dessen Nachfolger Mortagon bei Mesembria aufs Haupt zu schlagen und zu einem dreißigjährigen Frieden zu nöthigen. Eifriger Gegner des Bilderdienstes, war Leo V. energisch und maßvoll genug, um die neu auflodernde Wuth der Parteien doch möglichst in Schranken zu halten. Ein Regent von seltener Tüchtigkeit, erlag er zuletzt der Frivolität einer Anzahl frivoler Streber und factiöser Unzufriedener, die die Erhebung eines treulosen Freundes des Kaisers, des Generals Michael aus Amorion, unterstützten. Der Aufschub der Hinrichtung dieses im Palast in Konstantinopel gefangen gehaltenen Mannes machte es jenen möglich, Leo V. bei der Frühmette am ersten Weihnachtsfeiertage 820 zu ermorden.

Unter gänzlich andern Verhältnissen regierte der zweite Kaiser der sogenannten makedonischen Dynastie, nämlich

Leo VI. Als Sohn und Nachfolger des kraftvollen Basilios I., hat er die Herrschaft am 29. Aug. 886 angetreten. Für die Byzantiner ist er hauptsächlich deshalb bedeutungsvoll, weil unter seiner Regierung die durch seinen Vater seit 870 begonnene Revision, Ergänzung, Umarbeitung und Uebersetzung des seit Justinian I. und auf Grund seines Corpus juris theils gültigen, theils neu entwickelten Rechts zu Ende geführt worden ist. Das im J. 884 ausgegebene Hauptwerk, der griechische Codex, die «Basilika», ließ Leo VI. noch einmal durch eine Commission bearbeiten (887—893) und dann als das ausschließlich gültige weltliche Gesetzbuch in 60 Büchern publiciren, neben welchem das Justinianeische Recht nur noch als wissenschaftliches Hülfsmittel fortbestand. Mit diesen Arbeiten hing aber auch zusammen die Vollendung der byzantinischen Centralisation und eine erhebliche Steigerung des kaiserlichen Absolutismus, derart, daß namentlich der Senat sehr schädlicher Weise das Recht verlor, in entscheidender Weise bei der Gesetzgebung mitzuwirken.

Im übrigen war die Regierung dieses Theoretikers des Absolutismus weder ruhmreich, noch für das Reich wohlthätig. Leo VI. wurde freilich als ein gelehrter Schüler des berühmten Photios sowol wegen seiner Kenntnisse und seines Eifers für die Wissenschaften, wie wegen der ihm zugeschriebenen Erfahrung in der Astrologie von dem Volke der «Weise» oder der Philosoph genannt. Aber dieser gelehrte Herr war auch ein rücksichtsloser und verschwenderischer Despot und dabei ein Sklave der Sinnlichkeit, der unter anderm kein Bedenken trug, seine eigenen und die Gesetze der Kirche zu durchbrechen, um nacheinander vier Ehen zu schließen. Dabei war er an Herrscherkraft, an Regierungstalent, an Sorgsamkeit für die Interessen des Landes mit seinem Vorgänger keineswegs zu vergleichen. Seine politischen Misgriffe waren es, die (889 oder 893) den Ausbruch eines sehr gefährlichen Krieges mit den Bulgaren veranlaßten, welcher nur dadurch zum Stehen gebracht werden konnte, daß der Kaiser die bedenkliche Hülfe der Magyaren zu gewinnen wußte. Dabei zeigte sich Leo VI. gänzlich außer Stande, auf der Südfronte des Reichs dem Vordringen der Araber mit Erfolg zu begegnen. Auf der Insel Sicilien gingen 902 mit Taormina die Reste der griechischen Besitzungen an die afrikanischen Aglabiten verloren. Und die Korsaren von Kreta und deren Verbündete, wiederholt griechische Renegaten, suchten die griechischen Inseln und Hafenstädte grausam heim. So namentlich der Damianos aus Tyros, der 896 Demetrias plünderte, und Leo von Tripolis, der 889 Samos eroberte, 900 Lemnos plünderte und 904 sogar

die große Stadt Thessalonike eroberte und ausraubte. Als Leo VI. am 11. Mai 912 starb, führte für seinen und der schönen Zoë Karbopsina Sohn, den siebenjährigen Konstantin VII. Porphyrogennetos, die Regentschaft zunächst des Kaisers Bruder Alexander. *(G. Hertzberg.)*

LEO ist der Name auch einer Reihe zum Theil bedeutsamer römischer Päpste.

1) Leo I. oder der Große, Papst und Kirchenlehrer, wurde in dem letzten Decennium des 4. Jahrh., nach den einen in Rom, nach dem «Liber pontificalis» in Toscana geboren. Ueber Leo's Kindheit und Jugend und selbst über die ersten Anfänge seines Wirkens liegen keine Nachrichten vor. Es ist nicht erwiesen, daß eben er der Akolyth Leo gewesen sei, der im J. 418 von Papst Zosimus nach Karthago mit einem Schreiben an den Bischof Aurelius geschickt wurde. Allein schon die Päpste Cölestin (423—432) und Sixtus III. (432—440) wußten die Tüchtigkeit und den umsichtigen Eifer des jungen Mannes und dessen Verdienste um die Kirche zu würdigen und beehrten ihn mit ihrem Vertrauen. Wie sehr er damals schon in der Kirche in hohem Ansehen stand, ersieht man daraus, daß Cassianus auf seinen Rath hin das gegen Nestorius gerichtete Buch über die Menschwerdung Christi schrieb und es ihm widmete; daß Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien, in seinem Streit mit Juvenalis, dem Bischof von Jerusalem, durch ihn die Unterstützung des römischen Bischofs sich zu erwirken suchte; daß Sixtus III. durch ihn sich bestimmen ließ, den Pelagianismus zu bekämpfen und auch ihm die Untersuchung des in Gallien um sich greifenden Semipelagianismus übertrug; und endlich daß er den Auftrag erhielt, den Streit zu schlichten, der im J. 439 zwischen dem in Gallien stehenden Feldherrn Aëtius und dem Senator Albinus ausgebrochen war. In dieser Angelegenheit verweilte er noch in Gallien, als ihn die Nachricht von dem Tode des Papstes Sixtus III. (gest. den 11. Aug. 440) und von seiner Wahl zu dessen Nachfolger erreichte. Leo I. war die geeignete, die providentielle Persönlichkeit, um wieder Ordnung zu bringen in die verworrenen und zerrütteten Verhältnisse der Kirche, welche sich damals, wie das Römische Reich selbst, in bedenklicher Lage befand.[1]) Mit Energie und zielbewußter Consequenz hat er sofort reformirend und organisirend eingegriffen in die Geschicke der Kirche. In kurzer Zeit ist es ihm gelungen, die locker gewordenen Bande der Kirchengemeinschaft wieder fester zusammenzuziehen, meist dadurch, daß er die Autorität des römischen Bischofsstuhles im Abendland und bis auf einen gewissen Grad selbst im Orient zur Geltung zu bringen wußte. Als echtes Vorbild des werdenden Papstthums, dessen eigentliche Gründung keinem anderen als ihm selbst zuzuschreiben ist, steht er Achtung gebietend an der Schwelle der mittelalterlichen Kirche. Nicht mit Unrecht wird er in der Geschichte «der Große» genannt.

Als Oberhaupt der römischen Kirche entwickelte Leo in unermüdlichem Eifer eine vielseitige Wirksamkeit. Sein nächstes Bestreben richtete er auf die Reinigung der Kirche. Er säuberte dieselbe einerseits durch Verbesserung der kirchlichen Ordnung und durch eine bald mit Strenge, bald mit Nachsicht gehandhabte Kirchenzucht von allen untüchtigen und unwürdigen Geistlichen, und andererseits von allen Irrlehren und Sekten, gegen welche er meist schonungslos vorging. Nachdem er alle pelagianisch gesinnten Lehrer beseitigt und die letzten Auswüchse des Semipelagianismus ausgemerzt hatte, ergriff er energische Maßregeln gegen den Manichäismus, der in der Verborgenheit damals noch fortwucherte und in Rom noch viele Anhänger hatte unter Leuten, die äußerlich der Kirche anzugehören schienen. Die gegen die römischen Manichäer eingeleitete Untersuchung soll zu der Entdeckung gotteslästerlicher Mysterien und abscheulicher Wollustpflege geführt haben.[2]) Diejenigen, die sich nicht bekehren wollten, ließ er aus der Stadt vertreiben, und zugleich wurde in einem Schreiben vom J. 444 sämmtlichen Bischöfen Italiens die Pflicht der Wachsamkeit und der Strenge gegen diese Ketzer eingeschärft, und im folgenden Jahr erließ Kaiser Valentinian III. eine von Leo erwirkte Verordnung, welche, die alten Gesetze gegen die Manichäer aufs neue einschärfend, denselben das weitere Verbleiben in der christlichen Kirchengemeinschaft unmöglich machen sollte.[3]) Mit größerer Härte noch ging er gegen die Priscillianisten in Spanien vor. In einem Briefe an Turribius, Bischof von Asturica oder Astorga, glaubte er zur Bekämpfung der Feinde des Glaubens selbst die Todesstrafe in Anwendung bringen zu sollen, «damit die Furcht vor der körperlichen Strafe um so wirksamer auf das geistige Heilsmittel zurückwirke».[4]) Endlich betheiligte er sich auch an der Bekämpfung der eutychianischen Irrlehre. Durch kluge Benutzung des eutychianischen Lehrstreites hat er es versucht, die Autorität Roms selbst im Orient zur Anerkennung zu bringen, wie er dies im Abendland bereits durchgesetzt hatte. Damals schon hatte er in der That alle christlichen Länder des Occidents dem Stuhle Petri factisch erobert. Für Italien war das gleichsam selbstverständlich; aber selbst in dem proconsularischen Afrika gelang es ihm, die Wirrsale, die dort seit der Vandalenherrschaft entstanden waren, auszubeuten und daselbst seine Anschauung vom Universalepiskopat zur Geltung zu bringen. Seine Oberaufsicht erstreckte sich sogar über Illyrien gleichsam bis vor die Thore Konstantinopels; durch den Bischof von Thessalonich, als seinen apostolischen Vicar, wußte er die Bande, welche schon seit längerer Zeit die illyrische Kirche mit Rom verknüpften, straffer anzuziehen. In Gallien stieß er auf den hartnäckigsten Widerstand; aber auch hier trug er den Sieg davon. Als Hilarius, der Bischof von Arles, die Rechte eines Primas von Gallien an sich reißend, auf einer Synode, auf welcher er den Vorsitz führte, einen Bischof Celidonius vom Amte entsetzt hatte, nahm Leo letzteren in Schutz, ließ auf einer römischen Synode das Absetzungsurtheil des Metropoliten umstoßen, dem-

1) Vgl. Arendt, «Leo der Große», S. 202 fg.

2) S. Leo's «Sermones», XVI und LII. 3) S. Leo's «Epistolae», VII, VIII. 4) S. Leo's «Epistolae», XV.

selben alle Metropolitanrechte entziehen, und bewirkte von Valentinian III. ein Edict vom J. 445, das nicht nur den Uebergriff des römischen Bischofs bestätigte, sondern auch verordnete, daß es weder den gallischen Bischöfen, noch denjenigen einer andern Provinz erlaubt sei, den Vorschriften des Papstes sich zu widersetzen.[5])

Kein römischer Bischof vor Leo I. hat das Papstideal so in sich getragen wie er. Er sah es als seine Lebensaufgabe an, seinen Bischofssitz zum weltbeherrschenden Universalepiskopat zu erheben, und die Idee des römischen Primats begründete er dogmatisch durch das Verhältniß Petri zu Christo und den übrigen Aposteln. Gleichwie unter den Aposteln Petrus, der Empfänger der Schlüssel, vor allen andern durch seine Macht sich auszeichnete, so stehe auch der Stuhl seines Nachfolgers in Rom, auf welchen die heiligen Vorrechte des Apostelfürsten übergegangen seien, hoch über allen Bischofssitzen der Erde.[6]) Mit Recht gilt Leo als der eigentliche Begründer der geistlichen Weltherrschaft Roms. Im Morgenlande jedoch ist es ihm nicht gelungen, seine Idee des römischen Primats zur Anerkennung zu bringen. Auf dem Concil von Chalcedon (451), wo Leo's Dogmatik den glänzendsten Sieg feierte und die christologischen Bestimmungen seiner berühmten Epistel an Flavian als rechtgläubige Kirchenlehre festgesetzt wurden, mußten die eifrigen Bemühungen seiner Legaten, die Verhandlung über die Rangverhältnisse zu hintertreiben, an dem zähen Widerspruch der morgenländischen Kirchenfürsten scheitern; vergeblich legten die Stellvertreter Leo's Protest ein gegen den 28. Kanon, welcher den Patriarchen der östlichen Kaiserstadt dem Bischof des alten Rom völlig gleichstellte; vergeblich beriefen sie sich auf die römische Deutung oder vielmehr Fälschung des 6. Nicänischen Kanons, der mit den Worten begann: «Ecclesia romana semper habuit primatum»; vergeblich verweigerte Leo die Bestätigung des von ihm angefochtenen Kanons, den er selbst im J. 454 durch den Kaiser cassiren ließ; vergeblich hat Anatolius, der Patriarch von Konstantinopel, unter dem Einfluß des kaiserlichen Druckes, in einem Schreiben an Leo die Verwerfung des betreffenden Kanons demüthig anerkannt: die Morgenländische Kirche hat sich factisch nicht gebeugt unter den Primat des römischen Papstes. Schon der nächste Nachfolger des Patriarchen Anatolius sah den vielumstrittenen 28. Kanon wieder als giltig an.[7])

Rühmlich soll des Papstes Auftreten gegen Attila gewesen sein, der, nach seiner Niederlage auf den Catalaunischen Gefilden, im Frühling 452, in das nördliche Italien eingefallen war, Aquileja und die umliegende Gegend verheerte und Rom mit seinen Hunnen bedrohte. Leo's priesterliche Gestalt sei zwischen den Aposteln Petrus und Paulus dem Barbaren als ein Bote Gottes entgegengetreten, habe durch christliche Milde und durch die Majestät seiner Beredsamkeit das Herz des gewaltigen Hunnen erweicht und ihn bewogen, über die Donau zurückzuweichen. Dieser Legende, welche Rafael durch seine unvergleichlichen Darstellungen auf einer Wand der vaticanischen Säle verherrlichte[8]), liegt als Thatsächliches zu Grunde, daß der Hof von Ravenna und der Senat von Rom durch eine Gesandtschaft, bei welcher Leo und zwei weltliche Beamte sich befanden, den Attila zum Frieden zu bewegen suchten. Nach andern Traditionen hätten Hunger und Seuche und die heranrückenden Truppen des oströmischen Kaisers Marcian den Rückzug der Hunnen veranlaßt.[9]) «Im allgemeinen», sagt Ranke, «darf man annehmen, daß der religiöse Widerstand, der sich einem Eindringen des Heidenthums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen. In Gallien wie in Italien erlangte das Ansehen des römischen Bischofs, der jetzt mit der Aristokratie von Rom verbündet war, ein allgemeines Uebergewicht.»[10]) Einige Jahre später trat Leo auch dem Vandalenkönig Genserich entgegen, als dieser, von Afrika in Italien eingebrochen, Rom völlig zu zerstören drohte (455). Seine priesterliche Fürbitte bewirkte jedoch nur, daß die arianischen Vandalen, mit Raub und Plünderung sich begnügend, die Stadt und die Kirchen mit Brand und Mord verschonten. Nach dem Abzug der Barbaren bethätigte der hochherzige Kirchenfürst um so kräftiger die Tüchtigkeit seines Wirkens im Wohlthun und Ordnen unter der unsäglichen Noth und Verwirrung. Große Verdienste erwarb er sich durch Wiederherstellung und Ausstattung der verwüsteten und beraubten Kirchen.

Leo starb am 10. Nov. 461. Seine Gebeine wurden in der Peterskirche beigesetzt. Die Kirche feiert seinen Gedächtnißtag am 11. April. Er hinterließ 96 Sermones und 173 Briefe. Die erhaltenen Predigten sind nur solche, die er als Papst gehalten, meist Festpredigten, sich auszeichnend durch ihre Kürze, durch die Klarheit der Disposition und im allgemeinen durch einen einfachen, durchsichtigen Stil, der zwar rhetorische Schulung verräth, aber doch nicht als classisch kann bezeichnet werden. In diesen religiösen Vorträgen, welche der Folgezeit nicht mit Unrecht als Musterpredigten dienten, dringt er beinahe stets auf reinen Glauben und auf sittlichen Ernst im Lebenswandel. Leo's Briefe, welche das getreueste Bild seines päpstlichen Wirkens und zugleich ein Bild der kirchlichen Zustände seiner Zeit geben, und darum höchstwichtige Documente für die Kirchengeschichte jener Epoche sind, erstrecken sich fast über die ganze Zeit seines Episkopates (442—460). Er tritt uns in denselben entgegen als scharfer Denker, aber auch als gewiegter Geschäftsmann und Diplomat. Das Ziel, das er sich vorgesteckt, verliert er nie aus dem Auge; um es zu

---

5) S. E. Perthel, «Leo's Streit mit dem Bischofe von Arles» in «Zeitschrift für histor. Theologie», Thl. 43, Heft 3. 6) S. Leo's «Epistolae», X, c. I; XIV, c. II; das Nähere bei Perthel a. a. O., S. 226—241. 7) S. Am. Thierry, «Nestorius et Eutychès» (Paris 1878); Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl. (1875), II; G. Amelli, «S. Leone e l'Oriente» (Rom 1882).

8) S. Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», 3. Aufl. (1875), S. 187. 9) Idatius, «Chronicon», p. 91. 10) Ranke, «Weltgeschichte» (Leipzig 1883), Thl. 4, Abth. 1, S. 302; A. Thierry, «Histoire d'Attila» (5. Aufl., Paris 1874), Bd. 2.

erreichen, ist er sehr erfinderisch in den Wegen. Einheit der Kirche, Reinheit der von ihm festgesetzten Lehre und die von ihm für den Stuhl Petri in Anspruch genommenen Vorrechte, das sind die Hauptgedanken, um welche fast sämmtliche Episteln sich herumdrehen. Viele derselben sind eher von ihm inspirirt, als eigentlich verfaßt. Die berühmteste ist unstreitig die an Flavian, den Patriarchen von Konstantinopel, vom 13. Juni 449, in welcher er als epochemachender Dogmatiker sich über das Verhältniß der in Jesu geeinigten Gottheit und Menschheit ausspricht. Die in diesem dogmatischen Briefe mit ausgezeichneter Schärfe und Klarheit entwickelte Lehre über die zwei Naturen in Christo bildete die Grundlage der Beschlüsse auf der Synode von Chalcedon (451) und erhielt allmählich symbolischen Charakter.[11] Der Brief ist zugleich gegen Nestorius und gegen Eutyches gerichtet; zwischen deren auseinander gehenden Richtungen sucht er für die Kirchenlehre einen in der Mitte liegenden Weg, und stellt eine Formel auf, in welcher er ebenso wol den Unterschied der zwei Naturen als die persönliche Einheit betont, jedem Moment sein Recht gibt, sodaß beide einander das Gleichgewicht halten.[12] Durch päpstliche Bulle wurde Leo später zu dem Range eines Vaters und Lehrers der Kirche erhoben. Mit Unrecht wurden ihm folgende Schriften zugeschrieben: «Capitula seu paeteritorum sedis apostolicae episcoporum auctoritates»; «De vocatione omnium gentium»; «Epistola ad Demetrianum seu de humilitate tractatus»; «Sacramentarium oder Codex sacramentorum romanae ecclesiae»; «Breviarium adversus haereticos».

Die Werke Leo's wurden herausgegeben von den Brüdern Ballerini (Venedig 1733, 3 Bde.); von Quesnel (Paris 1675 und Lyon 1700, 2 Bde.), und von Cacciaci. Die bedeutendsten Biographien sind: «P. Canisii Vita Leonis»; **Maimbourg**, «Histoire du Pontificat de Léon» (Paris 1687); **Arendt**, «Papst Leo der Große und seine Zeit» (Mainz 1835); **E. Perthel**, «Papst Leo's des Großen Leben und Lehre» (Jena 1843); **Saint-Chéron**, «Histoire du Pontificat de St.-Léon le Grand et de son siècle» (2 Bde., Paris 1846); **Fr. Böhringer**, «Die Kirche Christi» (Zürich 1846), Bd. 1, Abthl. 4. Vgl. noch: **Bähr**, «Geschichte der römischen Literatur», Supplementband II (Karlsruhe 1837), S. 354—357; **Teuffel**, «Geschichte der römischen Literatur» (Leipzig 1870), S. 952—953; **A. Ebert**, «Geschichte der christlichen lateinischen Literatur» (Leipzig 1874), Bd. 1, S. 447—449. — Ueber die Chronologie der Regierung Leo's siehe Jaffé, «Regesta pontificum».

11) Als am 10. Oct. (2. Sitzung) Leo's Brief in griechischer Uebersetzung verlesen worden war, soll die Versammlung ausgerufen haben: «Das ist der Glaube der Väter; durch den Mund Leo's hat Petrus gesprochen!» (Mansi, «Conc.», VI, 971). Die Synode, welche bei den positiven Bestimmungen diesen Brief zu Grunde legte, hat als rechtgläubige Lehre festgesetzt, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch, nach der Gottheit von Ewigkeit her gezeugt und dem Vater in allem gleich, nach der Menschheit von Maria der Jungfrau und Gottgebärerin in der Zeit geboren und uns Menschen in allem gleich, nur ohne Sünde, sei, und daß nach seiner Menschwerdung die Einheit der Person in zwei Naturen bestehe, welche unvermischt (ἀσυγχύτως) und unverändert (ἀτρέπτως), aber auch ungetheilt (ἀδιαιρέτως) und ungetrennt (ἀχωρίστως) vereinigt seien. 12) Vgl. Dorner, «Die Person Christi», II, 1 fg.; Böhringer, «Die Kirche Christi» (Zürich 1846), Bd. 1, Abth. 4, S. 260—261.

2) **Leo II.**, ein Sicilianer, zum Papst erwählt kurz nach dem Tode Agatho's (gest. 10. Jan. 682), wurde erst am 17. Aug. 682 ordinirt. Nach dem «Liber pontificalis» (ed. Vignoli I, 291) war er ein geschulter, sprachkundiger Gelehrter (scholasticus), ein frommer, mildthätiger Kirchenfürst, der sich ebenso sehr durch seine Beredsamkeit als durch seine Kenntnisse in Musik und Kirchengesang auszeichnete. Die Politik seines Vorgängers in Bezug auf die monotheletische Streitigkeit befolgend, bestätigte er die Beschlüsse der 6. ökumenischen Synode von Konstantinopel; und, um dieselben in der Abendländischen Kirche zur Anerkennung zu bringen, übersetzte er sie aus der griechischen in die lateinische Sprache. In einem Briefe an Kaiser Constantin Pogonatus anathemathisirte er alle des Dyotheletismus angeschuldigten Irrlehrer, unter andern auch den Papst Honorius (625—638), «qui hanc apostolicam ecclesiam non apostolicae traditionis doctrina lustravit, sed profana proditione immaculatam fidem subvertere conatus est.» Die Verschuldung des Honorius präcisirt er noch genauer in seinen Briefen an die Kirchen Spaniens und an König Ervig.[1] Baronius, um die Ehre eines der Ketzerei verdächtigen Papstes zu retten, hat die Authentie dieser Briefe angefochten.[2] Nach nicht ganz einjähriger Regierung starb Leo den 3. Juli 683. Er hinterläßt fünf Briefe, welche bei Jaffé, «Regesta pontificum», No. 1630 fg.; Mansi, «Conc.», XI; Labbe und Cossard, «Coll. des conciles», VI, 1245 fg. abgedruckt sind. Biographien: im Papstbuch; bei Platina, «Historia delle vite dei Sommi Pontefici», und bei Ciaconius, «Vitae et res gestae Pontificum Romanorum» (Rom 1677), I, 478 fg. Vgl. **Hefele**, «Conciliengeschichte» (Freiburg 1877) III, 288—294; **Rud. Baxmann**, «Die Politik der Päpste» (Elberfeld 1868), I, 185—187.

3) **Leo III.**, Römer von Geburt, wurde als Cardinalpresbyter der Kirche St.-Susanna durch einstimmige[1]) Wahl der Römer als Nachfolger des am Weihnachtsfeste 795 verstorbenen Papstes Hadrian I. auf den Stuhl Petri erhoben und bereits am 27. Dec. geweiht. Gleich nach seiner Erhebung schickte er an Karl den Großen, als an den Patricius Roms, die Schlüssel zum Grabe Petri und die Fahne der Stadt[2]), und in einem beigefügten Schreiben bat er ihn durch einen Abgesandten, dem römischen Volke den Huldigungseid abzunehmen.[3]) In einem Briefe, welchen Angilbert, der Abt von St.-

1) Der Brief an Ervig wird auch dem folgenden Papste Benedict II. zugeschrieben. 2) Gegen Baronius hat Pagi (ad annum 683) die Echtheit der Briefe vertheidigt.

1) Wenn man dem «Liber pontificalis» Glauben schenken darf. 2) Annal. Laurissens. ad annum 796. 3) Einhardi Ann. ad annum 796.

Richar, dem neuerwählten Papste überbrachte, bestimmte der Frankenkönig mit charakteristischer Genauigkeit die Grenzen der königlichen Gewalt und der oberbischöflichen Wirksamkeit. Für die weltliche Entfaltung des Papstthums läßt Karl nur wenig Raum übrig: in seinen Augen ist der römische Kirchenstaat sein Vasallengebiet, in welchem dem Papst blos die Rolle eines fürbittenden Hohepriesters zuerkannt wird.[4]) Trotz der einstimmigen Wahl suchten schon im Jahre 799 römische Adelige, an deren Spitze Campulus und Paschalis, Anverwandte Hadrian's, standen, den Papst zu stürzen. Am Feste St.-Marcus, mitten in der Procession mit gezückten Schwertern überfallen und mishandelt, mußte Leo sich nach Spoleto und von dort an das Hoflager Karl's nach Paderborn flüchten, allwo bereits von seiten der Attentäter Anklagen gegen ihn wegen Meineids und Ehebruchs eingelaufen waren. Nichtsdestoweniger empfing ihn der König unter hohen Ehren, zeigte sich geneigt, ihn zu unterstützen, erklärte aber, daß er den Papst und dessen römische Gegner vor sein richterliches Tribunal berufen würde. Von den fränkischen Großen und Bischöfen, welche Leo nach Rom zurückbegleitet hatten, wurde in dem von Letzterem neuerbauten Triclinium[5]) eine Voruntersuchung eingeleitet, welche die Verhaftung der Empörer zur Folge hatte. Die endgültige Entscheidung wurde jedoch dem Könige vorbehalten, der erst ein Jahr nachher nach Rom kam, um als Schutzherr und Patricius der Römer die gestörte Ordnung der Kirche wieder herzustellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel zu bestrafen und zwischen den Römern als Kläger und dem Papste als dem Beschuldigten Gericht zu halten. Das Papstbuch behauptet, daß die vom König versammelten Prälaten sich geweigert hätten, über den Papst zu Gericht zu sitzen. «Wir wagen es nicht», hätten sie gesagt, «den apostolischen Stuhl, welcher das Haupt aller Kirchen ist, zu richten, da wir selbst von ihm gerichtet werden»; worauf dann der angeklagte Papst erwidert hätte, daß er bereit wäre, sich von der falschen Anklage zu reinigen. Aus den Berichten der fränkischen Annalen geht aber hervor, daß Karl ein förmliches Proceßverfahren gegen den Papst angestellt hat; daß derselbe dem vom Könige präsidirten Tribunal sich unterworfen hat und daß, als sich keine bewiesenen Thatsachen gegen Leo ergaben, es ihm freigestellt wurde, ob er noch den Reinigungseid leisten wolle.[6]) Er leistete diesen Eid unter großer Feierlichkeit am 23. Dec. 800. Die zum Tode verurtheilten Attentäter Campulus und Paschalis wurden auf die Fürbitte des Papstes nach Frankreich verbannt.

Kurz nachher, am Weihnachtstage 800, nachdem Karl in St.-Peter seine Andacht verrichtet hatte, setzte ihm Leo, als wäre er von göttlicher Eingebung ergriffen, eine goldene Krone auf das Haupt. Dreimal rief das anwesende Volk: «Leben und Sieg dem von Gott gekrönten Augustus Karl, dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer», während der Papst den neuen Imperator und dessen Sohn Pipin salbte und hierauf sich auf die Knie warf, um dem römischen Kaiser des Abendlandes seine Huldigungen darzubringen (adorare). Obgleich nach Einhard's Versicherung[7]) Karl sich geäußert hätte, daß, wenn er des Papstes Absicht vorher gekannt hätte, er trotz des hohen Festes an jenem Tage nicht in die Kirche gegangen wäre, so war doch die Uebertragung der Kaiserwürde und die ganze damit verbundene Inscenirung nicht blos etwas zufällig Improvisirtes, sondern das Werk längst eingeleiteter Pläne. Es ist möglich, daß an jenem Tage der König wirklich überrascht worden ist und daß er dem Gedanken, der seine Umgebung beschäftigte, seine Zustimmung noch nicht gegeben hatte.[8]) Gfrörer[9]) behauptet sogar, daß schon der Aufstand des Campulus und Paschalis durch den fränkischen Hof angezettelt worden wäre, um Leo in die Nothwendigkeit hineinzutreiben, entweder auf Petri Stuhl zu verzichten oder die Kaiserkrönung vorzunehmen. Wie dem auch sei, durch diese für die Weltgeschichte so folgenreiche Handlung ist der letzte Schatten von Oberherrschaft der griechischen Kaiser über Rom auf immer vernichtet worden: fortan schied eine tiefe Kluft Morgenland und Abendland. Leo indessen dachte nicht an die Folgerungen, welche das spätere Papstthum aus der von ihm vorgenommenen Kaiserkrönung ziehen sollte; er ahnte nicht, daß sie der Anfangspunkt einer neuen Epoche sein würde und daß er den ersten Anstoß gegeben zu dem langen Conflict zwischen Papstthum und Kaiserthum, der das ganze Mittelalter bewegen sollte. Er hat eben nicht als Papst gehandelt, auch nicht auf Gottes Antrieb (Deo auctore), sondern als Römer, im Einverständniß mit andern vornehmen Römern und im Namen des römischen Volkes.[10]) Einen reellen Zuwachs an Macht hat er selbst dadurch nicht gewonnen; denn später muß er oft klagen über die Eingriffe in die päpstlichen Machtbefugnisse von seiten der kaiserlichen Legaten, welche im Kirchenstaat die höchste Rechtsgewalt repräsentirten, in des Kaisers Namen den Vorsitz in den Gerichten führten, die päpstlichen Beamten beaufsichtigten, Appellationen von ihnen annahmen und über sie an den Kaiser berichteten, und daß Karl selbst die Krönung nicht anders aufgefaßt wissen wollte, das beweist die Folgezeit und insonderheit die Krönung seines Sohnes Ludwig, die zu Aachen im J. 813 von ihm selbst und nicht vom Papste vorgenommen wurde.

Im J. 804 unternahm Leo plötzlich eine Reise nach dem Frankenreich; er verbrachte bei Karl zu Curasiacum (Quiercy) das Weihnachtsfest. Die eigentliche Veranlassung zu dieser Fahrt kennt man nicht; vielleicht hatte er sich zu beklagen über das gebieterische Benehmen der

4) Ep. ad Leonem Papam, apud Alcuin. ed. Froben. II, pars 2, app. 559. 5) Ueber dieses von Leo III. in den Jahren 796—799 erbaute Triclinium majus und dessen berühmten Mosaiken s. Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», II, 446—450. 6) Vgl. Döllinger, «Das Kaiserthum Karl's des Großen» im «Münchener histor. Jahrbuch» (1865), S. 332.

7) Vita Caroli, c. 28. 8) Vgl. Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte», III, 175. 9) «Kirchengeschichte», V, I, 99. 10) Jaffé, «Reg. Pont.», Nr. 1913; vgl. Döllinger, S. 349.

kaiserlichen Boten; möglicherweise handelte es sich auch um Schenkungen und Schenkungsverheißungen. Zweimal hat Leo sich in dogmatische Streitigkeiten eingelassen: auf Wunsch Karl's des Großen ließ er im J. 799 auf einer Synode zu Rom die Irrlehre des Adoptianismus, welche schon unter Hadrian I. unterdrückt zu sein schien, verdammen und über Felix, den Bischof von Urgel, das Anathem aussprechen; dann, auf der Synode von Rom von 810, gab er der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes seine volle Zustimmung, billigte aber nicht die Aufnahme des Wortes Filioque in das Symbolum sowie in den Kirchengesang. Er gab den Rath, die Hofkapelle, in welcher schon seit längerer Zeit dieser Zusatz in der Messe gesungen wurde, möge das Wort fallen lassen; ihrem Beispiele folgend würden dann die übrigen fränkischen Kirchen das vielen anstößig gewordene Filioque allmählich aus Symbolum und Liturgie ausmerzen. Dieser Rath jedoch blieb unbeachtet. Kurz nach Karl's Tod brach in Rom eine neue Verschwörung der Feinde Leo's aus. Der Papst, der dieselben hinrichten ließ, wurde von Kaiser Ludwig dem Frommen misbilligt.[11]) Eine strenge Untersuchung sollte eingeleitet werden, als Leo in tiefem Kummer am 11. Juni 816 starb. Das Papstbuch schreibt ihm viele Bauten und Stiftungen zu; sein Hauptdenkmal ist das schon erwähnte Triclinium im Lateran.[12]) Mit Unrecht wurde er angesehen als der Verfasser des «Enchiridion Leonis papae», welches die sieben Bußpsalmen und verschiedene «Orationes» enthält. «Leo III.», sagt Gregorovius[13]), «war ein kräftiger Geist, klug berechnend und kühner Anschauung fähig; jener eine Augenblick, da er den neuen Kaiser des Abendlandes im St.-Peter krönte, machte ihn zum Werkzeug der Weltgeschichte, und sicherte ihm einen unsterblichen Namen.» Die Kirche sprach ihn heilig; sie sammelte seine Asche zu der Leo's I., II. und IV. Ihre Reste liegen in einem altchristlichen Sarkophag in der Kapelle der Madonna della colonna unter dem Altar Leo's I.

Quellen über Leo's III. Leben und Wirken: seine Briefe, zuerst herausgegeben in Helmstedt 1647 unter dem Titel: «Epistolae ad Carolum Magnum imp. ex editione et cum notis Hermanni Conrigii»; später abgedruckt bei Labbe, «Conciles», VII, 1111—1127; bei Jaffé, «Regesta Pontif.» und in «Biblioth. rer. Germanic.», IV, 307—334; Leo's Leben in dem «Liber pontificalis» (ed. Vignoli II, 236—316); Einhard's «Vita Caroli magni» und verschiedene fränkische Annalen in Pertz, «Mon. Germ.», I—IV.

Literatur: Pagi, «Breviarium historico-chronologico-criticum illustrior. pontif.», II, 1; Faber, «Dissertatio de Leone III. papa Romano» (Tübingen 1748); Baxmann, «Politik der Päpste», I, 304—328; Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», II, III; Döllinger, «Das Kaiserthum Karl's des Großen» in «Münchener hist. Jahrb.», 1865, 299—383; Hefele, «Conciliengeschichte», II, 673—754; Simson, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig d. Fr.» (1874), I; Vétault, «Charlemagne» (Paris 1876).

11) Annal. Fuld. a. 815; Einh. Annal. a. 815. 12) Ueber die Bauten Leo's III. s. Gregorovius, III, 26—33. 13) III, 25.

4) Leo IV. Unmittelbar nach dem am 27. Jan. 847 erfolgten Tode des Papstes Sergius II., dem die Plünderung und Verwüstung der Basilika St.-Peter's durch die Sarazenen das Herz gebrochen hatte, wurde der Römer Leo, ein früherer Mönch, den Gregor IV. zum Subdiakonat geweiht und dem Sergius II. die Presbyterwürde für die quatuor coronati verliehen hatte, auf den Stuhl Petri erhoben. Die kaiserliche Bestätigung dieser Wahl wurde nicht eingeholt, das Papstbuch sagt, weil Furcht vor den Sarazenen die Gemüther erfüllte; wenn man aber bedenkt, daß der neuerwählte Papst erst am 10. April geweiht wurde, so liegt die Vermuthung nahe, daß somit vielmehr das Recht der kaiserlichen Zustimmung sollte bestritten werden. Nachträglich entschuldigte sich Leo IV. in einem Schreiben an Kaiser Lothar und an dessen Sohn Ludwig und betheuerte, daß er die dem Kaiser nächst Gott gebührende Treue und Ehre mit nichten hätte verletzen wollen. Eine furchtbare Feuersbrunst[1]), welche einen großen Theil der Stadt verheerte und welcher durch die Gebete des Papstes Einhalt gethan wurde, sowie der Verfall der alten Mauern bewogen den baulustigen Leo, Rom neu zu befestigen und durch eine Vorstadt zu erweitern. Im J. 849 war man noch mit diesen Befestigungswerken beschäftigt, als bei Sardinien sich eine Sarazenenflotte sammelte, die der Tibermündung sich nahte in der Absicht, Rom aufs neue zu plündern. Der Papst schloß einen Bund mit den Städten Neapel, Gaëta und Amalfi, segnete bei Ostia die Schiffe der Verbündeten und erflehte kniend den Sieg über die Seeräuber. Kaum hatte der Seekampf begonnen, da erhob sich ein gewaltiger Sturm und zerstreute oder versenkte die feindlichen Schiffe; die ans Ufer sich rettenden Mauren wurden entweder getödtet oder zum Frondienst beim Bau der Stadt verwendet.[2]) Nach dieser wunderbaren Befreiung konnte Papst Leo, aufgemuntert und mit Geldmitteln unterstützt durch Kaiser Lothar, den im J. 848 begonnenen Bau fortsetzen und vollenden. Das neue mit vierzig Fuß hohen Mauern befestigte Stadtviertel weihte er feierlich am 27. Juni 852 ein und nannte es Civitas Leonina.[3]) Gegen die Gefahr der Sarazenen richtete sodann Leo Portus, die einst berühmte Hafenstadt Roms, wieder auf und, um die in Trümmern liegende Stadt Centumcellä zu ersetzen, baute er zur Ansiedelung für deren Bewohner zwölf Meilen weit landwärts eine neue Stadt, die er Leopolis nannte, die aber bald nachher wieder verschwinden sollte: die Einwohner verließen die neue Leostadt und kehrten wieder nach dem alten Centumcellä zurück, woraus nachher Civitavecchia wurde. Zwei andere Städte, Horta und Ameria,

1) Ein Frescogemälde Rafael's in der Sala dell' incendio des Vaticans stellt diesen Brand dar. 2) Diese Seeschlacht bei Ostia hat Rafael's Pinsel ebenfalls in der Sala dell' incendio verherrlicht. 3) S. hierüber Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom» (1876, 3. Aufl.), III, 98—103.

versah er mit Mauern und Thoren, und endlich bestrebte er sich, die durch den Brand zerstörten und durch die moslemischen Raubzüge verwüsteten Heiligthümer Roms wieder neu aufzubauen oder neu einzurichten und mit prachtvollen Kirchengeräthen auszustatten.

Im J. 850 krönte und salbte er Ludwig II. zum Kaiser, den sein Vater Lothar bereits vorher gekrönt hatte. Bald darauf vollzog er auch die Krönung und Salbung des Britenfürsten Ethelwolf und dessen Sohnes, des nachmaligen Königs Alfred des Großen. Durch Appellationen abgesetzter Kleriker veranlaßt, suchte er die Vorrechte des apostolischen Stuhles zur Geltung zu bringen in jenen berühmten Streitigkeiten, welche damals im Fränkischen Reiche um die Person Hinkmar's, des Erzbischofs von Rheims, sich concentrirt hatten, welche aber erst später zum Abschluß gelangen konnten. Im J. 853 berief Leo ein Concil, um Anastasius, den Cardinalpriester von St.-Marcellus, der fünf Jahre seine Kirche verlassen und der päpstlichen Vorladung sich nicht gestellt hatte, seines Amtes zu entsetzen und der Priesterwürde verlustig zu erklären. Wie sehr damals noch das Papstthum vom Kaiser abhängig war, das bewies der Streit, der das Lebensende Leo's verbitterte. Kaiser Ludwig II., bei welchem Leo verleumdet worden war, als hätte er sich verrätherischer Verbindungen mit Byzanz schuldig gemacht, ohne sein Kommen anzuzeigen, «von unermeßlichem Zorn entflammt», erschien plötzlich in Rom, um den Papst zur Rechenschaft zu ziehen. Leo empfing ihn mit allen Ehren und sah ruhig dem Proceß entgegen, in welchem sein Ankläger der frechsten Lüge überführt wurde, während er selbst gerechtfertigt hervorging. Wenige Tage nach diesem Proceß starb Leo IV. am 17. Juli 855. Später wurde er von der Kirche heilig gesprochen. Zwischen ihm und Benedict III. soll die berüchtigte Päpstin Johanna ihre abenteuerliche Rolle gespielt haben. Von Leo's Schriften haben sich nur einige wenig bedeutende Briefe erhalten, die bei Sirmond, «Concil. Gall.», III, 71 fg., am vollständigsten bei Mansi, «Collect. Concil.», XIV, 881 fg. und bei Jaffé, «Reg. Pontif.» abgedruckt sind; ferner ist noch von ihm eine Homilie, «Sermo de cura pastorali», vorhanden, welche bestimmt war, bei den Zusammenkünften der Geistlichen vorgelesen zu werden, worin über deren Verpflichtungen, Lebensweise und dgl. die nöthigen Vorschriften ertheilt werden. Sie wurde herausgegeben von Baronius, X, 136 und von Mansi, XIV, 889. In seiner «Historia delle vite dei Sommi Pontefici» behauptet Platina, daß die leoninischen Verse unserem Papste ihren Namen verdanken. Leo's Biographie gibt der «Liber pontificalis» (ed. Vignoli), III, 65 fg.

Literatur. Ciaconius, «Vitae et res gestae Pontif. Roman.» (Rom 1677), I, 614 fg.; Baxmann, «Politik der Päpste», I, 342—355; Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», III, 93—116; Reumont, «Geschichte der Stadt Rom», II, 198—202.

5) Leo V., aus Priapi bei Ardea gebürtig, wurde als frommer Benedictinermönch im Jahre 903 der Nachfolger Benedict's IV. Schon einen Monat[1]) nach seiner Erhebung wurde er von seinem Cardinalpresbyter Christophorus gestürzt, zur Abdankung gezwungen und in das Gefängniß geworfen, in welchem er kurz nachher starb.[2]) Ueber die unsichere Chronologie der Päpste im Anfang des 10. Jahrh. siehe das Werk Jaffé's und Joseph Duret, «Geschichtsblätter der Schweiz», II, 1856.

6) Leo VI., der Sohn des Primicerius Christoph, aus der römischen Familie Gemina, vermuthlich eine Creatur der damals mächtigen Marozia, regierte etwa von Juli 928 bis Februar 929, während Johann X., sein gewaltsam abgesetzter Vorgänger, noch im Kerker schmachtete. Erhalten von ihm ist ein Brief, den Fabricius in seiner «Bibliotheca med. et inf. Lat.», IV, p. 259 abgedruckt hat.

7) Leo VII., ein Römer, regierte nach Johann XI. vom 9. Jan. 936 bis zum 18. Juli 939, zur Zeit als Alberich II., ein Sohn der Marozia, als weltlicher Fürst über Rom herrschte. Leo, ein ehemaliger Benedictinermönch, verzichtete als oberster Lenker der Kirche auf jegliche weltliche Macht; als willenloses Werkzeug in den Händen des Stadttyrannen mußte er dessen untergeordneten Absichten dienen. Flodoard, am Schlusse seiner «Chronica roman. Pontif.» rühmt ihn, in lateinischen Versen, welche keinen Anspruch auf Classicität erheben, als einen nur dem Göttlichen nachstrebenden Frommen, der das Weltliche verachtete. Gemeinsam mit Alberich und dem Abte Odo von Cluny, den er nach Rom berufen und zum Archimandriten aller Klöster im römischen Gebiete bestellt hatte, bemühte er sich, die zerfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Es werden ihm drei Briefe zugeschrieben, welche bei Mansi, «Collect. Concil.», XVIII, 375 abgedruckt sind.

8) Leo VIII., ein ehrenwerther, strebsamer Mann, einer angesehenen römischen Familie entstammend, der, wie sein Vater einst, die Stellung eines Protoscriniarius am päpstlichen Hofe bekleidete, wurde, nach dem Wunsche des Volks, an Stelle des als Verbrecher und Hochverräther abgesetzten Papstes Johann XII., am 4. Dec. 963 durch Kaiser Otto I. auf den Stuhl Petri erhoben. Obwol der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, war Leo vor seiner Wahl noch ein Laie im eigentlichen Sinne des Worts. Im Widerspruch mit dem Kirchengesetz erhielt er am Sonntag den 6. Dec. aus der Hand des Bischofs Sico von Ostia alle Weihen von der niedrigsten bis zur höchsten. Als der vertriebene Papst vernommen, daß der Kaiser einen großen Theil seiner Truppen hatte abziehen lassen und nur mit wenig Mannen in Rom zurückgeblieben war, schickte er heimlich Boten in die Stadt und veranlaßte die Römer, denen er die Schätze St.-Peters und anderer Kirchen ver-

---

1) Flodoard sagt: «Ante suum quam luna bis impleat orbem» (Migne, «Patrol. lat.», t. 135, p. 830); Watterich, «Pontificum Roman. Vitae» (Leipzig 1862), I, 660. 2) Diesen Christophorus hatte Leo mit Wohlthaten überhäuft, darum sagt Platina: «Enutrito lupos qui te comedant»; vgl. Theokrit, Idyll 5, V. 38.

sprach, sich gegen Otto und Leo zu verschwören. Am 3. Jan. 964 wurden plötzlich die Sturmglocken gezogen; die Bürger stürzten nach dem Vatican; allein ihre Absicht mislang; der Kaiser sammelte schnell seine Streitkräfte und scheuchte die aufrührerischen Römer auseinander «wie Habichte das Gevögel». [1]) Die Ueberwundenen mußten aufs neue dem Kaiser und dem Papste Treue schwören und 100 Geiseln stellen. Am 11. Jan. verließ Otto die Stadt, einige Tage nachher mußte schon Leo sich zu ihm flüchten vor seinem Gegner, Johann XII., der durch seine Verbindung mit vornehmen Frauen in der Stadt wieder einen Anhang sich zu gewinnen wußte und, zurückgekehrt, den päpstlichen Stuhl wieder bestieg. Auf einer Synode ließ er alle Beschlüsse Otto's für ungültig erklären, Leo absetzen und den Bischof von Ostia seiner Priesterwürde entkleiden. Ehe noch der Kaiser sich anschickte, seinen Papst zurückzuführen, erfuhr er, daß Johann XII. am 14. Mai gestorben wäre und daß die Römer an dessen Stelle bereits Benedict V. erwählt hätten. «Solange ich mein Schwert führe», soll er bei dieser Nachricht ausgerufen haben, «werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhles Petri beraubt werde.» Er drang sofort gegen Rom vor, schnitt alle Zufuhr ab, und zwang die durch Hungersnoth schrecklich heimgesuchte Stadt zur Uebergabe; am 23. Juni zog er zum zweiten male als siegreicher Eroberer in Rom ein. Der vom Volke selbst ausgelieferte Papst Benedict wurde abgesetzt und in die Verbannung nach Hamburg geschickt. Mit ihm verließ auch Otto die Stadt. Nach seinem Abzuge lenkte Leo unter schwierigen Umständen die Geschicke der Kirche ungestört bis zu seinem Tode, der ihn im Frühling 965 erreichte. Man hat ihm zwei verfälschte Urkunden zugeschrieben, welche vermuthlich in der Zeit des Investiturstreites entstanden sind und nach welchem er an den Kaiser und dessen Nachfolger alle Schenkungen von Pipin und Karl dem Großen, sowie die Gewalt, Papst, König, Patricius und Bischöfe zu wählen, abgetreten hätte. Diese Documente, deren Echtheit schon von Baronius, Leibniz und Pagi angefochten wurde, sind abgedruckt bei Pertz, «Mon. Germ.», II, 167—170, bei Jaffé, «Reg. Pont.», n. 769, und bei Watterich, «Pontif. Roman. Vitae», I, 679—83. [2])

9) Leo IX., Papst von 1049—1054, vorher Bruno, Bischof von Toul, aus einem reichen alemannischen Grafengeschlechte des Elsasses, wurde am 21. oder 22. Juni 1002, wie Wibert sich ausdrückt, «in finibus dulcis Elizatiae» geboren, nach den einen zu Dagsburg, wo das älterliche Stammschloß seiner Mutter, der Gräfin Heliwigdis war, nach den andern in der Burg von Egisheim, der Residenz seines Vaters, des Grafen Hugo von Egisheim-Dagsburg. [1]) Schon im fünften Jahre wurde Bruno von seinen frommen Aeltern der damals blühenden und von den Söhnen des lothringischen Adels besuchten Schule von Toul zur Pflege und Erziehung übergeben, wo er auf den geistlichen Stand vorbereitet wurde. Nachdem er als Jüngling einige Zeit am Hofe des ihm verwandten Königs Konrad II. verweilt hatte, wurde er schon am 19. Mai 1026 zum Bischof von Toul ernannt. In seinem Amte begünstigte er die Reformbestrebungen des Cluniacenserthums; obwol er selbst die Kutte nicht nahm, führte er doch ein sittlich-strenges, mönchisch-asketisches Leben nach der Regel des heiligen Benedict. Die Zeitgenossen rühmen einstimmig seine apostolische Tugend, seine herzgewinnende Güte — schon am Hofe Konrad's nannte man ihn «den guten Bruno» —, seine bedeutende Gelehrsamkeit, sowie seine imponirende, männlich schöne Gestalt. [2]) Mit zielbewußter Charakterfestigkeit entsetzte er die unwürdigen und unfähigen Priester ihres Amtes und bestrebte sich, die locker gewordene Zucht in den Klöstern wieder herzustellen. Auch in weltlichen Angelegenheiten spielte er eine nicht unbedeutende Rolle: mehrfach ist es ihm gelungen, die Anschläge des Grafen Odo von der Champagne zurückzuweisen und im Interesse der deutschen Kaiser hat er verschiedene male höchst geschickt mit dem französischen Hofe verhandelt; wichtige Dienste leistete er sodann bei der Einverleibung Burgunds sowie später bei den Kämpfen Heinrich's III. gegen Herzog Gottfried von Lothringen. Seine seltene Geistesüberlegenheit, verbunden mit tiefer Frömmigkeit und willensstarker Sittenstrenge, bezeichnete ihn dem Kaiser Heinrich III. als die geeignete Persönlichkeit, um den am 9. Aug. 1048 verstorbenen Papst Damasus II. auf dem Stuhle Petri zu ersetzen. Doch erst in Worms, wo er im Anfang December Hof hielt, gelang es dem Kaiser, das ebenso energische wie aufrichtige Widerstreben Bruno's zu brechen und denselben zu bestimmen, die gefährliche Würde anzunehmen. Die Annahme jedoch wurde an die Bedingung geknüpft, daß sie durch eine nachträgliche Wahl der Römer in kanonischer Form bestätigt werde. Barfuß, mit dem Pilgerstab in der Hand und begleitet von dem jungen Cluniacenser Hildebrand, dem spätern Papste Gregor VII., trat er gleich nach Weihnachten die Reise nach Rom an. Im Februar 1049 gab er vor dem versammelten Volke die Erklärung ab, daß er nur nach lebhaftem Sträuben sich entschlossen hätte, aus der Hand des Kaisers die Papstwürde anzunehmen, daß er aber bereit sei, in das Bisthum Toul, das er beibehalten, heimzukehren, wenn das Volk und der Klerus nicht geneigt wären, die Wahl zu bestätigen. Bei diesen Worten,

1) Liutprand, «Historia Ottonis», c. 16. 2) Siehe hierüber: Waitz in «Histor. Zeitschrift», I, 225; «Göttinger Gel. Anz.» (1859), 649—651; «Verfassungsgeschichte», V, 98; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Leipzig 1881), I, 837—838; Hefele, «Concilien-Geschichte», IV, 620 fg. Ueber die Regierungszeit Leo's VIII. s. außerdem: Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», III, 344—353; Baxmann, «Politik der Päpste», II, 118 fg.; Dümmler, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Otto I.», S. 364 fg.

1) S. Dagobert Fischer, «Recherches sur le lieu de naissance du pape S. Léon IX» (Nanzig 1877); Dexen, «Où est né le pape Léon IX?» (Straßburg 1884); J. Gyß, «Papst Leo IX. und die Grafen von Egisheim-Dagsburg» (Straßburg 1886). 2) Cestui Lion estoit moult bel estoit roux et estoit de stature seignoriable (Aimé, «L'ystoire de li Normant», III, 15).

welche das kaiserliche Ansehen etwas erschütterten, bekamen die Römer wieder das Gefühl, die eigentlichen Herren der Lage zu sein. Die Wahl erfolgte einstimmig; am 12. Febr. wurde der Erwählte in der Peterskirche geweiht und empfing den Namen Leo IX.[3])

Ganz in den Wegen wandelnd, welche seit einem Jahrhundert Cluny der Kirche vorgezeichnet hatte, sah Leo in der Neubelebung des religiösen und kirchlichen Lebens im Volke die Hauptaufgabe seiner oberhirtlichen Bestrebungen; andererseits aber war er von päpstlichem Hochmuth erfüllt, und mit echt römischer Anmaßung vernachlässigte er nichts, um der Kirche, der er vorstand, den äußern Glanz und die weltliche Macht wieder zurückzugeben, welche sie einst besessen hatte oder doch besessen zu haben glaubte. Um dieses sein Programm durchzuführen, umgab er sich gleichsam mit einem Staatsrath, zusammengesetzt aus den von allen Seiten herbeigezogenen Häuptern der Reformpartei, denen er meist den Cardinalstitel gab. Durch diese Männer unterstützt und berathen, wandte er alle Energie seiner Seele an, um die so tief eingewurzelte Simonie auszurotten und andererseits, um gegen die Ehe und das Concubinat der Priester, welche als eins und dasselbe mit dem dafür neugebrauchten Namen der Nikolaitischen Ketzerei bezeichnet wurde, mit der größten Rücksichtslosigkeit in mönchischem Eifer vorzugehen. Sittliche Hebung der Kirche und Befestigung der päpstlichen Macht, dieses doppelte Ziel zu erreichen, entfaltete er gleich nach seinem Amtsantritt eine Thätigkeit und Rührigkeit, wie vielleicht kein Papst vor oder nach ihm. Er verweilte nie längere Zeit in Rom; er war fortwährend unterwegs; er reiste von einer Synode zur andern. Dadurch aber, daß er überall selbst die Synoden leitete, nicht nur in Rom, wo sie regelmäßig um Ostern abgehalten wurden, sondern auch in den verschiedenen Ländern, hat er den Provinzialsynoden die selbständige Gesetzgebung und Ausübung des Rechts aus den Händen gewunden, um sie in den seinigen zu vereinigen. Bei diesen Bestrebungen blieb er im besten Einvernehmen mit dem Kaiser, der ja ebenfalls die nationalen Einzelexistenzen überall zu brechen suchte.

Bei seiner Ankunft fand Leo die päpstlichen Kassen leer. Seine Begleiter wollten schon ihre Gewänder verkaufen und in die Heimat zurückeilen, als ein reiches Geschenk von den Edeln Benevents aus der Noth half. Da die von ihm geträumte Herrschaft nicht ohne bedeutende Geldmittel behauptet werden konnte, unterstellte er die Finanzverwaltung der geschickten Oberleitung Hildebrand's, den er zum Subdiakonus der römischen Kirche erhoben hatte. Mit kräftiger Hand griff er sogleich das Werk der Kirchenverbesserung an. Nach einer Pilgerfahrt nach Monte-Gargano und Monte-Cassino, die er unmittelbar nach seiner Weihe angetreten hatte, berief er schon im April 1049 eine Synode nach Rom, auf welcher er nicht nur gegen die Simonisten selbst, sondern auch gegen diejenigen vorgehen wollte, welche die Weihen von einem simonistischen Bischofe empfangen hatten. Mehrere Bischöfe wurden abgesetzt; einer derselben, Kilian von Sutri, wurde während der Verhandlungen vom Schlag getroffen und in dem plötzlichen Tod sah man ein Gottesgericht; aber nichtsdestoweniger mußte der Papst seinen Antrag, auch die von Simonisten Ordinirten abzusetzen, zurücknehmen; denn wäre diese Maßregel mit Strenge durchgeführt worden, alle Kirchen Roms wären ohne Priester geblieben. Man begnügte sich, die milderen Verordnungen von Papst Clemens II. zu erneuern. Die Synode faßte dann Beschlüsse gegen die in Umgang mit Weibern lebenden Priester. Die Concubinen der römischen Kleriker wurden dem lateranischen Palaste als Mägde überwiesen. Die nämlichen Fragen behandelte kurz nachher auch die Synode von Pavia. Dann begab sich der unermüdliche Papst zum Kaiser nach Sachsen, folgte ihm nach Köln, wo er den dortigen Erzbischof Hermann zum päpstlichen Kanzler ernannte und vermittelte in Aachen die Versöhnung zwischen Kaiser Heinrich III. und dem Herzog Gottfried von Lothringen. Ueber Mainz kam er nach Toul, wo er eine Synode nach Rheims ausschrieb. Der französische Episkopat, der eine gewisse Selbständigkeit sich zu erhalten gewußt, sich aber auch vor der strengen Durchführung der Kirchengesetze fürchtete, glaubte, es müsse dem Papst untersagt werden, den französischen Boden zu betreten. König Heinrich ließ ihn bitten, ein ander mal zu kommen und entbot seine Bischöfe zu einer Heerfahrt. Leo aber ließ sich nicht abhalten; er antwortete, daß dennoch die Synode würde gehalten werden und daß er gewiß daselbst Männer finden würde, die Christum lieb haben. Er erschien, empfangen von einer gewaltigen Volksmenge, nahm am 1. Oct. die feierliche Erhebung der Gebeine des heiligen Remigius vor, am 2. die Einweihung der neuen Kirche und am 3. eröffnete er die Synode, auf welcher wieder die Simonie das Hauptthema bildete. Viele Disciplinarmaßregeln mußten getroffen werden: nicht wenige Bischöfe wurden als simonistisch abgesetzt und über die nicht erschienenen der Bann der Kirche verhängt. Verschiedene alte, in Vergessenheit gerathene Kirchengesetze wurden erneuert und zwölf Kanones sollten die Freiheit der Bischofswahlen wiederherstellen und gewissen im Lande eingerissenen Uebeln steuern, zuerst der Simonie, dann den incestuösen Ehen, der Ehescheidung, der Bigamie, der Sodomie, den Bedrückungen der Armen und dem Unfug, daß Laien Kirchenämter in Besitz haben, daß Mönche und Kleriker ihren Stand verlassen und ihre Kleidung ablegen und daß Geistliche Kriegsdienst thun. So trat Leo der französischen Kirche gegenüber mit Entschiedenheit als Herr auf.[4])

Von Rheims begab sich der Papst über Verdun, Metz und Trier nach Mainz, wo er mit dem Kaiser wieder zusammentraf und ein großes deutsches Nationalconcil am 19. Oct. sich versammeln sollte. Auch hier sollten die Simonie und die Nikolaitische Ketzerei von

3) Vgl. R. Zoepffel, «Die Papstwahlen» (Göttingen 1872), 82—85.

4) Ueber Leo's Aufenthalt in Frankreich siehe des Rheimser Mönchs Anselm «Itinerarium Leonis IX.»; Marlot, «Metrop. Rem. Hist.», II; Watterich, I, 113—127.

seiten des Papstes das Verdammungsurtheil empfangen. Nach dem Schluß der Synode durchzog er das Elsaß. In Andlau weihte er die neuerbaute Kirche der Aebtissin Mathilde und erhob die Gebeine der heiligen Kaiserin Richardis; in Altorf betete er auf dem Grabe seiner Aeltern, beschenkte die Kirche des heiligen Cyriakus mit Reliquien und Kirchengewändern und bestätigte in einer Bulle vom 28. Nov. 1049 [5]) die dem Kloster gemachten Schenkungen. Eine andere Urkunde vom 17. Nov. 1049 bezieht sich auf das von seinen Aeltern gestiftete und ihm durch Erbschaft zugefallene Kloster des Heiligen Kreuz bei Woffenheim. [6]) Kurz nachher treffen wir den reiselustigen Papst bei seinem Neffen, dem Grafen Adalbert von Calw, in dem würtembergischen Schwarzwald; in Hirsau ließ er das verfallene Kloster zum Heiligen Aurelius wiederherstellen und übergab es den Benedictinern. Am 23. Nov. feierte er das Fest des heiligen Clemens in Reichenau und kehrte dann nach einem flüchtigen Abstecher nach Donauwörth und Augsburg, wo er Heiligthümer einzuweihen hatte, über den Brenner nach Italien zurück, verbrachte das Weihnachtsfest in Verona und traf bald darauf in Rom ein. Doch ruhelos, wie er war, ging er schon in der Fastenzeit 1050 nach dem Süden Italiens, besuchte den Monte-Gargano und Benevent [7]) und um Ostern versammelte er in Rom die große Synode, welche die Abendmahlslehre des Berengar von Tours zum ersten male verurtheilte. Einige Monate später wurde dieses Urtheil auf der Synode von Vercelli bestätigt. [8]) Ehe Leo nach Vercelli sich begab, hatte er im Süden Italiens eine Synode gegen die Simonisten abgehalten.

Noch im September 1050 reiste er abermals nach Deutschland, kam am 19. Oct. in Toul an, wo er die Gebeine des jüngst kanonisirten Bischofs Gerhard erhob und die mit dessen Namen bezeichnete Stiftskirche einweihte. Ueber Hesse, bei Sarburg, wo er die Privilegien des Klosters bestätigte [9]), und über Straßburg, wo er die Pläne des durch Bischof Wernher begonnenen Münsterbaues billigte, traf er Mitte Januar 1051 in Trier ein zu einer Begegnung mit dem Kaiser. Nach Augsburg, wohin er Heinrich III. begleitete, hatte er den Erzbischof Humfried von Ravenna beschieden, der angeklagt war, Anschläge gegen des Papstes Leben gemacht zu haben. Zum Schein leistete derselbe Genugthuung; sein kurz nachher erfolgter unerwarteter Tod galt als Strafe für Unbußfertigkeit. Nach Rom zurückgekehrt, legte Leo der Ostersynode den Streit zwischen dem Bischof von Sabina und dem Kloster Farfa zur Entscheidung vor. Gleich darauf begab er sich nach Süditalien. Die longobardischen Fürsten von Benevent hatten fast ihr ganzes Gebiet an die Normannen verloren. Die Stadt, welche Schutz gegen die Angriffe der Normannen begehrte, stellte sich unter päpstliche Hoheit. Leo nahm die Unterwerfung an und fand sich später mit dem Kaiser ab, indem er Bamberg und das Kloster Fulda, welche dem päpstlichen Stuhle unterstellt waren, an das Deutsche Reich abtrat. Kaum hatte er das Land verlassen, so bemächtigten sich die Normannen der Stadt. Der entrüstete Papst that sie in den Bann und rüstete sich zum Krieg gegen sie. Ehe er aber seinen Plan gegen sie ausführen konnte, eilte er in das kaiserliche Lager vor Preßburg, versuchte vergeblich zwischen Heinrich III. und König Andreas von Ungarn zu vermitteln und Frieden zu stiften. Der Kaiser hob die Belagerung von Preßburg auf; der Papst, der ihn nach Regensburg begleitete, kanonisirte daselbst den heiligen Wolfgang und weihte das neuerbaute Kloster St.-Emmeran. In Worms, wo sie miteinander das Weihnachtsfest begingen, geschah dann der erwähnte Tausch der Stadt Benevent gegen Bamberg und Fulda. Dort versprach auch der Kaiser Hülfe gegen die Normannen. Zahlreiche Truppenmassen waren schon im Anzuge nach Italien, als Bischof Gebhard von Eichstedt den kaiserlichen Befehl wieder rückgängig machte. Es ist das ein Zeichen, wie auch im deutschen Lande des Papstes Anmaßungen auf Widerstand stießen. Mächtiger ist die feindselige Gesinnung gegen Leo in Italien. Im Februar 1053 leitete er zu Mantua eine Synode, auf welcher sich die lombardische Geistlichkeit aufs hartnäckigste den Reformbestrebungen widersetzte. Ein blutiger Streit zwischen der Dienerschaft der Geistlichen und dem Gefolge des Papstes zwangen letztern, die Versammlung aufzulösen und verhinderte ihn, die beabsichtigte Strenge durchzuführen.

Nachdem er auf der Ostersynode zu Rom den Patriarchen von Grado zum Metropoliten über Venetien und Istrien ernannt und dem Bischof von Aquileja nur das Gebiet der Lombardei zuertheilt hatte, unternahm er den längst geplanten Feldzug gegen die Normannen. An der Spitze unzuverlässiger Truppen aus Italien, zu denen eine kleine Schar von Schwaben sich gesellt hatte, zog er südwärts und erlitt am 18. Juni eine Niederlage bei Astagnum. Er selbst fiel in die Gewalt des Siegers. Ehrfurchtsvoll knieten die Normannen vor dem heiligen Gefangenen nieder und boten ihm ihren Schutz an. Nachdem er sie von dem Banne gelöst, gaben sie ihm das Geleit nach Benevent. Müde und gebrochen, von Feinden umgeben, halb in Gefangenschaft, verweilte er daselbst vom 23. Juni 1053 bis zum 12. März 1054. Von hier aus ließ er sich mit dem Patriarchen von Kon-

5) Schöpflin, «Alsatia diplomatica», I, 164—165. 6) Schöpflin, «Als. diplom.», I, 163—164; Grandidier, «Histoire d'Alsace I, pièces justificatives», No. 406. In dieser Urkunde schenkt der Papst das Kloster dem päpstlichen Stuhle, gibt ihm freie Aebtissinnenwahl und andere Rechte, verpflichtet es aber, alljährlich zu Anfang der Fasten eine goldene Rose nach Rom zu schicken. Später entstand der Gebrauch, daß der Papst die Rose vom heiligen Kreuz einem Fürsten oder einer Fürstin als Zeichen der Hochachtung übersenden ließ. — Diese Reise sowie die folgenden waren für das religiöse Leben und die kirchliche Bauthätigkeit des Elsasses von höchster Bedeutung. Siehe hierüber: Schulte, «Papst Leo IX. und die elsässischen Kirchen» («Straßburger Studien», 1884, II). 7) Diese Reise verlegt Wibert vor die Ostersynode, Hermannus Contractus nach derselben; Amatus gibt keine genaue Zeitbestimmung. Vgl. Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl., IV, 739. 8) Ueber die Rolle Leo's in dieser Lehrstreitigkeit s. unter andern Lessing, «Berengarius Turonensis». 9) S. Duhamel, «Le pape Léon IX et les monastères de Lorraine» (Epinal 1869).

stantinopel in einen Streit ein, welcher die Trennung der beiden Kirchen herbeiführen sollte.

Das Unglück hatte ihn nicht gedemüthigt; das Banner der weltbeherrschenden Papstmacht hochhaltend, trat er dem Patriarchen gegenüber als der Herr der ganzen Kirche auf. In einem Schreiben an ihn und in einem andern an den griechischen Kaiser Konstantin Monomachus widerlegte er den von morgenländischen Prälaten der Römischen Kirche gemachten Vorwurf, daß sie der Ketzerei sich schuldig mache, indem sie mit ungesäuertem Brot das Heilige Abendmahl begehe, setzte sich über andere dogmatische Meinungsverschiedenheiten mit ihnen auseinander und protestirte energisch gegen die Anmaßungen des Patriarchen Michael Cärularius von Konstantinopel, der sich erdreistet, den Namen eines allgemeinen Bischofs sich beizulegen. Zu gleicher Zeit sprach er den griechischen Kaiser um Hülfe gegen die Normannen an und forderte ihn schließlich auf, der Römischen Kirche alles herauszugeben, was Konstantin der Große und seine Nachfolger ihr geschenkt hatten. Gleichzeitig mit diesem Sendschreiben oder doch nicht viel später ging eine Gesandtschaft des Papstes nach Konstantinopel. Noch rücksichtsloser und anmaßender als der Papst selbst in seinen Schreiben traten die Legaten den Griechen gegenüber auf. Am 16. Juli 1054 legten sie auf dem Altar der Sophienkirche eine Urkunde nieder, die nicht blos die Absetzung des Patriarchen Michael aussprach, sondern auch die Ketzereien der Morgenländischen Kirche verdammte und alle Kirchengemeinschaft zwischen Abend- und Morgenland aufhob.[10])

Leo indessen, den Tod in den Gliedern fühlend, konnte beim Herannahen der Osterzeit es nicht mehr länger in Benevent aushalten; bedenklich krank, kam er in Rom an; am 13. April ließ er sich nach der Peterskirche und von dort in den bischöflichen Palast neben der Kirche tragen. Nachdem er das Abendmahl und die Letzte Oelung empfangen und laut in deutscher Sprache (teutonica lingua) gebetet hatte, starb er am 19. April 1054. Im Augenblicke, wo er den letzten Athem aushauchte, soll die Glocke von St.-Peter von selbst angeschlagen haben und auch später sollen an seinem Grabe viele Wunder geschehen sein.[11]) Die Kirche nahm ihn auf unter die Zahl ihrer Heiligen und stellte sein Andenken höher als das irgend eines andern deutschen Mannes; «und sie that Recht», sagt Giesebrecht, «denn er war es, der die erstorbenen Kräfte des Papstthums zu neuem Leben erweckte, der zuerst der Welt wieder die volle Bedeutung der Römischen Kirche vor Augen stellte. Mit der ganzen Macht seines Geistes und allen Mitteln einer überaus günstigen Stellung begann er den Kampf gegen die verweltlichte Kirche und blieb in ihm Sieger; als er dann die weltlichen Waffen gegen die Feinde Roms ergriff, verließ ihn das Glück; aber auch im Fall war er noch verehrungswürdig.»[12])

Ueber die Familienverhältnisse Leo's belehren die bereits erwähnten Bullen vom 18. und 28. Nov. 1049. Die älteste und bei weitem die beste Biographie verfaßte ein Zeitgenosse, Wibert, Archidiakonus von Toul, gedruckt bei Muratori, «Scriptores rerum Italic.», III, 282—299 und zuletzt bei Watterich, «Vitae pontific. Roman.», I, 127—170. Ein anderes Leben verfaßte um das Jahr 1092 der Bischof Bruno von Segni, der bereits eine kleine dem Subdiakon Libuin aus Rom zugeschriebene Schrift «De obitu Leonis» benutzt (Muratori, III, 346—355; Watterich, I, 95—100). Eine legendenhafte, für die Geschichte unbrauchbare Biographie von einem unbekannten Schriftsteller aus Benevent verfaßt, hat Borgia abgedruckt in seinen «Memorie istoriche di Benevento», II, 229—349. Briefe Leo's und seine Synodalbeschlüsse geben Mansi («Concil.», XIX) und Jaffé («Reg. Pontif.», 521—551). Die Verhältnisse des Papstes zu Benevent und zu den Normannen erhellen aus den «Annales Beneventani» («Mon. Germ.», III, 173—185), aus dem «Chronicon Hermanni Contracti» («Mon. Germ.», V, 74—133), aber ganz besonders aus der Geschichte der normannischen Eroberung in Unteritalien von Amatus, die man nur noch in einer französischen, von Champollion-Figeac 1835 herausgegebenen Uebersetzung kennt, die den Titel trägt: «L'Ystoire de li Normant par Aimé, moine de Mont-Cassin». Ungenaue Nachrichten geben die im 12. Jahrh. verfaßten «Annales Romani» («Mon. Germ.», V, 468—480). Unter den neueren Behandlungen mögen außer den schon angeführten noch folgende erwähnt werden: Höfler, «Deutsche Päpste» (Regensburg 1839), II, 3—214; L. Spach, «Un pape alsacien» (in «Biographies alsaciennes», Paris-Straßburg 1866, I, 1—35); Hunkler, «Leo IX. und seine Zeit» (Mainz 1851); Delarc, «Léon IX» (Paris 1876); Winterer, «Der heilige Leo IX.» (Rixheim 1886); Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», IV, 72—88; Hefele, «Conciliengeschichte», IV, 716—777; Baxmann, «Politik der Päpste», II, 212—250; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», II, passim.; Will, «Die Anfänge der Restauration der Kirche» (Marburg 1859), I, 20—140; Wattenbach, «Geschichte des römischen Papstthums» (Berlin 1876), S. 111—119.

10) Leo X., Papst von 1513—21, war der zweite Sohn Lorenzo's des Prächtigen, wurde am 11. Dec. 1475 in Florenz geboren und hieß Johann von Medici. Frühe zum geistlichen Stand bestimmt, erhielt er bereits

10) Documente über diesen folgenreichen Streit bei Mansi, XIX, 635—679; Will, «Acta et scripta quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae seculo undecimo composita exstant» (Leipzig 1861), S. 85 fg.; Jaffé, Nr. 3286—3288. — Das Ausführliche bei Will, «Anfänge der Restauration der Kirche im 11. Jahrh.» (Marburg 1859), I, 106—140; Baxmann, «Die Politik der Päpste», 235—250; Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl., IV, 767—777. 11) Ueber die letzten Tage und den Tod Leo's berichtet am glaubwürdigsten Wibert. Der Bericht, bekannt unter dem Titel «De obitu Leonis IX» (Watterich, I, 170—176), obgleich von einem Augenzeugen herrührend, schmückt sehr willkürlich aus.

12) «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», 5. Aufl. (1885), II, 508.

in seinem siebenten Jahre die Tonsur und dann rasch nacheinander eine Menge reicher Pfründen sowie die höchsten kirchlichen Würden. Der König Ludwig XI. von Frankreich, nachdem er ihm schon die Abtei Fonte dolce übertragen hatte, wollte sogar den achtjährigen Knaben zum Erzbischof von Aix ernennen. Der Papst Sixtus IV., der diese Ernennung nicht glaubte bestätigen zu sollen, verlieh ihm dafür das reich dotirte Stift von Passignano. Seinem Vater Lorenzo, um die künftige Größe des mediceischen Hauses zu sichern, gelang es, ihn schon am 9. März 1489 zum Cardinal ernennen zu lassen. Diese Ernennung mußte zwar vorläufig geheim gehalten werden; erst drei Jahre später erhielt der blutjunge Cardinal das Recht, die Abzeichen seiner Würde zu tragen und seinen Sitz im heiligen Collegium einzunehmen. Nichtsdestoweniger war die glänzende Erziehung, welche der Knabe genoß, eher eine humanistische als eine geistliche. Angelus Politianus, Demetrius Chalkondylas und andere bedeutende Humanisten waren seine Lehrer, und fast täglich hatte er Gelegenheit, mit Männern zu verkehren wie Marsilius Ficinus, Pico von Mirandula und andern Mitgliedern der Platonischen Akademie von Florenz. Seine Studien vollendete er auf der Universität Pisa. Nach dem Tode seines Vaters (8. April 1492) hielt er sich wieder in Florenz auf. Von dort wurde er aber vertrieben mit seiner Familie, welcher auch der Einfall Karl's VIII., der Italien im J. 1492 für lange Zeit zerrüttete, verhängnißvoll wurde. Nach einem kurzen Aufenthalte in Castello, wo er bei der Familie der Vitelli eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, unternahm er größere Reisen durch Deutschland, Flandern und Frankreich. Als er nach Rom zurückkehrte, fand er auf dem päpstlichen Stuhle Julius II., aus der Familie der Rovere, welche mit der seinigen in Feindschaft lebte. Er söhnte sich mit dem Papste aus, der ihn 1506 zum Statthalter von Perugia ernannte und während des zwischen der Heiligen Liga und Frankreich ausgebrochenen Krieges ihm die Legation von Bologna mit dem Commando der päpstlichen Truppen übertrug. Nach der Schlacht von Ravenna (11. April 1512) wurde er als Gefangener abgeführt, entwich aber in Mailand, wo unter den Augen der Prälaten, welche dem daselbst tagenden antipäpstlichen Reformconcil beiwohnten, die Einwohner der Stadt und selbst französische Soldaten, aus heiliger Angst vor dem Schisma, die Absolution von ihm erflehten, und kam nach Florenz, wo er bei seinem Bruder Julian, der der Herrschaft sich wieder bemächtigt hatte (September 1512), bis zu dem am 21. Febr. 1513 erfolgten Tode des Papstes verblieb. An unheilbarem Uebel leidend, ließ er sich in einer Sänfte nach Rom in das Conclave tragen, wo am 11. März die Partei «der Jüngeren» seine Wahl durchsetzte. Nachdem er die Priester- und Bischofsweihe empfangen hatte, hielt er, unter dem Namen Leo X., mit theatralischer Entfaltung von Pracht und Glanz, am 11. April seinen Festzug nach dem Lateran.

Leo war damals erst 37 Jahre alt, also seit undenklicher Zeit der jüngste Papst. Wenn sein Name in der Geschichte in unvergleichlichem Glanze strahlt, so ist es nicht, weil er sich durch die Tugenden eines Stellvertreters Christi ausgezeichnet hat, sondern weil er vielmehr ein eifriger Apostel des Humanismus, der Repräsentant der heidnischen Richtung seiner Zeit war, und weil diese Zeit, welche seinen Namen führt, die herrlichsten Blüten italienischer Kunst und Literatur getrieben hat. Kunst und schöne Literatur, Vergnügen und Politik nahmen den ganzen Menschen und alle seine Lebenskräfte in Anspruch; und in seiner geistigen Schwelgerei hatte der skeptische Epikuräer, dem christliche Gesinnung und Ueberzeugung und sittlicher Ernst ganz abgingen, nicht die leiseste Ahnung weder von der ernsten Bedeutung seines heiligen Hirtenamtes, noch von den großen das Papstthum bedrohenden Gefahren der kirchlichen Krisis, welche zur Reformation hindrängte.

Gleich nach seiner Wahl bewährte er sich als ein Meister in der Kunst der Diplomatie. Schon am 5. April schloß er mit Kaiser Maximilian, König Heinrich VIII. von England und Spanien den Bund von Mecheln, um Ludwig XII., König von Frankreich, der, mit Venedig verbündet, Mailand wieder zu erobern beabsichtigte, von Italien fern zu halten. Die eingefallenen Franzosen wurden am 6. Juni mit Hülfe der Schweizer bei Novara geschlagen und Mailand ging für sie verloren. Der Papst, dem es darum zu thun war, das kirchliche Schisma sobald wie möglich zu beseitigen, suchte sofort dem König von Frankreich sich zu nähern. Bereits am 27. April 1513 hatte er die römische Lateransynode eröffnet, welche, um den Frieden der Kirche wieder herzustellen, allen schismatischen Geistlichen Verzeihung in Aussicht stellte, wenn sie sich bis zum 30. Nov. unterwürfen. Der von den Engländern und den Schweizern bedrängte König Ludwig bot gern die Hand zur Versöhnung und löste das schismatische Concil auf, das zuerst in Pisa, dann in Mailand und zuletzt in Lyon versammelt war. Die gallikanische Geistlichkeit schwur am 17. Dec. 1513 feierlich das Schisma ab. Diese Verbindung mit Frankreich glaubte er auch noch zu Gunsten seiner Nepoten und der Kirche ausbeuten zu können: seinem Neffen Lorenzo wurde Toscana mit Ferrara und Urbino, seinem Bruder Lorenzo der Thron Neapels zugedacht und Parma und Piacenza sollten dem Kirchenstaat einverleibt werden. Der größte Theil Italiens sollte auf diese Weise unter das dreifache Scepter der Mediceer vereinigt werden. In derselben Zeit aber, wo er in diesem Sinne mit Frankreich unterhandelte, bemühte er sich um ein Bündniß wider dasselbe. Eine geheime Allianz zwischen Maximilian, Spanien, den Eidgenossen und Toscana sollten das Herzogthum Mailand gegen französische Anschläge schützen. Diesem Bündniß trat er offen bei, erst nach langem Hin- und Herschwanken und nach wiederholten Unterhandlungen mit Franz I., dem Nachfolger Ludwig's XII. In ritterlichem Jugendmuthe überschritt der König von Frankreich die Alpen, trug am 14. Sept. 1515 den Sieg von Marignano über die Schweizer davon und sicherte somit den Franzosen das Uebergewicht in Italien. Im ersten Augenblicke des Schreckens glaubte sich der Papst verloren. «Quid

erit de nobis?» soll er ausgerufen haben. Bald war er wieder gefaßt; zu dem venetianischen Botschafter sprach er: «Wir müssen uns nun dem König in die Arme werfen und Misericordia rufen.» Schon am 13. Oct. unterzeichnete er einen Vertrag, wodurch er den Besitz Mailands dem König zusicherte und letzterer sich verpflichtete, die Medici zu schützen [1]), und zwei Monate später fand die berühmte Zusammenkunft Leo's mit Franz I. in Bologna statt. Jener trat Parma und Piacenza an Frankreich ab und versprach Reggio und Modena dem Herzog von Ferrara zurückzugeben; der König seinerseits überließ das Herzogthum Urbino den Medici und verpflichtete sich, den Kirchenstaat und die Familie des Papstes in seinen Schutz zu nehmen. Nachdem sie so über einen großen Theil Italiens verfügt hatten, theilten sie auch unter sich die Rechte der Gallikanischen Kirche, beseitigten die Pragmatische Sanction und ersetzten dieselbe durch ein Concordat, wodurch dem König das Recht zugestanden ward, für alle kirchlichen Streitigkeiten die letzte Instanz zu bilden, sowie das Recht, die Bischöfe, Aebte und Prioren zu ernennen, während bei jedem Amtswechsel die Einkünfte des ersten Jahres an den Papst sollten entrichtet werden; endlich wurden die Bestimmungen der Kirchenversammlungen von Kostnitz und Basel, nach welchen das Oberhaupt der Kirche periodischen allgemeinen Concilien unterstellt ist, zu Gunsten des Papstthums aufgehoben. [2]) Es handelte sich für Leo zunächst darum, den Herzog Francesco Maria della Rovere aus Urbino zu vertreiben und dessen Land seinem Neffen Lorenzo Medici zu geben, auf welchen, seit dem am 17. März 1516 erfolgten Tode Julian's, die ganze Liebe des Papstes schien übergegangen zu sein. Unterstützt von französischen Hülfstruppen gelang es ihm, Francesco zu verjagen. Derselbe zog sich nach Mantua zurück und fing bald nachher den Krieg wieder an; erst nach einem achtmonatlichen blutigen Kampfe, der die Finanzen und das Ansehen des Papstes zu Grunde richtete, konnte Lorenzo zum Herzoge von Urbino ernannt werden. Während dieses Krieges um Urbino ist in Rom eine Verschwörung gegen Leo unter den Cardinälen ausgebrochen, welche meist die Beförderer seiner Wahl waren und denen er am strengsten seine Gewalt hatte fühlen lassen. An der Spitze stand Alfonso Petrucci, welcher einige male mit einem Dolch bewaffnet, in der Absicht ihn zu ermorden, in dem Collegium erschien und schließlich daran dachte, mit Gift seinen Racheplan auszuführen. Er wurde verrathen, am 19. Mai 1517 im Vatican verhaftet, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Von den andern compromittirten Cardinälen mußten die einen mit schwerem Geld ihr Leben loskaufen, die andern aus dem Collegium ausscheiden. Um die erledigten Stellen wieder zu besetzen, um eine Majorität unter den Cardinälen sich zu sichern, mit welcher er ohne Widerstand herrschen konnte und auch um seine Finanzen aufzubessern, ernannte der Papst am 26. Juni 1517 31 Cardinäle auf einmal, welche ebenfalls ihre Hüte mit theurem Gelde bezahlen mußten. Die Verschwörung hatte sich zu einer glücklichen Finanzspeculation zugespitzt. Papst Leo war beständig in Geldesnöthen; seine Verschwendung war eine grenzenlose; trotz aller erdenklichen Finanzkünste waren stets die Kassen leer; immer aufs neue mußte er außerordentliche Einkünfte von der Kirche zu ziehen suchen. Unmittelbar vor seinem Schluß (15. März 1517) hatte das Lateranische Concil ihm einen Zehnten von den Kirchengütern in der gesammten Christenheit bewilligt, der angeblich zu einem Türkenkriege sollte verwendet werden. Endlich, unter dem Vorwande der Beisteuer zum Bau St.-Peters, ward ein allgemeiner Sündenablaß feilgeboten. Bekanntlich war das der Tropfen Wassers, der das überfüllte Gefäß überlaufen machte. Das Wort Luther's zündete und das Gewitter brach aus. In Rom selbst hatte man wenig Verständniß für die reformatorische Bewegung. Anfänglich hielt sie Leo für weiter nichts als ein neidisches Mönchsgezänk. Erst später erkannte er die Gefahr und hielt es für angemessen, mit aller Energie vorzugehen.

Wie das Umsichgreifen der Reformation, so versetzte auch die bevorstehende deutsche Kaiserwahl den Papst in eine nicht geringe Verlegenheit. In den letzten Jahren seiner Regierung ging Kaiser Maximilian stets mit dem Gedanken um, bei Leo die römische Königswahl seines Enkels Karl durchzusetzen. Diese Bemühungen wurden immer vereitelt durch Franz I. von Frankreich, der selbst um die Kaiserkrone sich zu bewerben gedachte. Der Papst fürchtete den einen ebenso sehr als den andern; am liebsten hätte er die vielumworbene Krone auf dem Haupte irgendeines kleinen Fürsten Deutschlands gesehen. Doch da im Falle eines Kriegs mit den Türken, welche, seit der Eroberung Aegyptens durch Selim, Italien von Afrika her bedrohten, er von dem Könige von Frankreich eine nachhaltigere Hülfe als von Karl sich versprechen konnte und weil er auch fürchtete, daß für den Kirchenstaat eine Gefahr aus einer Vereinigung von Neapel mit dem Kaiserthum hervorgehen möchte, gab er sich den Schein, als ob er die Wahl des Königs von Frankreich unterstützte. Später suchte er letztern zu bestimmen, seine Candidatur zu Gunsten Friedrich's von Sachsen aufzugeben. Endlich als er einsah, daß Karl's Wahl gesichert war, ließ er am 24. Juni 1519 seine Einwilligung zu derselben den Kurfürsten ankündigen. Leo scheint in der That den Grundsatz befolgt zu haben: wenn man mit der einen Partei ein Bündniß macht, dürfe man nicht aufhören mit der Gegenpartei zu unterhandeln. Diese Zweideutigkeit in der Diplomatie kommt immer wieder zum Vorschein, aber ganz besonders in seinem Hin- und Herschwanken zwischen Karl V. und Franz I. Im J. 1521 war er mit letzterem übereingekommen, gemeinschaftlich mit ihm das Königreich Neapel anzugreifen; zu gleicher Zeit schloß er aber auch mit dem Kaiser ein Bündniß gegen Frankreich, das freilich vom Tage selbst batirt ist, an welchem die Achtserklärung über Luther verhängt wurde (8. Mai 1521) und sich folglich dadurch rechtfertigen läßt, daß er hoffte, mit Karl die religiöse

1) Dumont, «Corps diplomatique», IV, 124. 2) S. den Text des Concordats bei Labbe, «Collection des conciles», XIV, 338, und Dumont, «Corps dipl.», IV, 229.

Neuerung in Deutschland unterdrücken zu können. Dieses mal trat er als unversöhnlicher Feind Frankreichs auf: den König Heinrich VIII. suchte er zu bewegen, in das französische Gebiet einzufallen; eine Bulle sollte die Unterthanen Franz' I. von dem Eid der Treue lossprechen: Mailand und Genua sollten den Franzosen entrissen, Francesco Sforza als Herzog von Mailand unter der Oberhoheit Karl's wieder eingesetzt, Parma und Piacenza der Kirche wieder zurückgegeben und Ferrara mit Hülfe des Kaisers für den Papst erobert werden. Der unvermeidliche Krieg zwischen Franz und Karl brach aus. Am 19. Nov. 1521 nahm das verbündete Heer des Kaisers und des Papstes Mailand ein. Allein am 1. Dec. starb Leo plötzlich, nachdem er die erfreuliche Kunde noch vernommen hatte, daß auch Parma und Piacenza übergegangen seien und daß Italien endlich von den Franzosen befreit wäre. Als Regent eines ansehnlichen italienischen Staates starb Leo freilich siegreich und ruhmvoll; aber als Papst hinterließ er die Angelegenheiten seiner Kirche in einer gewaltigen Gärung. In der Geschichte der Cultur hingegen war er der Vertreter seiner Epoche: er hatte Sinn für alles Große und Schöne; zur Förderung der schönen Literatur, der Wissenschaft und der humanistischen Studien stellte er die Universität in Rom wieder her, gab allen wissenschaftlichen Anstalten einen neuen Aufschwung, verausgabte ungeheuere Summen für Bibliotheken und um seltene Handschriften zu sammeln; um deren aufzukaufen, schickte er Gelehrte nach dem Orient und bis nach Dänemark; ließ durch ein besonderes Collegium, das von Janus Laskaris und Markus Musurus geleitet wurde, die Herausgabe griechischer Schriftsteller besorgen. Während er so mit Vorliebe die schöne Literatur, humanistische Wissenschaft und auch die Musik begünstigte, setzte die Kunst unter ihm ruhig das große Werk fort, das sie früher begonnen; was sie aber in Rom zu seiner Zeit Großes schuf, ist meist noch aus den Anregungen seines Vorgängers hervorgegangen. Die zahlreichen Gelehrten und Künstler, die er um sich versammelte, um seinen Hof durch geistreiches Wesen und ästhetische Schwelgerei zu beleben, erfreuten sich, so lange er lebte, seiner sich stets gleichbleibenden, fürstlich verschwenderischen Großmuth und beklagten aufrichtig seinen für Kunst und Wissenschaft verfrühten Tod, während viele andere, insonderheit die zahlreichen ruinirten Gläubiger sein Andenken verfluchten und auch ihm das Epigramm auf Bonifacius VIII. nachriefen: «Wie ein Fuchs kamst du auf den Thron, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du gestorben.» Wenn man eine Ausnahme für seinen Zeitgenossen Luther macht, so kann man wohl sagen, daß wenige historische Persönlichkeiten mit solcher Lebhaftigkeit von den einen gelobt und von den andern getadelt worden sind, wie Papst Leo X.

Literatur. Paulus Jovius, «De vita Leonis X. P. M. libri IV» (Florenz 1548); «Tractatus Concordatorum inter Leonem et Franciscum I. Galliae regem» (Lyon 1620); Fabbronius, «Vita Leonis X. P. M.» (Pisa 1797); Roscoe, «The life and the pontificate of Leo X.» (Liverpool 1805, 4 Bde.; deutsch von Glaser, 1806—8, 3 Bde.; italienisch von Bossi, Mailand 1818, 2 Bde.); Audin, «Histoire de Léon X» (Paris 1844; deutsch von Burg, Augsburg 1845, 2 Bde.); Gaz, «Documenti riguardanti Giulano di Medici e il P. M. Leone X» (1844); Dandolo, «Il secolo di Leone X» (1861, 3 Bde.); Lanz, «Actenstücke und Briefe zur Geschichte Karl's V.» (Wien 1853); Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», VII, 291—93; VIII, 76—376; Köstlin, «Martin Luther» (1875), I, 204—525; Ranke, «Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten» (1874), I, 53—59.

11) Leo XI., zuvor Alexander Octavian von Medici, dessen Mutter, Francisca Salviati, eine Nichte Leo's X. war, wurde 1535 in Florenz geboren. Nachdem er längere Zeit bei Sixtus V. den florentinischen Hof vertreten hatte, wurde er 1573 zum Bischof von Pistoja, 1574 zum Erzbischof von Florenz ernannt und 1583 zur Cardinalswürde erhoben. Im J. 1596 begab er sich als Legat a latere an den französischen Hof, wo er zwei Jahre verblieb. Als naher Verwandter der Königin erwarb er sich dort die Gunst Heinrich's IV., welcher, nach dem Tode des Papstes Clemens VIII., 300,000 Thaler es sich kosten ließ, um im Conclave seine Wahl am 1. April 1605 gegen die Spanier durchzusetzen. Seine Erhebung zur päpstlichen Würde begrüßte man in Frankreich mit Freuden; sie gab Anlaß zu öffentlichen Festlichkeiten. Allein das Glück war von kurzer Dauer; schon am 26. desselben Monats starb Leo; «man behauptet», sagt Ranke, «der Gedanke seiner Würde, das Gefühl der Schwierigkeit seines Amtes habe seine altersschwachen Lebenskräfte vollends erdrückt.»

Literatur: Philippson, «Philipp II. und das Papstthum» («Hist. Zeitschrift», XXXIX); Petrucelli della Gatina, «Histoire diplomatique des conclaves» (1864), II, 404—451.

12) Leo XII., vorher Annibale della Genga, Sohn des Grafen Hilarius, wurde am 22. Aug. 1760 im Schloß della Genga bei Spoleto geboren. Nachdem er das Collegium Campana d'Osimo besucht hatte, vollendete er seine Studien auf der theologischen Akademie zu Rom und wurde den 4. Juni 1783 zum Priester und zehn Jahre später zum Erzbischof von Tyrus geweiht. Als geheimer Kämmerer des Papstes Pius VI. hielt er 1790 mit vielem Takt und großem Applaus die Gedächtnißrede auf Kaiser Joseph II. Im J. 1793 wurde er als Nuntius nach Luzern und ein Jahr später nach Köln geschickt. Als Bevollmächtigter der Curie wohnte er 1805 dem Deutschen Reichstag zu Regensburg bei, wurde verschiedene male mit diplomatischen Missionen betraut und überbrachte 1814 des Papstes Pius VII. Glückwünsche dem König Ludwig XVIII. Am 16. März 1816 wurde er zum Cardinalspresbyter und vier Jahre später zum Cardinalvicar ernannt. Damals gehörte er der Partei der Zelanti an, welche den neuen Zeitverhältnissen keine Rechnung tragen und von allen alten Ansprüchen nichts aufgeben wollte; er war ein Gegner der liberalen Ver-

waltung Consalvi's und gegen die Jesuiten war er nicht günstig gestimmt. Er wurde am 28. Sept. 1823 der Nachfolger Pius' VII., obgleich Frankreich und Oesterreich mit vereinten Kräften die Wahl eines Zelante zu hintertreiben sich bestrebt hatten. Die Cardinäle gaben ihm den Vorzug, weil er sich wider die Politik Consalvi's in entschiedenem Gegensatz verhalten hatte, vielleicht auch, weil man ihn dem Tode nahe glaubte. Er war damals so krank, daß kurz nach seiner Erhebung er mit den Sterbesakramenten versehen wurde. Die Beförderer seiner Wahl mußten bald einsehen, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatten: von seiner Krankheit erholte er sich schnell; mit Consalvi, der von den Geschäften zurücktrat und bereits im Januar 1824 starb, söhnte er sich noch aus und entschloß sich, seine letzten Rathschläge zu befolgen, sowie seine autokratische Regierungsweise fortzusetzen. Doch als Geschäftsmann war er ebenso unglücklich als ungeschickt; er ließ sich zu einer Menge falscher Maßregeln verleiten. Was unter Consalvi zu Stande gekommen war, ging unter Leo XII. wieder zu Grunde. Er näherte sich auch den Jesuiten; gab ihnen das Collegium Romanum wieder zurück, sowie die Kirche des heiligen Ignatius, das Oratorium und das Museum, deren Zurückgabe sie bisher vergeblich nachgesucht hatten. Unter jesuitischen Einwirkungen scheint er schon die Encyclica vom 3. Mai 1824 geschrieben zu haben, welche nicht allein die Bibelgesellschaften und die Freimaurerei verdammt, sondern auch die Sekte, welche die Toleranz predigt und mit Unrecht die philosophische sich nennt. Kurz nachher, in der Bulle vom 27. Mai, schrieb er das Jubiläum aus und forderte die gesammte Christenheit auf, nach Rom zu pilgern, nicht nur um für die Ausrottung der Ketzereien zu beten, sondern um auch Gott zu danken für den Sieg über die Verschwörung der Welt wider menschliches und göttliches Recht. Das Jubiläum wurde unter erhebender Feierlichkeit am Weihnachtsfest 1824 eröffnet. Zahllose Gläubige pilgerten nach Rom; Juden und Protestanten wurden in den Schoß der Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jubeljahres wurden einige Mönche und Priester, welche durch ihre Frömmigkeit und ihre Wunderthaten sich ausgezeichnet hatten, selig gesprochen.[1]) Damit die Jubelfahrer nicht unter ungünstigen Eindrücken zurückkehren möchten, ergriff er energische Maßregeln, um in dem Kirchenstaat das Banditenthum zu unterdrücken und in den größeren Städten, vornehmlich in Rom, die öffentliche Sittlichkeit zu heben.

Leo hatte gute Absichten; er, der mit so großer Einfachheit lebte und mit einem Scudo des Tages seine Tafel bestritt, wollte nichts für sich selber. Er war streng gegen sich; er glaubte aber auch gegen Andere streng und unduldsam sein zu sollen. Den zum Legaten a latere ernannten Cardinal Rivarola beauftragte er, gegen die Umtriebe der geheimen Gesellschaften, insonderheit der Carbonari, mit Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Die Folge davon war ein unwürdiges Denunciantenthum, welches einen großen Theil der Bevölkerung terrorisirte. Auffallend streng wollte der Papst sodann die Juden behandelt wissen; keiner durfte außerhalb des erweiterten und mit einem Brunnen versehenen Ghettos übernachten. Die Reichsten verließen Rom, um in der Lombardei, in Venedig und Triest sich niederzulassen. Ferner wurden die Inquisitionsgefängnisse wieder eröffnet und eine Menge kleinlicher Polizeiverfügungen erlassen gegen die Weinhäuser, das Theaterwesen, die Bettelei, Straßenunfug und öffentliche Unordnung. Diese Verschärfung des Polizeiregimentes machten ihn allgemein verhaßt. Ranke sagt: «Vom Prinzen bis zum Bettler, Niemand war sein Freund.»[2]) Und doch verdankte ihm der Kirchenstaat eine ganze Reihe zweckmäßiger Reformen in der Staatsverwaltung, im Civilrechtsgang und den Gerichtstaxen; er brachte Ordnung in die Finanzen; reich dotirte Sinecuren wurden aufgehoben; auch in den übertriebenen Besoldungen höherer Beamten wie der Cardinäle wurden Ersparnisse gemacht; eine strenge Controle stellte die Betrügereien der Beamten ab, sodaß er die Steuern um ein Bedeutendes herabsetzen konnte. Das höhere Unterrichtswesen wurde durch die Bulle «Quod Divina Sapientia» vom 24. Aug. 1824 neu organisirt; das niedere Erziehungswesen wurde reformirt und viele Hospitäler gegründet.

In seinen Beziehungen zu den anderen Staaten ließ sich Leo von Capaccini, einem ehemaligen Secretär Consalvi's, berathen, und der Gewandtheit dieses erfahrenen Prälaten verdankte er manchen diplomatischen Erfolg: Wessenberg verzichtete auf die Gründung einer Nationalkirche Deutschlands; in Hannover und in den Niederlanden wurden Concordate geschlossen; in England wurde die Emancipation der katholischen Kirche angebahnt; mit den südamerikanischen Republiken, welche sich von Spanien losgesagt hatten, wurden Unterhandlungen angeknüpft, und in der Consistorialallocution vom 21. Mai 1827 konnte der Papst die Neuorganisation der Kirchen in Südamerika verkündigen, was der Hof von Madrid als eine Beleidigung ansah und den päpstlichen Nuntius Tiberi zu empfangen sich weigerte. In Frankreich hatte Leo in den ersten Zeiten seines Pontificates die Partei der Jesuiten begünstigt; später kam er zur Einsicht, daß eine solche Politik äußerst gefahrvoll werden könnte; er mußte, wie man damals sagte, der Zeitströmung nachgeben. Als Martignac, der Nachfolger Villèle's, als entschiedener Gegner der Jesuiten auftrat und im J. 1828 die Ordonnanzen gegen sie verfügte, die Bischöfe aber in dieser Verfügung den schreiendsten Eingriff in ihre Rechte sahen, da gab Leo dem französischen Gesandten Châteaubriand die Erklärung ab, daß er den französischen Klerus

1) So z. B. der Jesuit Rodriguez Hippolyt Gallantini, der Stifter der Congregation des christlichen Unterrichts, und endlich der spanische Franciscaner Julianus, dessen Hauptwunder darin soll bestanden haben, daß er einmal Vögel, die schon halb gebraten waren, vom Bratspieß abgestreift und wieder lebendig habe fortfliegen lassen.

2) «Historisch-biographische Studien» (Sämmtliche Werke, 1877, Bd. XL), S. 157.

nicht billige, der dem Könige Widerstand leistet, und beauftragte sofort den Cardinal-Erzbischof von Rheims, der als der gemäßigtste unter den französischen Prälaten galt, an den französischen Episkopat zu schreiben, um ihm des Papstes Willen kund zu thun. Er, der Papst, heißt es in diesem Schreiben, sehe in den Ordonnanzen keine Verletzung der bischöflichen Rechte, und die französische Regierung könne er nur billigen, wenn sie keine durch die Landesgesetze ausgestoßenen geistlichen Corporationen sich aufdringen lassen wolle (25. Sept. 1828).

Leo war von Natur mistrauisch; er wollte so viel wie möglich alles selbst thun; von morgens früh bis abends spät saß er an seinem Arbeitstisch, den er nur verließ, um die Gefängnisse, die Krankenhäuser und die Klöster zu besuchen. Aufgerieben von überangestrengter Arbeit und abgeschwächt durch seine frühere Krankheit starb er den 10. Febr. 1829. In der Peterskirche ward ihm ein marmornes Denkmal, von Thorwaldsen verfertigt, errichtet.

Literatur: Petrucelli della Gattina, «Histoire diplomatique des Conclaves», t. IV; E. Cipoletta, «Memorie politiche sui conclavi da Pio VII a Pio IX compilati su documenti diplomatici segreti» (Mailand 1863), S. 127—168; Rudoni, «Leone XII e Pio VIII» (Mailand 1829); Chr. Schmid, «Trauerrede auf Leo XII.» (Augsburg 1829); Châteaubriand, «Mémoires d'outre-tombe» (Berlin 1850), VIII, 121—232; Nodari, «Vitae pontificum Romanorum Pii VI., Pii VII., Leonis XII.» (Padua 1840); Artaud de Montor, «Histoire du pape Léon XII» (Paris 1843, 2 Bde.; deutsch von Scherer, Schaffhausen 1844); Wiseman, «Souvenirs sur les quatre derniers papes» (französisch von Goemaere, Brüssel 1858), S. 195—328; Köberle, «Leo XII. und der Geist der römischen Hierarchie» (Leipzig 1846). Ueber die Päpste Leo I.—XII. siehe in der «Real-Encyklopädie für protest. Theol.» von Herzog-Plitt, Leipzig 1881, Bd. 8, die Artikel von Karl Müller. *(L. Will.)*

LEO AFRICANUS ist der gebräuchliche Name eines arabischen Gelehrten, der zu Granada aus angesehenem Stamm um das Jahr 1488 n. Chr.[1]) geboren wurde und eigentlich El-Hasan Ibn Muhammed El-Wazzân hieß. Spätestens bei der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Christen (1492) siedelte seine Familie nach Fez über (daher der Beiname Africanus), wo er eine sorgfältige Erziehung genoß, durch den üblichen Lehrgang mit den Religions- und Rechtswissenschaften sowie der arabischen Poesie und Rhetorik bekannt gemacht und damit zur höheren Beamtenlaufbahn vorgebildet wurde. Schon 1500 soll er mit einem als Gesandter reisenden Oheim in Timbuktu gewesen sein; nach seiner eigenen Angabe hatte er 1514 Aufträge seines Fürsten an den portugiesischen Statthalter von Safi auszurichten. Vermuthlich schon dazwischen fallen ausgedehnte Reisen durch Nordafrika, Aegypten, Arabien, Persien, Turkestan, Armenien, Syrien und bis Konstantinopel, die er jedenfalls früher oder später unternommen hat. Auf der Rückkehr von der zweiten großen Reise fiel er, wie es heißt 1517, zwischen Aegypten und Fez bei der Insel Dscherba (Tunesien) christlichen Seeräubern in die Hände, welche ihn nach Rom brachten und den angesehenen und sichtlich weit über das Gewöhnliche hinaus gebildeten Mann dem Papst Leo X. schenkten. Dieser nahm an dem weitgereisten, merkwürdigen Fremdling Interesse, um so mehr, als er bald erfuhr, daß derselbe einen umfangreichen geographisch-historischen Bericht über seine afrikanische Heimat, wie er ihn unterwegs aufgezeichnet, bei sich führte; er bewilligte ihm eine ausreichende Pension, und als der Mann sich bewegen ließ, zum Christenthume überzutreten, übernahm der Papst selbst das Pathenamt und gab ihm seine eigenen Namen Johannes Leo. Der neue Christ lebte nunmehr in Rom, das er indeß zeitweilig mit Bologna vertauschte; er lernte italienisch, trat als Lehrer des Arabischen auf (unter seinen Schülern wird der Cardinal und Augustinergeneral Gille Antonini genannt), und übertrug daneben sein Buch über Afrika ins Italienische. Auch etwas Latein suchte er sich anzueignen, ebenso Hebräisch, wie er denn im Verkehr mit gelehrten Juden mehrfach gestanden zu haben scheint; jedenfalls behauptete einer von diesen später, das Manuscript einer von Leo verfaßten arabischen Grammatik zu

1) Mir ist die zerstreute Literatur, welche sich bei Gräße, «Lehrbuch einer allgem. Literärgeschichte», II, 2, 2, S. 900 (zur Ergänzung s. Texier, «Nouvelle Biographie générale», XXX, 1859, Sp. 732 fg.) verzeichnet findet, nicht überall zugänglich, ich vermag daher mehrere Daten nicht zu controliren, auch nicht zu sagen, ob die an einigen Stellen beliebte Angabe des Geburtsjahres 1483 auf etwas anderes als einen Druckfehler zurückgeht. Leo selbst sagt (bei Ramusio fol. 21 C): quando fu presa detta città (d. i. Azafi), poteuo hauer anni dodici, was Rotermund (Fortsetzung und Ergänzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, III, S. 1613) auch mit der Zahl 10, statt 12, anführt, ohne zu erwähnen, daß hier ein Irrthum Leo's vorliegen muß. Denn Safi wurde 1508 erobert (Schäfer, «Geschichte Portugals», III, Hamburg 1850, S. 109), wo Leo älter gewesen sein muß, auch fand desselben Verhandlung mit dem portugiesischen Statthalter, deren er gleich nachher als dapoi circa anni quattordici im J. 920 der Hedschra (= 1514) geschehen Erwähnung thut, nach den von ihm vorher ausführlich berichteten Umständen in der That zweifellos gelegentlich des Feldzugs von 1514 (Schäfer, S. 123) statt. Er wird sich (wenn nicht irgend ein Schreibfehler vorliegt) in dem Datum der Eroberung von Safi geirrt haben; das Wahrscheinlichste ist jedenfalls, daß er von 920 = 1514 an unter Zugrundelegung seines eigenen Lebensalters rückwärts gerechnet hat; ist dies richtig, so erhalten wir für das Geburtsjahr: circa 1514 — (12 + 14) = 1488, wobei noch der Unterschied zwischen christlichem Sonnen- und mohammedanischem Mondjahr außer Ansatz bleibt. — Ich habe von der Literatur außer Gräße, Rotermund und Texier benutzen können: Gio. Battista Ramusio, «Primo volume e Terza editione delle navigationi et viaggi» (Venedig 1563); Fabricius, «Bibl. Graeca» (Hamburg 1726), XIII, 259 und die von ihm citirten Nicol. Antonius, «Biblioth. Hispana Nova», I, 548 (in der Ausg. Madrid 1783, I, 717 fg.) und Colomesius (bei dem aber nichts Erhebliches steht), sowie den von Antonius angeführten Casiri («Biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis», Madrid 1770, tom. I, p. 172); Lorsbach's und Hottinger's Vorreden sind mir ebenso unzugänglich, wie alle Ausgaben der beiden Schriften des Leo außer bei Ramusio und Fabricius.

besitzen, und ein im Escurial aufbewahrtes arabisch-hebräisch-lateinisches Wörterbuch, das Leo 1524 in Bologna verfaßte, ist einem ebenfalls jüdischen Arzte zugeeignet. Nach dem Tode Leo's X. (1521) blieb sein afrikanischer Günstling noch mehrere Jahre in Rom; die Nachschrift seines italienischen Manuscriptes der «Africa» gibt als Datum der Vollendung das Jahr 1526 an. Es beruht vielleicht auf einer misverständlichen Auffassung dieses Datums, wenn man dasselbe als das seines Todes bezeichnet findet; mindestens gleichwerthig sind andere Angaben, denen zufolge er, seit Leo's X. Tode in Rom vernachlässigt, später in sein Heimatland und zu seinem Glauben zurückgekehrt wäre; die Nachricht aber, daß er in Tunis um 1550 gestorben sei, scheint auch nur einer Vermuthung zu entstammen.

In seiner Beschreibung von Afrika erwähnt Leo mehrerer von ihm verfaßter sonstiger Schriften, wie einer mohammedanischen Glaubenslehre, eines Geschichtswerks, einer Sammlung merkwürdiger Grabschriften und der bereits genannten Grammatik. Erhalten ist neben dem bereits angeführten (von Casiri[2]) ziemlich verächtlich behandelten) Wörterverzeichniß und der «Africa» nur ein kleines Büchlein mit Nachrichten über berühmte arabische Aerzte und Philosophen. Dasselbe ist nach der einzigen mediceischen Handschrift von Hottinger ins Lateinische übertragen und unter dem Titel «Tractatus de viris quibusdam apud Arabes illustribus» in dem «Bibliothecarius quadripartitus» (Zürich 1664, 4°), l. II, c. 3, p. 246—291 veröffentlicht, später von Fabricius in der «Bibliotheca Graeca» (Hamburg 1726), t. XIII, p. 259—298 wieder abgedruckt worden. Wie es vorliegt, wimmelt es von Fehlern und groben Misverständnissen (s. Casiri, I, 173 fg.; Steinschneider, Virchow's «Archiv für pathologische Anatomie», Bd. 52, 4, 471) und hat seinen Verfasser deswegen stellenweise in übeln Ruf gebracht; doch ist unsicher, inwieweit er, inwieweit sein Uebersetzer (so groß Hottinger für seine Zeit war) dafür die Verantwortung trägt. Jedenfalls hat noch niemand die Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen, welche ihn bei Abfassung seiner großen Beschreibung der von ihm durchwanderten Theile von Nordafrika geleitet hat; obwol auch dies Werk uns nur in der zwar von ihm selbst, doch in die spät erst erlernte italienische Sprache bewirkten Uebersetzung vorliegt, wird es doch von den Geographen noch heute geschätzt und als zuverlässig angesehen. Das italienische Manuscript des Leo hatte zunächst das Schicksal seiner übrigen Schriften, verzettelt zu werden, und kam erst viel später durch einen glücklichen Zufall in die Hände des Venetianers Ramusio, der seine classische Sammlung von Reisebeschreibungen (Thl. 1, zuerst Venedig 1550) damit eröffnete. Daraus ist es denn weiter übersetzt worden, und zwar ins Lateinische («Joannis Leonis Africani de totius Africae descriptione Libri IX, Jo. Floriano interprete cet.», Antwerpen, Latius, 1556, 1558, 12°; Zürich 1559, 12°; Leiden, Elzevir, 1632, 12°), ins Französische (von Jean Temporal, Lyon 1556, Fol.; Leiden, Berton, 1564), ins Deutsche (von Lorsbach, Herborn 1805; dazu desselben Schrift «De Leonis descriptione Africae», Herborn 1802); auch erschienen Ausgaben in englischer (John Pory, London 1600, 4°) und in holländischer Sprache (Rotterdam 1665, 4°). *(A. Müller.)*

2) Vgl. dazu Derenbourg, «Manuscrits arabes de l'Escurial», t. I (Paris 1884), p. 409 fg.

LEO DIAKONOS, byzantinischer Historiker des 10./11. Jahrh. n. Chr., Begleiter des byzantinischen Kaisers Basilios II. auf seinen Feldzügen gegen die Bulgaren, ist der Verfasser einer Geschichte der für das Reich der Rhomäer so ereignißvollen Zeit von 959 bis 975 n. Chr. in zehn Büchern. Reich an gutem Detail, zeichnet sich dieser Schriftsteller vor andern Byzantinern aus durch bessern Stil, größere Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung, und durch freieres Urtheil. Aus der einzigen noch vorhandenen Handschrift (aus dem wichtigen Codex Nr. 1712, aus dem 11. oder 12. Jahrh., der auch die Chronik des Michael Psellos enthält; vgl. auch Ferdinand Hirsch, «Byzantinische Studien», Leipzig 1876, S. 304) hat K. B. Hase zu Paris 1818, Fol., das Werk herausgegeben; die Bonner Ausgabe folgte 1828 in 8°. Vgl. auch M. Fischer, «Beiträge zur histor. Kritik des Leo Diakonos», in Bd. VII, Heft 3 der «Mittheil. d. Instit. für österreich. Geschichtsforschung.» *(G. Hertzberg.)*

LEO GRAMMATICUS, byzantinischer Chronist des 11. Jahrh. n. Chr. Unter dem Titel: «*Λέοντος γραμματικοῦ χρονογραφία τὸ τῶν νέων βασιλέων περιέχουσα*» war zuerst in der pariser Sammlung hinter der Chronographie des Theophanes eine Chronik nach einer pariser Handschrift herausgegeben worden, die mit der Geschichte Leo's des Armeniers (seit 813) anfängt und bis zum Tode Romanos' I. (948) reicht. Später hat Cramer im zweiten Bande seiner «Anecdota graeca» ebenfalls aus einer pariser Handschrift einen frühern Theil eben derselben Chronik herausgegeben, der mitten in der Geschichte des Sündenfalls beginnt, einen kurzen Abriß der jüdischen und darauf der römischen Kaisergeschichte enthält und dann die byzantinische Geschichte bis zum Anfange der Regierung Leo's des Armeniers führt. Beide Theile sind dann von J. Bekker in der bonner Sammlung zusammen als ein Ganzes herausgegeben worden. Es kann (vgl. Ferdinand Hirsch, «Byzantinische Studien», Leipzig 1876, S. 89 fg.) keinem Zweifel unterliegen, daß die zwei früher getrennt herausgegebenen Stücke in der That zusammen gehören, daß sie zusammen die Chronik des Leo Grammaticus ausmachen. Ueber den Namen dagegen und über die Zeit des Verfassers und der Abfassung des Werks ist nichts weiter bekannt, als eine Notiz am Schlusse desselben, die uns belehrt, daß «dasselbe von dem Grammatiker Leo am 8. Juli d. J. der Welt 6521, der 11. Indiction, d. h. des Jahres Christi 1013 vollendet» wurde. Für die Zeit seit Justinian II. und noch viel entschiedener seit Leo dem Armenier ist die berühmte Chronik des Mönchs Georgios (Hamartolos) mit ihrer Fortsetzung die entscheidende Quelle. *(G. Hertzberg.)*

LEO (Heinrich), deutscher Historiker, wurde am 19. März 1799 zu Rudolstadt geboren, wo sein Vater Garnisonsprediger war. Letzterer, bald nach Heinrich's Geburt auf eine andere Pfarrei versetzt, starb, als Heinrich erst 8 Jahre alt war. Seine Mutter zog mit ihren vier Kindern wieder nach Rudolstadt; Heinrich verlebte hier seine Jugend und besuchte das Gymnasium daselbst bis zum Abgang auf die Universität. Mangel an einer geordneten Erziehung zu Hause und in der Schule ließen bei dem begabten, aber von Natur heißblütigen und excentrischen Knaben ein übermüthiges und rohes Benehmen aufkommen. Er erzählt selbst die Verirrungen seiner Jugend mit cynischer Aufrichtigkeit. Bei seinen wechselnden Studien zeigte sich eine besondere Vorliebe für Naturwissenschaften, namentlich für Botanik. Sein Lebensplan war, einst Seemann zu werden, und er rechnete dabei darauf, daß Napoleon, dessen großer Bewunderer er war, eine bedeutende Marine schaffen werde. Später, als er infolge des Umschwungs des Jahres 1813 mit den französischen Sympathien gebrochen hatte, trug er seine Seemannspläne auf eine künftige deutsche Flotte über. Sie änderten sich dahin, daß er im Dienste eines naturwissenschaftlichen Institutes oder als Schiffsarzt auf Seereisen zu gehen gedachte. Seine Neigung zu den Naturwissenschaften beruhte zum Theil darauf, daß er für die alten Sprachen wenig Sinn hatte. Erst im letzten Jahre seines Gymnasialcursus brachte ihm Göttling, der spätere Professor der Philologie in Jena, Geschmack am Griechischen bei. Im Herbst des J. 1816 bezog Heinrich die Universität Breslau, machte aber auf der Reise dahin einen Umweg über Jena, Halle und Berlin, wobei er allerlei studentische Bekanntschaften machte und auch zu dem Turnvater Jahn, welcher damals auf dem Höhepunkt seines Wirkens stand, in nähere Beziehungen trat. Sein Entschluß, Medicin zu studiren, war schon wankend geworden, als er nach Breslau kam, er faßte die Idee, Lehrer zu werden, um an der nationalen Erziehung der heranwachsenden Jugend mitzuarbeiten, und zu diesem Zweck wollte er Philologie und Geschichte studiren. Er hatte bereits damit angefangen, als ein interessanter liebevoller Brief seines früheren Lehrers Göttling (vom 5. Febr. 1817) ihn in seinem neuen Vorhaben bestärkte. Zunächst aber nahmen ihn studentische Angelegenheiten so in Anspruch, daß nicht viel Zeit für das Studium übrigblieb. Er war alsbald in Breslau in eine landsmannschaftliche Verbindung, die Silesia et Marchia conjuncta, eingetreten, aber als ein Sendling der neugegründeten Burschenschaft in Breslau erschien, mit einem Empfehlungsbrief von Maßmann an ihn, entschloß er sich, um einer drohenden Collision mit seinen Corpsbrüdern auszuweichen, mitten im Sommersemester 1817 Breslau zu verlassen und nach Jena zu übersiedeln. Dort wurde er eifriges Mitglied der Burschenschaft und spielte in derselben eine hervorragende Rolle. Er kam auch mit den Mitgliedern der extremeren Richtung in nähere Beziehung. Am Wartburgfest im October 1817 nahm er mit Begeisterung theil. Im Sommer 1818 machte er in burschenschaftlichen Interessen eine Wanderung nach Marburg, Gießen und Heidelberg, überall Verbindungen anknüpfend und werbend. Im folgenden Wintersemester aber suchte er die Lücken seiner Kenntnisse durch fleißiges Hören von Vorlesungen und durch Privatstudien auszufüllen. Als er im Frühjahr 1819 Jena bereits verlassen hatte und in seiner Heimat Rudolstadt weilte, vernahm er dort die Nachricht von Sand's That, die ihn um so mehr ergriff, als er in den letzten Monaten in einem Hause mit ihm zusammengewohnt hatte. Das Ereigniß machte ihn stutzig und bahnte, da gleichzeitig auch andere ernüchternde Erfahrungen dazu kamen, eine Umkehr an. Die Berührung mit Sand zog ihm ein Verhör zu, das aber ohne Folgen vorüberging. Einer später drohenden Gefahr entzog er sich, durch einen anonymen Brief gewarnt, durch zeitweilige Entfernung von Göttingen, wohin er sich von Jena aus begeben hatte. Dorthin zurückgekehrt, lag er ein Jahr lang fleißig seinen philologischen und historischen Studien ob; er besuchte sogar auf den Wunsch seines Vormundes theologische Vorlesungen und bestand, um unter die Candidaten des Predigtamts im Staate Rudolstadt aufgenommen werden zu können, ein theologisches Examen. Doch sah er ab, davon Gebrauch zu machen und entschloß sich, es mit der akademischen Laufbahn zu versuchen, da durch die Erlebnisse der letzten Zeit eine lebhafte Neigung zur Geschichte in ihm angeregt war. Ein Freund machte ihn darauf aufmerksam, daß durch den Tod des Professor Meusel in Erlangen dort ein Lehrstuhl erledigt worden sei. Leo ging darauf ein, schrieb im Mai 1820 schnell eine Abhandlung «Ueber Johannes Grammaticus», um damit in Jena den Doctorgrad zu erwerben, ließ auch zum Behuf der Habilitation eine Schrift «Ueber die Verfassung der lombardischen Städte im Mittelalter» drucken und begann im Herbst 1820 seine Vorlesungen in Erlangen. Dort gefiel es ihm aber nicht auf die Länge, schon im zweiten Jahre ging er von dort weg nach Berlin. Er stürzte sich mit Eifer in die Hegel'sche Philosophie, welche einen nachhaltigen Einfluß auf seine geschichtsphilosophischen Anschauungen ausübte. Ein anderes für seine wissenschaftliche Entwickelung wichtiges Moment war eine Reise nach Italien, welche er mit Hülfe einer von der Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt ihm zutheil gewordenen Unterstützung im J. 1823 unternehmen konnte. Er verweilte über ein Jahr in Italien und vertiefte sich in die Geschichte des italienischen Städtewesens. Die erste Frucht dieser Forschungen war eine erweiterte Umarbeitung jener Erstlingsschrift, und auch außerdem entwickelte er nach seiner Rückkehr eine rege literarische Thätigkeit. Seine akademische und sociale Stellung in Berlin machte sich ganz günstig, er gewann bald Gönner und ein Ruf nach Dorpat trug ihm die Beförderung zum außerordentlichen Professor ein. Plötzlich aber verließ er (November 1827) Berlin, wie man sagt wegen eines unglücklichen Liebeshandels. Er zog sich zunächst nach Jena zurück, wurde aber bald außerordentlicher Professor in Halle. Eine Reihe von Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Volks,

die er 1828 veröffentlichte, machte durch ihre kühne Kritik der biblischen Ueberlieferung Aufsehen, und 1829 erschien der erste Band der «Geschichte der italienischen Staaten», die er für die Sammlung von Heeren und Ukert zu schreiben unternommen hatte. Dieses Werk, welches 1832 mit dem 5. Band zum Abschluß kam, begründete seinen Ruf als Historiker; denn es gibt eine treffliche Schilderung des italienischen Volkscharakters und des Lebens in den Städterepubliken, und verbindet mit reichem Detail eine geistige Durchdringung des Stoffs. Die Behandlung ist aber insofern charakteristisch für den Verfasser, als er blos die Zeit des Mittelalters mit Liebe und Gründlichkeit bearbeitet, für die neuere Zeit aber nur einen dürftigen Abriß nach neueren Vorarbeiten gibt. Im J. 1830 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und gab ein «Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters» heraus, welches durch gute Zeichnung der eigenthümlichen Physiognomie desselben vielfache Anregung gab und seinen Ruf als geistreicher Historiker förderte. In den Jahren 1832—35 folgten: «Zwölf Bücher niederländischer Geschichte» in zwei starken Bänden, in welchen er auch wieder das Mittelalter bevorzugt und als Apologet Philipp's II. und Alba's auftritt, aber die neuere Zeit nur oberflächlich behandelt. Ein «Lehrbuch der Universalgeschichte» in sechs Bänden (1835—44) ist reich an eigenthümlichen Auffassungen, wird aber weder der Revolution noch der Reformation gerecht. Die «Vorlesungen über Geschichte des Deutschen Reiches» in fünf Bänden (Halle 1850—70) gehen blos bis zu dem Sturze der Staufen und enthalten keine neue Quellenforschung. Die beiden letzten Bände geben übrigens eine dankenswerthe Beschreibung der Territorien seit dem 13. Jahrh. Leo's eigenthümliche geschichtsphilosophische und politische Anschauungen kamen besonders in seinen «Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates» (Halle 1833) zum Ausdruck, später auch in Beiträgen zum «Halleschen Volksblatt für Stadt und Land», der «Kreuzzeitung», in der Hengstenbergischen «Evangelischen Kirchenzeitung» und in der Flugschrift «Signatura temporis» (Halle 1849). Bemerkenswerth sind auch die Streitschriften: «Diesterweg und die deutschen Universitäten» (Leipzig 1836); «Sendschreiben an Görres» (über die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln; Halle 1838). Nicht ohne Verdienst, aber auch nicht ohne Absonderlichkeiten sind seine philologischen Schriften: «Altsächsische und angelsächsische Sprachproben» (1838), «Beowulf» (1839), die «Rectitudines» (1841), «Die Malbergische Glosse» (1842—45), «Ferienschriften» (1847—52) und «Das Angelsächsische Glossar» (1872). — Nach vieljähriger unermüdeter Arbeit trübte sich im letzten Jahrzehnt sein Geist und endete in völliger Umnachtung. Er starb am 24. April 1878. Ein werthvoller Beitrag zu seiner Lebensgeschichte ist das aus seinem Nachlaß herausgegebene Bruchstück einer Selbstbiographie: «Aus meiner Jugendzeit» (Gotha 1880); sie bricht mit der Uebersiedelung nach Berlin ab und ist zugleich eine wichtige Quelle für die Geschichte der Burschenschaft. Vgl. auch den Artikel «Leo» von Wegel in der «Allgemeinen deutschen Biographie» (Bd. 18, S. 288 fg., Leipzig 1883). *(Karl Klüpfel.)*

LEO (Leonardo), einer der hervorragendsten Componisten der Italienischen, speciell der Neapolitanischen Schule, neben seinem Lehrer Alessandro Scarlatti und seinen Zeitgenossen Durante und Feo einer der Hauptbegründer des sogenannten «schönen» Stils, wurde 1694 zu San-Vito degli Schiavi in der italienischen Provinz Lecce geboren. Seine Musikstudien machte er auf dem Conservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel und unter Pitoni's Leitung zu Rom. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde Leo zweiter Kapellmeister an dem von ihm einst besuchten Conservatorium, 1716 zugleich Organist an der königlichen Kapelle und im J. 1717 Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria della Solitaria. Später trat er zu dem Conservatorium von Sant'-Onofrio über. Er starb 1746.

Leo cultivirte die verschiedensten Gattungen der Composition; er war nicht nur ein genialer Tonsetzer, gleich groß im Leidenschaftlichen und Erhabenen, wie im Naiven und Komischen, sondern auch ein bedeutender Lehrer, sowie ein tüchtiger Orgel- und Violoncellospieler. In letzterer Eigenschaft gab er namentlich dem Violoncello durch die besonders für dieses Instrument componirten 6 Concerte eine höhere Bedeutung, als dasselbe bisher gehabt hatte. Leo hat in seinem Schaffen eine große Vielseitigkeit entwickelt. Er schrieb 43 Opern, 60 kleinere Tonstücke für das Theater, Oratorien, Messen, Motetten, Hymnen u. s. w. Als seine vorzüglichsten Werke gelten: die Opern «Sofonisbe» (1718), «Olympiade», «La clemenza di Tito», «Achille in Sciro»; die Oratorien «Santa Elena al calvario», «La morte d'Abele», «Santa Chiara», «Il santo Alessio»; von seinen Kirchenstücken das «Ave Maria» und ein «Miserere», in denen sich alle Vorzüge der Leo'schen Satzweise: Adel und Reinheit des Stils bei größter harmonischer und kontrapunktischer Meisterschaft vereinigen. Leo war der erste, welcher die Rondoform in der komischen Oper zur Anwendung brachte. Auch verfaßte er eine Musiklehre «Principi di musica», welche noch Manuscript ist. Durch ihn und seine Schüler, unter denen besonders Pergolese, Jomelli, Piccini, Sacchini, Fornelli zu nennen sind, wurde die Neapolitanische Schule zur tonangebenden in ganz Europa. Leider begaben sich die späteren Componisten in ihrem Schaffen jenes Ernstes, welcher die Werke der hier genannten Tonmeister auszeichnete, sodaß die italienische Musik allgemach versinnlichte und verflachte.

Die Manuscripte der Leo'schen Tonschöpfungen befinden sich größtentheils in Neapel, Rom, Paris und Berlin. Einzelne Stücke daraus finden sich vielfach in Sammelwerken abgedruckt. *(A. Tottmann.)*

LEOBEN, überaus schön gelegene Stadt im österreichischen Herzogthume Steiermark, Hauptort der 1093 □Kilom. umfassenden **Bezirkshauptmannschaft** L., in hochgebirgiger Gegend der Mur, welche die eigentliche Stadt auf drei Seiten umfließt, ist Station der Kronprinz-Rudolf- und der Oesterreichischen Südbahn, Sitz einer

Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Revierbergamts, hat ein Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine treffliche Bergakademie und zählt (1880) 5491 Einwohner. Der Ort ist sehr betriebsam und namentlich ein Centralpunkt der obersteirischen Montan-Industrie. Unter den hervorragenden Gebäuden der regelmäßig gebauten Stadt, mit einem großen Hauptplatz und mit der Vorstadt Waasen durch eine Brücke über die Mur verbunden, sind zu nennen: die Decanatspfarrkirche St.-Franz Xaver, das ehemalige Dominikanerkloster (jetzt Sitz des Kreisgerichts, während die einstige dazu gehörige Kapelle zum Schwurgerichtssaal dient), das Rathhaus auf dem Hauptplatze mit den Wappen aller österreichischen Provinzen in Frescomalerei, die Gebäude der Bergakademie, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, das allgemeine Krankenhaus auf dem Josephsfelde (Josepheum), das Theater. Die Vorstadt Waasen weist die alte Kirche Maria am Waasen, das Bürgerspital und das Siechenhaus auf. Gewissermaßen eine zweite Vorstadt Leobens bildet die eigene Gemeinde Mühlthal mit der ehemaligen Pfarrkirche St.-Jakob. Ein schöner Bau ist die Kirche des heiligen Alfons von Liguori der Redemptoristen, eine neue einschiffige Kreuzkirche in italienischem Stil. Die alten Mauern, welche Leoben umgaben, bestehen nur noch theilweise, von den Stadtthoren nur noch das mit einem Thurm versehene interessante, 1280 erbaute Murthor, welches mit Fresken und einer alten Inschrift versehen ist. Einer der schönen öffentlichen Brunnen auf dem Platze zeigt das Standbild eines Bergmanns neben einer Stolleneinfahrt.*)

Die Geschichte Leobens hängt mit der des steirischen Eisenbergbaues überhaupt innig zusammen. Sie reicht bis ins frühe Mittelalter zurück, Ottokar I. schon nannte sich Graf von Leoben, im 12. Jahrh. tritt ein Geschlecht der Herren von Leoben auf; als Stadt war Leoben bereits 1187 bekannt. Im J. 1292 wurde Leoben durch die Salzburger und Baiern im Bunde mit dem aufständischen steirischen Adel erobert. Schon Friedrich III. privilegirte Leoben mit dem Rauheisenverlage, wodurch es Stapelplatz des obersteirischen Eisenverkehrs wurde, seitdem wurden der Stadt vielfach Freiheiten und Privilegien, welche sich zumeist auf die Eisenindustrie bezogen, zu theil und öfters neu bestätigt. Am 18. April 1797 fand in Leoben zwischen den Bevollmächtigten Oesterreichs und Frankreichs (Obergeneral Bonaparte) der Präliminarfriedensvertrag statt, dem der Friede von Campo-Formio folgte. *(A. Schlossar.)*

LEOBSCHÜTZ, Stadt und Hauptort des Kreises Leobschütz (690,29 □Kilom. mit 86,893 Einwohnern) in dem Regierungsbezirke Oppeln der preußischen Provinz Schlesien, nahe der Zinna an den Linien Kattowitz-Jägerndorf und Leobschütz-Deutsch-Rasselwitz der Preußischen Staatsbahn, hat 1 evangelische und 3 katholische Kirchen, Synagoge, katholisches Gymnasium, höhere Töchterschule, ist Sitz der Kreisbehörden, eines Amtsgerichts und der 1. Schwadron des 2. Schles. Husarenregiments Nr. 6 und zählt (1885) 12,241 meist katholische Einwohner. Unter den Industriezweigen sind hervorzuheben: Wollwaren-, Glas- und Mineralwasser-Fabriken, Strumpfwirkerei, Färberei, Schuhmacherei, Dampfmühlen, Bierbrauerei und Mälzerei; Wolle, Flachs und Getreide sind die wichtigsten Handelsartikel.

Die Stadt, in älterer Zeit Hlubzin, Lubczyn, Liebschütz genannt, ist schon im 10. Jahrh. als slawischer Ort vorhanden gewesen, wurde 1240 durch die Mongolen vernichtet und darauf von Deutschen neu erbaut und kam in den Besitz der schlesischen Herzöge; 1524—1623 gehörte sie zum brandenburgischen Fürstenthum Jägerndorf, welches darauf nebst Troppau an den Fürsten von Liechtenstein unter österreichischer Hoheit vergeben wurde und nach schweren Drangsalen im Dreißigjährigen Kriege 1741 durch den ersten Schlesischen Krieg an Preußen zurückfiel. *(E. Kaufmann.)*

LEOCHARES I. aus Athen, Bildhauer und Zeitgenosse des Skopas, mit dem er zusammen am Mausoleum zu Halikarnaß (351—348/344, Ol. 107, 2—108/109) thätig war, indem er nach Plinius (Nat. Hist. 36, 30) die Sculpturen der Westseite dieses Grabdenkmals ausführte. In Platon's Briefen (13 p. 361), die nach Ol. 103, 2=366 verfaßt sind, ward er bereits als «junger und tüchtiger Meister» erwähnt. Das späteste zeitlich bestimmbare Werk, die Familiengruppe im Philippeion zu Olympia, ist nach der Schlacht bei Chaironeia (Ol. 110, 3=338/7) entstanden. Außer in Athen, Halikarnaß und Olympia ist Leochares nachweislich noch in Eleusis und Delphi thätig gewesen. Vorzugsweise Erzbildner, hatte er auch in der schwierigen Goldelfenbein-Technik ein bedeutendes Werk (für Olympia) geschaffen und sich sowol im Porträtfach, wie im Genre und in der Idealbildnerei ausgezeichnet. Der letztern gehören mehrere Zeusbilder an, eine Statue auf der Akropolis zu Athen (*Paus.* I, 24, 4), eine andere, die später auf das Capitol nach Rom übertragen wurde (*Plin.* 34, 79) und eine Gruppe des Zeus und Demos in Peiräeus (*Paus.* I, 1, 3). Zweimal hat er Apollo dargestellt: eine dieser Statuen befand sich vor dem Tempel des Apollo Patroos zu Athen (*Paus.* I, 3, 4, cf. Wachsmuth, «Die Stadt Athen im Alterthum», S. 550), die andere später in Syrakus (*Platon.* Epist. a. a. O.). Unsicher war schon im Alterthum, ob die kolossale Akrolithfigur eines Ares in Halikarnaß dem Leochares oder dem Timotheos zuzuschreiben ist (*Vitruv.* 2, 8, 11). In das Gebiet der Idealplastik fällt auch das einzige Werk des Meisters, von dem sich eine Nachbildung erhalten hat. Plinius (Nat. Hist. 34, 79) beschreibt eine Erzgruppe des Leochares, der jugendliche Ganymed von dem Adler des Zeus in die Lüfte entführt, ein Werk, in welchem der Adler durch das Aufwärtsschauen und die Art, wie er schonend den Knaben über dem Gewand mit den Krallen anfaßt, als der kluge Bote des Götterkönigs charakterisirt ist. Eine Marmorcopie des Vaticanischen Museums gibt dieses

*) Ausführliche Angaben in: Graf, «Nachrichten über Leoben und Umgegend» (Graz 1824); dann in den topographisch-historischen Lexicis von Steiermark von C. Schmutz (1823) und von J. A. Janisch (1879), besonders reichhaltig in dem letztgenannten.

Motiv wieder; dem mächtigen Adler dient ein hinter ihm befindlicher Baumstamm, welcher das Waldgebirge des Ida als Scene des Vorgangs andeutet, zur Stütze. Am Boden sitzt der Hirtenhund, welcher heulend den Kopf nach seinem emporschwebenden Herrn emporrichtet. Von den Porträtstatuen des Leochares wissen wir zumeist durch neuerdings in Athen wiederaufgefundene, inschriftlich bezeichnete Postamente (Löwy, «Inschriften griechischer Bildhauer», Nr. 77—82, 83; letzteres Werk, wie vielleicht noch andere, arbeitete Leochares gemeinschaftlich mit Sthennis). Für das Philippeion in Olympia lieferte er die in Gold und Elfenbein ausgeführten Porträtstatuen der Mitglieder des makedonischen Königshauses (*Paus.* 5, 20, 9; über das wiederaufgefundene Postament s. «Archäol. Zeitung» 1882). Unklar ist die Bestimmung und das Motiv einer Genregruppe in Erz, den Sklavenhändler Lykiskos mit einem «verschmitzten» Knaben darstellend (*Plin.* 34, 79).

Leochares II., Bildhauer und mit den gleichnamigen Künstlern Leochares I. und III. wol derselben attischen Künstlerfamilie angehörig. Er ist nur durch die Inschrift eines in Lindos auf der Insel Rhodos gefundenen Statuenpostaments bekannt und lebte nach den Buchstabenformen derselben im zweiten vorchristlichen Jahrhundert (Löwy a. a. O., Nr. 195 a).

Leochares III. Ebenfalls nur durch Postamentinschriften bekannt. Die Statuen selbst sind nicht erhalten. Lebte im ersten christlichen Jahrhundert in Athen (Löwy a. a. O., Nr. 320, 321). *(Th. Schreiber.)*

LEOMINSTER, Stadt in der englischen Grafschaft Hereford, 12 engl. Meilen nördlich von der Stadt Hereford, liegt inmitten einer durch ihre Rinderzucht berühmten Landschaft am Flusse Bug. Die hübsch gebaute Stadt hat eine schöne Pfarrkirche im früh normannischen Stile, eine alte Prioreikirche mit vielbewunderten Fensterglasverzierungen (restaurirt 1866 und 1879) und eine Getreidebörse. Im J. 1881 betrug die Einwohnerzahl 6042, welche Fabriken für Leder, Wollwaren, Tuch, Handschuhe unterhalten und Handel mit landwirthschaftlichen Producten betreiben. *(W. Bentheim.)*

LEON, spanisches Königreich mit der Hauptstadt gleichen Namens, ist der älteste Theil des jetzigen spanischen Reiches, wurde 910 durch Garcias, den Sohn Alfons' III., gegründet und 1037 durch Ferdinand I. mit der Krone von Castilien vereinigt (vgl. den Art. Spanien, Geschichte). Das Königreich umfaßt die kleinere, westliche Hälfte der altcastilischen Hochebene, grenzt im Norden an Asturien, im Westen an Galicien und Portugal, im Osten an Altcastilien und im Süden an Estremadura und zählt bei einem Areal von 39,475,4 □Kilom. 885,714 Einwohner. Das Land ist größtentheils eben, nur im Norden und Nordwesten erstrecken sich die Hochgebirge der asturischen sowie der leonesischen Kette und im Süden die Ausläufer des castilischen Scheidegebirges ziemlich weit in die Ebene hinein. Mit Ausnahme eines kleinen Theils im Nordwesten, welcher seine Gewässer durch den Sil zum Minho sendet, gehört die ganze Landschaft dem Stromgebiete des Duero an. Der Boden, größtentheils aus lehmigem Sande bestehend, ist ziemlich fruchtbar, aber nur ein Fünftel davon ist Ackerland, zwei Fünftel sind Wälder, unter denen die Eichenwaldungen vorherrschen, und drei Fünftel sind Weideland oder Cistusheiden, letztere finden sich namentlich in den südlich gelegenen Landstrichen. Der Hauptreichthum der Bewohner beruht in den zahlreichen Merinoheerden. Rinder-, Pferde- und Maulthierzucht wird fast nur in den Gebirgsgegenden des Nordens und Nordwestens angetroffen, wo auch die Obst- und Gartencultur eine Stätte gefunden hat. In den übrigen Landestheilen sind Getreide, Hülsenfrüchte, namentlich Garbanzos (Kichererbsen), Flachs und Wein die hauptsächlichsten Produkte. Die Bewohner (Leonesen) sind in der Hauptmasse des Volkes ungebildet und indolent, aber ehrlich, uneigennützig, freimüthig, wahrheitliebend, gutmüthig, gastfrei und tapfer; sie gelten als Abkömmlinge der Gothen und Celtiberer und sind stolz, «alte Christen» (cristianos viejos) ohne Beimischung arabischen Blutes zu sein. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht; außerdem beschäftigt auch der Transport der Waaren und Landesprodukte einen großen Theil der Bewohner. Nach der gegenwärtigen politischen Eintheilung zerfällt das Königreich in die Provinzen Salamanca, Zamora und Leon.

Die Provinz Leon bildet den nördlichen Theil des Königreichs, grenzt im Norden an Oviedo, im Westen an Lugo und Orense, im Süden an Zamora und im Osten an Palencia, zählt bei einem Flächenraum von 15,971 □Kilom. 350,210 Einwohner und zerfällt in 10 Gerichtsämter mit 2 größeren sowie 186 kleineren Städten und 1170 Dörfern und Weilern. Das Klima in den nördlichen und westlichen Theilen entspricht dem mitteleuropäischen, während weiter südlich und westlich ein gemäßigt warmes, südeuropäisches Klima vorherrscht. Die Vegetation ist je nach der Lage der einzelnen Bezirke sehr verschieden. Im Norden und Westen sind die Gebirge mit Eichen- und Buchenwäldern bedeckt; in den Thälern gedeihen außer Eschen, Erlen, Pappeln, Kastanien, Nuß- und Obstbäumen, auch die Waldolive, der wilde Oelbaum, der Wachholderbaum, der Lorbeer, der Taxus und der Weinstock. Vortreffliche Weideplätze sind in den Bezirken von Murias, Paredes Riaño und vielen andern Orten. In den übrigen Theilen der Provinz finden sich neben großen Heideländereien auch ausgedehnte Getreidefelder; namentlich zeichnet sich die sogenannte Tierra de campos zwischen Leon und Palencia durch große Fruchtbarkeit aus; sie gilt als die Kornkammer Spaniens und die Heimat der Kichererbsen (garbanzos). In Bezug auf die Viehzucht sind außer den sehr zahlreichen Merinoheerden auch die Maulthiere Leons von anerkannter Güte. Die Pferdezucht ist zurückgegangen. Der Bergbau, hauptsächlich auf die Gewinnung von Eisen, Steinkohlen und Antimon gerichtet, hat in neuerer Zeit an Ausdehnung gewonnen und wird fast ausschließlich von einigen mit englischem Gelde gegründeten Actiengesellschaften betrieben. Die Industrie ist ohne Bedeutung; der Handel hat nur in Bezug auf Wolle, Wollenstoffe und Lein eine größere Ausdehnung. Die

Eisenbahnen, welche die Provinz von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchschneiden, stellen die Verbindung mit dem Golf von Biscaya und dem Ocean, sowie mit den übrigen Theilen der Monarchie her. Von den beiden großen Heerstraßen, welche Leon mit Galicien und Asturien verbinden, ist nur die erstere über den 1100 Met. hohen Puerto de Piedrafita gut unterhalten und ziemlich belebt, während die letztere vernachlässigt und weniger benutzt wird. Die Bewohner Leons sind größtentheils arm und unwissend; ihre Biederkeit und Einfalt sind in Spanien sprichwörtlich geworden. Unter den Städten der Provinz ist außer der gleichnamigen Hauptstadt nur noch Astorga am Tuerto, 4800 Einwohner, als Sitz eines Bischofs und durch seine Lage von Bedeutung. Sahagun, 2600 Einwohner, am Cea, einem Zufluß des Esla, und an der Eisenbahn von Palencia nach Leon gelegen, hat ein berühmtes Benedictiner-Kloster. Villafranca del Vierzo an der galicischen Heerstraße, 3247 Einwohner, ist der Hauptort des Gebirgsdistricts el Virezo, welcher seiner landschaftlichen Schönheit wegen mit dem Namen der «Spanischen Schweiz» bezeichnet wird.

Die Stadt Leon, Hauptstadt der Provinz und des Königreichs Leon, mit 11,500 Einwohnern, Sitz eines Bischofs und des bischöflichen Priorats von Santiago, auf einer durch die Flüsse Bernesga und Torio gebildeten Halbinsel, inmitten einer baumreichen Ebene von fast norddeutschem Charakter gelegen, ist als Knotenpunkt von Eisenbahnen, sowie der asturischen und galicischen Heerstraßen von strategischer und commercieller Bedeutung. Von den Römern gegründet und nach der hier stationirten Legio VII benannt, bildete es durch seine Lage und durch seine 20 Fuß starken Festungsmauern eine kräftige Schutzwehr gegen die asturischen Bergvölker, bis sich der Sage nach 586 die Gothen unter Leovigild darin festsetzten, bei der Invasion der Moslemim jedoch in die Gebirge des Nordens zurückgetrieben wurden, von wo sie angeblich 722 unter Pelayo (Pelagius) vordrangen und Leon den Arabern entrissen. Von Ordoño II. im J. 914 zum Herrschersitz erwählt, fiel Leon 983 nach der Schlacht an dem Esla in die Hände Almansor's, der die alten Stadtmauern zerstörte und die Einwohner mit Ausnahme der Weiber und Kinder niedermachen ließ. Nach dem Siege der Christen bei Calatanazor (Kalat Nozur) 1002 kam Leon unter Alfons V. (999—1027) wieder in den Besitz der Spanier und blieb Residenz der Könige von Leon, bis Don Pedro beim Tode Alfons' IX. im J. 1230 den Hof nach Sevilla verlegte, was den Verfall der bis dahin reichen und stark bevölkerten Stadt zur Folge hatte. Die hohe Lage (800 Met. über dem Meere), sowie die nur fünf Meilen entfernten und einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Gebirge Asturiens bedingen ein ziemlich kaltes Klima, welches in Verbindung mit den vorherrschend scharfen Winden zahlreiche Erkrankungen der Athmungsorgane hervorruft.

Die Bauart der Stadt ist mit Ausnahme der Vorstädte der achteckigen Form der früheren Befestigung gefolgt, von welcher noch einige Reste erhalten sind. Unter den 11 Thoren der Stadt ist die Puerta del Castillo durch ihre Inschrift und einen gut erhaltenen Bogen bemerkenswerth. Die Straßen und Gassen, deren es ungefähr 70 gibt, sind mit Ausnahme der Calle Nueva und Calle de la Plegaria nur mit einer mangelhaften Kiesanschüttung versehen; dasselbe gilt von den vier großen und den zahlreichen kleinern öffentlichen Plätzen; erwähnenswerth ist nur die Plaza mayor, welche mit ihren stattlichen Häusern und deren zusammenhängenden Balconen und Arkaden das Ansehen eines Theaters hat; sie ist der Mittelpunkt des commerciellen Lebens und bildet abends einen beliebten Sammelplatz für alle Stände. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die im gothischen Stile erbaute Kathedrale ein Meisterwerk ersten Ranges; sie gilt für die schönste in ganz Spanien, wenn sie auch an Größe andern Kirchen nachsteht. Ihre Gründung wird bald Ordoño II., bald dem Bischof Don Pelayo II. und bald dem Bischof Don Manrique II. (1199) zugeschrieben. Der zierliche, aber auf einer verhältnißmäßig schwachen Grundlage in unübertroffener Zartheit durchgeführte Bau ist 303 Fuß lang, 128 Fuß breit und 125 Fuß hoch. Der Grundriß bildet eine ganz unregelmäßige Figur, da außer mehreren Kapellen auch noch das Kloster in den Bau eingefügt ist. Der Stil ist vorherrschend gothisch. Der innere Raum umfaßt das dreitheilige Schiff, den Kreuzgang und das Presbyterium und enthält neben werthvollen Malereien und Skulpturen auch die Gräber vieler Könige von Leon. Von den bereits erwähnten Kapellen ist der Santiago geweihte und Ende des 15. Jahrh. errichtete Prachtbau durch die Reinheit der Gothik und die vortrefflichen Glasmalereien bemerkenswerth. In der Capilla de San Pedro befindet sich das Grabmal Ordoño's II. mit der Inschrift: «Aspice, si monumentum quaeras, circumspice». Die Capilla de Nuestra Señora del Dado (des Würfels) ist, abgesehen von dem Wunderbild, nach welchem sie benannt wird, nur noch als Begräbnißstelle einiger Bischöfe aus den ersten Jahrhunderten nach Erbauung der Kathedrale von Interesse. Das Kloster enthält schöne Stuccatur-Arbeiten und zahlreiche Gräber geistlicher Würdenträger.

Der Handel Leons ist mit Ausnahme der Pferdemärkte sehr unbedeutend, auch die Industrie und namentlich die Leinwandweberei ist sehr zurückgegangen. Die Producte der Landwirthschaft beschränken sich auf Getreide, Lein und Gemüse. *(E. L. Ulbrich.)*

LEON, eine der 11 Provinzen des südamerikanischen Staates Ecuador, welche in der Hauptsache das Plateau von Tacunga, südlich vom Cotopaxi, einnimmt. Das Areal umfaßt 9100 □Kilom., und nach einer Zählung von 1885 hatte die Provinz 80,028 Einwohner. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung bestehen in Landbau und Viehzucht. Unter den industriellen Erzeugnissen, welche Ausfuhrartikel bilden, sind besonders Leder, Wollen- und Baumwollenstoffe, sowie Töpferwaaren zu nennen. Die Provinzialhauptstadt ist die in 2780 Met. Höhe liegende alte Inkastadt Tacunga (mit 15,000 Einwohnern), 69 Kilom. von der Landeshauptstadt Quito.

(W. Cramer.)

LEON, Hauptstadt des gleichnamigen Departements (8123 □Kilom., 43,000 Einwohner) im mittelamerikanischen Staate Nicaragua, liegt in der Mitte des Landes zwischen dem Leon- oder Managuasee, der mit dem Nicaraguasee zusammenhängt, und dem Großen Ocean, und ist seit 1881 mit dem am Meere gelegenen Hafenorte Corinto durch eine 52 Kilom. lange Eisenbahn verbunden. Die Einwohnerzahl wird mit Einschluß der Indianervorstadt Subtiaba, zur Zeit der spanischen Eroberung Residenz des Kaziken von Nagrando, auf 30,000 Seelen geschätzt. Die weit ausgebreitete Stadt, einst der Stolz des spanischen Amerika, hat durch die verheerenden Bürgerkriege viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren. Unter den öffentlichen Gebäuden ist besonders die von 1746 bis 1774 erbaute Kathedrale hervorzuheben, ein überaus großartiges Bauwerk mit massiven Bogen, das, obwol fast in allen Unruhen als Citadelle gedient, dennoch äußerlich wenig gelitten hat. Leon ist der Sitz eines deutschen Consuls. *(W. Cramer.)*

LEON DE LOS ALDAMAS, Stadt in Mexico, Staat Guanaxuato, mitten in einer fruchtbaren, blühenden Ebene an der Straße von der Stadt Guadalaxara nach Mexico gelegen, rechts am Torbio, ist eine der bestgebauten Städte des Landes mit einem von Arkaden umgebenen Marktplatz. Südöstlich führt eine Eisenbahn nach Mexico, nordöstlich zum Rio Grande. Nach Angaben von 1884 beträgt die Einwohnerzahl über 80,000, welche ausgedehnten Handel mit Getreide und andern Landesproducten, sowie Woll- und Baumwollweberei, Gerberei, Sattlerei treiben. *(W. Cramer.)*

LEON, Leo, Leone, auch Leonte, heißen in romanischen Ländern Juden, deren hebräischer Name Jehuda (Juda) — wie die arabischen Abbas, die deutschen Löwe, Löb (in polnischer Aussprache Leib) — weil Jehuda im Segen Jakob's (Gen. 49, 9) als Löwe bezeichnet wird. Dafür und daneben findet sich auch bei Deutschen und Italienern das hebräische Arje und Gur Arje (junger Leu), wie z. B. Juda ben Mose = Leo Romano (um 1300)[1]. Jedoch sind nur wenige Gelehrte auch bei den Juden häufig, oder vorzugsweise unter dem vernaculären Namen bekannt, und werden einige von den Bibliographen häufig verwechselt, oder Jehuda und Leo falsch getrennt[2]). Wir nennen in chronologischer Reihenfolge:

1) Sir Leon, oder Jehuda, Sohn Isaak's des Aelteren, in Paris geboren 1160, gestorben 1224, manchmal «der Fromme» genannt, wie sein deutscher Namensvetter und Zeitgenosse[3]), als Gesetzlehrer bekannt[4]). Er schrieb wahrscheinlich Tosafot (Zusätze) zum Talmud, erklärte (mündlich?) Bibelstellen, gab Gutachten ab und verfaßte synagogale Hymnen.

2) Leonte oder Leon ben Abraham und

3) Leonte ben Moses, Verfasser von liturgischen Poesien[4b]).

4) Leon Moscono, s. Moscono.

5) Leo de Bagnols, s. Levi ben Gerson.

6) Jehuda ben Jechiel, s. unten.

7) Leo Hebräus, s. Abrabanele Jehuda.

8) Leon de Modena[5]).

Hingegen ist Leon Franco durch Misverständniß aus dem christlichen Arzt Lanfranc geworden, dessen Schriften ins Hebräische übersetzt wurden[6]).

Zu unterscheiden ist «De Leon», d. h. aus der Stadt Leon, z. B. Moses de Leon, und Isaak de Leon; Leon kann auch ein Familiennamen aus dem Vornamen des Stammvaters geworden sein[7]).

An dieser Stelle sind nur noch 6 und 7 zu behandeln, 6 anstatt unter «Messer» (worauf in diesem Werke, Sect. II, Thl. 26, S. 405 verwiesen ist). «Messer» ist Contraction von «mio Sere» = Monsignore (mein Herr)[8]).

Der Name Messer Leon bezeichnet überall den Gelehrten Jehuda ben Jechiel, dessen Lebensverhältnisse wenig bekannt sind, und dessen Schriften, bis auf eine ein-

---

1) Vgl. diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 407, und Steinschneider, «Giuda Romano» (Rom 1870). 2) Berichtigungen und Ergänzungen der Artikel, auf die wir verweisen, darf man hier nicht erwarten. 3) Jehuda-ha-Chasid (s. diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 401), Verfasser des «Buchs der Frommen», welches Grätz, ohne Grund, dem Sir Leon vindiciren möchte; H. Groß, l. c. (Anm. 4), S. 183; Güdemann, «Geschichte des Erziehungswesens», I, 284. 4) Zunz, «Zur Geschichte und Literatur», S. 35; «Literaturgeschichte der synagogalen Poesie», S. 328; H. Groß, «Jehuda Sir Leon. Analekten» («Magazin für die Wissensch. des Judenthums», IV, 1877, S. 173 fg. und X, 75). Seine Angaben über die Schriften, S. 181, entbehren theilweise der Sicherheit. Der Name ליגרוש oder ליגיירלין (ליגורליין) hängt wol mit Leon zusammen. — Ueber eine Verwechselung Sir Leon's mit dem Lehrer des Gerson ben Jehuda (11. Jahrh.) s. J. Lewi, «Revue des Études juives», V, 245, Nr. 1. Dieser Jehuda ben Meir ha-Kohen wird schon Leon (auch Leontin?) genannt; über ihn s. Zunz, «Zur Geschichte und Literatur», S. 160, 192; diese Encyklopädie, Sect. I, Thl. 62, S. 10, Anm. 17 und Luzzatto in «Hamwasser», 1862, S. 56 und 62 (vgl. «Hebr. Bibliographie», V, 132, Anm.); «Magazin», X, 80.

4b) Zunz, «Literaturgeschichte», S. 173, 314. 5) Leo di Praga (diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 407) für Juda Löwe, oder Lewa ben Bezalel, wird nur in nichtjüdischen Quellen so genannt. 6) Homilet. und literarisches Beiblatt zu Kayserling's «Bibliothek jüdischer Kanzelredner», II, 24. «Histoire Litter. de la France», XXVII, 621, 627. 7) S. «Catal. Bodl.», p. 1604, insbesondere Jakob Jehuda Arje Leon Templo (p. 1229), von welchem die Familie Leon Templo stammt (ib. p. 2974), vgl. «Hebräische Bibliographie», XVII, 75. — Vgl. auch Abraham ben Jehuda (oder Leon) aus Candia 1375 (s. mein «Candia», S. 20). — Leon ben Abraham מינר 1427 in Katalog Schönblum ms. 69 ist wol סינר (Sini?) zu lesen. Leon סינר aus Cologna in ארייגנטי (Argenti, Agrigent?), welchem Josef ibn Schraga ein Buch widmet (ms. Almanzi 140, V) ist Verfasser von «Asharot» (Reime über 613 Gebote) mit Acrost. Leon Sini aus Cologna (ms. Fischl, 1881), offenbar identisch mit Leon (oder Jehuda) Sini ben Samuel um 1484 (B. Peyron, «Codd. hebr. Turin.» p. 41, n. 35, p. 67, n. 71, wo המלך für ליאון; p. 71, n. 75, p. 91, n. 99, nach «Hebr. Bibliographie», XX, 130), und angeblich 1319 in Ferrara, bei De Rossi zu Cod. 650. 8) Luzzatto zu ms. Almanzi 193; Zunz, «Literaturgesch.», S. 515, schreibt Messir, wie Rostgard bei Wolf, III, 334. — Maestro (s. weiter unten) = magister, heißen meistens Aerzte (H. B., XIX, 118), aber Leon scheint kein Arzt gewesen zu sein; s. unten Anm. 10.

zige, noch in Manuscripten gerechter Würdigung harren[9]). Von Leon's Jugend wissen wir nichts, nicht einmal den Geburtsort; sein Vater Jechiel war Arzt[10]), wahrscheinlich in Oberitalien, und lebte noch 1455[11]), vielleicht in Mantua, wo Leon sich allgemeine Bildung angeeignet haben dürfte[12]). Der dortige berühmte Rabbiner, Joseph Kolon, gestattete ihm zuerst die Cappa, das Abzeichen der Graduirten (Doctoren), zu tragen, änderte aber später seine Ansicht, und es entspann sich zwischen diesem schroffen Gesetzlehrer und Leon, der ebenfalls in Mantua eine Schülerzahl um sich versammelte[13]), ein Zwiespalt, der auf die Gemeinde überging, sodaß der Herzog beide Parteiführer aus seinem Gebiete wies; der Zeitpunkt ist in der späten und unzuverlässigen Quelle[14]) nicht angegeben, doch ist wol seine Rhetorik (unten Nr. 3) noch während seiner Anwesenheit in Mantua gedruckt[15]). Später (um 1487—92) finden wir ihn, und vielleicht auch 1490 seinen Sohn David, in Neapel[16]), wohin man also ohne Grund den Ursprung der Familie verlegt hat[17]). Sein Todesjahr ist unbekannt. Leon's Bedeutung für die Cultur- und Literaturgeschichte liegt darin, daß er der erste zu sein scheint, der die classische lateinische Literatur studirt und verwendet hat (s. besonders unten Nr. 3).[18]) Griechisch verstand er nicht, die arabische Literatur kannte er nur aus den hebräischen oder lateinischen Uebersetzungen.

Seine zahl- und umfangreichen Schriften lassen sich noch nicht chronologisch ordnen; wir versuchen eine sachlich geordnete Uebersicht, in welcher auf eine genaue Angabe aller Manuscripte verzichtet wird[19]).

A. Selbständige Schriften:

1. לבנת הספיר, Grammatik, beendet 18. Elul (16. Aug.) 1454, ms. Bodl. Canoniciani 4[20]); Brit. Mus. Almanzi 200, vielleicht identisch mit dem Luzzatto's[21]); Paris 1247; Parma, De Rossi 114; Petersburg (?) mit anderen, vielleicht nicht durchaus ihm gehörenden Schriften[22]); bei Ch. Horowitz in Frankfurt a. M. Das Buch zerfällt in 2 Theile, 11 Abschnitte, 122 Kapitel und 138 Paragraphen.

Abraham de Balmes[23]) nennt den Verfasser einen Neapolitaner, was keineswegs bedeutet, daß das Buch dort verfaßt sei. Delitzsch hat es zu seiner Ausgabe des Buches Hiob (s. Vorr. S. V) benutzt. Leon beruft sich darin auf die christlichen Sprachforscher und erklärt, daß er nicht Anderen blindlings folge, sondern nach den Ursachen der sprachlichen Erscheinungen forsche[24]).

2. מכלל יופי, ein Compendium der Logik, verfaßt von Dienstag 17. Tebet 214 (21. Dec. 1453) bis Donnerstag 18. Schebat (20. Jan. 1454), also in einem Monat; zu unterscheiden von dem Commentar (unten Nr. 10); Handschrift im Brit. Mus. Almanzi 193 (vielleicht früher Luzzatto); Florenz, Pl. 88 C. 52[25]); Paris 998 (defect) und Thl. 2, Par. 994 (s. weiter unten); Petersburg Firk. 442[26]); eine defecte Handschrift des Buchhändlers Lipschütz (1867 n. 29) ist vielleicht von der Universität in Cambridge erworben. Nach einem kleinen Vers[27]) wendet sich Leon in einer rhetorischen, daher weniger klaren Vorrede gegen die philosophirenden Exegeten und Mystiker, welche aus Unkenntniß der Dialektik zu Ketzerei verleiten und von denen er die Verhöhnung

9) Quellen über ihn s. «Catal. Bodl.», p. 1331, andere jüngere unten zu den Schriften. Ein Verzeichniß von neun derselben, von seinem Sohne David, datirt 1484, copirte Berliner aus einem Manuscript in Florenz, s. «Letterbode», XII, 92. 10) Die von Carmoly («Hist. des médecins juifs», p. 129) erwähnte Notiz im ms. Paris 621 bezeugt (nach Privatmittheilung A. Neubauer's), daß Jehuda ben Moses aus Cologna in der Schule (ישיבה) des Jehuda ben Jechiel ha-Rofe am 1. Tebet 272 (3. Dec. 1471) vor den Schülern in Schlachtregeln geprüft worden. Auch sonst wird Jechiel (nicht Jehuda) als Arzt bezeichnet. 11) Leon setzt in Nr. 2 die Formel für Lebende יש״רו zum Namen. Vgl. unten Anm. 22, 25. 12) N. Brüll, in «Ben-Chananja», 1863, S. 510, vermuthet, daß Leon in Padua den Doctorgrad erworben? 13) Oben Anm. 10. — Ueber Josef Kolon (s. diesen Art.) s. dessen Gutachten Nr. 88 (nicht 38) und 149. 14) Gedalja ibn Jachja f. 62[b]. — Das J. 1475 bei Wolf, I, 447 und Andern ist ohne Beleg; Grätz, «Geschichte», VIII, 262, nimmt 1476/7 an. 15) Briefe vom J. 1474 s. unten Nr. 5. 16) Leon begutachtet das um jene Zeit gedruckte Buch Agur. Für David verfaßt Jakob Provinciale 1490 eine Schrift und bezeichnet Leon als lebend; Einzelheiten, namentlich arabische Ausdrücke und angeführte Bücher und Autoren (beide vielfach corrumpirt), sowol in der Anfrage David's (in Neapel) als in der Antwort sind verdächtig; «Catal. Bodl.», p. 1248. 17) Carmoly l. c., p. 129, läßt Leon dort von Elchanan da Portaleone (in der Lombardei, s. H. B. VI, 49 und XX, 47) und Josef Sarko («Catal. Bodl.», p. 1524 und unten Anm. 32) erzogen sein! Auch Grätz, VIII, 250, bezeichnet Leon «aus Neapel in Mantua». 18) Zunz («Kerem Chemed», V, 139) hebt diese Specialität nicht hervor, indem er (wegen Nr. 3) an die Rhetoriker in Bologna anknüpft. 19) Genaueres ist vorbehalten meiner im Druck befindlichen Preisschrift über die hebr. Uebersetzungen (1888).

20) Neubauer's «Catal.», Nr. 1491 bezieht das Datum auf die Abschrift. Die Sammlung Canon. stammt aus Venedig, also vielleicht dasselbe Manuscript nach Aboab bei Wolf, III, 291. Das angebliche ms. Oppenheimer, bei Wolf p. 292, ist vielleicht Confusion mit dem gleichbetitelten anonymen Commentar zum Buch Sohar bei Wolf, II, 1318, n. 282 (vgl. III, 1194 und Benjacob, «Thesaur.», S. 256, n. 58, 60; Katalog der Münch. Handschr., S. 193), der allerdings ebenfalls nicht mehr in der Bodleiana zu finden ist. 21) «Kerem Chemed», V, 48. 22) ms. Firkowitz (im handschriftlichen Katalog der Sammlung, Nr. 114—192, nicht zu finden), bei Benjacob Nr. 61, geschrieben von Daniel ben Mose für Abraham ben Joab Finzi aus Recanati in Ancona (für welchen auch Nr. 2 ms. Florenz geschrieben ist) Dienstag 3. Siwan 1455. Dabei die unter Nr. 7, 8 aufzuzählenden Schriften. 23) Grammat. p. 106 (Wolf, I, 407); die Stelle theilte Dukes im «Literaturbl. des Orient», VIII, 576 mit und versprach Näheres über das Buch, gab aber nur eine Stelle in «Ozar Nechmad», herausgeg. von Blumenfeld, II, 104. 24) «Ozar Nechmad» l. c. — Ms. Almanzi 263[7] enthält ein Fragment über Buchstaben, Vocale, Reim, worin jedes Kapitel beginnt: Es spricht der «Gelehrte Leon.» Näheres ist unbekannt. 25) Zu Biscioni's ungenauer Beschreibung (p. 53) erhielt ich (1871) einige Berichtigungen von Prof. Lasinio. Dies Manuscript ist schon Mittwoch 23. Kislew anno ארי״ה, also 3. Dec. 1455, geschrieben für den oben (Anm. 22) genannten Finzi in Ancona. Aus Letzterem und dem Verfasser hat Lange einen Abraham Leon fabricirt, den Wolf, III, 28, mit Abr. Portaleone (der 1612 lebte) identificirt. — Ein Excerpt unseres Buches ist offenbar ms. Florenz, I, 26,[15] bei Bisc., p. 56. 26) Geschrieben 1471 von dem bekannten Gelehrten Abr. Farissol (nach Katalog Firkow.) s. unten Anm. 50. 27) חותם תכנית מכלל יופי («Jeschurun», hebr. VIII, 66); s. unten Anm. 49.

seiner Schrift erwarte. Die ihm bekannten, ins Hebräische übersetzten Schriften ermangeln der richtigen Anordnung und der Leichtigkeit, welche er angestrebt habe. Das Buch besteht aus zwei Theilen: Thl. 1 zerfällt in «Vorbemerkungen» (entsprechend der Isagoge Prophyr's) und (51 oder 54) Kapiteln, welche den Inhalt der Bücher Kategorien und beider Analytica verarbeiten; Thl. 2 behandelt Logik und Sophistik und beginnt wie ms. Paris 994[28]), wo am Ende als Verfasser Paulus (aus Venedig) angegeben ist, der aber, nebst Radulfus Strodi[29]), angeführt wird. Dieser Umstand erklärt sich vielleicht aus einem Briefe Leon's[30]), wonach ein undankbarer spanischer Jude, David, aus Rache für verdiente Behandlung, die Einleitung zu Leon's Commentar über das Buch der Demonstration (unten Nr. 10) wegschnitt und dafür schrieb: «Dies ist der Comm., welchen maestro Paulo verfaßte und messer Leon aus dem Lateinischen ins Hebräische übersetzte.» Der Verfasser jener Handschrift citirt auch seinen Commentar über die Logik (s. zu Nr. 10), und derselbe Band enthält noch (f. 84—95) vier kleine, auf Logik bezügliche Stücke, das letzte: «Definitionen (logische) welche maestro Paulo gegeben». Leon scheint aber der einzige ältere jüdische Autor, welcher jenen Logiker Paul kennt[31]), also dürften auch diese vier Stücke ihm gehören. — In dem Kapitel über Verse sind einige solche von Leon selbst, welche Dukes für werthlos erklärt[32]).

3. נפת צופים, Rhetorik, in Mantua durch Abr. Conat o. J., aber vor 1480 gedruckt, einer der ältesten, und bis vor kurzem seltensten Drucke, den man für eine Handschrift halten konnte[33]), neuerdings herausgegeben von Ad. Jellinek, Wien 1863[34]). Diese allerdings «neue» Rhetorik, in welcher das Compendium der Logik, ohne den symbolischen Titel, citirt wird[35]), gründet die Kanzelberedsamkeit auf die Theorie des vermeintlichen Aristoteles (meist aus dem 3. Buche), in der That nach dem mittleren Commentar des Averroes[36]) — sie kennt aber auch ein Compendium der Rhetorik von Alexander[37]), — noch mehr aber auf die «alte» und «neue» Rhetorik des Cicero[38]) — zu ersterer citirt sie den Commentator «Vittorino» (d. i. Fabius, oder Gaius Mar. Victorinus)[39]) — und auf Quinctilian. Leon nennt auch Aelianus[40]), Boetius neben Simplicius (Comm. zur Hermeneutik), Homer (S. 102); von Arabern abu Nazar (al-Farabi, S. 106) und Averroes (Comm. zur Metaphysik «neue Uebersetzung»)[41]).

4. Die «Theses academicae» in Cod. de Rossi 145,₉ scheinen nur kurze Notizen[42]).

5. Zwei Briefe nach Bologna und Florenz, abgedruckt in Kobak's hebr. Journal «Jeschurun»[43]) über den undankbaren David (s. oben n. 2).

6. Gebete und Hymnen, zum Theil in italienischen Gebetbüchern zu finden[44]).

7. Predigten für seine Schüler während der «Conclusioni» in Ancona[45]), ms. Firkowitz.

8. Regeln des Schlachtens und der Inspection der Thiere in 8 und 2 Kap., ms. Firkowitz (s. Nr. 7).

9. Ein medicinisches Werk in lateinischer Sprache erwähnt David im Verzeichniß (1484).

B. Commentare.

Wir zählen der Bequemlichkeit halber weiter und beginnen mit den allgemein wissenschaftlichen Schriften, welche direct oder indirect als Commentare zu den Schriften des Aristoteles (resp. Averroës) betrachtet werden können, daher auch nach der üblichsten Reihenfolge geordnet sind, zugleich den Umfang der Studien Leon's nachweisen:

10. Logik (Organon), eigentlich Supercommentar zum mittleren Commentar des Averroes (nach der Uebersetzung des Jakob Anatoli). Man findet die drei ersten Schriften (in Bologna verfaßt, nach dem Verzeichniß des Sohnes): Porphyr's Isagoge, Categorien und Hermeneutik, z. B. in folgenden mss.: Bodl. Mich. 620[46]); Florenz III, 5[47]); Mantua 68[48]); München 27, wo der Titel תבנית חותם (oder תכנית) ohne alle Autorität ist[49]); Paris 999; Rom, Casanat. J. VI, 9, copirt 1483 (nicht 1484); Categor. besitzt Schorr. (früher ms. Reggio)[50]); von unbestimmtem Inhalte ist ms. Rabinowitz

28) N. Brüll, «Jahrbücher», IV, 176 (so lies H. B. XX, 126, Anm. 1) unterlegt dem Münchener Katalog eine Identification unseres Compendiums mit dem 2. Theile der Grammatik. 29) Wol indirect; Paulus schrieb: Super consequentiis Radulphi Strodii. 30) «Jeschurun», hebr. VII, 31. 31) Ms. München 307 ist nicht von Paul, sondern von Petrus Hispanus. — Abravanel («Ateret Sekenim») citirt von Paulo di Venezia den Commentar zu de Coelo. 32) «Literaturbl. d. Orients», VIII, 442. Daselbst sind auch panegyrische Verse über das Buch von dem Zeitgenossen Josef Sarko (oben Anm. 17) aus dem pariser Mscr. mitgetheilt. 33) «Catal. Bodl.», p. 1332 und Addenda. 34) S. darüber die Artikel von N. Brüll und L. Löw, «Ben Chananja», 1863, S. 511 (wo Confusion in den Noten), 523 und 819. 35) S. 137 (ed. Wien); vgl. H. B. XVIII, 44; Brüll l. c., S. 513, 514, spricht irrthümlich von der Grammatik, die allerdings anderswo (S. 175, 196) citirt ist. 36) Vgl. S. 16, 24, 132—134 mit der Uebersetzung des Todros, S. 142—144. Die Varianten scheinen größtentheils Aenderungen zum Zwecke der Verständlichkeit, z. B. durch Wegschaffung der Arabismen. Leon legt einen Werth auf seinen eleganten Stil. 37) S. 16, 17, 30, 65, 88, 98, 99. Brüll übergeht diese Quelle.

38) Nach Löw (S. 818) = de Oratore und Rhetorica ad Herennium? 39) Nicht Vittorinus (Bombaldini) von Feltre, wie Löw vermuthet. Leon gibt latein. Namen in italienischer Form. 40) So ist wol bei Zunz («Kerem Chemed», V, 139) zu lesen? Die Stelle habe ich noch nicht gefunden. 41) Lateinische oder hebräische? Ueber letztere s. Freudenthal, «Die Fragmente Alexander's» (Berlin 1885), S. 116. 42) «Jeschurun», hebr. VII, 82, gegen Grätz, VIII, 251, der die Theses für lateinische hält. 43) VII, 26; vgl. S. 83; VIII, 67. 44) Zunz, «Literaturgesch.» l. c. Einiges im ms. Firk. oben Anm. 22, bei Neubauer p. 262, Nr. 1070; s. auch S. D. Luzzatto, Verz. der Pajtanim, S. 28. 45) In Ancona wurden im J. 1455 Schriften Leon's copirt, s. oben Anm. 22, 25. 46) Geschrieben 1472 von Abraham Farissol (s. unten Anm. 50) mit einem Index. Er nennt Leon נשיא בישראל (Neubauer, Nr. 1392). 47) Biscioni, p. 360, wiederholt Wolf's (I, 436) Confusion Leo's mit L. Abravanel. 48) Mortara, «Catalogo», p. 52, nennt Leo «ben Daniel», wie schon S. 17, wo der Neffe so heißt (s. Anm. 15; «Il Mosé» Corfu, 1882, S. 403). 49) Schwerlich im Zusammenhange mit dem Anfangsverse des Compendiums (Nr. 2, Anm. 26). 50) Vielleicht gehört hierher das ms. Rostgard's bei Wolf, III, 334. — Das Compendium

(Catal. 1884 Nr. 20)[50a]); fast die ganze Vorrede (nebst Anfängen und Ausgängen der 3 Theile) liegt gedruckt vor[51]). Leon klagt über die Menge der Commentare und Forschungen über die Demonstration; aus einigen derselben will er den größten Theil seiner Arbeit in deutlicher Sprache wiedergeben, Nützliches hinzufügend. Er beabsichtigt, außer Porphyr[52]), nur einige logische Schriften des Aristoteles (mit dem Commentar des Averroes) zu bearbeiten. Er erwartet (auch hier) Spott oder Unterschiebung unedler Motive von Leuten, die von sich auf Andere schließen. Er werde die Tractate in Theile und Unterabtheilungen zerlegen, am Ende der erklärten Stücke die sich ergebenden Zweifel zu lösen suchen. In der That erkennt man in seiner Methode den Einfluß des scholiastischen Formalismus[53]). Trotz des wiederholten Versprechens der Kürze fehlt es nicht an längeren Excursen, z. B. über das famose Thema: ob die Generalia nur im Intellect existiren (Nominalism) —, werden auf 12 Bl. (f. 247—260 des ms. München) vier Parteien mit etwa 20—30 Beweisen besprochen. Auch außerhalb der Logik liegende Themata werden auf Drängen von Schülern behandelt.

Zur Textkritik bietet der Commentar allerlei Material. Leon vergleicht unter anderem eine lateinische Uebersetzung des Aristoteles und eine solche des mittleren Commentars von Averroes. Von anderen Commentaren nennt er die Verfasser nicht; einen stets widerlegten Anonymus bezeichnet er als den «Weisen in seinen Augen»[54]).

Leon citirt bereits von ihm verfaßte Schriften, das Compendium der Logik ohne den Titel, sodaß beide beinahe zu gleicher Zeit verfaßt sein dürften (vgl. oben Nr. 2), verweist auch auf solche, die er zu verfassen beabsichtigt, worüber weiter unten Nr. 11 fg.

Was die anderen logischen Schriften betrifft, so wird ein Fragment eines Commentars zum Buch des Syllogismus in ms. München 269, 5 (gegen Ende des 1. Tractats abbrechend) dem «maestro» Leon beigelegt, was nur für messer verschrieben scheint. Der Verfasser dürfte hier weniger Vorgänger gekannt haben, da ich bei flüchtigem Blättern kein besonderes Citat notirt habe.

Der Commentar zum Buche der Demonstration, ohne Zweifel identisch mit dem «Buch der Demonstration», welches (nach dem Verzeichniß David's) bis nach Spanien Verbreitung fand, ist in ms. Paris 998, 2, nach der Beschreibung, sicher von Leon, der auch zu 1—3 (f. 305b) eine Erläuterung dieses Buches in Aussicht stellt, vielleicht auch ein Fragment in ms. München 269, 1.

Weitere Bücher, die man zum Organon rechnete, scheint er nicht in Aussicht genommen oder nicht beendet zu haben[55]), wenn er auch vielleicht Materialien dazu gesammelt hat. Vgl. unten Nr. 15.

11. Auf physische Schriften verweist Leon in Nr. 10 (f. 206, 255b, 269), auf den Comm. zur Physik in Nr. 15[56]). Ms. Paris 994, 8 enthält ein Compendium der Physik in Thesen (1483), angeblich aus dem Lateinischen übersetzt; sollte es Leon angehören?

12. und 13. Auf die Bücher der Seele und der Metaphysik wird in Nr. 10 verwiesen.

14. Den Commentar zur Ethik kannte sein Enkel Ahron[57]), er ist vielleicht anonym erhalten[58]).

15. Ein Fragment eines Commentars zur philosophischen Weltbetrachtung des Jedaia ha-Penini (um 1300), berühmt u. d. T. בחינת העולם, wird in 5 bekannten mss. — Bodl. Reggio 60, Florenz 88 C. 5, Paris 185, 5, Wien 83 und im breslauer Rabbiner-Seminar (früher B. Beer in Dresden)[58a]) — einem «Leon» beigelegt, den man bald für Levi ben Gerson, bald für Leo Abravanel ausgab. Allein dieser unvollendete Commentar wurde noch bei Lebzeiten Leon's von seinen Neffen Mordechai ben Daniel Rofe weiter ausgeführt[59]). Leon unternahm ihn für Immanuel (Chai) ben Usiel Asriel aus Camerino[60]) (nach der Vorrede in ms. Florenz)[61]).

16. מורה צדק, Commentar zum «Doctor perplexorum» (der Religionsphilosophie) des Maimonides, war im Besitze des David Vital, der ihn bei der Einnahme von Patras (1532?) verlor[62]).

17. Einen Commentar zum Pentateuch hatte er kurz vor 1484 begonnen und bis Exod., Kap. 8 ausgeführt (Verzeichniß des Sohnes); vielleicht existirt er in ms. Firkowitz (s. oben Nr. 7).

18. Viele und werthvolle Bemerkungen zum Kanon des Avicenna, Buch 1 (Verzeichniß des Sohnes) dürften auch Philosophisches enthalten haben. Sollte diese Schrift vielleicht in ms. Mich. 92 = 657 (Neub. 2105) erhalten sein, dessen Verfasser seinen Commentar zur Physik citirt?

19. «Commentar über ד' מאמרים» (vier Tractate? über Quadripartitum des Ptolemäus?), in Mantua verfaßt (Verzeichniß des Sohnes).

---

derselben drei Bücher, das De Rossi (Cod. 145, 3) dem Abr. Farissol (s. Anm. 26, 46) beilegt, ist nach Proben, die mir Herr Perreau (Juni 1882) mittheilte, nicht identisch mit Leon's Commentar, wie ich («Jeschurun», VII, 83) vermuthet. Briefe Farissol's an Leon anno 1468 und 1474 enthält ms. De Rossi 145.

50a) Im Katalog ist falsch «Sir Leon» angegeben. 51) H. B., XVIII, 41—44. 52) Davon, daß Porphyr das Buch für seinen Schüler Cassiodor (!) verfaßt habe, wissen auch arabische Quellen nichts (vgl. Aug. Müller, «Die griech. Philos. u. s. w.», S. 24). Woher stammt diese Notiz? 53) Ms. Mich. 662 enthält anonyme Zweifel über Anal. post. 54) Näheres und Belege bleiben vorbehalten (s. oben Anm. 19).

55) Der Rhetorik und Poetik weist er eine Sonderstellung an (Anf. Kateg. f. 235; vgl. H. B., XVIII, 43). 56) «Jeschurun», hebr. VII, 84; VIII, 66. Ob Leon eine Compilation des großen Commentars von Averroes verfaßte, kann hier nicht untersucht werden. 57) «Catal. Bodl.», p. 1332. 58) S. «Catal. Codd. h. Lugd. Bat.», p. 215? 58a) Benjacob, l. c. S. 462, Nr. 264: Meir (für messer) = 213. 59) Ueber diesen Mordechai s. «Il Mosé», Corfu 1882, p. 403. 60) Ohne Zweifel der Geldsender an Obadja di Bertinoro anno 1488; s. H. B., XIII, 124. 61) Correcter als im Wiener Katalog (S. 100) in «Jeschurun», hebr. VIII, 67. — Chai ist Zusatzname (Zunz, «Ges. Schriften», III, 207). המתלמד kann Schüler, aber auch Studirender überhaupt bedeuten. 62) «Catal. Bodl.», p. 1332; Mortara, «Catal.», p. 18; Wolf, IV, 829, nennt das Buch unter Leo Modena, ohne den Anachronismus zu bemerken.

20. Einen Commentar zu einigen astrologischen Schriften des Abraham ibn Esra von «maestro Leon», in Paris Nr. 1048, 5 und Petersburg [63]) möchte man, nach Inhalt und Bezeichnung, mit dem pariser Kataloge, dem Levi ben Gerson vindiciren [64]), wenn es nicht etwa gar Levi ben Abraham (s. d.) ist? *(M. Steinschneider.)*

LEONARDO DA VINCI, berühmter italienischer Maler, ward geboren zu Vinci im Florentinischen 1452. Obgleich Leonardo zu den vorzüglichsten Meistern der Kunst gehört und das Material über seine Lebensschicksale und künstlerische Thätigkeit in reichem Maße vorliegt, so ist es doch nicht möglich, eine erschöpfende Geschichte desselben zu schreiben, da sich in verschiedenem Besitz noch viele unbenutzte Manuscripte Leonardo's befinden, die voraussichtlich dem Forscher noch mannichfaches neues Material liefern werden.*)

Leonardo war ein natürlicher Sohn des Ser Piero da Vinci, Notars der Signoria zu Florenz, und wurde im Hause des Vaters, im Castell Vinci, obwol dieser in der Folge viermal nacheinander verheirathet und mit ehelichen Kindern reich gesegnet war, erzogen. Der Vater scheint auch auf dessen wissenschaftliche Erziehung alle Sorge verwendet zu haben. Die juridische Laufbahn, wie sie der Vater betreten, sagte ihm nicht zu, sein Sinn war auf die Kunst und was mit ihr und der Formenwelt zusammenhängt, gerichtet. Der Vater erkannte «die Herrlichkeit dieses Geistes», wie Vasari meldet, und legte einige Zeichnungen des Sohnes seinem Freunde, dem florentiner Bildhauer und Maler Andrea del Verrocchio zur Entscheidung vor. Da dieser über die Zeichnungen und das jugendliche Talent, das sich in ihnen offenbarte, staunte, wurde Leonardo in dessen Atelier untergebracht und blieb da ungefähr vom J. 1470 bis 1477.

Vasari berichtet, in welch vielen Wissenschaften sich Leonardi versucht und die erstaunlichsten Fortschritte darin gemacht habe. Er trieb Mathematik, Geometrie, Sculptur, Baukunst und Musik. Er zeichnete Mühlen und Maschinen, die durch Wasser getrieben werden, er verfertigte Modelle, wie man leicht Berge abtragen oder durchbrechen, wie man große Lasten aufziehen, Seehäfen reinigen könne. Er befaßte sich mit der Hydraulik, bestimmte das Gesetz der Wellenbewegung, suchte die Gesetze der Optik und Akustik, erfand die Camera obscura. Auch in der Anatomie der Menschen, der Pferde und Vögel ist er bewandert. In allen diesen Künsten und Wissenschaften bewegt er sich aber nicht als Dilettant, sondern sucht durch gründliches Studium jeden der genannten Lehrstoffe so zu durchdringen, daß er als bahnbrechender Forscher überall auftritt.

Unter den Augen seines Lehrers Verrocchio hatte Leonardo in der Kunst bald solche Fortschritte gemacht, daß er zur Mitarbeiterschaft von demselben verwendet wurde. Auf dem Bilde der Taufe Christi, das Verrocchio für das Kloster Salvi gemalt (jetzt in der Akademie zu Florenz), soll einer der beiden Engel, die das Gewand Christi tragen, von Leonardo gezeichnet und gemalt sein. Die Erzählung, daß Verrocchio beim Anblick dieses von seinem Schüler gemalten Engels sich für übertroffen erklärt und der Malerei für immer entsagt habe, dürfte eben nur eine Anekdote sein, wenn sie auch Vasari zweimal bringt. Nach diesem Gewährsmann sind folgende Jugendarbeiten Leonardo's zu nennen, die aber leider alle verloren gegangen sind: für den König von Portugal componirte er einen Carton, Adam und Eva, den Vasari kannte und sehr lobt; die Zeichnung war mit dem Pinsel in Helldunkel ausgeführt und mit Weiß gehöht und die Pflanzen und Thiere, die man sah, waren «so fleißig und natürlich, daß kein göttlicher Geist es treuer und natürlicher zu bilden vermocht hätte». Jedenfalls muß Leonardo bereits frühzeitig fleißige Pflanzenstudien gemacht haben. Ein zweites Werk Leonardo's könnte man für ein fabelhaftes halten, wenn Vasari nicht den Herzog von Mailand als dessen Besitzer nennen würde. Ein Bauer veranlaßte den Vater Leonardo's, einen Schild bei diesem ausmalen zu lassen. Der Sohn übernahm es, und malte darauf ein schreckliches Unthier, das er durch Zusammenstellung der Formen verschiedener Thiere, wie Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und Fledermäuse, componirte, um so etwas dem Medusenhaupte Aehnliches, das Schrecken erregt, hervorzubringen. Der Vater «lobte die seltsamen Gedanken Leonardo's», gab dem Bauer einen anderen Schild und verkaufte den des Sohnes für hundert Dukaten an Kaufleute in Florenz. Der Herzog von Mailand soll dreihundert Dukaten dafür gezahlt haben. In die erste Zeit des Meisters gehört auch ein Madonnenbild, das im Besitz des Papstes Clemens VII. gewesen. Vasari rühmt daran eine Blumenvase und die natürlich gemalten Blumen, an denen noch die Thautropfen glänzen (man glaubte dieses Bild in der Galerie Borghese wieder gefunden zu haben; dieses gehört aber nicht ihm, sondern seinem Mitschüler Lorenzo di Credi an). Vasari nennt ferner ein Oelbild der Medusa, das aber, wie so vieles, unvollendet blieb, und die Zeichnung für seinen Freund Antonio Segni, auf welcher Neptun in seinem Wagen, den Seepferde durch stürmende Meereswogen ziehen, abgebildet war. Das Bacchusbild im Louvre, wenn es ihm auch nicht angehören mag, dürfte wenigstens auf ein verlorenes Original zu beziehen sein; der echte jugendliche Kopf, Bleistiftzeichnung in der Akademie zu Venedig, zuweilen fälschlich als Frauenkopf angesehen, dürfte durch das Weinlaub, das sein Haupt umschlingt, als Bacchusjüngling gekennzeichnet sein.

Gegen Ende des Jahres 1477 übernahm Leonardo an Stelle des ablehnenden Pollajuolo den Auftrag, für die Kapelle des heiligen Bernard ein Gemälde auszuführen; obwol er sich gleich an die Arbeit machte, konnte er doch nicht zu einem Abschluß kommen, bis nach andern schließlich Filippino Lippi 1485 das Bild vollendete.

63) Messer Leon bei Gurland, «Ginse St.-Petersb.», II, 36 (Firkowitz, im Katalog ms. Nr. 540—543, aber noch einmal 547—549! nennt nur Leon), nach welcher Quelle? 64) Levi gehört der Commentar zu den Proverbien, der bei Benjacob, l. c. S. 469, Nr. 424 (nach Fürst und Ghirondi) von Leon.

*) Das italienische Ministerium hat im Sommer 1885 die Veröffentlichung der Manuscripte Leonardo's, die sich in italienischen Sammlungen befinden, beschlossen.

Vasari schreibt weiter: «Eine Tafel, die Anbetung der Könige, wurde von Leonardo angefangen; es ist viel Schönes darin, besonders an Köpfen, sie blieb aber unvollendet wie andere Arbeiten.» Der Geist des Meisters scheint von ewiger Unruhe getrieben gewesen zu sein, immer vorwärts zu schreiten; wenn bei einem Unternehmen die ersten Schwierigkeiten überwunden (Erfindung, Zeichnung, Perspective, Untermalung), sodaß sich ihm das vollendete Ganze im Geiste offenbarte, da erlahmte die Lust, weiter an dem Begonnenen zu arbeiten, besonders wenn ihm neue Ideen in den Weg traten. Das von Vasari erwähnte, im Stadium der Untermalung liegen gebliebene Tafelbild, die Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige, braun in braun gemalt, für die Mönche von San-Donato bei Florenz bestimmt, ist jetzt in der Uffiziengalerie zu Florenz aufgestellt. Leonardo scheint mehrere Entwürfe für dieses Bild gezeichnet zu haben, die sich in Federskizzen zu Florenz und im Louvre befinden.

Vasari läßt unsern Meister 1494 nach Mailand reisen, von Herzog Lodovico Sforza berufen. Vasari befindet sich hier hinsichtlich der Jahreszahl im Irrthum. Nach der Bemerkung des sogenannten «Anonymus des Milanesi» verließ Leonardo Florenz, als er 30 Jahre alt war, also um 1482. Dagegen ist es völlig glaubwürdig, wenn, wie Vasari berichtet, Leonardo wegen seines meisterhaften Lautenspiels, das der Herzog sehr liebte, wie wegen seiner Kenntnisse in der Kriegs- und Befestigungswissenschaft am Hofe desselben willkommen gewesen sein werde. Lodovico Sforza, der seinen usurpirten Besitz des mailändischen Herzogthums zu sichern suchte, bestrebte sich angelegentlich um die Gunst des Kaisers (Maximilian I.), von dem die Bestätigung seiner Statthalterschaft abhing, und wußte ihn schließlich durch Familienbande für sich zu gewinnen, indem der Kaiser in zweiter Ehe Lodovico's Nichte, Bianca Sforza, heirathete. Die Hochzeit wurde in Mailand 1493 mit großem Pomp gefeiert, und Leonardo wurde beauftragt, die Feierlichkeiten zu leiten. Schon vor der Hochzeit malte er im Auftrag des Herzogs eine Altartafel, die Geburt Christi, die dieser als Geschenk an den Kaiser sandte. Das Bild, von dem ein Augenzeuge mit Bewunderung seiner Schönheit berichtet, ist leider verschollen.

Unter den vielen Gelehrten und Künstlern am Hofe des Herzogs nahm jedenfalls Leonardo durch die Mannichfaltigkeit seines Wissens und seiner Kunst die erste Stelle ein. Aus seiner zu Mailand gegründeten neuen Malerschule, dem Meister zu Ehren Accademia Leonardi Vincii genannt, sind viele vorzügliche Künstler hervorgegangen, wie Luini, Marco d'Oggione, Boltraffio, G. Ferrari, Melzi, der Liebling Leonardo's u. a. m. Leonardo entfaltete als Lehrer in diesem Wirkungskreise seine volle Meisterschaft. Seine Erfahrungen legte er in seinem «Malerbuche» nieder, Notizen, die er zum Behufe seiner Vorlesungen aufsetzte, in sogenannter Spiegelschrift (rechts nach links geschrieben), sodaß er es wol verstanden haben mag, beide Hände gleichmäßig zum Schreiben und Malen zu gebrauchen, was auch von anderen Künstlern berichtet wird. Neben seiner Thätigkeit in der Akademie fand der Meister auch noch Zeit für Ausübung der Kunst. Der Herzog gab ihm wiederholt Gelegenheit, mit besonderer Liebe seine Kunst zu zeigen in der Ausführung weiblicher Porträts, sodaß sich infolge weniger Jahre eine Schönheitsgalerie ausbildete. Leonardo genügte den Wünschen des Herzogs um so lieber, als er dabei Gelegenheit fand, vorzügliche Modelle zu erhalten. Von diesen Damen, die Leonardo porträtirte, werden besonders zwei genannt, Lucretia Crivelli und Cecilia Gallerani; letztere soll er mehrmals, einmal sogar als Madonna oder heilige Cäcilia gemalt haben. Wohin mögen wol alle diese Courtisanenbildnisse gekommen sein? In den europäischen Sammlungen werden wohl Damenbildnisse auf den Namen Leonardo's getauft, aber wie schon die Echtheit der meisten mehr als zweifelhaft ist, so bleibt es schwer, in den Dargestellten diese oder jene bestimmte Persönlichkeit zu erkennen. Im Louvre befindet sich ein Bildniß der angegebenen Gattung, zweifellos echt, reizend in der Auffassung, entzückend in der Ausführung. Es kam unter dem Namen einer Herzogin von Mantua 1642 nach Fontainebleau, später hielt man es für das Bildniß einer Maitresse Franz' I. von Frankreich, und so wurde es seitdem unter der Benennung «La belle Férronnière» allgemein bekannt (gestochen von Allais und Bridoux). Nun war aber Leonardo keineswegs in der Lage, ein solches Bild für den französischen König zu malen. Man glaubt darum in neuester Zeit, daß das Porträt, ein Kunstwerk ersten Ranges, höchst wahrscheinlich die von Leonardo porträtirte Lucretia Crivelli vorstelle. In Petersburg (in der Eremitage) befindet sich ein weibliches Porträt mit nacktem Oberkörper, das mit der Galerie Houghton ebenfalls unter dem Namen «Belle Férronnière» dahin kam. Mit dem genannten Bilde des Louvre hat es aber, selbst abgesehen von der Nacktheit, keine Verwandtschaft. Dem mailänder Aufenthalt Leonardo's gehören noch zwei Bildnisse an (jetzt in der Ambrosiana zu Mailand); es sind Seitenstücke, davon das eine den Herzog Lodovico, das andere dessen Gemahlin Beatrice d'Este vorstellt (über die Persönlichkeit des zweiten Bildnisses ist man nicht ganz einig, man hält es auch für eine der vielen Geliebten Lodovico's). Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß Leonardo die herzogliche Familie gemalt habe. Vasari berichtet auch, daß der Meister in dem Saale, wo sich dessen Abendmahl befand, auf der gegenüberliegenden Wand, den Lodovico mit seinem Erstgeborenen Maximilian einerseits und Beatrice mit dem zweiten Sohne Francesco andererseits porträtirt hatte. Leider gingen diese, wie Vasari sie bezeichnet, «wunderschönen Bildnisse» wol deshalb zu Grunde, daß sie mit Oelfarben auf die Mauer gemalt waren.

Von Vasari in den Saal eingeführt, in dem sich das Wandgemälde des Heiligen Abendmahls Leonardo's befand, kommen wir zu diesem Hauptwerke des Meisters in Mailand. Infolge einer Erweiterung (im J. 1481) des Refectoriums im Dominicanerkloster Sta.-Maria delle Grazie wurden die alten Malereien desselben zerstört. Daraufhin erhielt Leonardo vom Herzog Lodovico den

Auftrag, in dem neuen Refectorium ein Gemälde zu malen und einen dem Orte entsprechenden Inhalt dafür zu wählen. Dessen Wahl, das letzte Abendmahl Christi, ergab sich von selbst. Noch im J. 1495 arbeitete Leonardo daran. Es soll, wie verschiedene Prüfungen ergaben, mit Oelfarben gemalt worden sein. Es lag im Charakter Leonardo's, immer neue Versuche anzustellen, ohne zu bedenken, daß er durch das noch nicht Erprobte sein Werk leicht dem Untergange weihe. Kein zweites Bild des Meisters, ja irgend eines Künstlers, ist zu größerem Ruhme gelangt wie dieses. Dazu haben nicht allein die unzähligen Copien alter und neuer Zeit, die danach verfertigt worden, nicht allein die Werke der vervielfältigenden Künste, die es reproducirten, mitgewirkt, auch das gedruckte Wort in Handbüchern und Reisebeschreibungen, das den Ruhm des Werkes verkündete, hat dieses gleichsam zu einem Gemeingut der ganzen gebildeten Welt gemacht. Leonardo's Composition ist, sozusagen, zu einem Typus, zu einem Kanon dieses Gegenstandes geworden, und alle nachfolgenden Künstler, die denselben Vorwurf behandelten, lehnen sich mehr oder weniger, oft unbewußt, an Leonardo an. Die Vorgänger desselben, z. B. Giotto, Ghirlandajo, haben die Sache mehr typisch aufgefaßt, die Apostelfiguren erscheinen in symmetrischer Anordnung nebeneinander, ohne Wechselbeziehung zu Christus. Leonardo löste gleichsam den Bann der Gestalten, brachte Leben, Bewegung, Handlung in die Gruppen hinein, kurz die Composition ist dramatisch, tragisch sogar. Obgleich er eine äußerliche Symmetrie bewahrt — Christus, als der Mittelpunkt des Ganzen, mehr vereinzelt, zu beiden Seiten immer zwei Gruppen, jede von drei Figuren —, verstand er es doch, in diesen symmetrischen Rahmen Abwechselung der Bewegung und des Ausdrucks zu legen. Leonardo wählte die Scene, wo Jesus beim Abendmahle die Worte spricht: Einer aus euch wird mich verrathen. In den zwölf Jüngern stellte er meisterhaft den Eindruck dar, den diese Worte auf sie gemacht, vom Lieblingsjünger Johannes an, der an der Seite des Herrn in Schmerz in sich selbst versunken ist, bis zu Judas, dem traurigen Objecte jener Worte, der sich in Verblendung und Starrsinn nach dem Meister wendet und den Geldbeutel fest mit der Hand umfaßt.

Vasari berichtet über dieses Werk Folgendes: «Für die Dominicanermönche in Sta.-Maria delle Grazie zu Mailand malte er ein Abendmahl von seltener und wunderbarer Trefflichkeit. Den Köpfen der Apostel gab er so viel Majestät und Schönheit, daß er das Haupt des Heilandes unausgeführt ließ, überzeugt, er vermöge nicht ihm jene Göttlichkeit zu verleihen, welche für ein Bild Christi erforderlich sei. Das Werk verblieb so, gleich als ob es vollendet wäre und ist immerdar von den Mailändern und von Fremden hochgepriesen worden.» Was den unvollendeten Christuskopf, von dem Vasari spricht, anbelangt, so ist man allgemein überzeugt, daß er in der That fertig war und die herrlichste Offenbarung eines Christusideals vorstellte. Möglich aber erscheint es, daß Leonardo nach Vollendung des Ganzen dann erst an den Kopf der Hauptperson ging und daß bei allem Fleiße sich das Werk der Hand mit dem Bilde, das sich seinem Geiste offenbarte, nicht ganz deckte, der Meister selbst es also nicht für vollendet ansah. Der Carton zu diesem Werke ist verloren gegangen, aber erste flüchtige Entwürfe haben sich erhalten, einer im Louvre, der andere in Venedig. Dann hatte Leonardo die Apostelköpfe in Pastell ausgeführt. Nach vielen Wanderungen fanden sie in Weimar endlich ihren Ruhepunkt. Der Kopf des Heilandes befindet sich als kostbare Reliquie in der Brera zu Mailand. In diese Zeit fällt wol auch eine Federzeichnung (in Venedig), die den Christuskopf schmerzhaft ergriffen darstellt, es ist ein Kriegsknecht gedacht, der den Heiland bei den Haaren faßt. Leonardo suchte in seinen Studien den doppelten Schmerz auseinanderzuhalten, hier den körperlichen, im Abendmahle den seelischen. Der beste Stich nach letzterm ist der von Rafael Morghen.

Als Franz I. von Frankreich 1515 sich in Mailand aufhielt, war er von der Herrlichkeit des Bildes so ergriffen, daß er es um jeden Preis nach Frankreich schaffen wollte. Leider hat man damals die Ablösung eines Bildes von der Wand nicht verstanden, und so ist es, als ob es ganz zu Grunde gegangen wäre. Die nächste Veranlassung zum Untergange gab die Ausführung selbst; die Oelfarben konnten den verschiedenen verderblichen Einflüssen keinen Widerstand leisten. Schon zu Ende des 16. Jahrh. machte sich diese Zerstörung wahrnehmbar. Dann wurde das Werk von verschiedenen Malern restaurirt, d. h. übermalt und total verstümmelt. Später brachen die Mönche eine Thür durch das Bild, in Kriegszeiten diente das Refectorium oft zum Stall. Es ist somit ein Wunder zu nennen, wenn heute noch etliche Spuren von einem der größten Meisterwerke der Malerei übrig geblieben sind und der Christuskopf der Phantasie erlaubt, sich eine Idee von der einstigen Schönheit zu bilden.

Während Leonardo an diesem Bilde arbeitete, war er anderseitig thätig. Mit dem Projecte beschäftigt, dem Herzog Francesco I. Sforza, dem Gründer der Dynastie, ein Reiterstandbild in Bronze zu errichten, wurde das Modell 1493 vollendet und, bei der Hochzeit des Kaisers mit Bianca Sforza unter einem Triumphbogen ausgestellt, von allen bewundert. Leonardo hatte zum Behufe seiner Arbeit viele Studien über die Anatomie des Pferdes gemacht. Der Guß kam aber angeblich deshalb nicht zur Ausführung, weil Leonardo's Entwurf zu kolossal angelegt war. Das Modell befand sich noch 1501 in ziemlich gutem Zustande in Mailand; jetzt ist es verschollen. Eine Originalzeichnung desselben, die sich zufällig erhalten (jetzt in München), vergegenwärtigt uns das Reiterstandbild im Profil nach links; die ganze Gruppe athmet Bewegung und Leben, und vollendet wäre dieses Reiterstandbild ein Hauptwerk der Bildhauerei geworden, wie das Abendmahl eins der Malerei war. Außer dieser Zeichnung gibt es noch einen Kupferstich, auf dem sich vier verschiedene Entwürfe zu Reiterstatuen befinden.

Wie Leonardo über das Pferd und dessen Anatomie eingehende Studien machte, so auch über die Anatomie des Menschen, zu welchem Behufe er sich mit dem berühmten Anatomen Marc Antonio della Torre verband. Leonardo füllte ein ganzes Buch mit anatomischen Zeichnungen aus, die er selbst nach der Natur entworfen hatte. Zu jeder Zeichnung gab er die Erklärung, leider in flüchtiger Spiegelschrift, sodaß die Entzifferung schwer, oft unmöglich wird. Die Zeichnungen werden ihrer Correctheit wegen stets von Anatomen gelobt; gegenwärtig befinden sie sich in England. Vasari bemerkt darüber: «Wer diese Schriften liest, dem scheint es unglaublich, daß dieser göttliche Geist so trefflich zugleich von der Kunst und von den Muskeln, Nerven, Adern und allen hierzu gehörigen Dingen reden konnte.»

Nach dem Sturze der Herrschaft des Herzogs Lodovico 1499 durch Ludwig XII. von Frankreich begab sich Leonardo nach Florenz zurück, wo er allseitig mit Ehren empfangen ward. Für die Servitenkirche sollte um diese Zeit Filippino Lippi ein Altarbild, die Verkündigung der Maria, malen, trat aber diese Arbeit an Leonardo ab, der sie auch übernahm. Er wohnte bei völlig freiem Unterhalt im Kloster. Aber erst nach langen Verzögerungen und auf dringendes Erinnern von seiten der Mönche ging er an die bedungene Arbeit und schuf den Carton zum Bilde, eine meisterhafte Zeichnung. Als solche hatte der Carton wol seine künstlerische Bedeutung, aber den Mönchen, die ein Gemälde wünschten, konnte er in dieser Form nicht genügen. Nun war Leonardo's Begeisterung für die Sache erschöpft, er war zur Ausmalung nicht zu bewegen und gab den Mönchen lieber sein Versprechen zurück. Auf dem Carton sitzt Maria mit dem Christkinde auf dem Schoße der heiligen Anna, daneben ist der Johannesknabe mit dem Lamme. Bei der Ausstellung des Cartons war, wie Vasari erzählt, Alt und Jung zur Bewunderung hingerissen. Nach Vasari kam der Carton später nach Frankreich, jetzt befindet er sich, unter Glas aufbewahrt, in der Royal Academy zu London. Leonardo's Ruf als Porträtmaler war von Mailand auch nach Florenz gedrungen und der Künstler bekam in dieser Hinsicht viele Aufträge. Er malte die Ginevra, Gemahlin des Amerigo Benci, eine berühmte Schönheit jener Zeit; das Bild ist nicht mehr nachzuweisen, denn das des Palazzo Pitti, das für des Künstlers Werk ausgegeben wird, läßt sich nicht mehr für authentisch annehmen. Dagegen besitzen wir ein zweites Werk dieser Art in unzweifelhaftem Original, das Porträt der Mona Lisa, der schönen Gemahlin des Francesco del Giocondo. Es ist eine Perle des Louvre. Möglich, daß Leonardo das Porträt zweimal gemalt hat, das Duplicat befände sich dann im Museum zu Madrid. Es gibt aber viele Nachbildungen und Copien davon, einzelne mit nacktem Oberleib, wie das Bild der Eremitage zu Petersburg, das Michel gestochen hat, als es sich noch in der Galerie Houghton in England befand. Vom Originalbild Leonardo's ist Vasari ganz entzückt; er schreibt: «Die Augen hatten Glanz und Feuchtigkeit, wie wir es im Leben sehen; an der Nase waren jene kleinen Oeffnungen röthlich und zart aufs treueste nachgebildet; der Mund hatte, wo die Lippen sich schließen und wo das Roth mit der Farbe des Gesichtes sich vereint, eine Vollkommenheit, daß er nicht wie gemalt, sondern in Wahrheit wie Fleisch und Blut erschien; wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, glaubte das Schlagen des Pulses zu sehen.» Das Bild ist vielfach gestochen worden.

Das Jahr 1502 sieht Leonardo auf Reisen. Im Auftrage Cesare Borgia's unternimmt er Arbeiten, die seinem Künstlerberuf eigentlich fremd waren: er besichtigt alle Festungen des Kirchenstaats und setzt sie in Vertheidigungsstand, besucht Umbrien, die Romagna, die Emilia, um Messungen auszuführen. Im Januar 1503 befand sich Leonardo wieder in Florenz. Hier erhielt er von dem Rath der Stadt den Auftrag, für den Saal des Palazzo della Signoria, und zwar in Concurrenz mit Michel Angelo, ein großes Bild zu malen. Leider standen sich beide große Künstler in eifersüchtiger Feindseligkeit gegenüber. Beide wählten Kriegsscenen: Michel Angelo eine Episode aus der Schlacht der Florentiner gegen die Pisaner — Krieger beim Baden überfallen —, Leonardo eine Scene aus der Schlacht zwischen den Florentinern und Mailändern bei Anghiari (19. Juni 1440) — einen Reiterkampf um eine Standarte. Leonardo konnte hier seine volle Meisterschaft sowol in der Charakteristik der wilden Leidenschaften wie in der Wiedergabe der Pferdenatur zeigen. Weder Michel Angelo's noch Leonardo's Carton wurde indeß je an der bestimmten Stelle ausgeführt, ja beide Cartons, die bei ihrer Ausstellung in Florenz allgemeine Bewunderung erregten, sind zu Grunde gegangen. Wir kennen Leonardo's Composition nur aus Nachbildungen und einem Stiche, den Edelinck nach einer freien Zeichnung (angeblich von Rubens) verfertigte.

In den Aufzeichnungen Vasari's befindet sich an dieser Stelle eine Lücke, indem über Leonardo's Thätigkeit oder Lebensumstände von 1504—13 nichts erwähnt ist, und es bleibt der Forschung überlassen, diese Zeit mit beglaubigten Daten auszufüllen. Im J. 1504 starb des Künstlers Vater; die Geschwister übergingen Leonardo bei der Theilung des Vermögens und darüber entstanden Familienzwistigkeiten. Nach 1506 war Leonardo wieder in Mailand im Dienste König Ludwig's XII. thätig und von diesem zum Hofmaler ernannt worden. Im J. 1507 soll er nach Florenz zurückgekehrt und in dieser Zeit das Bild des heiligen Johannes (jetzt im Louvre) entstanden sein; doch ist dies nur Vermuthung, was auch von den zwei Madonnenbildern gilt, die er um 1511 für den König von Frankreich gemalt haben soll (gleichfalls im Louvre); das eine, kleinere, stellt Maria mit dem Kinde, im Schoße der heiligen Anna sitzend, dar, also eine veränderte Wiederholung jener Composition, von der wir oben gesprochen haben, während das andere, die Madonna in der Felsgrotte, zu den Hauptwerken des Meisters gehört: Maria kniet in der Mitte und legt die Rechte auf das links ebenfalls kniende Johanneskind, das mit gefalteten Händen das Christkind betrachtet, welches rechts

auf der Erde am Ufer des Wassers sitzt und vom Schutzengel behütet wird. Einige Skizzen zu dem Bilde haben sich erhalten; berühmt ist der Stich von Boucher-Desnoyers nach diesem Gemälde.

Es mag hier eine Notiz eingeschaltet sein, die sich bisher in keinem Werke über Leonardo vorfindet und die erst in neuester Zeit aus den Manuscripten Leonardo's gewonnen wurde, die Notiz über Leonardo's Aufenthalt im Orient. J. P. Richter hat in der «Zeitschrift für bildende Kunst», 1881, die betreffenden Stellen publicirt und in seiner Besprechung diese orientalische Reise des Meisters zu beweisen versucht. Die maßgebenden Momente sind: Auf einem Blatte der Bibliothek zu Windsor ist der Entwurf eines Palastes, dessen Anlage an den Orient erinnert, gezeichnet, und auf demselben Blatte beschreibt Leonardo die Insel Cypern in einer Weise, die dessen Gegenwart daselbst voraussetzt. In Paris ebenfalls befindet sich das gezeichnete Project einer Brücke zwischen Pera und Konstantinopel von Leonardo's Hand. Leonardo scheint sich auch mit der Abfassung einer auf den Orient bezüglichen Schrift beschäftigt zu haben, wie aus einem aufgefundenen Inhaltsverzeichniß dieser Arbeit hervorgeht, in dem wir unter andern den Kapiteln begegnen: Ueberschwemmung der tiefliegenden Gebiete von Westarmenien — Die Abflüsse derselben, entstanden durch den Durchschnitt des Berges Taurus — Beschreibung des Taurus und des Flusses Euphrat. In einer gewissen Beziehung mit dem letztgenannten Kapitel steht der auf demselben Blatte geschriebene Text von Briefen an den Diodar (Defterdar) des Sultans von Babylon, d. h. Kairo. In einem derselben heißt es: «Ich befinde mich hier in Armenien, um mit Hingabe und Sorgfalt meinem Beruf nachzukommen und die Arbeit auszuführen, für welche Du mich ausgesandt hast.» Der Bericht an den Defterdar ist von Zeichnungen begleitet, die nur an Ort und Stelle aufgenommen sein konnten. Danach würde Leonardo als Ingenieur im Dienste des Sultans von Aegypten, der in Kairo residirte, gestanden sein. So würde sich auch erklären, wie er eine Karte der Landenge von Suez entwerfen konnte. Leonardo scheint etwa zwei Jahre sich im Orient aufgehalten zu haben. Es bleibt befremdend, daß Vasari von diesem Ausflug nach dem Orient nichts erfuhr, auch sonst kein Schriftsteller eine solche Reise, die doch damals eine gewisse Bedeutung haben mußte, erwähnt. Es ist zu erwarten und zu hoffen, daß die Herausgabe der noch unbenutzt vorhandenen Manuscripte Leonardo's diese Angelegenheit in größeres Licht stellen werde.

Im J. 1513 kam Leonardo in Begleitung seiner mailander Schüler Melzi und Salai (Salaino) nach Rom. Er übernahm von Papst Leo X. den Auftrag, eine heilige Familie für denselben zu malen, ist aber zu keinem Beginn der Arbeit gekommen. Vasari verlegt in diesen römischen Aufenthalt Leonardo's zwei Bilder, eine Madonna und ein Kind, für Baldassare Turini ausgeführt; beide sind verschollen.

Rom konnte Leonardo nicht lange festhalten. In Mailand hatte inzwischen zu Anfang des Jahres 1513 Massimiliano, Lodovico's Sohn, die Herrschaft an sich gerissen, konnte sie aber nur bis zum October 1515 behaupten. Leonardo scheint von ihm nicht in Anspruch genommen worden zu sein, doch sich 1514 daselbst aufgehalten zu haben. Jedenfalls war er 1515 beim Einzug des Königs Franz I. von Frankreich in Mailand und trat mit festem Gehalte in dessen Dienste. Bei seinem Alter wird er kaum viel nach des Königs Wunsch gearbeitet haben. Es wird von einer Leda berichtet, die er gemalt, doch läßt sich das Original nicht nachweisen.

Anfangs Januar 1516 ging Leonardo mit dem König nach Frankreich, der ihm das Schloß Cloux bei Amboise zur Wohnung anwies. Sein treuer Freund und Schüler Francesco Melzi begleitete ihn. Nach Vasari wünschte der König, Leonardo möge den Carton der heiligen Anna, den er einst in Florenz gezeichnet, aber nicht ausgeführt hatte, malen. Es kam nicht dazu. Das Alter, dem sich Krankheit zugesellte, warf den großen Meister aufs Bett, aus dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 23. April 1519 errichtete Leonardo sein Testament, worin er seinem Begleiter, dem mailänder Edelmann Francesco Melzi, seine zahlreichen Manuscripte und Zeichnungen vermachte, und am 2. Mai darauf verschied er. Vasari läßt den kranken Meister «in den Armen des Königs im 75. Jahre seines Lebens» verscheiden. Diese Erzählung Vasari's, die auch in einem Gemälde illustrirt wurde, beruht nicht auf historischer Thatsache. Der König befand sich im Augenblicke, wo Leonardo starb, gar nicht in Cloux, sondern zu St.-Germain-en-Laye; auch zählte Leonardo bei seinem Tode nicht 75, sondern 67 Jahre.

Wir haben noch einiges zur Kunst und Charakteristik Leonardo's nachzutragen. Der Künstler pflegte von früher Jugend an ein Skizzenbuch bei sich zu tragen und darin Köpfe und Figuren, wie sie ihm eben irgendwo auffielen, zu zeichnen. Aber er hielt sich in solchen Aufnahmen nicht streng an das Gesehene, sondern übertrieb die Formen oft bis zur höchsten Caricatur. Wir können weder glauben, daß ihm derartige Unförmlichkeiten, wie sie in einigen Zeichnungen vorkommen, in der Wirklichkeit begegneten, noch auch können wir annehmen, daß Leonardo an solchen Ungethümen, die allem Schönheitsideale schnurstracks widersprachen, Freude und Befriedigung gefunden hätte. Wenn wir alle dergleichen Caricaturen, wie sie in London, Mailand, Venedig, Florenz, Wien aufbewahrt werden, wie sie von Hollar, Sandrart oder Caylus gestochen wurden, aufmerksam erforschen, wird sich in der Fratze doch immer die Natur, die Wahrheit, das Porträt herausfinden. Leonardo hat in seinen Studien das Charakteristische der Natur potenzirt, um sich dieses eben besser ins Gedächtniß zurückzurufen. Seinem Forscherdrange entsprangen wol auch seine Versuche, von denen Vasari erzählt, daß er mit denselben seine Freunde ergötzte. So wenn er aus Wachs einen Löwen formte, der gehen konnte, oder andere Thiere, die er mit Luft füllte, sodaß sie fliegen konnten u. dgl. m. Auch in solchen scheinbaren Spielereien wird er seine ernsten Zwecke verfolgt haben.

Ob Leonardo bei seiner großen Vielseitigkeit auch als Künstler mit dem Kupferstich und Formschnitt sich beschäftigt habe, ist wol möglich, ja wahrscheinlich, aber es hat seine Schwierigkeiten, ihm gewisse Blätter mit aller Sicherheit zuzuschreiben. Am nächsten würde ihm das weibliche Brustbild, dessen Haupt mit Epheu bekränzt ist, stehen (im Britischen Museum), doch deutet die Inschrift: ACHA-LE-VI· nur darauf hin, daß das Blatt aus der Akademie des Leonardo da Vinci hervorgegangen ist. Der Stich mit den vier Reitern, mit dem Brustbild eines Kriegers, dürften ebenfalls nur nach Entwürfen des Meisters von anderer Hand gestochen worden sein (vgl. unter andern Passavant, «Le peintre-graveur», Bd. 5). Uebrigens wurde sonst wenig nach Leonardo gestochen. Wir besitzen einige alte anonyme Stiche nach dem Abendmahl. Die Stiche, die wir erwähnt haben, gehören sämmtlich neueren Künstlern an. Eine Ausnahme ist P. Soutman's Radirung des Abendmahls, die er nach einer Zeichnung des Rubens nach dem Bilde gemacht hat.

Das Eigenporträt des Künstlers befindet sich in der bekannten Sammlung der Uffiziengalerie zu Florenz; es wurde von Guidetti, Leroux und Rafael Morghen gestochen. Eine eigenhändige Zeichnung in der Ambrosiana zu Mailand stellt den Künstler in besten Jahren, eine Röthelzeichnung in Turin in hohem Alter dar.

Die Aussagen der Biographen Leonardo's über seine außerordentlichen, vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnisse sind durch den Inhalt der bisjetzt publicirten Handschriften bestätigt. Seine Schriften gab heraus J. P. Richter in «The literary works of Leonardo da Vinci» (2 Bde., London 1883), das Buch von der Malerei H. Ludwig in «Trattato della Pittura» (3 Bde., Wien 1881); die Herausgabe der pariser Manuscripte begann Ravaisson-Mollien in «Les manuscrits de Léonard de Vinci» (Bd. 1 u. 2, Paris 1881 fg.). Vgl. Amoretti, «Memorie storiche sulla vita de Leonardo da Vinci» (Mailand 1804); Ris, «Léonard de Vinci et son école» (Paris 1855); Grothe, «Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph» (Berlin 1874).

(J. E. Wessely.)

Leonardo Pisano, berühmter Mathematiker des Mittelalters, s. Fibonacci (Leonardo).

LEONBERG, Oberamtsstadt im würtembergischen Neckarkreis, auf einem Hügel, an dessen Fuß die Glems vorüberfließt, und an der Schwarzwaldbahn, Linie Zuffenhausen-Calw, gelegen, mit 2199 Einwohnern (1885). Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut und hat theilweise enge Straßen; der Marktplatz ist geräumig. Im Rathhause, einem großen Gebäude mit einer auf Rundbogen ruhenden Halle im untern Stockwerk, wird ein in Stein ausgehauenes Wappen aus der ältesten Zeit der Grafen von Würtemberg aufbewahrt, das an einem nun abgebrochenen Thor angebracht war. Auf dem Marktbrunnen steht das lebensgroße Standbild des Herzogs Christoph. Die ehemalige Vogtswohnung, ein alterthümliches, wol einst festes Gebäude, ist erwähnenswerth. In demselben wurde im J. 1457 der erste würtembergische Landtag abgehalten. Das frühere Schloß, jetzt Sitz des Oberamtsgerichts und des Kameralamts, wurde von Herzog Christoph erbaut und diente ehemals als fürstlicher Witwensitz. Die ansehnliche Pfarrkirche ist dreischiffig; das Mittelschiff ist sehr hoch. Sie stammt aus der Uebergangszeit vom romanischen zum gothischen Stil, enthält Grabmale aus dem 17. und 18. Jahrh. und am Eingange in das Mittelschiff eine schön gearbeitete Wandrose mit dem Haupt Johannes des Täufers. Das Spital war ein Barfüßerkloster und wurde 1522 der Stadt zu seinem jetzigen Zweck geschenkt.

Die Bewohner treiben Landwirthschaft, Viehzucht, Wein- und Obstbau und Gewerbe. Es befinden sich hier mehrere Wollfabriken, Gerbereien, Mühlen u. s. w. Auch ist die Stadt weithin bekannt durch die Zucht der sog. «Leonberger Hunde», eine Art Bernhardiner, die nach allen Himmelsgegenden versandt werden. Auch die Pferdemärkte werden stark besucht.

Leonberg, Löwenberg (im Wappen der Stadt ein Löwe), Levinberck, wol von lever=Hügel, war ursprünglich eine unbedeutende Niederlassung und wurde im J. 1248 von Graf Ulrich von Würtemberg zur Stadt erhoben. Im Schloß starb am 1. Sept. 1480 Graf Ulrich, der Vielgeliebte, nachdem er auf der Hirschjagd plötzlich erkrankt war. Als fürstlicher Witwensitz bekam die Stadt erweiterte Bedeutung für das fürstliche Haus, welches mancherlei für Leonbergs Hebung that. Auch hielten sich einige deutsche Kaiser, z. B. Karl IV. und Friedrich III., vorübergehend daselbst auf. Leonberg ist die Vaterstadt des berühmten, im J. 1851 in Heidelberg gestorbenen Theologen Paulus, des Philosophen Schelling und des Naturforschers Karl Wilhelm Hochstetter, der 1811 in Bern gestorben ist. *(W. Höchstetter.)*

LEONHARD (Karl Cäsar von), verdienter Mineralog und Geognost, wurde geboren am 12. Sept. 1779 zu Rumpenheim bei Hanau. Nachdem er in den Jahren 1797 bis 1799 erst zu Marburg, dann in Göttingen, wo besonders die Bekanntschaft mit Blumenbach für ihn fördernd war, Cameralia studirt hatte, trat er 1800 zu Marburg als Assessor in den hessischen Staatsdienst, wo er bald emporstieg. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an das Großherzogthum Frankfurt abgetreten ward, war er kurhessischer Kammerrath. Der Großherzog Dalberg ernannte ihn zum Generalinspector der Domänen, übertrug ihm aber, weil er sich bei dem Liquidationsgeschäft bezüglich Hanaus mit den französischen Behörden überworfen hatte, bald darauf die Verwaltung der Octroidomänen. Nach der Restauration Kurhessens fand sich daselbst keine geeignete Stellung für ihn, und so folgte er 1816 einem Ruf an die Akademie der Wissenschaften zu München. Aber schon nach einem Jahre übernahm er die ihm angetragene Professur für Mineralogie und Geologie an der Universität Heidelberg; hier starb er als Geheimer Hofrath am 23. Jan. 1862. Seine Hauptwerke sind: «Charakteristik der Felsarten» (3 Bde., Heidelberg 1824); «Handbuch der Oryktognosie» (Heidelberg 1826); «Die Basaltgebilde» (Stutt-

gart 1832); «Handbuch der Geologie und Geognosie» (Stuttgart 1833; 2. Aufl. 1849); «Naturgeschichte des Steinreichs» (Stuttgart 1854). Sein größtes Verdienst ist die Begründung des «Taschenbuch für die gesammte Mineralogie» 1807, welches er sodann seit 1831 bis 1861 als «Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde» zusammen mit H. G. Bronn herausgab.

Sein Sohn, Gustav von Leonhard, ebenfalls Mineralog und Geolog, geboren am 22. Nov. 1816 in München, studirte in Heidelberg, promovirte daselbst im J. 1839, habilitirte sich 1841 daselbst, wurde 1853 zum Professor ernannt und starb am 27. Dec. 1878. Er schrieb: «Handwörterbuch der topographischen Mineralogie» (Heidelberg 1843); «Geognostische Skizze des Großherzogthums Baden» (Stuttgart 1846; 2. Aufl. 1861); «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (4. Aufl. von Hörnes, Stuttgart 1885), und außerdem mehrere kleinere Arbeiten. Seit 1862 redigirte er neben G. Bronn, seit 1863 neben H. B. Geinitz das «Neue Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie».

(E. Geinitz.)

LEONHARDI (Hermann Karl, Freiherr von), deutscher Philosoph, verdient als Verbreiter der Krause'schen Philosophie, wurde am 12. März 1809 zu Frankfurt a. M. geboren. Nachdem er das dortige Gymnasium und darauf noch das Lyceum zu Hannover besucht hatte, ging er zu Ostern 1827 nach Göttingen, um nach dem Wunsche seiner Aeltern die Rechte zu studiren. Aber schon zu Ende desselben Jahres vertauschte er dieses Studium, begeistert von den Vorlesungen Karl Christian Friedrich Krause's (s. diesen Art.), dessen Schwiegersohn er später auch wurde, mit dem der Philosophie. Bereits als göttinger Student in die Verfolgung Krause's verwickelt, wurde er im Frühjahr 1829, weil er desselben sich in einer Weise angenommen hatte, welche das Ministerium als mit den herkömmlichen Ansichten von akademischer Disciplin unverträglich ansah, von der Universität Göttingen relegirt. In München, wohin er sich Ende des J. 1829 wandte, fand seine Inscription zwar keine Schwierigkeit, er wurde aber später, als «der politischen Bedenklichkeit verdächtig», in eine längere Untersuchung verwickelt, die indeß nicht nur zu seinen Gunsten endigte, sondern auch zu einer ehrenden Anerkennung seiner wissenschaftlichen Strebsamkeit führte. Er setzte daselbst seine philosophischen Studien unter Schelling und Baader fort, trieb aber daneben auch Naturwissenschaften, insbesondere Botanik. Nach Krause's Tod (1832) veröffentlichte Leonhardi aus dessen handschriftlichem Nachlaß nacheinander die Werke: «Die absolute Religionsphilosophie» (3 Bde., Göttingen 1834—43), «Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß» (1836), «Geist der Geschichte der Menschheit» (1843). Nach Aufhebung der Relegation aus Göttingen besuchte er von Michaelis 1837 bis Ostern 1838 nochmals die Universität daselbst. Nachdem er hierauf an verschiedenen Orten für das Fröbel'sche Erziehungs- und Unterrichtssystem verdienstvoll thätig gewesen, hielt er seit Herbst 1842, ohne habilitirt zu sein, privatim mit polizeilicher Erlaubniß vor strebsamen Hörern Vorträge in Heidelberg. Im J. 1849 übernahm er eine außerordentliche Professur der philosophischen Facultät zu Prag, wo er 1866 zum ordentlichen Professor befördert ward. Leonhardi's Name ist besonders auch durch Gründung des Philosophencongresses bekannt, zu welchem er im Sommer 1868 in der «Allgemeinen Zeitung» den Plan veröffentlichte. Leonhardi starb am 21. Aug. 1875 zu Prag. *(W. Cramer.)*

LEONHARDT (Gerhard Adolf Wilhelm), hannoverscher, nachmals preußischer Justizminister, einer der bedeutendsten deutschen Juristen und als Organisator hochverdient um die einheitliche Neugestaltung des deutschen Rechtswesens, wurde am 6. Juni 1815 als Sohn eines hannoverschen Steuerbeamten geboren und widmete sich, auf dem Lyceum zu Hannover vorgebildet, 1834—38 namentlich in Göttingen, einige Zeit auch in Berlin, dem Studium der Rechte. Durch seine Doctorpromotion als ein zu außerordentlichen Erwartungen berechtigender junger Jurist bekannt geworden, begann er im Herbst 1838 beim Stadtgericht in Hannover seine praktische Laufbahn und ließ sich 1842 dort als Advocat nieder. Eine Reihe von bedeutenden Schriften lenkte bald die Aufmerksamkeit der Juristen selbst über die Grenzen Hannovers hinaus auf ihn, namentlich sein «Commentar über das Criminalgesetzbuch des Königreichs Hannover» (2 Bde., 1846—50), der ebenso viel theoretische Schärfe wie praktische Begabung erkennen ließ, wenn auch manche, namentlich unter den Liberalen, die Entschiedenheit misfällig bemerkten, mit der sich Leonhardt bei dieser Gelegenheit gegen die Mitwirkung von Laien bei der Gesetzgebung und damit, wie man meinte, gegen das moderne Verfassungswesen überhaupt aussprach. Man schrieb es zum Theil diesen Ansichten Leonhardt's zu, daß er im Frühjahre 1848 als Referent in das Justizministerium berufen wurde, worauf ihm seine bisherige Thätigkeit nach hannoverschem Brauch keine Anwartschaft verliehen hatte. In dieser Stellung hat Leonhardt, seine bisherige Ansicht den durch eine Reihe vollendeter Thatsachen geänderten Verhältnissen unterordnend, nachdrücklich und erfolgreich für die Einführung der verheißenen Geschworenengerichte gewirkt, wie er sich auch um die hannoversche Justizreform von 1850 hervorragende Verdienste erwarb, und zwar nicht blos in seiner amtlichen Stellung als umsichtiger und scharfblickender Organisator, sondern auch durch eine umfassende literarische Thätigkeit, welche zur Verständigung über wichtige, principielle Fragen wesentlich beitrug. So glänzend bewährt und auch von seinen politischen Gegnern anerkannt, da er den eigentlich politischen Streitigkeiten sich möglichst fern hielt und sich ausschließlich auf sein Fach beschränkte, überdauerte Leonhardt alle Veränderungen, welche die Regierung Hannovers in den folgenden Jahren erfuhr, blieb in seinem Amte unter allen den einander folgenden Ministerien der Könige Ernst August und Georg und war bei dem Hereinbruch der Katastrophe von 1866 selbst hannoverscher Justizminister. Die großen gesetzgeberischen Arbeiten im Gebiete der Rechtspflege, welche damals in Hannover

durchgeführt wurden und die späterhin für die entsprechenden Neuschöpfungen der deutschen Reichsjustizgesetzgebung eine so hohe Bedeutung erlangen sollten, können zum guten Theil geradezu als Werke Leonhardt's gelten, an allen hat er einen bedeutenden Antheil gehabt. Dies gilt namentlich von dem Hypothekengesetz, von der neueren Civil- und Criminalproceßordnung und von dem Gesetz über die Gerichtsverfassung. Literarisch legte er von alledem in durchaus wissenschaftlichem Geiste Rechenschaft ab in seinem zusammenfassenden Werke «Die Justizgesetzgebung im Königreich Hannover», das 1867 in 4. Auflage erschienen ist. Außerdem gehörte er 1854—55 durch königliche Ernennung der 12. allgemeinen Ständeversammlung als Mitglied der Ersten Kammer an. Durch den Justizminister von Windthorst wurde Leonhardt 1862 zum Generalsecretär im Justizministerium ernannt. Als solcher nahm er theil an den Verhandlungen, die in den folgenden Jahren zur Anbahnung einer einheitlichen Ordnung für gewisse besonders wichtige Gebiete des deutschen Rechtslebens zwischen den deutschen Staaten gepflogen wurden; er vertrat Hannover auf den Conferenzen über die Deutsche Wechselordnung, das Deutsche Handelsgesetzbuch und die Herbeiführung einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung. Seine Thätigkeit fand den besondern Beifall des Königs Georg, durch dessen persönliche Intervention Leonhardt nach der Entlassung des Ministeriums von Malortie in dem am 21. Oct. 1865 gebildeten Ministerium Bacmeister mit dem Portefeuille der Justiz betraut wurde. Auch in der leitenden Stellung, die er nun einnahm, hielt sich Leonhardt dem Gebiete der eigentlichen Politik geflissentlich fern und suchte seinen Stolz darin, nur Chef seines Ressorts zu sein, den er denn auch mit einer von Freund und Feind anerkannten meisterhaften Sicherheit leitete; doch verlor er darüber die Bestrebungen für Herbeiführung eines einheitlichen deutschen Rechts nicht aus den Augen. Durch seine Schrift: «Zur Reform des Civilprocesses in Deutschland» (1865) hat er ihnen in der erfolgreichsten Weise Vorschub geleistet, indem er unter Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk alle einschlägigen Fragen in ebenso wissenschaftlich gründlicher wie gemeinverständlicher Weise erörterte und die entscheidenden Punkte mit siegreicher Klarheit hervorhob. Trotzdem nahm er gegenüber den großen Fragen, von deren Lösung damals die Zukunft Deutschlands abhing, einen engherzig hannoverschen, ausgesprochen welfischen Standpunkt ein und war an dem verhängnißvollen 15. Juni 1866 mit seinen sämmtlichen Collegen einig in der unbedingten Verwerfung der von Preußen gestellten Forderungen, deren Erfüllung auch ihm einer Preisgebung der Selbständigkeit Hannovers gleichzukommen schien. Selbst in der Zweiten hannoverschen Kammer, der Leonhardt als Vertreter der Städte Lüchow, Dannenberg und Hitzacker angehörte, hat er in jenen kritischen Tagen die Richtigkeit der deutschen Politik des Königs Georg noch in einer ausführlichen Rede zu vertheidigen kein Bedenken getragen. Es war ein Beweis von dem Scharfblicke und der blos von sachlichen Gesichtspunkten ausgehenden Unparteilichkeit der preußischen Regierung und zugleich eine glänzende Anerkennung der hohen Verdienste, die sich Leonhardt um die als musterhaft anerkannte Neuordnung des hannoverschen Justizwesens erworben hatte, daß er trotz seiner streng welfischen Vergangenheit als Vicepräsident des Oberappellationsgerichts in Celle auch unter den neuen Verhältnissen der Rechtspflege seiner Heimat erhalten wurde, wenn ihm die Annahme dieser Stellung von seiten der welfischen Eiferer natürlich auch sehr verübelt und wie ein Verrath gedeutet wurde. Als dann im Herbst 1867 das Oberappellationsgericht für die das Jahr zuvor erworbenen neuen Provinzen in Berlin errichtet wurde, wurde Leonhardt zum Präsidenten desselben bestellt; wenige Wochen danach wurde er zum Kronsyndicus ernannt und aus Allerhöchstem Vertrauen zum Mitglied des Herrenhauses berufen. Wiederum nur wenige Wochen später wurde Leonhardt nach dem endlichen Rücktritt des Grafen zur Lippe am 5. Dec. 1867 an dessen Stelle zum preußischen Justizminister ernannt. In dieser einflußreichen und verantwortlichen Stellung hat Leonhardt alle seine hervorragenden Eigenschaften aufs glänzendste bewährt und sich durch die Herbeiführung eines einheitlichen Rechts um das neue Deutsche Reich und die nationale Entwickelung ein unsterbliches Verdienst erworben. Während Preußen ihm die Ergänzung der Concursordnung, die neue Subhastationsordnung, die Grundbuchordnung und die Vormundschaftsordnung verdankt, ist Leonhardt als Vorsitzender des Bundesrathsausschusses für Justizwesen die Seele der neuen Justizordnung des Reichs geworden und hat mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft die Vorbereitung und Ausführung dieses gewaltigen Werks geleitet. Selbstverständlich übten dabei die von ihm einst in Hannover ins Leben gerufenen und in der Hauptsache bewährt gefundenen Einrichtungen auf ihn einen bedeutenden Einfluß aus. Namentlich gilt dies von der Deutschen Civilproceßordnung, in welche er an Stelle des bisher herrschenden umständlichen schriftlichen Verfahrens allen Nachdruck auf die mündliche Verhandlung legte, welche bestimmt ist, alle für die Entscheidung in Betracht kommenden Momente in Gegenwart der Parteien selbst dem Richter aus ihren ursprünglichen Quellen zugänglich zu machen. Bei der Neugestaltung des Deutschen Strafprocesses trat Leonhardt mit aller Entschiedenheit für eine umfängliche Theilnahme der Laienelemente an der Rechtsprechung in die Schranken und griff dabei auf das dem älteren deutschen Rechte eigene Institut der Schöffen zurück, durch welche er auch die Geschworenen ersetzt zu sehen wünschte. Doch stieß er mit diesem durchgreifenden Reformgedanken vielfach auf Widerstand und mußte sich schließlich damit begnügen, denselben nur in beschränktem Maße und in der untern Instanz durchgeführt zu sehen. Seiner correcten sachlichen Haltung, der allgemeinen Anerkennung, welche seine unbestrittene Autorität genoß, und seinem energischen und doch auch entgegenkommenden Auftreten war es namentlich zu danken, daß das große Werk der Deutschen Reichsjustizgesetze, an deren Entwurf die von dem Reichstage bestellte Commission etliche tiefgreifende Aenderungen vor-

genommen hatte, die von Seiten des Bundesraths zum Theil als unannehmbar zurückgewiesen wurden, bei dem Ende des J. 1876 geführten Verhandlungen im Reichstage nicht scheiterte, sondern auf dem Wege eines Compromisses glücklich zu Stande gebracht wurde. Dieser Moment bezeichnet den Höhepunkt in Leonhardt's Leben. Der Kaiser belohnte Leonhardt's Verdienste durch das Großkreuz des Rothen Adlerordens. Fast noch drei Jahre ist Leonhardt danach im Amte gewesen: sie sind dem Ausbau der Justizgesetzgebung im einzelnen gewidmet gewesen; danebenher ging die Riesenarbeit der Einführung derselben in Preußen und der damit verbundenen Neuorganisation des gesammten preußischen Gerichtswesens. Der davon unzertrennlichen dauernden Ueberanstrengung erlag aber schließlich auch diese außerordentliche Kraft. Nur mit Mühe hielt sich Leonhardt zuletzt aufrecht; als im October 1879 das große Werk vollendet und die neue Gerichtsorganisation in Kraft getreten war, erbat Leonhardt seinen Abschied. Derselbe wurde ihm am 29. Oct. 1879 in den huldvollsten Ausdrücken und unter wärmster Anerkennung der geleisteten außerordentlichen Dienste gewährt; das königliche Handschreiben rühmte die «Hingebung, Aufopferung und Ausdauer ohne Gleichen», die Leonhardt in seiner Amtsthätigkeit bewiesen, und bezeichnete es als Leonhardt's Verdienst «mehr wie den Grund gelegt zu haben zu einer Einheit der deutschen Gesetzgebung, woran so Viele und so Vieles gescheitert». Zugleich erhielt Leonhardt den Stern der Großcomthure des Hohenzollernschen Hausordens. Aber auch sonst fand Leonhardt's Thätigkeit die rückhaltloseste und wärmste Anerkennung und die Presse aller Richtungen bestätigte ein Wort des Königs Wilhelm in jenem Handschreiben an seinen scheidenden Justizminister: «Ihr Name steht in der Weltgeschichte unauslöschlich da.» Nach dem Rücktritt von seinem Amte zog sich Leonhardt nach Hannover zurück, erlag aber bei seinem erschöpften Körper schon am 7. Mai 1880 einem Nervenleiden. Vgl. Wippermann in der «Allgem. deutschen Biographie», XVIII, 301 fg.

(H. Prutz.)

LEONIDAS, Name zweier Könige von Sparta. Mit unvergänglichem Ruhme geschmückt ist der erste derselben. Ein Mitglied des königlichen Hauses der Agiaden (oder Eurysthениden), Sohn des Königs Anaxandridas, Stiefbruder des nachmaligen Königs Kleomenes I., leiblicher Bruder des Dorieus und des Kleombrotos, ist dieser Leonidas I. etwa 535 v. Chr. geboren (vgl. M. Duncker, «Geschichte des Alterth.», 5. Aufl., Bd. 6, S. 549 fg.; Bd. 7, S. 254). Ein Spartiate allseitig so tüchtiger Art, wie die Zucht und die kriegerische Schulung dieses Volks nur wenige zu erziehen vermocht hat, ist Leonidas wider Erwarten auf den Thron gelangt, als sein wilder Stiefbruder Kleomenes I. im J. 487 v. Chr. im Wahnsinn einen schrecklichen Tod gefunden hatte (Duncker, Bd. 7, S. 168). Wir erfahren, daß nachher des Kleomenes jugendliche Tochter Gorgo des Leonidas Gattin geworden ist und ihm den Pleistarchos geboren hat (Duncker, Bd. 6, S. 549). Sonst kennen wir den König Leonidas wesentlich nur in der Gestalt eines Helden, der mit rücksichtsloser Aufopferung seiner Person in dem großen Kriege gegen den Perserkönig Xerxes, durch höchste Tapferkeit, große Feldherrntüchtigkeit und edeln Opfertod das gut zu machen sich mit Erfolg bemüht hat, was die kurzsichtige, kümmerliche, selbst dumme Politik seiner Landsleute am Eurotas in dieser Krisis verfehlt und verschuldet hatte. Ueber diese Kämpfe selbst dürfen wir uns hier sehr kurz fassen. Bekanntlich ist Leonidas Anfang Juli 480 v. Chr. durch die spartiatische Regierung mit nur sehr schwacher Macht zur Vertheidigung der Stellung an den Thermopylen ausgeschickt worden; er selbst so gut wie die Völker in Mittelgriechenland sind durch das nachher nicht erfüllte Versprechen getäuscht worden, daß möglichst bald massenhafte Scharen aus Lakonien und dem Peloponnes ihm folgen sollten. Seinen 300 spartiatischen Hopliten, 700 bis 1000 Periökern, seiner ganzen, höchstens 4100 Hopliten starken peloponnesischen Mannschaft schlossen sich aus Thespiä, von einer nationalen Partei in Theben, aus Phokis und aus Lokris so viel Krieger an, daß der König die Thermopylen mit höchstens 7200 Hopliten (zu denen noch die nöthigen Heloten und andere leichtbewaffnete Krieger kamen) vertheidigen mußte. Als es nun in der zweiten Hälfte des August 480 zu den entscheidenden Kämpfen kam, schlug Leonidas die Angriffe der Perser zwei Tage nacheinander mit glänzendem Erfolge zurück. Als er nun aber erfuhr, daß in der demnächst folgenden Nacht die Verrätherei des Meliers Ephialtes den Persern es möglich machte, die sogenannte Anopäa, welche durch die Phoker schlecht vertheidigt wurde, zu erobern und dadurch die Thermopylen zu umgehen, da beeilte er sich, solange es noch ausführbar war, durch schnelle Rücksendung der Masse seiner Krieger nach dem innern Griechenland dieselben für das Vaterland zu retten. Zur Deckung ihres Rückzugs hielt er selbst mit den Spartiaten, mit den Thespiern, den Thebanern und Mykenäern (mit zusammen kaum tausend Hopliten) aus; sie fanden dann in heldenmüthigem Kampfe am dritten Tage dieser Gefechte den ruhmvollen Untergang (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 231—258; *Herod.* VII, 202—238; *Diod.* XI, 4 fg., 33; *Isocrat.* Panegyr. c. 25; Archidam. 42; *Pausan.* III, 4, 7, 8; *Justin.* II, 11). Der Opfertod des Leonidas wurde von den Griechen in Inschriften, Liedern und zahlreichen Erzählungen zu allen Zeiten hoch gefeiert (vgl. Anthol. III, 8; *Brunck*, Anal. I, p. 123, nr. XV. p. 131, XXX; *Strabo* IX, 4; *Lycurg.* in Leocrat. p. 215; *Cic.* Tusc. I, 42; *Valer. Maxim.* III, 2, ext. 3. III, 7, ext. 8; *Senec.* ep. 83; *Pausan.* III, 14, 1; *Aul. Gell.* III, 7; *Stob.* Floril. VII, p. 86, 91; *Suidas* s. v.). — Denkmale in den Thermopylen verherrlichten die Erinnerung; auf dem Hügel, wo Leonidas gefallen war, wurde zu seiner Erinnerung, im Hinblick auf seinen Namen, ein Löwenbild aufgestellt. Vierzig Jahre später wurden hier seine Ueberreste aufgesucht, angeblich aufgefunden und in Sparta bestattet; an seinem Grabe wurden fortan jährlich Gedächtnißreden und Wettkämpfe abgehalten (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 374).

Gänzlich anderer Art war König Leonidas II.,

ebenfalls der Linie der Agiaden angehörig, Nachfolger der Könige Areus und Akrotatos, Sohn des wilden Abenteurers Kleonymos (Oheims des Areus), in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Durchaus ein Freund der damals stark zusammengeschmolzenen, enorm vermögenden dorischen Oligarchie, dabei ein durch längeren Aufenthalt in Asien an arge Ueppigkeit gewöhnter Schwelger, der vielleicht schon seit 258 v. Chr. regierte (vgl. Droysen, «Geschichte der Epigonen», 2. Aufl., Theil 1, S. 326 und 420), war er ein erbitterter Gegner der kühnen Reformpolitik seines jugendlichen Amtsgenossen Agis IV. Es gelang jedoch diesem und seinen Freunden, als sie die Mehrheit der Ephoren für sich gewonnen hatten, den Leonidas auf Grund mancher Anschuldigungen aus Sparta zu vertreiben und durch seinen Schwiegersohn Kleombrotos zu ersetzen, 242 v. Chr. (Droysen, S. 426—428). Als aber bald nachher (241) die Reaction der Oligarchen siegreich auftreten konnte, wurde Leonidas zurückberufen; nun mußte Kleombrotos mit seiner Gattin die Stadt verlassen, Agis IV. wurde hingerichtet, und dessen Witwe Agiatis mit ihrem großen Vermögen zur Frau von Leonidas' Sohn Kleomenes (III.) gemacht, den sie freilich nachher vollständig für die Reformpläne ihres ermordeten ersten Gatten gewonnen hat (Droysen, S. 435—437). Der alte König Leonidas ist anscheinend um 235 v. Chr. gestorben (Droysen, Theil 2, S. 40, 74 und 82).

(G. Hertzberg.)

LEONTION, Name athenischer Hetären. Besonders berühmt war die durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnete Freundin Epikur's und seiner Schule, welche diesen Namen trug (vgl. über sie Athen. XIII, p. 585 D, p. 588 B, p. 593 B—D). Ihr feurigster Liebhaber war Metrodoros, von dem sie einen Sohn hatte (vgl. *Diogen. Laërt.* X, 4, 5, 6, 23); ihre Tochter Danaë war später die Geliebte eines Commandanten von Ephesos, Namens Sophron. Leontion hat auch in scharfsinniger Weise und in gutem Attisch die Philosophie Epikur's gegen Theophrast literarisch vertheidigt (vgl. *Cicero* Nat. D. I, 33; *Plin.* N. H. praefat.). Wol kaum dieselbe Frau ist jene Leontion, welche der (302 v. Chr. verstorbene) Dichter Hermesianax aus Kolophon durch drei Bücher erotischer Elegien verherrlicht hat; vgl. Athen. XIII, p. 597. *(G. Hertzberg.)*

LEONTION, eine griechische, in historischer Zeit an Stelle des frühzeitig verfallenen Rhypes emporgekommene Stadt in dem alten Bunde des peloponnesischen Achaja, gerade auf der Mitte des elfstündigen Weges von Paträ nach Kynätha (jetzt Pelebyta) — gegenüber dem jetzigen Dorfe Guzumistro, am rechten Ufer eines Armes des Flusses Selinus belegen (südwestlich von Aegion, nordöstlich von Pharä). Sie bestand noch zu der Zeit des Polybios und verödete erst in der des Augustus (*Polyb.* II, 41; V, 94). Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos», Bd. 1, S. 448, 457, 459; Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 2, S. 316 und 330.

(G. Hertzberg.)

LEONTION (*οἱ Λεοντῖνοι, Herodot.* VII, 154, *Scyl.* p. 4; *Thucyd.* III, 86; VI, 3, 79; *Xen.* Hell., II, 3, 5; *Strabo* VI, p. 272, 273; *Mela* II, 7, 16; *Plinius* III, 8, 14; *Ovid.* Fast., IV, 467; auch *Λεοντίνων πόλις* bei *Polyb.* VII, 1, und auf Münzen; bei *Ptolem.* III, 4, dagegen *Λεόντιον*) war eine altgriechische Stadt auf Sicilien. Gegründet wurde sie 729 v. Chr. auf der Ostküste dieser Insel, in einer überaus fruchtbaren Gegend, etwa zwei Stunden westlich vom Gestade, ziemlich in der Mitte des Weges, der von dem (bald nachher entstandenen) Katane nach (dem kurz zuvor gegründeten) Syrakus führte, durch Theokles, der hier Chalkidier und Naxier von dem sicilischen Naxos aus angesiedelt hat (vgl. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 484). Die Stadt lag auf zwei, durch einen niedrigen Bergrücken verbundenen Hügeln, an dem Flüßchen Lissos, welches sich in der Nähe des Platzes in den nur eine Viertelstunde nördlich von Leontion fließenden Terias (jetzt Lentini) ergoß. Die Vertiefung zwischen diesen Hügeln enthielt den Markt, das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude, während die Tempel und die Straßen der Stadt die Hügel bedeckten (*Polyb.* VII, 1). Zu dem Gebiet von Leontion gehörten außer anderen die festen Plätze Phokeä und Brikinniä (*Thucyd.* V, 4). Leontion war einer der wichtigsten Punkte der auf der Insel Sicilien angesiedelten Ionier; aber in den historisch bekannteren spätern Jahrhunderten erscheint sie fast beständig unter dem Druck ihrer übermächtigen dorischen Nachbarstadt Syrakus: ein Verhältniß, welches ihre spätere Geschichte sehr wesentlich bestimmt hat. Aus der ältern Zeit wissen wir, daß zu Leontion im J. 608 v. Chr. der Polemarch Panaitios bei Gelegenheit einer Fehde mit den sicilischen Megarern sich der Tyrannis bemächtigt hat — der erste Machthaber dieser Art in Sicilien (vgl. Ad. Holm, «Geschichte Siciliens», Bd. 1, S. 153). Die Verbindung der Stadt Leontion mit der allgemeinen Geschichte des Ostens der Insel begann, als der seit 498 v. Chr. regierende Fürst des dorischen Gela, Hippokrates, sich erobernd ausdehnte und Naxos mit Leontion sich unterwarf (Duncker, Bd. 6, S. 654). Als später sein 491 v. Chr. zur Herrschaft gelangter Nachfolger Gelon 485 auch die Stadt Syrakus gewann und nun zum Mittelpunkte eines großen Ostsicilischen Reiches machte, ging auch Leontion (S. 659 fg.) mit in diesen Staat über; auf Gelon's Befehl mußte aus dieser, wie aus andern Städten die Masse der vermögenden Bürger nach Syrakus übersiedeln. Als aber 466 v. Chr. das Fürstenthum zu Syrakus durch eine allgemeine Erhebung des Volkes zu Grunde ging, fiel auch der große Ostsicilische Staat auseinander und die Städte desselben suchten sich wieder selbständig einzurichten. So auch Leontion; aber das Uebergewicht der dorischen Syrakusier blieb darum für diese ionische Stadt doch andauernd höchst empfindlich fühlbar, namentlich als jene seit 439 die alte Machtstellung der frühern Fürsten wiederzugewinnen sich bemühten. Das waren die Zustände, aus denen heraus die Leontiner allmählich anfingen ihre Blicke nach dem mächtigsten aller damaligen ionischen Staaten, nach dem Perikleischen Athen zu richten. In der That ist schon gegen Ende von 433 v. Chr. zwischen Athen,

Rhegion und Leontion ein erstes Bündniß abgeschlossen worden (*Thucyd.* III, 86; Duncker, N. F., Bd. 2, S. 324 fg.). Auf dieses gestützt, erbaten sich die Leontiner von Athen durch den berühmten Sophisten Gorgias nachdrückliche Hülfe, als bei dem Ausbruch einer größern Fehde der dorischen Städte gegen die chalkidischen Leontion im J. 427 bereits dem Unterliegen nahe gebracht war. Diese Hülfe wurde allerdings gewährt; aber sie war weder ausgiebig genug, noch wurden die attischen Streitkräfte besonders geschickt und kräftig geführt, um Großes zu erreichen. Immerhin hatten sie den Druck der Syrakusier auf Leontion ermäßigen helfen. Als aber 424 ein allgemeiner Friede den Abzug der Athener aus Sicilien erwirkt hatte, kam es in Leontion zu argen Parteikämpfen zwischen Adel und Gemeinde; in ihrem Verlaufe verbündete sich der Adel mit Syrakus, vertrieb seine Gegner, verwüstete die eigene Heimat, deren Burg die Syrakusier besetzten, siedelte dann selbst nach Syrakus über. Nach einiger Zeit jedoch kehrte ein Theil der Aristokratie nach dem alten Gebiet zurück, setzte sich zu Phokeä und Brikinniä fest und trat wieder mit den früher vertriebenen Mitbürgern in Verbindung. Nur daß durch eine derartige Politik die alte Bedeutung von Leontion selbst wesentlich zu Grunde gerichtet worden, und die Gegnerschaft der neu auflebenden Bürgerschaft gegen Syrakus für letzteres wenig gefährlich war (*Diod.* XII, 53; *Thucyd.* V, 4; VI, 50; Holm, Bd. 2, S. 3—9). Gegen Ende des 5. Jahrh. erscheint jedoch Leontion wieder als selbständige chalkidische Stadt, wurde aber durch den Tyrannen Dionysios I. 403 v. Chr. genöthigt, wieder ihre meisten Bürger nach Syrakus abzugeben, während er Leontion selbst mit mehreren Tausenden seiner italischen Söldner und griechischen Miethstruppen neu besetzte und ihre Burg neu verschanzte (*Diod.* XIV, 14. 58, und Holm, Bd. 2, S. 104 fg. und 146). Später erfahren wir noch, daß Dion 356 v. Chr. einige Zeit lang während der Kämpfe um Syrakus hier seine Station hatte (Holm, S. 180); daß auch Timoleon (Holm, S. 215) bei seiner Reorganisation der Insel die damaligen Bewohner von Leontion als Bürger nach Syrakus verpflanzt hat, und daß noch später zur Zeit der Kämpfe der Karthager gegen Agathokles, nach der Schlacht bei Eknomos, die Stadt Leontion (311 v. Chr.) sich jenen ergab, als sie Syrakus anzugreifen sich anschickten (*Diod.* XV, 16; XVI, 82). Im zweiten Punischen Kriege litt Leontion sehr viel; hier war 214 König Hieronymos von Syrakus durch seine republikanischen Gegner ermordet, von hier aus war der Kampf der Syrakusier unter dem zu Hannibal neigenden Hippokrates gegen die Römer eröffnet worden; daher ließ der römische General Claud. Marcellus, als die Stadt erstürmt war, sie in seiner gewöhnlichen Roheit durch seine verwilderten Krieger furchtbar heimsuchen (*Liv.* XXIV, 29, 30). Seitdem sank Leontion zu einem unbedeutenden Ort herab, besteht jedoch noch jetzt als Lentini. Unverwüstlich blieb nur die üppige Fruchtbarkeit der schönen Weizenebene (Campi Leontini, jetzt Piana di Catania) im N. der Stadt (vgl. *Cic.* Verr., III, 18; *Diod.* V, 2; *Plin.* Nat. Hist., XVIII, 10, 21; *Prudent.* in Symmach. II, 940. (*G. Hertzberg.*)

LEONTIUS II., byzantinischer Kaiser, bezw. Usurpator, regierte 695—698, gestorben 705. Das Byzantinische Reich hat es niemals zu einem vollständig durchgebildeten System der Erbfolge gebracht, niemals hat dort das Princip der Legitimität im modernen Sinne sich unbedingt geltend gemacht, abgesehen vielleicht von den beiden letzten Jahrhunderten, vom Zeitalter der Paläologen. Wohl haben manche Dynastien, so das Haus des Heraklius, des Leo Isauricus, so endlich das sog. makedonische Herrscherhaus, die vierte oder gar die fünfte Generation überdauert, wohl waren die Formen knechtischer Huldigung, mit denen die Imperatoren ihre «geheiligte» Person umgaben, zu Byzanz mit einem unübertroffenen Raffinement in ein förmliches System gebracht. Aber gleichwol zitterten die Nachfolger des großen Konstantin auf ihrem Throne, in steter Furcht vor der Verschwörung eines ehrgeizigen Abenteurers oder gar vor dem Dolche ihrer nächsten Verwandten. Die Geschichte unsers Leontius führt in nuce die augenscheinliche Wahrheit des Satzes vor, daß auch zu Byzanz, wie im alten Rom, dicht neben dem Kapitol sich der Tarpejische Felsen befand.

Leontius, ein sieggekrönter Feldherr unter Kaiser Justinian II. (685—695)[1]), der unter anderm im J. 685—686 mit Auszeichnung an der Ostgrenze (in Armenien und vielleicht auch in den Kaukasuslandschaften, Iberien und Albanien) die Araber bekämpfte[2]), fand anfangs seitens des Monarchen gebührende Anerkennung und wurde zum Patricius, sowie zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen des Orients ernannt. Später aber ließ ihn der ebenso undankbare als mistrauische Fürst ohne allen Grund einkerkern. Erst nach drei Jahren seiner Haft entlassen und zu seinem Erstaunen durch kaiserliches Decret zum Militärgouverneur von Griechenland ernannt, erhielt er gemessene Weisung, sofort abzusegeln. Schon im Begriffe, sich einzuschiffen, machte ihn die wol nicht unbegründete Furcht vor der Launenhaftigkeit des Monarchen, der, wie Caracalla, blutdürstige Grausamkeit mit Thatkraft vereinte, sowie abergläubisches Vertrauen auf den Rath dreier befreundeter Mönche, die auf Grund ihrer astrologischen Experimente ihm schon im Kerker den kaiserlichen Purpur in nahe Aussicht gestellt hatten, zum wirklichen Rebellen. Es bedurfte keiner besondern Anstrengung, um den allgemein verhaßten Tyrannen zu stürzen. Leontius bemächtigte sich zur Nachtzeit durch einen kühnen Handstreich der Prätorialpräfectur, verhaftete den überraschten Präfecten, befreite die in den Kerkern jenes Gebäudes schon seit 6 bis 8 Jahren schmachtenden, meist dem Offizierstande angehörenden Männer von hohem Rang, versah sich und seine neuen Anhänger mit Waffen, gewann den Patriarchen Callinicus und bearbeitete durch

1) Vgl. *Theophanes*, «Chronographia» (Bonn), vol. I, p. 564: *Λεόντιος δὲ ὁ πατρίκιος καὶ στρατηγὸς τῶν Ἀνατολικῶν γενόμενος καὶ ἐν πολέμοις εὐδοκιμήσας κτλ.* 2) *Theoph.* p. 555 spricht, offenbar übertreibend, auch von Medien.

diesen obersten Repräsentanten der Morgenländischen Kirche, der ohnehin dem Imperator wegen eines beispiellosen Actes frivoler Impietät grollte [3]), die schleunigst in die Sophienkirche berufene Volksversammlung. Schon am frühen Morgen war die Absetzung des entarteten Nachkommen des Heraklius eine vollendete Thatsache. Leontius wurde im Hippodrom, dem Schauplatze so mancher Thronrevolutionen, allgemein als Kaiser begrüßt, und der erbitterte Pöbel vollzog an seinen bisherigen langjährigen Peinigern eine tumultuarische Rache. Die beiden verruchtesten Werkzeuge des Tyrannen, Theodotus und Stephanus, ersterer ein Mönch, erlitten den Feuertod. Justinian selbst wurde an der Nase verstümmelt [4]) und nach Cherson unweit des Schwarzen Meeres verbannt (695).

Der neue Kaiser erfreute sich des angemaßten Purpurs nur drei Jahre, und seine kurze Regierung war noch dazu im ganzen eine recht unglückliche; das gilt namentlich von der auswärtigen Politik. Zwar anfangs waltete allenthalben an den Grenzen des Reichs ein vollständiger Friede. Gar bald aber wurden die nordöstlichen Provinzen theils durch die Waffen der Araber, theils durch schnöden Verrath aufs ernstlichste gefährdet: der Khalif Abd-Almalik überfiel verheerend das Reich und schleppte sehr viele Christen in die Sklaverei. Der Patricius Sergius, Militärgouverneur von Lazika (Kolchis) und den Grenzdistricten, fiel von Leontius ab und überlieferte diese Gegenden treulos den Arabern. Auch in seinem Versuche, Karthago und das byzantinische Afrika überhaupt dem Islam zu entreißen, war der Kaiser nach vielversprechenden Anfängen unglücklich. Endlich wurde die Bevölkerung der Hauptstadt kurz vor seinem Sturz durch eine fürchterliche Pest 4 Monate lang decimirt. Auf den soeben erwähnten Versuch des Imperators, Nordafrika zu retten, muß besonders zurückgekommen werden, da jenes Unternehmen in seinen Folgen den Sturz des Kaisers herbeiführte. Die Sarazenen, die schon seit etwa 660 sich in Nordafrika festgesetzt hatten, betrieben im J. 697 die definitive Eroberung dieser ausgedehnten Provinzen mit größerem Nachdruck und bedeutenderm Erfolge, als je vorher; sogar die Hauptstadt mußte ihnen die Thore öffnen. Jetzt aber ermannte sich *Leontius* zu wirksamem Widerstand; er ertheilte dem Patricius Johannes, einem befähigten, ihm treu ergebenen Feldherrn, den Auftrag, Karthago und Nordafrika zu entsetzen, und stellte ihm zu diesem Zwecke die gesammte Reichsflotte zur Verfügung. Johannes' Kriegsführung entsprach anfangs vollständig den Erwartungen seines kaiserlichen Gebieters: er erfocht einen entscheidenden Sieg, durchbrach die Kette, welche den Hafen Karthagos sperrte, zwang die Feinde zum Abzug, besetzte die ehemalige Residenz der Vandalenkönige und vertrieb die Sarazenen aus allen übrigen befestigten Plätzen Nordafrikas. Aber während er zu Karthago überwinterte, ging auf Befehl des Khalifen eine weit ansehnlichere Flotte als die frühere vom Stapel, und Johannes, nunmehr vom Kriegsglück verlassen, mußte Karthago räumen, das nun für immer für die Byzantiner verloren war, und schiffte sich mit den Trümmern seiner Flotte und seines Landheeres ein, um den Kaiser um weitern Nachschub von Truppen zu ersuchen. Die Fahrt ging ohne Zwischenfall vor sich, bis man auf Kreta landete. Jetzt aber konnte es der Admiral nicht verhindern, daß Furcht und Scham ob des Mißlingens der nordafrikanischen Expedition das Heer veranlaßte, dem Leontius den Gehorsam aufzukündigen und einen Offizier, Namens Apsimarus, unter dem Namen Tiberius III. zum Kaiser auszurufen. Nach erfolgter Landung im Hafen von Byzanz weigerte sich zwar die Bürgerschaft, den von ihr selbst erst vor wenigen Jahren erwählten Imperator zu verrathen, aber die Befehlshaber der fremden Söldner fielen von Leontius ab und machten den Tiberius zum Herrn der Stadt. Der unglückliche Usurpator wurde abgesetzt, wie einst Justinian an der Nase verstümmelt und in einem nahe gelegenen Kloster eingekerkert (698) [5]). Als Justinian nach zehnjährigem Exil mit Hülfe des Bulgarenkönigs Terebellus abermals in den Besitz der kaiserlichen Gewalt gelangt war, ließ er beide Usurpatoren, die sich gegenseitig und ihn selbst gleich grimmig haßten, in schimpflichem Aufzuge durch die Hauptstadt führen und hatte dann während eines großen Festes im Hippodrom die Genugthuung, beide Feinde gedemüthigt zu seinen Füßen hingestreckt zu sehen. Nachdem er, dem Wagenrennen zusehend, längere Zeit die Usurpatoren persönlich mishandelt und verhöhnt hatte, wurden die Unglücklichen im Circus selbst auf Befehl des rachsüchtigen Siegers enthauptet (705). Den Patriarchen Callinicus aber ließ der wiedereingesetzte Fürst absetzen, blenden und nach Rom verweisen. Justinian überlebte seine Restitution nur sechs Jahre lang; nach abermals überaus grausamer Regierung erlag er der Verschwörung des Philippicus Bardanes und wurde von den Soldaten nebst seinem Sohne Tiberius, einem schuldlosen Knaben, ermordet.

Leontius verdient einen Platz neben den unglücklichsten Thronräubern aller Zeiten. Er scheint übrigens des kaiserlichen Purpurs nicht ganz unwürdig gewesen zu sein; dies beweist die wohlgemeinte und gut angelegte Expedition des Patricius Johannes, für deren schließlichen Miserfolg er nicht die Verantwortung trägt: seine Regierung war eben allzu kurz, um durch einen zweiten Feldzug den Verlust Karthagos wieder wett zu

3) *Theoph.* p. 563, und v. Ranke, «Weltgeschichte», V, Abtheil. 1, S. 193 fg.

4) Schwerlich auch an der Zunge verstümmelt, wie *Theoph.* p. 566 meint (. . . *φινοκοπήσαντες ἅμα καὶ γλῶσσαν κοπήσαντες κτλ.*); denn erstens konnte nach Theophanes' eigener Darstellung Justinian später völlig ungehindert sprechen (p. 572), und dann gedenken die älteren, freilich nichtbyzantinischen Quellen, Beda und (nach ihm) Paulus Diaconus («Hist. Langob.» l. VI, c. 32) blos der Nasenverstümmelung.

5) Die Angabe des Paulus Diaconus («Hist. Langob.», VI, 13), Leontius sei von Apsimarus in dieselbe Stadt, wie Justinian, d. i. nach dem sehr entlegenen Cherson, verwiesen worden, widerspricht dem historischen Zusammenhange. Nach *Theoph.* p. 574 konnte Leontius dem restituirten Kaiser Justinian sofort vorgeführt werden.

machen. Auch spricht zu seinen Gunsten die Thatsache, daß die Bürgerschaft der Hauptstadt ihn nicht verrathen wollte: «τῆς πόλεως παραδοῦναι Λεόντιον μὴ βουλομένης», sagt Theophanes, S. 568.

Von den Münzen, die man unserm Leontius zuschreibt, sind echt nur die Siegesmedaillen mit der Aufschrift D. Leonti A. | Victoria Augusti, deren Vorderseite das mit dem Diadem versehene Porträt des Fürsten aufweist, und deren Rückseite unten ein Kreuz zeigt (Eckhel, «Doctrina nummorum», Bd. 8, S. 229). Es handelt sich bei dieser Gruppe von Siegesmünzen wahrscheinlich um eine Anspielung auf den anfänglichen Sieg des Patricius Johannes (697). Denn einmal ist das der einzige kriegerische Erfolg der Regierung unsers Usurpators, und dann berichtet Theophanes (S. 567) ausdrücklich, Johannes hätte dem Kaiser seine Siege brieflich mitgetheilt. — Du Cange und andere ältere Forscher vindiciren unserm Leontius auch noch vier weitere Münzgruppen mit den Aufschriften: I. D. N. Leontius Perp. Aug. | Victoria Aug. II. D. N. Leontio Perps. Aug. | Victoria Augg. III. D. N. Leontius P. F. Aug. | Victoria Augg. IV. Leontius Perpet. Aug. | Victoria Augustorum. Aber Bandurius (bei Eckhel a. a. O., S. 201 fg.) und Eckhel selber (a. a. O., S. 201 fg., 229) nehmen mit Recht an, daß jene vier Münzgruppen einem älteren Usurpator, Leontius I., angehören, der sich 482 gegen den Kaiser Zeno empörte, den Kaisertitel annahm und sich Jahre lang zu Cilicien und Syrien im Besitze der höchsten Gewalt behauptete, bis er 488, von den Truppen Zeno's besiegt und gefangen, zu Byzanz hingerichtet wurde (s. Theophanes, «Chronographia», I, 198 fg., 201, 204; Gibbon, «Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Untergangs des römischen Weltreiches», deutsch von Sporschil, 2. Aufl., Leipzig 1844, Bd. 8, S. 337 fg.). Die Hauptgründe beider Numismatiker — jene Münzen ähneln auffallend dem Typus der Zeno-Medaillen, und eine der betreffenden Gruppen ist im syrischen Antiochien geprägt, welches um 695 unter arabischer Herrschaft stand — sind in der That überzeugend.

Quellen: Theophanes, «Chronographia» (Bonn 1839—41), Bd. 1, S. 552, 555 fg., 564—574, 579—585, inclusive (Hauptquelle, redigirt um 818 n. Chr.) Nicephorus, «Chronographia compendiaria» (Bonn), S. 752, hier irrthümlich dem Leontius II. eine zehnjährige Regierung vindicirt!) — Beda Venerabilis, «Chronicon seu Liber de sex mundi aetatibus» (verfaßt 726) und hiernach Paulus Diaconus, «Historia Langobardorum» in «Monumenta Germaniae», herausgeg. von G. Waitz, Hannover 1878), l. VI, c. 12, p. 168 nebst Note 5 des Herausgebers, l. VI, c. 13, ibid., l. VI, c. 31, p. 175 nebst Note 2 des Herausgebers, l. VI, c. 32, nebst Note 4 des Herausgebers, hier Leontius irrthümlich «Leo» genannt!, sowie die von G. Waitz ebenda herausgegebenen «Gesta pontificum. Joh. VII.» l. IV, c. 32, p. 175, Note 2). — Literatur: Leopold von Ranke, «Weltgeschichte», Bd. 5, Abth. 1, S. 178—203, 223—228, und Josef Langen, «Geschichte der römischen Kirche von Leo I. bis Nikolaus I.», S. 590 fg., 595—600. *(Franz Görres.)*

LEONTIUS, Bischof von Arelate und erster Metropolit (Patriarch, Primas) von Gallien (zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts).

Die Geschichte dieses Prälaten ist geeignet, das Interesse auch der weitesten gebildeten Kreise zu beherrschen, und zwar wegen seines amtlichen Verkehrs mit Papst Hilarius oder Hilarus, der vom 12. Nov. 461 bis 21. Febr. 408 regierte (vgl. Jaffé, «Regesta pontificum Romanorum», S. 48 fg.), und wegen seines Verhältnisses zu den sogenannten Prädestinatianern und den Semipelagianern.

Die Correspondenz der beiden Hierarchen vermittelt uns zunächst einen orientirenden Einblick in das Wesen und den ganzen complicirten Apparat der mitteleuropäischen Patriarchate im allgemeinen und speciell des gallo-arelatensischen Primats; jener amtliche Verkehr der beiden Kirchenfürsten läßt uns die gegenseitigen Rechte und Pflichten des ersten Metropoliten oder Primas von Gallien und der ihm unterstellten übrigen Metropoliten, sowie der Inhaber der einzelnen Metropolen in ihren wechselseitigen Beziehungen zu den Suffraganen deutlich erkennen. Dem Bischof Leontius als dem ersten Metropoliten und dem Vertreter des gesammten gallischen Episkopats theilt Hilarius seine Erhebung zur päpstlichen Würde mit und ersucht ihn, diese Nachricht auch an die übrigen Bischöfe der ganzen Kirchenprovinz gelangen zu lassen. Auch in seinen sonstigen Schreiben, soweit sie gallische Angelegenheiten betreffen, wendet sich der Nachfolger Leo's des Großen stets an Leontius als das Haupt des gallischen Episkopats. Der Oberhirt von Arles hat die Befugniß und die Pflicht, alljährlich eine Generalsynode zu berufen, und zu diesem Zwecke soll er vorher brieflich die ihm unterstellten Metropoliten der Kirchenprovinzen Viennensis, Lugdunensis, Narbonensis prima, secunda, Alpina auffordern, wiederum ihrerseits ihre Suffraganbischöfe zur Betheiligung an dem Nationalconcil zu veranlassen [1]). Ueber ganz Gallien im vollen Sinne hat sich also der Arelatensische Primat nicht erstreckt: die wichtigste und wesentlichste Thätigkeit des Leontius als des ersten Metropoliten beschränkte sich auf die soeben genannten fünf Kirchenprovinzen. Ein vollständiges Patriarchat über ganz Gallien war für die damalige Zeit durch die politische Zerklüftung des Landes, um dessen Besitz Römer, Franken, Westgothen und Burgunder rangen, selbstverständlich ausgeschlossen [2]).

1) Jaffé, «Regesta», p. 48, ep. 327; «Quantum reverentiae», vom 25. Jan. 462, p. 48 fg., ep. 328; «Dilectioni meae», vom J. 462, ep. 329; «Miramur fraternitatem», vom 3. Nov. 462, ep. 330; «Quamquam notitiam», vom 3. Dec. 462, ep. 331; «Qualiter contra sedis», vom 10. Oct. 463, ep. 332; «Sollicitis admodum», vom 24. Febr. 464, ep. 334; «Etsi meminerimus», vom J. 464, ep. 337; «Movemur ratione», vom J. 465 (?). 2) Näheres über den Primat des Leontius, freilich in anderm Zusammenhange, in des Unterzeichneten Aufsatze «Ueber die Entstehung des Metropolitanranges der Trierischen Kirche» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XVII, Heft 1, S. 165—200, S. 179 fg.

Hefele («Conciliengeschichte», 2. Aufl., Bd. 2, S. 589 fg., 600) und Rud. Baxmann («Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII.», Bd. 1, S. 14 fg.) lassen unsern Leontius als «Erzbischof» gelten. Nun ist es zwar nach obigen Ausführungen richtig, daß er nicht nur alle Functionen eines Erzbischofs, d. h. eines Metropoliten, sondern sogar die eines Primas oder Patriarchen wahrgenommen hat. Aber nach Ausweis seiner Correspondenz mit dem römischen Bischof und seiner Synodalunterschriften nannte er sich stets nur episcopus, es läßt sich sogar quellenmäßig erhärten, daß die gallischen Metropoliten zum mindesten bis tief ins 7. Jahrh. hinein nicht archiepiscopi waren, sondern einfach sich mit dem Titel episcopi begnügten (s. die Belege in des Unterzeichneten Aufsatze «Ueber die Entstehungszeit des Archiepiskopates und des Metropolitan-Ranges der Trierischen Kirche» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XVI, H. 1, S. 194 fg.). Natürlich ist auch die Bezeichnung «Primas» oder «Patriarch» im Zeitalter des Leontius dem Abendland unbekannt.

Weiter erhellt aus der Correspondenz der beiden Kirchenfürsten, daß Leontius trotz seiner scheinbar so glänzenden hierarchischen Machtstellung nichts ist als das devote, gefügige Werkzeug des herrschgewaltigen, ihn geistig hoch überragenden römischen Bischofs, der, über die Ausübung des sogenannten Primats Petri weit hinausgehend, sich, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich in seinen Beziehungen zur Gallischen Kirche als Universalbischof gerirt. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß Leontius dem neugewählten Papst Hilarius brieflich zur Erhebung Glück wünscht, noch ehe dieser ihm seine Beförderung mitgetheilt [3]). Das mag man als einen Act loyaler Höflichkeit gegenüber dem ihm persönlich befreundeten Pontifex gelten lassen, aber in den nachstehenden zwei Specialfällen hat Hilarius über den Kopf des arelatensischen Metropoliten, der allein zuständigen Instanz, hinweg gallische Angelegenheiten, Interna der Gallischen Kirche, eigenmächtig als episcopus universalis entschieden: a) Rusticus, Bischof und Metropolit von Narbonne, hatte seinen Archidiakon Hermes zuerst zum Bischof von Béziers geweiht, und als ihn diese Stadt nicht annahm, zu seinem eigenen Nachfolger auf dem Stuhle von Narbonne empfohlen. Hermes wurde in der That Inhaber der septimanischen Metropole, aber der Prinz Friedrich, Bruder des Westgothenkönigs Theoderich II. (453—466), und andere klagten darüber in Rom, und Papst Hilarius forderte infolge hiervon im November 462 den Bischof Leontius, als den Primas von Gallien, zum Bericht darüber auf. Am 19. Nov. veranstaltete Hilarius, schon vor dem Eintreffen der Antwort des arelatensischen Metropoliten durch die Bischöfe Faustus von Riez (Regium) und Auxanius von Aix (in der Provence) über die betreffenden Vorfälle genau unterrichtet, in Rom in Gegenwart der beiden Prälaten eine von Bischöfen verschiedener Provinzen besuchte Synode, welche einen Mittelweg einschlug: einerseits bestätigte sie den Hermes im Bisthum Narbonne, weil Rusticus ihn zu seinem Nachfolger blos empfohlen, nicht wirklich bestallt hatte, andererseits aber entzog das päpstliche Concil dem Hermes das Metropolitanrecht, andere Bischöfe zu ordiniren, und übertrug dieses, solange Hermes lebe, dem ältesten Suffragan; das Interesse der Wahlfreiheit erforderte ja, daß solche Empfehlungen für bischöfliche Stühle nicht ungerügt blieben [4]). Wahrscheinlich rühren von dieser päpstlichen Synode auch die weiteren Verordnungen her, welche Hilarius gleichfalls in das Schreiben aufnahm, worin er die gallischen Bischöfe von der Maßregelung des Hermes benachrichtigt, daß nämlich alljährlich große Concilien aus verschiedenen Provinzen unter dem Vorsitz des Metropoliten Leontius und auf dessen Einladung abgehalten, die schwierigsten Sachen aber nach Rom gebracht werden sollten, daß kein Bischof ohne ein Schreiben seines Metropoliten in eine fremde Kirchenprovinz reisen dürfe u. s. w. [5]) b) Mamertus, Bischof und Metropolit von Vienne, derselbe, der die Bittgänge, die sogenannten Processionen, einführte, weihte, mit Verletzung der Verfügung des Papstes Leo des Großen von 450, wodurch die Kirchenprovinz Vienne so getheilt wurde, daß nur Valence, Tarantaise, Genève und Grenoble bei Vienne verblieben, die übrigen Bisthümer aber zur Metropole Arles gehören sollten (Leonis I. papae ep. 66 ad episc. Metrop. Arelat. bei Mansi VI, p. 76), im J. 463 für die Stadt Dea (Die), welche der päpstlichen Verfügung gemäß zu Arles gehörte, trotz des Protestes der Einwohner jener Stadt einen Bischof und erlaubte sich damit zugleich einen flagranten Eingriff in die Primat- und Metropolitanrechte des Arelatensers. Im Auftrage des Papstes, bei dem sich der Territorialherr von Dea und Vienne, der Burgunderkönig Gundiac, beschwerte, veranstaltete Leontius alsbald, wol zu Arles selbst, ein Nationalconcil, und dieses entsandte eines seiner Mitglieder, den Bischof Antonius, nach Rom, um dem Pontifex genauen Bericht zu erstatten. Der Rechtsfall wurde schließlich durch den Papst selber in seinem Antwortschreiben an die 21 gallischen Concilväter vom 24. Febr. 464 entschieden; in diesem Schreiben heißt es, Mamertus von Vienne und der durch ihn ordinirte Bischof von Dea hätten eigentlich die Absetzung verwirkt, er (der Papst) wolle aber Gnade für Recht ergehen lassen, und beauftrage deshalb den Bischof Veranus (einen der 21) als seinen Legaten, den Mamertus vor die Alternative zu stellen, entweder der Leoninischen Entscheidung sich zu unterwerfen oder auch noch den Verlust der 4 Suffragane, die ihm noch geblieben, zu gewärtigen. Der unrechtmäßig eingesetzte Bischof von Dea aber solle durch

3) Diese Correspondenz bei Basnage («Ann. politico-eccl.», tom. III, p. 506 ad a. Chr. 462, Nr. IV).

4) Mansi, «Concilior. collectio», VII, p. 933 und die Erläuterungen von Basnage, III, p. 507, c. VI und Hefele a. a. O., S. 589 fg. 5) S. das betreffende päpstliche Schreiben an Leontius vom 3. Dec. 462 vollständig bei Mansi, VII, p. 943 fg. und in extenso bei Jaffé, S. 49, ep. 330 nebst Hefele's Erläuterungen (a. a. O., S. 590).

Leontius nachträglich bestätigt und so zum rechtmäßigen Bischof geweiht werden.[6])

Man sieht, in beiden seinem Urtheil unterbreiteten gallischen Angelegenheiten entschied Hilarius in der Sache selbst mit kluger Milde, um nicht durch vorzeitige Strenge Anstoß zu erregen; ihm genügte die Rolle eines thatsächlichen episcopus universalis. In letzterer Hinsicht bemerkt den bisherigen Ausführungen zufolge Hefele (S. 590), seine Meinung über beide Rechtsfälle zusammenfassend, durchaus zutreffend: «Hatte hier Papst Hilarius eine gallische Angelegenheit in einer römischen Synode entschieden, so befahl er nicht lange später, daß eine andere in Gallien entstandene Streitfrage, die an ihn gebracht worden, auf einer gallischen Synode untersucht werde.» Mit Fug betont ferner Rud. Baxmann (a. a. O., S. 14 fg.), Leontius von Arles sei vom Papst Hilarius zu seinem Organ für Mittheilungen an die Bischöfe in Gallien erhoben worden.

Um 475 veranstaltete Leontius ein gallisches Nationalconcil gegen die sogenannten Prädestinatianer und namentlich gegen den Priester Lucidus. Die Synode nebst ihrem Vorsitzenden, gänzlich beeinflußt und getäuscht von dem geistig hochragenden Bischof Faustus von Riez, glaubte wol, indem sie acht Anathematismen gegen den sogenannten Prädestinatianismus sanctionirte und die Unterwerfung des Lucidus entgegennahm, aufrichtig der Orthodoxie, der correcten Augustinischen Gnadenlehre, zu dienen, in Wahrheit aber förderte Leontius, in den Spitzfindigkeiten des Dogmas nicht recht zu Hause, nebst seiner Synode das Interesse der semipelagianischen Häresie. Dieser Zusammenhang der Dinge erhellt aus folgenden Erwägungen: a) Lucidus und seine Anhänger sind nicht etwa als Vorläufer der bekannten calvinistischen Prädestinationslehre zu betrachten, können vielmehr selbst nach dem Urtheil eines hochconservativen Kritikers der Römischen Kirche kaum als Häretiker gelten; der Cardinal Noris («Hist. Pelagiana», l. II, c. 15, p. 178 fg. edit. Patav. 1678 bei Hefele a. a. O., S. 597) hält nämlich Lucidus und Genossen für meist ungebildete und unangesehene Leute, die sich wohl nur durch sophistische Einwürfe der Semipelagianer von ihrem ursprünglichen Augustinischen Standpunkt zum extremen Prädestinatianismus haben hinreißen lassen. Derselben Ansicht sind mit Fug Basnage (S. 534 fg., Nr. IV, V, ad a. Chr. 475) und Hefele (S. 597). b) Alles, was wir über die fragliche Synode wissen, rührt von Faustus, dem geistigen Leiter derselben, her: sein Brief an Lucidus mit der Aufforderung, sechs darin präcisirte Anathematismen zu unterzeichnen, um der drohenden Suspension durch das Concil zu entgehen (bei Mansi VII, p. 1017 fg.), sowie die im Auftrage des Arelatensers verfaßte Schrift «De gratia Dei et humanae mentis libero arbitrio libri II», nebst dem Prolog ad Leontium (bei Mansi VII, p. 1007), der die Synodalacten, soweit sie sich auf die Controverse von der Gnadenlehre beziehen, enthält. c) Faustus war unzweifelhaft ein enragirter Semipelagianer: «Sein Werk ist durch und durch im semipelagianischen Sinne gehalten, und unter dem Schein, gegen den Prädestinatianismus zu kämpfen, tritt er darin fortwährend gegen Augustin in die Schranken» (Hefele, S. 600; s. auch Basnage, S. 507—509, Nr. VII). Unbegreiflich ist es also, wenn Baronius meint: «Faustus Lucidum . . . ad poenitentiam perduxit». Mit mehr Recht fällt also Basnage (S. 535, Nr. V) über jenen Priester, der sich durch Faustus zweimal (vor und nach dem Concil) zur Unterwerfung veranlassen ließ, folgendes Urtheil: «Verum enimvero Lucidum potius habemus pro transfuga, qui desertis B. Augustini castris, in quibus hactenus militaverat, impulsore Fausto ad Semi-Pelagianas partes defecit».[7]) Mit Recht hält es Hefele (S. 601) für nicht unwahrscheinlich, «daß auch auf einer weiteren von Leontius, dem ersten Metropoliten, wo nicht präsidirten, so doch mindestens besuchten Synode, die zu Lyon stattfand, nicht minder, als auf der zu Arles die semipelagianische Richtung durch den geistig prädominirenden Faustus von Riez vertreten, vorgeherrscht hat. Ganz vereinzelt, weil über das Ziel hinausschießend, steht die These Maugin's («Veterum auctorum, qui IX. seculo de praedestinatione et gratia scripserunt etc.», Paris 1650, t. II, p. 165, bei Hefele S. 597), wonach die Semipelagianer die Synode von Arles, sowie die von Lyon fingirt hätten (!).

Abgesehen von seinen Beziehungen zu Papst Hilarius und zu den Semipelagianern und angeblichen Prädestinatianern ist über unsern Leontius nicht viel bekannt. Nicht einmal über die Zeitdauer seines Episkopats sind wir im Klaren: gewiß ist nur, daß er 461 schon als Bischof fungirte, und daß sein Ableben später als 475 erfolgt ist. Weiter hat Basnage (S. 506 fg. ad a. Chr. 462, c. V) in trefflicher Argumentation gegen Baronius nachgewiesen, daß Leontius' unmittelbarer Vorgänger, Ravennius, im J. 449 ordinirt wurde, und daß Aeonius nicht der Vorgänger, sondern der unmittelbare Nachfolger unsers Arelatensers gewesen ist, daß endlich nach Aeonius der berühmte Cäsarius als erster Metropolit Galliens gewaltet hat. Ferner hat Basnage (S. 507, Nr. V) gegen den Cardinal überzeugend nachgewiesen, daß Faustus mit unserm Leontius und nicht etwa mit einem etwas ältern gleichnamigen Oberhirten von Fréjus (Forum Julii) correspondirt hat. Aus dem Namen, sowie aus dem historischen Zusammenhang läßt sich schließen, daß unser Arelatenser romanischer Abstammung war.

Leontius erscheint als eine durchaus subalterne Natur, als Mann ohne alle geistige Initiative; seine Friedensliebe war keineswegs mit jener Charakterstärke gepaart, die der ebenso wichtige als schwierige Posten

6) S. die betreffenden drei päpstlichen Schreiben vom 10. Oct. 463, 24. Febr. 464 und vom J. 464 (ungewissen Datums) vollständig bei Mansi, VII, p. 936 fg., 938 fg. und in extenso bei Jaffé, S. 48 fg., ep. 331, 332, 334; das Nähere bei Basnage, III, p. 510 fg. ad a. Chr. 463, Nr. III und Hefele a. a. O., S. 590 fg.

7) S. auch Hase, «Kirchengeschichte»[10], 143 fg.

eines gallischen Patriarchen, zumal in jenem Uebergangsstadium der antiken Welt, so dringend erheischte. Wie er gegenüber dem herrschgewaltigen römischen Bischof seine hierarchische Selbständigkeit verlor, so büßte er gegenüber dem geistig hochbegabten semipelagianischen Suffraganen seine dogmatische Selbständigkeit ein und beförderte, ohne es recht inne zu werden, in erheblichem Maße die Häresie. Kein Wunder, daß dieser Mann des Friedens par excellence auch den unterstellten Metropoliten und Suffraganen gegenüber die äußerste Langmuth und Verträglichkeit bewies.[8])

(Franz Görres.)

LEONTODON, eine von Linné aufgestellte Compositengattung mit gleichehigen, zungenblütigen Köpfchen und eiförmigem oder länglichem Hüllkelche, dessen innerste Blättchen in 2—3 Reihen stehen, fast gleich groß und zur Fruchtzeit unverändert oder seltener verdickt-concav sind, dessen äußere Blättchen in vielen Reihen stehen und theils allmählich kürzer, theils sämmtlich klein sind. Der Blütenboden ist flach, mit feinen Härchen besetzt oder wollig oder mit kleinen Grübchen versehen. Die Zungenblüten sind an der Spitze abgestutzt, fünfzähnig; die Staubbeutel am Grunde pfeilförmig, die Griffeläste dünn, die Achenen länglich-linealisch, stielrund, schwach gestreift, am Grunde etwas zusammengezogen, an der Spitze bisweilen in einen Schnabel verschmälert, die Pappusstrahlen ein- bis zweireihig, gefiedert, am Grunde bisweilen etwas verdickt, stehenbleibend, die äußern bisweilen kürzer und fast einfach.

Hierher gehören ausdauernde oder selten einjährige Kräuter mit ganzrandigen, grob-gezähnten oder fiederspaltigen grundständigen Blättern, einfachen oder spärlich-ästigen, blattlosen und nur an den Verzweigungen mit Schuppen besetzten Schaften, endständigen, einzelnen Köpfchen, kahlen oder behaarten Hüllkelchen, gelben Blumenkronen und kahlen Achenen. Die Gattung wird im engern und weitern Sinne aufgefaßt, in letzterm sind etwa 40 Arten dazu zu rechnen, von denen eine in Nordamerika, die übrigen in Europa, Asien und dem nördlichen Afrika einheimisch sind. Folgende Untergattungen werden hiervon unterschieden, welche bisweilen auch als besondere Gattungen betrachtet worden sind:

1) Oporinia *Koch.* Wurzelstock kurz, gestutzt; Achenen sämmtlich von gleicher Gestalt, an der Spitze ein wenig zusammengezogen, Pappusstrahlen fast gleich, alle federig, am Grunde verbreitert und schwach gesägt, die zuerst erscheinenden Schafte einfach, die spätern oft ästig; Köpfchen aufrecht; Haare einfach.

2) Apargia *Schultz.* Wurzelstock kurz, abgestutzt; Achenen an der Spitze wenig zusammengezogen oder kaum in einen kurzen Schnabel verschmälert, alle von gleicher Gestalt. Innere Pappusstrahlen federig, am Grunde ein wenig dicker und schwach gesägt, die äußern kurz, rauh. Schaft meist einfach; Haare einfach oder gegabelt.

3) Thrincia *Roth.* Wurzelstock kurz, abgestutzt. Aeußere Achenen dünner und mit einem sehr kurzen, becherartigen, gezähnelten Pappus gekrönt, die übrigen an der Spitze etwas zusammengezogen, Pappusstrahlen zahlreich, fast zweireihig, federig. Schaft einfach.

4) Asterothrix *Cassini.* Wurzel oder Wurzelstock spindelförmig, senkrecht absteigend, ausdauernd. Achenen an der Spitze in einen deutlichen Schnabel verschmälert; Pappusstrahlen meist zahlreich und dünn. Schaft einfach; Haare sternförmig.

5) Streckera *Schultz.* Wurzelstock oder Wurzel spindelförmig, senkrecht, ausdauernd. Aeußere Achenen fast ungeschnäbelt mit äußerst kurzem Pappus, innere dünner, an der Spitze in einen ziemlich langen Schnabel ausgezogen. Schaft einfach; Haare einfach.

6) Deloderium *Cassini* oder Fidelia *Schultz.* Wurzel einjährig. Achenen in einen ziemlich langen Schnabel verschmälert, Pappusstrahlen am Grunde fast spreublattartig verdickt, meist alle von gleicher Gestalt. Die spätern Schafte bisweilen ästig.

7) Kalbfussia *Schultz.* Wurzel einjährig. Randachenen von den Deckblättern des Hüllkelchs fest eingeschlossen, kaum geschnäbelt und ohne Pappus, die übrigen mit einem deutlichen Schnabel und am Grunde fast spreublattartig verbreiterten Pappusstrahlen.

8) Millina *Cassini.* Wurzel aus zahlreichen Knollen zusammengesetzt; Achenen in einen deutlichen Schnabel verschmälert und alle von gleicher Gestalt; Pappus wie bei Apargia.

9) Millinoides *Bentham.* Wurzel vielknollig. Randachenen sehr häufig ohne Pappus, fast wie Millina. Hierher gehört nur Apargia tuberosa *Sibthorp.*

(A. Garcke.)

LEONTOPOLIS ist der Name mehrerer Städte im alten Aegypten. Die ansehnlichste derselben lag im Deltalande nordöstlich von Memphis zwischen dem phatnischen und dem tanitischen Nilarm. Nach ihr erhielt in der griechisch-römischen Zeit ein Theil des ehemaligen Nomos Chont Abot, des 14. unterägyptischen, den Namen Leontopolites. Es gibt Nomosmünzen, welche für diesen Gau unter der Regierung der Kaiser Hadrian und Antoninus geprägt worden sind.[1]) Auf dem Revers derselben figurirt als Abzeichen des Gaues, der griechischen Benennung entsprechend, ein Löwe, theils für sich dargestellt im Sprunge von links nach rechts, theils als Emblem, stehend auf der linken Hand einer Göttergestalt, in welcher zuerst Tôchon d'Annecy den Gott Horus er-

8) Dies läßt sich schließen aus einem Schreiben des Bischofs Ruricius an Aeonius von Arles (bei Basnage, S. 506 fg., Nr. V), wo es heißt: «Agnito transitu sancti et venerabilis apud me recordationis Domini mei decessoris vestri Leontii animo et mente confusus diu multumque tristatus sum. . . . Peculiari prece deposco, eo mecum agere habeatis affectu, ut Dominum Leontium praemisisse et commutasse potius quam perdidisse cognoverim.»

1) Zoëga, «Numi Aegyptii imperatorii», S. 117, Nr. 186, S. 204, Nr. 377, Taf. XXI; Tôchon, «Recherches sur les médailles des nomes», S. 169—172; S. Birch im «Numismatic Chronicle», II, 100; Pinder und Friedländer's «Beiträge zur älteren Münzkunde», I, 152; J. de Rougé in der «Revue numismatique», N. S. XV, 48; G. Ebers, «Cicerone», I, 61.

kannt hat. Auf der unter Antoninus geprägten Münze hält die Horusfigur das ägyptische Schlachtschwert mit einem Hinweis (wie J. de Rougé richtig erklärt hat) auf die Erzählung [2]), daß vor Zeiten einmal Horus im Nomos Chont Abot die Gestalt eines Löwen mit Menschenkopf angenommen und als solcher über seine Gegner triumphirt habe, eine Erzählung, mit welcher allem Anschein nach die Aegypter sich den in Leontopolis bestehenden Löwencultus [3]) ätiologisch verständlich zu machen versucht haben. Leontopolis wird auch in phantastischen Erzählungen von Alexander's des Großen wunderbarer Geburt als Name der von ihm gegründeten Stadt Alexandria erwähnt. [4]) *(R. Pietschmann.)*

LEONTOPOLIS, Stadt an der phönizischen Küste Syriens (*Λεόντων πόλις*, Leontos oppidum), lag nach Strabo (XVI, 22) zwischen Berytos und Sidon, nach Skylax südlich von Sidon, nach Plinius (V, 17) dagegen nördlich von Berytos, zwischen Berytos und dem Lykos-Flusse. Mannert nahm an, Leontopolis sei identisch mit Porphyreon, das jedoch bei Skylax von Leontopolis ausdrücklich unterschieden wird. Viel mehr Beifall fand de Saulcy's Vorschlag, Leontopolis an der Mündung des Leontes-Flusses (Nahr el-Kasimiye) zu suchen. So verlegte E. Renan («Mission de Phénicie», p. 595) Leontopolis nach Bordsch-el-Hawa an der Kasimiye, ähnlich E. Babelon (Fr. Lenormant, «Histoire ancienne de l'Orient», 9. Ausg., VI, 477), welcher Mahallib, einen unmittelbar an der Mündung der Kasimiye gelegenen Ort vorzieht. G. Colonna-Ceccaldi dagegen («Léontopolis de Syrie», in der «Revue archéologique», N. S. XXIII, 169—172) folgt den Angaben von Plinius und erklärt für das alte Leontopolis den zwischen Beirut (Berytos) und dem Nahr-el-Kelb (Lykos) am Nahr Antelias gelegenen Flecken Antelias. *(R. Pietschmann.)*

LEONURUS (Herzkraut, Herzgespann), eine von Tournefort aufgestellte, von Linné angenommene Gattung der Labiaten mit kreiselförmigem oder röhrig-glockigem, fünfnervigem Kelche, dessen 5 fast gleich großen Zähne an der Spitze pfriemlich, starr und oft stechend sind. Die Blumenkronröhre ist meist kürzer als der Kelch, innen nackt oder mit einem schief verlaufenden Haarkranz, am Schlunde erweitert, der Kronsaum zweilippig mit länglicher, aufrechter, ganzrandiger, gewölbter oder fast flacher Oberlippe und abstehender, dreitheiliger Unterlippe mit seitlichen länglichen Zipfeln und verkehrt-herzförmigen Mittellappen. Von den 4 Staubgefäßen sind die beiden vordern länger, alle steigen unter dem Helme parallel auf und treten aus der Röhre entweder deutlich hervor oder überragen dieselbe kaum, die Beutel sind zweifächerig mit parallelen oder selten auseinander gehenden Fächern. Der Griffel ist an der Spitze zweispaltig mit pfriemlichen oder selten kurzen, gleich langen Zipfeln. Die Nüßchen sind dreikantig, an der Spitze abgestutzt, glatt.

Hierher gehören aufrechte Kräuter mit meist eingeschnitten-lappigen Blättern, von denen die untern breit und fast handförmig, die obern und blütenständigen allmählich schmaler, eingeschnitten oder grob-gezähnt und alle länger als die Blüten sind. Die Quirle sind dicht sechs- bis vielblütig, achselständig, voneinander entfernt oder die obersten gehäuft, von pfriemlichen oder borstenförmigen Deckblättchen unterstützt; die Blüten sind roth, blaßgelb oder weiß, sitzend.

Bekannt sind aus dieser Gattung gegen 10, in Europa und dem außertropischen Asien einheimische, zum Theil sehr verbreitete Arten, von denen einige auch in Amerika vorkommen, aber dort wahrscheinlich eingeführt sind.

Die Gattung zerfällt in 3, von einigen Botanikern als selbständige Gattungen angesehene Sectionen:

1) Chaiturus. Blüten klein mit einer die Kelchzähne nicht überragenden Blumenkrone, einer innen ringlosen Kronröhre und auseinander tretenden Antherenfächern. Hierher gehört nur Leonurus Marrubiastrum *Linné.*

2) Cardiaca. Blumenkrone weit länger als der Kelch, Kronröhre innen mit mehr oder weniger deutlichem Ringe, selten ringlos; Antherenfächer parallel oder zuletzt nur sehr wenig auseinandertretend.

3) Panzeria. Kelch größer als in den beiden andern Abtheilungen mit breiten spitzen Zähnen; Kronröhre innen stets ohne Ring; Antherenfächer parallel. *(A. Garcke.)*

Leopard, s. unter Felis.

LEOPARDI (Giacomo, Graf), einer der hervorragendsten italienischen Dichter der Neuzeit, zugleich bedeutender Philolog und Philosoph, wurde geboren am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona unweit des berühmten Wallfahrtsortes Loreto. Sein Vater, der Graf Monaldo Leopardi, hatte sich durch verfehlte ökonomische Speculationen, durch einige politische und kirchlich-politische Schriften von übertrieben reactionärem Charakter, sowie durch seine Bigotterie bekannt gemacht, war übrigens ein geistig unbedeutender Mann, der sich von seiner Frau beherrschen ließ (vgl. «Appendice all' Epistolario», p. LV fg.). Um so energischer war Leopardi's Mutter, die Marchesa Adelaide Antici, welche mit eisernem Willen den Zweck verfolgte, die ökonomischen Verluste des Hauses durch Sparsamkeit wieder zu ersetzen, welchem Zwecke sie ihre Mutterliebe und das Glück ihrer Kinder opferte (vgl. «App. all' Epist.», p. XV, XXXVII; D'Ovidio, «Saggi critici», Neapel 1879, p. 661 fg.). Leopardi's Verhältniß zu seinen Aeltern war niemals ein inniges; um so inniger dagegen dasjenige zu dem jüngeren Bruder Carlo und der Schwester Pauline (vgl. Costa, «Lettere di Paolina Leopardi a Marianna ed Anna Brighenti», Parma 1837; D'Ancona, «La Famiglia di Giacomo Leopardi», Rom 1878). Die häusliche Erziehung war eine sehr strenge (vgl. Belli, «L' educazione domestica di Giacomo Leopardi», Girgenti 1877), das

---

2) Naville, «Textes relatifs au mythe d'Horus», Taf. XVIII; H. Brugsch in den «Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen», XVI, 206 und 233. 3) Ueber heilige Löwen, die in Aegypten gehalten wurden, vgl. Aelian, «De natura animalium», XII, 7. 4) *Διὰ τὸ τὴν τῆς Ὀλυμπιάδος γαστέρα ἐσφραγίσθαι λέοντος εἰκόνι*, Stephan von Byzanz unter *Ἀλεξάνδρειαι.*

Familienleben freudelos und durch die Bigotterie des Hauses, sowie auch durch den Geiz der Mutter verdüstert (vgl. «App. all'Epist.», p. XXXV). Bis zu seinem 14. Lebensjahre wurde Leopardi von zwei Priestern unterrichtet, dann aber, in strengster Zucht gehalten, im übrigen jedoch seinen eigenen Studien überlassen, brachte er sein Leben in der reichen, noch jetzt vorhandenen Bibliothek seines Vaters zu, lernte hier ohne Lehrer die alten und mehrere moderne Sprachen, mit Vorliebe aber das Griechische, worin er es zur unübertroffenen Meisterschaft brachte (vgl. Giordani im Vorwort zum 3. Bde. der «Opere di Giacomo Leopardi», S. 14), untergrub aber durch Ueberanstrengung (vgl. «Epistolario», I, 12) seine Gesundheit und legte den Grund zu seinem späteren lebenslänglichen Elend. Im J. 1816 begann er seine schriftstellerische Thätigkeit mit Abhandlungen über Gegenstände des griechischen Alterthums und der griechischen Literatur, welche er in der von F. A. Stella zu Mailand herausgegebenen Zeitschrift «Spettatore italiano e straniero» veröffentlichte. Im J. 1817 gab er zwei griechische Gedichte heraus, welche großes Aufsehen erregten und lange für Orginale galten, bis sich der junge Gelehrte selbst als deren Verfasser öffentlich erklärte. Es folgten 1818 die Canzonen «All' Italia» und «A Dante», worin er über die politische Versunkenheit, 1820 die Canzone an Angelo Mai, in welcher er über die untergegangene literarische Größe Italiens klagte. Inzwischen war ihm das Leben im väterlichen Hause und der Aufenthalt zu Recanati, wo nach seinem Dafürhalten «alles Tod, Thorheit, Dummheit, Literatur ein unerhörtes Wort» war («Epist.», I, S. 33), unerträglich geworden, sodaß er den Plan zu einer heimlichen Flucht entwarf («Append. all' Epist.», XXXVI fg. und S. 6—15; vgl. Piergili, «Giacomo Leopardi vuol fuggire dalla casa paterna», in der «Nuova Antologia», Heft vom 15. Febr. 1879). Durch einen Zufall wurde der Plan entdeckt und die Flucht unterblieb. Er fühlte sich fortan unsäglich unglücklich, theils weil er im Hause noch immer als ein Kind behandelt wurde und über keinen Heller verfügen konnte («Epist.», I, 86 und öfter), theils weil seine Gesundheit bereits ruinirt war («Epist.», I, 61, 66 fg.). So ward seine Gemüthsverfassung immer düsterer, trübsinniger, bitterer, verzweiflungsvoller (vgl. «Epist.», I, S. 180 fg.); er hielt sich für den allerunglücklichsten unter den Menschen und war sogar mit Selbstmordgedanken beschäftigt («Epist.», I, 185 und öfter). Erst 1822 konnte er das verhaßte Recanati verlassen und nach Rom gehen, wohin er sich im November dieses Jahres begab und wo er sich bis zum nächsten Mai aufhielt. Auch dort fühlte er sich jedoch unglücklich; der Besuch von Tasso's Grab war sein einziges Vergnügen («Epist.», I, 292). Die damaligen Römer kamen ihm eitel und unwissend vor; dagegen zogen ihn die Fremden, besonders die Deutschen an. Unter den Deutschen, deren Bekanntschaft Leopardi in Rom machte, ragen Niebuhr und Bunsen hervor (vgl. «Freiherr von Bunsen, geschildert von seiner Wittwe», I, 224 fg.). Jener empfahl ihn dem Staatssecretär Cardinal Consalvi, welcher dem jungen Gelehrten eine Anstellung in Aussicht stellte, wenn er in den geistlichen Stand treten würde, was Leopardi jedoch verweigerte. Auch Niebuhr's Versuch, ihm eine Professur in Berlin zu erwirken, blieb erfolglos. Desgleichen zerschlug sich Leopardi's Plan, mit irgendeinem vornehmen Engländer, Deutschen oder Russen ins Ausland zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Reicher an Enttäuschungen, aber auch an Ergebung (vgl. «Epist.», I, 285), kehrte er im Mai 1823 nach Recanati zurück und brachte daselbst in der Einsamkeit, fortwährend leidend und klagend, gleichwol aber Tag und Nacht mit ernsten Studien beschäftigt («Epist.», I, 352 fg.), zwei weitere Jahre zu. Dann zog er im Juli 1825 über Bologna nach Mailand, wo er bei dem Buchhändler Stella bis Anfang October sich aufhielt, damit beschäftigt, eine neue Ausgabe und italienische Uebersetzung der Werke Cicero's vorzubereiten, welche Arbeit jedoch nicht über das im gleichen Jahre herausgegebene Programm gediehen ist. Von Mailand ging er wieder nach Bologna, nährte sich daselbst von Privatunterricht und dem geringen Ertrag seiner Schriften, besuchte von dort aus Ravenna (vgl. C. Ricci, «Giacomo Leopardi a Ravenna», in dessen «Note storiche e letterarie», Bologna 1881, p. 49 fg.), veröffentlichte eine Sammlung von Gedichten und die Uebersetzung des «Martyriums der heiligen Väter vom Berge Sinai» in der Sprache des 14. Jahrh., welche er so glücklich nachahmte, daß die Arbeit für ein Werk des Trecento galt. In Bologna machte er die Bekanntschaft mit der gelehrten und geistreichen Gräfin Malvezzi und dieses Verhältniß füllte damals einen großen Theil seines Lebens aus («Epist.», I, 456), obschon es von kurzer Dauer war. Bunsen's Bemühungen, ihm eine Anstellung zu verschaffen, hatten keinen Erfolg. Wohl stellte die päpstliche Regierung bald das Secretariat bei der Akademie der Künste in Bologna, bald eine Professur zu Rom in Aussicht, allein es blieb bei leeren Versprechungen (vgl. Tobler, «Ungedruckte Briefe des Grafen Giacomo Leopardi an Bunsen», im «Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur», Leipzig 1874, S. 239 fg.). Als es sich aber darum handelte, Leopardi einen Lehrstuhl für italienische Literatur in Bonn oder in Berlin zu bieten, fühlte sich der unglückliche Gelehrte bereits so leidend, daß er auf immer den Plan, Italien zu verlassen, aufgeben mußte.

Den Winter 1826—27 brachte Leopardi wieder im älterlichen Hause zu, dann ging er im Frühling 1827 über Bologna nach Florenz, wo sich zu seinen sonstigen Leiden ein hartnäckiges Augenübel gesellte, sodaß er weder arbeiten noch auch das Zimmer verlassen konnte und nur im Verkehr mit bedeutenden Männern, wie Gino Capponi, Niccolini, Giordani, Manzoni, Colletta, Bunsen u. a., welche ab und zu ihn besuchten, einigen Trost fand. Den Winter 1827—28 brachte er, des milden Klimas wegen, in Pisa zu, im Sommer 1828 war er wieder in Florenz. Die Leiden hatten etwas nachgelassen, die Klagen hörten aber niemals auf. Er verkehrte fast nur mit dem Kreise von Männern, der sich um Vieusseux versammelte («Epist.», II, 98), ohne sich für ihre patriotischen Bestrebungen begeistern zu können, da ihm seine pessimistische Philosophie den Glauben an die Menschheit geraubt hatte und er

von der vollkommenen Nutzlosigkeit alles dessen überzeugt war, was die Menschen für das Glück der Völker unternehmen, da der Mensch «von der Natur zum Unglück verdammt» sei (vgl. das Gedicht an den Marchese Gino Capponi). Der im Sommer 1828 erfolgte Tod seines jüngeren Bruders Luigi, noch mehr aber der Mangel an Mitteln, um in der Ferne länger leben zu können, bestimmten ihn im Herbst 1828 in die «schauervolle Nacht von Recanati» («Epist.», II, 91) zurückzukehren, wo er wieder zwei Jahre, bis zum Mai 1830, zubrachte, eine Zeit, welche zu den trübsten Perioden seines Lebens gehört, da seine physischen Leiden zunahmen und seine düstern Gedanken ihn verzehrten. Im Mai 1830 verließ er zum letzten mal seine Heimat und seine Familie, die er nie wiedergesehen hat. Ueber Bologna ging er abermals nach Florenz, wo er wieder unter den alten Freunden lebte. Hier übergab er, da er überzeugt war, sie nicht mehr selbst verarbeiten noch ordnen zu können, seine philologischen Manuscripte dem ihm befreundeten schweizerischen Philologen Ludwig von Sinner, der eine Auswahl derselben 1835 im «Rheinischen Museum» zu Bonn veröffentlichte (vgl. Piergili, «Nuovi documenti», Einleitung II; «App. all' Epist.», p. XX fg., 147 fg., 187; D'Ovidio, «Saggi crit.», p. 952 fg.). Gegenwärtig sind diese Manuscripte in der Biblioteca Magliabechiana zu Florenz, wohin sie nach von Sinner's Tode gekommen sind.

In der Widmung zu der 1831 bei Piatti in Florenz erschienenen, neuen Ausgabe seiner Gedichte nahm Leopardi Abschied von den Wissenschaften mit den Worten: «Ich hoffte, daß diese theuern Studien mich in meinem Alter würden aufrecht erhalten haben und glaubte, nach dem Verlust aller andern Freuden und aller andern Güter meiner Kindheit und Jugend einen Schatz erworben zu haben, der mir von keiner Gewalt, keinem Misgeschick würde geraubt werden können. Aber kaum 20 Jahre alt wurde mir dies mein einziges Gut durch eine Schwäche der Augen und der Eingeweide, welche mich zwar des Lebens beraubt, mir aber keine Hoffnung gibt zu sterben, gänzlich und, wie ich glaube, für immer genommen. Ich darf nicht klagen, meine theuern Freunde, das Bewußtsein der Größe meines Misgeschicks gestattet mir nicht zu jammern. Alles habe ich verloren; ich bin ein dürrer Stamm, der aber noch empfindet und leidet. Nur euch habe ich in dieser Zeit gewonnen; und eure Gesellschaft, welche mir die Studien und jede andere Freude ersetzt, würde fast meine Leiden aufwiegen, würden nur diese meine Leiden mir gestatten, derselben mich so, wie ich möchte, zu erfreuen, und wüßte ich nicht, daß mein Geschick mich auch dieser berauben wird, indem es mich zwingt, die Jahre, die mir bleiben, verlassen von jedem Troste der Bildung, an einem Orte zu weilen, wo die Todten sich besser befinden als die Lebenden. Doch eure Liebe wird mir bleiben und wird vielleicht noch fortdauern, wenn dieser Körper, der schon nicht mehr lebt, in Asche verwandelt sein wird.»

Getäuschte Liebeshoffnung — eine Erfahrung, die er, dank seinem buckligen, verunstalteten Körper, wiederholt gemacht (vgl. Mestica, «Gli amori di Giacomo Leopardi» im «Fanfulla della Domenica», 4. April 1880; Pieretti, «Sugli amori di Giacomo Leopardi» in der «Rassegna Settimanale», 5. Bd., 18. April 1880) — vertrieb ihn plötzlich aus Florenz (vgl. «Epist.», II, 169). Heimlich verließ er die Arnostadt am 1. Oct. 1831 und ging nach Rom, wo er von Kummer erfüllt und mit immer mehr geschwächter Gesundheit den Winter zubrachte. Im März 1832 kehrte er nach Florenz zurück und hielt sich bis zum Herbst des folgenden Jahres dort auf, stets leidend und dazu noch ohne Mittel, sein bescheidenes, für ihn absolut werthlos gewordenes Dasein zu fristen. Der Neapolitaner Antonio Ranieri, der sich ihm in jugendlicher Begeisterung genähert hatte und in Florenz mit ihm zusammenwohnte, lud Leopardi ein, mit ihm nach Neapel zu gehen. Der Dichter nahm die Einladung an, traf am 2. Oct. 1833 in Neapel ein und brachte hier, von Ranieri und dessen Schwester Pauline liebevoll und sorgfältig gepflegt, die letzten vier Jahre seines Lebens zu. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem deutschen Dichter Platen, mit welchem er innig befreundet wurde (vgl. Schulz, «Giacomo Leopardi», S. 262). Hier lebte er noch einmal auf, sodaß er zu neuen Arbeiten und zur Vollendung schon begonnener die Kraft wiederfand. Er veranstaltete eine neue Auflage seiner «Operette morali», schrieb einige kleinere Werke in Prosa, dichtete seine letzten Canzonen und vollendete sein satirisch-politisches Heldengedicht, die «Paralipomeni della Batracomiomachia», worin er nicht allein die Carbonari und ihre Verschwörungen, sondern auch überhaupt den Glauben und die Gläubigen aller Zeiten schonungslos geißelte und verspottete. Während er bestrebt war, gegen die damals in Neapel wüthende Cholera sich zu schützen und derselben zu entfliehen dachte, starb er in den Armen seines Freundes Ranieri am Nachmittag des 14. Juni 1837 im Alter von fast 39 Jahren. Mit Mühe gelang es Ranieri, die sterblichen Ueberreste seines Freundes vor der Beerdigung in der gemeinsamen Grube auf dem Cholerakirchhofe zu bewahren und sie in der Gruft der Pfarrer der Kirche San Vitale in Fuorigrotta bei Neapel beisetzen zu lassen. Der ihm in der Vorhalle der Kirche gesetzte Denkstein trägt folgende, von P. Giordani verfaßte Inschrift: Al Conte Giacomo Leopardi Recanatese, | Filologo ammirato e fuori d' Italia, | Scrittore di Filosofia e di Poesie altissimo, | Da paragonare solamente coi Greci, | Che fini di XXXIX anni la vita, | Per continue malatte miserissima. | Fece Antonio Ranieri, | Per VII anni fino all' estrema ora congiunto | All' amico adorato MDCCCXXXVII.

Schriften: a) Poetisches. Als Dichter ging Leopardi, obwol er, im Gegensatz zu der romantischen Schule, zu den Classikern gerechnet zu werden pflegt, seine eigenen Wege und ist, seiner Verehrung des Alterthums, besonders des griechischen, und seiner Anlehnung an dasselbe ungeachtet, durch und durch ein moderner Mensch. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch vollendete Meisterschaft der Sprache und des Rhythmus, durch die Fülle origineller, durchgängig großer Gedanken und durch eine bei italienischen Dichtern seltene Gemüthstiefe. Seine

Poesie ist eine durchaus subjective, sie ist die Lyrik des Schmerzes, der Welt- und Menschenverachtung, der Lebensmüdigkeit, der Verzweiflung. Die Gedichte sind fünfmal zu seiner Lebenszeit gedruckt worden («Versi», Bologna 1824 und 1826; «Canti», Florenz 1831 und 1836; Neapel 1835); nach seinem Tode sind sie öfters mit und ohne Erläuterungen erschienen (Turin 1853, 1857, 1879; Venedig 1852; Mailand 1864, 1874; Neapel 1860; Livorno 1869; Florenz 1869; Parma 1881 u. s. w.; in einer prunkvollen Folioausgabe Rom 1882; neueste Ausgabe von Mestica, Florenz 1886) und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt worden (deutsch von Kannegießer, Leipzig 1837; von Hamerling, Hildburghausen 1866; von Gustav Brandes, Hannover 1869; von Paul Heyse, Berlin 1878; einzelnes von Ebeling, Henschel, v. Hoffinger u. A.). Die «Paralipomeni della Batracomiomachia» erschienen zuerst in Paris, 1842; dann 1860 zu Florenz und gleichzeitig zu Neapel; 1869 zu Livorno, mit Erläuterungen von Fr. Ambrosoli u. s. w. Eine längere, 1816 entstandene Dichtung («Appressamento della morte. Cantica inedita di Giacomo Leopardi pubblicata con uno studio illustrativo ecc.», Mailand 1880) gab Zarino Volta heraus. In jüngster Zeit sind noch erschienen: «Pompeo in Egitto. Tragedia», herausgegeben von Avoli (Rom 1884); «Scritti inediti sconosciuti», herausgegeben von Benedettucci (Recanati 1885).

b) Philosophisches. Was Schopenhauer für Deutschland, das ist Leopardi für Italien gewesen. Die Nichtigkeit des Daseins, das Elend des Lebens ist sein Grundgedanke. Niemand hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt. «Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannichfaltigkeit von Formen und Wendungen, mit solchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und erregend wirkt» (Schopenhauer, «Die Welt als Wille und Vorstellung», II, 675). Die Schriften, in welchen er seine Weltanschauung niedergelegt hat, sind, außer den Dichtungen, folgende: «Operette morali» (Mailand 1826, 1827; Florenz 1834; Livorno 1870); «Prose» (Italia 1835; Mailand 1873, 1874); «Pensieri» (Florenz 1874). Aus der unübersehbaren Zahl von Schriften über Leopardi's Weltanschauung sind zu nennen: Solimani, «Filosofia di Giacomo Leopardi raccolta e disaminata» (Imola 1853); Chiarini, «Della filosofia Leopardiana» (Livorno 1870); Giozza, «Le Metamorfosi del pensiero poetico di Giacomo Leopardi e carattere del suo scetticismo» (Benevento 1875); Baragiola, «Giacomo Leopardi filosofo, poeta e prosatore» (Straßburg 1876); Caro, «Le pessimisme au XIX[e] siècle. — Leopardi-Schopenhauer-Hartmann» (Paris 1878); Giannini, «Studio critico su Giacomo Leopardi» (Neapel 1879); Novara, «Lo svolgimento psicologico nelle poesie di Giacomo Leopardi (Carmagnola 1879); Mestica, «Il Verismo nella poesia di Giacomo Leopardi (Rom 1880); Cappelletti, «Lo scetticismo di Giacomo Leopardi (Parma 1881); Cassarà, «La politica di Giacomo Leopardi nei Paralipomeni» (Palermo 1886); Lojacono, «Il sentimento della Natura nel Leopardi» (Neapel 1881).

c) Philologisches. Trotz seines riesigen philologischen Wissens, trotz der Zahl seiner philologischen Schriften wird man wol nicht urtheilen können, daß Leopardi auf diesem Gebiete Werke von hervorragendem, bleibendem Werthe geschaffen habe. Seine diesbezüglichen Werke bieten mehr biographisches als wissenschaftliches Interesse dar. Wir nennen: «La guerra dei topi e delle rane, Poema. Traduzione dal greco» (Mailand 1816); «Della fama avuta da Orazio presso gli antichi» (ebendas. 1817); «Inno a Nettuno d' incerto Autore, nuovamente scoperto. Traduzione dal greco» (ebendas. 1817; von Leopardi selbst griechisch verfaßt); «Libro secondo dell' Eneide, tradotto» (ebendas. 1817); «La Torta. Poemetto di A. Settimio Severo, tradotto» (Recanati 1822); «Notae in M. Tullii Ciceronis de Republica quae supersunt» (Rom 1822); «Annotazioni sopra la cronaca d' Eusebio» (ebendas. 1823); «Martirio de' Santi Padri del monte Sinai e dell' eremo di Raitu, composto da Ammonio Monaco; volgarizzamento ecc.» (Mailand 1826); «Discorso in proposito di una orazione greca di Giorgio Gemisto Pletone, e volgarizzamento della medesima (ebendas. 1827); «Excerpta ex schedis criticis Jac. Leopardi comitis» (Bonn 1835); «Traduzione della Satira di Simonide sopra le donne» (Florenz 1841); «Studi filologici» (Neapel 1852); «Ode d' Orazio, tradotto» (Recanati 1867); «L' Arte poetica d' Orazio travestita ed esposta in ottava rima» (Camerino 1869); «Interpretazione delle Rime di Francesco Petrarca» (Mailand 1826, 1867, 1876; Florenz 1838, 1854, 1864, 1870, 1876, 1882, 1886 u. s. w.); «Crestomazia italiana» (2 Bde., Mailand 1886; Neapel 1874).

d) Gesammtausgaben. Die erste Ausgabe von Leopardi's «Opere», welche sein Freund Ranieri besorgte, erschien 1845 in zwei Bänden bei Le Monnier in Florenz und wurde später dreimal (1856, 1865, 1880) wieder abgedruckt. Einen dritten Band, die «Studi filologici» enthaltend, fügten Pietro Pellegrini und Pietro Giordani hinzu (Florenz 1845 und 1853); sodann ergänzte P. Viani diese Ausgabe durch einen vierten Band: «Saggio sopra gli errori popolari degli antichi» (ebendas. 1846). Ein Abdruck dieser Ausgabe ist 1860 in einem Bande zu Neapel erschienen. In neuester Zeit sind zwei weitere Bände, jugendliche Arbeiten Leopardi's, meist philologischen Inhalts, enthaltend, hinzugekommen («Opere inedite di Giacomo Leopardi, pubblicate sugli autografi recanatesi da Giuseppe Cugnoni», Halle 1878—80).

e) Briefwechsel. «Epistolario di Giacomo Leopardi con le iscrizioni greche triopee da lui tradotte e le lettere di Pietro Giordani e Pietro Colletta all' autore; raccolto e ordinato da Prospero

Viani» (2 Bde., Florenz 1849, 1856, 1864; Neapel, Vitale, 1859, 1860). — «Appendice all' Epistolario e agli scritti giovanili di Giacomo Leopardi a compimento delle edizioni fiorentine, per cura di Prospero Viani» (Florenz 1878). Ein zweiter Supplementband zu dieser Ausgabe steht in Aussicht. Seit Viani's letzter Sammlung sind erschienen: «Al conte Giulio Perticari. Lettera inedita di Giacomo Leopardi, pubblicata da Gius. Monti» (Recanati 1879); «Lettere di Giacomo Leopardi al conte Monaldo suo padre, per cura del Sac. Antonio Zuccarini» (Turin 1880); «Le tre lettere di Giacomo Leopardi intorno alla divisata fuga dalla casa paterna, pubblicate da Gius. Piergili» (Turin und Rom 1880); «Due lettere inedite di Giacomo Leopardi, pubblicate da Gugl. Stella» (Venedig 1880); «Lettera inedita di Giacomo Leopardi al Conte Venanzio Broglio d' Ajano» (veröffentlicht durch G. Mestica in der Zeitschrift «Il Preludio», 1881, Nr. 1 und 2); «Otto lettere di Giacomo Leopardi a Carlo Pepoli» (Bologna 1881).

Biographische Quellen. Die Hauptquelle über Leopardi's Leben fließt in seinen Schriften, vorzüglich in seinem Briefwechsel («Epistolario», ed. P. Viani, 2 Bde., Florenz 1849, 1856, 1864; Neapel 1859, 1860; «Appendice all' Epistolario», ed. P. Viani, Florenz 1878), worin er sich, wie sein Bruder Carlo versichert, ganz dargestellt hat, wie er war. Demnächst ist von Wichtigkeit die von A. Avóli in der Zeitschrift «Gli studi in Italia» veröffentlichte «Autobiografia di Giacomo Leopardi compiuta e corredata di documenti nuovissimi» (1881 und 1883), sowie A. Ranieri's «Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di G. Leopardi», im ersten Band der Le Monnier'schen Gesammtausgabe von Leopardi's «Opere», sowie desselben «Sette anni di sodalizio con Giacomo Leopardi» (Neapel 1880). Die beste und vollständigste Lebensbeschreibung Leopardi's schrieb aber der Franzose Bouché-Leclercq in «Giacomo Leopardi, sa vie et ses œuvres» (Paris 1874). Sehr bedeutend ist auch G. Piergili's «Nuovi documenti intorno agli scritti ed alla vita di Giacomo Leopardi» (Florenz 1882). F. Montefredini's «La vita e le opere di Giacomo Leopardi» (Mailand 1881) ist mehr eine Streitschrift als eine Biographie. Sonst sind aus der ungemein reichen biographischen Literatur noch hervorzuheben: G. J. Montanari, «Elogio biografico al conte Giacomo Leopardi» (Rom 1848); R. Giotti, «La vita di Giacomo Leopardi» (Turin 1862); A. Dovari, «Giacomo Leopardi, Studio critico-biografico» (Ancona 1877); Cesare Rosa, «Della vita e delle opere di Giacomo Leopardi. Cenni biografici e critici» (Ancona 1880); Teresa Leopardi (Carlo Leopardi's Witwe), «Notes biographiques sur Leopardi et sa famille» (Paris 1881); de Sanctis, «Studio su Giacomo Leopardi» (Neapel 1885); Costa, «Note leopardiane» (Parma 1886). Unter den deutschen Arbeiten sind die bedeutendsten: H. W. Schulz, «Giacomo Leopardi, sein Leben und seine Schriften» (in Reumont's «Italia», 2. Jahrg., Berlin 1840); A. von Reumont, «Giacomo Leopardi» (in des Verfassers «Beiträgen zur italienischen Geschichte», 2. Bd., Berlin 1853); Gustav Brandes, «Giacomo Leopardi's Leben und Werke» (Hannover 1859). Nahezu erschöpfende Auskunft über die Schriften von und über Leopardi enthält Capelletti's «Bibliografia Leopardiana» (2. Aufl., Parma 1882). *(G. A. Scartazzini.)*

LEOPOLD I., deutscher Kaiser 1658—1705. Der Kaiser Ferdinand III. hatte seinem ältesten Sohne, Ferdinand, dem Erben der österreichischen Länder, auch die Nachfolge in Deutschland gesichert; am 31. Mai 1653 wurde Ferdinand zum römischen König gewählt und am 18. Juni zu Regensburg gekrönt, aber schon nach Jahresfrist starb, 21jährig, Ferdinand IV. am 9. Juli 1654 an den Blattern. Der zweite Sohn des Kaisers, Leopold, geboren am 9. Juni 1640, ein vierzehnjähriger Knabe beim Tode seines älteren Bruders, sollte der Erbe der Kronen, der Nachfolger des Kaisers im Heiligen Römischen Reiche werden, nachdem er bisher als für den geistlichen Stand, für eines der großen Bisthümer Passau oder Salzburg bestimmt gegolten hatte. Zunächst empfing er die Huldigung der österreichischen Stammländer und Ungarns, 1656 auch die der böhmischen Stände. In Deutschland aber waren vielfache und schwierige Verhandlungen zur Sicherung der Wahl nöthig, die erst einen ernstern Verlauf nahmen, als am 2. April 1657 Kaiser Ferdinand III. starb, als dessen Nachfolger Leopold I. am 1. August 1658 die Kaiserkrone erhielt, nicht ohne die Macht derselben durch neue Wahlcapitulationen noch mehr geschwächt zu haben. Die Zersplitterung des Reiches ließ dasselbe nicht als eine politische Macht erscheinen, sondern nur als eine geographische Einheit; die Kaisermacht sank durch die Sonderbestrebungen der deutschen Reichsfürsten, die fast souveräne Gewalt besaßen, ihre besondere Kriegsmacht hielten, ihre specielle diplomatische Vertretung im Auslande hatten, Bündnisse unter sich und mit dem Reichsfeinde abschlossen, die Edicte der Reichskammergerichte und des Reichshofrathes unausgeführt, ganz unbeachtet ließen. Dem Kaiser fehlte die unmittelbare Herrschergewalt über die Reichsgenossen, ein Heer und ein Reichseinkommen. Der Kaiser besuchte den deutschen Reichstag nicht mehr, so wurde derselbe ein permanenter Gesandtencongreß (seit 1663), in welchem die kurfürstlichen, die fürstlichen und reichsstädtischen Collegien eine äußerst schwerfällige Thätigkeit entfalteten. Hannover wurde vom Kaiser eine neunte Kurwürde verliehen (1692), dem Kurfürsten von Brandenburg (1700) die preußische Königskrone. Immer mächtiger erhob sich das Haus Hohenzollern durch den Waffenruhm gegen Schweden und Polen, durch die Sparsamkeit und Tüchtigkeit seiner Verwaltung, sodaß der Kaiser mit ihm Bündnisse schloß und sich seines kriegsgeübten, tapfern Heeres gerne und oft bediente. In Deutschland wuchsen also neben der Kaisergewalt Souveräne empor, während der übrige Theil in fast 300 Herrschaften (von Reichsgrafen, Erzbischöfen, Bi-

schöfen, Aebten, Reichsstädten) mit Unmassen von Particularrechten zerfiel, das Bild der Feudalität des Mittelalters mitten in der Staatenwelt der neuern Zeit, fürwahr kein Gegengewicht zu der starken, centralisirten französischen Königsgewalt, der es geglückt war, die Einheit des Reiches in der stärksten Form zum Ausdruck zu bringen, die Besonderheiten der Provinzen Frankreichs aufzuheben, die Macht des Adels zu brechen, die corporativen Privilegien überall zu beseitigen und selbst die Kirche zu einer national-französischen umzugestalten.

Ohne eigentliche Machtmittel, selbst stets dem Krieg abgeneigt, dem Waffenhandwerk fremd, führte Leopold I. gleichwol durch das ganze Halbjahrhundert seiner Regierung fortgesetzt Kriege. Vom Vater hatte er das Bündniß mit Polen geerbt, das einen Krieg mit Karl X. von Schweden herbeiführte, zudem zeigte ihm die Haltung des siebenbürgischen Großfürsten Rákoczy, seines Feindes und Rivalen um die ungarische Krone, die Nothwendigkeit, Polen beizustehen. Im Sommer 1657 rückten die Kaiserlichen unter Hatzfeld, an dessen Seite Montecuculi, de Souches, Spork waren, in Polen ein, eroberten Pinczow, umzingelten Krakau, wandten sich dann, mit Polen vereint, gegen Rákoczy und drängten ihn immer weiter gegen Osten, bis er demüthig um Frieden bat, indeß das österreichische Hauptcorps unter Hatzfeld und Montecuculi nach Posen vorrückte und dort Winterquartiere bezog. Der Kurfürst von Brandenburg hatte seinen Frieden mit Polen geschlossen und drangen jetzt seine Colonnen mit den Oesterreichern im Norden vor und besetzten Alsen. Montecuculi und die Preußen nahmen jetzt auch die bisher von schwedischen Garnisonen besetzten Orte von Pommern, bis Karl X. (Gustav) von Schweden, der auch Kopenhagen schon bedrohte, durch die Intervention der englisch-holländischen Flotte sich zum Frieden geneigt zeigte, welcher nach dem während der Verhandlungen erfolgten Tode des Schwedenkönigs von seinem Nachfolger zu Oliva (am 3. Mai 1660) abgeschlossen wurde. Oesterreich gab seine Eroberungen heraus, dafür wurde die ungarische Grenze gesichert und Rákoczy abgesetzt. Vielfache Parteiungen in Siebenbürgen führten zum Bürgerkriege, die Türken rückten vor, der Kaiser rief den Reichstag um Hülfe an, der zögerte, die kaiserliche Armee war gering an Zahl, und so mußte man es geschehen lassen, daß die Türken ganz Ungarn durchstreiften bis Gran und Neuhäusel, erst 1664 ward dem Kaiser Hülfe von deutschen Reichscontingenten, und Ludwig XIV., vom Papste dazu angeregt, sandte 6000 Franzosen. De Souches, der kaiserliche Corpsführer, eröffnete den Feldzug in Oberungarn mit Glück, den Hauptschlag aber führte Graf Raimund Montecuculi mit den vereinigten Corps bei der Abtei St. Gotthardt an der Raab, wo die kaiserliche Armee den ersten glänzenden Türkensieg erfocht am 1. Aug. 1664. Unter dem Eindrucke dieses Sieges hätten die Kaiserlichen die Offensive ergreifen müssen, aber der Kaiser trat sofort in Friedensverhandlungen und am 10. Aug. 1664 wurde zu Vasvár der Friede auf 20 Jahre geschlossen, in welchem der Kaiser sich verpflichtete, Siebenbürgen zu räumen, das Apaffy unter dem Doppelschutze des Kaisers und des Sultans als Großfürst regieren sollte. Großwardein und Neuhäusel blieben in den Händen der Türken. Bald darauf zeigten sich in Ungarn deutlich die Zeichen einer Gärung in den Magnatenkreisen, die immer höher stieg und bald zur Empörung wurde. Immer lauter klagte man darüber, daß der Reichstag seit Jahren nicht berufen, die ungarische Verfassung vielfach verletzt, gegen ihre Bestimmungen fremdes Kriegsvolk in Ungarn einquartiert werde, in manchen Comitaten Nichtungarn die obersten Stellen erhalten hätten und zudem die Protestanten arg bedrückt und verfolgt worden seien. Die «katholischen Reclamationen» erregten die Gemüther auf das äußerste, selbst der wiener Bischof Emmerich Sinelli (so berichtet Esaias Pufendorf, der schwedische Gesandte, in seiner Relation) erhob seine Stimme gegen die «Vehemenz und Schärfe» der Jesuiten. Die Verschwörung, deren Leiter der Graf Nadasdy, der Banus von Kroatien Graf Peter Zrinyi, dessen Schwager Graf Franz Frangipani, Graf von Tattenbach aus Untersteiermark, Graf Thurn, Landeshauptmann von Görz, waren, wurde auch von Frankreich unterstützt. Aber die Regierung war von allen Anschlägen unterrichtet, bekam Zrinyi's Brief in die Hände, der auch mit der Pforte unterhandelte. Die Kaiserlichen marschirten gegen die Aufständischen und trieben diese Milizen mit leichter Mühe in die Flucht. Die Magnaten Zrinyi und Frangipani gaben ihre Sache verloren, eilten nach Wien, um dort die Gnade des Kaisers anzurufen und einen Versuch der Rechtfertigung zu machen. Sie wurden daselbst verhaftet, nach Wiener-Neustadt gebracht und nun ihnen und ihren Genossen der Hochverrathsproceß gemacht. Am 30. April 1671 wurden Zrinyi und Frangipani in Neustadt, Nadasdy in Wien, am 1. Dec. Tattenbach in Graz hingerichtet, Graf Thurn wurde lebenslänglich eingekerkert (gest. 1689). Die Folgen dieser Vorgänge zeigten sich in den verstärkten katholischen «Restaurationen».

Der Kaiser mochte unter solchen Umständen einem Kriege mit Frankreich gerne ausweichen, dessen König zuerst diplomatisch den Wiener Hof gänzlich isolirte, dann seine kriegerischen Unternehmungen gegen die Niederlande begann und das deutsche Rheingebiet an Frankreich, durch Verträge mit den Kurfürsten, fesselte. Der Kaiser beschloß, die deutschen Reichsstände zu schützen und entsandte Montecuculi, der mit dem Großen Kurfürsten cooperiren sollte, aber vor Turenne stets zurückwich. Leopold schloß 1673 mit den Generalstaaten von Holland und Spanien eine Allianz, aber der Krieg wurde ohne jede Energie geführt, die Franzosen behaupteten das linke Rheinufer, und hatten mehrere entscheidende Siege bei Senef in den Niederlanden, bei Sinzheim und Enzheim auf dem deutschen Schauplatze zu verzeichnen. In Wien fiel endlich der Minister Fürst Wenzel Lobkowitz, des Einverständnisses mit Frankreich, der jede Action lähmenden Intriguen überwiesen; aller seiner Würden beraubt, wurde er auf sein Schloß Raudnitz verbannt. Im J. 1675 war Montecuculi glücklicher, siegte bei Saßbach, fiel

sogar in Frankreich ein. Der Krieg wurde meist um feste Plätze und um die Wegnahme der Magazine noch fortgeführt; Schweden trat an die Seite Frankreichs, wurde bei Fehrbellin völlig geschlagen, sodaß jetzt die diplomatischen Friedensverhandlungen beginnen konnten. Ludwig gelang es zuerst, Holland zu gewinnen, dann zeigte sich, daß die Reichsfürsten ihre Hülfe nicht mehr gewähren wollten; so schlossen die österreichischen Abgesandten am 5. Febr. 1679 zu Nimwegen den Frieden ab, in welchem Freiburg im Breisgau bei Frankreich blieb, dem Herzog von Lothringen, jetzt Schwager des Kaisers, Nancy und Longwy genommen wurden, weshalb er den Besitz des übrigen Lothringens gar nicht antrat und Frankreichs Politik also einen gewaltigen Sieg davontrug. In der folgenden Friedenszeit setzte Ludwig seine räuberische Politik gegen Deutschland fort, durch die Reunionskammern und die Geltendmachung der von diesen erhobenen Ansprüche auf rheinländisches, elsässisches und lothringisches Gebiet. Der Kaiser aber hatte vollauf zu thun, um die ungarischen Aufstandsversuche niederzuhalten; dieses Ab- und Zuströmen von Truppen nach und von Ungarn hatte den Ausbruch der Pest zur Folge. Zeitgenössische Chroniken berichten über das plötzliche Hinsterben der Massen, über das Vordringen der entsetzlichen Seuche nach Wien (1679). Der Kaiser flüchtete nach Heiligenkreuz, von dort nach Mariazell, einem steirischen Wallfahrtsorte, auch dorthin drang die «Pestilenz», so zog der Kaiser nach Linz, während das Land schrecklich decimirt wurde. Die geringste Schätzung ergibt einen Verlust von 70,000 Menschenleben. Wie in Wien, so wüthete die Seuche in den Städten Ungarns, Steiermarks, Mährens und Böhmens. In Prag, wo zuletzt der Kaiser Zuflucht suchte, starben 30,000 Menschen. — Die Unzufriedenheit in Ungarn hatte inzwischen nicht aufgehört, der Landtag, der nach 10 Jahren wieder einmal in Preßburg tagen sollte, wurde in das königstreue Oedenburg verlegt (1681), eine äußerste Partei unter Tököly lehnte jeglichen Ausgleich ab. Die zur Transaction Geneigten erhoben gleichfalls Recriminationen, der Klerus protestirte gegen Besteuerung, die weltlichen Magnaten gegen die Verfolgung des Protestantismus. Tököly aber wandte sich an die Pforte, die alsbald seine bewaffnete Erhebung unterstützte, und im Juli 1682 führte ihm Ibrahim, Pascha von Ofen, 40,000 Mann zu. Viele Städte capitulirten, Tököly ließ sich vom Sultan zum König ernennen, gewann rasch Oberungarn. Der Kaiser protestirte bei der Pforte vergeblich, auf dem Regensburger Reichstage verlangte er fruchtlos Hülfe, der Kurfürst von Brandenburg, auf das äußerste verstimmt, weigerte die Unterstützung seiner kriegs- und sieggewohnten Scharen. Die Noth drängte, da ließ der Kaiser die Werbetrommel rühren, 6 Regimenter Cavalerie und 4 Kroatencompagnien wurden neu formirt, unvollständige Regimenter ergänzt, einzelne patriotische Adelige rüsteten mit ihrem Gelde dem Kaiser Truppen, der Kaiser warb 4000 Polen und bezahlte sie aus seiner Chatoulle. Die Nachrichten ließen es außer Zweifel, daß die Türken wieder einmal auf Wien marschirten. In Wien rüstete man sich zur Vertheidigung, die Bauern der Umgebung fällten Bäume zu Pallisaden, die Häuschen an den Stadtmauern wurden abgetragen, die Keller verschüttet. Der «untere Wend» (heute Leopoldstadt) bedeckte sich mit Erdwerken, die Bürgerschaft übte sich im Dienste. Die Soldaten wurden unregelmäßig bezahlt, in ihren Reihen wühlten Verräther, so desertirte z. B. das ganze Regiment Thun zu Tököly, überall machte sich Mangel an Vorräthen fühlbar. Das waren schlimme Anzeichen. Die Türken setzten über die Leitha — inzwischen waren die Geschütze von Wien nach Raab gebracht worden; die Lage war trostlos. Der Kaiser hatte unterdeß Bündnisse geschlossen, um Hülfe von auswärts zu erlangen, so mit Baiern (durch Graf Kaunitz), mit Sachsen (durch Graf Windischgrätz), mit Polen (durch Graf Waldstein). Allen französischen Einflüssen zum Trotze und trotzdem Joh. Görgey, der Abgesandte Tököly's, sich auf das äußerste dagegen anstrengte, trat der König von Polen, Johann Sobieski, auf des Kaisers Seite, der Papst gab dem Grafen Martinitz Geld für den Kaiser und unterstützte ihn auch durch moralischen Einfluß. Ursprünglich wollte des Kaisers Schwager, der treffliche Herzog Karl von Lothringen, die Türken von Wien ablenken, durch einen Angriff auf Gran oder Neuhäusel, aber die Unternehmung erwies sich als unmöglich. Die Türken zogen, gegen ihren Kriegsgebrauch, gerade auf Wien los. Bei Petronell an der Donau kam es zum Kampfe, in welchem die Türken siegten. Jetzt stieg die Angst und das Entsetzen. Am 8. Juli 1683 um 8 Uhr abends verließ Leopold I. mit der hochschwangern Gemahlin, den Kindern, der Kaiserin-Witwe, seiner Stiefmutter, Wien, 200 Kürassiere gaben ihm das Geleite. Die kaiserliche Familie litt thatsächlich Hunger. Leopold setzte die Reise längs der Donau bis nach Passau fort. Dies gab das Signal für viele Tausende bemittelte und waffenfähige Männer zur Flucht. Ein «geheimes Deputirtencollegium», an dessen Spitze Ernst Heinrich Rüdiger Graf Starhemberg, Feldzeugmeister und Stadtcommandant, leitete die «Defension» der wehrlosen Stadt, in welcher nun Alt und Jung, Arm und Reich schanzen helfen mußte. Karl von Lothringen gab einen Theil seines Corps zur Vertheidigung ab, die Kaufleute und die Handwerkerzünfte stellten 4000, die Studenten 700 Mann, das Verhältniß der Vertheidiger zu den Belagerern war immer noch das von 1 : 12. Am 14. Juli 1683 lagerte sich der Großvezir Kara Mustapha mit seiner Armee vor Wien, das nun seine zweite, weltberühmte Türkenbelagerung (1683) auszuhalten hatte, bis zum 12. September, während die Türken mit Feuer und Schwert die Umgebung vernichtet hatten. Der Heldenmuth der Besatzung und der Bürgerwehr (Bürgermeister Liebenberg) hielt Stand, Lothringen hielt 6 Wochen das Marchfeld, wehrte dann die Vereinigung Tököly's mit Kara Mustapha ab und unterhielt die Verständigung mit den Belagerten. Dann zog er nach Krems, woher die deutschen Reichstruppen zum Entsatze kamen. Am Tulnerfelde erfolgte die Vereinigung der Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben und Polen. Max Emanuel von Baiern, Johann Georg

von Sachsen, Fürst von Waldeck, Markgraf Ludwig von Baden waren die Führer, an der Spitze der Polen war König Johann Sobieski, um ihn geschart die Blüte des polnischen Adels. Als Adjutant des Herzogs Karl von Lothringen, des Commandanten der Kaiserlichen, ist Prinz Eugen von Savoyen bedienstet. Die Entsatzarmee commandirte, als im Range der Höchste, König Sobieski. Die Entsatzschlacht unter den Mauern Wiens am 12. September 1683 in Verbindung mit dem Ausfall der Vertheidiger brachte die Entscheidung, die Osmanen wichen, ihre Niederlage artete in tolle Flucht aus. Am 13. Sept. zogen die Feldherren in die gerettete Stadt ein, eine an Wahnsinn grenzende Freude empfing die Befreier. Zwei Tage später hielt der Kaiser seinen Einzug. Die ganze Christenheit jubelte, das Abendland, die christliche Cultur hatte gesiegt über die Barbarei des Orients. Nur Ludwig XIV. war tief verstimmt, er hatte einen andern Ausgang herbeigewünscht und durch 3 Tage entzog er sich allem Verkehr. Das Heer der Osmanen wurde nach Ungarn verfolgt und Gran genommen. Im Juni 1684 begann der Krieg von neuem, nach mehreren zum Theil vortheilhaften Gefechten gingen die Kaiserlichen an die Belagerung der Festung Ofen, ohne sie den Osmanen entreißen zu können. Glücklicher waren die kaiserlichen Waffen 1685. Bei Gran erfocht Karl von Lothringen einen glänzenden Sieg. Im J. 1686 fiel auch Ofen, die Festung, welche 146 Jahre lang in den Händen der Osmanen gewesen. Tököly's Einfluß hatte allmählich im ganzen Lande abgenommen, große und befestigte Plätze fielen in die Hände der Kaiserlichen, die 1687 am Berge Harsan, unweit Mohacs, einen glänzenden Sieg erfochten. Im J. 1688 konnten die Kaiserlichen zur Offensive übergehen, geführt vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern drangen sie in Serbien ein und eroberten Belgrad (am 6. Sept. 1688). Eine Folge dieses Siegeszuges war die dauernde Befreiung Ungarns und seiner Nebenländer von der Türkenherrschaft, die Ausdehnung und Sicherung der kaiserlichen Herrschaft im Osten, in Ungarn selbst eine bedeutsame Aenderung der Verfassung. Der König von Ungarn wurde ein Erbfürst und das Wahlrecht des Reichstages hörte auf; die sogenannte Andreas'sche Clausel (31. Artikel des 1222 König Andreas II. abgezwungenen Gesetzes), welche den Ständen das Recht zusprach, bei Verletzung der Verfassung durch den König bewaffneten Widerstand zu leisten — ein codificirtes Recht zur Insurrection —, wurde beseitigt.

Von all diesen Dingen, dem Kampfe mit den Türken und den aufständischen Ungarn, völlig in Anspruch genommen, ohne jegliche Unterstützung von den verrätherischen, ganz und gar dem französischen Einflusse ergebenen Rheinbundfürsten, hatte der Kaiser es geschehen lassen, daß Straßburg ohne Schwertstreich geraubt, überfallen und vom Deutschen Reiche losgerissen wurde. Dem Bündniß von Holland und Schweden war Leopold beigetreten, aber das Deutsche Reich ließ ihn völlig im Stiche, und durch die Türkennoth völlig beschäftigt, nahm er 1684 den ihm von Frankreich gebotenen Waffenstillstand an, der den Raub Straßburgs bestätigte. Als Ludwig XIV., nach dem Aussterben der Simmernschen Linie, für seine Schwägerin, die Herzogin von Orléans, geborene Kurprinzessin von der Pfalz, Elisabeth Charlotte (Liselotte), die Erbfolge beanspruchte und den Krieg eröffnete, vereinigte der Kaiser sich mit deutschen Reichsfürsten zur Vertheidigung des deutschen Grenzlandes. Von 1688—97 dauerte der Reichskrieg, in welchem Ludwig die Pfalz niederbrennen ließ (bruler le palatinat), die Kaiserlichen kämpften am Rhein und in Italien wider die Franzosen, aber auch wider die Türken. Die Folgen dieser Theilung der Streitkräfte in dem Doppelkriege machten sich denn auch auf allen Schauplätzen fühlbar: Belgrad ging wieder verloren, auch am Rheine und in Italien konnten es die Kaiserlichen nicht zu entscheidenden Siegen bringen. Wichtig aber war, daß durch die zweite englische Revolution (1688) und den Sturz der Stuarts in dem alten Feinde Frankreichs, Wilhelm (III.) von Oranien als englischem Könige, dem Kaiser ein mächtiger Bundesgenosse erstand, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, das Uebergewicht Frankreichs zu brechen und ihm, zumal zur See, entgegenzutreten. Er hielt die lockere Allianz zusammen, sodaß Ludwig endlich die Hand zum Frieden bot, der auch bei Ryswick im October 1697 abgeschlossen wurde, worin Ludwig alle reunirten Länder, mit Ausnahme des Elsaß, herausgab. Es ist der Anfang der französischen Niederlagen, des Niederganges der französischen Macht, der königlichen Allgewalt des vierzehnten Ludwig in Europa. Die Noth der Zeit hatte den frommen Kaiser gelehrt, sich an die «protestantischen» Seemächte, England und Holland, anzuschließen, deren Verbündeter nun Oesterreich fortan blieb (ihr «Continentalsoldat»), mit deren Subsidien es fortan seine Kriege führte, seinen Besitzstand vertheidigte. Wilhelm's Bemühungen um die Erhaltung eines europäischen Gleichgewichts trafen zusammen mit den Ansprüchen des Kaisers auf die spanische Erbschaft, die Leopold durch Leibniz rechtlich begründen ließ. Die spanische Linie des Hauses Habsburg war am Aussterben, Ansprüche erhoben der Kaiser, der Kurprinz von Baiern und endlich Ludwig XIV., wiewohl er bei seiner Verheirathung «als König, Edelmann und Christ» auf jeden Anspruch verzichtet hatte. Wilhelm wollte keine Universalmonarchie dulden, weder auf habsburgischer, noch weniger auf bourbonischer Seite; so war er denn im Sinne der Vermittelung und der Theilung des spanischen Erbes thätig (die Theilungstractate von Loo 1698 und 1699). Als Karl II. von Spanien kinderlos 1700 starb, Ludwig aber seinen Enkel zur Besitznahme der Krone nach Madrid sandte, begann der Kaiser, wenn auch mit unzulänglichen Kräften, den Krieg, aber im Vertrauen auf sein gutes Recht und seine Armee, die nun wiederholt in den letzten Türkenkriegen Siege erfochten hatte, so bei Salankemen (1691) und 1697 bei Zenta unter Eugen von Savoyen. Die letzte Waffenthat umstrahlte mit ihrem Ruhme die kaiserliche Armee und erwarb dem Kaiser wiederum Ansehen im Reiche. Als Köln und Baiern den Franzosen wieder den Weg an den Rhein und an die Donau öffneten, schlossen die deutschen Reichs-

fürsten in ihrer Mehrheit sich an den Kaiser an, und als in England Ludwig durch Proclamirung des flüchtigen Jakob's III., des Sohnes von Jakob II., die whighistischen Staatsmänner ans Ruder brachte, konnte Wilhelm namens Englands und Hollands an des Kaisers Seite treten, und am 15. Mai 1702 erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich von Wien, London und Haag. Savoyen und Portugal traten dem Bunde bei. Der Spanische Erbfolgekrieg wurde in Spanien, in den Niederlanden, in Italien, am Rhein mit Glück geführt. Das Ende desselben erlebte Leopold nicht, doch sah er noch den großen Entscheidungskampf bei Höchstädt oder Blindheim, wo Eugen und Marlborough so herrlich siegten, daß die Franzosen bis an den Rhein zurückgedrängt wurden und ganz Deutschland räumten. Er starb am 5. Mai 1705 65 Jahre alt.

Leopold hatte in jungen Jahren das Unglück, durchaus schlechte Räthe in seiner Umgebung zu haben. Sein Erzieher, Fürst Porcia, der als Minister von unbesiegbarer Trägheit, alle Staatsangelegenheiten versumpfen ließ, wurde von Montecuculi beschuldigt, daß er die dringendsten Depeschen uneröffnet gelassen habe; Graf Joh. Adolf von Schwarzenberg, Graf Joh. Weikart von Auersperg — beide in den Fürstenstand erhoben — sind von mittelmäßiger Begabung und den großen Aufgaben der Zeit nicht gewachsen gewesen. Auersperg, von Ludwig dupirt, wurde ebenso schmählich gestürzt, wie Wenzel Lobkowitz, Graf Sinzendorf wird in den gleichzeitigen Relationen der französischen und venetianischen Gesandten der Unterschlagung von Staatsgeldern beschuldigt. Die Kriegsangelegenheiten wurden durch den Hofkriegsrath in Wien geleitet, der die Feldherren in ihren Operationen, zum Nachtheile der letzteren, in Abhängigkeit erhielt. Eine eigentliche stehende Armee, wie sie Frankreich, Schweden, Brandenburg hatten, gab es nicht, doch waren ihre Keime vorhanden, und Leopold gab sich redlich Mühe, eine solche zu bilden, die neuen Manöver setzten ja eine geschulte Truppe voraus. Sonst war der Kaiser auf Werbung angewiesen. Der wundeste Fleck der Leopoldinischen Regierung war das Finanzwesen. Hier zeigte sich der Jammer der föderalistischen Verfassung der Erblande am deutlichsten. Ganz und gar von den «Landtagen» und ihren Geldbewilligungen abhängig, von ihren «Geschenken» und den «Darlehnssummen», mußte der bedrängte Kaiser, dem ein großer Theil von Ungarn und seinen Nebenländern keinerlei Steuer leistete, daran denken, durch eine ganze Reihe von indirecten Steuern auch dem Reiche Einkommen zu verschaffen, durch Monopole und Apalto, Stempel- und Gebührenabgaben. Damit und mit der Etablirung eines stehenden Heeres machte er den Anfang zur Geltendmachung eines einheitlichen Staatsinteresses, zum Zusammenfassen der einzelnen Königreiche und Länder durch eine centrale Staatsgewalt. So vereinigte er 1665, nach dem Tode Sigismund's, Tirol wieder mit den übrigen Erblanden und gewann die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor wieder von Polen zurück. Die innere Verwaltung blieb nach wie vor den Provinzialständen, das Rechtswesen innerhalb Oesterreichs blieb in der alten Zerfahrenheit, Stadt- und Dorfrechte verschiedenen Inhalts gab es mehrere hundert.

Der Kaiser, persönlich von kräftigem Körper in mittleren Jahren, war von ernster Sinnesart, mit allem Eifer den Staatsgeschäften zugewandt, streng sittlich, fromm in seinem Wandel, führte ein tadelloses Familienleben. Die französischen Sitten fanden keinen Eingang am wiener Hofe, der streng an der steifen, spanischen Grandezza festhielt, zum Unterschiede von dem Leben an anderen Höfen etwas Ehrbares und Langweiliges an sich zeigte. Leopold selbst trug sich fast stets in schwarzem Kleide, nur die Strümpfe waren roth. Am Hofe war eine besondere Einfachheit in den Wohnräumen der Burg, in dem damaligen Laxenburg, Schönbrunn und Ebersdorf wahrzunehmen. Nur die Musik fand, sowol die profane als die kirchliche, eine ausgezeichnete Pflege, die Ansätze für die Gehälter der Hofmusici waren geradezu außerordentlich. Der Kaiser selbst pflegte die Musik und componirte. Die Hofbibliothek in Wien verwahrt noch heute handschriftlich eine große Zahl der Compositionen des Kaisers. Leopold's Bildung war eine umfassende, er schrieb vollendet lateinisch, italienisch und spanisch, bereicherte die Hofbibliothek und die Kunstsammlungen, stiftete die Universitäten von Olmütz, Innsbruck und Breslau, in Deutschland die von Halle und gab der Societas naturae curiosorum, der jetzt noch bestehenden Leopoldinischen Akademie seinen Namen. Mit Leibniz verkehrte er viel, gab ihm den Titel eines Reichshofraths. In einem Punkte war er jedoch völlig starrsinnig, in der Behauptung der Glaubenseinheit in seinem Reiche. Den großen Geschichtschreiber Lambeck (Lambecius) nahm er erst nach seiner Bekehrung zum katholischen Glauben auf, die Haussuchungen nach lutherischen Büchern wurden auch unter ihm noch fortgesetzt, in Ungarn wurde der Protestantismus hart bedrückt und damit die Rebellion der «Calviner» genährt. Die Jesuiten beherrschten wie unter seinem Vater das gesammte Schulwesen, hatten die Büchercensur, als Beichtväter vielfachen Einfluß, so die Patres Müller, Emerich, Rojas, die sich in alle Verwaltungsangelegenheiten mengten.

Leopold war dreimal vermählt: (1666) mit Margaretha Theresia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, sie gebar ihm vier Kinder (Ferdinand, gest. 1668; Maria Antonia, geb. 1669, gest. 1692 als Kurfürstin von Baiern; Johann, geb. 1670, gest. 1679; Maria Anna, geb. und gest. 1672). Die Kaiserin Margaretha starb 1673, im Alter von 21 Jahren; Leopold vermählte sich mit Claudia, des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol Tochter. Diese schöne Frau starb 1676, nachdem sie zwei Kindern das Leben gegeben, Maria Anna (geb. 1674, gest. 1674) und Maria Josepha (1675, gest. 1676). Als dritte Gemahlin wählte Leopold die Kurprinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg (geb. 1650). Sie gebar 10 Kinder, darunter Joseph, später deutscher Kaiser (geb. 1678, gest. 1711), Leopold (geb. 1682, gest. 1684) und Karl, später deutscher Kaiser (geb. 1685, gest. 1740) und sieben Prinzessinnen.

Literatur: Franz Wagner, «Historia Leopoldi» (1719); Reiffenstuell, «Ephemerides Leopoldinae»; Rink, «Leben und Thaten Leopold's I.» (1713); Montecuculi, «Aforismi». Die ältere Literatur bei Weber I., diese und die neuere über alle Kapitel der Leopoldinischen Geschichte bis zu den jüngsten Einzelforschungen zusammengestellt in Krones «Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde» (Wien 1881). Allgemeine Darstellungen bieten Schlosser's «Geschichte des 18. Jahrhunderts»; Karl von Noorden, «Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert» (1. und 2. Bd., 1870, 1874); Arneth, «Prinz Eugen von Savoyen» (3 Bde., 2. Ausg. 1864); Camesina, «Die Türkenbelagerung und ihre ältere Literatur»; Ad. Wolf, «Fürst Wenzel Lobkowitz» (Wien 1869), wichtig für die österreichische Geschichte; Bidermann, «Geschichte der österreichischen Gesammtstaatsidee» (Innsbruck 1862). Zum Vergleiche wichtig Droysen, «Geschichte der preußischen Politik» (III und IV); Ranke, «Französische und englische Geschichte» und K. A. Menzel, «Neuere Geschichte der Deutschen» (8. und 9. Bd.). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD II. (Peter), deutscher Kaiser 1790—92, war am 5. Mai 1747 als dritter Sohn Kaiser Franz I. und der Maria Theresia geboren. Während sein älterer Bruder Joseph als deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Länder seine Bahn beschritt, folgte Leopold dem Kaiser als Großherzog in Toscana, das seit dem Wiener Frieden (1736), im Austausch gegen das verlorene Lothringen, an Oesterreich gekommen war; Franz (Stephan) errichtete 1763 als Kaiser und Großherzog in Toscana eine Secundogenitur und bestimmte seinen Sohn Leopold zur Nachfolge in derselben. Leopold, seit 5. Aug. 1764 mit Maria Luise von Spanien vermählt, wurde durch den in Innsbruck am 18. Aug. 1765 erfolgten Tod des Vaters mit 19 Jahren Großherzog von Toscana. Mit Pompeo Neri, dem Leiter der Regierung, beginnt die große Aera der Reformen, die Toscana zu einem Musterstaate machten und Leopold's Regierungszeit noch heute als eine Periode des Segens erscheinen lassen. Die Communalverfassung wurde umgestaltet, die verschiedenartigen Steuern wurden abgeschafft und an deren Stelle eine einzige Grundsteuer gesetzt, auf Grund der physiokratischen Lehrsätze wurde die Landwirthschaft in jeglicher Weise begünstigt, die Zahl der Fideicommisse beschränkt, der kleine Grundbesitzer und der Pächter durch die landesfürstliche Regierung geschützt, die Freitheilbarkeit des Grundes und die Ablösung des hörigen Bodens unterstützt, vielfache Meliorationen der Aecker auf den Domänen und Entsumpfungen versucht, landwirthschaftliche Vereine begründet, dem Getreidehandel alle Erleichterungen gegeben, überall wurden musterhafte Chausseen angelegt und Livorno nahm als Hafenplatz bald wieder eine hervorragende Stelle ein. Nicht minder bedeutend waren die Reformen des Justizwesens und die der kirchenpolitischen Gesetzgebung, die in allem den Charakter des Zeitalters des «aufgeklärten Absolutismus» an sich tragen. In Bezug auf die Grenzen zwischen Staat und Kirche, die Einschränkung der bischöflichen Gewalten und des Klosterwesens, wie auf die Controle der Kirche durch den Staat geht der Großherzog Leopold der Zeit nach dem Kaiser Joseph voran, ist auch Joseph's Vorbild gewesen. Der Briefwechsel zeigt uns die völligste Uebereinstimmung in ihren politischen Grundsätzen und Auffassungen. Im J. 1773 wurde in Toscana der Jesuitenorden, seit Jahrhunderten in Schule und Seelsorge herrschend, aufgehoben. Leopold ließ es sich angelegen sein, die Traditionen des erloschenen fürstlichen Hauses der Medici zu erhalten, in ihrem Geiste zur Belebung von Wissenschaft und Kunst in Toscana seinen landesfürstlichen Einfluß geltend zu machen. Aeltere literarische Vereinigungen in Florenz wurden zur Academia fiorentina vereinigt, Urkunden und Materialien zur Erforschung der ältern Landesgeschichte gesammelt, archäologische Sammlungen neu geordnet und vermehrt, die Uffizien umgebaut und ein naturhistorisches Museum gegründet. An all diesen Dingen hatte Leopold einen großen persönlichen Antheil, und während die «Fremdherrschaft» in den andern Theilen Italiens bei dem Erwachen nationaler Ideen als solche empfunden wurde und diese Empfindung auch auf die Auffassung und Darstellung geschichtlicher Epochen übertragen wurde, galt und gilt die 25jährige Regierung Leopold's in Toscana als segensreich.

Am 3. März 1790 verließ Leopold Florenz und begab sich nach Wien, er fand den Kaiser Joseph, der ihn in seinen letzten Tagen berufen, um ihm die Staatsgeschäfte zu übergeben, bereits todt und trat sofort die Regierung der österreichischen Erblande — im Alter von 43 Jahren — an (am 12. März 1790). Er fand Gärung, Unzufriedenheit, auswärtige Verwickelungen vor. Den Provinzialständen sicherte er den Fortbestand ihrer Verfassungen, den Ungarn die formale Wiederherstellung ihrer avitischen Verfassung zu, die Landtage und der ungarische Reichstag wurden sofort wieder berufen, den Belgiern allgemeine Amnestie angeboten und die Wiederherstellung der joyeuse entrée von Brabant. Er versprach auch, sich als «König von Böhmen» krönen zu lassen und ließ dies wirklich geschehen (am 6. Sept. 1791); im übrigen aber zeigte er sich nicht geneigt, den alten vorjosephinischen Feudalstaat wieder aufleben zu lassen, den Ständen eine Nebenregierung oder gar das Wahlrecht des Landesfürsten zu gestatten; für einzelne Länder, wie Tirol, ward den Landtagen die legislative Gewalt rundweg abgeschlagen; in Galizien wurden den Unruhen, deren Leiter Graf Rzewicki, von Geistlichen unterstützt, gewesen, durch Zusagen, den Polen eine Verfassung zu geben und durch energisches Einschreiten gegen die Aufrührer die Spitze abgebrochen. Den Südslawen (Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Banat) bewilligte Leopold die administrative Trennung von Ungarn, errichtete für sie die illyrische Hofkanzlei; in Siebenbürgen wurde die alte Verfassung von 1780 wiederhergestellt und damit die ungarische Opposition rings herum isolirt. Auf dem Boden der restaurirten Verfassung verhandelte er mit den Ständen Ungarns. Die Lage war schlimm; denn

in Ungarn wurde die Frage aufgeworfen, ob Joseph's 10jähriges absolutes Regiment als nicht gekrönter König die Erbfolgeordnung nicht unterbrochen habe. Trotzdem ließ er sich nichts abtrotzen und blieb bei seiner Erklärung, kein anderes Inauguraldiplom als das Theresianische zu unterzeichnen. Durch dilatorische Kunst gelang es, die Stände zu beruhigen, die in der Ernennung eines Erzherzogs zum Palatin von Ungarn eine Bürgschaft der königlichen Gesinnung erblickten. Am 15. Nov. 1790 erfolgte die Krönung Leopold's als König von Ungarn. Das Glück der kaiserlichen Waffen in den letzten Tagen Joseph's (die Einnahme Belgrads durch Laudon) hatte die Eifersucht Preußens und Rußlands erregt. Leopold suchte die Zarin Katharina zur Beendigung des Türkenkrieges zu veranlassen und näherte sich dem König Friedrich Wilhelm II., dessen Kanzler Hertzberg ein Oesterreich feindliches und gefährliches Uebereinkommen mit der Pforte abzuschließen im Begriffe war. Die Correspondenz mit dem König von Preußen hatte eine Zusammenkunft der Monarchen in Schlesien, in Reichenbach, am 27. Juni 1790 zur Folge. Auch hier zeigte Leopold große Festigkeit und trat, gestützt auf sein Einvernehmen mit England und Holland, fast drohend gegen Preußen auf, sodaß der Erfolg bald auf seiner Seite war. Am 30. Sept. vollzog sich die Kaiserwahl, am 9. Oct. die Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M. Am 4. Aug. 1791 wurde zu Sistow der Friede mit der Pforte geschlossen, in welchem Leopold wohl alle Eroberungen herausgab, jedoch der Gefahr eines Doppelkrieges mit Preußen und der Pforte entging und Gelegenheit fand, mit allem Nachdruck die Pacification Belgiens durchzuführen, in welchem Lande der Bund der Klerikalen und Demokraten die Losreißung von Oesterreich proclamirt hatte. Am 25. Nov. 1790 rückte General Bender in Namur ein, am 2. Dec. stand er vor Brüssel, die Häupter der Revolution (der Exjesuit van Eupen und van der Noot) flohen, Tags darauf zogen die Oesterreicher ein und am 10. Dec. 1790 wurde die Pacificationsurkunde im Haag unterzeichnet, in welcher Leopold den Belgiern ihre alte Verfassung zurückgab; so kehrten diese wieder unter österreichische Herrschaft zurück, der sie jedoch bald wieder durch die französische Invasion dann für immer entrissen wurden. Der französischen Revolution gegenüber blieb Leopold ein passiver Beobachter, trotzdem es nicht an Aufforderung zur Intervention von seiten der Königsfamilie, der Emigranten, der Geistlichkeit fehlte. Als Bruder der Marie Antoinette sollte er der Paladin des bedrängten Königspaares, als Kaiser und Sohn der ersten Dynastie der Vertheidiger des monarchischen Princips sein. Aber Leopold war erstens selbst durch die Ordnung der österreichischen Angelegenheiten ganz und gar in Anspruch genommen, dann glaubte er, und dies mit gutem Grunde, durch seine Intervention die Lage Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette zu verschlimmern, endlich getröstete er sich der Hoffnung, daß die Revolution sich bald am Ende befinden und der constitutionellen Monarchie den Platz einräumen werde. Vor einer Action ohne die übrigen Potentaten scheute er zurück und, indem er sich fester namentlich an Preußen schloß, suchte er den Bruch mit Frankreich möglichst hinauszuschieben, um so mehr, als Katharina in verdächtiger Weise zu einer Action gegen Frankreich drängte. In Pillnitz fand in den Tagen vom 25.—27. Aug. 1791 die Begegnung des Kaisers mit dem Könige von Preußen statt, in welcher ein Einverständniß mit Preußen erzielt wurde. Schon begannen die diplomatischen scharfen Auseinandersetzungen mit der französischen Nationalversammlung über Grenzverletzungen, über Bedrohung von Kur-Trier, am 25. Jan. 1792 sandte die Nationalversammlung das Ultimatum nach Wien, rasch ward die Allianz mit Preußen (am 7. Febr. 1792) ausgeführt und zehn Tage später nach Paris die Antwort gesendet auf die französische Herausforderung. Am 1. März 1792 ward diese Antwort verlesen — zur selben Stunde starb, nach kaum zweitägiger Krankheit, der Kaiser. Nach zehn Wochen starb seine Gemahlin Luise (geb. Prinzessin von Spanien). Sie hinterließen 14 Kinder, von denen der älteste Sohn Franz Kaiser, Ferdinand Nachfolger in Toscana wurde.

Leopold zeigte sich durch die ganze Zeit seiner Regierung als Mann von maßvoller Gesinnung, den Ideen des 18. Jahrh. ergeben, andererseits geneigt mit dem alten Ständewesen und der modernen Repräsentativverfassung seinen aufgeklärten Absolutismus in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen. Seinen Brief vom 25. Jan. 1790 an Marie Christine, in welcher er sich für eine Verfassung ausspricht, der Volksvertretung das Recht auf Steuerbewilligung und Controle der Finanzverwaltung zuspricht, nennt er selbst sein «Glaubensbekenntniß», aber er hat nach dieser Confession nicht gelebt, insofern er in Oesterreich eine Emancipation des dritten Standes, eine Repräsentativverfassung nicht eingeführt hat. Ob er, der von den Zeitideen denn doch stark beeinflußt war, nicht mit den Jahren in Oesterreich eine bedeutende Umwälzung hervorgerufen hätte? In seiner zweijährigen Regierung hatte er viel, ja übergenug geleistet, indem er den aus den Fugen gehenden Staat consolidirte. Gewöhnlich wird er als Träger einer «Reaction» bezeichnet, gegenüber seinem Vorgänger, dem meist legendarisch behandelten Joseph. In Wahrheit ist Leopold nüchterner, consequenter, skeptischer als Joseph, dessen Eigenwilligkeit, durchgreifende Willkür, Nichtachtung des gewordenen Historischen ihm fremd ist, wie ihm andererseits das Idealistische, Schwungvolle des Wesens seines Bruders fehlt.

Literatur. Ueber Leopold als Großherzog von Toscana: A. von Reumont, «Geschichte Toscanas», (2. Thl.); Gino Capponi, «Storia di Pietro Leopoldo» (Florenz 1877). Ueber Jugend- und Familienbeziehungen: A. von Arneth, «Maria Theresia und Joseph II. Ihr Briefwechsel» (3 Bde.); Arneth, «Joseph und Leopold. Ihr Briefwechsel» (2 Bde.); «Marie Antoinete, Joseph und Leopold» und «Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde» (1880—82); Ad. Wolf, «Leopold und Marie Christine» und «Marie Christine» (2 Bde.); Ad. Beer, «Joseph II., Leopold II.

und Kaunitz»; derselbe, «Leopold II., Franz II. und Katharina» (Leipzig 1874). Für die Geschichte Belgiens: Ad. Borgnet, «Histoire des Belges»; für die Geschichte Oesterreichs: Fr. von Krones: «Oesterreichische Geschichte» (4. Bd. u. fg.). Für die internationale Politik: Sybel, «Geschichte des Revolutionszeitalters» und seine «Historische Zeitschrift» (sehr wichtig Bd. 10, 12, 17, 23), dagegen Ernst Hermann, «Russische Geschichte» (6 Bde.) und «Ergänzungen und Forschungen zur deutschen Geschichte» (5 Bde.).

(H. M. Richter.)

LEOPOLD I. (Georg Christian Friedrich), König der Belgier, wurde zu Coburg am 16. Dec. 1790 geboren, als sechstes Kind des Herzogs von Sachsen-Coburg. Er zeigte früh einen lebhaften, für mancherlei Anregungen empfänglichen Geist und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Zur militärischen Laufbahn bestimmt, legte er sich mit großem Eifer auf die einschlägigen Studien, betrieb aber zugleich mit Liebhaberei Botanik, Zeichnen und Musik. Durch die Heirath seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin fand er schon 1805 eine Anstellung im russischen Heere. Er wurde ein besonderer Liebling des Kaisers Alexander und durfte ihn 1808 zum Congreß nach Erfurt begleiten. Durch Drohungen Napoleon's genöthigt, verließ er 1810 den russischen Dienst und brachte die nächsten Jahre auf Reisen zu, besuchte Paris und Wien, Italien und die Schweiz. Sobald das Napoleonische Joch gebrochen war, beeilte er sich wieder in das russische Heer einzutreten; er begab sich zunächst zum Kaiser Alexander nach Kalisch und nahm theil an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Kulm und Leipzig. Mit den Verbündeten zog er 1814 und 1815 in Paris ein und begleitete in der Folge Kaiser Alexander nach England. Dort alsbald bei Hofe vorgestellt, machte er durch sein schönes Aeußere, durch geistige Reife und feinen Takt den günstigsten Eindruck. Die Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinz-Regenten Georg IV. und künftige Erbin des britischen Thrones, welche soeben ihre Verlobung mit dem ihr wenig sympathischen Prinzen von Oranien gelöst hatte, fand an dem schönen ritterlichen Prinzen Leopold Gefallen und wählte ihn zu ihrem Gemahl, und am 2. Mai 1816 fand die Vermählung statt. Leopold war schon vorher durch eine Parlamentsacte vom 27. März in England naturalisirt, mit einem Jahrgehalt von 50,000 Pfd. Sterl. dotirt und zum britischen Feldmarschall ernannt worden.

Die Ehe war eine äußerst glückliche. Der Leibarzt und vertraute Freund Leopold's, Dr. Stockmar, schreibt am 26. Aug. 1817: «Das eheliche Leben dieses Paares ist ein seltenes Bild der Liebe und Treue.» Leider nahm dieses Glück ein frühes Ende, die Prinzessin starb im Wochenbett am Morgen des 6. Nov., nachdem sie einige Stunden vorher einen todten Knaben geboren hatte. Der Schmerz des Prinzen war sehr tief und nachhaltig, noch kurz vor seinem Tode schrieb er, «er habe das Gefühl des Glückes, das ihn während seines kurzen Ehelebens beseligte, nie wieder erlangt». Er blieb in seinen vertraulichen Beziehungen zu der königlichen Familie in England und kam ihr dadurch noch näher, daß seine Schwester Victoria, die Witwe des 1814 verstorbenen Fürsten von Leiningen, den jüngeren Sohn des Königs Georg III., Herzog von Kent, heirathete. Als dieser, bald nachdem ihm seine Gemahlin eine Tochter, die jetzige Königin Victoria, geboren hatte, starb, wurde Leopold dieses Kindes Vormund. Er lebte nun theils in London und auf seinem Landsitze Claremont, theils auf Reisen. Bald eröffnete sich ihm Aussicht auf einen neuen Wirkungskreis; angesehene Griechen fragten 1825 bei ihm an, ob er nicht geneigt wäre, ihr König zu werden. Das Anerbieten reizte ihn, aber der englische Minister Canning rieth ihm, nicht näher auf die Sache einzugehen, weil der Stand der Dinge in Griechenland noch zu unklar sei und weil er glaubte, Leopold werde in England nützlicher sein. Das Jahr 1828 brachte neue Anregung. Der provisorische Regent Griechenlands, Präsident Kapodistrias, schlug den drei Mächten Rußland, Frankreich und England vor, den Prinzen Leopold zum König von Griechenland zu berufen, und es wurde ihm nach mehrmonatlichen Verhandlungen durch Protokoll vom 3. Febr. 1830 der griechische Thron angeboten. Die Aussicht auf denselben hatte für ihn einen solchen Zauber gehabt, daß er allzu lebhaft auf das Anerbieten einging und es unterließ, die nöthigen Bedingungen für die Annahme zu stellen. Er hatte zwar am 11. Febr. ein Schreiben an die Conferenz gerichtet, worin er fünf Punkte aufzählte, welche er vorher erledigt wünschte (vollkommene Garantie für den Bestand des griechischen Staates, Sicherung der Bewohner von Kreta und Samos gegen Bedrückungen von seiten der Türken, eine bessere Grenze gegen Norden, Zusicherung pecuniärer Beihülfe und Beistand verbündeter Truppen). Aber als die Conferenz von Bedingungen nichts wissen wollte, nahm er sie zurück und verwandelte sie in Observationen (Bemerkungen), in der Hoffnung, die Mächte würden die darin ausgedrückten Forderungen doch nachträglich gewähren. Als dieses nicht geschah, lehnte er in einem Schreiben vom 21. Mai 1830 die griechische Krone definitiv ab, woran er ohne Zweifel ganz recht gethan hat. Im folgenden Jahre wurde er von einem andern Volke zum König begehrt, von den Belgiern. Nachdem am 23. Nov. 1830 die definitive Ausschließung des Hauses Oranien von jedem Antheil an der öffentlichen Gewalt in Belgien ausgesprochen war, wurde Leopold's Name von einzelnen Belgiern genannt, und auch der preußische Gesandte in London äußerte, Friedrich Wilhelm III. würde den Prinzen Leopold gar gerne an der Spitze des belgischen Staates sehen; aber Louis Philipp von Frankreich suchte die belgische Krone für seinen Sohn, den Herzog von Nemours, zu gewinnen, und wirklich beschloß auch der belgische Congreß am 3. Febr. diesen zu wählen; doch wies Louis Philipp, der wohl einsah, daß die Annahme dieser Wahl ihn in einen europäischen Krieg verwickeln könnte, nachdem er eine Zeit lang geschwankt hatte, das Anerbieten des belgischen Congresses zurück. Nun verständigten sich England und Frankreich für die Candidatur des Prinzen Leopold.

Der belgische Minister Lebeau sandte im April 1831 eine Deputation des Congresses an den Prinzen nach London, um ihn zur eventuellen Annahme der Wahl und der sofortigen unbedingten Zusage zu bestimmen, in der Hoffnung, daß dadurch die Parteiintriguen beseitigt und durch den persönlichen Einfluß Leopold's eine den belgischen Interessen entsprechende Verständigung mit der Conferenz der europäischen Mächte herbeigeführt werden könnte. Leopold wäre gerne bereit gewesen, an die Spitze des jungen Staates zu treten, aber durch die Erfahrungen in der griechischen Sache gewitzigt, bestand er darauf, daß mit seiner Wahl die gleichzeitige Lösung der territorialen und finanziellen Fragen verknüpft werden und Belgien und sein König von Europa anerkannt werden müsse. Dagegen versprach er die sehr republikanisch gestaltete Verfassung Belgiens eventuell ohne Einschränkung und Vorbehalt anzunehmen. Das belgische Ministerium sah sich nun darauf angewiesen, die Wahl Leopold's aufs Ungewisse durchzusetzen. Sie erfolgte nach heftigen Stürmen im Congreß am 4. Juli 1831, und alsbald ging eine Deputation nach London ab, um dem Prinzen den gefaßten Beschluß anzuzeigen. Zugleich aber wurden zwei Commissare abgeschickt, um über die von Leopold gestellten Bedingungen mit der Conferenz der genannten drei Mächte zu verhandeln. Das gewünschte Ergebniß kam glücklich zu Stande und wurde, in 18 Artikel gefaßt, am 26. Juni unterzeichnet. An demselben Tage empfing Leopold die Deputation und nahm die Wahl an unter der Voraussetzung, daß der Congreß sofort die nöthigen Maßregeln ergreifen würde, um den neuen Staat zu constituiren. Infolge der Annahme der belgischen Krone verzichtete jetzt Leopold auf die englische Pension, welche ihm bei seinem Heirathsvertrage mit der Prinzessin Charlotte auf Lebenszeit verliehen worden war.

Nun aber mußte auch der König von Holland zur Annahme des von den Großmächten aufgestellten Entwurfs bewogen werden. Es handelte sich hauptsächlich um einen Grenzvertrag zwischen Belgien und Holland, letzteres verweigerte die Zustimmung zu der in den 18 Artikeln aufgestellten Grenzbestimmung, und so mußten die drei Mächte die Anerkennung des Prinzen als König von Belgien noch verschieben; dennoch begab sich Leopold nach Belgien, wo die Bevölkerung scharenweise herbeiströmte, um ihren König zu begrüßen. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen feierlichen Einzug in Brüssel und beschwor die Verfassung. Aber damit war das neue Königreich Belgien noch keineswegs fertig, vielmehr wurde die Existenz desselben noch recht in Frage gestellt. König Wilhelm von Holland wollte sich durchaus nicht zur Annahme der von Belgien mit den Großmächten vereinbarten 18 Artikel verstehen und es lieber auf einen Krieg ankommen lassen. Er kündigte Belgien den Waffenstillstand und ließ am 4. Aug. 50,000 Mann über die Grenze rücken. König Lepold konnte nicht hoffen, mit den ungeübten, undisciplinirten und durch die Revolution desorganisirten belgischen Truppen den gutgeschulten holländischen mit Erfolg die Spitze zu bieten. Er rief die in den 18 Artikeln garantirte bewaffnete Intervention Englands und Frankreichs an. Letzteres gewährte sie sehr bereitwillig; ein französisches Heer unter Marschall Gérard rückte am 10. Aug. in Belgien ein und kam gerade recht, um die Holländer an der Besetzung Brüssels zu verhindern, denn die belgische Armee hatte sich, ohne dem Angriffe der Holländer ernstlichen Widerstand zu leisten, in Unordnung aufgelöst, und Leopold sah sich genöthigt, sich mit einer kleinen Abtheilung nach Löwen zurückzuziehen. Die Holländer mußten nun einen von den Conferenzmächten dictirten Waffenstillstand annehmen. Eigentlich wären die Conferenzmächte durch die 18 Artikel verpflichtet gewesen, den König von Holland zur Nachgiebigkeit zu zwingen; aber sie scheuten sich doch, gegen ein souveränes Haupt so scharf einzugreifen und wollten namentlich dem Könige von Holland, einem bevorzugten Mitglied der Fürstenfamilie, nicht wehe thun. Dazu kam, daß die militärische Schwäche Belgiens gar zu auffallend an den Tag gekommen war. Dadurch hatte sich dessen Sache sehr verschlechtert. Talleyrand machte sogar Umtriebe, Preußen und Holland zu einer Theilung Belgiens zu verlocken, während England fürchtete, Belgien könnte durch die von Frankreich gewährte militärische Hülfe zu sehr in Abhängigkeit von dieser Macht gerathen. Alle waren darin einverstanden, an den 18 Artikeln nicht festzuhalten und einen andern, Holland günstigeren Vertrag an deren Stelle zu setzen. Es wurde eine neue Regelung der Grenz- und Schuldenfrage festgesetzt in 24 Artikeln, deren Ergebnisse für Belgien schlechter waren als die früheren 18. Der neue am 6. Oct. unterzeichnete Vertrag überwies die größere östliche Hälfte von Luxemburg an Holland und nahm Belgien auch noch Theile von Limburg.

In Beziehung auf die Staatsschulden wurde dem neuen Königreiche die Pflicht auferlegt, jährlich $8\frac{1}{4}$ Millionen Gulden an Holland zu zahlen. Waren die Bedingungen für Holland auch wesentlich verbessert, so verweigerte doch König Wilhelm die Annahme der 24 Artikel, während Belgien sie in Gestalt eines Vertrags mit den Conferenzmächten annahm. Leopold zog in ernstliche Erwägung, ob er nicht abdanken sollte, da man ihm die Zusage, auf deren Grund er die Wahl angenommen, nicht erfüllt hatte. Man hielt ihm entgegen, daß seine Abdankung für Belgien den größten Nachtheil haben und entweder zur Wiederunterwerfung unter Holland oder zur Vereinigung mit Frankreich oder zur Theilung führen, ihn selbst aber in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen würde. So entschloß er sich, wenn auch nach längerem innern Kampfe, zu bleiben. Am 31. Jan. 1832 wurde die Anerkennung Belgiens von England und Frankreich ausgesprochen, in den nächsten Monaten auch von Oesterreich, Preußen und Rußland; Holland aber setzte seinen Widerstand fort. Leopold ging auf nochmalige Verhandlung über die 24 Artikel und Abänderung derselben ein, als aber seine Vorschläge von Holland abgelehnt wurden, beschloß die Conferenz Zwangsmaßregeln. Unter dem Druck derselben ging König Wilhelm endlich im März 1838 auf neue Verhandlungen mit Belgien ein und am 19. April 1839 kam es zu einem definitiven

Frieden. Die Widerspenstigkeit des Königs von Holland brachte Belgien den Vortheil, daß die Rente, die es Holland zu bezahlen hatte, von 8 Millionen Gulden auf 5 herabgesetzt wurde.

Im Zusammenhang mit Leopold's Annahme des belgischen Thrones stand auch seine Heirath mit der Tochter des Königs Louis Philipp. Schon im Januar 1831, ehe die Anfrage wegen der Königswahl an ihn ergangen war, hatte ein Mitglied der provisorischen Regierung Belgiens bei Louis Philipp sondirt, ob er Leopold, im Falle er König würde, nicht eine Tochter geben wollte, und günstigen Bescheid erhalten, und als im April England und Frankreich ihre Zustimmung zu einer etwaigen Wahl Leopold's vertraulich zu erkennen gaben, wurde ihm französischerseits eröffnet, daß etwa ein Jahr nach seiner Thronbesteigung die gewünschte Heirath zugestanden werden dürfte. Der Wunsch Leopold's beruhte nur auf politischen Gründen, sein Herzensbedürfniß war befriedigt durch eine andere Verbindung. Seit einem Jahre war er insgeheim zur Linken getraut mit der schönen und liebenswürdigen Schauspielerin Karoline Bauer, welche in England zur Gräfin von Montgomery erhoben worden war. Dieses Verhältniß mußte vor Eingehung jener politischen Heirath durch förmliche Scheidung gelöst werden. Am 5. Juli 1832 wurde die Verlobung Leopold's mit der Prinzessin Luise von Orléans (geb. den 3. April 1812) im belgischen «Moniteur» verkündigt und am 9. Aug., dem Tage, nach welchem die belgische Armee von den Holländern geschlagen war und sich in Verwirrung aufgelöst hatte, fand die feierliche Vermählung in Compiègne statt. Durch die Heirath Leopold's mit der Tochter des Königs von Frankreich war seine politische Stellung, ungeachtet der fortwährend feindlichen Haltung des Königs von Holland, befestigt; es trat eine Zeit der Ruhe ein, die zur Ordnung der innern politischen Verhältnisse, zur Hebung der Industrie und zur Anlegung eines Eisenbahnnetzes mit Eifer und Besonnenheit benutzt wurde. Die Aufgabe Leopold's war eine sehr schwierige, weil der in Belgien weit vorgeschrittene Liberalismus und eine fast republikanische Verfassung der königlichen Gewalt unbequeme Schranken setzte und auch die in Belgien besonders mächtige klerikale Partei Energie und kluge Vorsicht erforderte. Leopold war aber in besonderm Grade befähigt, auch unter solchen Verhältnissen zurechtzukommen. Mit hellem Verstande für Beurtheilung der Menschen und Dinge begabt, kaltblütig, besonnen und von festem Willen, bereit, alles zu wagen um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, ließ er sich doch nie davon fortreißen, er wußte zu warten, zu schweigen und vor allem, er ließ sich nicht bange machen. Diese Eigenschaften machten sich geltend, als im J. 1846 eine Centralversammlung aller liberalen Clubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp in voller Angst ermahnte, doch einzuschreiten, ehe es zu spät sei. Leopold sah ruhig zu, ließ die Leidenschaften in Worten sich entladen, nahm sogar seine Minister aus den gefürchteten Clubs und brachte so die Bewegung zum Stillstand. Bewunderung erregte seine Haltung im J. 1848; er erklärte, wenn das Volk ihn nicht mehr zum König haben wollte, so möge man es ihm nur offen sagen, er sei zu jeder Zeit bereit abzutreten. Begeisterte Huldigungen waren die Antwort, und der belgische Thron war der nächst dem englischen am wenigsten erschütterte. Die Gesandtschaftsberichte sind voll Lobes über König Leopold, ein Brief aus Berlin aus dieser Zeit sagte, alle Ausdrücke der Bewunderung seien gegenüber Belgien erschöpft. Leopold erwarb sich durch seine kluge, taktvolle Regierung den Ruhm eines constitutionellen Musterkönigs und bewährte sich als solcher bis zum Ende seines Lebens. Seit März 1865 zeigten sich Symptome eines Lungenleidens, das rasche Fortschritte machte und am 10. Dec. 1865 seinen Tod herbeiführte. Seine Gemahlin Luise von Orléans, eine ausgezeichnete, aber wenig beliebte Fürstin, war am 11. Oct. 1850 gestorben, wobei das Volk warme Theilnahme und Anhänglichkeit an die Dynastie zeigte. Sie hinterließ drei Kinder, den jetzigen König Leopold II. (geb. 9. April 1835), den Prinzen Philipp und die Prinzessin Charlotte, Witwe des Kaisers Maximilian von Mexico.

Literatur: Théodore Juste, «Leopold I, Roi des Belges» (2 Bde., Brüssel 1868; deutsch Gotha 1869); «Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar» (Braunschweig 1872); S. Brie, «Die Gründung des Königreichs Belgien», in «Preußische Jahrbücher», 1866, Bd. 18, S. 351 fg.

(Karl Klüpfel.)

LEOPOLD (Karl Friedrich), Großherzog von Baden, der vierte Sohn Karl Friedrich's und der älteste aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg, geb. Freiin von Geyersberg, wurde am 29. Aug. 1790 zu Karlsruhe geboren. Da er von sechs Söhnen der vierte und überdies aus einer nicht ebenbürtigen Ehe entsprossen war, so schien er keine Aussicht auf den badischen Thron zu haben. Er wurde für die militärische Laufbahn bestimmt, studirte aber auch auf der Universität Heidelberg, die er im J. 1809 bezog, besonders Staatswissenschaften, und suchte später durch Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern. Im J. 1814 machte er den Krieg gegen Napoleon als Oberst mit und betheiligte sich an den Kämpfen bei Bar und Arcis-sur-Aube und vor Paris, und wurde nach dessen Einnahme zum Generalmajor ernannt. Infolge des frühen Todes der Söhne seines Neffen Karl und der Kinderlosigkeit seines Bruders Ludwig wurde er einer hausgesetzlichen Bestimmung des Großherzogs Karl Friedrich gemäß im J. 1817 zum großherzoglichen Erbprinzen erklärt und sein Erbrecht durch die europäischen Mächte anerkannt und gewährleistet. Zwei Jahre später, am 25. Juli 1819, vermählte er sich mit der Tochter des vertriebenen Königs von Schweden Gustav IV., Sophie Wilhelmine, und lebte in der Stille, der Landwirthschaft sich widmend, bis ihn 1830 der Tod seines Halbbruders Ludwig zum großherzoglichen Throne rief. Am 30. März 1830 trat er die Regierung an unter großem Jubel des badischen Volkes, das in seiner Thronbesteigung eine Bürgschaft der Fortdauer des von verschiedenen Seiten angefochtenen badischen Staates sah.

Er entließ den unter der früheren Regierung einflußreichen aber sehr verhaßten Flügeladjutanten Major von Hennenhofer und die der liberalen Richtung abgeneigten Minister von Berstett und von Berkheim und berief an die Seite des beliebten Finanzministers Böckh andere liberale Männer in den Rath der Krone. Winter übernahm das Ministerium des Innern, Nebenius wurde zum Director desselben und von Türkheim zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Die erste Vorlage der Regierung zu Gunsten der liberalen Richtung war die Wiederherstellung einer im J. 1825 aufgehobenen Vorschrift der Verfassung, wonach die ganze Zweite Kammer alle sechs Jahre erneuert werden mußte und zweijährige Landtagsperioden festgesetzt waren. Dies war dahin verändert worden, daß die Kammer je nach sechs Jahren nur theilweise verändert zu werden brauchte, und die Landtagsperioden waren von zwei auf drei Jahre verlängert worden. Es folgte der Entwurf einer sehr liberalen Gemeindeordnung, eine bürgerliche Proceßordnung mit Oeffentlichkeit des Verfahrens und ein Gesetzentwurf über Aufhebung der Staatsfronen. Ein von der Zweiten Kammer beschlossenes Preßgesetz, welches die inländische Presse völlig freigab, wurde am 24. Dec. 1831 von der Regierung angenommen, mußte aber auf Befehl Oesterreichs und des Bundestages am 28. Juli 1832 außer Wirkung gesetzt werden. Die von der Kammer und einigen ihrer hervorragenden Mitglieder fortgesetzte Agitation gegen den Bundestag veranlaßte die Regierung zur Unterdrückung mehrerer Zeitungen, zeitweiliger Schließung der Universität Freiburg und Versetzung der misliebigen Professoren Rotteck und Welcker in den Ruhestand. Der Beitritt Badens zum Zollverein wurde von der Regierung gegen den hartnäckigen Widerspruch der Liberalen 1835 durchgesetzt. Seit Mitte der dreißiger Jahre begann zwischen der badischen Regierung und der liberalen Partei ein heftiger Kampf, und als 1838 Minister Winter, welcher das Vertrauen des Großherzogs wie des badischen Volkes in hohem Grade besessen hatte, starb, gerieth der Großherzog immer mehr unter den Einfluß des Freiherrn von Blittersdorf, welcher, jede Verständigung vereitelnd, ihn um das Vertrauen seiner Unterthanen brachte. Als Blittersdorf 1843 wieder auf seinen Gesandtschaftsposten am Bundestag zurückkehrte, besserte sich das Verhältniß wieder etwas und die Wahl des neuen Ministers Bekk, eines freisinnigen gewandten Mannes, bewirkte eine günstige Stimmung des Volkes gegen die Regierung, sodaß das Ministerium sich selbst gegenüber den Stürmen des Jahres 1848 aufrecht erhielt. Aber der Radicalismus hatte schon zu viel Boden gewonnen und die Regierung wußte gegen die immer weiter gehenden Anforderungen nicht die nöthige Festigkeit und Thatkraft zu behaupten. Und so kam es, daß im Mai 1849 der bekannte Militäraufstand ausbrach, vor dem der Großherzog, von seiner Umgebung schlecht berathen, voreilig die Flucht ergriff. Außer Stande, den Kampf mit der Revolution aufzunehmen, rief er den König von Preußen um Hülfe an, welche dieser schleunigst gewährte. Die Aufständischen wurden durch preußische Truppen besiegt und nach einigen Monaten (am 18. Aug. 1849) konnte der Großherzog in sein Land zurückkehren. Die Mehrzahl der Bevölkerung war froh, wieder einen Landesherrn zu haben und von dem Terrorismus der Revolution befreit zu werden. Die Bestrafung der Führer des Aufstandes überließ der Großherzog den preußischen Militärgerichten. Zur Wiederherstellung der Ordnung berief er ein conservatives Ministerium, welches die Aufgabe hatte, die Schäden wieder gut zu machen, welche die revolutionäre Zwischenregierung angerichtet hatte. Die Reorganisation des Militärs wurde durch Verlegung der militärpflichtigen Badenser in preußische Garnisonen bewerkstelligt, wogegen preußische Truppen die badischen Städte besetzt hielten.

Der Großherzog konnte sich der Wiedereinsetzung nicht lange erfreuen: die traurigen Erfahrungen und die Aufregungen der Revolutionszeit hatten seine Gesundheit untergraben. Im December 1851 wurde er von gichtischen Leiden befallen, die sich zu einer gefährlichen Gelenkentzündung entwickelten und am 24. April 1852 seinen Tod herbeiführten.

Literatur: Schöchlin, «Geschichte von Baden unter der Regierung des Großherzogs Leopold» (Karlsruhe 1855); L. von Weech, «Großherzog Leopold von Baden» in der «Allgemeinen deutschen Biographie» (Bd. 18, S. 370 fg., Leipzig 1883). *(Karl Klüpfel.)*

LEOPOLD II. (Johann Joseph Franz Ferdinand Karl), Großherzog von Toscana 1824—59, Erzherzog von Oesterreich, der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, aus dessen Ehe mit Marie Luise von Sicilien, war geboren am 3. Oct. 1797. Seine Kindheit fällt in die Zeit der französischen Eroberungen und der Herrschaft Frankreichs über die italienische Halbinsel. Großherzog Ferdinand III. mußte vor Napoleon fliehen und hielt sich in Wien, dann in Salzburg und Würzburg auf. Erst 1814, nach dem Sturze Napoleon's, kehrte der Großherzog mit seiner Familie nach Florenz zurück, wo Leopold die im Exil begonnenen Studien in Sprachen, Rechts- und Naturwissenschaft eifrig fortsetzte und die Herausgabe der Werke Galilei's unter seinen Schutz nahm. Die Errungenschaften der Französischen Revolution, Gleichheit der Stände vor dem Gesetze und Gerichte, Freiheit der Religionsübung, der Gewerbe, waren den Italienern fast überall wieder entrissen worden. In Toscana blieb der Geist der Mäßigung und Gerechtigkeit herrschend, dort war auch die Unzufriedenheit am geringsten und die Grundsätze des Carbonarismus fanden dort kaum Eingang, auch als Leopold am 18. Juni 1824 den Thron der Großherzoge bestiegen hatte. Für die wirthschaftliche Entwickelung des Landes war Leopold unausgesetzt thätig; er setzte die Steuern herab, schuf aus öden und sumpfigen Gegenden gesunde blühende Landschaften, suchte Ackerbau und Viehzucht in jeglicher Weise zu heben, machte seine Domänen zu Musterwirthschaften, unterstützte insbesondere den Bergbau und die Metallindustrie und durchfurchte das Land mit guten Verkehrsstraßen. Ebenso hob er das geistige Niveau des

toscanischen Volkes weit über das der Modenesen, der Kirchenstaatlichen, der Neapolitaner, der Romagnolen, die einem Zustande allgemeiner Versumpfung verfallen waren. Die Universität Pisa erlebte eine Glanzperiode und nahm viele Gelehrte aus andern Theilen Italiens auf, glänzend empfing Leopold 1839, noch glänzender 1841 in Florenz den italienischen wissenschaftlichen Congreß. Bald darauf hatte Toscana (1844) eine Eisenbahnverbindung, die seine Producte an das Meer brachte, und Lamartine hatte recht, Toscana eine glückliche Oase in der Wüste Italien zu nennen. Gleichwol griff die von Mazzini geleitete Nationalbewegung auch nach Toscana hinüber. Am 8. Febr. 1848 hatte Karl Albert für Piemont eine Verfassung gegeben, am 17. Febr. 1848 folgte Leopold II. seinem Beispiel in Toscana. Aber die Verfassung befriedigte die Bevölkerung nicht. Leopold wurde genöthigt, ein demokratisches Ministerium einzusetzen, das Toscana immer weiter drängte zur feindschaftlichen Haltung gegen Oesterreich, zur Parteinahme für eine italienische Nationalversammlung. Immer unhaltbarer wurde die persönliche Stellung des Großherzogs, der im Februar 1849 das Land verließ, worauf eine provisorische Regierung bestellt und die Republik ausgerufen wurde. Guerazzi wurde Haupt derselben. Nicht mehr um constitutionelle Freiheit handelte es sich, sondern um «Vertreibung der fremden Herrscher», um die Beseitigung der Kleinstaaten, um die Einheit Italiens zu e i n e m Reiche, mit Piemont als Vormacht. Dichter und Schriftsteller proclamirten Piemont als den Schirmvogt und die Hoffnung Italiens. Karl Albert löste das Wort ein, begann den Krieg mit Oesterreich, dessen Heer Radetzky commandirte. Als aber Sardinien in wiederholtem Kampfe (Novara) erlag, die Oesterreicher in der Lombardei und Venedig ganz und gar wieder Herren des Landes waren, da ermannten sich die Gemäßigten in Toscana zu einem Aufstande gegen den Dictator Guerazzi, besiegten die Pöbelbanden (am 2. April 1849) und übertrugen an Gino Capponi, die Brüder Ricasoli die provisorische Regierung bis zur Rückkehr des Großherzogs. In Gaëta erschien eine florentinische Deputation bei Leopold, ihn zur Rückkehr und zur Uebernahme der Regierung einzuladen. Dieser zögerte, denn er wollte dem doppelten Drucke ausweichen, der einerseits von den Liberalen des Landes, andererseits und noch stärker in ganz entgegengesetzter Richtung von Wien aus auf ihn ausgeübt wurde, wo man seine liberale Vergangenheit verurtheilte, und ihn zur Resignation zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes veranlassen wollte. Endlich fügte er sich, nahm die österreichische Hülfe gegen das von den Radicalen beherrschte Livorno an, d'Aspre rückte mit den Kaiserlichen am 6. Mai in Toscana ein, am 11. wurde Livorno nach einem Kampfe genommen, zwei Wochen später besetzten die Oesterreicher auch Florenz, ohne Widerstand zu finden. Am 27. Juli 1849 kam Leopold erst in seine Hauptstadt und ward mit Jubel begrüßt. Die alte Harmonie zwischen Fürst und Volk ward nicht mehr hergestellt. Beide mistrauten einander. Leopold hob die Verfassung auf und stützte seine Herrschaft auf ein österreichisches Occupationscorps, das bis 1855 im Lande blieb. Der Absolutismus Leopold's war gleichwol maßvoll, seine Reformthätigkeit auf dem Gebiete der materiellen Cultur unermüdet und sehr fruchtbar, die Verwaltung, namentlich unter dem Ministerium Baldasseroni, eine vortreffliche. Die italienische Einheitsbewegung aber rastete nicht, die geheimen Gesellschaften zogen ihr Netz über die ganze Halbinsel. Sardinien (oder Piemont) hatte in Cavour den Staatsmann gefunden, der durch die Betheiligung am Krimkriege die Freundschaft Frankreichs und Englands erwarb, auf dem Pariser Congresse von 1856 die Italienische Frage auf die Tagesordnung setzte («der Schmerzensschrei Italiens») und mit den «Patrioten» aller italienischen Länder, so auch Toscanas, geheime Verbindungen anknüpfte. Das Attentat Orsini's mahnte Napoleon III. an die Einlösung seines Wortes von der Befreiung Italiens: Cavour schloß zu Plombières die Allianz mit Frankreich, besiegelte diesen Bund durch die Heirath von Jerôme Napoleon mit Clotilde, Victor Emanuel's Tochter, und so brach 1859 der Krieg Frankreichs und Sardiniens mit Oesterreich aus. Der Großherzog Leopold floh nach Wien, um in Oesterreich Schutz und Hülfe zu suchen. Am 23. Mai 1859 landete Prinz Napoleon mit französischen Truppen in Livorno, fand aber keine Theilnahme in der Bevölkerung, keine Stimme verlangte ihn zum Regenten, wie sein kaiserlicher Vetter gehofft, wohl aber eilten, nach der Schlacht von Magenta, die toscanischen Freiwilligen unter Sardiniens Fahne. Nach der Schlacht von Solferino zogen sich die Oesterreicher in das Festungsviereck zurück, da überraschte Napoleon III. die Welt mit einem Waffenstillstande am 11. Juli in Villafranca. In demselben war die Rückkehr des Großherzogs stipulirt. Seit dem 8. Mai hatte Buoncompagni, bisher piemontesischer Gesandter in Florenz, die provisorische Gewalt, er und Ricasoli bearbeiteten nun die Bevölkerung im Sinne der Annexion. In der Pause zwischen dem Waffenstillstande von Villafranca und dem definitiven Frieden wurde die Agitation für den Anschluß an Sardinien mit Eifer fortgesetzt und am 16. Aug. 1859 votirte eine Nationalversammlung den Anschluß Toscanas an Sardinien und das Haus Savoyen. Als dies im Werke war, dankte Leopold II. am 21. Juli 1859 zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand (IV.) ab und damit ging Toscana für seine Dynastie verloren. Denn dieser, ohne persönlichen Anhang, ohne Truppen, konnte nicht daran denken, gegen die herrschende Strömung, von der Herrschaft Besitz zu ergreifen. Napoleon, der seinen Vetter nicht durchsetzen konnte, für den Erbgroßherzog sich nicht einsetzen mochte, willigte stillschweigend in die Annexion Toscanas und begann sich mit der Entschädigung durch Nizza und Savoyen zu beschäftigen. Er hatte selbst noch am 10. Nov. 1859 im Züricher Frieden die Restauration von mittelitalienischen Fürsten neuerdings zugesichert. Ein Rundschreiben Cavour's vom 27. Jan. 1860 kündigte den Entschluß an, die mittelitalienische Frage ihrer Lösung zuzuführen. England unterstützte ihn, Oesterreich hatte Frankreich zugesichert, daß es keinen casus belli

aus der Restaurationsfrage machen werde, dieses forderte zum Schein noch einmal in einer Note Thouvenel's (24. Febr. 1860) die Restauration der österreichischen Secundogenitur, war aber durch die Forderung der Annexion Savoyens und Nizzas selbst auf den guten Willen Sardiniens angewiesen, und da er selbst die Komödie einer Volksabstimmung in Scene setzen wollte, so respectirte er denn auch das toscanische Plebiscit vom 13. März 1860, in welchem sich 366,000 Vota für und 15,000 Vota gegen die Annexion an Sardinien aussprachen. Victor Emanuel übernahm, nachdem er die Abstimmungsresultate am 22. März von Ricasoli entgegengenommen, am 25. März 1860 die Regierung Toscanas. Nachdem Neapel, die Marken und Umbrien auch annectirt waren, nahm Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien an und Florenz wurde die Hauptstadt des neuen Königreichs (von 1861 bis 1870). Leopold lebte von 1859 an zurückgezogen auf seinen Gütern Brandeis und Schlackenwerth in Böhmen, zumeist in letzterem (bei Karlsbad), ein Wohlthäter der Bewohner jenes Kreises, verehrt von seiner Familie. Er starb am 29. Jan. 1870 auf Schloß Brandeis. Leopold war zweimal vermählt, das erste mal am 16. Nov. 1817 mit Maria Anna von Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian (geb. am 15. Nov. 1799, gest. am 24. März 1832). Aus dieser Ehe entstammten zwei Töchter: Maria Karolina (geb. am 19. Nov. 1822, gest. am 5. Oct. 1841) und Augusta (geb. am 1. April 1825, vermählt mit dem Prinzen Luitpold von Baiern, gest. am 26. April 1864). Das zweite mal war Leopold vermählt mit Maria Antonia von Neapal (geb. am 19. Dec. 1814) am 7. Juni 1833. Dieser Ehe entstammen vier Söhne: Ferdinand (IV.), Großherzog von Toscana (geb. am 10. Juni 1835), Karl Salvator (geb. am 30. April 1839), Ludwig Salvator (geb. am 4. Aug. 1847), bekannt als Reiseschriftsteller, und Johann Salvator (geb. am 25. Nov. 1852), bekannt als Militärschriftsteller, und zwei Töchter: Maria Isabella (geb. am 21. Mai 1834), vermählte Gräfin Trapani, und Maria Luise (geb. am 31. Oct. 1847), vermählte Fürstin Ysenburg-Birstein.

Literatur: Gino Capponi, «Geschichte der Stadt Florenz»; Reuchlin, «Geschichte Italiens»; «Cavour's Leben» von Massari, dann Massimo d'Azeglio's Schriften und Denkwürdigkeiten; Augsburger «Allgemeine Zeitung», Jahrg. 1876, Beilagen 128, 130 fg.; Wurzbach, «Biograph. Lexikon», Bd. 6 und 46, wichtig für die Genealogie. *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD I., Fürst von Anhalt-Dessau, bekannt unter dem Namen der Alte Dessauer, wurde am 3. Juli 1676 zu Dessau geboren. Sein Vater war Johann Georg II., seine Mutter Henriette Katharina von Oranien, deren Schwester Luise Henriette mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt war. Der Ehe entsprossen zehn Kinder, Leopold war das neunte. Nach einem früh verstorbenen Erbprinzen wurden sieben Prinzessinnen geboren; deshalb wurde die Geburt Leopold's, des langerhofften Erbprinzen, von dem fürstlichen Hause und dem ganzen Lande mit Jubel begrüßt. Am 6. Juli wurde der Prinz getauft. Unter den Pathen befand sich der Kaiser Leopold, dem zu Ehren der Täufling seinen Namen erhielt. Das Kind entwickelte sich rasch und kräftig, es war kerngesund und ungemein lebhaft. Die Erziehung des Prinzen ging darauf aus, den Körper abzuhärten und den Willen zu stählen. Vom neunten Jahre an begleitete er den Vater auf die Jagd und harrte mit ihm manche Nacht unter freiem Himmel aus; zu allen Leibesübungen wurde er angehalten. Häufige Besuche in Berlin am Hofe seines Oheims nährten in ihm Lust und Liebe zum Kriegshandwerk, für welches er nicht geringe Begabung verrieth. Verlieh ihm doch schon am 5. Jan. 1688 der Kaiser das Diezenthal'sche Infanterieregiment. Unter steten Leibes- und Waffenübungen härtete er seinen Körper ab. Nach des Vaters Willen, der aus seinem Nachfolger einen Kraftmenschen in jeder Hinsicht machen zu wollen schien, mußte jeder Wunsch des Knaben erfüllt, jeder Laune nachgegeben, seinen Neigungen willfahrt werden. Was für die Bildung des Geistes geschah, war verloren; es war nicht möglich, dem Prinzen die gewöhnlichen Schulkenntnisse beizubringen.

Durch den unerwarteten Tod seines Vaters, der am 17. Aug. 1693 zu Berlin starb, wurde Leopold zur Regierung berufen; da er aber minderjährig war, übernahm bis zu seinem vollendeten 21. Lebensjahre seine Mutter die vormundschaftliche Regierung. Sie schickte im Spätherbst desselben Jahres ihren Sohn auf Reisen. Neben dem Wunsche, ihn die Welt sehen zu lassen, bewog die Mutter aber auch die Hoffnung, ihn durch zeitweilige Entfernung von Dessau von einer Liebesleidenschaft abzubringen, die er zu der sechzehnjährigen Tochter des Apothekers Föhse, Anna Luise, gefaßt hatte; er hatte der Mutter seinen festen Entschuß mitgetheilt, daß er das Mädchen, das seit Jahren seine Gespielin gewesen, heirathen würde. Ehe er seine Reise antrat, begab er sich nach Berlin. Am 25. Nov. verließ er unter dem Namen eines Grafen Waldersee Berlin; zu seinem Hofmeister war Herr von Chalisac bestellt, ein Edelmann aus Guienne. Am 25. trafen die Reisenden in Venedig ein. Leopold leerte den Becher der Lust, den ihm die reiche Stadt bot, namentlich zur Zeit des Carnevals, bis auf die Neige; nach den heftigsten Auftritten verzichtete Herr von Chalisac darauf, die wilde Natur zu bändigen. Am 5. März 1694 wurde die Reise über Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto nach Rom fortgesetzt, wo man am 30. eintraf. In Rom trat Leopold in lebendigen Verkehr mit der großen Welt, Einheimischen und Fremden; er wurde ein eifriger und bewunderter Besucher der Reitbahn, des Ballhauses, des Fechtbodens; die Kunstschätze, die Denkmäler der Ewigen Stadt ließen ihn kalt. Der Aufenthalt in Rom wurde durch einen kurzen Abstecher nach Neapel unterbrochen und dann bis zum 13. Sept. ausgedehnt. Von Rom begab sich Leopold nach Turin, wo er am 20. Oct. anlangte. Hier wurde er mit Prinz Eugen von Savoyen und andern Offizieren des kaiserlichen Heeres bekannt; ihr Umgang erregte in ihm den lebhaften

Wunsch, sobald als möglich in den Kriegsdienst zu treten. Schon in Venedig war ihm die Mittheilung geworden, daß er am 2. Dec. 1693 zum kurbrandenburgischen Obersten ernannt worden sei; jetzt theilte er der Mutter mit, daß er im nächsten Jahre den Dienst antreten würde. Er brach am 23. Nov. von Turin auf und kam zum zweiten male nach Venedig, von wo er nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalte nach Wien reiste, das er am 2. Jan. 1695 erreichte. Auf Veranlassung seiner Mutter sprach ihn der Kaiser großjährig; er aber wollte von einer solchen Vergünstigung nichts wissen, sondern die gesetzliche Zeit abwarten. Am 16. Febr. verließ er Wien, reiste ohne Aufenthalt über Prag und Dresden und kam am 24. wieder in Dessau an. Die Hoffnung, daß seine so wenig standesgemäße Leidenschaft verraucht sein würde, mußte seine Mutter bald als eitle erkennen: Leopold's erster Gang nach seiner Heimkehr galt der Geliebten, erst nach ihr begrüßte er seine Mutter. Allen Zweifel aber an der Heftigkeit seiner Neigung mußte eine Blutthat beseitigen, zu der ihn seine Eifersucht trieb. Er sah eines Tages einen Verwandten der Familie Föhse, einen jungen Arzt, mit Anna vertraut am Fenster stehen. Von rasender Eifersucht ergriffen, stürzte er in das Haus und stach den vermeintlichen Nebenbuhler nieder.

Nachdem Leopold in Berlin seine persönliche Meldung gemacht hatte, begab er sich im Frühjahr 1695 zu seinem Regiment nach den Niederlanden, welches gegen die Franzosen im Felde stand. Im Juni wurde der Feldzug eröffnet. Am 3. Juli begann König Wilhelm von Großbritannien die Belagerung von Namur, welches vom Marschall Bouflers vertheidigt wurde. Bei einem Ausfall, den dieser am 12. machte, stand Leopold zum ersten mal mit großer Kaltblütigkeit im Feuer. Mit dem Falle Namurs am 5. Sept. war der Feldzug 1695 beendet, und Leopold begab sich, nachdem er im Haag bei König Wilhelm und Kurfürst Friedrich geweilt, nach Dessau, um dort den Winter zu verleben. Im Frühjahr 1696, durch Patent vom 14. März zum Generalmajor ernannt, stand er wieder im Felde; allein der Feldzug verlief ohne ein bedeutendes Ereigniß. Den Winter brachte Leopold meist in Loo und im Haag zu. Auch das Jahr 1697 sollte ihm keine Gelegenheit geben, sich im Felde auszuzeichnen, und der im October geschlossene Friede zu Ryswijk machte vorläufig der kriegerischen Thätigkeit ein Ende. Leopold's Regiment wurde nach Halberstadt gelegt. Ehe jedoch die überzählige Mannschaft entlassen war, erhielt Leopold den Befehl, sich der Stadt Quedlinburg zu bemächtigen, welche die Anerkennung der Erbvogtei und Schutzgerechtigkeit versagte, die Brandenburg von Kursachsen erworben hatte. Mit 240 Mann erschien Leopold eines frühen Morgens vor der Stadt, entwaffnete die Bürgerwache am Thor, rückte auf den Marktplatz und ließ die Bürger aus dem Schlafe trommeln.

Am 13. Mai 1698 empfing Leopold die Erbhuldigung seines Landes und übernahm damit die selbständige Regierung. Nunmehr völlig unbeschränkt in seinen Entschlüssen, vermählte er sich am 4. Sept. mit Anna Luise, ohne Rücksicht auf die Misbilligung seiner Standesgenossen. Am 29. Dec. 1701 erhob sie der Kaiser zur Reichsfürstin von Anhalt.

Neben Regierungsgeschäften nahm den Fürsten in den folgenden Jahren hauptsächlich die Sorge für sein Bataillon in Halberstadt in Anspruch. Von jetzt an beginnt Leopold seine Thätigkeit als militärischer Organisator; die Anordnungen, die er bei seinem Regiment trifft, die Neuerungen, die er einführt, werden später maßgebend für die preußische Armee. Von Bedeutung ist namentlich gewesen die Einführung des Gleichschritts, der vorher nur in einzelnen Beispielen vorgekommen war, und der eisernen Ladestöcke an Stelle der hölzernen, die leicht zerbrachen. Durch diese Neuerungen wurde die Manövrirfähigkeit und die Feuergeschwindigkeit vergrößert. Auch der kleine Dienst mußte mit strengster Ordnung, mit gewissenhaftester Pünktlichkeit gethan werden; die Glieder mußten auf Commando gleichmäßig bewegt, die Waffen gleichmäßig gehandhabt werden vom ganzen Regiment, als wäre es Ein Mann. Kurz, Leopold ist der Begründer des so viel geschmähten und doch so gut bewährten preußischen Drills gewesen.

Das neue Jahrhundert führte wichtige Ereignisse herauf, an denen auch Leopold seinen Antheil haben sollte. Wenn er auch erst am 8. Juli 1700 mit dem wichtigen Posten eines Gouverneurs von Magdeburg betraut worden war, so wurde ihm doch sofort seine Thätigkeit in dem bevorstehenden Kriege auf dem Kriegsschauplatze angewiesen. Leopold führte 12 Bataillone nach dem Niederrhein, mit denen er Ende Mai 1701 in Wesel eintraf. Zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam es jedoch in diesem Jahre noch nicht. Leopold brachte den Sommer in Wesel und in Duisburg zu, besuchte im Haag den seinem Lebensende zueilenden König Wilhelm von Großbritannien und kehrte für den Winter nach Dessau zurück. Im April 1702 begannen die Feindseligkeiten; es galt, die Festungen zu erobern, welche der Kurfürst von Köln den Franzosen überliefert hatte. Das Heer rückte zuerst vor Kaiserswerth, dessen Belagerung am 16. April eröffnet wurde. In der Nacht vom 20. machten die Franzosen einen Ausfall gegen die Werke der Holländer, welche zum Theil schon aus den Laufgräben vertrieben waren, als Leopold mit 4 Compagnien erschien und den Feind auf die Festung zurückwarf. Bei der Erstürmung der Rheininsel am 24. war Leopold der erste, der das Ufer erstieg, am 4. Mai fiel eine wichtige Schanze auf dem Kuhberg in seine Hand, und nachdem am 9. Juni trotz großer Verluste der Bedeckte Weg mit Sturm genommen worden war, ergab sich am 15. Juni die Festung. Die weiteren Unternehmungen waren gegen die Maaslinie gerichtet. Das erste Angriffsziel war Venloo, wohin auch die preußischen Truppen rückten, nachdem sie bei Düsseldorf den Rhein überschritten hatten. Auf dem Marsche dorthin kamen sie an dem Schlosse Kempen vorüber, welches von einer kleinen französischen Besatzung vertheidigt wurde. 300 Mann wurden abgesondert, es zu nehmen. Auf das Geschützfeuer hin begab sich Leopold zu den Angreifern, stellte sich an ihre Spitze und erzwang die sofortige Uebergabe. Im September begann die Bela-

gerung von Venloo. Leopold erhielt den Angriff auf das Fort St.-Michael zugewiesen, welches er in Gemeinschaft mit den Engländern am 8. Sept. stürmte; am 25. ergab sich die Stadt. Der nächste Angriff richtete sich gegen Roermond und sein zwei Meilen südlich gelegenes Fort Stephanswerth. Am 2. Oct. wurden die Laufgräben eröffnet; Leopold, der mit seiner Abtheilung vor Roermond lag, begab sich am Abend nach Stephanswerth, welches sich nach kurzem Widerstande ergab; am 6. ging auch Roermond über. Im letzten Drittel des October bezogen die Truppen die Winterquartiere; Leopold ging nach Dessau. Am 18. Jan. 1703 war er zum Krönungsfest in Berlin, bei welcher Gelegenheit er den Schwarzen Adlerorden erhielt. Am 24. April kam er bei dem Heere an, welches schon unter Lottum vor Geldern lag, während Marlborough mit der Hauptmacht Bonn belagerte. Die Belagerung ging ihm zu langsam von statten; deshalb eilte er nach Bonn, dort größere Thaten erwartend. Gleich nach seinem Eintreffen ergab sich am 14. Mai die Stadt. Am 14. Juni erhielt er vor Geldern seine Ernennung zum Generallieutenant (Patent vom 10. April 1703) und den Befehl, mit 6000 Mann nach der Donau zu marschiren, zur Unterstützung des Markgrafen Ludwig von Baden. Nach einem Marsch von 4 Wochen langte Leopold im Lager von Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand. Während nun der Markgraf mit der Hauptmacht dem Kurfürsten entgegenging, blieben 18,000 Mann, darunter auch die Preußen, unter Befehl des Feldmarschalls Grafen Limburg-Styrum zur Beobachtung eines Theils der Franzosen zurück. Mit Uebermacht wurde Styrum am 20. Sept. bei Höchstädt angegriffen, indem die Franzosen von Lauingen her ihn gleichzeitig im Rücken faßten. Gegen diese mußte sich Leopold zuerst wenden. Er ließ seine Soldaten mit geschultertem Gewehr vorgehen und jagte die Feinde, die solcher Entschlossenheit nicht Stand hielten, bis Nördlingen. Nun fiel ihm die Aufgabe zu, den Rückzug des Heeres gegen die Uebermacht zu decken. Seine Reiterei wurde sofort über den Haufen geworfen; aber obschon von der ganzen feindlichen Reiterei umschwärmt, und von nachrückendem Fußvolk bedrängt, zog Leopold mit 3 Regimentern in der schönsten Ordnung wie auf dem Uebungsplatz dem schützenden Walde von Nördlingen zu. Anderthalb Stunden zog er sich so fechtend zurück, von Zeit zu Zeit Halt machend, um den feindlichen Angriff abzuwehren; erst als seine Truppen noch mit Geschütz angegriffen wurden, geriethen sie etwas in Unordnung und erreichten nicht ohne Verlust den Wald. Allein Leopold's fester Haltung war es zu danken, daß nicht das ganze Heer aufgerieben wurde. Im Januar 1704 traf Leopold in Dessau ein. Für 1704 vermehrte König Friedrich seine Truppen bei dem Reichsheere auf 12,000 Mann, welche im Anfang des Mai Leopold dem Markgrafen Ludwig bei Rottweil zuführte. An der Donau bereiteten sich wichtige Dinge vor; Eugen von Savoyen und Marlborough waren erschienen, um sich gemeinsam auf die Franzosen zu werfen. Leopold wurde dem Heere Eugen's zugetheilt. Ehe es zur Entscheidung kam, erhielt er am 27. Juni im Lager von Durlach seine Ernennung zum General der Infanterie (Patent vom 10. Jan. 1704). Am 13. Aug. griffen Eugen und Marlborough den Feind bei Höchstädt an. Leopold stand unter Eugen auf dem rechten Flügel und befehligte 11 preußische und 7 dänische Bataillone, mit denen er den Sieg entschied. Anerkennend schrieb Eugen an König Friedrich über «die heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zuzuschreiben hat.» Die Verbündeten gingen nun über den Rhein. Am 12. Sept. begann der Markgraf die Belagerung von Landau, der auch Leopold beiwohnte, ohne einen eigentlichen Befehl zu führen. Bei dem Sturm auf den Verdeckten Weg am 22. Nov. stellte er sich jedoch an die Spitze der Preußen und hatte die ihm viel beneidete Freude, daß der feindliche Befehlshaber gerade da, wo er stürmte, die weiße Fahne aufstecken ließ. Die Preußen gingen wieder nach Oberbaiern in die Winterquartiere, Leopold war im Januar 1705 in Dessau. Im Februar 1705 traf er in Berlin mit Marlborough zusammen, der den König bestimmt hatte, 8000 Mann nach Italien zu senden. Im April brachen sie auf, im Mai fand sich Leopold bei ihnen in Verona ein. Am 16. Aug. griff Eugen den Großprior Vendôme bei Cassano an. Leopold, der mit großer Verwegenheit vorging, erlitt schwere Verluste. Aus der Zeit der Schlacht bei Cassano stammt auch der Dessauer Marsch, der, bei einer Parade zuerst gespielt, Leopold's großen Beifall fand und sein Lieblingsmarsch wurde. Infolge der Anstrengungen wurde Leopold von einem hitzigen Fieber ergriffen, welches er, unter der treuen Pflege seiner Gemahlin in Brescia, nach drei Wochen glücklich überstand. Er ging nach Dessau zurück, während seine Truppen in Venetien die Winterquartiere bezogen. In Berlin setzte Leopold alle Mittel in Bewegung, um die zusammengeschmolzenen Streitkräfte zu ergänzen. Erst Marlborough's persönlichem Eingreifen hatte es Leopold zu danken, daß seine Forderungen gewährt wurden. Nun eilte er nach Italien. Am 7. Sept. kam es bei Turin zur entscheidenden Schlacht. Leopold, auf dem linken Flügel, eröffnete den Angriff gegen eine Verschanzung, die mit 40 Kanonen bewehrt war. Fast zwei Stunden hatten die Preußen allein das Gefecht zu bestehen, da die andern Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erst später in die Schlachtordnung einrücken konnten. Dann ließ er seine Bataillone mit geschultertem Gewehr bis auf zehn Schritt an den Feind rücken und nahm die Verschanzung. «Der Fürst von Anhalt», schrieb Eugen an den Grafen Sinzendorf, «hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt.» Am 20. Sept. nahm Leopold an der Eroberung von Novara, am 26. an der Besetzung von Mailand theil; mit einer preußischen Abtheilung nahm er am

23. Oct. das an der Adda gelegene Fort Ghera. Der Feldzug war beendet, Leopold traf am 15. Nov. in Dessau ein. In Berlin war man zwar mit dem Waffenruhm zufrieden, nicht aber mit dem abermaligen starken Verlust. Wieder war es Marlborough's Einfluß und die Freundschaft des Kronprinzen, die Leopold's Wünsche Gehör finden ließ: noch einmal nahmen preußische Truppen unter seinem Befehl am Feldzuge in Italien theil, wo er am 14. Juli bei dem Heere in Nizza eintraf, als dieses sich eben zum Einfall in die Provence anschickte. Bei der Belagerung von Toulon wurde Leopold der Angriff auf die Forts St.-Louis und St.-Marguerite zugewiesen, die auch erobert und in die Luft gesprengt wurden; allein gleich darauf am 22. Aug. sah sich Eugen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge nach Italien genöthigt. Die Eroberung von Susa am 22. Sept. beschloß den Feldzug. Am 17. Nov. traf Leopold in Dessau ein. Da er unter dem Herzog von Savoyen, der 1708 in Italien den Oberbefehl führte, nicht dienen wollte, und der König keinen Grund hatte, den Grafen Lottum, der die Truppen in den Niederlanden führte, zu entlassen, so war Leopold für das Jahr 1708 zur Unthätigkeit verurtheilt. Im J. 1709 machte er mit dem Kronprinzen den Feldzug als Freiwilliger mit. Im Juli kamen sie vor Dornick an und wohnten am 11. Sept. der Schlacht von Malplaquet bei. Als im Anfang 1710 der König einige Tage in Dessau weilte, erhielt Leopold die Zusage, er solle in diesem Jahre statt Lottum's den Befehl führen; Eugen's Anwesenheit in Berlin entschied völlig für ihn, und am 6. April reiste er nach den Niederlanden, wo er 19 Bataillone und 42 Schwadronen befehligte. Sogleich begann die Belagerung von Douai, die sich bis zum 27. Juni hinzog. Am 12. Sept. eröffnete Leopold die Laufgräben vor Aire, welches er nach starkem Verlust am 8. Nov. zur Uebergabe nöthigte. Am 21. Dec. langte Leopold in Dessau an. Im Frühjahr 1711 war Dornick der Sammelplatz des Heeres, wo er Ende April eintraf. Der Tod Kaiser Joseph's I. und der damit in Verbindung stehende Wechsel der englischen Politik ließen es in diesem Jahre zu keinen entscheidenden Ereignissen kommen. Im Januar 1712 fanden in Berlin große Festlichkeiten statt, die auch Leopold an den Hof riefen: am 24. Jan. war ein Prinz geboren, der spätere Friedrich II. Im Mai begab sich Leopold auf den Kriegsschauplatz. Trotz der Aufforderung des Herzogs von Ormond, des Nachfolgers von Marlborough, die preußischen Truppen, da sie in englischem Solde ständen, von Eugen's Heer zu trennen, blieb Leopold bei diesem; der König war mit seinem Verhalten einverstanden. Während nun Eugen den Marschall Villars in Schach hielt, rückte Leopold mit 36 Bataillonen und 40 Schwadronen vor Landrecies. Infolge einer Niederlage, die ein Theil von Eugen's Heer erlitt, mußte die Belagerung aufgehoben werden. Ende October gingen die Truppen in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch einen besondern Auftrag auszuführen. Dem König war von der oranischen Erbschaft auch das Fürstenthum Mörs zugefallen, welches die Holländer nicht herausgeben wollten. Leopold erhielt nun den Auftrag, sich der Stadt zu bemächtigen, den er in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. ohne Verlust durch Ueberrumpelung ausführte. Am 11. reiste Leopold nach Dessau und war noch vor Ablauf des Monats in Berlin. Auf Veranlassung des Kronprinzen ernannte ihn der König am 2. Dec. zum Feldmarschall und Wirklichen Geheimen Kriegsrath. Am 15. Febr. 1713 starb der König, es folgte Friedrich Wilhelm I. Der Friede zu Utrecht (11. April 1713) beendigte für Preußen den Spanischen Erbfolgekrieg, dafür aber mußte der König seine ganze Aufmerksamkeit den nordischen Verhältnissen zuwenden. Mit Karl's XII. Rückkehr aus der Türkei begann der Krieg zwischen Preußen und Schweden. Am 17. Juli rückten 50,000 Preußen, Sachsen und Dänen vor Stralsund, dessen Belagerung Leopold leitete. Da zur Eroberung Stralsunds durchaus der Besitz von Rügen erforderlich schien, so wurde nach Leopold's Anordnung am 15. Nov. der Uebergang dorthin unternommen. Leopold ließ sofort um das Lager einen tiefen, mit spanischen Reitern geschützten Graben ziehen, da er einen sofortigen Angriff Karl's erwartete, der auch noch am frühen Morgen des 16. erfolgte, aber abgeschlagen wurde. Karl führte den Rest seiner Truppen nach Stralsund. Nachdem Leopold am 8. Dec. den Bedeckten Weg, am 17. das Hornwerk gestürmt hatte, war Stralsund nicht mehr zu halten; Karl verließ die Stadt, die sich am 22. Dec. ergab.

Es folgten nun für Leopold lange Jahre des Friedens, die er abwechselnd in Dessau, Berlin und Halle verlebte, wo sein Regiment lag. Dem König Friedrich Wilhelm I. war Leopold fast unentbehrlich. Der König bewunderte in ihm den erprobten General, dessen militärische Ueberlegenheit er gerne anerkannte; deshalb mußte bei einem König, dessen Neigungen so ausgesprochen kriegerisch waren, ein Mann wie Leopold den größten Einfluß gewinnen. Der König konnte seines Rathes nicht entbehren, ein umfangreicher Briefwechsel gibt davon Zeugniß, Da Leopold nun die nöthige Verschlagenheit besaß. so stand er bei seinem großen Einfluß mitten im Spiel der Ränke, die am berliner Hof nicht aufhörten und das Leben der königlichen Familie so unerquicklich machten; Leopold hat alle, wol nicht immer zu billigenden Mittel angewandt, um seinen Einfluß zu erhalten; übertrieben aber ist sicher, was die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten über ihren gehaßten Gegner erzählt. Mit dem Minister von Grumbkow stand er anfangs vereint gegen die Königin; als er sich später mit Grumbkow entzweite, theilten sie die Macht: Grumbkow behauptete den Einfluß auf dem Gebiete der Politik, Leopold auf dem des Kriegswesens. Zuweilen ergriff den König wol Mistrauen gegen die Redlichkeit der Absichten beider, aber seine Gunst neigte sich ihnen immer wieder zu. Er war tief bekümmert, als 1718 der Betrüger Klement gegen Leopold den schweren Vorwurf erhob, als trüge er sich mit Anschlägen gegen das Leben des Königs. — Im J. 1718 wurde Leopold's Regiment nach Halle verlegt. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden zuerst die Uebungen vor-

genommen, die dann bei dem ganzen Heere eingeführt wurden; hier wurde der Grund gelegt zu der allgemein bewunderten Kriegsausbildung des preußischen Fußvolks. Die Stärke eines Heeres war für Leopold ein gut ausgebildetes Fußvolk; von der Reiterei hielt er nach dem, was er von ihren Erfolgen in den Schlachten zu sehen bekommen hatte, sehr wenig. — Zu Leopold's großem Verdruß wurde ein zwischen Preußen und Hannover drohender Krieg, in welchem ihm der Oberbefehl zugedacht war, im April 1730 durch Vermittelung verhindert. Auch der Polnische Erbfolgekrieg (1733—35) brachte Leopold nicht die gewünschte kriegerische Thätigkeit. Im J. 1734 gingen nur 10,000 Mann an den Rhein, die zu befehligen eines Feldherrn wie Leopold's nicht würdig gewesen wären. Im Sommer 1734 gingen der König und Leopold als Freiwillige zum Heere; am 13. Juli trafen sie in Eugen's Hauptquartier ein, dessen Gedächtniß schon so geschwächt war, daß er seinen alten Waffengefährten zuerst nicht erkannte. Da Eugen durchaus nicht zu einem entscheidenden Vorgehen zu bewegen war, so verließ der König am 15. Aug. das Heer; Leopold begleitete ihn bis Mainz, besuchte dann, mit Pässen versehen, das französische Heer, bei dem er mit allen Ehren empfangen wurde, und kehrte auf kurze Zeit zum Reichsheer zurück, welches er gelangweilt und mismuthig wieder verließ. Trotzdem bat er im folgenden Jahre den König um die Erlaubniß, den Feldzug im Dienst mitmachen zu dürfen. Der König schlug ihm anfangs sein Gesuch ab, überließ ihm dann aber, zu thun, was er wollte. Es schien, als ob Leopold einen wichtigen Wirkungskreis erhalten würde. Er war nämlich nach dem Herzog von Braunschweig-Bevern und dem Herzog von Würtemberg zum dritten Reichsfeldmarschall ernannt worden. Jetzt war der Herzog von Bevern gestorben, der Herzog von Würtemberg erkrankt, da berief Eugen Leopold zur Uebernahme des Amtes. Kaum aber war dieser im Hauptquartiere zu Heidelberg am 6. Sept. eingetroffen, als der Herzog von Würtemberg erschien. Leopold mußte zurücktreten, blieb einen Monat als Freiwilliger beim Heere und kehrte misvergnügt nach Dessau zurück. Dem Kriege hatten Leopold's fünf Söhne beigewohnt; zum Dank dafür, daß sie unversehrt zurückgekehrt waren, baute Leopold die Fünfbrüderkirche zu Wadendorf. Nach dem Tode des Herzogs von Würtemberg wurde Leopold am 26. Juni 1738 zum ersten Reichsfeldmarschall ernannt.

Am 31. Mai 1740 nahm Leopold von dem sterbenden Friedrich Wilhelm tiefbewegt Abschied. Friedrich II. bestätigte ihn in allen Aemtern und Würden; aber die Ernennung des Generals von Schwerin, der hinsichtlich der Disciplin Leopold's entschiedener Gegner war, zum Feldmarschall, sowie die Verfügung, die das unmäßige Schimpfen und Schlagen der Soldaten verbot und so den Bruch mit Leopold's System ankündigte, zeigte, daß es mit Leopold's Allmacht auf dem Gebiete des Kriegswesens vorbei war. Wohl wußte Friedrich, was das preußische Heer Leopold schuldig war, wohl achtete er in ihm den bewährten Kriegsmann; aber dem feingebildeten König konnte das rohe, gewaltthätige Wesen Leopold's nicht zusagen. Leopold fühlte, daß Friedrich ihn nicht liebte, und zog sich vom Hofe zurück. Als nun gar nach dem Tode Karl's VI. Friedrich das Schwert gegen Oesterreich zog und die österreichisch-preußische Waffenbrüderschaft löste, in welcher Leopold seinen Kriegsruhm erworben hatte, da war dieser außer sich und sprach laut seinen Unwillen über diesen Schritt aus, den gleich ihm viele Minister und Offiziere nicht billigten. Er hielt sich für berufen, dem König Vorstellungen zu machen, der ihm eine verweisende Antwort ertheilte. Leopold entschuldigte sich, er hätte ja nur das Beste gewollt, und es wäre ihm schmerzlich, als ältester General zu Hause bleiben zu sollen; und Friedrich versicherte, daß er sehr wol seine Meriten und Capacität ehre, wie ein junger Offizier einen alten ehren müsse, der der Welt viele Proben von seiner Dexterität gegeben, und daß er nöthigenfalls um guten Rath bitten werde, aber, so schloß er, «diese expedition reservire ich mihr alleine auf das die Welt nicht glaube der König in Preusen marschire mit einem Hoffmeister zu Felde». Gleichzeitig aber beruhigte er Leopold durch die Mittheilung, daß er ihn ersehen habe, den Staat gegen Hannover und Sachsen, deren Absichten gegen Preußen gerichtet schienen, zu schützen. Da war Leopold versöhnt. Im April 1741 vereinigte er unter seinem Befehl ein Corps von 36,000 Mann in einem Lager zwischen Brandenburg und Genthin. Zu kriegerischen Verwickelungen kam es hier jedoch nicht; im October wurde das Lager, welches noch näher der sächsischen Grenze nach Gröningen verlegt worden war, aufgehoben, und Leopold begab sich nach Schlesien zum König, den er auf einer Reise durch das Land und schließlich nach Berlin begleitete, von wo er nach Dessau für den Winter zurückkehrte. Im Frühjahr 1742 erhielt Leopold von Friedrich aus Böhmen den Befehl, sofort mit 14 Bataillonen, 8 Grenadiercompagnien, 25 Schwadronen und 34 Geschützen nach Oberschlesien aus der Mark abzumarschiren. Schon hatte er sich am 2. April dorthin in Marsch gesetzt, als er Befehl erhielt, sich in Böhmen mit Friedrich zu vereinigen auf einem Wege, den dieser vorgeschrieben hatte. Leopold aber schlug einen andern Weg ein, irregeführt durch die Angaben der sächsischen Kreishauptleute, die, um einen Durchmarsch der Preußen durch ihre Kreise zu hintertreiben, Leopold die von Friedrich vorgeschriebenen Straßen für ungangbar erklärten. Friedrich, dem die Verspätung höchst peinlich war, sah in Leopold's Verfahren den Eigensinn eines alten Feldherrn, der sich, auf seine Erfahrungen pochend, eigenmächtige Schritte erlaubte, schrieb ihm in sehr erregtem und vorwurfsvollem Tone und beschied ihn zu sich nach Chrudim. Friedrich empfing ihn, als wäre nichts vorgefallen, Leopold erwähnte gleichfalls nichts von der ihm gewordenen Kränkung; er ging auf den ihm angewiesenen Posten nach Oberschlesien. Gern wäre er in Böhmen gewesen, deshalb bat er am 21. Mai Friedrich, ihn des Commandos in Oberschlesien zu entheben, und um die Erlaubniß, sich dem Heere in Böhmen anzuschließen. Friedrich, der inzwischen am 17. Mai die Schlacht bei Chotusitz gewonnen hatte, schlug die Bitte ab, da er in Oberschlesien einen «wohl experimentirten Cheff, dessen Renomé seit

so vielen Jahren etabliret worden», haben müsse. Am 11. Juni wurde der Friede zu Breslau geschlossen. Jetzt erst beklagte sich Leopold von Neiße aus über die ihm wegen seines Marsches gemachten Vorwürfe. Friedrich schickte seinen Adjutanten Oberst Hacke nach Neiße, um Leopold zu beruhigen, der Dienst im Kriege kenne keine Rücksichten. Nach Dessau zurückgekehrt, bat Leopold am 15. Juli um seinen Abschied. Erst nach Monaten fand eine Aussöhnung statt. Im Herbst 1744 wurde Leopold wieder zur Führung eines Corps berufen, welches die Mark decken sollte. Anfang December übernahm Leopold an Stelle des Königs, der von Berlin aus die politischen Angelegenheiten leiten und überwachen wollte, den Oberbefehl über das Heer in Schlesien. Im Laufe des Monats besetzten die Oesterreicher einen Theil von Schlesien und Glatz, und da dem König Leopold's Anstalten zu ihrer Vertreibung zu wenig energisch erschienen, traf er am 22. in Schweidnitz ein, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zu besprechen. Am 23. kehrte der König nach Berlin zurück, Leopold nach Neiße. Dieser rückte erst am 9. Jan. 1745 über die Neiße. Zwar gelang es Leopold, den Feind bis hinter Jägerndorf und Troppau zurückzudrängen, aber ganz vor feindlichen Einfällen konnte er, wie es Friedrich wünschte, Schlesien nicht schützen. Verdrießlich darüber und in Sorge wegen seiner Söhne Leopold, Dietrich und Moritz, die erkrankt waren, erhielt er noch am 8. Febr. die Nachricht, daß am 5. seine Gemahlin gestorben war. Leopold war tief ergriffen und schloß sich tagelang von der Welt ab, um seinen Schmerz zu überwinden. Obwol er schon Ende Januar an Friedrich die Bitte gerichtet hatte, er möchte nun wieder selbst den Oberbefehl übernehmen, mußte er doch ausharren, da Friedrich von Berlin unabkömmlich war. Als aber Leopold's Gesundheitszustand bedenklich wurde, erschien Friedrich am 23. März in Neiße; am 27. übernahm er den Oberbefehl und ertheilte Leopold zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den nachgesuchten Urlaub. Im April begab sich Leopold nach seinem Schloß Oranienbaum; Dessau, wo seine Gemahlin gestorben war, mochte er nicht sehen. Aber schon am 6. April fragte Friedrich bei ihm an, ob er gewillt sei, den Oberbefehl über ein Corps zu übernehmen, welches im Magdeburgischen zusammengezogen werden sollte. Zu einer Verwendung der Truppen gegen Hannover und Sachsen kam es jedoch nicht; am 15. Oct. wurde das Lager, welches seit dem 31. Aug. bei Dieskau gestanden hatte, aufgehoben und die Truppen bezogen die Winterquartiere. Am 8. Nov. erhielt Friedrich die Nachricht, daß die Oesterreicher und Sachsen ihn demnächst überfallen wollten; Leopold übernahm den Befehl über das bei Halle zusammenzuziehende Heer, um, wenn Sachsen feindliche Miene machen sollte, auf Leipzig und Dresden zu marschieren. Bis zum 20. blieb er in Berlin, reiste dann nach Dessau und begab sich nach Halle. Am Morgen des 29. begann der Vormarsch. Am 30. wurde Leipzig ohne Widerstand besetzt. Dem König, der die Oesterreicher nach Böhmen zurückgetrieben hatte, waren Leopold's Bewegungen zu langsam. Wiederholt mahnte er Leopold zur Eile, und als nun am 9. Dec. von Leopold ein Schreiben eintraf, aus welchem er entnehmen zu müssen glaubte, daß Leopold bei Torgau auf das rechte Elbufer gehen wollte, da brach sein Unmuth hervor, dem er in einem Schreiben voll schwerer Vorwürfe Luft machte. Gleichzeitig sandte er den Hauptmann von Oelsnitz an Leopold, damit, wie er schreibt, «derselbe auf eine convenable Art und nach meiner Intention agiren möge.» Gleich nach dessen Abreise trafen zwei Schreiben Leopold's ein des Inhalts, daß er nicht bei Torgau über die Elbe gehen, sondern auf Meißen marschiren würde. Friedrich suchte sich wegen der harten Worte sofort zu entschuldigen. Am 11. rückte Leopold von Torgau über Meißen gegen die Sachsen vor, die unter Rutkowski bei Kesselsdorf standen. Am 15. 7½ Uhr morgens brach er gegen den Feind auf; nach zwei Stunden hatte er, freilich unter starkem Verlust, gesiegt. Am 17. morgens 9 Uhr erschien Friedrich. Als er Leopold erblickte, stieg er vom Pferde, ging ihm entblößten Hauptes entgegen und schloß ihn unter Worten des Dankes und der Entschuldigung in die Arme. Am 18. zogen beide in Dresden ein. Am 7. April 1747 traf Leopold gleich nach der Mittagstafel ein Schlagfluß, der ihm die Besinnung raubte; in der Frühe des 9. April starb er. Am 25. Juli erfolgte die feierliche Beisetzung unter kriegerischer Feierlichkeit; eine Leichenrede hatte er verboten.

Als Landesherr glaubte Leopold das Recht zu haben, auch wirklicher Herr des Landes zu sein. Deshalb ging er daran, den Grund und Boden seines Fürstenthums zu seinem Eigenthum zu machen. Edelleute, Bürger und Bauern mußten ihm die Ländereien, deren Besitz er begehrte, gegen den von der fürstlichen Kammer festgesetzten Preis überlassen. Wer sich nicht gutwillig dazu verstehen wollte, wurde mit Gewalt gezwungen; die Reichsgerichte gewährten gegen die Willkür keinen Schutz. Endlich hatte der Adel das Land räumen müssen und die Bewohner waren nur noch Beamte, Pächter oder Gewerbtreibende oder, wie Grumbkow dem Fürsten höhnisch vorwarf, Bettler und Juden. Auch außerhalb seines Landes vermehrte er fortgesetzt seinen Grundbesitz, so namentlich im Herzogthum Preußen. In seiner Hauptstadt suchte er durch besondere Vergünstigungen die Baulust zu fördern und führte selbst mehrere Bauten aus, die der Stadt zur Zierde gereichten. Für das Wohl seines Landes war Leopold redlich bemüht, sorgte er doch damit nur für sein Eigenthum. Er legte gute Straßen und Brücken an, machte Land urbar, erbaute Vorwerke und Dörfer, sodaß seine Unterthanen von seiner Selbstsucht doch einen gewissen Vortheil zogen. Dafür aber hatten sie auch schwer unter dem willkürlichen Regiment zu leiden, gegen welches keine höhere Macht Schutz gewährte; namentlich hart mußten sie Leopold's Leidenschaft für die Jagd empfinden. Leopold war von seinen Unterthanen gefürchtet, erfreute sich aber gleichwol einer gewissen Volksbeliebtheit. Sein oft rohes Wesen und Benehmen, das ihm am Hofe Friedrich's den Beinamen «des alten Fuhrmanns» eintrug, fand den Beifall des gemeinen Mannes, nach dessen Geschmack der derbe Witz war, mit dem Leopold andere heimsuchte und den er sich gefallen ließ. Trotz seines geringen

Bildungsgrades war Leopold ein eifriger Schriftsteller. Er hat eine Selbstbiographie geschrieben, die bis 1703 reicht; Abhandlungen für Kronprinz Friedrich, wie ein Soldat, Offizier und General beschaffen sein soll und was er zum wenigsten verstehen muß, und über die Belagerung einer Stadt; kurz vor seinem Tode machte er sich sogar daran, auf Wunsch Friedrich's eine Geschichte des Entstehens und Anwachsens des preußischen Heeres zu verfassen. Was er schrieb, war meist unleserlich und in eigener Orthographie geschrieben. Sie war so eigen wie die Melodie, die er zu allen Kirchenliedern sang, nämlich die des Dessauer Marsches, so eigen wie seine Glaubensgrundsätze. Seinem Freunde Friedrich Wilhelm, der gleich ihm dem reformirten Bekenntniß angehörte, war er nicht fromm genug. Leopold's Gestalt war kräftig, übermittelgroß; das wettergebräunte Gesicht mit dem schwarzen Zwickelbart war wohl im Stande, wenn es von Zorn erregt wurde, Furcht einzuflößen, ebenso wie seine scharfe, durchdringende Stimme. Gleich Friedrich Wilhelm war er ein abgesagter Feind aller Pracht und suchte etwas darin, in seinem Aeußern und in seinen Ansprüchen an das Leben möglichst einfach zu sein. Er war Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern. Sein ältester Sohn Wilhelm Gustav starb 1737, Leopold Maximilian, Dietrich, Eugen, Moritz überlebten ihn. Die zweite Tochter, Luise, war vermählt mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg und starb vor ihm; die vierte, Leopoldine, wurde die Gemahlin des Markgrafen Friedrich Heinrich von Schwedt; Anna Wilhelmine, Henriette Amalie und Henriette Marie Luise blieben unvermählt; letztere starb noch vor dem Vater. Im J. 1800 wurde Leopold's Standbild, von Schadow in Marmor ausgeführt, im Lustgarten zu Berlin aufgestellt; später wurde es nach dem Wilhelmsplatz geschafft und 1862 durch eine Nachbildung in Erz ersetzt; eine gleiche steht auf dem Marktplatze in Dessau.

Literatur: Siebigk, «Selbstbiographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau von 1676—1703» (neue Aufl., Dessau 1876); Ranfft, «Leben und Thaten Leopold's von Anhalt-Dessau» (3. Aufl., Frankfurt 1750); Arenkow, «Geschichte und Thaten Leopold's» (Frankfurt und Leipzig 1747); «Militärische Biographien berühmter Helden neuerer Zeit» (Bd. 5, Berlin 1803—6); Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (3. Aufl., Leipzig 1872); «Der alte Dessauer, ein deutsches Volksbuch» (Leipzig 1844); von Crousaz, «Abbildung und Charakteristik Leopold's I.» (Berlin 1874); «Des Fürsten Leopold's I. von Anhalt Jugend- und Lehrjahre». Aus dem Nachlasse des Generals L. A. von Witzleben (Beiheft zum «Militär-Wochenblatt», Berlin 1881); von Orlich, «Geschichte der Schlesischen Kriege» (Berlin 1841); Beckmann, «Historie des Fürstenthums Anhalt» (Bd. 5, Zerbst 1710); Samuelis Lentzii «Becmannus enucleatus etc.» (Köthen und Dessau 1757); Hosäus, «Zur Biographie des Fürsten Leopold» (Dessau 1876). *(P. Schwartz.)*

LEOPOLD II. (Maximilian), Fürst von Anhalt-Dessau, zweiter Sohn Leopold's I., wurde am 25. Dec. 1700 in Dessau geboren. Der Vater nahm ihn, der schon am 28. Dec. 1706 von König Friedrich I. von Preußen zum Hauptmann des Regiments Kronprinz ernannt worden war, 1711 mit ins Feld. Am 22. März 1715 wurde er Oberstlieutnant und erhielt eine Compagnie im Regiment Prinz Heinrich, machte mit Auszeichnung den Feldzug gegen die Schweden in Pommern mit und erhielt ein eigenes Regiment, welches aus schwedischen Gefangenen gebildet und dessen Oberst er am 31. März 1717 wurde. In demselben Jahre wohnte er mit seinem älteren Bruder Wilhelm dem Feldzug der Oesterreicher gegen die Türken bei, bis Belgrad befreit war. Am 18. Juni 1722 wurde er Generalmajor. Im J. 1732 erhielt er den Auftrag, gegen die widerspenstige Stadt Mühlhausen die Reichsexecution zu vollstrecken, zu welchem Zweck ihm eine aus preußischen, hannöverischen und braunschweigischen Truppen gebildete Abtheilung zur Verfügung gestellt wurde. Im J. 1734 zog er mit dem Hülfscorps, welches Friedrich Wilhelm dem Kaiser stellte, gegen Frankreich und übernahm nach dem Abgang des bisherigen Befehlshabers, des Generals von Röder, im August 1735 den Oberbefehl; kurz vorher, am 12. Juli, war er zum Generallieutenant befördert worden. Am 31. Dec. 1735 wurde er zum Gouverneur von Küstrin ernannt und erhielt als solcher den Auftrag, für eine bessere Befestigung und stärkere Vertheidigungsfähigkeit der Festung zu sorgen. Der Tod seines älteren Bruders am 16. Dec. 1737 machte ihn zum Erbprinzen. Im ersten Schlesischen Kriege (1740—42) wurde ihm endlich Gelegenheit geboten, seine kriegerische Begabung zu zeigen. Am 8. Dec. 1740 erhielten er und der Herzog von Holstein Befehl, mit 7 Bataillonen und 15 Schwadronen, die sie bei Berlin zusammengezogen hatten, vor Glogau zu rücken. Am 16. setzten sie sich über Frankfurt und Krossen in Marsch und trafen am 27. vor Glogau ein. König Friedrich II. glaubte, daß sich die Festung längstens zehn Tage würde halten können, da sich die Festungswerke in verfallenem Zustande befanden und die Geschütze fast unbrauchbar waren. Deshalb wünschte er anfangs keine Beschießung; als sich aber die Uebergabe wider Erwarten hinzog, ertheilte er Leopold die Vollmacht, sich der Festung nach «Gutfinden» zu bemächtigen, mit der Einschränkung, daß die Soldaten nicht ohne Noth Gefahren ausgesetzt werden sollten. Als im Frühjahr 1741 die Oesterreicher Anstalten zur Wiedereroberung Schlesiens trafen, war es Friedrich unbequem, daß Glogau noch in feindlichen Händen war; etwas ungeduldig schrieb er am 23. Febr. von Liegnitz an Leopold: «Sie müßen in Glogau So baldt möchlich ein ende Machen ich habe das Corps was Sie bei sich haben sehr nöthig in Kurtzem». Da aber Leopold seine Besorgniß wegen der feindlichen Bewegungen nicht theilte, schrieb ihm Friedrich am 4. März von Mollwitz aus: «Es thuet mihr Leidt das sie mihr nicht verstanden haben, es ist in Böhmen auf den ordentlichen Entsats von Glogau abgesehen»; und noch dringlicher am 6. von Ohlau aus: «Ich hoffe Sie werden nicht lenger Seumen sonsten die schuldt von allem übel das aus lengeren Aufschub komen könte allein auf Ihnen

fallen würde.» Sofort nach Empfang des Briefes, den ihm Friedrich's Generaladjutant Graf Goltz am Abend des 7. überbrachte, entwarf Leopold den Plan zum Sturm auf Glogau. Am Mittag des 8. berief er die Offiziere und eröffnete ihnen den Willen des Königs, daß die Festung in der Nacht genommen sein müßte. Mit dem Schlage 12 um Mitternacht setzten sich die Sturmkolonnen in Bewegung; an der Spitze der einen marschirte Leopold, der mit dem Markgrafen Karl, dem Grafen Goltz und sieben Mann zuerst die Courtine erstieg. Nach einer Stunde war die Festung mit einem Verlust von 40 Todten und 40 Verwundeten genommen. Die Besitznahme ging in größter Ordnung ohne Ausschreitung und Plünderung vor sich. Friedrich war hoch erfreut über das gelungene Unternehmen. Er machte Leopold ein Geschenk von 20,000 Gulden und wünschte dem alten Fürsten Glück zu einem solchen Sohne. Nachdem Leopold am 11. März die Huldigung der Stadt entgegengenommen hatte, trat er am 12. den Marsch nach Oberschlesien an. Als im April Neipperg vordrang und Neiße entsetzt hatte, vereinigte sich Leopold am 8. bei Michelau an der Neiße mit Friedrich, der ihn in Anerkennung seiner Umsicht, die er während dieser Tage gezeigt hatte, zum General der Infanterie ernannte. In der Schlacht bei Mollwitz am 10. April befehligte Leopold das zweite Treffen. Im August erhielt er den Auftrag, sich Breslaus zu bemächtigen. Am 10. erschien er mit 4 Bataillonen, die angeblich nach Leubus gehen sollten, vor der Stadt. Dem Stadtmajor, der die Truppen durch die Stadt führen sollte, folgte er nicht, sondern rückte nach dem Marktplatz. Der Stadtmajor machte ihn darauf aufmerksam, daß er einen falschen Weg eingeschlagen habe; Leopold aber ersuchte ihn, den Degen einzustecken, da der König befohlen hätte, Breslau zu besetzen. Am 11. nahm er nebst Schwerin der Bürgerschaft den Eid der Treue ab. Am 18. Oct. begann er die Belagerung von Neiße, erhielt aber schon am 22. die Bestimmung, mit 10 Bataillonen und 40 Schwadronen nach der Grafschaft Glatz zu gehen, Glatz einzuschließen und die Winterquartiere in Böhmen zu beziehen, wo er sein Hauptquartier in Jung-Bunzlau nahm. Seine Aufgabe war eine ziemlich schwierige: er sollte so viel Land als möglich besetzen, um möglichst viel Steuern beizutreiben, aber auch den gleichfalls in Böhmen stehenden Franzosen und Sachsen keinen Anlaß zu Beschwerden geben; Feindseligkeiten gegen die Oesterreicher vermeiden, da Friedrich nach dem Vertrag zu Klein-Schnellendorf auf Frieden mit ihnen hoffte, aber auch vor ihnen auf der Hut sein. Maria Theresia führte über sein Verfahren in Böhmen, namentlich über seine gewaltsamen Aushebungen, bei Friedrich bittere Klage, sodaß ihm dieser mehr Schonung anbefahl: er hätte zwar befohlen, Leute zu werben und Steuern einzutreiben, aber auf solche Art, «daß das Huhn gerupfet wird, sonder daß es schreie». Am 14. Jan. 1742 besetzte Leopold die Stadt Glatz, der tapfere Befehlshaber Fontanella hielt die Festung noch bis zum 25. April. Am 29. Jan. nahm Leopold die Huldigung der Stände der Grafschaft entgegen. Als Maria Theresia das Generalaufgebot in Ungarn ergehen ließ, wurde Friedrich für Oberschlesien besorgt, dessen Deckung er am 12. März Leopold übertrug; gleichzeitig erhielt der alte Fürst Befehl, mit einem Corps aus der Mark nach Schlesien zu marschiren und seinen Sohn im Oberbefehl abzulösen. Allein die Bewegungen der Oesterreicher änderten den Plan des Königs. Leopold blieb im Glatzischen stehen und erhielt dann den Oberbefehl über die von seinem Vater herbeigeführten Truppen, während dieser den Oberbefehl in Schlesien übernahm. Die Einleitung zur Schlacht von Chotusitz oder Czaslau am 17. Mai wurde von Leopold getroffen; Friedrich, der später mit seinen Truppen ins zweite Treffen rückte, war mit seinen Anordnungen einverstanden. Nach gewonnener Schlacht umarmte ihn der König und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall. Der Friedensschluß führte ihn am 20. Juli nach Dessau zurück. Bei der Eröffnung des zweiten Schlesischen Krieges im August 1744 rückte das preußische Heer in drei Colonnen in Böhmen ein, von denen Leopold die mittlere, 24 Bataillone und 60 Schwadronen, über Zittau, Reichenberg und Münchengrätz nach Prag führte, wo er am 2. Sept. eintraf. Nun traten zwischen ihm und Schwerin häufige Mishelligkeiten so bedenklich zu Tage, daß Friedrich wiederholt eingreifen und sein Ansehen geltend machen mußte. Als sich Schwerin dann auch noch mit Friedrich überwarf, begab er sich, Krankheit vorschützend, nach Hause. Beim Rückzuge nach Schlesien befehligte Leopold die erste Colonne, die er, vom Feinde nicht beunruhigt, nach Glatz führte. Am 1. Dec. kam er in Lewin an und begab sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Schweidnitz. Im J. 1745 nahm er an den Schlachten bei Hohenfriedberg am 4. Juni und bei Sorr am 30. Sept. theil. Als Friedrich am 28. Oct. nach Berlin reiste, übertrug er Leopold den Oberbefehl in Schlesien. Im November begannen die Oesterreicher einen Winterfeldzug und rückten gegen die Lausitz vor. Leopold zog am 16. die Truppen bei Jauer zusammen, über welche Friedrich am 18. den Oberbefehl übernahm. Bis zum Schluß des Feldzugs blieb Leopold in der Umgebung des Königs. Nach dem Tode seines Vaters am 9. April 1747 trat er die Regierung an und erhielt von Friedrich das Regiment des Verstorbenen und das Gouvernement von Magdeburg. Seine mit Einsicht geführte und von den besten Absichten geleitete Regierung dauerte nur kurze Zeit. Er starb am 16. Dec. 1751, von seinen Unterthanen aufrichtig betrauert. Seine Gemahlin Gisela Agnes, die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, mit der er seit dem 25. Mai 1737 in glücklichster Ehe gelebt hatte, war ihm am 20. April 1751 im Tode vorangegangen. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter. *(P. Schwartz.)*

LEOPOLD FRIEDRICH FRANZ, Fürst, später Herzog von Anhalt-Dessau, geboren am 10. Aug. 1740, war der älteste Sohn des Fürsten Leopold II. Maximilian und der Fürstin Gisela Agnes, geborenen Prinzessin von Anhalt-Köthen. Im J. 1751 verlor er beide Aeltern und trat nun nebst seinen fünf jüngern

Geschwistern unter die Vormundschaft seines ältesten Oheims väterlicherseits, des Fürsten Dietrich. Seine Erziehung leitete bis zum J. 1753 ein Herr L'Estocq, von da an der nachmalige Oberhofmeister von Guericke. Bei der hohen, vielseitigen Beanlagung des Prinzen und der Vorzüglichkeit des Unterrichts, den er empfing, durfte man eine schnelle geistige Entwickelung desselben erwarten; dennoch wird allgemein berichtet, daß sich der Prinz scheinbar nur langsam entwickelte und trotz der herrlichen Gaben, die man an ihm wahrnahm, durch nichts auf die hohe Bedeutung wies, die er einst im Leben gewinnen sollte. Dem tiefer blickenden Pädagogen ist freilich in dieser Erscheinung kein unlösbares Räthsel geboten; ohne Zweifel hinderte gerade die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit seines Wesens den Prinzen, den gebotenen Lehrstoff sich so schnell anzueignen, wie es minder selbständigen und ursprünglichen Naturen möglich ist. Sogleich nach dem Tode des Fürsten Leopold Maximilian hatte Friedrich II. das dadurch erledigte Regiment Anhalt in Halle dem jungen, damals elfjährigen Erbprinzen verliehen und dieser, obwohl ohne specielle Neigung zum militärischen Beruf, ging im J. 1755 zum Regimente, um als Hauptmann den praktischen Dienst zu erlernen. Als darauf im J. 1756 der Krieg von neuem ausbrach, folgte er als Freiwilliger seinem Oheim, dem Fürsten Moritz, ins Feld. Im J. 1757 wohnte er an der Seite desselben den Schlachten bei Prag und Kollin bei, sah sich aber durch körperliches Unwohlsein, das einen immer bedenklicheren Charakter annahm, kurze Zeit darauf genöthigt, seine gänzliche Entlassung aus dem Heere nachzusuchen. Friedrich II. vermuthete im Prinzen eine der seinen widerstrebende politische Richtung und kannte von nun an während des Kriegs kein Wohlwollen mehr für das anhaltische Fürstenhaus, mit Ausnahme der Zerbster Linie, deren Tochter als Katharina II. damals den russischen Thron innehatte. Am 20. Oct. 1758 trat der Prinz infolge der unter dem 20. März erlangten Mündigkeitserklärung die Regierung an. Die durch die Unzufriedenheit Friedrich's II. dem Lande bereiteten Lasten suchte er durch persönliche Uebernahme der aufgelegten Steuern und Contributionen zu erleichtern, und da er in seinem Kammerpräsidenten von Brenkenhoff, der später selbst in preußische Dienste übertrat, einen überaus tüchtigen und gründlich durchgebildeten Rathgeber besaß, so gelang es ihm, sogar noch während des Krieges seinen Unterthanen durch Erlaß des Fronpfennigs eine Steuererleichterung zu gewähren. Von hohen Gedanken und weitreichenden Plänen erfüllt, beschloß der Fürst nach Wiederkehr des Friedens (1763) sich auf Reisen in den damaligen Bildungsländern Holland, England, Frankreich, der Schweiz und Italien umfassendere Kenntnisse auf den Gebieten der Staatsverwaltung, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues, der Kunst und des Handwerks, des Kirchen-, Schul- und Erziehungswesens u. s. w. zu erwerben, und begann nun, allen, die mit ihm in Berührung kamen, eine Ahnung von dem Ernste und der Tiefe seines Geistes und Gemüthes zu geben. Allbekannt sind die begeisterten Aussprüche Winckelmann's über den Fleiß, die Vorurtheilslosigkeit und schnelle Auffassung des Fürsten in seinen Studien. Am 26. Juli 1767 vermählte sich der Fürst mit seiner Cousine Luise Henriette Wilhelmine, Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, einer ihm durch hohe Geistesgaben, tiefe Religiosität, wie auch durch Hoheit der Gestalt und Schönheit der äußern Erscheinung durchaus ebenbürtigen Dame. Ein Lieblingsgedanke des Fürsten, der, wie es scheint, ihn von frühester Kindheit an erfüllte und ihn dann während seines ganzen langen Lebens unausgesetzt begleitete, war die Schöpfung eines großen monumentalen Werkes, bestehend aus großartigen Gartenanlagen mit künstlerisch ausgeführten Gebäuden und mannichfaltigen Kunstsammlungen. Der Verwirklichung dieses Gedankens widmete er sich jetzt zunächst. Als Raum dazu wurde die Gegend um Wörlitz ($1^1/_2$ St. östl. von Dessau) erwählt. Mitarbeiter waren dem Fürsten bei diesem Werke besonders Friedr. Wilh. von Erdmannsdorff (1736—1800), der ihm in Kunstsachen, speciell als Architekt zur Seite stand, und die Gärtner J. Fr. Eyserbeck, Schoch d. Ae. und dessen Sohn Joh. Gottlieb Schoch. Sowol von Erdmannsdorff, wie Eyserbeck und der jüngere Schoch hatten den Fürsten auf frühern Reisen begleitet und auch noch später im Auslande ihr Wissen und Können zu erweitern gesucht. Mit Erdmannsdorff verband den Fürsten von der ersten Begegnung bis zu Erdmannsdorff's Tode ein seltenes Freundschaftsverhältniß. Im J. 1773 wurde das Schloß in Wörlitz vollendet, mit dem J. 1808 darf man die Gartenanlage als abgeschlossen ansehen. Dieser einst so hochberühmte Garten gehört, trotzdem sich der Geschmack auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei wesentlich geändert hat und eine nicht unbedeutende Anzahl großer neuer Gartenanlagen seitdem entstanden ist, immer noch unstreitig zu den schönsten und bedeutendsten Schöpfungen seiner Art und zieht auch jetzt noch jährlich eine große Anzahl einheimischer und fremder Besucher an. Er bezeichnet für die Zeit seiner Entstehung einen bedeutenden Fortschritt der Kunst, ist zugleich aber auch für die Geschichte der Verbreitung ausländischer Gewächse in Deutschland wichtig geworden; sein Arboretum ist von culturgeschichtlicher Bedeutung. Daß der hier etablirte, durch seine feine und zugleich ungezwungene Geselligkeit ausgezeichnete Hof des Fürsten und der Fürstin (an der Spitze der Hofverwaltung stand der geistreiche, nachmals als Militärschriftsteller berühmt gewordene Herr von Berenhorst) seinerzeit in hohem Grade hervorragende Fremde mit anzog, nimmt nicht wunder. Hier weilten unter andern Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und Goethe, der geistreiche Prince de Ligne, der bekannte Georg Forster, Elisa von der Recke, Friederike Brun, Gleim, Lavater, Zimmermann, F. L. von Hardenberg (Novalis), Wieland, Tiedge, Garve und Raynal, in späterer Zeit Fürst Pückler-Muskau, der in Wörlitz als Knabe seine ersten Eindrücke und Anregungen, die nachmals so herrliche Früchte bringen sollten, erhielt, und Alexander von Humboldt. Sophie Mereau besang den Garten, Matthisson verlebte hier im Dienste der Fürstin eine Reihe von Jahren, Wilhelm Müller, der geborene Dessauer, suchte Wörlitz immer wieder mit neuer Begeisterung auf. Wörlitz hat eine

so hervorragende Bedeutung für die geistige und gesellschaftliche Bildung, besonders des letzten Drittheils des 18. Jahrh., daß ihm kaum ein zweiter Garten in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden kann.

An die Gründung des Gartens von Wörlitz schlossen sich andere landschaftliche Schöpfungen des Fürsten, wie die Umwandlung des Schloßgartens zu Dessau (1775), die Neuanlegung des Luisiums bei Jonitz, die schöne Waldanlage Sieglitzer-Berg bei Vockerode, die gärtnerische Verschönerung am Wege von Dessau zur Elbe und zuletzt die landschaftlichen Veränderungen im Schloßgarten zu Zerbst. Angeregt durch den Fürsten, versuchten sich mit entschiedenem Talente auch die Brüder desselben, Prinz Hans Jürge und Prinz Albert, auf dem gleichen Gebiete, jener durch die Schöpfung des Georgiums bei Dessau, dieser durch die schönen Anlagen in Groß-Kühnau. So glich wahrlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Umgebung Dessaus meilenweit einem großen Park, und nicht mit Unrecht ist sie bisweilen der Garten Deutschlands genannt worden.

Ein zweites Gebiet, das der Fürst mit tiefem Verständniß pflegte, war das der Baukunst. War schon in Wörlitz eine Reihe von Gebäuden entstanden, die vom feinsten Geschmacke zeugen, so entstanden um dieselbe Zeit in Dessau die herzogliche Reitbahn, die Marstallgebäude, das Orangeriehaus, das Theater und viele Privathäuser, welche der Fürst für fremde Familien, die er gern an seinen Hof fesseln wollte, errichten ließ. Soweit in allen diesen Gebäuden eine Nachbildung antiker und antikisirender Formen sich geltend macht, darf man einen Einfluß Erdmannsdorff's annehmen. Der Fürst selbst, unter dem Eindrucke der gothischen Bauwerke Englands, neigte in seinem persönlichen Geschmacke entschieden zur Gothik, und das sogenannte Gothische Haus in Wörlitz, die Kirche daselbst, die Neueinrichtung der St.-Marienkirche (Schloßkirche) in Dessau u. s. w. sind sein eigenstes Werk. Neben Erdmannsdorff stand ihm bei seinen Bauunternehmungen hauptsächlich der Baudirector Hesekiel zur Seite. Den innern Schmuck der genannten Gebäude, die Wand- und Deckenverzierungen, die Anordnung von Gemälden und Bildwerken leitete er jedoch selbst. Wie die ältere deutsche Baukunst fesselte ihn auch die ältere deutsche Malerei, und dieser Richtung verdanken wir eine große Anzahl vortrefflicher Gemälde älterer deutscher Meister, welche das Gothische Haus in Wörlitz aufbewahrt. Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß der Fürst zu einer Zeit, da die Glasmalerei so verrufen war, daß die Glaser nicht einmal farbloses Fensterglas für gemalte Scheiben geben wollten und man alte Glasgemälde als werthlose Objecte zu Tausenden mit dem Hammer zerschlug, das Schöne auch aus diesen Arbeiten heraus empfand und mit Liebe sammelte. In der That, der Fürst bezeichnet in vieler Beziehung eine Grenzscheide im künstlerischen Empfinden der Zeit, und der Verehrer Winckelmann's und des Alterthums ist zugleich Ausgangspunkt jener modernen Anschauungsweise, die wir oft kurz als die romantische bezeichnen. In seinem unermüdlichen Eifer für die Kunst nahm sich der Fürst auch der vom Freiherrn von Brabeck gestifteten Chalkographischen Gesellschaft an und wandelte sie im J. 1796 (unter Erdmannsdorff's Leitung) zu einem fürstlichen Institute um. Die von dieser Gesellschaft veröffentlichten Blätter werden zum Theil noch heute hoch geschätzt und haben ihrerzeit wesentlich zur Hebung des Geschmacks beigetragen. Ungunst der Zeit und unbesonnene Finanzwirthschaft führten freilich schon im J. 1806 die Auflösung der Gesellschaft herbei. Im Anschluß an die Chalkographische Gesellschaft hatte der Fürst durch Erdmannsdorff auch eine allgemeine Zeichenschule, besonders zur Hebung des Handwerkes, gründen lassen. Endlich gedenken wir noch des Verdienstes, das sich der Fürst durch Pflege des dessauer Musiklebens, an dessen Spitze er den hochbegabten, erst in neuester Zeit vollkommen gewürdigten Fr. Wilh. Rust berief, und durch Gründung eines fürstlichen Hoftheaters erwarb. Der Dichtkunst blieb der Fürst hingegen bei dem durchaus realistischen, auf das Sinnenfällige gerichteten Zuge seines Geistes ziemlich fern, obschon er mit Dichtern wie Klopstock, Goethe, Gleim, Matthisson u. s. w. in Verbindung stand. Dieser Zweig der Kunst fand dafür eine warme Vertretung in der Fürstin, der Freundin Elisa's von der Recke und Friederike Brun's, und war darum keineswegs vom Leben und von der Fürsorge des Hofes ausgeschossen.

Im J. 1769 wurde dem Fürsten ein Erbprinz (Friedrich 1769—1814) geboren, dessen erste Erziehung dem aus Goethe's leipziger Zeit bekannten, dem Hofe durch Gellert empfohlenen Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809) anvertrauet wurde. Durch Behrisch wurde der Fürst mit Basedow's Erziehungsgrundsätzen bekannt und im J. 1774 gründete Basedow, vom Fürsten auf das freigebigste unterstützt, das weithin bekannt gewordene Philanthropin in Dessau, an dessen Unterricht auch der Erbprinz eine Zeit lang theilnahm, das aber gleichwol, von Anfang her an tiefliegenden innern Schäden leidend, schon im J. 1793, nachdem Basedow Dessau längst verlassen hatte und die Leitung in andere Hände übergegangen war, wieder einging. Immerhin blieb die Fürsorge des Fürsten lebhaft auf das Schul- und Erziehungswesen gerichtet und sein rastlos schaffender Geist, hierin besonders durch den verdienstvollen Schulmann und Pädagogen Nauendorf unterstützt, richtete sich nun auf Reorganisation der öffentlichen Schulen. Im J. 1785 wurde die Hauptschule (Gymnasium) in Dessau eingerichtet, 1786 die höhere Töchterschule daselbst, 1796 erschien eine neue Schulordnung für das niedere Schulwesen und das Verbot der Winkelschulen, 1803 wurde in Dessau eine Sonntagsschule gegründet, an die sich später die Errichtung einer Industrieschule anschloß. Nachdem dem Fürsten bei Erlöschen der Anhalt-Zerbster Linie die Stadt Zerbst mit dem dazu gehörigen Kreise (1797) zugefallen war, nahm er sich auch der Hebung des Schulwesens dieses neuen Landestheils an, schuf aus dem alten in Zerbst bestehenden Gesammtgymnasium eine Hauptschule für Lutheraner und Reformirte und reorganisirte die dortige Töchterschule. Eine bemerkenswerthe Hebung des Landschulwesens bewirkte der Fürst durch Gründung

eines Schullehrerseminars, wie durch Erhöhung des Einkommens der Landschullehrer.

Bei der tief religiösen Anlage seiner Natur widmete sich der Fürst auch mit Ernst den kirchlichen Angelegenheiten des Landes und förderte dieselben nicht etwa nur durch mannichfache, seinen künstlerischen Neigungen zusagende kirchliche Bauten, sondern auch durch Einwirkung auf das Geistes- und Gemüthsleben der Geistlichen. Auf diesem Gebiete half ihm als treuer Diener der durch Lavater empfohlene J. L. Häfeli, ein Schweizer, neun Jahre lang (1784—93). Im J. 1787 gründete er die Anhalt-Dessauische Pastoralgesellschaft und mit derselben zugleich eine Pastoralbibliothek. Wiewol dem reformirten Bekenntniß der Vorfahren folgend, unterstützte er doch gern die religiösen Bedürfnisse anderer Confessionen, sicherte den Lutheranern in Dessau den Gebrauch ihrer Kirche, gewährte den Katholiken ein gottesdienstliches Local mit einer Glocke und ließ lange Zeit dem armen halberstädter Franciscaner, der die dessauer katholische Gemeinde bediente, regelmäßig wöchentlich zweimal eine volle Mahlzeit mit Wein aus der fürstlichen Küche reichen. Im J. 1787 legte er den für alle christlichen Confessionen bestimmten neuen Gottesacker an, der seinerzeit eine berühmte Zierde Dessaus war. Auch der damals noch unter mannichfachem Druck lebenden Juden nahm sich der Fürst menschenfreundlich an, gab den anhaltischen Gemeinden 1764 eine feste Verfassung, schaffte 1804 in Anhalt den jüdischen Leibzoll ab, unterstützte die jüdischen Lehranstalten in Dessau und baute in Wörlitz eine geschmackvolle Synagoge.

Von dem, was der Fürst weiter in der Landesverwaltung anordnete, sei noch Nachstehendes erwähnt. Im J. 1762 traf er Vorkehrungen zum Schutz in Feuersgefahr und gründete eine allgemeine Landesbrandkasse; 1763 ordnete er das regelmäßige Erscheinen eines officiellen Blattes, des «Wochenblattes» an; 1764—70 ließ er ein Armenhaus für Bedürftige aller Confessionen bauen und regelte die Armenpflege; nachdem er schon 1761 den Fronpfennig abgeschafft hatte, verminderte er auch noch die Accise und hob 1783 die Abgabe für das frühere Monopol des Holzverkaufs u. s. w. auf; 1791 errichtete er eine Witwen- und Waisenkasse für Hinterlassene seiner Beamten; zum Schutz des öffentlichen Gesundheitswesens gründete er 1793 eine Medicinalcommission, wies ein Krankenhaus für Arme und Fremde an und sorgte für kostenfreie Impfung der Kuhpocken; das im J. 1786 durch Errichtung einer Polizeianstalt geregelte Polizeiwesen wurde 1810 durch Errichtung einer Landgendarmerie erweitert; den schon damals vielfach als lästig gefühlten Druck des Innungswesens milderte er, ohne jedoch das Institut selbst aufzuheben; in landwirthschaftlichen Dingen suchte er, dabei besonders vom Kammerdirector von Raumer unterstützt, alle Fortschritte auch fremder Länder zu benutzen und den Verkehr im Lande durch Wege-, Deich- und Brückenbau zu heben; Forstcultur, Jägerei, Obstzucht, Gemüsebau, alles zog er in seine Interessen, nichts entging seiner alles umfassenden Aufmerksamkeit.

So gelangte das bescheidene Fürstenthum Anhalt-Dessau mehr und mehr zu geistiger Hebung und äußerm Wohlstand. Da brachen mit der Niederlage Preußens bei Jena (1806) die Schrecken des Kriegs über das Land herein, und vieles von dem, was der Fürst mit großen Opfern und mit Aufwendung aller Kraft geschaffen, sank vernichtet dahin. Am 18. Oct. 1806 brannten die fliehenden Preußen die erst 1787 erbaute Elbbrücke bei Dessau hinter sich ab. Napoleon und nach ihm Murat und Berthier erschienen in Dessau, und wiewol der Fürst ihnen die höchste Achtung einflößte und sie sein Land zu schützen versprachen, ja eine ausdrückliche Neutralitätserklärung erfolgte, waren doch Plünderungen und Verheerungen nicht ganz abzuwenden. Seit 1796 Senior des anhaltischen Fürstenhauses, vollzog der Fürst den Anschluß Anhalts an den Rheinbund (1807) als politische Nothwendigkeit und nahm nun in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Anhalt-Köthen den Herzogstitel an, den der Fürst von Anhalt-Bernburg kurze Zeit vorher (1806) noch von Kaiser und Reich erhalten hatte. Bald darauf begab sich der Herzog einer persönlichen Einladung Napoleon's folgend, jedoch als Privatmann nach Paris, begleitete den Kaiser von da nach Rambouillet, wo ihm zu Ehren glänzende Jagden veranstaltet wurden, und wandte sich dann (Dessau nur zu kurzem Aufenthalte berührend) infolge einer Einladung des Kaisers von Oesterreich nach Wien. Im J. 1808 feierte das Land das funfzigjährige Regierungsjubiläum des allgemein geliebten und verehrten Landesherrn, ein Festtag, zu dessen Gedächtniß Reformirte und Lutheraner in Zerbst ein gemeinsames Gesangbuch einführten. Den Pflichten des Rheinbundes entsprechend hatte Anhalt bis zum J. 1813 für Napoleon verschiedene Contingente zu stellen, die bald gegen Preußen, bald gegen Oesterreich, bald gegen Spanien und Rußland verwandt wurden. Endlich begann Napoleon's Stern zu erbleichen, aber ehe der letzte Sieg über ihn errungen war, mußte das Land noch unsäglich viel durch Einquartierungen u. s. w. französicher, russischer, preußischer, schwedischer und Rheinbundstruppen, wie durch Lieferungen, Contributionen, Plünderungen und anderes leiden. Sich und dem Lande die Existenz zu retten, opferte der Herzog alles, was er besaß, sodaß er, dem Wohlthun eine so große Freude war, sich zuletzt zu der öffentlichen Bitte gezwungen sah, man möge ihn doch nicht mehr mit Gesuchen um Geldunterstützung nahen, da er nicht mehr im Stande sei, dergleichen zu berücksichtigen. Schon 1811 war er genöthigt gewesen, eine Steuer auf den Grundbesitz auszuschreiben, der im J. 1813 eine freiwillige Anleihe im Lande folgte. Im J. 1814 mußte dann noch eine allgemeine Gehalts-, Gesinde- und Gewerbesteuer ausgeschrieben werden. Als Napoleon im J. 1813 noch einmal in Dessau erschien, befahl derselbe in dieser Noth noch die Stellung eines Regiments reitender Jäger. Endlich brachte die Schlacht bei Leipzig die glückliche Entscheidung. Noch in demselben Jahre (am 1. Dec.) trat der Herzog für sich und das köthensche Land, dessen vormundschaftliche Regierung er seit dem 2. Mai 1812 führte, vom Rheinbunde zurück und errichtete neben den zu den Verbündeten übergetretenen anhaltischen Truppentheilen eine Landwehr und kurze Zeit darauf auch noch einen Landsturm.

Die ältesten Söhne des Erbprinzen (gest. 1814), die Prinzen Leopold und Georg, nahmen als Freiwillige im österreichischen und preußischen Heere am Feldzuge theil und nach dem Ende der Freiheitskriege endete denn auch die Zeit der heimischen Nöthe und Drangsale. Das Land erholte sich schnell und schon im J. 1816 konnte die 1813 gemachte freiwillige Anleihe wieder zurückgezahlt werden. Herzog Franz, der im J. 1811 seine Gemahlin und seine beiden Brüder verloren, stand nun im Alter vereinsamt — waren doch auch die ihm am nächsten stehenden Männer seiner Umgebung, von Erdmannsdorff und von Berenhorst, jener im J. 1800, dieser im J. 1814, gestorben — und wie ein freundliches Aufleuchten der untergehenden Sonne seines Lebens mochte es ihm erscheinen, als er im J. 1816 seinen geliebten Enkel, den Erbprinzen Leopold Friedrich, mit der Nichte des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine Amalie, verlobt sah. Am 9. Aug. 1817 starb er, tief betrauert von seiner Familie, seinen Unterthanen, seinen Zeitgenossen, noch jetzt überall im Lande gefeiert. — Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau war ein kräftig gebauter Herr von hoher Gestalt, geübt in allen ritterlichen Künsten, ein Reiter wie wenige. Seine Leidenschaft für Reiten und Jagen fand in England reichliche Nahrung, und die Parforcejagden, welche er später in seinem Lande veranstaltete, wurden sehr berühmt, für die Einen eine Quelle des Vergnügens, für viele Andere eine Quelle des Erwerbes. Auf seinem charaktervollen Gesichte lag ein tiefer Zug von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit. Er lernte, strebte, schuf bis in sein hohes Alter. Der Kreis seiner Interessen war von seltener Weite, nur dem Abstracten brachte er wenig Theilnahme und wenig Verständniß entgegen. Die hohe Popularität, welche er genoß, verdankte er vor allem dem schlichten, herzlichen Verkehr mit jedermann; selbst wo er zürnen und strafen mußte, suchte er möglichst alles zum Besten zu kehren und den Widerstrebenden zu besänftigen. Unter den von ihm vorhandenen Bildnissen ist das ihm von seinem Enkel, Leopold Friedrich, in Dessau (1858) gesetzte bronzene Standbild das bedeutendste.

Literatur: Reil, «L. Fr. Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau» (Dessau 1845); «Herzog Leopold Friedrich Franz und seine Zeit» (Dessau 1854); W. Hosäus, «Wörlitz» (Dessau 1883, 2. Aufl.); derselbe in den «Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde» seit 1875: 1) Georg Forster in Wörlitz 1779 (I, 39 fg.); 2) G. H. von Berenhorst's Tagesbemerkungen (I, 190 fg.); 3) Zur Geschichte der Dessauer Gelehrtenbuchhandlung und Verlagskasse (I, 239 fg.); 4) Großherzog Karl August und Goethe in ihrer Beziehung zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (I, 505 fg.); 5) Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau und Joh. Joach. Winckelmann (II, 17 fg.); 6) J. Fr. Eyserbeck (II, 67 fg.); 7) Die Chalkographische Gesellschaft zu Dessau, 1796—1806 (II, 482 fg.); 8) Herzogin Luise von Anhalt-Dessau und Friederike Brun (II, 738 fg.); 9) Fr. Wilh. Rust und das dessauer Musikleben, 1766—1796 (III, 265 fg); 10) Fr. Wilh. von Erdmannsdorff's Denkschrift über die artist. Leitung der Chalkogr. Gesellschaft in Dessau 1796 (III, 386 fg.); 11) Ernst Wolfg. Behrisch (III, 492 fg.); 12) Die Anfänge des Dessauer Theaters (III, 552 fg.); 13) Zustände in Dessau und Wörlitz im October und November 1806 (IV, 348 fg.); 14) Gustav Hugo und Phil. Buttmann in Dessau (IV, 405 fg.); 15) Elisa von der Recke in ihren Beziehungen zu Dessau und Wörlitz (IV, 482 fg., 571 fg., 621 fg.); 16) Briefwechsel des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau mit Fr. Gottl. Klopstock im J. 1779 (V, 49 fg.); 17) Joh. Kasp. Häfeli in Wörlitz, 1784—1793 (V, 137 fg.); 18) Joh. Kasp. Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau (V, 201 fg.); Nr. 4, 5, 9, 11 und 18 sind in Sonderausgaben im Buchhandel (Dessau) erschienen. *(W. Hosäus.)*

LEOPOLD FRIEDRICH, Herzog von Anhalt, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau und der Gemahlin desselben, der Erbprinzessin Christiane Amalie, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, wurde am 1. Oct. 1794 in Dessau geboren. Er wuchs unter den Augen der Aeltern und Großältern, des Herzogs Leopold Friedrich Franz und der Herzogin Luise, zu einem blühenden Jünglinge von auffallender Schönheit heran und machte nach Vollendung seiner Erziehung die übliche Bildungsreise durch Frankreich und Italien, nahm sodann im österreichischen Heere in den Jahren 1813 und 1814 an den Freiheitskriegen theil und kam erst wieder nach Dessau zurück, als ihn der unerwartete Tod seines Vaters (27. Mai 1814) an die Seite seines hochbetagten Großvaters rief. Als Leopold Friedrich Franz 1817 starb, übernahm der junge Prinz als Herzog von Anhalt-Dessau die Regierung des ihm gewordenen Erbes, bemüht, dasselbe im Sinne des inniggeliebten und hochverehrten Verewigten zu verwalten. Zunächst galt es dabei, die großen Schöpfungen seines erlauchten Vorgängers, wie auch die ihm gleichfalls zugefallenen Schöpfungen der Brüder desselben, Hans Jürge und Albert, zu erhalten und weiter zu entwickeln. Herzog Leopold begann aber auch bald selbstthätig weiter zu schaffen: die landwirthschaftlichen Interessen der Bevölkerung zu fördern, ließ er einerseits unbenutzt liegende Strecken des Landes urbar machen, andererseits größere Domänen parzelliren; Handel und Gewerbfleiß, Fabrikwesen und Bergbau zu heben, beseitigte er manches hemmende Gesetz, legte Landstraßen, Chausseen, Brücken (unter andern die große Elbbrücke bei Dessau, 1834—36) an, begünstigte den Eisenbahnbau u. s. w., und in der That erntete er im letzten Drittheil seiner Regierung in reichem Maße die Früchte seiner ernsten landesväterlichen Bemühungen, indem dasselbe außerordentlich große Fortschritte auf den genannten Gebieten aufweist — man denke unter anderm an den Umfang des Rübenbaues und der Zuckerfabrikation, wie an den Aufschwung des Bergbaues auf Kohlen und besonders auf Stein- und andere Salze in Anhalt. Den Zolldifferenzen Preußen gegenüber, welche das erste Jahrzehnt der Regierung des Herzogs Leopold beschäftigten, wurde durch den Eintritt Anhalts in den Zollverein

(1828) ein Ende bereitet. Das unter Herzog Franz durch F. W. Rust in Dessau geweckte Musikleben weiter zu pflegen, berief Herzog Leopold den Componisten des «Weltgericht», Friedrich Schneider, nach Dessau, unter dessen Leitung besonders Kirchenmusik und Concertwesen neue Blüten trieben; doch fand dabei auch das Theater seine Förderung, und der gute Ruf der dessauer Oper datirt aus jener Zeit. In Malerei und Kupferstich übte sich Herzog Leopold selbst und die ererbten Kunstsammlungen erfuhren unter ihm durch mannichfache Neuanschaffungen manchen ersprießlichen Zuwachs. Vor allem namhaft ist die Thätigkeit des Herzogs auf dem Gebiete der Baukunst; er errichtete eine nicht geringe Anzahl bedeutender neuer Gebäude und ließ sich die Restauration vieler älteren angelegen sein: wir erwähnen die Schloßkirche zu Dessau, die Nikolaikirche zu Zerbst, die Schloßkirche zu Nienburg, die Kirchen in Raguhn und Großkühnau und besonders die Stiftskirche in Gernrode, jenen alten romanischen Bau, der eine Zierde des Landes und der Kunst ist; sodann die verschiedenen Profanbauten, wie das Vorhaus des herzoglichen Hoftheaters mit der schönen Säulenhalle und dem eleganten Concertsaale, die Kaserne, die vielen zum Theil ziemlich ausgedehnten Schulgebäude des Landes u. s. w. Was das Gerichtswesen betrifft, so griff auch hier Herzog Leopold neuordnend ein, er schuf eine Neueintheilung der Gerichtsbezirke, gründete neue Justizämter und vereinfachte die Rechtspflege. Nachdem er schon im J. 1827 durch Einführung der «Union» dem kirchlichen Leben eine neue Grundlage gegeben, sorgte er auch durch Reorganisirung der Gymnasien zu Dessau und Zerbst, wie durch Gründung neuer Bürger- und Landschulen und durch Errichtung gymnastischer Anstalten für Förderung des Schulwesens. Stipendien für bedürftige Studirende und Schüler hatte er schon im zweiten Jahre seiner Regierung (1819) gegründet. Das J. 1848 hinterließ auch in Anhalt mannichfache Spuren. Ein aus Urwahlen hervorgegangener Landtag gab dem Lande eine Verfassung, die sich jedoch sofort als unhaltbar erwies und schon im J. 1851 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1859 wurde mit Rücksicht auf die frühere anhaltische Landschaftsordnung eine neue Landesvertretung organisirt, die aber auch schon wieder im J. 1869 der jetzt bestehenden Landesordnung weichen mußte. Als im J. 1847 die herzogliche Linie Anhalt-Köthen mit Herzog Heinrich erlosch, wurde der Anhalt-Köthensche Antheil des Landes im Namen und Auftrage der Herzoge von Anhalt-Dessau und Anhalt-Bernburg verwaltet, bis er durch Vertrag mit Anhalt-Bernburg im J. 1853 mit Anhalt-Dessau vereinigt wurde und Herzog Leopold, bis dahin Herzog von Anhalt-Dessau, nunmehr den Titel «Herzog von Anhalt-Dessau-Köthen» annahm. Durch den im J. 1863 erfolgten Tod des Herzogs Alexander Karl von Anhalt-Bernburg erlosch auch die Anhalt-Bernburgische Linie und so gelangte nun nach zweihundertsechzigjähriger Trennung das gesammte Herzogthum Anhalt wieder in die Hand Eines Landesfürsten, des Herzogs Leopold, der sich von jetzt an «Herzog von Anhalt» nannte. Diese Wiedervereinigung der so lange getrennten Glieder desselben Landes dürfte als wichtigstes Ereigniß im Leben des Herzogs Leopold gelten und die Bevölkerung feierte den Tag des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums desselben (10. Aug. 1867), an dem sich die herzlichste und ungeheucheltste Liebe aller Unterthanen, sowol der altangestammten wie der neuererbten, für den greisen Jubilar kundgab, durch Errichtung eines Jubeldenkmals in Dessau, welches vor allem den Gedanken der Wiedervereinigung Anhalts zum Ausdruck zu bringen bestimmt war.

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Herzog Leopold der schwierigen, vielfach verwickelten Frage der Trennung des herzoglichen Familienvermögens von dem des Staates, und am 23. Juni 1869 erfolgte in Vereinbarung mit dem Landtage eine definitive Lösung derselben. Sein treues, dem deutschen Vaterlande so warm zugewandtes Herz, das ihn schon als Jüngling in den Kampf gegen Frankreich getrieben, begleitete mit erregtester Theilnahme die Erfolge der deutschen Waffen in den Jahren 1870—71, und nachdem die Gründung des Deutschen Reiches unter der Führung Preußens Thatsache geworden und der Friede entschieden war, schloß er, der älteste der deutschen Fürsten, für immer sein Auge. Er starb am 22. Mai 1871.

Herzog Leopold besaß leiblich wie geistig das volle Erbe seines Stammes. Eine hochragende, edle äußere Erscheinung, verbunden mit tief religiösem Sinn, einfach strenger Sitte, Gerechtigkeit, Milde und herzlicher Wohlthätigkeit zeichnete ihn aus. Er kannte Anhalt und seine Geschichte wie kein zweiter, und alle Handlungen seiner Beamten erfuhren seine aufmerksame Controle. Uebersahen andere etwas, so ergriff er selbst die Initiative. Seine Gemahlin, Herzogin Luise Wilhelmine Amalie Friederike, geborene Prinzessin von Preußen, mit der er sich im J. 1818 vermählt hatte, starb am 1. Jan. 1850, indem sie ihm einen Sohn, seinen Nachfolger Herzog Friedrich von Anhalt, und zwei Töchter, Prinzessin Agnes (vermählt mit dem regierenden Herzoge Ernst von Sachsen-Altenburg) und Prinzessin Maria Anna (Witwe des im J. 1885 verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen) hinterließ. *(W. Hosäus.)*

LEOPOLD (Maximilian Julius), Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, jüngster Sohn des regierenden Herzogs Karl I. von Braunschweig und seiner Gemahlin Philippine Charlotte (Schwester Friedrich's des Großen), wurde in der damaligen Residenzstadt Wolfenbüttel geboren am 11. Oct. 1752. Die Erziehung des Prinzen wurde sorgsam geleitet. Männer wie die Professoren Ebert, Gärtner, Gattinara, Mauvillon, Schmidt-Phiseldek u. a., und besonders der edle Abt Jerusalem, der intellectuelle Schöpfer des seinerzeit so berühmten Collegium Carolinum, betheiligten sich daran; sein militärischer Begleiter war 1764—76 Oberst von Warnstädt. Für die Gemüthsrichtung des jungen Prinzen legt ein ehrenvolles Zeugniß ab sein im Druck erschienenes Glaubensbekenntniß, das er bei seiner Confirmation im J. 1769 ablegte, in welchem es unter anderm heißt: «Meine Pflicht ist es, dahin zu streben, daß die Welt oder vielmehr der rechtschaffenste und vernünftigste Theil derselben mit Recht ein vortheilhaftes

Urtheil von mir fällt.» Durch Reisen suchte er dann seine Anschauungen weiter auszubilden; die erste derselben führte ihn im J. 1770 zu den schlesischen Revuen, welche, und besonders die Zusammenkunft zwischen Friedrich II. und Joseph II. zu Mährisch-Neustadt, ihm vielfache Anregungen brachten. Am 1. Sept. 1772 ward er zu Sonnenburg durch Prinz Ferdinand von Preußen feierlich in den Johanniterorden und etwa um dieselbe Zeit durch seinen Oheim, den berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig, als Freimaurer aufgenommen. Am 6. Mai desselben Jahres war er zum Oberstlieutenant in braunschweigischen Diensten ernannt, in welchen er 1776 zum Oberst aufrückte. Nach einer Reise durch einen großen Theil Frankreichs (1772), mit welcher der Prinz namentlich militärische Studien verband, besuchte er im J. 1775 Wien, wo die Kaiserin Maria Theresia den lebhaften Wunsch äußerte, ihn in österreichische Dienste zu ziehen. Die in dieser Hinsicht angeknüpften Verhandlungen zerschlugen sich indessen. Von Wien aus beschloß und unternahm der Prinz eine Reise nach Italien und es gelang ihm zu seiner hohen Freude, den damals gerade in Wien sich aufhaltenden Lessing als Reisebegleiter zu gewinnen. Die Reise ging über Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Livorno, Corsica, Genua, Turin, Neapel und über Rom zurück; sie war für den Prinzen sehr lehrreich, besonders durch den regen Verkehr mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten. In Neapel erhielt er die Nachricht (welche auch seine Rückkehr veranlaßte), daß sein Oheim Friedrich der Große ihm ein Regiment zu verleihen gedenke; bald nach seiner Rückkehr erhielt er das zu Frankfurt a. O. garnisonirende Infanterieregiment. Dies war eins der besten preußischen Regimenter, an dessen Spitze Schwerin vor Prag gefallen war. Unter Bestätigung seiner Charge als Oberst wurde dem Prinzen sein Patent vom 12. Jan. 1776 ausgestellt; noch im selben Monate reiste er zur Vorstellung nach Potsdam und traf am 8. Febr. in Frankfurt ein, von der Universität und Bürgerschaft feierlich bewillkommnet. Mit Eifer nahm er sich alsbald der Pflichten seines neuen Amtes an. Wie er die ihm unterstellten Offiziere allseitig anzuregen wußte, so sorgte er auch für die Unterweisung der Unteroffiziere in für ihren Beruf nützlichen Kenntnissen. Das größte Verdienst aber nach dieser Seite erwarb er sich durch Stiftung einer Garnisonsschule für die Soldatenkinder (1777), die er reichlich bedachte, namentlich durch Erbauung eines Schulhauses, und der er stets seine regste Theilnahme widmete; sie besteht noch heute unter dem Namen «Leopoldschule» segensreich fort. Eine Reise nach Rekahn zu dem als philanthropischem Pädagogen hochangesehenen von Rochow unternahm er gleichfalls im Interesse seiner Schule. Dabei nahm übrigens Leopold (der nach dem Tode seines Vaters am 26. März 1780, wie bei den braunschweigischen volljährigen Prinzen üblich, den Titel «Herzog» annahm) in jeder Hinsicht der Pflichten seines Standes sich eifrig an, bedacht auf das Große wie auf das Kleine. Den Bairischen Erbfolgekrieg 1778—79 machte er mit zuerst unter dem Befehle des Generals von Möllendorf, dann unter dem des Prinzen Heinrich; 1782 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor. Aber das Höchste war ihm die Menschenliebe. Sein ganzes Leben war nur eine lange Reihe menschenfreundlicher Handlungen, allezeit war des Prinzen Herz und Hand für jeden Unglücklichen offen, der ihm vertrauensvoll nahte oder von dem er hörte. Bei Feuers- und Wassersnoth (herbeigeführt durch die Oder im Winter 1780) setzte er helfend ohne Zaudern seine eigene Person ein. Ein Ereigniß solcher Art führte denn auch durch aufopfernde Menschenliebe des Herzogs Tod herbei am 27. April 1785. In diesen Tagen hatte nach dem ungewöhnlich strengen und schneereichen Winter die Oder eine Höhe erreicht, welche den Stand des Wassers bei der bis dahin größten Ueberschwemmung von 1736 noch um 10 Zoll überstieg. Am meisten bedroht war, wie allemal, die auf dem rechten Ufer und tiefer gelegene Dammvorstadt. Ein heftiger Nordwestwind trieb, nachdem schon frühmorgens ein Dammbruch eingetreten und bald darauf die Brücke zerrissen war, die Fluten mit solcher Gewalt gegen den Damm, daß gegen 3 Uhr nachmittags ein zweiter großer Durchbruch erfolgte und die ganze Vorstadt von den unwiderstehlichen Wogen überflutet wurde; nur die höher gelegene massive Seidenfabrik bot noch Schutz. Die Noth stieg jedoch zusehends und mußte den Zuschauern in der Stadt wohl noch größer erscheinen; auch fehlte es drüben an Kähnen. Der Herzog, der schon vorher überall anordnend und aneifernd thätig gewesen war, konnte endlich, trotz der dringendsten Gegenvorstellungen, seinem Drange, selbst rettend und helfend einzugreifen, nicht widerstehen. Durch die bestimmte Erklärung, andernfalls allein fahren zu wollen, zwang er fast einen Schiffer mit seinen beiden Knechten, ihn zu begleiten. Ungeduldig betrieb der Herzog die Vorbereitungen zur Abfahrt; man kam glücklich durch die zerrissene Brücke und alles wäre wol gut gegangen, wenn nicht durch eine unrichtige Wendung des Schiffers der Kahn an eine Weide angestoßen und umgeschlagen wäre. Der Herzog fiel beim heftigen Anprall ins Wasser, das sofort über ihm zusammenschlug; es gelang nicht, ihn zu retten. Erst am 2. Mai, nachdem das Wasser schon gefallen, fand man die Leiche in einem Garten der Vorstadt auf, unweit der Stelle, wo der Herzog versunken war; wahrscheinlich hatte ein Schlagfluß seinem Leben gleich ein Ende gemacht. Unter allgemeinem Wehklagen ward die Leiche nach Frankfurt und von da in das herzogliche Erbbegräbniß nach Braunschweig gebracht. Allgemein und groß war die Theilnahme, nicht blos in Frankfurt, sondern in ganz Europa, und bis in die neueste Zeit ward sein Tod als Opfer reinster Menschenliebe angesehen. Da trat G. W. Keßler (in Raumer's «Historischem Taschenbuch» für 1844, S. 681 fg.) auf, um den Werth dieses Opfers anzuzweifeln und den Tod als Folge unnöthiger und unnützer Tollkühnheit aufzufassen; diese Auffassung fand denn auch in verschiedenen Geschichtswerken und Encyklopädien Eingang. Um so dankenswerther ist es, daß ein bewährter Forscher, Stadtarchivar L. Hänselmann, in seiner Schrift: «Der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig» (Braunschweig 1878), mit den schlagendsten Gründen die völlige Halt-

losigkeit der Keßler'schen Anschauung dargelegt hat; sie wird hiernach wol für immer als beseitigt und die Auffassung als die richtige anzusehen sein, welche bei des Fürsten Zeitgenossen die allgemeine war.

Vgl. C. R. Hausen, «Biographie des Herzogs Max. Julius Leopold» (Frankfurt a. O. 1785); A. F. Geisler, «Leben und Charakter Leopold's, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg» (Leipzig 1786); R. F. From, «Herzog Leopold zu Braunschweig, der Menschenfreund. Zwei Versuche» (Berlin 1785 und 1787, bes. I, 49—51); Ch. W. Spieker, «Lebensgeschichte Herzog Leopold's» (3. Aufl., Frankfurt a. O. 1850). *(Ed. Steinacker.)*

LEOPOLD, Markgrafen und Herzoge von Oesterreich aus dem Babenbergischen Hause.

1) Leopold I. (auch Liutpold), genannt der Erlauchte, Markgraf von Oesterreich 976—994. Ueber diesen Gründer der Macht des Hauses der Babenberger in Oesterreich hat die neuere Geschichtsforschung noch immer nicht volles Licht verbreitet, zumal was seine Abkunft und die Abzweigung seiner Familie nach Oesterreich betrifft. Nach der vornehmsten Quelle, Otto von Freising, wurde angenommen, das österreichische Geschlecht stamme von jenem fränkischen Grafengeschlechte ab, dessen Burg, die Altenburg oder Babenberg, im heutigen bairischen Frankenlande, nahe der Stelle, wo sich die Regnitz in den Main ergießt, stand, und jenen unglücklichen Grafen Adalbert vom Babenberg aufwies, der im Kampfe gegen den mächtigen Frankenherzog Konrad das Leben verlor (906). Leopold I. erscheint 976 zum ersten male urkundlich als Markgraf von Oesterreich (Ostmark, Ostarrichi, Oestreich) und ist seine Einsetzung durch Kaiser Otto II. unzweifelhaft erfolgt, als Consequenz der Empörung des Herzogs Heinrich (II.) von Baiern und der Anhänglichkeit Leopold's an die Ottonen. Mit den deutschen Königen war ja auch die Macht der Babenberger überhaupt entstanden und gewachsen, Leopold's Vater (Heinrich) war ein treuer Anhänger König Heinrich's I., Otto I. begünstigte gleichfalls die Babenberger. So hatte denn in der Folge Leopold I. die Mark Oesterreich, die er namentlich und damit das Deutsche Reich gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen hatte; daneben besaß er den Donaugau (d. h. jenes Stück Baiern, das jetzt die Oberpfalz heißt) und den Traungau, während sein Bruder Berthold am Böhmerwald den Nordgau hütete. Vielfach hat sich später die Sage um die Gründung der Ostmark gewoben, ebenso wie um die Gründung von Melk. Leopold hatte seine Residenz zu Bechelaren an der Donau und erweiterte die Ostmark bis zum Wiener Walde. Leopold starb am 10. Juli 994 und hinterließ vier Söhne, von denen zwei ihm in der Regierung der Ostmark folgten (Heinrich und Adalbert). Ernst, mit Gisela, der Schwester des Herzogs von Schwaben, vermählt, gewann Schwaben, starb aber schon 1015 infolge eines Fehlschusses eines seiner Dienstmannen auf der Jagd. Poppo wurde Erzbischof von Trier. Wichtig ist noch, daß Ernst's Sohn, gleichfalls Ernst, wiewol ein Kind, vom Kaiser mit Schwaben belehnt wurde. Es ist der unglückliche, durch die Dichtung so vielfach verherrlichte Ernst von Schwaben, der, herangewachsen, gegen den zweiten Mann seiner Mutter Gisela, gegen Kaiser Konrad II. sich verschwor, begnadigt noch einmal gegen ihn zu den Waffen griff, geächtet und gebannt im Kampfe fiel (17. Aug. 1030).

Literatur: «Monumenta Germaniae», 24. Bd.; Meiller, «Regesten der Babenberger Urkunden»; Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich I.» (neue Bearbeitung). Ueber die Streitfrage der Herkunft der Babenberger: F. Stein, in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XII, 1, 1871, stellt die genealogische Tradition in Frage; Riezler, «Geschichte Baierns», I, leugnet die fränkische und behauptet die bairische Abkunft; Cl. Schmitz, «Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher», vertritt die Hypothese der Abkunft der Babenberger von den Scheyern-Wittelsbachern; Alfred Huber vertheidigt die schwäbische Abkunft in «Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichte», Bd. 2.

2) Leopold (auch Liutpold), fälschlich der II. genannt, ein Sohn des Markgrafen Adalbert des Siegreichen, des zweiten Sohnes Leopold's I., also ein Enkel des Stifters der österreichischen Markgrafen-Dynastie, wurde stets, wenn auch irrthümlich, unter den markgräflichen Herren Oesterreichs als Leopold II. aufgeführt, hatte aber nicht die Herrschaft; gleichwohl ist er hervorragend durch seinen Kriegsruhm und den lebhaften Antheil an der Consolidirung der deutschen Kaisermacht und der Befestigung der kaiserlichen Oberlehnsherrschaft über Böhmen und Mähren. Als «Schrecken der Ungarn» wehrte er den Einfällen der Magyaren. Der deutsche König Heinrich III. führte einen sehr heftigen Kampf mit Bretislaw von Böhmen, Leopold führte ihm aus dem Süden ein Heer zu. Bretislaw unterwarf sich, erkannte die Oberhoheit des deutschen Kaisers an, und in Regensburg erschien er barfuß und im Büßergewand, warf sich dem Kaiser zu Füßen, nahm von ihm die herzogliche Lehensfahne Böhmens und entrichtete den Tribut. Dort in Regensburg wurde auch der Babenberger Leopold von Heinrich III. reichlich belohnt, der ihm nebst andern Geschenken das Leibroß des Böhmenherzogs schenkte. — Thronstreitigkeiten in Ungarn brachen aus, König Peter war zu seinem Schwager Adalbert in die Ostmark geflohen (1041), während der Gegenkönig Samuel, genannt Aba, sich drohend gegen den deutschen König stellte. Heinrich zog gegen Ungarn, mit ihm der tapfere Leopold. Diesem verlieh der Kaiser das den Ungarn abgenommene Land zwischen der Leitha und der Fischa und bildete daraus eine Neumark. Aber Leopold starb bald darauf auf der Burg zu Ingelheim, wohin er den Kaiser begleitet hatte, um Zeuge von dessen Vermählung mit Agnes von Poitiers zu sein, unter den Zurüstungen zu der Feier (9. Dec. 1043).

Vgl. E. Steindorff, «Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III.»; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», 4. Aufl., Bd. 2.

3) Leopold II. (III.), Markgraf von Oesterreich 1075—96, Sohn des Markgrafen Ernst. Auch er ist ein Anhänger der fränkischen Kaiserdynastie und hält fest zu

Heinrich IV. Im Investiturstreite trat er aber auf die Seite des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, später des Grafen Hermann von Luxemburg, gerieth darüber in einen Krieg mit dem dem Kaiser Heinrich IV. treu gebliebenen Böhmenherzog Wratislaw, der in die Ostmark eindrang und Leopold entscheidend schlug. Mit ihm verbündet war Bischof Altmann von Passau, der sein Land verlassen und in Oesterreich Schutz suchen mußte. Er wirkte außerordentlich anregend auf die Verbreitung der Cultur durch Gründung und Reform der großen zum Theil noch heute blühenden Stifte und Klöster. So nahm unter diesem Leopold das kirchliche und das in jener Zeit von diesem ganz abhängige geistige Leben in Oesterreich einen großen Aufschwung. Göttweih wurde gestiftet, 1083 zogen die Chorherren von St.-Augustin's Regel daselbst ein, St.-Florian, St.-Pölten, Kremsmünster, ältere Stiftungen, wurden jetzt neu besiedelt, zu Stätten der Wissenschaft, nach Melk zogen 1089 Benedictiner. In diesen Klöstern blühte die Dichtkunst, altdeutsche christliche Poesie hat dort ihre Denkmale zurückgelassen. — Leopold starb, in den letzten Jahren den Welthändeln ferne lebend, am 12. Dec. 1096. — Vgl. über das geistige Leben jener Zeit H. M. Richter, «Geistesströmungen» (2. Aufl., Berlin 1876).

4) Leopold III. (IV.), der Heilige, Markgraf von Oesterreich 1096—1136, Sohn und Nachfolger des Vorhergehenden. Er näherte sich sofort dem Kaiser Heinrich IV., mit dem er 1099 in Regensburg zusammentraf, verschwägerte sein Haus mit dem Herzog von Böhmen, trat aber, als Heinrich (V.) gegen seinen Vater, den Kaiser, sich erhob, zu jenem über, und verlieh seinem Hause dadurch neuen Glanz, daß er die Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Kaisers Heinrich (V.) Schwester, Agnes, zur Frau nahm (1106). Im Kriege des Kaisers mit Ungarn folgte Leopold als Schwager des Kaisers und Nachbar der Ungarn in den Krieg, der ohne Erfolg endete, kämpfte auch in der Folge (1116—18) mit dem Böhmenherzog vereint gegen Ungarn, führte aber im ganzen eine friedliche Herrschaft. Leopold residirte auf dem Kahlenberg außerhalb Wiens, von wo er den weiten Ausblick auf das Land, die Donau und insbesondere zu den feindlichen ungarischen Nachbarn hinüber hatte, erbaute sich daselbst eine Burg und gründete Klosterneuburg. (Die Sage von der Gründung: Der Schleier der frommen Markgräfin, vom Winde entführt, fand sich, nach 8 Jahren, unversehrt im Walde, durch ein Wunder erhalten. An dieser Stelle soll das Kloster gebaut sein.) Doch ist es lediglich eine Neugründung, insofern Leopold 1107 dort selbst Priester einführte, die er 1136 durch Augustiner-Chorherren ersetzte. Der erste Prälat war der Propst von Chiemsee, Hartmann; 1136 gründete Leopold auf eine Anregung seines Sohnes, des Abtes Otto, das Cistercienserstift Heiligenkreuz. — Beim Tode Heinrich's V. wurde der fromme Markgraf als Nachfolger des Kaisers genannt. Mit diesem erlosch das fränkische Kaiserhaus. Leopold näherte sich sofort dem neuen König Lothar und huldigte ihm in Regensburg, wiewol oder vielleicht weil er als Stiefvater der staufischen Brüder und selbst Throncandidat, von Lothar mit Mistrauen betrachtet wurde. Leopold starb am 15. Nov. 1136. Sein Sohn Otto (Bischof von Freising) hat ihm in der Chronik ein literarisches Denkmal gesetzt. Leopold hatte von Agnes — der Mutter der staufischen Brüder Friedrich und Konrad (später Konrad III.) 18 Kinder, von denen ihn 11 überlebten. Agnes starb acht Jahre später als ihr Gemahl, der in der Folge der Zeiten von Innocenz VIII. kanonisirt, als Landespatron von Niederösterreich verehrt wurde. — Vgl. Fischer, «Geschichte des Klosters Neuburg». Ueber die Sage vom Schleier, Pfeiffer in «Germania», Jahrgang 13.

5) Leopold IV. (V.), Markgraf von Oesterreich 1136—41, Sohn des Vorigen, hatte den Vortheil, daß sein Stiefbruder, der Staufer, zum Nachfolger Lothar's, zum deutschen König gewählt wurde. Der Kampf zwischen der staufischen und welfischen Partei brachte den Babenbergern große Vortheile. Im J. 1139 übertrug Konrad das dem Herzog Heinrich dem Stolzen aberkannte Baiern seinem Stiefbruder, dem Markgrafen, der sich behauptete. Seit 1140 erhob sich aber unter Welf's, des Oheims Heinrich's des Löwen, Führung das Land wider ihn; Leopold war namentlich in Regensburg hart bedrängt, zündete die Stadt an, entkam in der Verwirrung, erschien, verstärkt, abermals vor Regensburg und eroberte es. Dann zog er gegen die welfischen Anhänger an den Lech und bekriegte dieselben, trat dann den Rückzug an und starb nach kurzer, heftiger Krankheit jung an Jahren (am 18. Oct. 1141) zu Nieder-Altaich.

6) Leopold V. (VI.), Herzog von Oesterreich 1177—94. Als Leopold IV. zu Nieder-Altaich gestorben war (1141), übertrug König Konrad III. die Ostmark seinem andern Stiefbruder Heinrich II. (von Späteren Jasomirgott genannt), der Heinrich's des Löwen Mutter, Gertrude, die Hand reichte, wodurch der Streit zwischen Staufern und Welfen beigelegt schien. Der junge Heinrich leistete auf Baiern Verzicht; dennoch erhielt der Babenberger noch nicht das Land zugesprochen. Inzwischen brach die Begeisterung für die Eroberung des Heiligen Landes aus und Heinrich Jasomirgott nahm das Kreuz, zog mit seinem Halbbruder Konrad nach dem Orient und kehrte nach der vergeblichen Belagerung von Damascus mit ihm zurück. Im J. 1152 starb Konrad III. und nun brach der Conflict zwischen dem Hause der Babenberger und der Welfen um den Besitz Baierns wieder aus. Heinrich Jasomirgott erschien nicht auf wiederholte Vorladungen des Königs Friedrich Rothbart, und so wurde ihm das Herzogthum Baiern abgesprochen, seinem Gegner verliehen. Erst 1156 lieferte Heinrich Baiern aus. Bischof Otto von Freising vermittelte eine Begegnung mit Friedrich Rothbart in Regensburg und da erhielt, nach Herausgabe Baierns, Heinrich die Ostmark als Herzogthum, was in einem «Freiheitsbrief», dem echten Fridericianischen Privileg — im Gegensatze zu dem sogenannten privilegium magnum, einer offenbaren Fälschung — seinen Ausdruck fand. Es ist das der

Anfang der Entwickelung der Landeshoheit in Oesterreich. Heinrich's Schwager, Wladislaw, erhielt von Kaiser Friedrich Rothbart die Königskrone für Böhmen. So bereiteten sich für Oesterreich wie für Böhmen große Verhältnisse vor, und Wien, damals zur Hauptstadt von Oesterreich gewählt, beginnt eine welthistorische Rolle. Heinrich Jasomirgott starb am 13. Jan. 1177 infolge eines Sturzes vom Pferde, und sein Sohn Leopold V. (VI.), geboren 1157, mit Helena, der Schwester des Königs Bela III. von Ungarn, vermählt, übernimmt die Herrschaft, zieht nach Italien, um sich vom Kaiser belehnen zu lassen, beendigt einen langjährigen Grenzstreit mit Böhmen und zieht im Winter 1182 ins Heilige Land. Heimgekehrt erscheint er 1184 auf dem Hoftage zu Mainz, ein Jahr später im lombardischen Kriegslager des Kaisers, schon damals vielfach verhandelnd wegen der Erwerbung Steiermarks. Ottokar VIII. übergab die Steiermark durch Erbvertrag an Herzog Leopold am 17. Aug. 1186 in der damals steirischen Stadt Enns, und 1187 erhielt Leopold in Regensburg die Belehnung mit Steiermark durch den Kaiser. Als Kaiser Friedrich Rothbart auf seinem Kreuzzuge nach Wien kam, fand er dort bei Leopold die glänzendste Aufnahme. Nur zu bald hatte der edle Kaiser sein Leben geendet. Jetzt nahm auch Leopold das Kreuz 1190, er zog über Venedig zu Schiffe mit großem Gefolge, mußte in Dalmatien überwintern, um im nächsten Frühjahre nach dem Heiligen Lande zu ziehen. Dort betheiligte er sich an den Kämpfen, insbesondere an der Belagerung von Akkon (Akko), gerieth in Streit mit König Richard von England (Löwenherz) und verließ Palästina. Im Januar 1192 stellt er sich Kaiser Heinrich VI. in Regensburg, empfing — nach Ottokar's Tode — die neuerliche Belehnung mit Steiermark. Im selben Jahre geschah es, daß König Richard, der verkleidet durch Oesterreich kam (sagenhafte Ausschmückung), in der Nähe von Wien erkannt und auf Schloß Dürrenstein an der Donau gefangen gesetzt wurde. Am Palmsonntag 1193 übergab Leopold seinen Gefangenen zu Mainz dem Kaiser und dieser setzte ihn zu Worms in Gewahrsam, Leopold erhielt einen Theil des großen Lösegeldes. Bei einem Turnier in Graz stürzte sein Roß, er brach das Bein und starb an den Folgen der Amputation am 31. Dec. 1194. — Vgl. die bezüglichen Abhandlungen von Winkelmann und Schirrmacher in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 1—10; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit»; Raumer, «Geschichte der Hohenstaufen»; Nitzsch, «Staufische Studien»; Zahn, «Jahresbericht des steiermärkischen Landesarchivs» 1876 (Erwerbung von Steiermark). Ueber den Conflict mit Richard Löwenherz: Albert Jäger, in «Oesterr. Gymnasial-Zeitschrift» (Wien 1856), dagegen E. Lohmeyer, «De Richardo» (1857).

7) Leopold VI. (VII.), der Glorreiche, Herzog 1198—1230, zuerst von Steiermark (1194) und nach seines Bruders Friedrich's des Katholischen Tode auch von Oesterreich (1198), Sohn des Vorigen. Wohl erzogen, voll Geist, Scharfblick, Schwung der Phantasie, spielte er am Hofe der schwäbischen Kaiser und Könige eine ehrenvolle Rolle. Ein entschiedener Anhänger der Staufer von der Zeit an, wo er mit Kaiser Heinrich VI. nach Italien gezogen war, bewährte er seine Treue, als Philipp's von Schwaben Krone bestritten wurde. Mit einer Nichte desselben, Theodora, vermählt, zog er mit nach Köln und belagerte die dem Gegner Philipp's, dem Welfen Otto (IV.), ergebene Stadt. Nach der Ermordung Philipp's erkannte auch Leopold den König Otto an, bei dessen Verlobung mit Philipp's Tochter Beatrix in Würzburg trat er sehr hervor. Im J. 1212 nahm er das Kreuz, um gegen die Mauren zu kämpfen, kam aber zu spät, um wirksam eingreifen zu können, und zog aus Spanien nach Deutschland heim, wo er an dem Hoflager des Staufers Friedrich's II. erscheint; 1217 erfüllte er das Gelübde einer Kreuzfahrt nach Palästina, betheiligte sich rühmlich an den Waffenthaten, insbesondere bei der Belagerung Damiettes, kehrte 1219 nach der Heimat zurück. Treu hielt er zum Kaiser Friedrich II., der ihm wiederholt Aemter übertrug, dann mit ihm eine ehrenvolle Familienverbindung schloß. Der Kaisersohn Heinrich heirathete Leopold's Tochter Margaretha (18. Nov. 1225), des letzteren Sohn Heinrich die Tochter des Landgrafen von Thüringen, Agnes, und seine Tochter Constanze verband sich mit dem Herzog von Sachsen. Diese Verbindungen trugen viel zur Erhöhung des Ansehens der aufstrebenden Fürstenfamilie bei. Leopold nahm eine Vermittlerstellung ein im Streite des Kaisers mit dem Papste, wie er denn auch in den ungarischen Thronstreitigkeiten das Schiedsrichteramt ausübte. An des Kaisers Seite war stets sein Platz, und als der Friede von San-Germano den Zwist der beiden streitenden höchsten Gewalten, wie es schien, zur Zufriedenheit Beider beigelegt hatte, starb der treffliche Friedensstifter, der hingebendste Freund des edeln Staufers am 28. Juli 1230 und wurde im Kloster Monte Cassino beigesetzt, doch wurden seine Gebeine nach Lilienfeld, seiner Klosterstiftung, in Oesterreich unter der Enns gebracht. Alle Welt, voran Kaiser Friedrich II., betrauerte ihn. Wien, dem er eine neue Herzogsburg, Kirchen, Spitäler schenkte, wo er Feste veranstaltete, bei welchen der Minnegesang und edle Rittersitte zum Ausdruck kamen, verdankte ihm seinen ersten Aufschwung. Walther von der Vogelweide kehrte an seinem Hofe ein, und mit ihm gar mancher Sänger jener Tage. Nur der jüngste seiner Söhne, sein Nachfolger, Herzog Friedrich der Streitbare, überlebte ihn. Mit diesem erlosch 1246 das Geschlecht der Babenberger in Oesterreich. Vgl. H. M. Richter, «Geistesströmungen» (2. Aufl., Berlin 1876). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD, Herzoge und Erzherzoge von Oesterreich aus dem Habsburgischen Hause.

1) Leopold I., Herzog von Oesterreich und Steiermark, geboren 1290, war der dritte Sohn des deutschen Kaisers Albrecht I. (also Enkel Rudolf's von Habsburg und Elisabeth's, Tochter Meinhard's von Kärnten und Tirol). Am 1. Mai 1308 wurde Kaiser Albrecht I. von seinem Neffen Johann und dessen Mitverschworenen ermordet (s. den Artikel Albrecht I. von Habsburg). Der Kaiser hinterließ fünf Söhne: Friedrich, Leopold,

Albrecht, Heinrich und Otto. Friedrich (der Schöne) beanspruchte die Kaiserkrone und regierte die östlichen Herzogthümer, Leopold übernahm die Regierung der «Vorlande» (das habsburgische Stammland und die Besitzungen in Elsaß und Schwaben). Im Frühjahr 1309 unternahm Leopold den Rachekrieg gegen die Mörder seines Vaters, eroberte die Burg Wart bei Winterthur, auch die Burg Jakob's von Wart wurde in Asche gelegt, ebenso die Burg Eschenbach nördlich von Luzern; er eroberte ferner das feste Schloß Rudolf's von der Balm bei Solothurn und ließ die Vertheidiger enthaupten, dann belagerte er die Schnabelburg Walter's von Eschenbach auf dem Albis und zerstörte dieselbe. Die deutsche Krone war inzwischen durch Wahl an den Grafen Heinrich von Luxemburg (Kaiser Heinrich VII.) gekommen und der Kaiser versprach den Habsburgern anfangs, ihnen alle Güter, mit denen sie der Vater belehnt hatte, zu lassen, änderte jedoch seinen Sinn in Bezug auf die schweizerischen Waldstätte, die er für reichsunmittelbar erklärte. Nachdem die österreichischen Herzoge die Leiche des kaiserlichen Vaters im Dome zu Speier feierlich beigesetzt hatten, erhielten sie auf dem Hoflager im Herbste (17. Sept. 1309) vom Kaiser die Belehnung mit ihren habsburgischen Ländern, den sie in seinen Ansprüchen auf Böhmen zu unterstützen gelobten. Leopold folgte dem Kaiser mit einer auserlesenen Kriegerschar im November 1310 über die Alpen und zeichnete sich bei dem Aufstande der Mailänder, namentlich im Hauptkampfe (am 12. Febr. 1311), als Held der Ghibellinen aus. Der Kaiser überredete ihn, nach Ablauf der vereinbarten Dienstzeit an seiner Seite zu bleiben und sich an der Belagerung von Brescia zu betheiligen, infolge der Sommerhitze erkrankte jedoch Leopold und war zur Heimkehr gezwungen. Zwei Jahre später erlag Kaiser Heinrich VII. (am 24. Aug. 1313) in Buonconvento bei Siena den Folgen des italienischen Klimas und den Strapazen. Nun trat Leopold's Bruder Friedrich (der Schöne) als Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auf, und Leopold führte an den Höfen der Kurfürsten die Verhandlungen mit Erfolg. Trotz großer Geldopfer und Bemühungen geriethen die Verhandlungen bald ins Stocken, als neben Johann von Luxemburg, dem Sohne des verstorbenen Kaisers, König von Böhmen, auch der kriegstüchtige Herzog Ludwig von Baiern sich um die Kaiserkrone bewarb. Am 19. Oct. 1314 war die Entscheidung in Frankfurt zu erwarten, an dessen beiden Mainufern sich Oesterreicher und Baiern lagerten. Die Mehrheit der Stimmen fiel auf Ludwig den Baier; gleichwol galt er nach damaligem Reichsgrundsatze, weil nicht einmüthig, auch nicht als rechtsgültig gewählt; Friedrich wurde am 25. Nov. vom kölner Erzbischofe, als dem competenten, Ludwig von dem dazu incompetenten mainzer, aber am rechten Orte, in Aachen gekrönt. In dem Kampfe der Habsburger und Wittelsbacher ist Leopold die Seele der ersteren, dem Ludwig gern auswich. Bald rief ihn der Kampf mit den Waldstätten, die die habsburgische Grafengewalt vernichten wollten, nach der Schweiz. Schon 1291 schlossen die Urcantone (am 1. Aug.) einen ewigen Bund, der auch gegen die Ausübung der Vogteirechte des Hauses Habsburg gerichtet war. Adolf von Nassau erneuerte die schweizerischen Freiheitsbriefe, nach dessen Tode mußten jedoch die Schweizer Oesterreichs Oberherrschaft wieder anerkennen, aber schon Heinrich VII. bestätigte abermals die Freiheitsprivilegien und dehnte die Reichsunmittelbarkeit auch auf Unterwalden aus. Der Ueberfall des Klosters Einsiedeln, das (mit seinem wunderthätigen Gnadenbilde) unter Oesterreichs Schirmvogtei stand, rief Leopold herbei. Die Eidgenossen rüsteten, verschanzten sich auf den Höhen, sperrten ihre Thalengen und wälzten auf die am 15. Nov. 1315 in den Engpaß bei Morgarten einrückenden Reiter Felsstücke, rollten Baumstämme herbei und benutzten die Verwirrung zum Ueberfall. Die Niederlage Leopold's war vollständig, der Krieg mit Baiern ließ die Fortsetzung des Kampfes mit den Schweizern nicht zu und so schloß 1318 Leopold einen Waffenstillstand, nach welchem er die Einkünfte erhielt, aber auf die gräflichen Rechte tacite verzichtete. Damit hatte ein fast sechzigjähriger Kampf sein Ende, die Schweiz den Beginn ihrer freistaatlichen Existenz gefunden. (Die Tellmythe drängt den langwierigen Kampf in einen Moment zusammen und stellt die sagenhafte Tellfigur in die Mitte.) Lange wogte der Kampf um die Kaiserkrone ohne Entscheidung hin und her, Baiern hatte eine ausgiebige Unterstützung an König Johann von Luxemburg, aber Friedrich zeitweise auch eine solche durch böhmische Magnaten, die, in offener Rebellion gegen den König, dessen Feinden Hülfe brachten; auch andere Genossen fanden die österreichischen Herzoge, so den neuen Erzbischof von Mainz (1320). Leopold sammelte in Schwaben ein Heer, Friedrich entbot den Adel von Oesterreich und Steiermark, bekam Hülfe von Karl Robert von Ungarn, von den Bischöfen von Salzburg und Passau. Am 21. Sept. 1322 schlug Friedrich sein Lager bei Mühldorf auf und erwartete das Anrücken seines Bruders Leopold. Die Boten, welche die Vereinigung feststellen sollten, wurden von bairischen Mönchen in der Nähe des Klosters Fürstenfeld zurückgehalten; Leopold stand einige Tagemärsche fern, als Ludwig seinen Gegner Friedrich überfiel und ihn zur Schlacht zwang (am 28. Sept. 1322). Die Entscheidung brachte der Böhmenkönig Johann. Friedrich und Heinrich thaten Wunder der Tapferkeit, wurden aber endlich geschlagen und gefangen. Leopold führte jetzt mit Schwaben Verhandlungen für die Befreiung seines Bruders; als diese erfolglos blieben, erneuerte Leopold den Kampf, knüpfte Beziehungen zum König von Frankreich an, die allerdings die Sache der Habsburger zu fördern nicht geeignet waren. Als aber Ludwig der Baier in Conflict mit dem Papste Johann XXII. gerieth, hatte ein Waffenstillstand 1323 dem Kampfe vorläufig ein Ende gemacht; aber die Forderungen Ludwig's, der selbst nach Rücksendung der Reichsinsignien Friedrich nicht freigab, erregten einen wahren Haß Leopold's gegen den arglistigen und tückischen Gegner und er verpflichtete sich völlig für die Wahl Karl's (IV.) aus dem Hause Luxemburg, wogegen dieser ihm zum Kriege mit Ludwig Subsidien versprach. Das Absetzungsdecret des Papstes that seine Wirkung. Ludwig rückte

jetzt gegen Burgau und belagerte es, aber Leopold kam mit elsässischer und schwäbischer Kriegsmacht zum Entsatz und Ludwig hob die Belagerung auf, entwich noch in der Nacht vor Leopold's Ankunft (Januar 1325). Dadurch war Ludwig's Ansehen sehr gesunken, die rheinischen Erzbischöfe, der Bischof von Würzburg fielen jetzt vom Kaiser ab, verbanden sich mit Leopold. Der Kaiser Ludwig sah sich jetzt genöthigt, dem gefangenen Friedrich die Freiheit und Aussöhnung anzubieten. Nach dritthalbjähriger Haft schloß Friedrich jetzt am 13. März 1325 den Trausnitzer Vertrag ab, in welchem er allen Ansprüchen auf die deutsche Krone entsagen, Ludwig als deutschen König anerkennen, die Reichsgüter zurückstellen, gegen den Papst sich kehren und Ludwig jederzeit helfen, endlich seine Tochter Elisabeth mit Ludwig's Sohne Stephan vermählen sollte. Friedrich hatte, getrieben von seiner Sehnsucht nach Freiheit, im Kerker in Unkenntniß über die schlechte Lage des Kaisers und über die sehr günstige seines Hauses, den Vertrag unterzeichnet. Leopold aber nahm diesen Vertrag nicht an und wurde darin von Papste bestärkt, der in einem Schreiben an Friedrich diesen aller seiner Zusagen an den mit dem Bannfluche belegten und abgesetzten Kaiser entband und ihn von dem Versprechen löste, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Aber Friedrich hielt sein Ritterwort und stellte sich in München als Gefangener. Dort schlossen Friedrich und Ludwig am 5. Sept. 1325 einen neuen Vertrag, in welchem sie eine gemeinsame Regierung zu führen festsetzten, aber beide Könige hatten keinen Halt. Da der Papst unversöhnlich war und auch Leopold von Oesterreich diesen (geheimen) Vertrag nicht anerkannte, so schloß Ludwig mit seinem alten Jugendfreunde Friedrich am 7. Jan. 1326 in Ulm einen neuen, nach welchem Ludwig ganz verzichten wollte. Dadurch kam er Leopold etwas näher, doch wurde dieser am 28. Jan. 1326 vom Tode ereilt. Ludwig ist jetzt aller Zusagen enthoben. In Oesterreich war der Tod Leopold's, dieses starken Armes der Habsburger, nicht minder fühlbar, ein Kampf mit Ungarn und Böhmen bedrohte Oesterreich, kurz nach der Beendigung desselben starb Friedrich (am 13. Jan. 1330). Im Frieden zu Hagenau (am 6. Aug. 1330) erhielt Kaiser Ludwig von den österreichischen Herzogen die Anerkennung. Albrecht II., der Lahme oder der Weise zubenannt, und Otto der Fröhliche stärkten die Hausmacht durch die Erwerbung Kärntens und Krains (1335), ohne der Kaiserkrone nachzujagen, in Freundschaft mit den luxemburgischen Kaisern.

Literatur: Dahlmann und Waitz, «Quellenkunde der deutschen Geschichte» (1875); W. Wattenbach, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», fortgesetzt von Ottokar Lorenz; Böhmer, «Additamentum secundum ad Regesta imperii» (S. 509—519); J. E. Kopp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde» (4. und 5. Bd.).

2) Leopold III., Herzog von Oesterreich, Steiermark und Kärnten 1351—86, war der vierte Sohn des Herzogs Albrecht II. (der Weise, auch der Lahme zubenannt) und der Johanna Gräfin von Pfirt, geboren 1351. Mit 7 Jahren verlor er seinen Vater und wuchs unter Vormundschaft seines ältesten Bruders, des Herzogs Rudolf IV. («des Stifters») heran, der Oesterreich eine «privilegirte» Stellung im Reiche verschaffte, Tirol erwarb und wie mit Ungarn so auch mit dem böhmischen Königshause (der Luxemburger) eine Erbeinigung schloß, welche für die Zukunft von entscheidender Bedeutung sein sollte, endlich durch die Gründung der wiener Universität (1365) und den Bau des Domes von St.-Stephan Wien zum Mittelpunkte des deutschen Geistes- und Kunstlebens zu machen suchte. Albrecht II. hatte in seiner testamentarischen Hausordnung verfügt, daß «der Aelteste wie der Jüngste und der Jüngste wie der Aelteste» sein sollte, aber der Aelteste hatte thatsächlich die Hausmacht, führte die Regierung unabhängig von den jüngern Brüdern, sicherte sich außerdem seine Vorrechte durch Verträge. Nach dem Familienpacte vom 18. Nov. 1364 sollten alle Besitzungen künftig allen gemeinsam gehören, ungetheilt verbleiben. Der Aelteste sollte die Vertretung des Hauses nach außen haben, belehnen und belehnt werden, Steuern ausheben, die Schatzkammer wahren, die Hofhaltung führen, Räthe ernennen, Rechte verleihen. Diesem Pacte stimmte auch Leopold zu, dadurch wurde in der That die dynastische Macht der Habsburger vor Zersplitterung bewahrt und fester als die aller anderen Reichsgeschlechter. Nicht lange erfreute sich Rudolf der Stifter dieser Vortheile; er starb am 27. Juli 1365. Ihm folgte Albrecht (III.), sein Bruder, und dieser gab dem jüngern Leopold die Verwaltung der Vorlande und des neu erworbenen Tirols. Leopold führte eine Reihe von meist unglücklichen Kriegen. Im J. 1368 hatte er einen neuen Versuch Baierns abzuwehren, Tirol zu Baiern zu bringen. Ein bairisches Heer drang ein, überschwemmte das Innthal — nur Hall und Innsbruck vertheidigten sich — ein Theil drang auch durch das Wispthal, eroberte einzelne befestigte Schlösser, nahm Sterzing und stand schon jenseit des Brenners, als der Bischof Johann von Brixen ihren Fortschritten ein Ziel setzte. Nun kam Herzog Leopold eiligst durch das Pusterthal, vereinigte sich mit den Truppen des Bischofs und sie drängten die Baiern aus Tirol heraus. Im folgenden Jahre (1369) wurde zu Schärding ein Friede geschlossen, worin Baiern auf Tirol verzichtete. Sofort wandte sich Leopold gegen den Grafen von Mömpelgard im Schwabenlande und sicherte für die Zukunft Oesterreichs Herrschaft. Venedig hatte seit einigen Jahren auf dem Festlande Fuß gefaßt und sofort auch den Bestrebungen der Habsburger, die Zugänge zu Italien zu gewinnen, entgegengearbeitet. Diese schlossen mit Francesco von Carrara, dem Herrn von Padua, ein Bündniß gegen Venedig und 1376 kam es zum Kriege. Dabei versäumte Leopold nicht, den ältern, regierenden Bruder, Albrecht (III.), durch fortgesetzte Bitten und auch Drohungen zu einer für ihn, den jüngern Bruder, günstigen Abänderung des Vertrages zu vermögen, wonach er einen großen Theil der Einkünfte, endlich bei einer Theilung der Länder (am 25. Sept. 1379) die Marken Steier, Kärnten, Tirol, Krain, die Vorlande und Feltre und Belluno erhielt,

sodaß Albrecht nur Nieder- und Oberösterreich behielt. Dazu gewann er durch seine Betheiligung an einem gegen Venedig gerichteten Bunde 1381 auch Treviso, verlobte seinen Sohn Wilhelm mit Hedwig, König Ludwig's von Ungarn Tochter. Aber bald ging Treviso an Carrara, dem Leopold den Rücken gekehrt, verloren, auch Feltre und Belluno, das er in Geldnöthen verpfändete. Im Südwesten, wo Leopold durch die vorarlbergischen Erwerbungen der bedenkliche Nachbar der schwäbischen Städte geworden war, regte sich immer bedrohlicher ein ihm feindlicher Geist. Der schwäbische Städtebund, der wiederum an den rheinischen und fränkischen Städten Anhalt und Verstärkung fand, trat Leopold's Vergrößerungsplänen energisch entgegen und suchte die Verbindung mit den schweizerischen Eidgenossen, die ja auch Leopold's Vater Albrecht II. den Weisen (Lahmen) bekriegt hatten und diesen Krieg gegen das habsburgische Haus jetzt wieder aufnahmen. Sie überfielen die österreichischen Grenzfestungen und so brach 1386 der Krieg mit den Schweizern von neuem aus. An der Spitze einer herrlichen Reiterschar zog Leopold von Bruck nach Luzern. Am 9. Juli stieß er unvermuthet bei Sempach auf 1500 Mann, die ihn aus dem Hinterhalt überfielen und seinen geharnischten Reitern, die bei der Julihitze einen schweren Kampf fochten, arg zusetzten. Ihre Reihen wurden durchbrochen und sie allesammt erschlagen («gar vil grafen und freyen, ritter und knecht, der was namhaftig und wohlgeboren u. s. w.»). Auch Leopold blieb auf dem Platze und endete unter den Streichen der Eidgenossen. — Am 9. April 1388 erlitten die Oesterreicher die zweite Niederlage bei Näfels und am 1. April 1389 wurde der siebenjährige Friede mit den Schweizern geschlossen. Die Periode Leopold's umschließt ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der österreichischen Hausmacht. Es ward erworben: Tirol, die Herrschaft Bludenz (Vorarlberg), 1368 die ehemals zähringische Freiburg (Breisgau) und die Landgrafschaft Breisgau, 1373 das Valsugana, die Windische Mark, das istrische Küstenland und die Grafschaft Görz 1374, der Bregenzerwald und Feldkirch (Vorarlberg) 1376, die Grafschaft Hohenberg mit der Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, dann die Seestadt Triest 1382, die sich von Venedig (s. oben) während des Krieges losgerissen und sich freiwillig unter Leopold's Herrschaft begab. — Leopold hinterließ aus der Ehe mit Viridis, Tochter des Bernabò Visconti von Mailand, drei Töchter und vier Söhne (Wilhelm, Leopold IV. [geboren 1371, gestorben am 3. Juni 1411], Ernst und Friedrich).

Vgl. J. Egger, «Geschichte Herzog Leopold's III. von Oesterreich» (1869). Ueber die Sempacher Schlacht und den Tod Leopold's III. O. Lorenz: «Leopold III. und die Schweizerbünde» (Wien 1860). Dagegen von Liebenau: «Arnold Winkelried» (1862); Rauchenstein, «Ueber Winkelried's That» (1861); Waitz, «Die Polemik über Wahrheit oder Legende der Winkelried-That»; dann Sybel's «Hist. Zeitschr.», Bd. 8, S. 435.

3) Leopold V., Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Passau und Straßburg, Gubernator, dann Landesfürst von Tirol 1586—1632. Er war der zweite Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark, der die Jesuiten ins Land rief, das protestantische Land zu katholisiren begann, die Universität Graz ad propagandam fidem gründete, und Bruder Königs Ferdinand's von Ungarn und Böhmen, der nach Kaiser Matthias' Tode als Kaiser Ferdinand II. der Träger der Idee der Gegenreformation gewesen. Leopold war geboren am 9. Oct. 1586, für die Kirche bestimmt und erhielt in Judenburg und Graz seine Ausbildung durch die Jesuiten, welche seine seltenen Talente und seine Lernbegierde pflegten. Schon 1598 erlangte er durch die Verwendung Kaiser Rudolf's II. bei Papst Clemens VIII. das Bisthum Passau, obwol eine Partei des Domkapitels sich für den bairischen Prinzen erklärt hatte. Im J. 1599 wurde Leopold auch Coadjutor des Bisthums Straßburg, erhielt später auch noch das Bisthum selbst und die Verwaltung der Stifte Murbach und Lüders. Ein eifriger Anhänger Kaiser Rudolf's II. wurde Leopold mit der Verwaltung der jülich-cleveschen Lande, die wegen Occupation von Seiten der erbansprechenden Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg sequestrirt wurden, beauftragt und knüpfte mit der katholischen Liga (1609) das Bündniß fest. Durch den Willstädter Frieden (10. Aug. 1610) wurde er des Amtes im Rheinlande enthoben. Im «Bruderzwiste» — zwischen Rudolf und Matthias — stand Leopold fest zum verlassenen Kaiser, der Böhmen und Ungarn seinem Lieblinge Leopold zuzuwenden gedachte. Als Rudolf gestorben war, zog sich Leopold vom Hofe zurück und widmete sich ganz der Verwaltung seiner Bisthümer, ein eifriger Vertreter der katholischen Sache, streng in der Kirchenzucht. Der Tod Maximilian's (III.), des Erzherzog-Deutschmeisters, eröffnete Leopold einen neuen Wirkungskreis. König Ferdinand, der Thronfolger, wirkte bei Matthias auf völlige Aussöhnung mit Leopold hin, und bestimmte ihn, ihm die Verwaltung Tirols und der Vorlande zu übergeben (im März 1619 trat Leopold das Amt des Gubernators von Tirol an). Die Lage des österreichischen Fürstenhauses war zu jener Zeit sehr schlimm. Der Aufruhr hatte Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich ergriffen; es war dies der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Tirol war von den Bünden bedroht und dort bedurfte es eines energischen Mannes, als welcher sich Leopold erwies, der sofort mit großen Geldforderungen an den Landtag herantrat und in diesen vielfachen und langwierigen Verhandlungen mit den Ständen ebensoviel Klugheit als Zähigkeit an den Tag legte. Als Matthias gestorben war (20. März 1619), steigerten sich die Wirren in Oesterreich, je verhaßter den Reformirten der neue Herrscher Ferdinand II. war. Leopold stand dem Bruder nach Kräften bei. Während der Abwesenheit des Kaisers im Reiche führte Leopold mit kräftiger Hand die Verwaltung des Stammlandes Oesterreich, und heimgekehrt nöthigte er den tirolischen Ständen neuerdings beträchtliche Geldhülfe für den Kaiser ab. Inzwischen kamen die Gefahren für Tirol selbst immer näher durch den Aufruhr und die Parteiungen in Graubünden, die zum

Religions- und Bürgerkriege daselbst führten (das Blutbad im Veltlin), in welchen auch Leopold eingriff. Sein Kriegsvolk zog über die Grenze in das Münsterthal und besetzte dieses, bald aber gelang den Bündnern die Rückeroberung des Veltlin, im J. 1621 überfielen sie Tarasp und streiften ins Münsterthal, aber die Siege des Kaisers und der Liga gaben Leopold neue Kraft und auch den Ständen gegenüber trat Leopold jetzt viel kräftiger auf. Auf dem Imster Congreß verhandelte er mit Graubünden, aber die Unterhandlung blieb fruchtlos. Die Bündner griffen noch während der Verhandlungen zu den Waffen und unternahmen einen Zug, um die Spanier aus dem Veltlin zu vertreiben. Oesterreicher und Spanier griffen die Bünde von drei Seiten an, sie unterwarfen das Unter- und Ober-Engadin und besetzten das Land. Die Kriegsgerichte wütheten und begannen schon die Gegenreformation — da beeilten sich die Bünde, mit Spanien (als Besitzer der Lombardei) und Oesterreich Frieden zu schließen. Die Bünde verzichteten auf Veltlin und Worms, Leopold erhielt das Recht, in Chur und Maienfeld eine Besatzung zu halten (Doppelvertrag vom 25. Febr. 1622). Die Prättigauer waren jetzt ganz und gar der Willkür des Siegers preisgegeben. Baldironi verbot den evangelischen Cultus, die Prädicanten flohen, Mönche kamen ins Land und nahmen Kirchen und Klöster in Besitz (10 Religionsartikel). Die Prättigauer aber erhoben sich (1622) begeistert für ihren Glauben, bemächtigten sich Maienfelds, vertrieben die österreichischen Besatzungen, zwangen Chur zur Capitulation. Bis nach Martinsbruck (an die heutige Grenze) rückten die Prättigauer und kämpften bei Nauders mit den Tirolern. Auch ins Montavoner Thal waren Bündner siegreich eingedrungen. Leopold kam von Straßburg nach Vorarlberg und leitete von Feldkirch die Operationen, zog Truppen zusammen und rüstete zu einem Rachezug in das Bündnerland. Inzwischen waren die Bündner unter sich uneinig geworden, sodaß sie einen energischen Widerstand zu leisten nicht vermochten. Am 22. Oct. 1622 gelobten die Unterengadiner Frieden zu halten, Oesterreich als natürlichem Erbherrn zu huldigen und der katholischen Kirche freie Ausübung zu gewähren. Aber nicht lange und die Bündner traten mit Frankreich ins Einvernehmen (Pariser Vertrag vom 17. Febr. 1623), unter dessen Schutze fielen die Prättigauer wieder von Oesterreich ab, die Franzosen vertrieben die Spanier aus dem Veltlin, dieses und das Bündnerland waren nun für die beiden Linien Habsburgs verloren. Der Ehrgeiz ließ den Bischof von Straßburg und Passau nicht ruhen. Auf dem Fürstentage zu Regensburg (1622—23) brachte er die Frage der Erbtheilung in Anregung. Das gab Schwierigkeiten, lange Verhandlungen, in deren Verlaufe der Erzherzog-Bischof wiederholt Miene machte, sich über den Kaiser hinweg mit andern Mächten zu verständigen, sodaß der Kaiser Ferdinand II. sich genöthigt sah, im Concordat vom 15. Nov. 1623 Leopold zwei Drittheile der ober- und vorderösterreichischen Länder als Eigenthum mit dem Erbrecht für seine Nachkommen (!!), das letzte Drittel als Administrationsgut mit lebenslänglichem Genusse, zu bewilligen. Der Tod eines andern Bruder, Karl's, erleichterte Leopold seine Stellung und so ward im J. 1625 eine neue Erbtheilung zu seinen Gunsten gemacht. Leopold wird Landesfürst in Tirol und nimmt den langgehegten Plan, sich weltlich zu machen, zu heirathen und ein Geschlecht zu begründen, in Ausführung. Er resignirte auf seine geistlichen Aemter und Würden, hält Umschau nach einer Gemahlin, zieht nach Italien, erwirbt von Urban VIII. den Dispens, kehrt in Florenz ein, wo er bereits um die Hand der Claudia von Medici werben ließ. Im April 1626 kam die Braut nach Innsbruck und vermählte sich dort dem jetzt als Landesfürsten daselbst residirenden Leopold. — Der Dreißigjährige Krieg warf seine Wogen auch ins tiroler Land, das unter den Durchzügen der kaiserlichen und der spanischen Heere entsetzlich litt, in den «Mantuanischen Krieg» wol nicht verwickelt wurde, doch fortwährend in «Defension» verharren mußte. Das Vorrücken Gustav Adolf's in Baiern bis knapp an die tiroler Grenze veranlaßte den Kaiser, vom Lande Tirol Unterstützung für die kaiserliche und die katholische Sache zu verlangen, und Leopold vertrat diese Ansprüche dem Landtage gegenüber mit einer außerordentlichen Zähigkeit. — In der innern Verwaltung wird seine Freigebigkeit für Kirche und Schule in Tirol, im Breisgau und im Elsaß seine Prachtliebe, seine Förderung der Künste von Zeitgenossen vielfach hervorgehoben. Der Wohlstand Tirols hat unter seiner Verwaltung und noch mehr unter derjenigen seiner Witwe Claudia erheblich gelitten. Kurze Zeit nachdem Leopold die Ehrenberger Klause gegen Bernhard von Weimar in Vertheidigungsstand gesetzt und behauptet hatte, starb er am 13. Sept. 1632. Er hinterließ fünf Kinder, davon zwei Söhne, Ferdinand Karl (gest. 1662) und Siegmund Franz (gest. 1665).

Vgl. Khevenhüller's «Annales», I, 89 fg. und 7; Hurter, «Geschichte Kaiser Ferdinand's II.», Bd. 1—9; M. Ritter, «Briefe und Actenstücke zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges», herausgegeben von der königl. Akademie in München (1870—77); Egger, «Geschichte Tirols», Bd. 2 (1873).

4) Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaiser Ferdinand's II., geboren am 6. Jan. 1614 in Graz. Von seinem frommen bigotten Vater ursprünglich für den Dienst der Kirche bestimmt, erwarb er nach dem Austritt seines Oheims aus dem geistlichen Stande (vgl. den vorhergehenden Leopold) die Bisthümer Passau und Straßburg (1625), später das Bisthum Olmütz (1637) und endlich (1655) das breslauer Bisthum. Er bezog lediglich die Einkünfte dieser Diöcesen, kümmerte sich wenig um die Verwaltung derselben, noch weniger um den Seelsorgedienst, ging vielmehr zur Armee und betheiligte sich an den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges, stand 1639—40 den Schweden unter Banér in Böhmen gegenüber, folgte denselben nach Deutschland, durchstreifte dann mit seinem Corps den Thüringer Wald, rückte später in Hessen ein und vereinigte sich 1641 mit dem Corps der bairischen Liga bei Ingolstadt, das ebenso wie Regensburg von Banér hart bedrängt war. Siegreich war ihr Vorgehen, und so zogen sie nach manchen

Vortheilen in den Norden Deutschlands und concentrirten sich in Braunschweig, wo es am 19. Mai 1641 (bei Wolfenbüttel) zur blutigen Entscheidung kam. Schweden und Franzosen blieben Sieger, trotzdem behaupteten sich die Ligisten und Kaiserlichen im Hannoverschen, bis Leopold [nach Torstenson's siegreichem Vordringen in den kaiserlichen Erblanden (Schlesien, Mähren) beauftragt wurde, in das mittlere Deutschland hinabzuziehen und dort den Kampf mit den Schweden aufzunehmen. Bei Leipzig (2. Nov. 1642) trafen die beiden Heere aufeinander und Torstenson gewann den vollständigsten Sieg über Leopold und Piccolomini. Der allgemeine Unwille richtete sich gegen Leopold, der sich auf seinen bischöflichen Stuhl von Passau zurückzog und nun einige Jahre dem Kriegsdienste fern blieb. Andere Einflüsse am wiener Hofe waren unter Ferdinand III. zur Geltung gekommen, andere Führer, nicht etwa glücklicher, traten an die Spitze der Kaiserlichen, die in Böhmen geschlagen, dem schwedischen Feinde den Weg nach Wien öffneten, das durch Georg Rakoczy's Vordringen gleichzeitig von anderer Seite bedrängt erschien. Nach Richelieu's Tode betheiligten sich die Franzosen noch energischer am Kriege. Die Noth des Kaisers war 1645 aufs höchste gestiegen, die Friedensunterhandlungen in Osnabrück versprachen keinerlei Resultat — da berief Kaiser Ferdinand III. den Bischof Leopold zur Leitung des Commandos und gab ihm Hatzfeld zur Seite (1646), aber sein Erfolg am Main war ein geringer und Ende 1646 legte Leopold das Commando nieder. Sein ruheloser Ehrgeiz gestattete ihm nicht, in Frieden auf seinem Stuhle zu verharren und seines apostolischen Amtes zu walten. Nach mannichfachen Verhandlungen mit dem Hofe in Madrid geht Leopold (1647) nach Belgien, um als Vertrauensmann beider habsburgischen Linien als Statthalter Spaniens zunächst den Kampf mit den Franzosen zu beendigen. Mit dem Herzog von Lothringen vereint, lieferte er den Franzosen eine Reihe von Gefechten (Armentières, Landrecy u. s. w.), fiel über die Grenze in Frankreich ein, mußte sich jedoch wieder zurückziehen und begnügte sich mit der Behauptung einiger, früher von Frankreich besetzter, jetzt mit einigen glücklichen Handstreichen gewonnener fester Plätze. Die unglückliche Schlacht bei Lens (20. Aug. 1648) hatte den Verlust einer Reihe wichtiger Plätze im Gefolge. Wohl gewann Leopold Ypern wieder, nahm La Chapelle und St.-Venant, drang in die Champagne ein und 1650—53 fielen wichtige Grenzorte in seine Hände, vergeblich belagerte er (1654) Arras. Bald darauf trat er von dem Amte des Statthalters der spanischen Niederlande zurück und kehrte zunächst nach Wien zurück, wo er sich mit der Verwaltung der Angelegenheiten seiner Bisthümer beschäftigte. Im Deutschen Reiche zählte er mehrere Fürsten zu seinen Anhängern und Freunden, die ihn nach des Kaisers Tode als Candidaten aufstellten. Doch hatte er nicht viele Aussichten, bei der Wahl durchzudringen und betrieb die Sache auch vielleicht nicht ernst genug. Sein Neffe bestieg als Leopold I. am 22. Febr. 1658 den Kaiserthron. Leopold verlebte die letzten Jahre seines Lebens fern von politischen Geschäften und dem Kriegsleben, ein eifriger Sammler und Kunstfreund, der auch den Grund zu der kaiserlichen Bildergalerie in Wien (später im Belvedere untergebracht), legte. Er starb am 20. Nov. 1662.

Vgl. Avancini, «Leop. Guglielmi Archiducis Austriae, principis bello et pace inclyti virtutes et gesta» (Antwerpen 1665). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD (Karl Gustaf af), schwedischer Dichter, wurde am 23. Nov. 1756 in Stockholm geboren. Vorgebildet auf den Gymnasien zu Norrköping und Söderköping, studirte er seit 1773 zuerst an der Universität zu Upsala, dann zu Greifswald, wo er zum Doctor der Philosophie promovirte. Nachdem er von 1782 bis 1784 als Rathsbibliothekar zu Stralsund fungirt hatte, kehrte er nach Upsala zurück, wo er eine Anstellung bei der Lidén'schen Bibliothek fand und ihm bald Veranlassung geboten wurde, in angenehme Verhältnisse einzutreten. Als König Gustav III. den Wunsch äußerte, sein Drama «Helmfeld» in eine Oper umgestaltet zu sehen, unterzog sich Leopold dieser Bearbeitung und führte sie zur größten Befriedigung des Königs aus. Dadurch kam er seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten Schwedischen Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm und 1789 zum Secretär des Königs ernannt, als welcher er denselben 1790 auch nach Finland begleitete. Nach Gustav's III. Ermordung war er unter der vormundschaftlichen Regierung verschiedenen Anfechtungen ausgesetzt und wurde, jakobinischer Grundsätze verdächtigt, selbst vor Gericht gestellt. Obschon die Untersuchung mit seiner Freisprechung endete, fand Leopold es dennoch für gerathen, sich nach Linköping zurückzuziehen, wo er auch blieb, bis ihn der junge König Gustav IV. Adolf zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 und der Entthronung des Königs erhielt Leopold das Adelsdiplom und wurde im J. 1818 zum titulären Staatssecretär ernannt. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden gewähren. Seine Gattin verfiel in Schwermuth, die in völlige Apathie überging. Auch er wurde von dieser Krankheit befallen, und seit 1822 völlig erblindet, starb er am 9. Nov. 1829 zu Stockholm.

Leopold hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Als Dichter huldigte er der altclassisch-französischen Form und war der Hauptvertreter dieser Geschmacksrichtung in der schwedischen Literatur. Er übte einen großen Einfluß auf die literarischen Verhältnisse Schwedens theils als Kritiker, theils auch als Freund und Berather einer jüngern Generation von Dichtern. Von seinen Trauerspielen wurden am bekanntesten «Oden eller Asarnes invandring» (1790) und «Virginia» (1799), die lange in großem Ansehen standen. Von seinen «Samlade skrifter» erschienen Bd. 1—3 zu Stockholm 1800—2; 2. Aufl. 1814—16; Bd. 4—6, daselbst 1831—33. Eine neue Ausgabe der poetischen Schriften hat C. R. Nyblom besorgt (1873). Außer der Biographie Leopold's von Enberg im 4. Bde. der «Gesammelten Schriften» findet

sich eine solche von Beskow in «Svenska Academiens Handlingar» (35. Bd.) *(W. Cramer.)*

LEOPOLDSORDEN ist der Name zweier Verdienstorden.

1) Der belgische Leopoldsorden wurde von König Leopold I. am 11. Juli 1832 gestiftet und durch Gesetz vom 16. Mai 1839 in seinen Statuten etwas verändert. Die Verwaltung desselben ist durch königlichen Beschluß vom 8. Nov. 1832 dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten überwiesen worden. Der König ist der Großmeister des ursprünglich in vier, seit 1839 in fünf Klassen (Großkreuze, Großoffiziere, Commandeure, Offiziere und Ritter) eingetheilten Ordens. Die Devise ist «L'union fait la force», und die Decoration besteht in einem weiß emaillirten Kreuze, dessen Arme durch einen Eichen- und Lorbeerkranz miteinander verbunden sind; auf der Vorderseite befindet sich in der Mitte ein schwarz emaillirter runder Schild mit einem von zwei schmalen goldenen Kreisen umgebenen rothen Rande, darin die durch zwei L und zwei R (Leopoldus Rex) bezeichnete königliche Namenschiffre; auf der Kehrseite im schwarzen Schilde der gekrönte goldene Löwe als Wappen des Königreichs und darum in Goldschrift die Ordensdevise. Ueber dem Ordenskreuze befindet sich eine Königskrone. Das Ordensband ist ponceauroth und gewässert. Die verschiedenen Klassen des Ordens unterscheiden sich durch verschiedene Größe der Decoration und die Breite des Bandes. Die Militärdecoration hat noch zwei die Krone des Ordenskreuzes tragende Schwerter.

Die Unterscheidungszeichen für die verschiedenen Ordensklassen sind: die Großkreuze tragen auf der linken Seite des Kleides einen gestickten silbernen Stern von acht Strahlen, in dessen Mittelpunkte der Schild mit dem Löwen und der Devise sich befindet, und außerdem noch gleichzeitig das Ordenskleinod an einem 11 Centimeter breiten Bande über der rechten Schulter nach der linken Hüfte herabhängend. Die Großoffiziere tragen einen größeren Stern; die Commandeure eine kleinere Ordensdecoration um den Hals, die Offiziere am Bande mit Rosette im Knopfloche (bei diesen vier ersten Klassen ist die Decoration von Gold, bei den Rittern von Silber) und die Ritter ohne Rosette im Knopfloche. Die Großkreuze tragen außerdem noch bei Ceremonien die Ordenskette; Großkreuze und Großoffiziere haben die Schwerter der Militärdecoration unter dem Schilde gekreuzt. Den Ordensinhabern werden je nach der Ordensklasse militärische Ehren erwiesen.

2) Der österreichische Leopoldsorden wurde von Kaiser Franz I. zum Andenken an seinen Vater Leopold II. am 8. Jan. 1808 gestiftet, und er vertheilte ihn zuerst am 8. Jan. 1809. Das Ordensfest ist laut den Statuten am ersten Sonntage nach dem Dreikönigsfest. Der Orden, dessen Großmeister stets der Kaiser ist, zerfällt in drei Klassen: Großkreuze, Commandeure und Ritter. Das achteckige, rothemaillirte Goldkreuz mit weißer Einfassung zeigt vorn im rothen Mittelschilde die verschlungenen Buchstaben F. I. A. (Franciscus Imperator Austriae), umgeben von den Worten «Integritati et merito» in einem um dasselbe laufenden weißen Reifen; auf der weißen Kehrseite in einem Eichenkranze das Motto des Kaisers Leopold II.: «Opes regum corda subditorum.» Ueber dem Kreuze schwebt die Kaiserkrone. Das Band ist roth mit weißer Einfassung.

Die Großkreuze tragen das breite Ordensband über die rechte Schulter nach der linken Hüfte hängend und auf der linken Brust einen achteckigen silbernen Stern, in dessen Mitte die Vorderseite des Ordenskreuzes enthalten ist. Bei Ordensfeierlichkeiten hängt das Ordenszeichen auf der Brust an einer goldenen Halskette, deren Glieder abwechselnd aus den verschlungenen Buchstaben F L mit der österreichischen Kaiserkrone darüber und einem Eichenkranz bestehen. Die Commandeure tragen ein kleineres Ordenskreuz an einem zwei Zoll breiten Bande um den Hals und die Ritter ein noch kleineres Kreuz an einem neun Linien breiten Bande auf der linken Brust im Knopfloche. Die Festkleidung ist nach den Farben des österreichischen Wappens roth und weiß und für alle Klassen gleich bis auf den Mantel von weißem Sammet, der bei den verschiedenen Klassen durch größere Weite und Länge, breitere Stickerei und durch einen Besatz von weißem, hermelinartigem Seidenvelpel sich unterscheidet. Rock, Beinkleider, Schuhe und Barett sind von rothem Sammt. Der Rock ist vom Halse bis an den Schluß des Oberleibes zugehakt, hat einen einfachen stehenden Kragen, ist weiß gefüttert und auf allen Kanten mit einem vier Zoll breiten fortlaufenden goldenen Eichenzweige gestickt. Die Strümpfe sind ebenfalls roth; auf den Schuhen liegen statt der Schnallen Rosen von Goldspitzen. Eine weiße seidene, mit goldenen Bouillonfransen reich besetzte Binde umgürtet den Leib. Ihre Enden hängen über das mit Goldbronze verzierte, gerade Schwert, dessen Griff und Querstange ein Kreuz bilden. Auf der einen Seite des Schwertknopfes stehen die Buchstaben F. I. A., auf der anderen das Jahr der Stiftung des Ordens. Die Scheide ist mit rothem Sammet bezogen. Das dreifach mit goldenen Schnüren umwundene Barett zieren weiße Federn. Ein mit goldenen Spitzen besetzter, vier Zoll überfallender Batistkragen und weiße lederne Stulphandschuhe mit goldenen Fransen vervollständigen die Ordenskleidung.

Die Ordensbeamten, welche das Ordenskreuz in einer größeren goldenen Medaille eingeschlossen tragen, sind ein Ordensprälat, ein Ordenskanzler, ein Schatzmeister, ein Greffier, ein Herold und ein Kanzlist. Die Aufnahme in den Orden findet feierlich statt und hat der Aufzunehmende durch einen Eid seine Hingabe für das Kaiserhaus von neuem zu bekräftigen. Mit dem Großkreuze ist die wirkliche Geheimrathswürde verbunden, mit dem Commandeurkreuz der Freiherrnstand, mit dem Ritterkreuze der erbliche Ritterstand, taxfrei auf eventuell zu stellendes Gesuch. Die Großkreuze werden bei der Aufnahme vom Großmeister als «Unser Vetter» angeredet.

Durch Circularverordnung vom 12. März 1860 wurde für die vor dem Feinde erworbenen Decorationen

des Leopoldsordens festgesetzt, daß unter der Krone ein aufwärts stehender halber Lorbeerkranz zu tragen sei, dessen verschiedene Größe der der verschiedenen Ordensklassen entspräche. *(J. Kindler v. Knobloch.)*

LEOPOLDSTADT (magyar. Lipótvár), kleine Festung und Stadt im ungarischen Comitat Neutra, rechts an der Waag und an der Waagthalbahn, war ursprünglich eine in sumpfiger Gegend gelegene kleine Festung, welche unter Leopold I. im J. 1665 gegen die Türken erbaut wurde, nachdem diese die am Neutrafluß gelegene viel wichtigere Festung Neuhäusel (magyar. Ersek-Ujvár) erobert hatten. Leopoldstadt, mit 900 Einwohnern, hat niemals eine größere Bedeutung gehabt, gegenwärtig dient die kleine Feste als Staatsgefängniß. Am obern Thore siedelten sich die Tagelöhner und Handwerker an, welche bei dem Bau der Feste beschäftigt waren, und daraus entstand der kleine Ort Neustadt (magyar. Ujvároska). Viel bedeutender ist der schräg gegenüber am linken Waagufer liegende Marktflecken Freistadtl (magyar. Galgócz), welcher ehemals ebenfalls befestigt war und in den Türkenkriegen häufig belagert wurde, mit 6600 größtentheils slawischen und deutschen Einwohnern. *(J. Hunfalvy.)*

LEOTIA, eine den Faltenmorcheln verwandte Pilzgattung mit fast kopfförmigem, im Mittelpunkt gestielten, auf der Außenfläche von einem fleischigen Fruchtlager bedeckten, am Rande zurückgerollten Hute. Das Fruchtlager besteht aus langen, achtsporigen Schläuchen mit Paraphysen.

Hierher gehören kleine, truppweise auf der Erde wachsende, fleischige oder gallertartige Pilze.

Es werden hiervon zwei Sectionen unterschieden, welche hin und wieder auch als besondere Gattungen betrachtet worden sind: 1) Hygiomitra *Fries* mit gallertartigem, am Rande unten angewachsenem Hute; 2) Cucullaria *Fries* mit fleischigem, am Rande freiem Hute. *(A. Garcke.)*

LEOTYCHIDES, Name eines spartanischen Königs aus dem Hause der Prokliden oder Eurypontiden. Ein Sohn des Menares, ist er nur durch eine Intrigue auf den Thron gekommen. Als nämlich im J. 491 v. Chr. der König Demaratos, des Leotychides Vetter, heimlich den Widerstand der Aegineten gegen die Forderung seines Amtsgenossen Kleomenes I., ihm ihre persisch gesinnten Führer zur Verwahrung in Sparta auszuliefern, unterstützt hatte, gedachte der letztere ihn zu stürzen. Er fand in Leotychides, damals dem Haupt der Nebenlinie der Prokliden, dabei einen eifrigen Gehülfen, weil Demaratos einst die Braut des Leotychides diesem mit Gewalt entrissen und selbst heimgeführt hatte. Jetzt erhob Leotychides die nachher (durch Bestechung der delphischen Pythia) mit Erfolg gekrönte Klage, Demaratos sei nicht der Sohn des Königs Ariston, für den er gelte, erhielt wirklich den Platz des Demaratos (den er nachher in wenig taktvoller Weise verhöhnte), und unterstützte nun den Kleomenes bei seinem Vorgehen gegen die Aegineten (vgl. *Herod.* VI, 65, 67, 71, 73; VIII, 131; *Pausan.* III, 4, 3 fg. und M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 7, S. 111 fg., 164). Als aber 487 v. Chr. Kleomenes I. seinen schrecklichen Untergang gefunden hatte und auf die rücksichtslose Politik dieses Mannes viel unerwünschtes Licht gefallen war, sollte auch Leotychides wieder beseitigt werden; er wurde an die Aegineten ausgeliefert, weil er seinerzeit ihre Geiseln an die Athener ausgeliefert hatte, um während des (Marathonischen) Perserkrieges die Insel zu zwingen, mit Athen Frieden zu halten. Indessen ließen die klugen Politiker auf Aegina den König — der sich umsonst bemühte, die Athener zu ungesäumter Freigebung der Geiseln zu bestimmen — bald wieder ungekränkt nach Sparta zurückkehren (*Herod.* VI, 85 fg.; Duncker a. a. O. S. 168 fg.).

Während des großen Perserkrieges des Xerxes fand dagegen Leotychides endlich die erwünschte Gelegenheit, sein Feldherrntalent und seine außerordentliche militärische Kühnheit glänzend an den Tag zu legen. Die Spartiaten stellten ihn im J. 479 v. Chr. an die Spitze der griechischen Flotte. Als er auf den Ruf der Samier mit diesen Streitkräften von der Insel Delos aus zu Anfang September nach der asiatischen Küste gesegelt war, wagte er mit seinen immerhin nur schwachen Landungstruppen, höchstens 10,000 Mann, die Landung am Strande unter dem Berge Mykale. Es ist seiner trefflichen Führung und der Tapferkeit der spartiatischen und athenischen Krieger seines Heeres gelungen, in derselben Zeit, wo in Böotien die siegreiche Schlacht bei Platää geschlagen wurde, das verschanzte Lager der Perser zu erstürmen und den asiatischen Truppen unter Tigranes und Mardontes (etwa 100,000 Mann) eine zerschmetternde Niederlage zu bereiten, bei welcher dann allerdings auch die zu ihm während des Kampfes übertretenden asiatischen Griechen vielfach mitwirkten (gegen Ende September 479 v. Chr.). Vgl. *Herod.* VIII, 131; IX, 90—92, 96, 98 fg.; *Diod.* XI, 34 fg.; *Thucyd.* I, 89; *Polyan.* I, 33; Duncker, Bd. 7, S. 359—365. Trotz seines jungen Ruhmes hat sich Leotychides in Sparta nicht lange zu behaupten vermocht. Er wurde noch einmal im J. 476 mit starker Macht, zunächst auf dem Seewege nach Pagasä, nach Thessalien geschickt, wo man die persisch gesinnten Aleuaden zu strafen und für Sparta eine starke Stellung in Nordgriechenland zu sichern gedachte. Die mit glänzendem Erfolge begonnene Unternehmung führte zuletzt doch zu keinem Ergebniß; wie es heißt, hatte Leotychides sich durch die Aleuaden erkaufen lassen, seine ersten Siege nicht weiter zu benutzen. Sicher ist nur, daß der König nach seiner Heimkehr (475 v. Chr.) vor Gericht gestellt werden sollte; da floh er nach Tegea. Die Spartiaten fanden ihn des Verraths schuldig und zerstörten sein Haus. Leotychides ist 469/468 zu Tegea gestorben, worauf dann sein Enkel Archidamos (des Königs Sohn erster Ehe, Zeuxidamos, des Archidamos Vater, war schon vor dem J. 491 gestorben) den Thron bestieg. Vgl. *Herod.* VI, 71, 72; *Plutarch.*, de Malign. Herodoti, 21; *Diod.* XI, 48; XII, 35; *Pausan.* III, 7, 8 und Duncker a. a. O., N. F., Bd. 1, S. 62—69.

Von andern Spartiaten dieses Namens sei nur noch der Sohn des Königs Agis II. und der Timäa erwähnt, der aber als durch den Athener Alkibiades mit der Königin im Ehebruche erzeugt galt, und deshalb nach des Agis Tode (400 v. Chr.) durch des letztern berühmten Stiefbruder Agesilaos von der Nachfolge verdrängt wurde. *Xen.* Hell. III, 3, 1 fg.; Ages. 1, 5; *Pausan.* III, 8, 7 fg.; *Plutarch.* Alcib. 23, 24; Lysand. 22; Agesil. 2 fg.; *Athen.* XII, p. 535 b.

(G. Hertzberg.)

LEOVIGILD, König der Westgothen in Spanien und Septimanien 569—586. In Bezug auf die Etymologie des Namens unseres Gothenfürsten leitete zuerst Hugo Grotius (s. dessen Prolegomena zur Ausgabe der «Hist. Gothor. Vandalor.», Paris 1605) den Namen vom lateinischen leo ab und übersetzte demnach Leovigild mit Löwenheld. Die neuere gothische Sprachforschung dagegen bringt den Namen mit dem gothischen liub, althochdeutsch lieb (carus), in Zusammenhang und übersetzt demgemäß Leovigild mit is qui carus habetur; der Name bedeutet wörtlich jemand, der als werth, lieb gilt, der für theuer angesehen wird. Der Name Leovigild bezeichnet im Grunde nur den verstärkten Namen «Liuva» und läßt sich etwa mit Liebling oder mit Liebling des Volkes wiedergeben (vgl. Förstemann, «Altdeutsches Namenbuch», I, 842 fg., 847, und Pfahler, «Deutsche Alterthümer», S. 691). Welche von beiden Deutungen die richtige, ist streitig.

Leider steht nur eine Thatsache aus dem Vorleben dieses letzten westgothischen Königs arianischen Glaubens nach den verschiendensten Berichten der Zeitgenossen unumstößlich fest. Der Bruder Liuva's war nämlich zweimal vermählt, und seine erste Ehe fällt in die Zeit vor seiner Erhebung; zur Zeit seines Regierungsantritts war die erste Gemahlin, die Mutter des «Martyrers» Hermenegild und Rekared's des Katholischen, des «zweiten Konstantin», nicht mehr am Leben. Die gewöhnliche Meinung geht nun dahin, diese erste Gemahlin des arianischen Monarchen sei eine Katholikin, Namens Theodosia, aus hochberühmtem orthodoxen Hause, eine Schwester der Bischöfe Leander, Isidor und Fulgentius von Sevilla, beziehentlich von Astigi, und der Nonne Florentina gewesen. Diese Theodosia ist aber unter die fingirten Persönlichkeiten zu verweisen, weil den Zeitgenossen völlig unbekannt — bei Joannes Biclar., «Chronicon», anno 7. Justini imp., heißen die beiden Prinzen «filii ex amissa uxore», und ähnlich bedient sich Greg. Tur. «hist. Franc.» (Monumenta-Ausgabe) IV, 38, V, 38 (nach der Ruinart'schen Edition V, 39), IX, 1, in Betreff der ersten Gattin Leovigild's der Ausdrücke «alia uxor», «prima uxor». Ferner zwei der angeblichen Brüder Theodosia's selber, Isidor («De viris illustribus», c. 41, ed. Arevalus) und zumal Leander («Sanctimonialium regula ad Florentinam sororem», cap. ult. bei Arevalus, «Isidori Hisp. opp.», I, 6), ob zwar über ihre Familienverhältnisse sogar ziemlich ausführlich, verlieren kein Wort über eine Schwester Namens Theodosia; endlich kennen weder Fredegar, der fränkische Fortsetzer Gregor's von Tours in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. («Hist. Franc. epit.», c. 82), noch selbst der frühestens dem 8. Jahrh. angehörende nordspanische Biograph Isidor's die Theodosia, obgleich er sich über die Geschwister und die ganze Familie Isidor's ausführlich und mit bewundernder Emphase äußert («Vita s. Isidori etc.», bei Arevalus II, 454, c. I); sie ist nur durch die getrübten spanischen Traditionen seit Lucas von Tuy, dem Chronisten des 13. Jahrh. («Lucae Tudensis chron. mundi», lib. II, «Hisp. illustr.», ed. Andr. Schott, IV, 49), bezeugt. Demselben Kreise gefälschter Ueberlieferungen gehört die von Sam. Basnage («Annal. pol.-eccl.», III, 943, Nr. VII) und sogar von Zöckler in seinem sonst so gediegenen Artikel «Leander» (Herzog-Plitt'sche «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», 2. Aufl., VIII, 507) recipirte Mittheilung an, die den Vater Leander's, Severian, zum «Dux» oder Statthalter der Carthaginensis macht. Isidor (a. a. O.) bezeichnet seinen Vater einfach als einen «Provinzialen» von Carthagena; das «Dux» ist willkürlicher Zusatz des Chronisten von Tuy. Es muß also bezüglich der ersten Gattin des arianischen Königs mit einem «parum liquet» sein Bewenden haben. Gewiß ist die Annahme wahrscheinlicher, daß sie, wie ihre Nachfolgerin Goisvintha, Arianerin gewesen; aber mit Bestimmtheit zu leugnen, daß sie der Orthodoxie angehört, geht auch nicht an, da es nachweislich in dem Jahrhundert vor Rekared's Conversion Mischehen zwischen (arianischen) Gothen und (katholischen) Romanen gegeben hat (s. Dahn, «Könige der Germanen», VI, 82). Gegen die Annahme von Florez und Arevalus, die auch die erste Gemahlin Leovigild's zu einer Gothin machen, läßt sich nicht viel einwenden (Florez, «España Sagrada», IX; Areval. I, 118). Die beiden spanischen Forscher wollen aber auch wissen, ihre gothische Mutter Hermenegild's habe Rimhildis geheißen. Diese letztere Nachricht ist indeß zu bezweifeln, da unsere Quellen darüber schweigen, und die genannten Kritiker sich ganz unbestimmt auf «vetusti historici» berufen.

Bereits vor 16 Jahren habe ich die Ungeschichtlichkeit der Theodosia nachgewiesen (s. meine Aufsätze «Ueber die Anfänge Leovigild's» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», 1872, S. 597 fg., und «Hermenegild» in «Zeitschrift für historische Theologie», 1873, Heft 1, S. 19, Anm. 52, vgl. auch meinen «Leovigild» in «Jahrbücher für protestantische Theologie», XII [1886], S. 134—137, wo ich weiteres Beweismaterial beigebracht habe). Die maßgebende Kritik hat meine Theodosia-These durchweg acceptirt. Zwar lassen die Herausgeber der Monumenta-Ausgabe Gregor's von Tours noch mit dem Benedictiner Ruinart die Theodosia als Leovigild's erste Gattin gelten (Greg. Tur. «hist. Franc.», edd. W. Arndt u. Br. Krusch, Hannover Pars I, 1884, S. 230, Note 1 zu V, 38, S. 259, Note 1 zu IX, 1); aber G. Waitz und F. Loofs haben unbedingt meiner These zugestimmt, ersterer in seiner Zuschrift vom 13. Dec. 1885, letzterer in der Anzeige meiner sämmtlichen Leovigild-Studien («Zeitschrift f. K. G.», VIII, Heft 3, S. 495 fg. unter «Nachrichten»). Dahn (Anzeige meiner Aufsätze «Ueber die An-

fänge Leovigild's» und «Hermenegild», s. unten «Neuere Literatur») glaubte zwar, im wesentlichen an der Theodosia-Tradition festhalten zu müssen, aber in seiner jüngsten Publikation («Germanische Studien, Bausteine», 6. Reihe, Berlin 1884, «Leovigild», S. 301) gibt mir dieser gründliche Kenner der germanischen Urzeit Folgendes zu: «In scharfsinniger Weise hat Dr. Görres die Abstammung der Theodosia von Severianus, und was damit zusammenhängt, in Zweifel gezogen und diesen Theil der Ueberlieferung in der That als sehr fragwürdig dargewiesen.»

Der bisherige Statthalter Septimaniens, Liuva, der Mann des Friedens, zu Narbonne zum Gothenkönig ernannt (Ende 567 oder April 568), erkannte gar bald die Unmöglichkeit, auf die Dauer allein die dornenvolle Bürde der Herrschaft zu tragen, und erhob daher schon in seinem zweiten Regierungsjahre (569, im Januar oder April) Leovigild, seinen ungleich kräftigeren Bruder, zum Mitregenten mit dem Rechte der Nachfolge, überließ ihm den unabhängigen Besitz Spaniens und behielt sich selbst bloß die Verwaltung von Septimanien vor. Die Ernennung Leovigild's zum Mitregenten war die größte Wohlthat, die Liuva seinem Volke hätte erweisen können; in dem Vater Rekared's erblicken wir den Retter der westgothischen Nation.

Unter den ungünstigsten Verhältnissen übernahm der neue Herrscher die Verwaltung Spaniens. Einheimische und auswärtige Feinde reichten sich die Hand, den Bau der westgothischen Monarchie zu untergraben, und zum Deckmantel ihrer ehrgeizigen Absichten nahmen die meisten den Katholicismus. Die katholischen Nachbarvölker (zumal die Sueven und Byzantiner) standen in einem geheimen Bündniß mit der orthodoxen romanischen Bevölkerung, die, mehrfach von Provinzialdynasten geleitet, ihre ketzerischen und germanischen Gebieter glühend haßte. Wie der römisch-katholische Adel, so war auch der verwilderte arianisch-gothische, der das Wahlrecht besaß, dem Königthum keineswegs hold und wünschte dasselbe in der bisherigen Ohnmacht zu belassen. Derselbe hochmüthige Adel hielt die gothischen Gemeinfreien, dieses gesündeste Element des Staates, in einem Zustand schmachvoller Abhängigkeit und Unterdrückung (vgl. meinen «Leovigild», S. 137 fg. und Dahn, «Germanische Studien», S. 283—288). Aber Leovigild, dieser hervorragend tüchtige Monarch, ein zweiter Eurich (reg. 466—485), verzagte nicht; ihm schwebte als Ideal vor ein nationalgothischer Einheitsstaat mit einem starken, vor allem erblichen, sich auf einen gesunden Mittelstand stützenden Königthum an der Spitze; die religiöse Einigung hoffte er auf der Basis eines gemäßigten Arianismus durchzusetzen. Schon in seinem ersten Decennium erzielte er in dieser Hinsicht große Erfolge. Mit eiserner Strenge brach er die Macht des hochmüthigen (arianischen) Adels, der seit Generationen wie die Königswahl, so auch den Königsmord als sein Privilegium nur zu oft bethätigt hatte, verhalf dem gothischen Gemeinvolke wieder zu der ihm zukommenden Stellung im Staate, verschaffte dem Königthum im Innern auch sonst erhöhtes Ansehen — durch Vermählung mit der Königin Goisvintha, der Witwe Athanagild's (569), durch Ernennung seiner beiden Söhne Hermenegild und Rekared zu Mitregenten (573), dadurch, daß er gleichzeitig, nach dem Ableben seines königlichen Bruders, auch Septimanien unter seinem Scepter vereinigte, durch theilweise Einführung des byzantinisch-römischen Hofceremoniells, endlich durch Begründung der festen Residenz Toledo —, durchzog siegreich die Iberische Halbinsel nach allen Richtungen (570—577), drängte die Byzantiner, die sich seit 554 infolge von Athanagild's Verrath an den Küsten Spaniens von der Westspitze Algarves bis fast nach Valencia hin festgesetzt hatten und unter dem Schutze der orthodoxen Bevölkerung sogar über Cordova hinaus bis zur Sierra Morena vorgedrungen waren, energisch zurück und entriß ihnen vor allem das stolze Cordova, unterwarf abgefallene Districte wieder, unter andern Cantabrien (574), und demüthigte auch den Suevenkönig Miro (576). Uebrigens ist Leovigild in diesen glorreichen Feldzügen, wie überhaupt während seiner ganzen Regierung, weit weniger als Eroberer, denn als Bezwinger rebellischer Provinzen aufgetreten (vgl. Joann. Biclar., a. 3. Justini imp. 569; Isid. «Hist. Goth.», aera 606 = 568 und meinen «Leovigild», S. 138 fg.).

Der König beschloß, das mühevoll errungene Werk eines Jahrzehntes zu krönen. Eine dynastische Verbindung mit dem mächtigen Frankenvolk sollte der stets von dieser Seite her bedrohten, strategisch wichtigen Grenzprovinz Septimanien auf friedlichem Wege größern Schutz vermitteln und überhaupt dem gothischen Königthum eine noch befestigtere Stellung sichern. Allein diesmal sah sich der Monarch in seinen politischen Combinationen schrecklich getäuscht. Aus der Vermählung des Prinzen Hermenegild mit einer merovingischen Prinzessin entkeimte für den westgothischen Staat eine Reihe der gefährlichsten Unruhen, die das Reich dem Untergang nahe brachten.

Im J. 579 vermählte Leovigild seinen ältern Sohn Hermenegild mit der katholischen Prinzessin Ingundis, einer Tochter des austrasischen Frankenkönigs Sigibert von Rheims und Brunhildens. Die beharrliche Weigerung der jungen Frau, dem Glauben ihres arianischen Gemahls zu folgen, entzweite sie mit der fanatischen Arianerin Goisvintha, die ihr doppeltes Ansehen als Stiefschwiegermutter und Großmutter — Ingundens Mutter, Brunhilde, war der ersten Ehe Goisvintha's mit König Athanagild (reg. 554—567) entstammt (s. Greg. Tur. «h. Fr.», IV, 27, Venant. Fortun. [ed. Leo, Monumenta-Ausgabe], VI, 2, 3, 7, VII, 1, Fredeg. «hist. Franc. epit.», c. 57) — misbrauchte, auf das Gewissen ihrer Enkelin einen Zwang auszuüben. Obgleich nun nach der ganzen damaligen politischen Constellation der Zweck der Verschwägerung mit dem Hofe von Rheims vereitelt war (vgl. Dahn, «Germanische Studien», S. 291 fg.), so begnügte sich der König dennoch mit einer Art von ehrenvoller Verbannung des jungen Ehepaares, um den Frieden in seinem Palaste wieder herzustellen, und wies daher seinem Sohne, natürlich unter völliger

Aufrechthaltung seiner eigenen Oberhoheit, ein eigenes Gebiet als Herrschaft und Residenz an; wahrscheinlich wurde der Prinz jetzt unter Belassung des bereits 573 verliehenen Königstitels zum «Dux» (Statthalter) eines Theiles von Bätica mit der Hauptstadt Sevilla (Hispalis) ernannt (s. Joann. Biclar., a. 3. imp. Tiberii II., Greg. Tur. «h. F.», V, 38, und Dahn, «Könige», VI, 330). Nach einiger Zeit ließ sich Hermenegild durch die lebhaften Bitten seiner jugendlichen Gemahlin und die eindringlichen Belehrungen Leander's, des spätern Bischofs von Sevilla, bewegen, die Lehre des Arius abzuschwören und zur katholischen Kirche überzutreten (s. Greg. Tur. V, 38, Fredeg. h. ep., c. 83, S. Greg. M. Dialog. III, c. 31, ed. Maurin, Paulus Diaconus, hist. Lang., III, 21, ed. G. Waitz). Trotz des Schweigens unserer beiden vornehmsten Quellen, der spanischen Zeitgenossen Johannes von Biclaro und Isidor, die den Königssohn nur als sträflichen Aufrührer wider Vater und Reich gelten lassen, zwingt uns der historische Zusammenhang, an der Conversion Hermenegild's festzuhalten. «Sein Bündniß mit den Kaiserlichen, den Franken, den Sueven, den katholischen Bischöfen macht den Uebertritt an sich sehr wahrscheinlich» (Dahn, «Germanische Studien», S. 301 fg.). Nicht mit Unrecht erblickte Leovigild schon in der Conversion des Sohnes eine Kriegserklärung wider Vater und Reich. Und in der That zögerte Hermenegild nicht lange, seinen politischen Abfall auch formell zu vollziehen. Er kündigte offen seinem Vater den Gehorsam auf, ließ in seinem eigenen Namen Münzen schlagen, machte Sevilla zum Hauptsitz seiner Empörung, bewog noch manche andere Städte und Burgen des Südens, sein hochverrätherisches Unternehmen zu unterstützen, und gar bald schien Spanien in zwei große feindliche Lager getheilt zu sein. Die arianischen Gothen, sogar der trotzige Adel, aus Furcht vor dem gewaltigen Monarchen sowol, als aus dem der westgothischen Rasse eigenthümlichen religiösen (arianischen) Fanatismus (s. Dahn, «Germanische Studien», S. 301), blieben im ganzen und großen ihrem Könige Leovigild treu, während die römische Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, die Sache des rebellischen Convertiten verfocht; zumal die katholischen Basken im Norden machten gemeinschaftliche Sache mit dem Rebellen. Nicht minder unterhielt der Fürst von Bätica mit dem katholischen Ausland staatsgefährliche Verbindungen, und zwar mit Byzantinern, Franken und Sueven. Die Zeitgenossen, Johannes von Biclaro (a. 3., 6. Tiberii, a. 1., 2. Mauricii imp.), Isidor von Sevilla (Chron., hist. Goth., aera 606, hist. Suev.) und Gregor von Tours (h. F., V, 38, VI, 43), wenngleich eifrig katholische Bischöfe, verdammen einstimmig den Prinzen unter den schroffsten Ausdrücken als schuldbefleckten Aufrührer wider Vater und Reich; die beiden Spanier lassen sogar, wie gesagt, in ihrer Schilderung das religiöse Moment ganz fort. Uebrigens ist einzuräumen, daß die Königin Goisvintha in der Zwischenzeit zwischen der Conversion Hermenegild's und seinem auch formellen Abfall, so viel an ihr lag, den Conflict zwischen Vater und Sohn verschärft hat; die Worte des Biclarensers (a. 3. Tib.): «Hermenegildus factione Goisvinthae reginae tyrannidem assumens etc.», lassen sich nämlich nicht anders deuten.

Der drohenden Insurrection gegenüber nahm Leovigild vorläufig seine Zuflucht zu einem Mittelweg und suchte einerseits den pflichtvergessenen Sohn zur Rückkehr von seiner verderblichen Bahn zu bewegen, andererseits war er darauf bedacht, ihn von den Bundesgenossen zu trennen.

Ursprünglich hegte der Monarch, zwar Arianer aus Ueberzeugung, aber kein Fanatiker und in erster Linie stets Staatsmann, gegen die Orthodoxen keine Feindschaft: vor 580 lassen sich keine Katholikenverfolgungen Leovigild's nachweisen, wie schon Dahn, «Könige», V, 136, sich stützend auf Joann. Biclar., a. 4. Tib. 580, verglichen mit Greg. Tur. V, 38, V, 1, 6, 34, VI, 1, und Fredeg. h. ep., c. 82, richtig gegenüber Antonio de Yepes (Chron. gen. ordinis s. Benedicti, I, 365) und Helfferich («Westgothisches Recht», S. 11) unter anderm betont hat. Allmählich indeß mußte Leovigild's Stimmung gegen die Katholiken eine andere werden. Allenthalben trat ja die Orthodoxie als politische Macht im Bunde mit den rechtgläubigen Reichsfeinden den unificatorischen Bestrebungen des Herrschers entgegen. Jetzt aber erblickte der König die zahlreichsten, thätigsten und bedeutendsten Verbündeten seines rebellischen Sohnes mit Recht gerade in den spanischen Katholiken; diese suchte er also vor allem dem Hochverräther abwendig zu machen. So unternahm denn der Monarch endlich den Versuch, der arianischen Staatskirche die Alleinherrschaft innerhalb der Halbinsel zu verschaffen. Uebrigens maßregelte er die Katholiken bei weitem mehr in der Manier Trasamund's, als eines Geiserich und Hunerich (s. meinen Artikel «Christenverfolgungen», Abschnitt «Katholikenverfolgungen im Vandalenreich», F. X. Kraus'sche «Real-Encyklopädie», Lief. 3, S. 259—282). Er ließ durch eine Synode seiner Sekte im J. 580 zu Toledo die den Katholiken so sehr verhaßte Wiedertaufe als Bedingung des Uebertrittes zum Arianismus abschaffen (ein sehr kluger Schachzug!), suchte durch reichliche Bestechungen manche Katholiken zu seiner Staatskirche herüberzuziehen, gab sich den Schein, als gäbe es gar keinen Unterschied zwischen beiden Formen des Christenthums, besuchte sogar zuweilen katholische Kirchen. Derselben Tendenz entsprach es, wenn der Vater Hermenegild's sich ehrfurchtsvoll den Stätten der Märtyrer nahte, gleich den Orthodoxen das in Merida aufbewahrte angebliche Gewand der heiligen Eulalia als kostbare Reliquie zu schätzen schien, den frommen, allverehrten Abt Nunctus mit Grundbesitz ausstattete, wenn er endlich einst einem Kloster für die von seinen Truppen verübten Plünderungen Schadenersatz gewährte. Andererseits vermied der Monarch auch strengere Maßregeln nicht ganz: manche katholische Bisthümer verloren ihre Steuerfreiheit und ihre Einkünfte zu Gunsten des Fiscus. Viele hervorragende Bischöfe und Geistliche überhaupt wurden verbannt, so z. B. Fronimius von Agde, Mausona von Merida,

Leander von Sevilla und der spätere Abt von Biclaro; der letztere wurde gar nach Barcelona, dem Mittelpunkt des damaligen westgothischen Arianismus, verwiesen (s. Gams, «K.-G. Spaniens» II², S. 60 fg. [580]). Glimpflicher war die Behandlung Mausona's, der im J. 585 nach dreijährigem Exil seinen Diöcesanen wiedergegeben wurde. Ein Mönch, der freilich den König schwer beleidigt hatte, wurde gar zur Geißelung und zum Exil verurtheilt. Nicht alle von Leovigild gemaßregelten Geistlichen waren übrigens hochverrätherische Complicen des rebellischen Prinzen, so z. B. sicher nicht Mausona und der ehrenwerthe Biclarenser, beide geborene Gothen. Jener Vorwurf trifft aber mit Recht Leander, der noch in der Verbannung sich am byzantinischen Hof für den Empörer verwandte.

Was nun das Ergebniß von Leovigild's Religionspolitik anbelangt, so konnte sich zwar der Monarch trotz des Abfalls vieler einzelner Katholiken — zu diesen Apostaten gehörte sogar ein Bischof, Vincentius von Saragossa (s. Joann. Biclar., a. 4. Tiberii, Isid. h. Goth., aera 606, de vir. ill. c. 43) — nicht rühmen, den unzweifelhaften Sieg des intelligentern Katholicismus über den Arianismus auch nur hinauszuschieben; immerhin gelang es dem umsichtigen Herrscher, zumal durch die toledanische Synode von 580 und die damit zusammenhängenden Maßregeln, den Samen der Zwietracht unter die römische Bevölkerung auszustreuen und so der fernern orthodoxen Agitation zu Gunsten des rebellischen Prinzen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen.

Die fränkische Coalition — die Merovinger Chilperich von Soissons, Guntram von Orléans und Childebert von Rheims, der junge Bruder Ingundens, oder vielmehr dessen Mutter Brunhilde, schickten sich an, den Gothen Septimanien zu entreißen — wußte Leovigild auf unblutigem Wege zu durchkreuzen. Er knüpfte mit Chilperich, jedenfalls noch 580, Unterhandlungen an, in der Absicht, seinem jüngern Sohne Rekared die Hand der Tochter Chilperich's und der Fredegundis, Rigunthis, zu verschaffen. Diese diplomatischen Actionen schleppten sich zwar mehrere Jahre (bis 584) hin und führten schließlich doch keine neue westgothisch-fränkische Verschwägerung herbei, hatten aber den bedeutsamen Erfolg, daß die drohende merovingische Coalition gesprengt wurde. Hierauf unterwarf der Gothenkönig die aufrührerischen Basken und gründete zum Andenken an den Sieg die Stadt Victoriacum, das heutige Vittoria (s. Joann. Bicl. a. 5. Tib. a. 13. Leovigildi = 581). Sodann eröffnete der König den eigentlichen Feldzug gegen Hermenegild, nachdem der letztere den Vorschlag des Vaters, die Sache friedlich beizulegen, zurückgewiesen, durch die Einnahme der wichtigen Stadt Merida (582), von welcher die Residenz Toledo von Südwesten her nicht wenig bedroht war (s. Joann. Bicl. a. 6. Tib. Leovig. a. 14., Greg. Tur. V, 38, VI, 18 und die vier emeritensischen Siegesmünzen Leovigild's, Heiß, S. 82, Nr. 13: I: Dominus noster Liuvigildus Rex Emerita Victoria, S. 83, Nr. 13 a. 14. 15, pl. I, Nr. 13—15. II: Vorderseite wie eben Victor Emerita. III und IV: Dominus noster Leovigildus Rex Pius Emerita Victor). Im folgenden Jahre (583) schritt Leovigild zur Belagerung von Sevilla; vergebens hoffte der Rebell auf wirksamen Entsatz durch Sueven und Griechen. König Miro erschien zwar mit einem Heere vor der Bätisstadt zur Unterstützung seines bedrängten Glaubensgenossen, wurde aber von Leovigild umzingelt und gezwungen, sich als Vasallen des Gothenreiches zu bekennen (vgl. Greg. Tur. VI, 43, Dahn, «Germanische Studien», S. 297 und meinen «Leovigild», S. 164, Anmerkung 1), und verschied bald nachher, wahrscheinlich noch vor Sevilla (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Isid. h. Suev. l. c., Greg. Tur. VI, 43). Eborich, Miro's Sohn und Nachfolger, huldigte gleichfalls dem gewaltigen Leovigild als seinem Oberlehnsherrn (Joann. Biclar., a. 1. Maur., Isid. h. Suev., Greg. Tur. l. c.). Das suevische Contingent fand also wohl gar nach dem Tode Miro's Verwendung gegen die Bätisstadt! Auch das byzantinische Bündniß erwies sich für den Rebellen fruchtlos, da die von Leander in der oströmischen Hauptstadt erbetene Unterstützung ausblieb, und die im südlichen Spanien stationirten Griechen es vorzogen, der Fehde zwischen Vater und Sohn fern zu bleiben (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Greg. Tur. h. F., V, 38, VI, 43). Erst nach fast zweijähriger heldenmüthiger Vertheidigung — um die Hungersnoth zu beschleunigen, ließ Leovigild den Bätis, so weit er die Veste bespülte, abdämmen und stellte gar die Mauern der alten Stadt Italica, die in einiger Entfernung oberhalb Sevilla am rechten Bätisufer lag, wieder her (Joann. Biclar. a. 3. Tib., a. 1. 2, Maur., Isid. chron. Greg. Tur. h. F., VI, 33) — fiel die Residenz des Empörers in die Hände des siegreichen Gothenkönigs (584; s. Joann. Biclar., a. 2. Maur. und die Siegesmünzen Leovigildus Rex, Cum D optinuit Spli resp. Spi. cum Deo obtinuit Ispalim = König Leovigild hat mit Gottes Hülfe Hispalis erobert, bei Heiß, S. 38, 83, Nr. 16, 16ª, pl. I).

Hermenegild entkam rechtzeitig und hoffte vergebens, seinen siegreichen Vater bei der Burg Osser oder Ossetum — sie lag ein wenig unterhalb von Hispalis am rechten Ufer des untern Bätis — in einem Hinterhalt zu vernichten. Denn Leovigild erhielt rechtzeitig Kunde von dem Anschlag, zog beherzt, wie immer, mit sämmtlichen Streitkräften heran und ließ das Castell einäschern (Greg. Tur. h. F., VI, 43). Von Cordova aus versuchte hierauf der Hochverräther mit Hülfe der Byzantiner den jetzt ungleichen Kampf fortzusetzen, aber der griechische Statthalter ließ sich durch das Gold Leovigild's bestimmen, die Sache seines Schützlings aufzugeben. In rascher Aufeinanderfolge bemächtigte sich der König nunmehr der letzten Bollwerke des Sohnes (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Greg. Tur. V, 38, VI, 40. 43), und bald öffnete ihm griechischer Verrath auch die Thore von Cordova (Joann. Biclar., l. c. und die Siegesmünze mit der Aufschrift «Leovigildus Rex Cordoba (m) bis obtinuit». Damit war auch das Schicksal des Empörers entschieden. Leider bekundete der Sieger, um sich der Person Hermenegild's zu

bemächtigen, eine nicht genug zu rügende Treulosigkeit, die nur zu sehr geeignet schien, die an sich so gerechte Sache des Monarchen zu compromittiren. Der unglückliche Rebell nahm in Cordova seine Zuflucht zu einer Kirche; er befand sich jetzt in einem Asyl, und der Vater ertheilte ihm (durch Rekared) die eidliche Zusage der Straflosigkeit, im Falle er jenen unverletzlichen Ort verließe. Hermenegild warf sich dem Vater zu Füßen und rechnete auf vollständige Begnadigung. Aber Leovigild brach schändlich seinen Schwur: er heuchelte zuerst Rührung und umarmte den Sohn, dann aber beraubte er ihn des Königstitels und seiner Provinz und verurtheilte ihn als Verräther an Religion, Vater und Reich zur Verbannung nach Valencia (März 584).

Bald nachher that der gothische Monarch den letzten großen Schritt, sein Reich über die gesammte Halbinsel auszudehnen. Im Suevenreich war nämlich der junge König Eborich von einem gewissen Audica entthront und in ein Kloster gesteckt worden (584, s. Joann. Bicl. a. 2. Maur., Isid. h. Suev., Greg. Tur. VI, 43, Fred. h. e. c. 83). Aber Leovigild trat als Rächer seines Vasallen und Schützlings auf, fiel verheerend in Galicien ein, bemächtigte sich der wichtigen Stadt Oporto oder erfocht doch in deren Nähe einen entscheidenden Sieg, erklärte den Usurpator des Reiches verlustig, zwang ihn, seines langen Haupthaares beraubt, in den geistlichen Stand zu treten, und verhängte auch noch die Strafe des Exils über den Ehrgeizigen. Das eroberte Land indeß behielt der Sieger für sich und machte es zu einer westgothischen Provinz (585; vgl. Joann. Biclar., a. 3. Maur., a. 16. Leovigildi, Isid. h. Suev., h. Goth., chron., chronol. et series etc., aera 606, Fredeg. l. c. und die Siegesmünze mit der Aufschrift «Leovigildus Rex, Portocale Victi [corr.: Victoria], Heiß, S. 83, Nr. 21a. 85, pl. XIII, Nr. 1).

Fast unmittelbar nach dem Untergang des Suevenreiches, wahrscheinlich am 13. April 585, wurde der unglückliche Hermenegild zu Tarragona durch einen gewissen Sisbert enthauptet (Joann. Biclar., a. 3. Maur., Greg. Tur. VIII, 28, IX, 16, Fredeg. h. ep. c. 83, 87, 92, Greg. M. Dial. l. III c. 30. 31, Paul. Diaconus, hist. Lang., III, 21). Ob der ein Jahrtausend später durch Papst Sixtus V. kanonisirte Königssohn als katholischer Märtyrer starb, muß bei dem beredten Schweigen unserer vorzüglichsten Quellen, der eifrigen Katholiken und Zeitgenossen, der Spanier Johannes von Biclaro und Isidor, des fränkischen Geschichtschreibers Gregor von Tours, die ihn nur als sträflichen Rebellen charakterisiren, und selbst des sogenannten Paul von Merida (c. 16), eines fanatischen Gegners des Ketzers Leovigild (c. 10, 11, 16), sowie in Berücksichtigung des Umstandes, daß der freilich zeitgenössische Bericht des Papstes Gregor I. (Dial. III, 31), der den Prinzen als Blutzeugen gelten läßt, höchst einseitig gefärbt ist, dahingestellt bleiben, wie denn überhaupt die nähern Umstände der Katastrophe in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind (s. das Nähere in meinem «Leovigild», S. 168—171).

Leovigild bot in seinem letzten Lebensjahre alles auf, um auch seine neuen Unterthanen, die etwa seit einem Menschenalter zur Orthodoxie bekehrten Sueven, der Lehre des Arius wieder zuzuführen. Unter anderm ließ er, um den Einfluß des katholischen Episkopats zu lähmen, in einigen Diöcesen, in Lugo, Oporto, Tuy und Viseu, arianische Gegenbischöfe ernennen, und die Religionspolitik des Königs in der neuen Provinz war mit Erfolg gekrönt: viele Sueven traten zur arianischen Staatskirche über.

Der Frankenkönig Guntram suchte unter dem Vorwand, die Hinrichtung Hermenegild's und die Schmach seiner Nichte Ingundis zu rächen, dem großen Nachbarstaate Septimanien zu entreißen, aber diese Provinz wurde durch Rekared siegreich vertheidigt. Ein Versuch Guntram's, den Kriegsschauplatz nach Spanien zu verlegen, scheiterte gleichfalls an den umsichtigen Dispositionen Leovigild's. Die fränkische Flotte, die in Galicien landen sollte, erlitt eine furchtbare Niederlage.

Bald nachher warf sich ein gewisser Malarich im ehemaligen Suevenreich zum König auf und fand Anhänger, zumeist wol unter der durch Leovigild's arianisirende Bestrebungen verletzten katholischen Bevölkerung. Aber schnell wurde der Usurpator von den Feldherrn des Gothenherrschers besiegt, die Insurrection im Keime erstickt, Malarich selbst gefangen und dem Gebieter der iberischen Halbinsel in seinen Fesseln vorgeführt.

Im J. 586, zwischen dem 13. April und dem 8. Mai, starb der große Gothenkönig infolge einer schweren Krankheit in seinem Palaste zu Toledo (s. Acta Conc. Tolet. III, Mansi IX, S. 977; Inscr. Hisp. Christ., ed. Aem. Hübner, S. 49, Nr. 155, Joann. Bicl. a. 4. Maur., Isid. h. Goth. aera 606, Paul. Emerit. c. 16, chronica reg. Wisigoth., ed. Arevalus VII, chronol. et ser. reg. Goth. aera 606; Greg. Tur. VIII, 46, Fredeg. chron. c. VI und wegen der genauen Chronologie meinen «Hermenegild», Beilage II, S. 99—102). Die Mittheilung der beiden Gregore, der Monarch hätte sich auf dem Todesbett dem noch unlängst so bitter befehdeten Katholicismus zugewandt, ist von der Kritik schon längst als Fabel zurückgewiesen worden (s. das Nähere in meinem «Leovigild», S. 172 fg.). Leovigild starb vielmehr, wie er gelebt hatte, als Arianer; darum weist ihm der fanatische Autor von Merida consequent einen Platz im tiefsten Höllenpfuhle an, und der nicht minder zelotische Verfasser der gefälschten «Vita s. Isidori» fügt gar noch den kläglichen Tod des Arius hinzu (c. III, Nr. 11, S. 462, ed. Areval. t. II).

Der letzte Arianerkönig war für das westgothische Spanien von ähnlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, wie Karl der Große für das Frankenreich. Sein Sohn Rekared konnte dem gewaltigen Fürsten, ohne Unruhen hervorzurufen, in der Königswürde, wie in einem Erbreich, folgen (Joann. Biclar., a. 4. Maur.). Aber den schließlichen Sieg der Religion, unter deren Auspicien sein gefährlichster Gegner die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt hatte, vermochte auch Leovigild nicht zu verhindern. Mit ihm sank auch der Arianismus in die Gruft; denn Rekared, unterstützt von einem Leander und

Mausona, Prälaten von seelenbeherrschendem Einfluß, mittelbar gefördert aber auch durch die Nachwirkung des kraftvollen Regiments seines Vaters, nahm die Katholisirung der Halbinsel mit solcher Energie in die Hand, daß Spanien kaum ein Menschenalter später ein durch und durch orthodoxes Land war. Aber trotz des Miserfolgs seiner Religionspolitik darf Leovigild als der größte und gewaltigste aller Westgothenkönige seit Eurich bezeichnet werden. Er, in Krieg und Frieden in gleicher Weise hervorragend tüchtig, war zuerst Beherrscher eines spanisch-westgothischen Einheitsstaates; er zuerst herrschte gewaltig von Meer zu Meer; zuletzt beugte sich alles innerhalb der Pyrenäischen Halbinsel vor dem Heldenkönig, dessen Thatkraft an die Recken der Tafelrunde gemahnt; nur einige Küstenstädte in Bätica und im Süden Lusitaniens gehorchten noch dem Kaiser von Byzanz. Die beiden spanischen Zeitgenossen, der Biclarenser und Isidor, selbst eifrige Katholiken, haben dem letzten Arianerkönig einen rühmlichen Denkstein gesetzt. Mit aufrichtiger Bewunderung schildern sie die Großthaten des hochbegabten Herrschers und bedauern nur, daß der Makel der Häresie den strahlenden Ruhm des Helden verdunkelt. In der That, der Gothenkönig entsprach in Charakter und Thaten der doppelten Etymologie seines Namens: Spaniens «Löwenheld» verdiente es, der «Liebling seines Volkes» zu heißen.

Quellen: Joannis Biclarensis Chron., ed. Gallandius, Bibl. vet. patrum, von anno 2. imp. Justin. II (567) bis a. 8. incl. Mauricii imp. (589. 90); Isid. Hist. Goth., aera 592, 605, 606; Hist. Suev., chron., de viris illustribus, s. Leandri regula cap. ult., ed. Arevalus T. I, p. 6, Nr. 2, chronol. et ser. regum Goth., Chron. breve Wisigoth.; Greg. Tur., hist. Franc. (Monumenta-Ausgabe), IV, 38, V, 38, VI, 18, 29, 33, 40, 43, VIII, 28. 46, IX, 1—16; De glor. mart. I 82, de glor. conf. c. 12; Fredeg. h. Fr. epit., c. 83, 87, 92 und sonst chron. c. 8. Greg. M. Dial. l. III, 30, 31; Paul. Diac. Langob. III, 21; der sogenannte Paul. Emerit., de vitis patrum Emeritens. (bei Aguirre, Conc. Hisp. t. IV) c. 3, 9—14, 16, 18; vgl. hierzu das authentischste Quellenmaterial: Münzen bei Aloiß Heiß, Descript. générale des monnaies des rois Visigoths d'Espagne, Paris 1872, S. 26—30, 81—84 und sonst, Inschriften bei Ruinart, ed. Greg. Tur., S. 1393 und Aem. Hübner, Inscr. Hisp. Christ., S. 22, Nr. 76, S. 49, Nr. 155, S. 57, Nr. 176 und die Concilacten, Conc. Bracar. II., und Tolet. III. von 589 bei Mansi IX, 837, 977 fg., 986, 1000.

Neuere Literatur: Aschbach, «Westgothen»; Lembke, «Spanien»; Ebert, «Geschichte der christlich-abendländischen Literatur», I, 554; Felix Dahn's gediegene Darstellung: «Könige der Germanen», V, 127—172, VI, 367 fg., 373 und sonst (zweite Aufl., Leipzig 1885), VII, «Westgothische Studien»; meine Abhandlungen: 1) «Leovigild's Anfänge», 2) «Nachträge» («Forschungen zur deutschen Geschichte», 1872, S. 593—618, 1873, S. 634—645; 3) «Hermenegild» und 4) «Leovigild's Stellung zum Katholicismus» («Zeitschr. für die historische Theologie», 1873, H. 1, S. 1—109, H. 4, S. 547—601); 5) «Christenverfolgungen», F. X. Kraus'sche «Real-Encyklopädie für christliche Alterthümer», Bd. 1, Lieferung 3, Freiburg i. Br. 1880, (S. 215—288), S. 258—288; 6) «Beiträge zur spanischen Kirchengeschichte des 6. Jahrh.», «Zeitschrift für wissensch. Theologie», XXVIII (1885), H. 3, S. 319—332, A. Miro, B. Mausona; 7) «Leander», ebenda XXIX (1886), H. 1, S. 36—50 und 8) «Leovigild», «Jahrbücher für protestantische Theologie», XII (1886), S. 132—174; 9) und 10) die beiden unten folgenden Artikel «Liuva I.» und «Liuva II.», Gams, O. s. B., «K. G. Spaniens», II, 2; Zöckler, «Leander», Herzog-Plitt'sche «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», 2. Aufl., Bd. 8, S. 507—509; Leopold von Ranke, «Weltgeschichte», IV², 172—180, 239 fg., 231, die Recensionen meiner ersten Leovigild-Aufsätze von Rosenstein, Zarncke'sches «Centralblatt», 1873, Nr. 51, Sp. 1614, und Dahn, «Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung», Bd. 15 (1873), S. 592—596 (s. auch Dahn's Kritik von Heiß, «Description gén. des monnaies etc., a. a. O., S. 596—600). Endlich verweise ich auf die ebenso sachkundige, wie anerkennende, zusammenfassende Anzeige meiner sämmtlichen seit 1872 erschienenen westgothischen Studien von F. Loofs in der Brieger'schen «Zeitschrift für K. G.», Bd. 8 (1886), H. 3, S. 495 fg., Nr. 73, «Nachrichten». Die dort erwähnten Artikel Leovigild, Leander und Hermenegild (im «Dictionary of Christian Biography»), worin meine westgothischen Studien Verwerthung gefunden, sind mir leider unzugänglich geblieben. *(Franz Görres.)*

LEPADITEN, auch Cirripedier, kleine meist symmetrisch gebaute Thiere mit chitinöser, aus mehreren Theilen bestehender Schale, mit verkümmerten Augen und Fühlern, sechs Paaren vielgliederiger verästelter Füße. Die fossilen Formen waren meist festgewachsen und gehören zu folgenden Gattungen: Balanidae, welche seit dem Alt-Tertiär, Eocän, existiren; in der Juraformation trat die Gattung Pollicipes auf, durch welche die Lepaditen in der Kreideformation ihre höchste Entwickelung in wenigstens 32 Arten erlangten; weitere Gattungen der Kreidezeit sind Scapellum, Verruca und Loricula, *(E. Geinitz.)*

LEPANTO (das Naupaktos der Alten), von den Neugriechen Epakto, von den Türken Ainabachti genannt, kleine Stadt und Festung, liegt an dem Meerbusen von Lepanto oder von Korinth in der Nomarchie Aetolien-Akarnanien des Königreichs Griechenland, östlich der Mündung des Mornopotamos und am Südostabhange eines steilen, mit der Kette des Rhiganigebirges zusammenhängenden Hügels, zwischen Weinbergen und Olivenhainen, und ist Hauptort der Eparchie Naupaktia. Die Stadt ist Sitz eines griechischen Bischofs, zählt 1500 Einwohner, hat einen seiner Versandung wegen nur für kleinere Schiffe brauchbaren Hafen und bildet in ihrer gegenwärtigen, von den Venetianern herrührenden Gestalt mit der Festung ein Dreieck, auf dessen höchster

Spitze ein zum Theil auf antiken Fundamenten ruhendes Castell liegt, von welchem in divergirender Richtung zwei, durch Traversen verbundene Mauern ausgehen und, am Abhange herabsteigend, fünf zur Vertheidigung eingerichtete Abschnitte bilden.

Die Gründung der Stadt wird der Sage nach mit einem Orakelspruche in Verbindung gebracht, der nach mehrfacher «falscher Deutung» zur Zeit der dorischen Wanderung endlich dadurch erfüllt wurde, daß die Herakliden die ihnen vom Orakel bezeichnete Wasserenge auf dem nur 2 Kilom. breiten Theile der Meerenge zwischen Rhion und Antirrhion bezogen und infolge dessen in der Nähe dieser Stelle, an der Stätte, die seitdem den Namen Naupaktos (Schiffswerfte) führte, die Fahrzeuge erbauten, auf denen sie die Meerenge überschritten und den Peleponnes eroberten.

Wahrscheinlicher als diese Sage ist jedoch die Annahme, daß die Stadt von den Korinthern als Handelsniederlassung gegründet worden ist.

In historischer Zeit wird sie zuerst als Hauptstadt der Ozolischen Lokris genannt, bis sie 455 v. Chr. den Lokrern durch den Athener Tolmides entrissen und den aus Ithome geflüchteten Messeniern als Wohnsitz angewiesen wurde, die ihrerseits 405 v. Chr. von den Spartanern gedrängt, die Stadt den Lokrern wieder überlassen mußten. Im J. 338 v. Chr. wurde der Ort von Philipp I. von Makedonien erobert und den Aetolern übergeben. Im J. 207 v. Chr. hielt Philipp III. in Naupaktos eine allgemeine Tagessatzung aller hellenischen Staaten, welche durch den Frieden von Naupaktos den Bundesgenossenkrieg beendigte. Im J. 191 v. Chr. wurde die Stadt vergeblich von den Römern belagert und schloß mit dem Consul Flaminius einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit. Nach dem Niedergang der römischen Herrschaft theilte die Stadt die Schicksale Griechenlands und wurde in der Mitte des 15. Jahrh. von dem griechischen Kaiser Manuel den Venetianern überlassen, welche den griechischen Namen Epakto in Lepanto verstümmelten; diese Aenderung blieb im Abendland in Geltung, hat aber in Griechenland selbst nie Eingang gefunden. Nachdem die Venetianer Lepanto im J. 1477 gegen 30,000 Türken ruhmvoll vertheidigt hatten, erlag die Stadt 1499 einem Angriff des Sultans Bajazet, der die Belagerung mit einem Heer von 150,000 Mann eröffnet hatte.

Ungleich bekannter als durch die erwähnten historischen Ereignisse wurde der Name Lepanto durch den am 7. Oct. von Don Juan d'Austria über die türkische Flotte errungenen Seesieg, dessen Entscheidung zwar im Golf von Patras erfolgte, von dem Sieger jedoch nach dem anstoßenden Busen von Lepanto benannt wurde. Die Veranlassung zu dieser Schlacht lag in der wachsenden Macht Selim's II., gegen welchen der König von Spanien, Philipp II., der Papst Pius V., die Republik Venedig und einige kleinere Staaten 1571 eine ansehnliche Flotte im Hafen von Messina vereinigten. Spanien stellte 77, Malta 6 und Savoyen 3 Schiffe unter den Befehl Don Juan d'Austria's, eines natürlichen Sohnes Karl's V.; der Papst hatte 12 Fahrzeuge unter Antonio Colonna und Venedig unter Sebastian Veniero 108 Galeeren und 6 große Galeassen gestellt. Am 15. Sept. 1571 verließ diese Flotte, deren Oberbefehl Don Juan übertragen wurde, den Hafen von Messina und stieß am 7. Oct. bei völliger Windstille im Golf von Patras auf die aus 240 Galeeren, 40 Galeoten und 20 Briggs bestehende türkische Flotte, welche der Kapudan-Pascha Muesinade Ali befehligte. Die Schlacht wurde seitens der Osmanen mittags 1 Uhr mit einer Ueberflügelung des rechten Flügels der Christen eröffnet, wodurch Andreas Doria, welcher ihn commandirte, sich verleiten ließ, die Verbindung mit dem Centrum preiszugeben. Als die Türken jedoch diesen Vortheil nicht verfolgten, entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Der vorgeschobene linke Flügel der Osmanen wurde nach kurzem Kampfe so gründlich geschlagen, daß die Fliehenden ihre Schiffe auf den Strand laufen ließen und ihr Heil in der Flucht aufs Land suchten. Der Widerstand des übrigen Theils der Schlachtordnung war dagegen ein äußerst hartnäckiger, sodaß der Kampf bis zur vollständigen Vernichtung der türkischen Flotte fortgesetzt werden mußte; nur 20 Schiffen gelang es unter dem Schutze der Nacht, der Gefangenschaft zu entgehen. Auf den eroberten Fahrzeugen wurden 15,000 Christensklaven befreit; 3500 Mann fielen als Gefangene in die Hände der Sieger, welche ihrerseits 15 Schiffe und 8000 Mann verloren hatten. Die Folgen der Schlacht waren, abgesehen von den materiellen und moralischen Verlusten, welche die Türken erlitten, nur unbedeutend, da die Uneinigkeit der Führer die Ausnutzung des Sieges lähmte. Statt nach Konstantinopel vorzudringen, wie Don Juan d'Austria es vorschlug, wurde er genöthigt, nach Korfu zurückzugehen, wo die Auflösung der Flotte erfolgte.

In dem Freiheitskampfe Griechenlands wurde Lepanto am 27. März 1829 den Griechen übergeben.

Quellen: C. Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 1 (Leipzig 1862); Stein-Wappäus, «Handbuch der Geographie und Statistik», III, 2 (Leipzig 1862—71). Ueber die Schlacht von Lepanto vergleiche: Schels, «Beitrag zur Kriegsgeschichte», Bd. 1 (Wien 1828); v. Hormayr, «Archiv», Nr. 94 (Wien 1829).

(E. L. Ulbrich.)

LEPAS *Linné*, eine Gattung der Rankenfüßer oder Cirripedien, welche Hauptrepräsentant der Unterordnung der gestielten Rankenfüßer ist, wie die Meereichel, Balanus, es für die sitzenden Formen ist. Die Rankenfüßer, welche noch bis zu Cuvier wegen der das Thier umschließenden Kalkschale zu den Mollusken gerechnet wurden, sind krebsartige Thiere, welche während ihrer Entwickelung rückgebildet werden, sich festsetzen und meist mit einer aus mehreren Stücken bestehenden Kalkschale umgeben sind. Ihren Namen haben sie von der Form ihrer Beine, welche zweiästig, vielgliederig und rankenförmig sind. Man theilt sie in: 1) Thoracica, mit 6 Paar Rankenfüßen; zu ihnen gehören die gestielten (Familien: Lepadidae und Pollicipedidae) und ungestielten oder deckeltragenden (Familien: Balanidae und

Coronulidae); 2) Abdominalia, mit 3 Paar Rankenfüßen; in den Kalkschalen von Mollusken schmarotzend (Familien: Alcippidae und Cryptophialidae); und 3) Rhizocephala, ohne Gliedmaßen, mit ungegliedertem Körper, schmarotzen mit wurzelartigen Fäden, ohne Mund, an höheren Krebsen (Familie: Peltogastridae). Die Gattung Lepas hat vollständig entwickelte Schalenstücke und einen (den Vordertheil des eigentlichen Crustaceenkörpers umschließenden oder darstellenden) verschieden langen Stiel, mit dem sich das Thier an fremde Gegenstände festsetzt. Der Artname der häufigsten Form, anatifera (auch als Gattungsname benutzt), ebenso wie der deutsche Name Entenmuschel erinnern an die mittelalterliche Fabel, wonach die Bernickelgänse aus diesen dem Meer entnommenen Muscheln entstehen sollten (um als Fischfleisch während der Fasten gegessen werden zu können). — Hauptwerk: Ch. Darwin, «Monograph of Lepadidae» (London 1853). *(Victor Carus.)*

LEPCHA (spr. Leptscha), wird von den Gurkhas und nach diesen von den Europäern das Volk genannt, das früher allein in Sikim herrschte. Der einheimische Name ist Rōng. Die Sprache gehört zum indochinesischen Stamme und zeigt besondere Annäherungen zur tibetisch-barmanischen Familie, und nach den dürftigen Nachrichten, die wir von der Limbu-Sprache besitzen, dürfte diese zu den nächsten Verwandten zu zählen sein.

Die Lepcha besitzen ein eigenes Alphabet indischen Ursprungs, das mit der Rohrfeder und zwar nach europäischer Art so geschrieben wird, daß die Spitzen der Grundstriche in die obere rechte und die untere linke Ecke des Parallelogrammes fallen, nicht umgekehrt, wie bei den meisten andern indischen Rohrfederschriften. Dieses Alphabet unterscheidet acht Vocale: a, ā, i, o, ō, u, ū, e, von denen durch einen Circumflex a und ā einen mehr gutturalen Laut erhalten, i aber gedehnt wird — ferner 35 Consonanten: k, kh, g, ṅ — č, čh, j, ñ — t, th, d, n — p, ph, b, f, m — ts, tsh, z, y — r, l, h, v, — s, š w — kl, gl, pl, fl, bl, ml, hl.

Diese letztern haben besondere Zeichen. Dagegen werden Consonantenverbindungen, deren zweites Glied y, r oder ry ist, durch Ligaturen ausgedrückt. Endlich haben die neun Consonanten k, m, l, n, b (oder p), r, t und ṅ mit oder ohne vorhergehenden Circumflex, wo sie die Silbe schließen, besondere Zeichen, die vermuthlich nach dem Vorbilde von Anuswâra und Visarga geschaffen worden sind. Die Orthographie weicht in manchen Stücken von der jetzt üblichen Aussprache ab, was darauf schließen läßt, daß die Schreibkunst schon seit geraumer Zeit geübt wird; von der einheimischen Literatur aber ist noch nichts bekannt, und es steht zu befürchten, daß ihre Zeit vorüber ist, seitdem das unglückliche Volk durch fremde Eindringlinge sachte zu Grunde gerichtet wird.

Die Lepcha-Sprache ist vorwiegend, nicht ausschließlich monosyllabisch mit loser Agglutination. Doch zeigt die Stammbildung Spuren einer innigeren Verbindung der Wurzeln mit den Formativelementen. Die Formbildung geschieht durch nachgefügte Partikeln; flexivischer Stammwandel in der Conjugation, wie er das Tibetische auszeichnet, ist dem Lepcha fremd. Die Wortstellung gleicht im wesentlichen der tibetischen: in der Regel steht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, attributives Adjectiv und Zahlwort hinten, dagegen der Genitiv vor dem Substantiv, zu dem er gehört.

Die Artikel re oder mu, im Accusativ rem, mum = der, die, das, und kāt = ein, werden immer nachgefügt, aber nur in mehr emphatischem Sinne angewandt.

Ein grammatisches Geschlecht gibt es nicht. Das natürliche Geschlecht wird durch Nachfügung folgender Wörter bezeichnet:

	männlich	weiblich
bei Menschen und Geistern: . .	ta-grî	ta-ayu
bei Thieren: . .	ā-bu	ā-mot
	ā-bu	mīt
	ā-tsu	ā-mōt
	lōṅ	

Wo die Zahl des Substantivums ausgedrückt werden soll, ist ñum Suffix des Duals, saṅ bei Menschen, und paṅ bei Menschen, Thieren und leblosen Dingen Zeichen des Plurals.

Von den Casus ergeben sich der Nominativ und oft auch der Accusativ und Genitiv durch die bloße Wortstellung. Ueberdies dienen einige Postpositionen der Casusbezeichnung: sa für den Genitiv, den Betreff, das Wofür, den Sociativ, kā für den Dativ, Locativ, Illativ, den Zweck, die Bedingung oder den Umstand, nun für den Ablativ, Elativ, den Urheber oder die Ursache. Hierher gehört auch das Comparativsuffix len, das, ähnlich dem lateinischen Ablativ, anzeigt, daß die Eigenschaft dem einen Substantive in minderm Grade zukommt, als dem andern. Eine große Menge anderer Postpositionen ersetzt unsere Präpositionen.

Adjective werden von Verbalwurzeln abgeleitet, meist mit ablösbarem Präfix ā- und bei vocalisch auslautenden Wurzeln mit Suffix -m, z. B. ryū gut sein: ā-ryūm gut.

Die Declination der persönlichen Fürwörter zeigt manche schwer erklärliche Unregelmäßigkeiten:

	Sing.	Dual	Plural
I. Pers.			
Nom.	go	ka-ñî	ka-yū, kā
Instr.	go-nun	ka-ñî-nun	ka-yū-nun
Gen.	ka-su	ka-ñî-sa	kā-yu-sa
Dat.	ka-su-kā	ka-ñî-kā	ka-yū-kā
Acc.	ka-sum	ka-ñim, ka-ñum	ka-yūm, -kām
Abl.	ka-su-nun	ka-ñî-nun	ka-yū-nun
II. Pers.			
Nom.	hō	ā-ñî	ā-yū
Instr.	hō-nun	ā-ñî-nun	ā-yū-nun
Gen.	hō-	ā-ñî-sa	ā-yū-sa
Dat.	hō-kā	ā-ñî-kā	ā-yū-kā
Acc.	hō-mum	ā-ñîm ā-ñum	ā-yūm

II. Pers.	Sing.	Dual	Plural
Voc.	e-hō	e-ā-ñî	e-ā-yū
Abl.	hō-nun	ā-ñî-nun	ā-yū-nun
III. Pers.			
Nom.	hu	hu-ñî	hu-yū
Instr.	hu-nun	hu-ñî-nun	hu-yū-nun

u. s. w.

Das Reflexivpronomen wird durch das Suffix -do gebildet:

	Sing.	Dual	Plural
I. Pers.	ka-do	ka-ñî-do	ka-yū-do
II. Pers.	ā-do	ā-ñî-do	ā-yū-do
III. Pers.	hu-do	hu-ñî-do	hu-yū-do

Die Declination ist die der Personalpronomina, doch kann der Accusativ sowol do-mum, als auch dom lauten. Die Genitive der persönlichen und der reflexiven Fürwörter ersetzen die Possessiva und können als solche wieder declinirt werden.

Interrogativa sind to, sa-re und šu = wer? welcher? was? davon können die beiden ersteren auch das Relativpronomen ersetzen — eine höchst auffällige Erscheinung.

Die Demonstrativpronomina ā-re, dieser, und o-re, jener, nehmen die substantivischen Dual- und Pluralzeichen an.

Die Zahlwörter lauten: 1 kāt, 2 ñat, 3 sām, 4 fa-lî, 5 fa-ńo, 6 ta-rak, 7 ka-kyak, 8 ka-ku, 9 ka-kyot, 10 ka-tî, 11 ka-tî-kāt-thāp, 12 ka-tî-ñat-thāp, 13 ka-tî-sām-thāp oder blos sām-thāp u. s. w.; 20 ka-ñat, 30 ka-sām u. s. w.; 100 gyō-kāt, 200 gyō ñat, 1000 toń-hrōk-kāt, 10,000 hri-čo-kāt, 100,000 būm-čo-kāt oder būm-kāt u. s. w. Die höheren Zahlen, vielleicht schon von 100 an, sind sichtlich tibetischen Ursprungs.

Ordinalien werden durch das Suffix -bo gebildet: kāt-bo der erste, sām-bo der dritte u. s. w.

Das Verbum, dem sich auch adjectivische Prädicatswörter anreihen, hat kein eigentliches Passivum, die Tempora und Modi werden, wo nöthig, durch suffigirte Partikeln ausgedrückt. Es bezeichnet bām das durative Präsens, bā das durative Imperfectum, fāt das Perfectum, fāt-bā das Plusquamperfectum, šo das Futurum, den Optativ und Potentialis, pū den Conjunctiv und Dubitativ, kōn den Imperativ, kā den Exhortativ, kuń das Participium präsentis, bān das Partic. perfecti, šań das Partic. futuri; šen, luń und det endlich bilden Participia des Futurum perfectum, des Conjunctivs und des emphatischen, eben im Werke seienden Präsens. Unregelmäßigkeiten kommen auch hier vor; so hat das Verbum nōń, gehen, die Nebenformen nōn, no, nā, Doch ist dies vereinzelt und den ähnlichen Erscheinungen in der tibetischen Conjugation noch lange nicht an die Seite zu stellen.

Literatur: G. B. Mainwaring, «A Grammar of the Róng (Lepcha) Language, as it exists in the Dorjeling and Sikim Hills» (Kalkutta 1876).

(G. v. d. Gabelentz.)

LEPECHINIA, eine von Willdenow aufgestellte Gattung der Labiaten mit folgenden Merkmalen: Kelch breit glockenförmig, ungleich-zehnnervig, netzaderig, fast zweilippig, mit dreizähniger Ober- und zweizähniger Unterlippe, zur Fruchtzeit vergrößert, etwas aufgeblasen, abwärts geneigt und wegen der aufeinanderliegenden Lippen und Zähne an der Mündung geschlossen. Die Blumenkronröhre ist kürzer als der Kelch, innen nackt, der Kronsaum zweilippig mit ziemlich aufrechter, flacher, ausgerandeter Oberlippe und etwas abstehender dreilappiger Unterlippe mit flachen Lappen, von denen der Mittellappen ganzrandig oder ausgerandet ist. Von den vier aufsteigenden, voneinander abstehenden oder einwärts gekrümmten Staubgefäßen sind die vordern länger, die Fächer der zweifächerigen Staubbeutel laufen fast parallel. Der Discus ist dick und fast gleich groß, der Griffel an der Spitze zweispaltig. Die Nüßchen sind eiförmig, glatt.

Die zu dieser Gattung gehörenden beiden Arten wachsen in Mexico, es sind Kräuter mit runzeligen, gezähnten Blättern, sechs- bis zehnblütigen, meist in einer dichten, endständigen Aehre stehenden Quirlen und kleinen gelblichen, weißlichen oder hellblauen Blumenkronen.

Bekannt sind aus dieser Gattung folgende zwei Arten:

1) L. spicata *Willdenow* mit aufrechten, 1—1½ Fuß hohen, vierkantigen, weichhaarigen Stengeln und 2—6 Zoll langen, fast sitzenden, eiförmigen, stumpfen, gekerbten, am Grunde keilförmig verschmälerten, runzeligen, weichhaarigen, beiderseits grünen Blättern, von denen die unmittelbar unter der länglichen, 1—1½ Zoll langen, endständigen Aehre stehenden zwar kleiner und stiellos, aber sonst von gleicher Gestalt sind. Die Kelche sind weichhaarig, zur Fruchtzeit bedeutend aufgeblasen, geschlossen. Die Blumenkrone ist klein, gelblich. Hierzu gehören als Synonyme Horminum caulescens *Ortega* und Ulricia pyramidata *Jacquin*.

2) L. procumbens *Bentham.* Stengel niederliegend mit meist einfachen, wolligen, vierkantigen Aesten und 1½—2 Zoll langen gestielten Blättern, von denen die untern eiförmig, die obern länglich, alle stumpf, gekerbt, runzelig, am Grunde fast herzförmig, die untersten blütenständigen fast gleichgestaltet, die obern klein und deckblattartig sind. Die wenigen Blütenquirle stehen voneinander entfernt. Die Kelche sind zur Fruchtzeit weit-glockenförmig. Die blaßblaue Blumenkrone ist wenig länger als an der vorigen Art.

Auszuschließen ist aus dieser Gattung Lepechinia clinopodifolia *Willdenow* (Horminum clinopodifolium *Persoon*) und als Synonymon von Mentha dahurica *Fischer* zu betrachten.

(A. Garcke.)

LEPEL, auch Leppel, Kreisstadt im russischen Gouvernement Witebsk, am Süduſer des Lepelsees (8 Kilom. lang, bis 2 Kilom. breit) zwischen den Flüssen Ulla und Essa, mit 3 russischen, 1 katholischen Kirche, 1 Synagoge, 3 jüdischen Bethäusern und (1885) 6003 Einwohnern, wovon etwa der vierte Theil Juden sind. Industrie und Handel sind unbedeutend.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrh. stand neben

der gegenwärtigen Stadt Lepel ein der Kirche zu Witebsk zugehöriges Dorf Alt-Lepel, das noch jetzt besteht. Im J. 1563 nahmen die Russen den Ort in Besitz und errichteten hier eine Burg, die jedoch bald in die Hände der Polen überging und von diesen noch mehr befestigt wurde. Um den Schutz der Festung herum bildete sich eine Ansiedelung mit dem Namen Neulepel oder Weißlepel. Später kamen Festung und Ort in den Besitz des Franciscaner- und dann des Bernhardinerklosters in Wilna. Zu Rußland kam Lepel bei der zweiten Theilung Polens; seit 1805 ist es Kreisstadt.

Der Kreis Lepel (3884 □Kilom. mit 126,936 Einwohnern) bildet den südlichsten Theil des Gouvernements Witebsk. *(T. Pech.)*

LEPELETIER (Amédée Louis Michel), Graf von Saint-Fargeau, war der Sohn von Michel Etienne, Grafen von Saint-Fargeau, ersten Präsidenten des pariser Parlaments und am 9. Oct. 1770 geboren. Die Ermordung eines ältern Bruders und dessen Verherrlichung (mit Marat) als «Märtyrer der Freiheit» änderten seine Lebensrichtung. Er gab die geistliche Laufbahn, für welche er bestimmt war, auf und widmete sich mit seinem jüngeren Bruder (welcher als Offizier kurze Zeit vor ihm starb) der Naturgeschichte, anfänglich der Botanik, bald aber ausschließlich der Entomologie, besonders dem Studium der Hymenopteren. Mit Audinet-Serville bearbeitete er in der «Encyclopédie méthodique» die Insekten, für die «Faune française» von de Blainville die Lepidopteren und für die «Suites à Buffon», welche der Verleger Roret unternahm, die Hymenopteren, auf welche Insektenordnung sich auch seine kleineren Arbeiten beziehen. Er hatte zwei Söhne, der älteste war 1794 geboren; der jüngere (beide waren Offiziere) starb wenige Monate vor ihm, er selbst starb in Saint-Germain-en-Laye am 23. Aug. 1845. («Ann. de la Soc. Entom. de France».) *(Victor Carus.)*

LEPERDITIA, eine Gattung der Entomostraceen oder zweischaligen Crustaceen, mit chitinöser, zweiklappiger Schale und deutlichen Augen. L. baltica aus dem schwedischen Silur, eine weit verbreitete Versteinerung in den Geschieben des norddeutschen Diluviums. *(E. Geinitz.)*

LEPIDIUM (Kresse), eine von Linné aufgestellte, 60 bis 80 in den gemäßigten und heißen Gegenden der ganzen Erde vorkommende Arten umfassende Gattung der Cruciferen mit folgenden Merkmalen: Kelchblätter kurz, am Grunde gleich; Staubgefäße 2 bis 4, bisweilen stehend; Kronblätter kurz oder fehlend; Schötchen länglich, eiförmig, verkehrt-eiförmig oder verkehrt-herzförmig, selten fast kugelig, meist von der Seite stark zusammengedrückt, gekielt, an der Spitze ausgerandet, geflügelt oder flügellos, mit schmaler häutiger Scheidewand, sehr kurzem oder fadenförmigem Griffel und ausgerandeter Narbe. Samen in den Fächern einzeln oder sehr selten zu zweien, von der Spitze der Scheidewand herabhängend, zusammengedrückt oder fast dreikantig, unberandet, mit freien Samenträgern; Keimblätter bei einer Art dreitheilig.

Von De Candolle wurde diese Gattung in folgende Sectionen getheilt, welche von andern Botanikern zum Theil als eigene Gattungen angesehen worden sind:

1) Cardaria. Schötchen ei-herzförmig, spitz, Klappen ungeflügelt, Griffel fadenförmig. 2) Ellipsaria. Schötchen elliptisch, Klappen gekielt, flügellos, Griffel fadenförmig. 3) Bradypiptum. Von voriger Section nur durch den kurzen Griffel verschieden. 4) Cardamon. Schötchen fast kreisrund, ausgerandet, Klappen schwach geflügelt, Griffel kurz, Keimblätter dreitheilig. Diese Section wurde von Spech Thlaspidium genannt. 5) Lepia. Schötchen fast kreisrund, ausgerandet, Klappen an der Spitze geflügelt, Flügel oft dem äußerst kurzen Griffel angewachsen. 6) Dileptium (Cynocardamum *Webb*). Schötchen fast elliptisch, Klappen gekielt, flügellos, Narbe sitzend, Blüten bisweilen zwei bis viermännig. 7) Lepidiastrum. Schötchen eiförmig oder elliptisch, ganzrandig, Klappen gekielt, flügellos, Narbe sitzend.

Außerdem sind zu dieser Gattung noch Physolepidium von Schrenk mit aufgeblasenen Schötchen, zwei- oder durch Fehlschlagen einsamigen Fächern und flügellosen Klappen und Monoploca von Bunge zu ziehen. *(A. Garcke.)*

LEPIDODENDRON (Schuppenbaum), ausgestorbene Pflanzengattung, welche mit den heutigen Bärlappgewächsen, den Lycopodinen, insbesondere mit Selaginella und Isoetes hinsichtlich der Fruchtbildung in naher Verwandtschaft stand. Sie machte mit den Sigillarien und Calamiten den Hauptbestandtheil der Wälder zur Steinkohlenzeit aus. Die Stämme erreichten in manchen Arten bei zehn Fuß Umfang eine Höhe von 80 bis 100 Fuß, waren mehrfach gabelig-verzweigt und sind nebst den entblätterten Aesten mit zahlreichen, dichtstehenden, rhombischen bis elliptischen Blattpolstern wie mit Schuppen bedeckt. Die Narben, welche die abgefallenen Blätter zurückließen, zeigen, daß die schmal linealischen oder lanzettlichen, mehr oder weniger langen Blätter von drei Nerven, einem mittlern stärkern und zwei seitlichen, von ersterem wenig entfernten oder fast mit ihm verschmelzenden der Länge nach durchzogen waren. Diese Blätter sind als Lepidophyllum beschrieben, wie die zapfenförmigen Fruchtstände, welche äußerlich mit den Zapfen lebender Coniferen große Aehnlichkeit haben, den Namen Lepidostrobus erhielten. Es lassen sich davon zweierlei Sporangien, Mikro- und Makrosporangien unterscheiden, die erstern im obern, die letztern im untern Theile der Aehre. Die Makrosporen sind sphärisch und so groß, daß sie mit unbewaffnetem Auge wahrgenommen werden können; die Mikrosporen, welche in jedem Sporangium bedeutend zahlreicher auftreten, sind viel kleiner und zu vieren vereinigt, wie bei allen Lycopodinen. Die letzten Repräsentanten dieser und der verwandten Gattungen, welche die Familie der Lepidodendreen bilden, finden sich in der Dyas oder der permischen Formation. *(A. Garcke.)*

LEPIDOKROKIT, Mineral in mikrokrystallinischen, traubigen und nierenförmigen Aggregaten, von schuppig-faseriger Textur, röthlich-brauner Farbe; wenig

glänzend, von der Härte 3, dem specifischen Gewicht 3,7. Durch seinen Gehalt an etwas Manganoxyd von dem Göthit verschieden, mit ziemlich viel Wasser, daher auch zum Brauneisenerz gerechnet. Findet sich besonders schön bei Siegen in Westfalen, wird zur Darstellung des Eisens verwandt. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOLITH, Lithionglimmer. Mineral, zur Glimmergruppe gehörig, speciell zum Kaliglimmer, durch bedeutenden Gehalt an Lithion (5,8 Proc.) und Fluor (bis 8,7 Proc.) charakterisirt. Monokline Krystalltafeln, ähnlich denen des Kaliglimmers und von denselben physikalischen Eigenschaften, oft von rosenrother oder pfirsichblütrother Farbe, was von etwas Manganoxyd herrührt. Nach Tschermak von der chemischen Formel:

$$3\,(K, Li)_6\,(Al^2)_3\,Si_6\,O_{24} + Si_{10}\,O_8\,F_{24}.$$

Besonders gute Varietäten finden sich bei Penig, zu Rozena in Mähren, Utö, Katharinenburg u. a. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOMELAN. Ein zur Glimmergruppe gehöriges Mineral, in kleinen sechsseitigen Tafeln und Schuppen des monoklinen Krystallsystems von schwarzer Farbe und starkem Glanze auftretend. Der chemischen Constitution nach entspricht es in der Formel:

$$H_4\,K_2\,(Al_2, Fe_2)_3\,Si_6\,O_{24} + x\,Mg_{12}\,Si_6\,O_{24}$$

der Meroxen- oder Biotitreihe. Findet sich am Persberg in Wermland. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOPTERA, Schuppenflügler, Schmetterlinge, eine Ordnung saugender Insekten mit vier häutigen, mit Schuppen bedeckten Flügeln und vollständiger Verwandlung. Von den drei Gliedmaßenpaaren, welche die Mundwerkzeuge der Insekten bilden, ist bei den entwickelten Schmetterlingen das erste, der sogenannte Oberkiefer, verkümmert; das zweite Paar hat verkümmerte zweigliedrige (nur bei den Motten fünf- bis sechsgliedrige) Taster, aber einen sehr entwickelten, rinnenförmig ausgehöhlten Kiefer- oder Ladentheil, welcher sich an den entsprechenden Theil der andern Seite anlegend, mit diesem ein Rohr bildet, durch welches mittels pumpender Bewegungen der Speiseröhre die flüssige, aus Blütensäften bestehende Nahrung eingesogen wird. Dieser sogenannte Rüssel, oder Rollzunge, ist meist spiral eingerollt, und zwar bei einigen Spinnern sehr kurz, in der Regel aber lang, oft viel länger als der Körper und der Länge des Blütenkelches der von dem Insekt besuchten Pflanze angepaßt. Der Körper ist im Verhältniß zu den großen, nur bei wenigen Formen verkümmerten Flügeln klein. Die Flügel werden in der Ruhe entweder senkrecht aneinander gelegt oder glatt dachziegelig sich deckend gehalten. Alle drei Brustringe sind miteinander verwachsen; der erste bildet den sogenannten Halskragen. Aus den (bei einigen Formen zuweilen ohne Begattung und Befruchtung gelegten) Eiern entwickelt sich zunächst eine mit dem Namen «Raupe» bezeichnete Larve, welche durch beißende Mundtheile ausgezeichnet und dadurch vom entwickelten Insekt abweichend häufig schädlich wird, indem sie entweder, in Masse auftretend, Verheerungen an Pflanzen anrichtet oder durch den Fraß von Woll- und Pelzsachen verderblich wird. Die Raupen erleiden ihre Verwandlung in den ruhenden, nicht fressenden sogenannten Puppen (Chrysaliden), in denen sie entweder nur in der haarigen abgestreiften Larvenhaut, oder von einem aus besondern Spinndrüsen abgesonderten Gespinst eingeschlossen liegen. Die Gliedmaßen sind dabei erkennbar dem Rumpfe dicht anliegend (gedeckte Puppe, pupa obtecta). Während die Entwickelung der Raupe und der Puppe mehrere Monate, ja Jahre dauern kann, ist die Lebensdauer des entwickelten Schmetterlings, besonders des männlichen, meist sehr kurz und nur auf die Begattung und Eiablage beschränkt. Die Größe der Schmetterlinge schwankt zwischen wenigen Linien und mehreren Zollen. Die Zahl der bekannten Arten dürfte 20,000 übersteigen. Die freilich nicht ganz streng durchzuführende Eintheilung scheidet zunächst die Groß- von den Kleinschmetterlingen, welche letztere die Zünsler, Wickler, Schaben (Motten) und Geistchen umfassen. Die Großschmetterlinge zerfallen nach der Form ihrer Fühler in Keulenfühler oder Tagfalter (Rhopalocera, Diurna) und in solche mit spindel-, borsten- oder fadenförmigen Fühlern, Dämmerungs- und Nachtfalter (Heterocera, Crepuscularia und Nocturna; auch die Microlepidoptera gehören hierher). Die erste Gruppe wird nur von den Papilioniden gebildet, innerhalb deren man eine Anzahl Familien unterscheidet. Sie enthalten die größten, prächtigsten Formen. Zu den Dämmerungsfaltern gehören die Schwärmer (Sphingidae) und Widderchen (Zygaenidae), zu den Nachtschmetterlingen die Bären, Spinner, Eulen und Spanner. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDOSIREN *Fitzinger*, eine von Natterer 1835 im Gebiete des Amazonenstromes entdeckte Fischart, welche er, sie für ein Amphibium haltend, Schuppenmolch nannte. Mit dem afrikanischen Protopterus und dem australischen Ceratodus, dem Barramunda, repräsentirt sie die Unterklasse der Lurchfische, welche von den eng damit verwandten Schmelzflossern, den Ganoiden, dadurch abweichen, daß ihre mit einem sich ventral in den Schlund öffnenden Gange versehene Schwimmblase die Function einer Lunge ausführt, indem ein Theil des ihr zugeführten Blutes venös ist und in ihr arteriell geworden zum Herzen zurückkehrt. Die Gattung hat fünf Kiemenbogen, vier Kiemenspalten und keine äußern Kiemenanhänge. Die einzige Art, L. paradoxa *Fitz.* wird 1—1,25 Met. lang. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDOSTEUS *Lacépède*, Knochenhecht, eine Gattung der Schmelzschupper oder Ganoiden und der einzige lebende Repräsentant der Ordnung der Lepidosteini oder Euganoidei. Die Gattung ist durch hechtförmige Gestalt, ganz verknöcherte Wirbel, ganoide Rhombenschuppen, eine Kiemendeckelkieme und Pseudobranchie, wenig zahlreiche Kiemenhautstrahlen und durch am Vorderrande der Flossen befindliche Schindeln (Fulcra) ausgezeichnet; die Kiefer tragen zwischen den kleinen Bürstenzähnen große konische Zähne. Die Arten (die häufigste ist L. osseus) leben in Süßwässern Nordamerikas. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDUS, römische Familie, zu dem altpatricischen Geschlecht der Aemilier gehörig. Die bekanntesten und bedeutendsten Mitglieder sind:

1) M. Aemilius Lepidus. Derselbe zeichnete sich nach Valerius Maximus (III, 1, 1) bereits als fünfzehnjähriger Knabe in einer Schlacht aus, wofür ihm auf dem Capitol eine Statue errichtet wurde. Im J. 201 v. Chr. wurde er mit zwei andern als Gesandter zu dem unmündigen König Ptolemäus V. von Aegypten und von hier im nächsten Jahre zu Philipp von Macedonien geschickt. Im J. 192 v. Chr. bekleidete er die curulische Aedilität und hierauf sogleich die Prätur, in welcher er Sicilien verwaltete. Im folgenden Jahre (190 v. Chr.) that er sich als Kriegstribun in der Schlacht bei Magnesia, in der er das römische Lager zu decken hatte, durch seine Geistesgegenwart hervor (*Liv.* XXXVII, 43). Im J. 187 wurde er Consul und erhielt mit seinem Collegen C. Flaminius Ligurien als Provinz. Nachdem beide Consuln gemeinsam die Ligurer unterworfen, legte er eine Straße von Ariminum nach Placentia an, die nach ihm Via Aemilia genannt wurde. Ein zweites Consulat bekleidete er 175. Als Censor errichtete er 179 außer andern Gebäuden auf dem Markte die Basilica Aemilia. Bei der Aufstellung der Senatsliste, die er mit seinem Collegen M. Fulvius Nobilior gemeinsam vornahm, wurde er von diesem zum princeps senatus ernannt (*Liv.* XL, 51). Seit 199 war er Pontifex und seit 180 Pontifex maximus. Er starb in hohem Alter 152 v. Chr.

2) M. Aemilius Lepidus, mit dem Beinamen Porcina, ausgezeichneter Redner. Er bekleidete 137 das Consulat mit C. Hostilius Mancinus und widersetzte sich während seiner Amtsführung der Annahme der im Sinne der demokratischen Partei beantragten lex Cassia tabellaria, durch welche für die Gerichtsverhandlungen, außer wenn es sich um Hochverrath handelte, die Abstimmung mit Tafeln statt der mündlichen eingeführt wurde. Nachdem sein College Mancinus wegen des schmählichen Vertrags, den er mit den Numantinern geschlossen, vom dortigen Kriegsschauplatz abberufen worden war, wurde er selbst im folgenden Jahre als Proconsul mit dem Commando beauftragt, jedoch von den Vaccäern, die er grundloserweise angriff, geschlagen (*Appian.* Ib. 80 fg.). Später wurde er Augur und als solcher 125 v. Chr. wegen seines Aufwandes von den Censoren zur Verantwortung gezogen.

3) M. Aemilius Lepidus, Urenkel von Nr. 1. Derselbe begann seine politische Laufbahn im J. 100 v. Chr., indem er sich den Umtrieben des Saturninus widersetzte. Im J. 82 bekleidete er die Prätur und unterstützte Sulla im Kampfe gegen die Marianer. Zur Belohnung hierfür erhielt er für die beiden nächsten Jahre als Proprätor die Provinz Sicilien, wo er sich durch Erpressungen bereicherte. Bald darauf ging er insgeheim zur demokratischen Partei über, wurde jedoch, obwohl Sulla ihm mistraute, für das Jahr 78 mit Hülfe des Pompejus zum Consul gewählt. Alsbald nach seinem Amtsantritt forderte er, noch bevor Sulla gestorben, das Volk in einer leidenschaftlichen Rede, deren Inhalt von Sallust wiedergegeben wird, auf, das Joch der sullanischen Verfassung abzuschütteln. Sein College Q. Lutatius Catulus leistete ihm jedoch erfolgreichen Widerstand. Als Sulla mittlerweile in Puteoli eines plötzlichen Todes starb, suchte Lepidus seine Bestattung zu hindern; doch wurde dieselbe von Catulus unter dem Beistande des Pompejus durchgesetzt. Nun aber trat Lepidus mit verschiedenen Anträgen hervor, welche Wiedereinführung der von Sulla aufgehobenen Getreidespenden, Rückberufung der im Exil weilenden Proscribirten und Rückgabe der den sullanischen Soldaten angewiesenen Ländereien an die früheren Eigenthümer bezweckten. Der Senat suchte die heftigen Parteikämpfe, die hierüber entbrannten, zu verhindern, indem er beide Consuln veranlaßte, sich noch vor Ablauf ihres Amtsjahres mit ihren Heeren in die ihnen zugewiesenen Provinzen zu begeben und sie zugleich eidlich verpflichtete, sich gegenseitig nicht mit den Waffen zu bekämpfen. Lepidus zog indessen statt nach dem narbonensischen Gallien, welches er zu verwalten hatte, nur nach Etrurien, wo sich eine große Masse von Aufständischen um ihn sammelte. Der hierauf an ihn ergangenen Aufforderung des Senats, nach Rom zu kommen und die Magistratswahlen abzuhalten, leistete er keine Folge und so begann das neue Jahr (77 v. Chr.) mit einem Interregnum. Lepidus forderte nunmehr, indem er eine drohende Haltung annahm, für das Volk die Wiederherstellung der von Sulla geschmälerten tribunicischen Amtsgewalt und für sich selbst ein zweites Consulat. Der Senat erklärte ihn jedoch für einen Feind des Vaterlandes und übertrug dem aus seiner Provinz Gallia cisalpina eilig zurückberufenen Catulus unbeschränkte Vollmacht zur Rettung des Staates. In einer in der Nähe des Marsfeldes gelieferten Entscheidungsschlacht wurde Lepidus geschlagen und floh nach Etrurien, wo er bei Cosa durch Pompejus abermals eine Niederlage erlitt. Nachdem er mit den Trümmern seines Heeres nach Sardinien geflüchtet, starb er dort noch im Sommer des nämlichen Jahres.

4) M. Aemilius Lepidus, Sohn des Vorigen, der Triumvir. Seine Geburt fällt ins Jahr 89 v. Chr. Zum ersten Male begegnet er um das Jahr 64 als Pontifex. Bei dem zu Anfang des Jahres 52 entstandenen Interregnum war er erster Interrex. Da er als solcher sich weigerte, die Wahlen der Oberbeamten vorzunehmen, was gegen das Herkommen gewesen wäre, wurde er von den Anhängern des P. Clodius, der sich für dieses Jahr um die Prätur bewarb, in seinem Hause belagert und nur durch Milo's bewaffnete Banden gerettet. Er selbst erlangte für dieses Jahr die curulische Aedilität, in welcher er gemeinsam mit seinem Collegen M. Marcellus das aventinische Dianenheiligthum wiederherstellte. Drei Jahre nachher (49 v. Chr.) wurde er praetor urbanus und trat in dem nun entbrennenden Bürgerkriege auf Cäsar's Seite. Als derselbe nach der Einnahme Roms sich nach Spanien gewandt und das pompejanische Heer bei Ilerda vernichtet hatte, ließ Lepidus sich gegen die Verfassung durch einen Volksbeschluß ermächtigen, ihn zum Dictator zu ernennen. Zum Lohne hierfür wurde ihm für das Jahr 48 die Verwaltung des diesseitigen Spaniens mit proconsularischer Befugniß übertragen. In dieser Stellung machte

er sich Cäsar dadurch nützlich, daß er die Händel zwischen dem von Cäsar im jenseitigen Spanien zurückgelassenen Statthalter Q. Cassius Longinus und seinem Quästor M. Marcellus schlichtete, wofür ihm bei seiner im nächsten Jahre erfolgten Rückkehr, ohne daß er eine Waffenthat von Belang verrichtet, der Triumph zuerkannt wurde. Für das Jahr 46 wurde er mit Cäsar zusammen zum Consul gewählt und blieb als solcher, während Cäsar in Afrika mit den Pompejanern kämpfte, in Rom. Als Cäsar nach seiner Rückkehr zu Ende des Jahres 46 seine dritte Dictatur antrat, ernannte Lepidus sich selbst verfassungswidrigerweise zum Reiterführer. In dieser Stellung leitete er während des Spanischen Krieges unter Mitwirkung von acht praefecti urbis die städtischen Angelegenheiten. Als Cäsar am 1. Jan. 44 seine vierte Dictatur antrat, wurde er abermals zum Reiterführer ernannt. Zugleich wurde ihm die Verwaltung des narbonensischen Galliens und des diesseitigen Spaniens übertragen mit dem Rechte, sich hierin einstweilen durch Legaten vertreten zu lassen. Nach Cäsar's Ermordung (15. März 44) floh er im ersten Schrecken in seine Wohnung, doch ermannte er sich bald und besetzte noch in der Nacht das Forum mit Truppen. Am folgenden Tage suchte er das Volk durch eine Rede gegen die Mörder aufzuwiegeln. Antonius bestimmte ihn jedoch, von Gewaltmaßregeln abzusehen, und verschaffte ihm, um in ihm ein Werkzeug zu besitzen, die durch Cäsar's Tod erledigte Stelle des Pontifex maximus. Zugleich trat er mit Lepidus dadurch in nähere Verbindung, daß er seine Tochter mit dessen Sohn (Nr. 7) verlobte. Bald nachher begab sich Lepidus in seine Provinzen und veranlaßte den Sextus Pompejus, der nach der Schlacht bei Munda im jenseitigen Spanien neue Streitkräfte gesammelt hatte, zu einem Vergleich, wofür ihm der Senat auf Antrag des Antonius ein Dankfest bewilligte (Ende November 44). Als hierauf Antonius sich offen gegen den Senat auflehnte und den Decimus Brutus in Mutina belagerte, suchte Cicero in einer am 3. Jan. 43 gehaltenen Senatssitzung den Lepidus dadurch für die Sache der Republikaner zu gewinnen, daß er ihm wegen jenes Vergleiches mit Sextus Pompejus eine goldene Reiterstatue decretiren ließ. Lepidus unternahm indessen nichts Ernstliches gegen Antonius, sondern gewährte ihm, nachdem er bei Mutina am 21. April geschlagen worden war, Zuflucht im narbonensischen Gallien, worauf beide Feldherren am 29. Mai bei Forum Julii ihre Truppen vereinigten. Der Senat erklärte nunmehr am 30. Juni Lepidus für einen Feind des Staates. Nachdem aber Octavian auch seinerseits mit dem Senat gebrochen und im August Rom erobert hatte, kam es im November 43 zwischen Antonius und Lepidus, deren Aechtung der Senat hatte zurücknehmen müssen, und Octavian auf einer Insel des Flusses Lavinius zwischen Mutina und Bononia zu einer Zusammenkunft, die zum Abschluß des zweiten Triumvirats führte. Die drei Machthaber zogen hierauf an der Spitze ihrer Heere gemeinsam nach Rom und ließen sich auf Grund eines von dem Volkstribunen P. Titius beantragten Gesetzes zu tresviri rei publicae constituendae consulari imperio ernennen, welche unabhängig vom Senat und Volk regieren sollten. Als Endtermin ihrer Amtsführung, welche sie am 27. Nov. 43 begannen, wurde der 31. Dec. 38 festgesetzt. Lepidus erhielt für diese Zeit die beiden Spanien und das narbonensische Gallien, Octavian Afrika, Numidien, Sicilien und Sardinien, Antonius aber Gallia cisalpina und Gallia comata. Der Besitz dieser Herrschaft wurde durch ausgedehnte Proscriptionen gesichert. Für das Jahr 42 wurde Lepidus statt des von Cäsar hierzu bestimmten Decimus Brutus zum Consul ernannt und übernahm als solcher die Obhut der Stadt, während Octavian und Antonius gegen M. Brutus und Cassius zu Felde zogen und dieselben bei Philippi besiegten (Herbst 42). Beide trafen hierauf ein geheimes Abkommen, wonach Lepidus, der im Verdacht eines Einverständnisses mit Sextus Pompejus stand, genöthigt werden sollte, das narbonensische Gallien an Antonius und die beiden Spanien an Octavian abzutreten. Für den Fall, daß er sich von jenem Verdacht rechtfertigen konnte, sollte er die beiden afrikanischen Provinzen Octavian's erhalten. Lepidus mußte in der That zu Beginn des Jahres 41 auf seine Provinzen verzichten und erhielt, obwol er sich zu vertheidigen wußte, Afrika und Numidien erst nach der Beendigung des perusinischen Krieges (März 40 v. Chr.). Durch den im nämlichen Jahre zwischen Antonius und Octavian abgeschlossenen brundisinischen Vertrag wurde er als Statthalter dieser Provinzen anerkannt. Am 31. Dec. 38 lief das Triumvirat ab, wurde jedoch, obwol Lepidus an demselben thatsächlich keinen Antheil mehr hatte, durch den zu Anfang des nächsten Jahres zwischen Antonius und Octavian vereinbarten tarentinischen Vertrag bis zum 31. Dec. 32 verlängert. Im folgenden Jahre (36) kam es zum Kriege zwischen Octavian und dem im Besitze Siciliens befindlichen Sextus Pompejus, an welchem sich Lepidus betheiligte. Es gelang ihm, Messana zur Uebergabe zu bringen, wobei acht daselbst befindliche Legionen des Sextus Pompejus zu ihm übergingen. Da er jetzt im ganzen über 20 Legionen verfügte, so glaubte er nach der siegreichen Beendigung des Krieges Sicilien für sich beanspruchen zu können. Octavian rückte jedoch mit seinem Heere vor Messana, worauf die Truppen des Lepidus in einzelnen Abtheilungen zu ihm übergingen. In solcher Lage sah Lepidus sich veranlaßt, Octavian kleinmüthig um Gnade anzugehen. Derselbe beließ ihm nicht nur sein Leben und Vermögen, sondern auch das Amt des Pontifex maximus und wies ihm Circepi als Wohnsitz an, wo er 13 v. Chr. starb. Vgl. über ihn Drumann, «Geschichte Roms», I, 12—22.

5) L. Aemilius Paullus (Lepidus), älterer Bruder des Triumvirs. Den Namen Paullus führte er wahrscheinlich zur Erinnerung an seinen berühmten Geschlechtsgenossen, der den Perseus bei Pydna besiegt hatte. In seiner politischen Laufbahn zeigte er sich anfänglich als Anhänger der Senatspartei, indem er 63 v. Chr. den Catilina wegen Gewaltthätigkeit belangte. In seiner curulischen Aedilität, die er im J. 55 bekleidete, stellte

er die von seinem Ururgroßvater (Nr. 1) erbaute Basilica Aemilia wieder her. Im J. 53 wurde er Prätor und, nachdem er von Cäsar — angeblich durch große Geldsummen — gewonnen worden, im J. 50 Consul, in welcher Stellung er sich jedoch damit begnügte, nicht gegen Cäsar aufzutreten. Während des Bürgerkrieges blieb er in Italien und lebte in der Stille auf dem Lande. Nach Cäsar's Ermordung trat er auf die Seite der Optimaten und stimmte in einer am 30. Juni gehaltenen Senatssitzung sogar für Cicero's Antrag, nach welchem sein eigener Bruder für einen Feind des Staates erklärt wurde. Aus diesem Grunde wurde er nach dem Einzug der Triumvirn auf die Proscriptionsliste gesetzt, doch ließen ihn die Soldaten — wahrscheinlich auf eine geheime Weisung seines Bruders — entkommen. Er begab sich zu M. Brutus und nach dessen Tode nach Milet, wo er auch später, als ihn die Triumvirn zurückberiefen, blieb. Vgl. Drumann, «Geschichte Roms», I, 4—10.

6) Paullus Aemilius Lepidus, Sohn des Vorigen. Er wurde im J. 43 mit seinem Vater geächtet und von Brutus mit der Vertheidigung Kretas beauftragt. Nach dessen Tode betheiligte er sich aber nicht mehr weiter am Kampfe gegen die Triumvirn, sondern schloß sich vielmehr im J. 36 dem Octavian im Kriege mit Sextus Pompejus an. Zwei Jahre nachher wurde er consul suffectus und vollendete als solcher eine von seinem Vater begonnene Basilika, welche 14 v. Chr. abbrannte. Im J. 22 bekleidete er die Censur.

7) M. Aemilius Lepidus, Sohn des Triumvirs (Nr. 4), vermählt mit einer Tochter des Triumvirs M. Antonius. Nach der Schlacht bei Actium beabsichtigte er, den Octavian zu ermorden, wurde jedoch, nachdem sein Plan ruchbar geworden, auf Befehl des Mäcenas hingerichtet. *(L. Holzapfel.)*

LEPONTIER. Nach Cäsar (B. G. IV, 10) entspringt der Rhein im Gebiete der Lepontier; nach Strabon wohnten dieselben im Westen von Como [1]); Plinius (III, 135) bezeichnet die Gegend der Rhônequellen als deren Sitze. Hiernach steht der Südabhang des St.-Gotthard als Heimat der Lepontier fest; womit übereinstimmt, daß das Thal des oberen Ticino heute noch Val Leventina heißt. Fügen wir hinzu, daß Ptolemäus Oskela, d. i. das heutige Domo d'Ossola [2]) an der Toce, eine lepontische Stadt nennt, so werden wir mindestens den heutigen Canton Tessin als das Gebiet jener Völkerschaft betrachten dürfen, die ja numerisch nicht unbedeutend gewesen sein kann, da einer ihrer Stämme genannt wird (den übrigens Plinius im Alpentropäum, III, 137, als eine besondere Völkerschaft anführt); auch würde sich sonst der Name der Lepontier schwerlich fast unverändert erhalten haben.

Eben aus diesem letzteren Umstande folgt, daß der Name einheimisch war; mithin ist uns in dem Bau des Wortes ein Mittel gegeben, wenigstens zu einer Vermuthung über die Nationalität der durch dasselbe bezeichneten Völkerschaft zu gelangen. Die Bildungen mit -ont, -ant, -ent, -int, -unt sind gallisch: so wird von brig «collis» gebildet, neben dem Volksnamen Brigiani, der Stadtname Brigantum; von carn, «Fels», stammen Carnutia und Carnuntum; vom Stamme des irischen aighe «collis» ist abgeleitet der Stadtname Aguntum. Lepontii ist gebildet wie der Name der ligurischen Völkerschaft der Vocontii, verglichen mit dem des norischen Königs Vocio oder Voccio bei Cäsar [3]), wie die gallischen Personennamen Gerontius und Lucontius (vgl. mit Leucetius) und die Städtenamen Vesontio (vgl. mit Vesunna) und Magontiacum oder Mogontiacum (vgl. mit Magonnus, Magunus) [4]).

In ethnologischen Dingen dürfen uns die Urtheile der Alten nicht binden, denn die Ethnologie ist eine neuere Wissenschaft; wie wenig jene Urtheile für uns maßgebend sein dürfen, zeigt sich gerade bei dieser Gelegenheit. Plinius meldet, daß außer Cato alle ihm sonst bekannten Schriftsteller [5]) die Lepontier für den Rest der von Hercules geführten Schar ansehen, «welchen beim Uebergang über die Alpen hier die Gliedmaßen erfroren; diesem Heere hätten auch die Griechen angehört, welche in den Thälern der in der Folge nach ihnen benannten Grajischen Alpen sich ansiedelten, sowie die durch den Adel ihres Geschlechts hervorragenden Euganeer». — Das erscheint uns kindisch, aber doch nur von unserm Standpunkte aus. So gering dürfen wir jene alten Schriftsteller nicht achten, um zu meinen, sie haben sich durch die Namen der Lepontii und der Graiae Alpes (d. i. Felsengebirge) allein zu ihrer Etymologie verleiten lassen. Die gallische Sprache hatte in ihren Nominalendungen in der That eine wunderbare griechische Färbung; noch sind uns in den Inschriften zahlreiche Endungen erhalten des Nominativs der Einzahl auf -os, -on, -is, -a, des Nominativs der Mehrzahl auf -oi, des Accusativsd er Einzahl auf -on, -an-, in [6]): ein Grieche, welchem ein Zweifel an der historischen Persönlichkeit des Herakles noch niemals aufgestiegen war, konnte wohl, wenn er in jenen Thälern reden hörte, oder wenn er gallische, von dort herrührende Aufzeichnungen in griechischen Buchstaben sah, deren man sich dort oft bedient zu haben scheint (wir besitzen noch einige gallische Inschriften in griechischer Schrift) [7]), zu der Meinung gelangen, daß er es mit Nachkommen von Landsleuten zu thun habe. Hören wir, was jene Schriftsteller wahrgenommen, nicht wie sie das Wahrgenommene gedeutet haben, so werden wir in ihren Worten eine Be-

1) *Strab.* p. 204 (IV, 6, 6): ὑπέρκεινται δὲ τοῦ Κώμου τῇ μὲν Ῥαιτοὶ ἐπὶ τὴν ἕω κεκλιμένοι, τῇ δὲ Ληπόντιοι.
2) Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme», S. 236.

3) B. G. I, 53; die Verdoppelung des c hat lediglich graphischen Werth, sie bezeichnet die Länge des vorhergehenden Vocals.
4) Zeuß-Ebel, «Gramm. Celt.», 798; Glück, «Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen», S. 16, 128; Cuno, «Vorgeschichte Roms», Thl. 1: «Die Kelten», S. 108.
5) *Plin.* III, 134: ceteri fere omnes; man weiß, daß Plinius Strabon's Werk nicht kennt.
6) Cuno, a. a. O., S. 325—354.
7) Ebendas., Inschriften von Nimes und von Vaison.

stätigung finden des von uns vermutheten gallischen Charakters der Völkerschaft der Lepontier.

Cato, wie wir eben sahen, erklärte die Lepontier für Taurisker; Strabon erklärte sie für Räter (S. 206, IV, 6, 8). In dem Artikel über die Ligurer wird gezeigt werden, daß die Taurisker eine ligurische Völkerschaft, und daß die Ligurer selbst einer der Hauptstämme des großen Volkes der Kelten waren; an eben diesem Orte wird sich wenigstens die Wahrscheinlichkeit unmittelbarer Verwandtschaft der Räter mit den Galliern ergeben. *(J. G. Cuno.)*

LEPONTINISCHE oder Lepontische Alpen heißen bei Sonklar*) und anderen diejenigen Berggruppen und Ketten der Centralzone der Mittelalpen, welche den jetzigen schweizerischen Canton Tessin und die angrenzenden Gebiete der Cantone Wallis, Uri und Graubünden und der italienischen Provinzen Novara und Como einnehmen. Der Name wird schon von Strabo erwähnt, aber ohne nähere Definition, und stammt von dem Stamme der Lepontier (s. diesen Artikel), der seinen Sitz in den Gebieten der Toce und des Ticino hatte. Westlich werden die Lepontinischen Alpen von den Penninischen oder Walliseralpen durch die Einsattelung der Simplonstraße und die untere Toce, östlich von den Rhätischen oder Graubündner Alpen durch das Hinterrheinthal, die Splügenstraße und den obern Comersee geschieden. Die Grenze gegen die nördliche Zone der Mittelalpen wird durch den großen Thalzug von Oberwallis, Urseren und Vorderrheinthal gebildet; südlich schließt sich am San Joriopasse die zwischen dem Lago Maggiore und dem Comersee gelegene Voralpengruppe der Luganer- oder Seealpen an.

Die Lepontinischen Alpen erstrecken sich über ein Gebiet von circa 6700 Quadratkilometer und umfassen die Quellgebiete des Rhône (theilweise), der Reuß, des Vorder- und des Hinterrheins, des Ticino und der Toce. Die vorherrschenden Gesteine sind: Granit, Gneiß, Glimmerschiefer und Hornblendgesteine (Strahlstein, Gilt- oder Lavezstein), neben welchen, vornehmlich am Rande der Gruppe und in den zwischen den einzelnen Massiven eingeschnittenen Thälern graue, Belemniten führende Schiefer, wahrscheinlich dem Carbonsystem zugehörig, da und dort auch Serpentin, Marmor, Dolomit und Gips vorkommen.

Die Lepontinischen Alpen stehen sowol an absoluter Höhe, wie an Kühnheit und Mächtigkeit der Bergformen hinter den Penninischen Alpen zurück. Die durchschnittliche Gipfelhöhe der Hauptketten beträgt kaum 3000 Meter und einzig der Monte Leone (3565 Met.) steigt zu mehr als 3500 Met. Höhe an. Sehr beträchtlich ist dagegen die mittlere Paßhöhe, welche in dem die Wasserscheide zwischen Rhône-, Rhein- und Pogebiet bildenden Hauptkamme nahezu 2400 Met. beträgt. Die tiefsten Einsattelungen sind, abgesehen von den beiden Grenzpässen Simplon und Splügen, der St.-Gotthardpaß (2114 Met.), der Lukmanier (1917 Met.) und der San-Bernardino (2063 Met.). — Diese Massigkeit des Gebirges, verbunden mit der Steilheit der Abhänge und der furchtbaren Verwitterung, die sich in den wild zerklüfteten Felskämmen, in den Blockhaufen der Gipfel, den Trümmermeeren und Schutthalden der Hochthäler kundgibt, verleihen den Lepontinischen Alpen trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe den Charakter düsterer Großartigkeit, der durch die vielen kleinen melancholischen Hochseen kaum gemildert wird. Eine Ausnahme machen die unteren Stufen der nach Süden geöffneten Thäler der Toce, der Maggia, des Ticino, der Moësa u. s. w. und die zwischen denselben aufsteigenden Zweigketten, welche den Ernst des Hochgebirges mit der Lieblichkeit und Ueppigkeit des Südens verbinden. Der Wechsel zwischen nordisch-alpiner und südlicher Vegetation ist in den meisten Thälern ein plötzlicher und wird gewöhnlich durch eine der klammartigen Thalengen bezeichnet, welche die Thalstufen voneinander scheiden und welche die Flüsse in einer Reihe mächtiger Kaskaden und Stromschnellen durchbrechen. Ueberhaupt sind die Lepontinischen Alpen namentlich an ihrem Südabfall reich an Wasserfällen; denn wie die Stufen der Hauptthäler, so endigen auch die steilwandigen Seitenthäler meist mit Klammen, aus denen die Bäche in hohen staubbachähnlichen Fällen in die tief eingeschnittene Sohle des Hauptthales herabstürzen. Der berühmteste Fall der Lepontinischen Alpen ist der Tosafall (Cascata di Frutt) im italienischen Thale Pomatt (Val Formazza).

Auch hinsichtlich der Vergletscherung können sich die Lepontinischen Alpen mit den andern Hochgebirgen der Centralzone der Mittelalpen nicht messen. Die meisten Gletscher sind solche zweiter Ordnung (Hoch- und Hängegletscher), welche nicht bis in die Thäler niedersteigen. Die größten Gletschergebiete finden sich in der Umgebung des Monte Leone und des Griespasses, des Pizzo Rotondo (westlich vom St.-Gotthard), in den Medelserbergen und dem Adula- oder Rheinwaldgebirge.

Die Lepontinischen Alpen gliedern sich in drei Gruppen: 1) Die St.-Gotthardkette bildet einen Halbkreis um die Quellgebiete der Toce und des Ticino vom Simplon bis zum Lukmanier und dem Blegnothale. In der Mitte wird sie von der Einsenkung des St.-Gotthardpasses, der Hauptwasserscheide der Alpen, durchschnitten. Westlich vom St.-Gotthardpaß erheben sich auf der Wasserscheide zwischen Rhône- und Pogebiet der Monte Leone (3565 Met.), das Ofenhorn (3242 Met.), der Pizzo Rotondo (3197 Met.), östlich auf der Scheide zwischen Rhein- und Pogebiet der Pizzo Centrale (3003 Met.); nach Südosten verlängert sich die Kette, nun den Charakter der Mittelalpen tragend, bis zur Mündung des Brenno in den Ticino bei Biasca. 2) Die Tessineralpen, von der Gotthardkette durch die Thäler der Toce und des Ticino geschieden, am S.-Giacomopaß mit ihr zusammenhängend, bilden eine hufeisenförmige Umwallung der Thäler der Maggia und der Verzasca. In ihrem Nordwesten erhebt sich der vergletscherte Basodine zu 3276 Met., im Osten der

*) v. Sonklar, «Leitfaden der Geographie von Europa» (2. Aufl., Wien 1876).

Piz Campo Tencca zu 3075 Met. Die übrigen Gebirge, die sich bis zum unteren Lauf der Toce, dem Lago Maggiore und zum Ticino unterhalb Bellinzona erstrecken, sind größtentheils felsige, spärlich bewachsene Mittelalpen von 2000—3000 Met. Höhe und sehr steilem Abfall. 3) Die Adula-Alpen erstrecken sich vom Lukmanier und den Thälern des Brenno und des Ticino ostwärts bis an den Hinterrhein und die Splügenstraße. Als Gletschergebirge heben sich besonders zwei Massen hervor, eine nordwestliche, im Hintergrunde des Val Medels, die im Piz Scopi (3200 Met.) und im Piz Medel (3202 Met.) gipfelt und eine mittlere, das eigentliche Adulagebirge, mit dem Piz Val-Rhein oder Rheinwaldhorn (3398 Met.) an der Quelle des Hinterrheins. Ein drittes jedoch weit kleineres Gletschergebiet umgibt den östlich zwischen dem San-Bernardinopaß und dem Splügen aufsteigenden Piz Tambo (3276 Met.). Von den Gletschergebieten des Medels und der Adula laufen zwischen Val Medels, Val Somvix, dem Lugnez, dem Safienthal und den Thalstufen des Hinterrheins lange großentheils bewachsene Mittel- und Voralpenketten nordöstlich gegen das Vorderrheinthal aus; von der Adula und dem Piz Tambo erstrecken sich hohe steile Felskämme nach Süden und umschließen die Meridianthäler Mesocco und Calanca. Die wichtigsten Verkehrswege der Lepontiner Alpen sind, abgesehen von den beiden Grenzpässen im Westen und Osten und der Gotthardstraße und -Bahn, die Poststraßen über Furka und Oberalp an der Nordgrenze des Gebiets (Oberwallis-Urseren-Tavetsch), die Lukmanierstraße zwischen Val Medels und Val Blegno und die San-Bernardinostraße zwischen dem Rheinwaldthal und dem Val Mesocco.

(A. Wäber.)

LEPORIDEN. Mit diesem Namen, welcher eigentlich die wissenschaftliche Bezeichnung der Familie der hasenartigen Nagethiere ist, wird jetzt eine Zuchtrasse bezeichnet, welche eine Bastardform zwischen Hase und Kaninchen ist. Zuerst wollte sie ein Herr Roux in Angoulême erzogen haben, und von dessen Thieren hat Broca eine eingehende (aber nicht auf anatomische Untersuchung gegründete) Beschreibung gegeben. Die Erzeugung einer derartigen Form mußte als sehr werthvoll angesehen werden, da dadurch ein weiterer Beweis dafür geliefert worden wäre, daß in einzelnen Fällen nicht bloß Thiere von verschiedenen Species sich fruchtbar begatten, sondern auch deren Bastardnachkommen völlig fruchtbar untereinander sein können. Die Roux-Broca'schen Leporiden sind nun zwar für Kaninchenrassen und nicht für Mischlinge erkannt worden. Doch haben spätere Beobachter, Gayot, Sanson, Conrad, mit Sicherheit festgestellt, daß es möglich ist, zwischen Hasen und Kaninchen Bastardbegattungen zu erlangen, daß dieselben fruchtbar sind und daß die daraus hervorgehenden Jungen unter sich, ohne Anpaarung mit einer der älterlichen Formen fruchtbar sind und in ihrem Charakter zwischen den beiden Aelternformen mitteninne stehen. Die Mischform nennt Zürn, ohne damit etwa derselben die Bedeutung einer naturgeschichtlichen Species beilegen zu wollen, Lepus Darwinii. Man nennt sie auch Lapins oder Lièvre-Lapins.

(J. Victor Carus.)

Lepra, s. Aussatz.

LEPSIUS (Karl Peter), deutscher Alterthumsforscher, wurde geboren am 25. Juni 1775 zu Naumburg a. S., wo sein Vater, Joh. Aug. Lepsius, Oberbürgermeister war. Vorgebildet auf dem damals von Ilgen geleiteten Domgymnasium seiner Vaterstadt, studirte er seit 1793 zuerst in Jena, dann zu Leipzig die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien trat er als Amtsassessor in das Magistratscollegium zu Naumburg ein, war seit 1810 Stadtrichter und Advocat und seit 1812 zugleich Finanzprocurator für den Thüringischen Kreis. Nach dem Uebergange des Landes an Preußen wurde er 1815 zum Director des Inquisitoriats, bald danach zum Landrath des Naumburger Kreises ernannt und verwaltete bis 1832 als Nebenamt noch die Bürgermeisterei seiner Vaterstadt. Seit 1841 schied er aus dem öffentlichen Dienste und starb am 23. April 1853 zu Naumburg. Trotz der Anstrengungen seiner amtlichen Thätigkeit fand er noch Muße zu umfangreicher journalistischer und wissenschaftlicher Beschäftigung und offenbarte sich in seinen Aufsätzen als einer der bedeutendsten Kenner der thüringischen Geschichte, voran seiner engern Heimat. Sein Hauptwerk ist die leider unvollendet gebliebene «Geschichte der Bischöfe von Naumburg» (1. Band, bis zum Jahre 1304, erschien 1846). Ein Theil seiner kleineren Aufsätze ist herausgegeben von seinem Schwiegersohn A. Schulz («Kleine Schriften» von K. P. L., Bd. 1, Naumburg 1854). Ein besonderes Verdienst um die Kenntniß der thüringischen Geschichte erwarb er sich noch durch die Gründung des «Sächsisch-thüringischen Geschichtsvereins» zu Naumburg, dessen Sitz später nach Halle verlegt wurde.

Eine Biographie erschien von A. Schulz in den «Kleinen Schriften», eine Skizze seines Lebens in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» vom 25. Aug. 1853.

(E. Kaufmann.)

LEPSIUS (Karl Richard), berühmter Aegyptolog und Sprachforscher, wurde geboren am 23. Dec. 1810 zu Naumburg a. S. als Sohn des damaligen sächsischen Finanzprocurators, späteren Landraths Karl Peter Lepsius (s. diesen Artikel) und erhielt seine Bildung von Ostern 1823 bis Ostern 1829 auf Schulpforte. Er studirte dann zu Leipzig zwei Semester classische Philologie unter Gottfried Hermann, besuchte darauf die Universität Göttingen, wo er 1830—31 die Vorlesungen von G. L. Dissen und Otfried Müller, von Jakob Grimm, Dahlmann und Heeren hörte und unter Heinrich Ewald's Leitung sich auch mit den Anfangsgründen des Sanskrit bekannt machte. Im Frühjahr 1832 siedelte er nach Berlin über, hörte dort noch die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und Bopp, und promovirte daselbst am 23. April 1833 mit einer Abhandlung über die Eugubinischen Tafeln («De Tabulis Eugubinis», Berlin 1833), einer scharfsinnigen und durchdachten Untersuchung über diese umbrischen Sprachdenkmäler. Er begab sich nun nach Paris, beschäftigte sich dort zunächst besonders mit einer

Arbeit über den Ursprung des Devanagari-Alphabets («Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, zunächst am Sanskrit nachgewiesen», Berlin 1834), wurde aber durch Bunsen noch gegen Ende des Jahres 1833 angeregt, fortan die Erforschung der Denkmäler und Sprache Altägyptens zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Er fing an, koptisch zu erlernen, vertiefte sich in Champollion's Untersuchungen und hinterlassene Manuscripte und suchte eine möglichst erschöpfende Kenntniß der in Paris vorhandenen altägyptischen Denkmäler zu erwerben. Auch verwerthete er bereits in Paris einen Theil der Ergebnisse der neu begonnenen Studien in den beiden sprachvergleichenden Abhandlungen «Ueber die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete» und «Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache.» [1]) Mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften versehen, begab er sich von Paris über Turin, wo er die Alterthümer der ägyptischen Sammlung eingehend studirte, nach Pisa, wo er in wissenschaftlichem Verkehr mit Rosellini, dem ehemaligen Reisegefährten Champollion's, längere Zeit verweilte, und nach einem kurzen Aufenthalte in Livorno, welcher der Besichtigung der jetzt im berliner Museum aufbewahrten Sammlung Dovretti's gewidmet war, nach Rom. Hier wirkte er vom Mai 1836 bis Juli 1838 als Mitglied des Vorstandes des Archäologischen Instituts in der Stellung eines redigirenden Sekretärs an Bunsen's Seite während einer für das Fortbestehen des Institutes kritischen Zeit, veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen über Fragen der italischen Alterthumskunde und über ägyptologische Themata und nahm nach einem festen Programm die Vorarbeiten zu einer Chronologie, zu einer Kunstgeschichte und zu einer Mythologie der Aegypter in Angriff. Besondere Erwähnung verdient das Sendschreiben «Lettre à M. le prof. H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (Rom 1837), in welchem Lepsius die Hieroglyphik methodisch darzustellen bemüht war, für manche Zeichen richtigere Lautwerthe aufstellte, als sie Champollion angenommen hatte, und die Function der Silbenzeichen und ihrer Lautcomplemente treffend erläuterte, ohne allerdings die Benennung Silbenzeichen consequent durchzuführen. An den Aufenthalt in Rom schloß sich eine Reise nach Paris und England, wo Lepsius im Interesse des Archäologischen Instituts, dessen Vorstande er bis zu seinem Tode als Mitglied angehörte, eine Reihe geschäftlicher Angelegenheiten zu erledigen hatte. Im November 1839 kehrte er zu seiner Familie nach Naumburg zurück, gab hier mehrere wissenschaftliche Arbeiten, darunter seine Sammlung umbrischer und oskischer Inschriften heraus und veröffentlichte seine Copie des im turiner Museum aufbewahrten Todtenbuch-Exemplars mit einer von ebenso viel behutsamem Urtheil wie eindringendem Scharfsinn zeugenden Einleitung (Berlin 1842). Zur Herstellung dieser wichtigen Ausgabe hat Lepsius eigens noch einmal (1841) Turin besucht. Auch die «Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums», welche Lepsius ebenfalls 1842 erscheinen ließ, ist ein Werk von nachhaltiger Bedeutung geworden. Am 26. Jan. 1842 wurde Lepsius zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt und noch in demselben Jahre beschloß König Friedrich Wilhelm IV., eine mit pecuniären Mitteln freigebig ausgestattete archäologische Expedition unter Lepsius' Leitung nach Aegypten zu entsenden, deren Aufgabe sein sollte, die wissenschaftliche Kenntniß der Monumente allseitig zu fördern und die Sammlung ägyptischer Alterthümer, die bereits im Schlosse Monbijou bestand, durch Erwerbung geeigneter Denkmäler zu bereichern. Nach kurzem Aufenthalte in London fuhr Lepsius am 1. Sept. 1842 von Southampton ab und betrat am 18. desselben Monats zu Alexandria den Boden Aegyptens. Seine Begleiter waren die Architekten Erbkam und Wild, die Maler Gebrüder Weidenbach aus Naumburg und Frey aus Basel, an dessen Stelle, da Frey erkrankte, im spätern Verlaufe des Unternehmens Georgi aus Dresden trat, der Bildhauer Bonomi, wie Wild englischer Unterthan, und der Former Franke. Ferner schloß der Expedition ein Freund von Lepsius, der geistvolle H. Abeken, später preußischer Geheimer Legationsrath, sich an. Durch ein Schreiben, welches der König eigenhändig an den Statthalter Mehemed Ali gerichtet hatte, waren der Expedition die Wege aufs beste geebnet. Sie erhielt seitens der ägyptischen Regierung Vollmachten sehr ausgedehnter Art; die Landesbehörden waren angewiesen, ihr große Scharen von Arbeitern gegen geringen Entgelt zur Verfügung zu stellen; ihr wurde die Berechtigung ertheilt, nach Gutdünken die Denkmäler auszuwählen, welche als Geschenk Mehemed Ali's nach Berlin wandern sollten. Mit glänzender Thatkraft und Umsicht hat Lepsius die Gunst der Verhältnisse ausgenutzt und die Arbeiten seiner Gefährten geleitet. Ausführlichen Bericht über diese arbeitsvolle, auch an persönlichen Erlebnissen reiche Zeit geben seine «Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai» (Berlin 1852). Das nächstliegende wissenschaftliche Bedürfniß war damals, vor allem ein chronologisch geordnetes Bild von der Vergangenheit Aegyptens zu gewinnen. Diesem Gesichtspunkte folgend, hat Lepsius während des Verlaufs seiner Expedition die Untersuchungen vorzugsweise auf diejenigen Denkmäler gerichtet, von denen Auskunft über chronologische Daten und historische Begebenheiten zu erwarten war. Den stattlichen, mit Inschriften bedeckten Tempelbauten, die aus der Ptolemäerzeit stammen, hat er daher weniger Beachtung geschenkt, als den monumentalen Schöpfungen der vorangehenden Zeiträume. Besonders verdanken wir ihm Aufschlüsse unvergänglicher Art über die früheste Epoche der ägyptischen Gesittung, über die Zeit der Pyramidenerbauer, durch die Forschungen, welche er auf dem Gräberfelde von Gizeh angestellt hat. Die Hypothese allerdings, auf welche ihn und Erbkam die Untersuchung der innern Construction mehrerer Pyramiden führte, daß die Größe der Pyramiden jedesmal der Re-

1) Erschienen unter dem Titel «Zwei sprachvergleichende Abhandlungen» (Berlin 1836).

gierungsdauer ihres königlichen Bauherrn entspreche, da stets zuerst eine kleine Pyramide fertig gebaut und diese dann, wenn noch Zeit übrig blieb, von Jahr zu Jahr durch neue Steinmäntel vergrößert worden sei, ist durch Perrot und Petrie später widerlegt worden. Die Ruinenstätten, auf denen Lepsius' Expedition mit größtem Erfolge thätig gewesen ist, hier alle aufzuzählen, verbietet der Raum. Der südlichste Punkt, den er auf seiner Reise erreicht hat, ist Româli, ein Dorf am Blauen Nil zwischen Sennar und Fazogl. Auch unternahm er von Aegypten aus einen Ausflug nach der Sinai-Halbinsel, um die dort in die Felswände eingemeißelten altägyptischen Denkmäler copiren zu lassen und den Serbal, in welchem er mit Burckhardt den Berg der Gesetzgebung erkennen zu müssen glaubte, zu besuchen. Zum Schlusse durchreiste er noch Palästina, nahm Copien von den Denkmälern am Nahr el-Kelb, und kehrte über Smyrna und Konstantinopel Anfang 1846 nach Berlin zurück. Die Kosten der Expedition beliefen sich auf 34,600 Thaler. Von allen Seiten wurde dem Heimkehrenden die größte Anerkennung zutheil. Am 23. Aug. 1846 wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Mit fürstlicher Munificenz bewilligte König Friedrich Wilhelm IV. die Mittel zur Veröffentlichung der Fülle von Abbildungen, Karten, Grundrissen, Situationsplänen, Inschriftencopien, welche die Expedition hergestellt hatte, und der Ausgaben von Papyrus-Texten, welche Lepsius diesen anreihte.[2]) Der Inhalt der diesem grandiosen Werke einverleibten, musterhaft geordneten und alle früheren ägyptologischen Publicationen an Genauigkeit der Wiedergabe weit übertreffenden Inschriftensammlung wird noch auf lange Zeit hinaus die Hauptgrundlage unserer Kenntniß des ägyptischen Alterthums bilden. Die Verwerthung der Schätze, welche darin aufgespeichert sind, wird nur dadurch etwas beeinträchtigt, daß der Herausgeber die Erläuterungen, welche der Titel des Werks in Aussicht stellt und die zum Verständnisse der Darstellung einzelner Tafeln nothwendig gehörten, mitzutheilen unterlassen hat. Die großen vor der Reise geplanten Arbeiten nahm Lepsius in weiterem Umfange wieder auf. Bereits 1849 ließ er den ersten Band seiner «Chronologie der Aegypter» erscheinen, welcher die Einleitung (in mancher Hinsicht eine Einleitung in die Chronologie des Alterthums überhaupt) und die Kritik der literarischen Ueberlieferung enthält. Lepsius' Darstellung dieser höchst verwickelten Fragen, die von vollendeter Klarheit ist, kann zwar als eine auch nur der Hauptsache nach endgültig abschließende nicht durchweg betrachtet werden, hat jedoch den Stand der Untersuchung außerordentlich gefördert. Höchsten praktischen Werth hat das zur Ergänzung der Chronologie bestimmte «Königsbuch», das Lepsius 1858 herausgab, nur vermißt man ein Register zu der großen Uebersicht der ägyptischen Königsnamen und ein Verzeichniß der Stellen, an welchen diese Namen in Inschriften vorkommen. Auch brachte er eine große Reihe Abhandlungen, in denen er seine Anschauungen über wichtige Fragen der altägyptischen Götterlehre[3]) und die Ergebnisse von Specialuntersuchungen über einzelne Zeiträume der ägyptischen Geschichte[4]) niederlegte, während er für die Herausgabe der «Denkmäler» sorgte, zum Abschluß, und leitete zugleich die Ausschmückung der Räume des Neuen Museums, in denen die Abtheilung der ägyptischen Alterthümer definitiv zur Aufstellung kam, nach einem Entwufe, den er bereits in Aegypten ausgearbeitet hatte.[5]) Seine Arbeitskraft, die nie ihren Dienst versagte, und sein Talent für Ordnen, Gliedern und Sichten ermöglichte ihm sogar noch während desselben Zeitraumes sich einer umfassenden linguistischen Aufgabe zu widmen, mit der er an seine ersten Studien über Alphabete und Schriftwesen wieder anknüpfte. Angeregt durch den Wunsch, den die englischen Missionsgesellschaften geäußert hatten, ein einheitliches Verfahren zu besitzen, nach welchem der Lautbestand schriftloser Sprachen in lateinischen Buchstaben wiedergegeben werden könne, unternahm Lepsius die Aufstellung eines allgemeinen linguistischen Alphabets. Seine Vorschläge bewegen sich in sehr präcis gehaltenen Anweisungen, Erörterungen und Beispielen[6]), doch gaben andererseits die Vorstudien für diese Arbeit ihm Veranlassung zu selbständigen Abhandlungen über die Lautlehre und die Schriftsysteme zahlreicher Sprachen. Sein «Standard-Alphabet» erfüllt den Zweck, den Lautbestand schriftloser Idiome mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu fixiren, aufs vollkommenste. Obwol jedoch mehrere große Missionsgesellschaften es eingeführt haben und Bibelübersetzungen darin haben drucken lassen, kann es nicht als ein besonders geeignetes Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums gelten, und gerade das hatte es ursprünglich werden sollen. Das Problem, ausschließlich aus den Buchstaben des lateinischen Alphabets nach wissenschaftlichen Grundsätzen Zeichen für sämmtliche Laute aller Sprachen der Welt abzuleiten, ließ sich, wie Lepsius richtig erkannt hat, nicht lösen. Der praktische Zweck, dem das «Standard-Alphabet» ursprünglich hatte dienen sollen, forderte aber noch mehr, was zu leisten gleichfalls unmöglich war. Es sollte nicht blos ein Alphabet erfunden werden, in welchem

---

2) Sie erschienen in 12 Foliobänden größten Formats zu Berlin 1849—59 unter dem Titel: «Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien nach den Zeichnungen der von Sr. Majestät dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. nach diesen Ländern entsendeten und in den Jahren 1842—45 ausgeführten wissenschaftlichen Expedition auf Befehl Sr. Majestät herausgegeben und erläutert von C. R. Lepsius.»

3) In den Abhandlungen der berliner Akademie: «Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung» (1851); «Ueber die Götter der vier Elemente bei den Aegyptern» (1856). 4) Ebenfalls in den Abhandlungen derselben Akademie: «Ueber die 12. ägyptische Königsdynastie» (1852); «Ueber einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntniß der Ptolemäergeschichte» (1852); «Ueber die 22. ägyptische Königsdynastie» (1856). 5) Die Aufstellung der ägyptischen Alterthümer in den Räumen des Neuen Museums erfolgte 1850. 6) «Das allgemeine linguistische Alphabet» (Berlin 1855); «Standard Alphabet for reducing unwritten Languages and foreign Graphic Systems to a uniform Orthography in European Letters» (London und Berlin 1863).

lediglich mit Hülfe der Buchstaben des lateinischen Alphabets der phonetische Werth eines jeden Elements der ganzen Scala menschlicher Sprachlaute dargestellt werden konnte, sondern dasselbe Alphabet sollte zugleich trotz so hoher wissenschaftlicher Vollkommenheit und so enger Auswahl in sich die diametralen Gegensätze versöhnen, die gegenwärtig infolge der historisch-etymologischen Orthographie bei der Verwendung der einzelnen Buchstaben des lateinischen Alphabets in den Sprachen der Culturvölker Europas herrschen. Im J. 1866 unternahm Lepsius nochmals eine Reise nach Aegypten und brachte eine Abschrift des bilinguen Decrets von Kanopus heim, einer Inschrift, die eine neue Controle der zahlreichen Fortschritte, welche seit Champollion die Aegyptologie gemacht hatte, ermöglichte. Im darauf folgenden Jahre gab Lepsius die ältesten Todtenbuchtexte nach Inschriften, welche auf Sarkophagen des alten und mittleren Reichs im berliner ägyptischen Museum standen, mit einer Uebersetzungsprobe (der einzigen längeren Uebersetzung aus dem Aegyptischen, die er veröffentlicht hat) heraus. Zwei besonders inhaltreiche Untersuchungen von Lepsius' Hand erschienen 1871 in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, ein sehr ins Detail gehender Aufsatz über «Die Metalle in den ägyptischen Inschriften» und eine allgemein gehaltene Uebersicht über «Einige ägyptische Kunstformen und deren Entwickelung». Beide haben zu vielen wissenschaftlichen Discussionen Stoff und Anregung geboten. Die kunstgeschichtliche Hypothese, welche Lepsius hier sinnreich vertheidigt, daß die Gestalt der sogenannten protodorischen ägyptischen Säule und damit auch die der griechischen dorischen Säule aus dem unterirdischen Gräberbau der Aegypter ihre Entstehung ableite, hat viel Beifall gefunden, bleibt jedoch recht zweifelhaft und wenig wahrscheinlich. Außer seiner Professur bekleidete Lepsius seit 1855 das Amt eines Mitdirectors (neben J. Passalacqua) an dem ägyptischen Museum und übernahm seit 1865 die oberste Leitung desselben. Im Vorstande des Archäologischen Instituts führte er von 1867—80 das Präsidium. Auch war er seit 1864 Herausgeber der von H. Brugsch begründeten «Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde». Ferner trat er seit April 1873 zunächst commissarisch und seit 1874 definitiv an Pertz' Stelle als Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, ein Amt, das er bis zu seinem Tode verwaltete. Trotz der zunehmenden Erweiterung seiner Thätigkeit und der Beeinträchtigung seiner Gesundheit, die infolge eines Schlaganfalls sich einstellte, gelang es ihm noch an seinem Lebensabend, zu einer Zeit, in der manch schweres Unglück ihn heimsuchte, seine «Nubische Grammatik» (Berlin 1880) zu vollenden, in der Einleitung dieses Werks die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Sprachen und Völker Afrikas darzustellen und auch noch seine Studien über «Die Längenmaße der Alten» (Berlin 1884) zum Abschluß zu bringen. Er starb am 10. Juli 1884 zu Berlin.

Vgl. Georg Ebers, «Richard Lepsius. Ein Lebensbild» (Leipzig 1885); derselbe, «Richard Lepsius besonders als Linguist» («Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft», II, 1—32); Joh. Dümichen, «Zur Erinnerung an Richard Lepsius» (Straßburg 1884); H. Brugsch in dem «Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft», XXXVII, 1—4; Adolf Erman im «Literatur-Blatt für orientalische Philologie», I, 473—476; «Centralblatt für Bibliothekswesen», I, 332; «National-Zeitung», 1884, Nr. 421. *(R. Pietschmann.)*

LEPTIS ist der Name von zwei Städten an der Nordküste von Afrika.

1) Leptis magna (*ἡ Λεπτὶς μεγάλη*) — *Ptolem.* IV, 3; It. Ant. p. 63, und 73; *Solin.* c. 27; Tab. Peut.; *Λεπτιμάγνα* bei *Procop.* Bell. Vand. II, 21, so genannt zum Unterschiede von Leptis minor in Byzacium; oder auch blos Leptis, *Strabo* XVII, p. 835, Stadiasm. mar. magni, §. 453; *Mela* 1, 7, 5 — war im Alterthum eine bedeutende Küstenstadt in Nordafrika. Am Westende der im engern Sinne sogenannten Großen Syrte tritt in der Syrtica (d. i. in dem Landstrich zwischen der Großen und der Kleinen Syrte) eine Landschaft mit bis zu 800 Met. aufsteigenden Kalkhügeln an die Küste des Mittelmeers, aus deren Fuße die starken Quellen des kurzen Flusses Kinyps hervorbrechen und eine überaus fruchtbare Oase bewässern, in welcher angeblich der Weizen dreihundertfältigen Ertrag gab. Hier hatten schon vor der Periode der tyrischen Seemacht im Gebiete der Maken die Sidonier (*Sallust.* Jug., c. 78) westlich von der Mündung des Kinyps (und östlich von Abrotonum) die Stadt Leptis (auf ihren Münzen לבקי) gegründet, die aber auch eine so starke eingeborene libysche Bevölkerung aufnahm, daß ihre Sprache noch im 3. Jahrh. der römischen Kaiserzeit neben der lateinischen sich behauptet hat. Obwohl ihr Hafen nicht von besonderer Trefflichkeit war, trieb sie doch lebhaften Handel und gelangte, namentlich durch die Beherrschung der Handelswege in die Wüste, zu großem Reichthum (*Livius* XXXIV, 62). Die Eifersucht der mächtigen Karthager, die später den Hafen der Stadt verschütteten und ihre Selbständigkeit nach ihrer gewohnten Praxis stark beeinträchtigten, trieb in den letzten Entscheidungskämpfen zwischen den Karthagern und den Römern, andere Rücksichten noch in höherem Grade bei dem Kriege zwischen Jugurtha und den Römern, die Stadt Leptis auf die Seite der letzteren (*Sallust.* Jugurth., 77, 78). Seit der Zeit des Jugurthinischen Krieges scheint dann auch Leptis mit seinen Nachbarstädten Oea und Sabrata (Abrotonum), mit denen zusammen es die noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert erwähnte Tripolis bildete, zu der römischen Provinz Afrika gezogen zu sein (vgl. Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 1. Bd. 2. Aufl., S. 465 fg., 1881). Bis dahin auch bisweilen Neapolis genannt (wol Uebersetzung eines einheimischen oder punischen Namens, der zunächst die von Libyern bewohnte Vorstadt zu bezeichnen scheint, da die ausgedehnten, heute noch Lebda genannten Ruinen eine dreifache Umwallung zeigen) — s. *Strabo* und *Ptolem.* a. a. O., *Skyl.* p. 47, und auch *Mela* I, 7, 3 und 5, und *Plin.* Nat. Hist. V, 4, 4 — ist nachmals unter römischer Herrschaft Leptis wieder zu

bedeutendem Glanze gediehen. Ihr Hafen wurde wieder hergestellt; die Stadt ist später in der Kaiserzeit (Marquardt, S. 478; Digest. 28, 6, 30; It. Ant. p. 63, 73; Tab. Peut.; — bei Eckhel die Münze mit Col. Victrix Julia Lep., I, 4, p. 180, gehört nach Celsa Lepida in Spanien) römische Colonie geworden und stark genug gewesen, um in Zeiten der Schwäche der Reichsgewalt Fehden wie im J. 70 n. Chr. mit ihrer westlichen Bundes- und Nachbarstadt Oea zu bestehen (*Tacit.* Hist. IV, 50). Als Vaterstadt des Kaisers Septimius Severus, der ihr das jus Italicum verlieh (Digest. 50, 15, 8, §. 11), ist sie von diesem sehr begünstigt und durch stattliche Pracht- und Nutzbauten ausgezeichnet worden (*Spart.* Vit. Sev. c. 1; *Aurel. Vict.* Epit. 20). Vgl. überhaupt Kiepert, «Lehrbuch der alten Geographie» (S. 213 fg.). Noch im 4. Jahrh. stark verschanzt, volkreich und wohlhabend, ist aber Leptis im J. 366 n. Chr. durch den libyschen Stamm der Aurusianer hart heimgesucht worden (*Ammian. Marcell.* XXVIII, 6). Seitdem sank die Stadt unaufhaltsam; manche Quartiere verfielen dem Flugsande, den Rest hat Kaiser Justinian I. neu verschanzen lassen (*Procop.* de aedif. VI, 4). Erst die Sarazenen haben sie im 7. Jahrh. völlig zu Grunde gerichtet (Leo African. p. 435).

2) Leptis minor (*Λέπτις ἡ μικρά*) —*Ptolem.* IV, 3; It. Ant. p. 58; Tab. Peut. — auch wol (Geogr. Ravenn. III, 5, und V, 5) Leptiminus und Lepte minus, sehr oft auch blos Leptis genannt (*Caes.* Bell. Civ. II, 38; *Hirt.* Bell. Afric. c. 6 und *Livius* XXXIV, 62, 3; *Mela* I, 7, 2; *Plin.* Nat. Hist. V, 4, 3). Die Stadt war wie so viele andere afrikanische Plätze durch Phöniker gegründet (*Sallust.* Jugurth. c. 19), und zwar nach Plinius a. a. O. durch Tyrier. Sie lag an der nordöstlichen Küste der Landschaft Byzacium, und zwar ostsüdöstlich von Hadrumetum, westnordwestlich von Thapsus und nördlich von der Binnenstadt Thysdrus. Unter der Herrschaft der Karthager mußte Leptis (nach der Angabe bei Livius a. a. O.) nach dieser großen Hauptstadt des punischen Afrika täglich ein Talent als Abgabe entrichten. Wie ihre Nachbarstädte Hadrumetum, Thapsus, Achulla, trat Leptis zur Zeit des dritten Punischen Krieges auf die Seite der Römer. Zum Lohne durften diese Städte bei der Gründung der römischen Provinz Afrika civitates liberae werden; Leptis wird auch als immunis, also von den Reichssteuern (d. i. namentlich von der Grundsteuer) befreit, bezeichnet (*Hirt.* Bell. Afric. c. 7; Marquardt, S. 474, vgl. S. 77 und 79, 2). Der heutige tunesische Ort Lempta hat nur noch unbedeutende Reste des Alterthums aufzuweisen. (*G. Hertzberg.*)

LEPTOCARDII, die niederste Unterklasse der Fische, von Joh. Müller zur Aufnahme des Lanzettfischchens, Branchiostoma *Costa* (Amphioxus *Yarrell*), aufgestellt. Die Leptocardier haben keinen Schädel (daher von E. Haeckel als Acrania den andern Wirbelthieren gegenübergestellt), kein Gehirn, keine paarigen Flossen und kein Herz, statt dessen die großen Gefäßstämme durch Zusammenziehung ihrer Wände das Blut durch den Körper treiben. (*J. Victor Carus.*)

LEPTOCEPHALUS, eine von Gronovius aufgestellte Gattung von Fischen, welche mit ähnlichen Formen (wie Helmichthys, Hyoprorus, Tilurus) zu einer Familie der Helmichthyiden oder Leptocephaliden vereinigt wurden. Sie sind glashell, bandförmig oder cylindrisch, ohne Bauchflossen und wurden des letztern Umstandes wegen gewöhnlich den Aalen angeschlossen. Nachdem Kölliker die ersten anatomischen Notizen gegeben und namentlich auf die merkwürdige, zwischen Wirbelsäule und Muskelmasse liegende Gallertschicht aufmerksam gemacht hatte, unterwarf sie der Unterzeichnete einer eingehenden Untersuchung und erklärte sie für Jugendzustände anderer Fische. Welchen Arten die einzelnen Formen der Leptocephaliden angehören, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt worden. (*J. Victor Carus.*)

LEPTURA, eine von Linné aufgestellte Gattung von Bockkäfern (Longicornia), welche jetzt als Vertreter einer besondern Unterfamilie, der Lepturini, Schmalböcke, angesehen wird. Zu den Merkmalen der Unterfamilie (halsartig eingeschnürter, meist schnauzenartig vorspringender Kopf, schwach ausgerandete Augen, zapfenförmige Vorderfüße) kommen als Unterscheidungszeichen der Gattung: Fühler dick, länger als der halbe Körper, ungedornter, vorn und hinten eingeschnürter Thorax, Flügeldecke nach hinten verschmälert, Vorderhüften schmal getrennt. Es sind gegen 50 europäische Arten bekannt (L. testacea *L.*, 6—8 Linien lang, gemein in Fichtenwaldungen, u. v. a.). (*J. Victor Carus.*)

LEPTUS. Unter diesem Namen beschrieb Latreille eine sechsbeinige Milbenform, welche indeß nur die Jugendform einer andern Art ist, entweder eines Trombidium (Cochenillemilbe), oder, wahrscheinlicher, eines Tetranychus (Milbenspinne). Während die erwachsene Milbe auf verschiedenen Bäumen und Kräutern lebt, kommt die Leptusform im Sommer und Herbst (daher «Herbst-Grasmilbe») auf Gräsern, Getreidearten, Holunder- und Stachelbeersträuchern vor, von deren Säften sie lebt. Auf den Menschen übertragen (leicht bei Feldarbeitern, Schnittern u. s. f.), erzeugt sie starkes Jucken und flache Pusteln. Nahe verwandte Formen (Astoma) schmarotzen auf Insecten und Spinnen. (*J. Victor Carus.*)

LEPUS (Hase), eine Gattung der Nagethiere, Hauptvertreter der Unterordnung der Leporidae, Familie der Leporidae (Lagomorpha *Brandt*), von allen übrigen Nagethieren durch den Besitz von vier Schneidezähnen im Oberkiefer (der kleine äußere Schneidezahn jederseits steht hinter dem größeren mittleren) ausgezeichnet (sie werden danach auch Duplicidentata genannt). Eigenthümlich sind die Knochenlücken am Gesichtstheil des Schädels, indem sich sowol an der Vorderfläche des Oberkiefers vier oder mehrere Oeffnungen finden, als auch der knöcherne Gaumen wegen der Größe des Lochs hinter den Schneidezähnen nur eine schmale Brücke zwischen den mittleren Backzähnen bildet. Die Innenfläche der Wangen ist eine Strecke lang behaart. Die Gattung Lepus hat oben 6 Backzähne (der letzte sehr klein) und unten 5. Ohren sehr groß, fast so lang wie, oder länger

als der Kopf, Hinterbeine länger als die Vorderbeine, vorn 5 Zehen (mit stark verkürzten Daumen), hinten 4; Sohlen behaart; Schwanz kurz, buschig behaart, aufgerichtet. Mit Ausnahme von Australien kommen Arten der Hasengattung in allen Welttheilen vor, fossile Reste von den Tertiärformationen an. Beim gemeinen Hasen, L. timidus *Linné*, welcher von Südfrankreich und Oberitalien an in Mitteleuropa und Westasien bis nach Persien vorkommt, aber in Sardinien und Sibirien fehlt, sind die Ohren länger als der Kopf, sie reichen nach vorn angedrückt bis über die Schnauzenspitze hinaus, ihre Spitzen schwarz; der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß. Der Pelz hat ein dichtes, stark gekräuseltes, unten weißes, oben rostiges Woll- und starkes langes, auch etwas gekräuseltes Grannenhaar, welches oben am Grunde grau, nach der Spitze zu braunschwarz und rostgelb geringelt ist. Nach der Jahreszeit ändert sich die Färbung, indem sie im Winter heller als im Sommer ist; auch ist die Häsin röthlicher als der Hase. Die Größe beträgt 50—60 Centimeter. Die Begattungszeit beginnt im Februar und dauert bis September. Die Tragzeit währt 30—31 Tage. Die Häsin setzt im Jahre drei- bis vier- (fünf-) mal, erst 1—3, dann 3—5 Junge in ein flach gegrabenes, mit Haaren gefüttertes Nest. Bei jungen Hasen läßt sich das Fell zwischen den Ohren leicht in die Höhe ziehen, während es bei ältern fester am Schädel haftet. In den Alpen und im nördlichen Europa vertritt den gemeinen Hasen die nahe verwandte Art des Schneehasen, L. variabilis *Pallas*. Bei diesem ist das Ohr kürzer als der Kopf, der Schwanz weiß, oben nur mit wenig braunen Haaren, der Pelz im Sommer bräunlichgrau, im Winter weiß; die Größe um wenig geringer. — Die nächst dem Feldhasen bekannteste Art ist das Kaninchen, L. cuniculus *Linné*. Ursprünglich ein Bewohner Südwesteuropas und Nordafrikas ist das Kaninchen vom Menschen über alle Erdtheile weit verbreitet worden und hat sich an einzelnen Orten (so z. B. in Australien) so stark vermehrt, daß es eine Landplage geworden ist. Seine Ohren sind kürzer als der Kopf, ragen nach vorn angedrückt nicht bis zur Schnauzenspitze, ihre Spitze ist braungrau. Der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, von $^3/_4$ Kopflänge; Pelz grau, oben ins Gelbbraune, vorn ins Rothgelbe, an den Seiten und Schenkeln ins Hellrostfarbene spielend, am Bauche, an der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergehend; die Hinterbeine sind im Verhältniß kürzer als beim Hasen. Die Tragzeit ist dieselbe wie bei diesem, die Fruchtbarkeit aber größer, indem es vom März bis October fast alle fünf Wochen einen Satz von 4—12 Jungen hervorbringt. Im ganzen zwar etwas kleiner als der Hase, ist es doch seines örtlichen und sehr gedrängten Vorkommens und seiner Gewohnheit wegen, unterirdische Baue zu graben, viel schädlicher als der Hase. Des geschätzten, aber im Vergleich mit dem des Hasen etwas weichlichen Fleisches wegen wird das Kaninchen namentlich in Frankreich, Belgien, Holland und England gezüchtet. Von den sehr zahlreichen Zuchtrassen sind ihrer großen Constanz wegen das silberfarbene, das russische oder Himalaja- und das angorische oder Seidenkaninchen besonders zu erwähnen. Manche Rassen, wie die sogenannte andalusische und die belgische, erreichen eine außerordentliche Größe; bei andern haben sich die Ohren sehr verlängert, haben auch Hängeohren gebildet.

(J. Victor Carus.)

Lepus cuniculus, s. Lepus.

Lerche, Singvogelgattung, s. Alauda.

LERCHENFELD (Maximilian Emanuel, Freiherr von), bairischer Staatsmann aus einer alten adeligen Familie, wurde am 16. Nov. 1778 zu Ingolstadt geboren. Er besuchte das Gymnasium daselbst und dann die Universität, welche er 1799 absolvirte. Nachdem er es darauf eine Zeit lang in der Diplomatischen Schule zu München versucht hatte, trat er, da er keine Aussicht auf baldige Anstellung hatte, 1802 aus derselben aus und begleitete den Commissar, Freiherrn von Hertling, zur Besitznahme der Baiern in Schwaben zugewiesenen Entschädigungslande und wurde schon 1803 als Rath in der bairischen Landesdirection zu Ulm angestellt. Im J. 1807 wurde er mit der Regelung der Grenzverhältnisse gegen Würtemberg beauftragt und brachte den Winter 1807—1808 in Stuttgart zu, wo er in nähere freundschaftliche Beziehungen zu dem damaligen Finanzdirector Freiherrn K. A. von Wangenheim trat, welcher später Minister und Bundestagsgesandter wurde. Dieser hatte viel Einfluß auf Lerchenfeld's politische Richtung. In den folgenden Jahren bekleidete er mehrere hohe Staatsämter in den neuerworbenen bairischen Landestheilen; 1808 wurde er Generalcommissar in Ansbach, 1809 in Nürnberg, 1810 in Innsbruck, 1814 übernahm er die Verwaltung des Großherzogthums Würzburg und erwarb sich in dieser Stellung große Verdienste um die Ordnung des würzburgischen Staatsschuldenwesens. Im Februar 1817 wurde er in das nach dem Sturze von Montgelas neugebildete Ministerium als Finanzminister berufen und war hier das einzige freisinnige Mitglied. In die Anfänge seiner Amtsthätigkeit fiel der Abschluß des Concordats mit der Römischen Curie, wobei er vergeblich für einen ausdrücklichen Vorbehalt des Staates eintrat. Bei den seit 1814 schwebenden Verhandlungen über Gewährung einer Repräsentativ-Verfassung sprach er sich mit Entschiedenheit für eine solche aus, und seitdem er an der Spitze der Finanzverwaltung stand, sah er in der Mitwirkung und Controle der Stände das einzige Mittel, Ordnung und Sicherheit in diese Verhältnisse zu bringen. Er hatte auch wesentlich Antheil an der Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs, und wirkte, nachdem die Verfassung verkündet war, eifrig für deren consequente Durchführung und ihren Ausbau. Er trug auch viel dazu bei, daß der Verfassungsurkunde ein Religionsedict und damit eine authentische Interpretation des Concordats beigegeben wurde, welche den Vorbehalt der Rechte des Staates sicherte. Auf dem ersten bairischen Landtage, welcher im Februar 1819 eröffnet wurde, machte Lerchenfeld großen Eindruck durch die offene Darlegung der so lange verschleierten Finanzzustände. Er gestand offen, daß,

was nur wenige geahnt hatten, ein Jahresdeficit von $3^1/_2$ Millionen Gulden und eine Schuldenlast von mehr als 105 Millionen vorhanden sei.

Als der König Max infolge eines unbesonnenen Antrages des bamberger Bürgermeisters Hornthal und bedeutender Abstriche im Militäretat Angst vor den Wirkungen der Volksvertretung bekam und damit umging, die Verfassung wieder aufzuheben und auch der Minister des Auswärtigen, Graf von Rechberg, ihn in dieser Richtung bestärkte, war es Lerchenfeld, der in Verbindung mit dem Kronprinzen Ludwig und dem Fürsten Wrede seinen Einfluß für Erhaltung der Verfassung geltend machte. Auch die Wirkung der Karlsbader Beschlüsse, denen Rechberg im Widerspruch mit seiner Instruction zugestimmt hatte, suchte Lerchenfeld, soviel es möglich war, abzuschwächen. Sobald er durch dritte Hand von den Verabredungen in Karlsbad gehört hatte, wandte er sich an den Kronprinzen Ludwig, um ihn auf die aus den Karlsbader Beschlüssen erwachsende Gefahr für die Selbständigkeit und die Verfassung Baierns aufmerksam zu machen, und der Kronprinz, welcher schon vorher in diesem Sinne an den Grafen Rechberg geschrieben hatte, setzte es durch, daß die Frage über die Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse am 15. Oct. einer Ministerconferenz vorgelegt wurde. Auf dieser machte Lerchenfeld gegen Rechberg und die ihm Anhängenden geltend, daß die übereilt gefaßten Bundesbeschlüsse mit den Grundbestimmungen des Bundes, der Souveränetät der Bundesstaaten und den verfassungsmäßigen Rechten der Unterthanen im Widerspruch ständen. Er beantragte daher, da er eine Widerrufung der von Rechberg erklärten Zustimmung zu den Karlsbader Beschlüssen nicht durchsetzen konnte, daß die Bestimmungen über die Beaufsichtigung der Universitäten, der Presse und die Errichtung einer Untersuchungscommission zwar für Baiern publicirt werden sollten, aber mit der Verwahrung, sofern sie der in der Bundesacte und den Staatsverträgen anerkannten Souveränetät, der Verfassung und den bestehenden Gesetzen nicht entgegenstünden. Die beigefügte Vollziehungsordnung dagegen sollte gar nicht publicirt werden. Dieser Antrag wurde von der Ministerconferenz angenommen und von dem Könige genehmigt, und am 18. Oct. 1819 erschien im Regierungsblatt die bedingte Verkündigung der Bundesbeschlüsse. Uebrigens beharrte Baiern keineswegs auf seinem Widerstand gegen die Karlsbader Beschlüsse. Die Collegen Lerchenfeld's und der König fügten sich immer mehr dem reactionären System, und seit einem Besuch Metternich's in München im Januar 1823 wurde Lerchenfeld jedes politischen Einflusses beraubt und auf Verwaltung seines Departements beschränkt. Nach der Thronbesteigung Ludwig's I. im October 1825 glaubte man, Lerchenfeld, der im besondern Vertrauen des Kronprinzen zu stehen schien, würde seinen früheren Einfluß wieder erhalten, aber statt dessen wurde er plötzlich aus dem Ministerium entlassen und zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt. Im Mai 1833 wurde er zwar wieder in das Finanzministerium berufen, aber schon im December des folgenden Jahres ging er als Gesandter nach Wien und wurde nach seinem eigenen Wunsch 1842 an den Bundestag versetzt. Am 14. Oct. 1843 starb er auf seinem Gut Haynersreuth in Oberfranken. *(Karl Klüpfel.)*

LERCHENFELD (Gustav, Freiherr von), Sohn des Vorigen, wurde am 30. März 1806 zu Ulm geboren, besuchte das Gymnasium in München, bezog 1824 die Universität Würzburg und studirte dort, sowie später in Heidelberg und München, die Rechtswissenschaft. Die juristische Praxis begann er 1828 in der Rheinpfalz, war als Assessor in Landau und Frankenthal in richterlicher Thätigkeit und wurde 1841 zum Appellationsgerichtsrath in Bamberg ernannt. Nach dem Tode seines Vaters 1843 verließ er den Staatsdienst und übernahm das väterliche Gut Haynersreuth. Im J. 1845 wurde er von den adeligen Gutsbesitzern des Kreises Oberfranken zu ihrem Abgeordneten für den Landtag erwählt und blieb dessen Mitglied bis zu seinem Tode. Er spielte in demselben eine hervorragende Rolle und wurde gleich anfangs Führer der Opposition gegen das Ministerium Abel, als regelmäßiger Referent über das Budget übte er bedeutenden Einfluß. Im März 1848 wurde er in das Ministerium berufen und übernahm zuerst das Departement der Finanzen, später das des Innern, nahm aber schon im December 1848 seine Entlassung. In Gemeinschaft mit seinem intimen Freunde Graf von Hegnenberg stand er an der Spitze der liberalen Opposition gegen reactionäre Tendenzen, war aber ein ebenso entschiedener Gegner der revolutionären Partei. Seit 1863 trennte er sich von einem Theile seiner bisherigen Gesinnungsgenossen, indem er sich zum großdeutschen Standpunkt bekannte. Von diesem aus bekämpfte er den Nationalverein und betheiligte sich eifrig bei dem sogenannten Reformverein. Die Wendung des Jahres 1866 war ihm daher äußerst schmerzlich und er zog sich mit wehmüthiger Resignation von der politischen Thätigkeit zurück. Am 10. Oct. 1866 starb er infolge eines Sturzes in der Kolowratshöhle auf dem Untersberg bei Salzburg. Er stand bei Gesinnungsgenossen und Gegnern wegen seines Charakters in hoher Achtung und zeichnete sich in Geschäften durch Gewandtheit und Rednergabe aus. Er war auch vielfach schriftstellerisch thätig, ein fleißiger Mitarbeiter der «Allgemeinen Zeitung» und veröffentlichte mehrere selbständige Schriften: «Die altbairischen landständischen Freiheitsbriefe» (München 1851); «Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph» (Berlin 1854) und «Das Verfahren der deutschen Großmächte gegen Schleswig-Holstein und den Deutschen Bund» (Jena 1866). *(Karl Klüpfel.)*

Lerchensporn, Pflanzengattung, s. Corydalis.

LERIA, eine von De Candolle aufgestellte Compositengattung, deren Arten früher meist zu Tussilago gerechnet wurden. Das Blütenköpfchen ist vielblütig, verschiedenehig, strahlend. Die linealischen zugespitzten Hüllschuppen decken sich unregelmäßig. Der Blütenboden ist nackt, die Scheibenblüten sind hermaphroditisch, die Randblüten weiblich, die Kronen der Scheibenblüten röhrig, undeutlich zweilippig mit zwei- bis dreizähnigen

Lippen, die innern Randblüten kurz zungenförmig, verschieden eingeschnitten, die äußern deutlicher zungenförmig. Die Antheren der Scheibenblüten sind am Grunde geschwänzt, an der Spitze mit Anhängseln versehen, in den Strahlblüten fehlen sie gänzlich. Der Griffel ist fadenförmig, sehr kurz zweilappig in den hermaphrodi ischen Blüten, dagegen länger zweilappig und mit etwas zurückgeschlagenen Schenkeln in den weiblichen Blüten. Die Achene ist länglich, zusammengedrückt, am Grunde etwas verschmälert, behaart, an der Spitze plötzlich in einen langen, kahlen Schnabel übergehend, der Pappus vielreihig, haarförmig, mit sehr dünnen, kaum rauhen Borsten.

Hierher gehören ausdauernde Kräuter mit nur grundständigen, unterseits weißfilzigen, am Grunde verschmälerten und in den Blattstiel herablauf nden Blättern und langem, nach der Blütezeit nickendem, einköpfigem Schafte.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) L. nutans *De Candolle*, mit fast leierförmigen Blättern, deren Seitenlappen klein und stumpf, der Endlappen dagegen groß, eiförmig oder fast herzförmig, gezähnt ist und deren Hüllschuppen schmal linealisch-pfriemlich sind. Hierzu gehört Tussilago nutans *Linné* und Tussilago lyrata *Persoon*. Sie wächst in Mexico, Westindien und Brasilien. Eine Abart sinuata mit länglichen, fast sitzenden, allmählich nach dem Grunde zu verschmälerten, rundlich-buchtigen Blättern und etwas breiten Hüllschuppen ist gleichfalls in Brasilien einheimisch. 2) L. integrifolia *Cassini* mit elliptischen, länglichen oder lanzettlichen, fast ganzrandigen, am Grunde verschmälerten, unterseits weißfilzigen Blättern, langem Schafte, linealischen, an der Spitze pfriemlichen Hüllschuppen und sehr kleinen, kantigen, weichhaarigen Achenen, welche viel kürzer sind als der Schnabel. In Brasilien einheimisch, vielleicht aber nur Abart von der vorigen. Dasselbe gilt von 3) L. leiocarpa *De Candolle* mit länglich-lanzettlichen, bald ganzrandigen, bald buchtigen Blättern, hohem Schafte, linealischen Hüllschuppen und kantigen, ganz kahlen Achenen, welche kürzer sind als der Schnabel. In Cuba einheimisch. 4) L. albicans *De Candolle* mit elliptisch-länglichen, fast ganzrandigen, unterseits graufilzigen Blättern, hohem Schafte, linealischen, an der Spitze pfriemlichen Hüllschuppen und kantigen, spärlich behaarten Achenen, welche mit dem Schnabel gleich lang sind. Hierher gehört Tussilago albicans *Swartz*. Auf Jamaica und St.-Domingo einheimisch. 5) L. pumila *De Candolle* mit kleinen, verkehrt-eiförmig-länglichen, unterseits dicht filzigen, rückwärts gezähnten oder fast schrotsägeförmigen Blättern, hohem Schafte, linealischen, stumpflichen Hüllschuppen und spärlich behaarten Achenen, welche so lang sind als ihr Schnabel. Das Vaterland dieser Art, zu welcher auch Lieberkuhna nudipes *Cassini* gehört, ist Jamaica.

Vier andere, von Sprengel beschriebene Arten sind von De Candolle zu andern Gattungen, zum Theil zu Chaptalia gestellt, womit übrigens in neuester Zeit von Bentham und Hooker die ganze Gattung Leria vereinigt wird. Davon ist aber Dolichlasium *Lagasca* verschieden, welche Gattung die zuletzt genannten Autoren zu Trixis bringen. *(A. Garcke.)*

LERIDA, befestigte Hauptstadt der zu Catalonien gehörigen Provinz Lerida (12,336 □Kilom.; 1884: 291,600 Einwohner) im Königreich Spanien, in schöner Lage am rechten Ufer des Segre, Bischofssitz, mit (1884) 17,672 Einwohnern, hat eine sehr schöne, aus dem 13. Jahrh. stammende Kathedrale und 7 andere Kirchen, einen alten Palast der Könige von Aragonien, 2 Spitäler, ein Armenhaus, ein theologisches Seminar, ein Lyceum und mehrere höhere sowie niedere Bildungsanstalten, früher auch eine Universität. Die durch ihre Lage am Segre und im Knotenpunkt der wichtigsten Heerstraßen und Eisenbahnen strategisch wichtige Festung besteht aus einer einfachen Enceinte, der im Westen ein Hornwerk vorliegt, aus der nördlich der Stadt auf einem 62 Met. hohen und sehr steilen Felsen gelegenen Citadelle, aus dem im Westen der Stadt auf einer schroffen, felsigen Anhöhe errichteten Fort Garden, dem Brückenkopf am linken Ufer des Segre und mehreren Redouten zur Deckung der wichtigsten Punkte im Vorterrain. Die Industrie Leridas producirt hauptsächlich Glas, Leder, Papier, Wollen- und Baumwollenwaaren.

Die Umgegend der Stadt ist theils eben, theils hügelig; im Südosten derselben und am Segre aufwärts breiten sich zwei überaus fruchtbare und von zahllosen Bewässerungskanälen durchschnittene Ebenen aus, El Fondenat und das Llano de Urgel, zu denen das östlich der Stadt liegende Gipshügelland, La Sagarra, mit zahlreichen Salzlagern den schroffen Gegensatz bildet.

Von den Römern gegründet (das alte Ilerda), war Lerida der Schauplatz der Kämpfe zwischen Scipio Africanus und Hanno, sowie zwischen Cäsar und den Pompejanern unter Afranius. Unter der Herrschaft der Mauren gelangte die Stadt zu hoher Blüte, wurde 800 durch Ludwig, den Sohn Karl's des Großen, zerstört und der spanischen Mark einverleibt, blieb im Mittelalter ohne Bedeutung und verdankt ihre gegenwärtige Wichtigkeit ausschließlich ihrer strategischen Lage, die Lerida auch bis in die neueste Zeit wiederholt zum Schauplatz kriegerischer Ereignisse gemacht hat. Im J. 1642 von den Franzosen erobert, wurde sie schon im folgenden Jahre von Philipp IV. wieder genommen; 1646 von den Franzosen vergebens belagert, mußte Lerida 1707 nach heldenmüthiger Vertheidigung vor Philipp V. die Waffen strecken und ein furchtbares Strafgericht über sich ergehen lassen, wobei die Bewohner gleichzeitig auch aller bis dahin behaupteten Vorrechte (Fueros) verlustig gingen.

Bei dem Aufstand Spaniens im J. 1808 war die Junta von Lerida unter den ersten, welche den Krieg an Napoleon erklärte und die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Franzosen aufriefen. In der Nähe von Lerida wurden die Spanier unter O'Donnel von den Franzosen unter Hebert am 23. April 1810 geschlagen, infolge dessen sich die Stadt am 12. Mai nach kurzer Belagerung den Franzosen ergab. *(E. L. Ulbrich.)*

LERINISCHE INSELN (franz. Lérins), Inselgruppe im Mittelmeer, Cannes gegenüber, zum Arrondissement Grasse des französischen Departements Seealpen gehörig. Die größte Insel, La Marguerite (im Alterthume Lerona), 7 Kilom. im Umfange und 1500 Met. vom Lande entfernt, hat eine Semaphorenstation und ein Fort mit Staatsgefängniß, unter anderm Verwahrungsort des Mannes mit der Eisernen Hand (bis 1698) und in neuester Zeit des französischen Marschalls Bazaine. Letzterer wurde, nach Aufhebung seines Todesurtheils, Ende 1873 hierhergebracht, entfloh aber in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. 1874 mit Hülfe seiner Gattin und entkam nach dem Auslande. Die kleinere Insel, St.-Honorat (im Alterthume Lerina), 3 Kilom. im Umfange, hat ein festes Schloß und ist seit 1858 Eigenthum des Bischofs von Fréjus, der daselbst eine Ackerbaucolonie angelegt hat. Hier stiftete um 410 St.-Honorat ein Kloster, früher als Theologenschule berühmt, von welchem 731 die Congregation der Benedictiner von Lerina ausging, welche 1637 sich mit der von St.-Maur vereinigte. Die übrigen Inseln (Klippen) sind unbewohnt. *(A. Schroot.)*

LERMA (Francisco Gomez de Sandoval y Roja, Herzog von), Günstling König Philipp's III. von Spanien. Er stammte aus einer der vornehmsten Familien Spaniens, war aber von Hause aus wenig begütert. Sein ursprünglicher Titel war der eines Marques von Denia. Er wurde von Philipp II. seinem Sohne, dem Thronfolger Philipp, als Hofmarschall zugeordnet. Während er denselben hauptsächlich im Sinne des mistrauischen Vaters leiten und beobachten sollte, schloß er sich dem Interesse des Prinzen an, stand trotz eigener beschränkter Mittel demselben, der von dem Könige sehr knapp gehalten wurde, in seinen finanziellen Nöthen bei und zeigte ihm überhaupt Gefälligkeit und Ehrerbietung, während die andern Hofleute ihn, nach dem Wunsche des Königs, vielfach vernachlässigten. Schon dieses Verfahren des Marques gewann ihm das Vertrauen und die Zuneigung des schwachen und wenig befähigten Infanten, die noch verstärkt wurden, als Denia seinetwegen zu leiden hatte; denn er wurde wegen der dem Prinzen erwiesenen Ergebenheit vom Könige ungnädig behandelt, von den Ministern angefeindet und endlich als Vicekönig von Valencia in eine Art ehrenvoller Verbannung geschickt. Kaum war Philipp II. 1598 gestorben, als die schlaue Berechnung des Marques den erhofften Erfolg fand. Der neue König Philipp III. erklärte ihn sofort zum Mitgliede des Staatsrathes, schenkte ihm ein Einkommen von 40,000 Dukaten und erhob ihn zum Herzoge von Lerma. Ja es dauerte nicht lange, so dankte der König thatsächlich zu Gunsten Lerma's ab. Letzterer wurde unumschränkter Herr des spanischen Staates. Er ernannte die Cardinäle, er vertheilte Würden, Aemter, Einkünfte. Er verfügte ausschließlich über die wichtigsten Geschäfte des Reiches und gab nur von den geringeren dem Staatsrathe Kenntniß. Der König, denkfaul und mistrauisch gegen seine eigene Einsicht, schob jeden Entschluß Lerma zu. Schließlich stellte er die Unterschrift des Herzogs an Geltung seiner eigenen gleich: wol ein einziger Fall in der Geschichte! Dabei war Lerma völlig ungebildet, ohne jede Kenntniß von den Angelegenheiten, die er in höchster Instanz und sozusagen allein verwaltete. Er war von unruhiger, begehrlicher Natur; von Stetigkeit und Ordnung war keine Spur bei ihm vorhanden; der geringste Widerspruch brachte ihn in Wuth, während er das übertriebenste Lob wohlgefällig aufnahm. Aber noch übler wirkte seine grenzenlose Habsucht, die um so verdammlicher war, als Spaniens Finanzen völlig zerrüttet waren, sein Wohlstand infolge der übermäßigen Steuern beständig zurückging, selbst seine Großmachtsstellung durch die Ebbe des Schatzes bedroht wurde. Und dabei bereicherte sich Lerma fortwährend nicht nur durch die Geschenke, ohne die niemand etwas bei ihm durchsetzen konnte, sondern auch durch beständige schamlose Plünderung der Staatseinkünfte. Während er 1598 völlig verarmt in das Ministerium getreten war, besaß er nach drei Jahren schon ein Vermögen von 2 Millionen Dukaten (= 40 Mill. Mark nach heutigem Geldwerthe), 1611 aber ein jährliches Einkommen von 700,000 Scudi (etwa = 18 Millionen Mark), und an Kostbarkeiten, Geräthschaften und Garderobe allein ein Vermögen von 6 Millionen Dukaten (= 120 Mill. Mark). Und wenn nach dieser schändlichen systematischen Beraubung kein Geld mehr im Staatsschatze war, schossen Lerma und seine Geschöpfe — selbstverständlich unter fremdem Namen — dem Könige Geld zu Wucherzinsen vor. Einen kleinen Theil dieser Reichthümer verwandte Lerma zur Erkaufung der Geistlichkeit, deren gewichtige Unterstützung er auch durch fanatische Frömmigkeit zu gewinnen suchte. Ebenso überhäufte er seine Familie mit Ehrenstellen. Um die Königin, welche seine Tyrannei haßte, zu beaufsichtigen, erhob er erst seine Gemahlin, dann seine Schwester, die Gräfin von Lemos, zu deren Oberhofmeisterin. Seinen ältesten Sohn, den Marques von Cea, mußte der König bei dessen Vermählung mit einer Rente von 30,000 Goldthalern ausstatten, ihn bald darauf mit dem Herzogstitel von Uceda schmücken und mit zahlreichen weiteren Würden und Einkünften versehen. Der zweite Sohn wurde Graf Saldaña. Seinen Oheim, Bernardo de Sandoval, machte Lerma zum Cardinal-Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien und überdies, 1608, zum Generalinquisitor, um dieses wichtige Amt zu seiner Verfügung zu haben. Uebrigens erstreckte sich der Beförderungseifer Lerma's auch über seine entfernteren und angeheiratheten Verwandten. Er schien den Staat als eine Privatdomäne der Familie Sandoval zu betrachten. Seine Werkzeuge wählte sich Lerma unter gewissenlosen Emporkömmlingen, die ihm unbedingt zur Verfügung standen. Der vertrauteste und gewandteste von ihnen war Pedro, als Sohn eines befreiten Sklaven Franqueza zubenannt, ein überaus schlauer, seinem Herrn sklavisch ergebener, unglaublich habgieriger Mensch, den er zum Secretär des Staatsraths für italienische Angelegenheiten und zum Grafen von Villalonga erhob. Ein anderer, Don Rodrigo Calderon, ward Kammerherr des Königs.

So besetzte Lerma alle wichtigen Stellen der Staats-

verwaltung mit seinen Angehörigen und Dienern. Die vornehmsten Familien Spaniens verschwägerte er mit seinem Geschlechte. Niemand, der nicht zu diesem Kreise gehörte, erhielt Antheil an der Macht. Vom König wich Lerma nicht; wohin derselbe kam, erhielt er nur Eindrücke, die Lerma ihm zugeführt wissen wollte. Das ganze System war mit großer Schlauheit und Consequenz durchgeführt. Unnütze Feindschaft zu erwecken, vermied Lerma, indem sein Benehmen höflich und freundlich war. Dabei wurden aber die Staatsgeschäfte mit äußerster Langsamkeit verhandelt, zum großen Schaden des Reichs endlos verschleppt. Ueberall nahm man Bestechung, auch von Ausländern: nur Gunst, nicht Verdienst galt. Jeder, der dieser gewissenlosen Despotie hinderlich war, wurde entfernt; jeder, der ihr entgegentrat, auf das grausamste verfolgt. Jenes Schicksal erlitten unter andern der damalige Erzbischof von Toledo, der höchste richterliche Beamte Rodrigo Vasquez, Präsident des Rathes von Castilien, und der Großinquisitor Pedro Porto-Carrero; die beiden letztern wurden aller ihrer Aemter enthoben. Als Franqueza selbst sich zu dem Schwiegersohne Lerma's, dem Grafen von Lemos, feindlich zu stellen wagte, wurde er (1607) verhaftet und nach $2^1/_2$ jähriger Gefangenschaft im December 1609 wegen Bestechung zu einer Geldstrafe von 1,400,000 Dukaten, zum Verluste aller Aemter und Würden und zur Internirung verurtheilt. Das Volk war unzufrieden, muthige Große reichten dem Könige Denkschriften ein, durch die sie denselben von der crassen Selbstsucht und Verderblichkeit des Lerma'schen Regimentes zu überzeugen suchten — alles ohne den mindesten Erfolg. Seine Gegnerin, die Königin, wußte Lerma derartig bei dem Monarchen anzuschwärzen, daß zwischen den beiden Gatten, die sich im Grunde zärtlich liebten, wiederholt Zerwürfnisse entstanden. Endlich war es Margarethe mit Hülfe einflußreicher Geistlichen doch geglückt, die Stellung des Günstlings zu erschüttern, als sie, diesem letztern sehr gelegen, plötzlich starb (3. Oct. 1611). Seitdem war Lerma wieder allmächtig.

Die Ergebnisse dieser Verwaltung waren die traurigsten. Fast sämmtliche Staatseinkünfte waren an die Gläubiger verpfändet. Soldaten und Beamte erhielten jahrelang keine Besoldung, sodaß Zuchtlosigkeit und Aufruhr unter den Heeren, Plünderung und Bestechlichkeit in allen Graden der Verwaltung einrissen. Zwangsanleihen und Münzfälschung im großartigsten Maßstabe konnten nur für den Augenblick helfen. Gegen Schluß des Jahres 1607 trat ein wahrer Staatsbankrott ein, indem die Zinsen der Staatsanleihen willkürlich, zum Theil auf ein Drittel reducirt wurden. Trotzdem blieb in den ordentlichen Ausgaben noch ein Deficit von über einer Million Dukaten, dem man, da die Steuerkraft des Landes auf das äußerste angestrengt war, nur durch neue Anleihen abzuhelfen vermochte. Dabei konnte man die Küsten nicht gegen die Angriffe der Berbern, der Hugenotten und der Holländer schützen, wurden die Colonien von diesen und den Engländern gebrandschatzt. Der Handel war zum größten Theil in die Hände der Fremden übergegangen; die Industrie hatte fast ganz aufgehört. Die Ausländer führten die reichen Rohstoffe Spaniens aus und brachten sie verarbeitet wieder in dasselbe zurück — natürlich zu dessen großem Schaden. Der jährliche Export wurde 1619 nur auf $19^1/_2$ Millionen Dukaten, der Import dagegen auf $39^1/_2$ Millionen veranschlagt. Was halfen bei solchem Misverhältniß die neun bis zehn Millionen Dukaten, die jährlich aus Amerika nach Spanien strömten, zumal die Fremden jährlich noch viele Millionen an Zinsen der Staatsanleihen dem verarmenden Reiche entzogen? Der Ackerbau, der äußerst geringgeschätzt und hauptsächlich von Steuern und Abgaben betroffen wurde, lag um so mehr danieder, als Straßen und Brücken sowie die Regulirung der Ströme von der Regierung völlig vernachlässigt und dadurch die Communicationen selbst unter Nachbardistricten unmöglich gemacht wurden. Dabei war die Unsicherheit sehr groß: die Räuber thaten sich zu förmlichen Banden zusammen, die den königlichen Soldaten Gefechte lieferten. Es waren also die Bauern arm, die Kaufleute ohne Kapital, der Adel verschuldet; Geld war selten und nur zu 16 oder auch 20 Procent Zinsen zu haben. So ist es nicht zu verwundern, daß während der Herrschaft Lerma's die Zahl der spanischen Bevölkerung von acht auf sechs Millionen Seelen sank.

Einen bedeutenden Antheil an dieser Einbuße hatte die verderblichste aller von Lerma getroffenen Maßregeln, die Vertreibung der Morisken. Es waren dies die Nachkommen der Araber und Mauren, der ehemaligen Herren Spaniens, die man dann, mit kecker Verletzung der mit ihnen geschlossenen Verträge, zur Annahme des Christenthums genöthigt hatte. Da sie im Grunde dem väterlichen Glauben treu blieben, suchte man sie mit allerhand vexatorischen Maßregeln heim, die selbstverständlich die Kluft zwischen ihnen und den «alten Christen» erweiterten und sie immer unzufriedener stimmten. Infolge dieser Umstände bildete sich zumal in dem spanischen Klerus eine starke Partei, welche die völlige Austreibung dieser Feinde der Religion und des Vaterlandes verlangte. Zunächst hatte sie weder bei dem Papste noch bei der spanischen Regierung Erfolg, da die Morisken zu den betriebsamsten und nützlichsten Bewohnern des Reichs gehörten. Indeß verleiteten die Bedrückungen, unter denen die Morisken zu leiden hatten, dieselben im J. 1605 zu landesverrätherischen Unterhandlungen mit den Türken und mit Heinrich IV. von Frankreich; diese Umtriebe wurden entdeckt und boten dann die Veranlassung zur Ausrottung der Morisken aus Spanien. Die zelotische Partei unter den Priestern benutzte diese Ereignisse, um Furcht und Erbitterung in ganz Spanien zu erregen. Vorzüglich war es aber Lerma sehr unbequem, sich von den Morisken aus seiner Ruhe aufgeschreckt zu sehen, und andererseits wollte er sein Bündniß mit der Geistlichkeit nicht gefährden. So befürwortete er, seit Beginn des J. 1608, die Austreibung eifrig und setzte sie, trotz des einsichtigen und menschenfreundlichen Widerspruches der Mehrheit des Staatsrathes, trotz des Protestes des Adels, der von den Morisken seine besten Einkünfte zog, natürlich durch. «Das ist ein großer Entschluß, den wir da

gefaßt haben», sagte der König, «führt ihn aus, Herzog.» Im September und October 1609 wurden zunächst die zahlreichen valencianer Morisken nach Afrika hinübergebracht; ein Aufstand derselben in der Sierra Al-Aguar ward mit leichter Mühe niedergeschlagen. Dann kamen die andalusischen und murcianer Morisken an die Reihe. Im J. 1610 erschienen die Austreibungsbefehle für die Morisken des Nordostens, denen man alle ihre liegenden Güter und fast alles bewegliche Vermögen kurzweg einzog. Etwas milder behandelte man deren Leidensgenossen in Castilien. An 50,000 Menschenleben gingen durch die Grausamkeit und Habgier der Beamten und Schiffskapitäne, durch die Aufstände und durch die Anstrengungen und Entbehrungen der Reise zu Grunde. Einzelne längst zu guten Christen gewordene maurische Bevölkerungen wurden noch in den J. 1611—13 entfernt. Der Gesammtverlust, den Spanien hierbei an tüchtigen und betriebsamen Bewohnern erlitt, betrug, nach den geringsten Angaben, eine halbe Million Menschen. In ökonomischer Hinsicht war der Schaden ganz unberechenbar. Ueber $3^1/_2$ Mill. Dukaten nahmen die Morisken in baarem Gelde mit; sie hatten vor ihrem Abzuge überdies noch große Mengen falschen Geldes in Umlauf gesetzt. Fast die gesammte Wollenmanufaktur verpflanzten sie von Spanien nach Tunis, zahlreiche Gewerbe, in denen sie zumeist gearbeitet, stockten gänzlich. Im gesammten Osten und Süden blieben die Felder öde und unbebaut, und darunter viele rauhe, steinige und wasserarme Gegenden für immer, da nur der unermüdliche Fleiß und die Genügsamkeit der Morisken deren Anbau ermöglicht hatten. Die Abgaben und Renten der Edelleute und Kirchen verminderten sich in unglaublichem Maße; eine Geldkrisis trat ein, in Valencia und Barcelona fielen die angesehensten Banken. Endlich wurde selbst der unfähige König schmerzlich betroffen von der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung seines Reichs. Er trug deshalb dem Rathe von Castilien im J. 1618 auf, ihm die Gründe für diese Uebelstände auseinanderzusetzen und zugleich wirksame Mittel zur Abhülfe anzugeben. Der Bericht des Rathes, vom 1. Febr. 1619, ist mit ebenso viel Einsicht wie Kraft und Festigkeit abgefaßt — des Königs Kraft war aber schon wieder erlahmt und er that lediglich nichts, um den Niedergang seines Staates aufzuhalten. «Spanien», so klagte der Rath, «steht in Gefahr völligen Unterganges, da seine Häuser überall Ruinen sind, ohne daß jemand sie wieder baute, und seine Städte und Dörfer wie ebenso viele Ruinen daliegen.» Nur Lerma hatte sich und seine Familie bei der unsinnigen und grausamen Moriskenaustreibung, die dem Staate sofort Millionen gekostet, wieder bereichert, indem er sich und den Seinigen von den den Morisken abgepreßten Geldern eine halbe Million Dukaten ($=10^1/_2$ Mill. Mark) zuwandte.

In der äußeren Politik verfolgte Lerma eine friedliche Richtung, theilweise wol aus Einsicht in die dringenden Bedürfnisse des spanischen Staates, theilweise aber auch aus Bequemlichkeit und weil er fürchtete, schwierigen Zeiten nicht gewachsen zu sein und leicht durch einen glücklichen General verdrängt werden zu können. Lerma ließ das verbündete Savoyen in seinen Kämpfen gegen Heinrich IV. von Frankreich (1600) und gegen Genf (1602 und 1603) im Stiche, sodaß der Herzog Karl Emanuel in voller Entrüstung zu der französischen Allianz überging. Im J. 1605 schloß Lerma, gegen den Willen der chauvinistischen und eifrig klerikalen Partei im Lande, den Frieden mit England ab. Endlich 1609 folgte der zwölfjährige Waffenstillstand mit den Vereinigten Provinzen der Niederlande, der einem vierzigjährigen verlustvollen und kostspieligen Kriege ein Ende machte. Dieser Kampf hatte Spanien 200 Millionen Dukaten oder — nach heutigem Geldwerthe — vier Milliarden Mark gekostet. Daß diese Friedfertigkeit indeß mehr aus dem Gefühl der Schwäche und aus Abneigung gegen energisches Handeln als aus wahrer Einsicht und planmäßiger Berechnung entstand, geht aus dem Umstande hervor, daß Spanien, anstatt sich durch Abrüstung und friedliche Reformen innerlich zu stärken und zu kräftigen, seine Mittel durch zahllose kleine Unternehmungen weiter vergeudete. Bald stritt man, meist unglücklich, gegen die Mauren und Berbern Nordafrikas; bald rüstete man, um dem Papste gegen die Venetianer beizustehen; dann unterhielt man mehrere spanische Regimenter in Ungarn und Dalmatien zum Kriege gegen die Türken oder in Deutschland zur Unterstützung der katholischen Liga.

Dem drohenden Kriege mit Frankreich und dessen Verbündeten im J. 1610 entging Lerma noch durch die Mordthat Ravaillac's. Mit der Regentin Marie von Medici stand er in freundlichem Einvernehmen; er schloß mit ihr, im J. 1612, den Vertrag eines doppelten Heirathsbündnisses ab, zwischen dem Infanten Philipp (IV.) und der französischen Prinzessin Elisabeth auf der einen, der Infantin Anna und dem jungen Könige Ludwig XIII. von Frankreich auf der andern Seite. Ein Krieg mit Savoyen (1614—17) wurde von seiten Spaniens ohne großen Ruhm und Erfolg geführt und dann von Lerma durch den wenig ehrenvollen Frieden von Pavia beendigt.

Dieses Ereigniß erschütterte bereits den Einfluß Lerma's auf den König. Die Wahrnehmung der furchtbaren innern Uebelstände des Reichs mußte den Herrscher vollends über das Verderbliche von Lerma's Verwaltung die Augen öffnen. Der Günstling, der immer noch seine Stellung bei Philipp für sicher und fest begründet hielt, wagte es dabei, demselben direct zu trotzen. Er hatte nach dem Sturze Franqueza's den Don Rodrigo Calderon, den Sohn eines armen Hauptmanns, zu seinem bevorzugten Diener erkoren, ihm wichtige Aemter und große Einkünfte übertragen und ihm die Titel eines Grafen von La Oliva und schließlich eines Marques von Siete Iglesias verschafft. Calderon aber hatte seine Stellung in gewissenlosester Weise misbraucht und zugleich durch seinen rohen Uebermuth und seine Ueberhebung alle Welt derart gegen sich erbittert, daß selbst der König wider ihn Partei nahm. Lerma aber hielt den Vertrauten selbst gegen den Willen des Monarchen aufrecht. Dabei fanden sich in des letztern Umgebung Leute, die seine beginnende

Misstimmung gegen Lerma eifrig schürten, vorzüglich einige Geistliche, zumal der Beichtvater des Königs, Pater Aliaga, der, obwol von Lerma selbst an diesen wichtigen Platz gestellt, seinen Wohlthäter zu verdrängen suchte; der gesammte Orden der Jesuiten und der eigene Sohn Lerma's, der Herzog von Uceda, der sich bei dem Könige durchaus einzuschmeicheln verstanden hatte und in thörichtem und verbrecherischem Ehrgeize selbst an Stelle des Vaters den Posten des ersten Ministers anstrebte. Eine Mordthat, die Calderon gegen einen Privatfeind ausübte, erbitterte den Monarchen völlig gegen jenen und seinen Beschützer Lerma. Vergebens suchte dieser sich einen mächtigen Beistand zu verschaffen, indem er, der Witwer war, sich von Papst Paul V. die Cardinalswürde ertheilen ließ. Der König sah darin nur einen neuen Beweis des Stolzes und der Herrschsucht Lerma's und befahl ihm (4. Oct. 1618), sich auf sein herzogliches Gut Lerma zurückzuziehen. So fiel Lerma, nachdem er zwanzig Jahre lang Spanien unumschränkt regiert hatte. Sein Abschied von dem Könige war übrigens ein herzlicher und freundschaftlicher gewesen. Seine Stellung wurde Uceda übertragen, der ebenso eigensüchtig und dabei noch weit unfähiger war als sein Vater. Das Land hatte bei dem Wechsel nur verloren.

Die siegreiche Partei ließ Calderon unter der lächerlichen Anklage, die Königin Margarethe vergiftet zu haben, verhaften und aller seiner Güter berauben. Er wurde der Tortur unterworfen, benahm sich aber mit großem Muthe und vieler Ausdauer. Philipp III. war auf dem Punkte, ihn zu begnadigen, als der Monarch (März 1621) starb. Es war dies auch ein großer Verlust für Lerma, dem der König selbst in seiner Verbannung Freundschaft und Achtung gezeigt hatte; noch auf dem Sterbebette ernannte er Lerma zu einem der Testamentsvollstrecker. Lerma wollte sich sogar an den Hof begeben, wurde aber durch einen Befehl des Infanten und baldigen Königs Philipp IV. daran verhindert. Doch hatte er die Genugthuung, den Sturz seines verbrecherischen Sohnes Uceda zu erleben, der als erster Minister sofort durch den Günstling des neuen Monarchen, den Grafen Olivares, ersetzt wurde. Eine der ersten Handlungen Olivares' war die ganz rechtlose und widergesetzliche Hinrichtung Rodrigo Calderon's (October 1621). Der Verbündete Uceda's und Hauptwerkzeug von Lerma's Sturz, Pater Aliaga, wurde seines Amtes als Großinquisitor beraubt. Uceda selbst starb im Kerker, Mai 1624. Auch Lerma hatte die Feindschaft und Rachsucht des neuen Günstlings zu erfahren. Er wurde unter der Anklage der Veruntreuung königlicher Gelder in dem Schlosse von Tordesillas eingekerkert, wo er in eine schwere Krankheit verfiel. Die Fürbitte des Papstes und des Cardinalcollegiums verschaffte ihm noch einmal die Freiheit wieder. Aber bald wurden die Anschuldigungen wider ihn erneuert, und Philipp IV. befahl unter sehr harten Ausdrücken eine gerichtliche Untersuchung über die Geschenke und Güterübertragungen, die Lerma sich von dem verstorbenen König verschafft habe. Er wurde in der That dazu verurtheilt, dem Fiscus jährlich 72,000 Dukaten und für einmal eine Summe von 1,400,000 Dukaten zu entrichten. Diese Kränkungen und Verluste brachen dem Cardinal-Herzog das Herz; er starb im J. 1625.

Literatur: Barozzi e Berchet, «Relazioni degli ambasciadori veneti del secolo XVII» (Serie I, Bd. 1); Cabrera, «Relaciones de las cosas sucedidas en la corte de España desde 1599 hasta 1614» (Madrid 1857); Khevenhiller, «Annales Ferdinandei» (Bd. 5 und 6); Winwood, «Memorials» (Bd. 2); Navarrete, «Conservacion de Monarquias» (Madrid 1626); Davila, «Vida y hechos de Felipe III» (Madrid 1771); Watson, «History of Philipp III» (2 Bde., London 1777—78 und seitdem öfter); Lafuente, «Historia general de España» (Bd. 15 und 16); A. de Circourt, «Histoire des Maures Mudéjares et des Morisques» (Bd. 3, Paris 1841); Bleda, «Corónica de los Moros de España» (Valencia 1618); M. Philippson, «Heinrich IV. und Philipp III.» (3 Bde., Berlin 1870—76); D. Pascual de Gayanos, «La Corte de Felipe III», in «Revista de España» (1885, Nr. 416 und 417); Ed. Rott, «Philippe III et le duc de Lerme» in «Revue d'histoire diplomatique», Nr. 2 und 3.

(M. Philippson.)

LERMONTOW (Michail Jurjewitsch), der große russische Dichter, ist nach der wahrscheinlichsten Annahme am 3. Oct. (a. St.) 1814 als Sohn eines russischen Majors in Moskau geboren. Seine Mutter verlor er schon im dritten Jahre, von da an nahm ihn die Großmutter mütterlicherseits zu sich, erzog ihn erst auf ihrem Gute im Gouvernement Pensa und ging dann 1826 nach Moskau, wo Lermontow als Halbpensionär in der Universitäts-Adelspension seine Schulbildung erhielt. Seine Erziehung war die damals für den jungen Adel gewöhnliche: Fertigkeit in modernen Sprachen, russische und fremde Literatur, Zeichnen, Musik, Tanzen, Fechten u. dgl. Ehrgeiz und großes, frühgereiftes Talent ließen Lermontow schnell vorwärts kommen, und schon damals zeigte sich der verwickelte, widerspruchsvolle Charakter, den er sein Leben lang trug, Verschlossenheit und Mistrauen gegen die Außenwelt, starkes Selbstgefühl und heftiges Empfindungsleben verbunden mit Zweifel an sich selbst. Die Anfänge seiner poetischen Versuche zeigen schon jetzt eine Hinneigung zu traurigen und finstern Motiven. Im J. 1831 wurde Lermontow wegen der mit andern verübten Verhöhnung eines Docenten von der moskauer Universität, die er eben bezogen hatte, ausgeschlossen und ging in demselben Jahre nach Petersburg, um die militärische Laufbahn, die einzige, die damals in Rußland die Aussicht auf äußern Erfolg und Stellung in der Gesellschaft bot, einzuschlagen, machte zuerst die Schule der Gardefähnriche und Cavaleriejunker, dann die der Leibhusarenjunker durch und wurde 1834 Cornet. Eine tiefere Bildung konnten ihm diese Anstalten nicht geben, entwickelten vielmehr die ungünstigen Seiten seines Charakters. Eine Kenntniß des Lebens war bei dem ausgesprochenen Kastengeiste

dieser Schulen nicht zu erlangen, bei Lermontow befestigte sich hier die sarkastische und skeptische Betrachtung der Gesellschaft, an deren nichtigem Treiben und Jagen nach materiellen Genüssen, die seiner heftigen Natur, wie er selbst gesteht, ein Bedürfniß waren, er sich doch lebhaft und bis zum Uebermaß betheiligte. Indeß verlor er sich nicht darin, blieb dem Wesen seiner Kameraden fremd, wie diese an ihm durchweg keinen Gefallen fanden, und lebte innerlich in heftigem Kampfe zwischen dem Gefühle überströmender Kraft und pessimistischer Verzweiflung. Die in diese Zeit fallenden poetischen Versuche, Nachahmungen und Uebersetzungen, zeigen den Einfluß Schiller's, dann Puschkin's und zuletzt in immer zunehmendem Maße den Byron's. Schon in das J. 1829 fällt der erste Entwurf des «Dämon»; 1835 wurde zuerst ein Gedicht von ihm gedruckt («Hadschi Abrek») und damit trat er in die russische Literatur ein. Seinem verschlossenen Charakter entsprach es an sich, daß er keine engere Verbindung mit den gleichzeitigen Vertretern der Literatur suchte, dazu kam, daß er trotz seiner Verachtung gegen das Wesen der großen Welt doch den Ehrgeiz hatte, in der vornehmen Gesellschaft eine Rolle zu spielen und sich seit 1834 dem Treiben derselben in vollem Maße hingab. Die Stimmung jener Zeit bezeichnet er selbst mit den Worten: «Nichts rührt mich, weder Zorn, noch Zärtlichkeit.» Da fiel 1837 Puschkin im Duell, und Lermontow schrieb in der ersten Erregung das berühmte Gedicht «Auf den Tod Puschkin's», das, in Abschriften verbreitet, ungeheueres Aufsehen erregte. Die nachträglich hinzugefügten 16 außerordentlich scharfen Verse hatten seine Verhaftung und Versetzung in ein Dragonerregiment im Kaukasus zur Folge. Dahin ging er 1837 ab, wurde aber schon 1838 wieder in die Garde und nach Petersburg zurückversetzt, schon berühmt als Dichter und infolge seiner Erlebnisse der Held des Tages. Sein innerer Haß gegen die Gesellschaft, in deren vollen Strudel er sich doch wieder stürzte, verließ ihn dabei nie: «Diese neue Erfahrung ist nützlich, sie hat mir eine Waffe gegen diese Gesellschaft gegeben, die mich sicherlich mit ihren Verleumdungen verfolgen wird, und dann habe ich Mittel zur Rache im Vorrath, denn nirgends begegnet man so vielen Niedrigkeiten und so viel Lächerlichem.» Dem Aufenthalte im Kaukasus, den er schon als zehnjähriger Knabe bei einem Aufenthalte seiner Großmutter in einem dortigen Bade zuerst gesehen hatte, verdankt seine Poesie die großartigen Schilderungen jener Bergwelt, deren Eigenart seinen Stimmungen entsprach und deren wilde, freiheitliebende Stämme seinem eigenen, wenn auch unklaren Ideal nach freier menschlicher Entwickelung sich anpassen ließen. — Im J. 1840 erschien eine Ausgabe seiner «Gedichte», die einzige zu seinen Lebzeiten; 1840 und 1841 zwei Ausgaben seines berühmtesten und am meisten charakteristischen Werks, des Romans «Ein Held unserer Zeit» («Geroj našego vremeni»). Im J. 1840 wurde er von neuem, verurtheilt wegen eines Duells, in den Kaukasus versetzt, war einmal noch, Ende des Jahres und Anfang 1841, in Petersburg, kehrte dann nach dem Kaukasus zurück, nahm dort seinen Abschied und lebte in Pjatigorsk; hier kam es, wahrscheinlich nur infolge sarkastischer Scherze Lermontow's, zu einem Duell mit dem Major Martynow, in welchem der Dichter am 15. Juli (a. St.) 1841 fiel. Seine Leiche, zuerst in Pjatigorsk beigesetzt, wurde später nach dem Gute Tarachany im Gouvernement Pensa übergeführt, wo auch sein Denkmal steht.

Das Urtheil über Lermontow, namentlich über den Roman, ist in der russischen Literatur ein sehr wechselndes und schwankendes gewesen. Zweifel an der Echtheit seines Pessimismus, seiner Weltverachtung, die mit seiner Sucht nach dem Treiben der großen Welt nicht zu stimmen schien, der unverkennbare starke Einfluß Byron's hat einen Theil der Kritiker dahin gebracht, ihn im ganzen und großen als einen wesentlich mit dem Verstande arbeitenden Nachahmer anzusehen. Das ist sicher unrichtig; innere Verwandtschaft des Charakters, die er in seinen Aufzeichnungen selbst wiederholt hervorhebt, führten ihn zu Byron und mußten ihn zu ähnlicher Lebensauffassung bringen. Die Gestalten seiner Dichtung, alle mehr oder weniger Variationen eines Typus, der am schärfsten in dem Helden seines Romans (Petschorin) ausgeprägt ist und in enger Verwandtschaft zu Byron's Figuren wie zu Puschkin's «Onjegin» steht, sind keine Phantasiegebilde, sondern entsprechen einem in der russischen Gesellschaft in den dreißiger Jahren wirklich vorhandenen Wesen. Dieser Typus, wie auch die ihm in Lermontow's eigener Art entsprechenden Seiten erklären sich aus den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen Rußlands in jener Zeit, die für einen kräftigen Geist keine Aufgaben und keine Stellung hatten, keine Ideale erzeugen konnte, und so die Besten zu einem nichtigen weltlichen Treiben oder zur pessimistischen Weltverachtung, oft in beides zugleich führte. — Ausgaben von Lermontow's Werken sind zahlreich, eine derselben ist: «Sočinenija Lermontova» (3. Ausg., 2 Thle., Petersburg 1873), mit einer einleitenden Biographie und Beurtheilung Lermontow's von Pypin, die der obigen Darstellung zu Grunde liegt. Deutsche Uebersetzungen von Bodenstedt, «Michail Lermontow's poetischer Nachlaß» (2 Bde., Berlin 1852), neuerdings von Ascharin (Dorpat 1877). *(R.)*

LERNAEA, eine von Linné für einen Wurm gehaltene Gattung von Schmarotzerthieren, welche zwar schon Blainville für ein Gliederthier hielt und Latreille zu den gliederthierartigen Helminthen rechnete, welche aber (mit verwandten Formen) erst durch die entwickelungsgeschichtlichen Untersuchungen Alexander von Nordmann's als Kruster erkannt wurde. (Lamarck schloß sie noch mit Chondracanthus und Entomoda den Süßwasserwürmern Tubifex an.) Sie bildet den Kern einer besondern Familie unter den «röhrenmündigen» (siphonostomen) Schmarotzerkrebsen, welche durch den Besitz einer Saugröhre, innerhalb deren die stiletförmigen Kiefer liegen, ausgezeichnet sind. Während des Begattungsstadiums schwimmen die Männchen und Weibchen frei umher und besitzen vier Paar Schwimmfüße. Später verlängert sich der Körper des Weibchens wurmförmig,

verliert seine Gliederung, behält aber Reste der zweiästigen Ruderfüße. Der Kopftheil hat verästelte Seitenfortsätze und einen einfachen Rückenhaken. Der Genitalabschnitt ist wurmförmig gestreckt, im mittleren und hinteren Theile sackförmig erweitert und in doppelter Umbiegung verdreht. Die Klammerantennen enden mit kräftiger Zange. Am hintern Ende finden sich zwei lange Eierschnüre. Arten leben schmarotzend an Arten der Fischgattung Gadus (Kabeljau, Dorsch u. a.). Verwandte Gattungen: Lernaeocera *Blaine*, Naobrachia *Hesse* u. s. w.

(J. Victor Carus.)

Lernäische Schlange, oder Hydra von Lerna, s. Hydra.

LEROUX (Pierre), franz. Philosoph und Publicist. Als Sohn eines Handwerkers am 17. April 1797 zu Paris geboren, begann Leroux seine Studien am Collége Charlemagne daselbst und setzte sie in Rennes fort; man wollte ihn ins pariser Polytechnikum aufnehmen, er aber verzichtete auf diese Aussicht, da seine verwitwete Mutter auf ihn als Stütze bei der Erziehung seiner Geschwister angewiesen war, und wurde Maurer, bald aber Setzer in der Druckerei eines pariser Verwandten. Von hier kam er als Corrector in die Druckerei des berühmten Buchhändlers Panckoucke, in der er einen Mechanismus zur Erleichterung des Setzens erfand, den er Pianotyp nannte, der aber, wie späterhin so vieles von Leroux' Schöpfungen, sich als unpraktisch erwies. Bei Panckoucke fand ihn sein einstiger Mitschüler Paul François Dubois wieder, als er seine Vorbereitungen zur Herausgabe der Zeitschrift «Le Globe» traf, und bestimmte ihn 1824, neben dem Herzoge von Broglie, Guizot, Cousin, Jouffroy u. a. sein Mitarbeiter zu werden; Leroux nahm auch an der Redaction Antheil und bekundete in seinen Artikeln einen fortgeschrittenen Liberalismus. Aber die Schriften der Saint-Simonisten machten auf sein empfängliches Gemüth einen solchen Eindruck, daß er im Januar 1831 in die Sekte eintrat und zu ihrem Organe den «Globe» machte, den er im November 1830 an sich gebracht hatte; er übergab dessen Leitung Michel Chevalier und huldigte eifrigst in der Straße Monsigny dem Saint-Simonismus. Als aber Enfantin die abenteuerlichen Fragen von der Emancipation der Frau und den Functionen des Priesters, der binde und löse und selbst ein Paar sei, aufwarf, protestirte Leroux am 19. Nov. 1831 vor der Gemeinde der Straße Monsigny laut dagegen, Scham und Moral erschienen ihm verletzt und er trat am 21. d. M. aus der Sekte. Seitdem blieb er treuer Anhänger der Monogamie und bekriegte erbittert diese unreinen Lehren; besonders seit Bazard todt war, führten er und Lazare Hippolyte Carnot die Polemik. Mit diesem leitete er 1832—35 die «Revue encyclopédique», in der er, ein Mann von unendlichem und vielseitigem, aber lückenhaftem und sonderbar verwerthetem Wissen, bedeutende Artikel über moderne Poesie und über die Bewegung der philosophischen und religiösen Ideen niederlegte, die aber keinen Anklang fand. Er gründete 1834 mit Jean Reynaud die «Encyclopédie nouvelle», die er mit zahlreichen Artikeln über die verschiedensten Fragen bereicherte, seinen neuen Tendenzen auf philosophischem, politischem und socialem Boden offener nachhängend. In diesem unvollendet abgebrochenen Werke publicirte er vieles über pythagoräische, buddhistische, brahmanische, mosaische, urchristliche Religionsansichten; «nirgends findet man einen ähnlichen Luxus allegorischer Interpretationen, eine solche Verschwendung von Mythen und Symbolen. Pierre Leroux entdeckt in diesem Dunkel der Vergangenheit unendliche Tiefen, er erklärt das Unerklärliche, er findet einen Sinn in den Mysterien, die vor ihm in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt waren. Wenn auch unglücklicherweise diese Abhandlungen durch ihre Weitschweifigkeit von dem Stil der Orakel, die sie erklären, sich entfernen, so nähern sie sich denselben doch wieder durch ihre Unverständlichkeit ganz außerordentlich» (Sudre). Darum durfte Reybaud von Leroux sagen: «Er glaubt an die Seelenwanderung; er glaubt an die Kabbala, an die Macht der Zahlen, an die Wirksamkeit geometrischer Formeln, an Kegel, Cylinder und Kugel: er will Frankreich mit Pappeln, als den Symbolen einer fehlerlosen Regierung bedecken.»

Im J. 1838 veröffentlichte Leroux seinen zehn Jahre später reproducirten Aufsatz «De l'Égalité», seine politische und sociale Ansicht kundthuend, und sich an Hegel völlig anlehnend, gab er 1839 separat seinen in der «Encyclopédie nouvelle» enthaltenen Artikel «Réfutation de l'éclectisme, où se trouve exposée la vraie définition de la philosophie» heraus. Die republikanische Opposition, die alten Saint-Simonisten, die Feinde der herrschenden Philosophie überhäuften Leroux darüber mit Lobeserhebungen und priesen ihn als einen der tiefsten Denker. Leroux legte schlagend die ganze Hohlheit des philosophischen Eklekticismus dar und wies nach, wie ganz äußerlich darin der schottische psychologische Individualismus mit dem deutschen Pantheismus verbunden sei. Indem er eine Lanze für die deutsche Philosophie brach, griff er schonungslos Cousin, der wie ein Papst die Philosophie in Frankreich beherrschte, an; in der «Revue indépendante» setzte er diesen Kampf fort und 1843 publicirte er aus ihr separat die bittere Schrift «De la Mutilation d'un écrit posthume de Théodore Jouffroy», in der er geradezu Cousin's Ehrlichkeit in seiner philosophischen Ueberzeugung anzweifelte. Leroux wandte sich vorzugsweise der Geschichte zu und wurde übermächtig von der Geschichtsphilosophie gefesselt; sein Hang zur Mystik und seine ungründliche Bildung verführten ihn gar oft zu geschichtsphilosophischen Träumereien. Leroux arbeitete an der «Revue des Deux Mondes», verließ sie aber mit dem Vorwurfe, sie werde den demokratischen Tendenzen untreu und bekehre sich zum ministeriellen Optimismus, und gründete 1841 mit Viardot und der George Sand die «Revue indépendante», für welche letztere mehrere Romane im Geiste der «humanitären» Doctrinen schrieb, z. B. «Consuelo», «Spiridion» u. a. Die Zeitschrift diente der Schelling'schen Identitätsphilosophie und griff leidenschaftlich die herrschende Philosophie und Religion an. Im J. 1840 gab Leroux sein Hauptwerk (Paris, zwei Bände, neue Auflage 1845) «De l'Huma-

nité, de son principe et de son avenir, où se trouve exposée la vraie définition de la religion, et où l'on explique le sens, la suite et l'enchaînement du mosaïsme et du christianisme» heraus und enttäuschte mit dieser geoffenbarten Religion gründlich viele seiner Bewunderer; sie fanden hinter pomphaften Phrasen Oede und Leere; ihm blieben nur blinde Freunde von Utopien und vagen Theorien treu. Während man bisher Philosophie und Religion als verschiedene Dinge ansah, leugnet Leroux in diesem Werke den Unterschied und betrachtet sie nach dem Gange ihrer Entwickelung als identisch, denn die verschiedenen sich folgenden Religionen der Geschichte waren nur der höchste Ausdruck der vorherigen Arbeit philosophischer Größen; alle philosophischen und religiösen Denker arbeiteten an der einen Aufgabe der unaufhörlichen Entwickelung der Menschheit; da das Christenthum heutzutage einer Leiche gleicht, so muß die Philosophie eine neue Religion schaffen, deren Elemente Leroux in der Vergangenheit der Menschheit finden will, wie er überhaupt gar zu gerne vergangenen Zeiten seine Ideen octroyirt und die Theologie mit metaphysischen Hirngespinsten versetzt. Die bisherige Auffassung vom Menschen erscheint ihm absolut falsch, er betrachtet ihn als untheilbar Geist und Körper zugleich, und da die Seele das Bewußtsein ihrer persönlichen Identität nur während ihrer Vereinigung mit dem Körper besitzt, so verschwindet es mit dem Tode des Leibes; die Unsterblichkeit der Seele, das Gericht im Jenseits sind Chimären. «Unabhängig von der Menschheit existirt kein Mensch», sagt Leroux, und nun definirt er die Menschheit so unverständlich und dunkel, daß er sich selbst verirrt. Nur bleibt das metaphysische Sein in uns unlösbar mit dem menschlichen Dasein verbunden; wir erstehen nach dem Tode wieder, aber um neuerdings als Menschen zu leben, das neue Leben ist die Fortsetzung des abgeschlossenen, jeder ist unsterblich. Die Menschheit ist vervollkommnungsfähig und in der That schreitet sie durch wechselnde Phasen und Formen allmählich zur Vollendung vorwärts, denn bei jeder Wiedergeburt sind wir intelligenter und tüchtiger. Es gibt kein Paradies, keine Hölle und kein Fegefeuer, es gibt nur die Welt mit ihrem ewigen Gebären und Leben. Der Himmel umfaßt die Erde; unsichtbar ist er Gott, sichtbar das Leben durch Gott in jeder Creatur. Gott manifestirt sich in beständigen Schöpfungen, die er immer vollkommener werden läßt, wie ja auch die Menschheit der Thierheit gefolgt ist. Gott ist gleichzeitig dreifach und einfach, aber die Dreiheit (triade) ist auch das allgemeine Gesetz der Menschheit, denn der Mensch, Geist und Körper, ist gleichzeitig Empfindung (sensation), Gefühl (sentiment) und Bewußtsein (connaissance), unauflöslich miteinander verbunden; auf diesem Calcul Leroux' von der Triade beruht auch seine sociale Theorie. Mit ungeheuerer Gelehrsamkeit trug Leroux diese Religion zusammen, alle möglichen antiken und modernen Systeme vermischend; Virgil, Plato, Moses, Christus, Buddha und Brahma, Pythagoras und Saint-Simon müssen Beiträge liefern. Trotz aller Spitzfindigkeiten und Winkelzüge aber war die ganze Leroux'sche Theorie nichts als eine Erneuerung des Pantheismus und großentheils anderwärts entlehnt; höchst bizarr verschmolz Leroux Religiosität und Atheismus, Mysticismus und die Negation des geistigen Lebens. Außer bei Mystikern konnte er mit all dem wenig Anklang finden, freilich durfte er sich des Beifalls einer Sand und eines Reynaud rühmen. Im J. 1841 erschienen seine «Sept discours sur la situation actuelle de la société et de l'esprit humain», und seit 1843 war er mit Anwendung seiner Metaphysik auf socialistischem Gebiete thätig, übersetzte aber auch Goethe's «Werther» ins Französische und gab ihn mit einer Vorrede der Sand (1843) heraus. Er trat als Verbesserer der Gesellschaft voll Selbstgefühl auf und entwickelte seine social-politischen Ideen auf dem Boden der Triade. Die Dreiheit der menschlichen Seele erzeugt nach Leroux als vorwiegende Empfindung das Eigenthum, als vorwiegendes Gefühl die Familie und als vorwiegendes Bewußtsein den Staat. Setzt sich der Mensch mit seinem Nächsten in Gemeinschaft, so ist das der Friede, will er ihn gewaltsam seinem Bedürfnisse unterjochen, so ist das Krieg. Durch das seinem Wesen immanente Bedürfniß erzeugt der Mensch Familie, Staat und Eigenthum; aber diese drei werden auch eine dreifache Quelle des Uebels für ihn, denn die Familie kann zur Sklaverei gegen ihr Haupt, der Staat zur Knechtschaft gegenüber dem Herrscher und das Eigenthum zur Unbilligkeit führen. Darum müssen Familie, Eigenthum und Staat (Vaterland) derart organisirt werden, daß sie dem unbegrenzten Verkehr des Menschen mit seinen Nächsten und mit dem Universum dienen können. An die Stelle der ungenügenden Nächstenliebe des Christenthums muß das Princip gegenseitiger Solidarität der Menschen treten, beruhend auf der unlösbaren Gemeinschaft von Mensch und Menschheit; dies Princip kann sich nur verwirklichen durch die vollkommenste Durchführung von Freiheit, Brüderlichkeit und besonders Gleichheit, die wieder in engem Bezug zu Empfindung, Gefühl und Bewußtsein stehen. Alle Menschen sind gleich, die Gleichheit ist das logische Fundament der Freiheit und Brüderlichkeit, eine Religion; sie besteht nicht nur in der Gleichheit vor dem Gesetze, sondern sie ist auch das Hauptelement unserer militärischen Organisation, die Basis unserer politischen als Volkssouverainetät, das Gesetz von Handel und Industrie als freie Concurrenz, sie ist sanctionirt als Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit. Sie wird aber nur im Principe und in der Theorie zugelassen, während in der Praxis die Reichen straflos, militairfrei und durch das Kapital die Unterdrücker der Arbeit und Industrie sind. Leroux greift hierbei leidenschaftlich die Plutokratie an. Auch beklagt er sehr die Zurücksetzung der Frau durch Gesetz und Sitte. Das Unglück der heutigen Gesellschaft, so führt er aus, ist das Resultat des Kampfes des Gleichheitsprincips mit seinem Gegentheile, welch letzteres noch überall herrscht. Wir stehen inmitten einer Welt der Ungleichheit, die aber vergeht, und einer Welt der Gleichheit, die beginnt. Unsere Gesellschaft kann heute keine andere Basis haben als die Idee der Gleichheit, nur ein Wahnsinniger kann glauben, durch Gewalt oder List könne man ihre Con-

sequenzen vereiteln. Eine Kette nach der andern fällt in dem Fortschritte der Geschichte. Erst befreite sich die Menschheit vom Bande der Familie, wie es in dem Patriarchate dieselbe fesselte, dann von dem des Staats, wie es das Alterthum, Griechen und Römer, beherrschte; über die Periode des Lehnswesens aber sind wir noch nicht hinausgekommen, denn das heutige Kapital ist gleichen Charakters mit dem Feudaleigenthume. Dieser Knechtschaft soll sich der Mensch entziehen, um frei zu werden, denn keine Kaste darf die Entwickelung hindern; man muß die üble Tendenz der Einrichtungen beseitigen, indem man ihre gute «organisirt». So erneuert Leroux seine schonungslosen Angriffe gegen die Plutokratie, und diese waren das einzige, was der gemeine Mann von seinem ganzen Systeme mit aller griechischen, hebräischen, indischen und christlichen Weisheit verstand. Niemand überbot Leroux in Ausfällen gegen die Herrschaft der Juden und den Cultus des goldenen Kalbes, gegen die Ausbeutung des Arbeiters durch die Kapitalisten, niemand stellte so hartnäckig die Lehren der Nationalökonomie über das Verhältniß der Bevölkerung zu den Subsistenzmitteln falsch dar und niemand eiferte derart gegen Malthus; durch statistische Kunststückchen suchte er zu beweisen, daß in Frankreich bei einer Gesammtproduction von jährlich neun Milliarden Francs fünf den Arbeitern als Grundrente, Zinsen und Steuern entzogen würden zu Gunsten von 200,000 Familien, die den Besitz hätten und das Budget verschlängen. Derart näherte er sich Proudhon gar sehr und verurtheilte das individuelle Eigenthum, das er selbst als nothwendig hingestellt hatte; hierbei stützte er sich auf Moses, die Aegypter und Chaldäer. Stillschweigend langte auch er bei dem Communismus an; aber diesen will er nur vorübergehend dulden, derselbe soll geregelt werden durch die Triade, Leroux' treueste Alliirte. Das Menschengeschlecht zerfällt nach ihm in drei Klassen, die den drei Factoren Empfindung, Gefühl und Bewußtsein (Erkenntniß) entsprechen: Industrielle, Künstler, Gelehrte. Diese dürfen aber nicht wie bei Saint-Simon Kasten werden, sondern müssen sich bei allen Functionen des socialen Lebens innigst umschlingen; damit jede Function möglichst vollständig ausgeführt werde, sind drei Menschen nöthig, deren jeder eine der drei Seiten unsers Wesens repräsentirt; das sociale Individuum ist als Arbeiter eine Triade und eine Vereinigung solcher Triaden bildet ein Atelier. Je nachdem die oder jene der drei Thätigkeiten vorherrscht, muß es drei Arten Ateliers geben und an der Spitze aller soll eine gewählte Leitungstriade stehen. Leroux kam auch hier zum Communismus; Gütergemeinschaft und Arbeitsvertheilung durch den Staat waren natürliche Consequenzen. Die verrückteste seiner Verirrungen war die Lehre vom Circulus, bei der ihm ein Misthaufen genügte, um die ganze Nationalökonomie umzustürzen. Die administrative und politische Organisation Leroux' beruht auf der Triade, denn eine Vereinigung von Ateliers bildet eine Commune, in der es Erziehungs-, Verwaltungs-, Gesetzgebungs-, Gerichtstriaden gibt; der Staat aber wiederholt nur im großen diese Organisation der Commune. Hieran schließt sich eine Symbolik für die neue Republik, die hart an das Tollhaus streift. Der Mann, der die höchsten Wahrheiten ankündigte, verlor sich immer mehr ins Leere; der Mangel des Sinns für die Wirklichkeit trat immer greller zu Tage.

Im J. 1845 erwirkte Leroux vom Ministerium ein Druckerbrevet und gründete in Boussac (Departement Creuse) eine Druckerei, in der er sein Associationsprogramm durchführte. Er verbreitete seine zahlreichen Broschüren massenhaft in den Nachbardepartements wie in der Creuse und gab die periodischen Blätter «L'Eclaireur» und «La Revue sociale» heraus, die seinen humanitären Ideen dienten; mit Proudhon gerieth er in heftigen Zwist, dieser griff ihn schneidend an und erhielt ebenso scharfe Antworten. Im J. 1846 erschien in Boussac Leroux' Schrift «D'une Religion nationale», 1847 «Sur la Situation actuelle de la société et de l'esprit humain» (zwei Bände), 1848 «De l'Humanité, solution pacifique du problème du prolétariat», «Le Carrosse de M. Aguado, ou si ce sont les riches qui payent les pauvres?», «Sur la Fixation des heures de travail», «Projet d'une constitution démocratique et sociale...donnant le moyen infaillible d'organiser le travail national sans blesser la liberté», «De la Ploutocratie, ou du gouvernement des riches», «Du Christianisme et de son origine démocratique» und «Malthus et les Economistes, ou y aura-t-il toujours de pauvres?» — meist Abdrücke von Artikeln der «Revue sociale».

Im J. 1848 glaubte Leroux aus manchen Manifestationen, seine Zeit sei gekommen, und eilte im malerischen Costüm eines Bauern des Departements Creuse nach Paris, wo man ihn auslachte, der «National» aber ihn derart angriff, daß er schleunigst heimreiste. Er kam zur rechten Zeit, um in Boussac die Republik ausrufen zu können, und wurde am 25. Febr. dort Maire. Bald ging er nach Paris, wo ihm die Ultrarepublikaner einen sehr warmen Empfang bereiteten; aber am 15. Mai compromittirte er sich bei der Erhebung, die auch ihn in die projectirte neue Regierung bringen wollte, wurde zur Gefangenschaft verurtheilt, doch befreite ihn Caussidière nach drei Tagen. Thoré, der «La vraie République» herausgab, verbündete sich mit ihm und der Sand, und Leroux entwickelte dort, im Revolutionsclub u. s. w. seine immer haltloseren und verworreneren Tendenzen. Bei den Partialwahlen vom 4. Juni sandte ihn das Seine-Departement mit 90,000 Stimmen (Paris mit 47,284) in die Constituirende Nationalversammlung, wo er stets mit der Bergpartei stimmte, aber keine Redegabe bekundete; er sprach mehrfach über Organisation der Arbeit, Festsetzung der Arbeitsstunden, politische und sociale Emancipation der Frauen, Colonisirung Algeriens u. s. w. Wenn aber der Mann des Circulus und der Triade seine eigenartigen Phantastereien über die Umgestaltung der menschlichen Ordnung in geschraubter Sprache darlegte, so erntete er in der Versammlung Spott. Im J. 1849 in die Legislative gewählt, gelang es ihm, sein Amendement durchzubringen, wonach unter

die Ursachen, welche den Verlust der politischen Rechte nach sich ziehen, die Verurtheilung wegen Ehebruchs eingereiht wurde (Amendement Leroux). Als der Prinz-Präsident am 2. Dec. 1851 den Staatsstreich machte, erschien ihm der Träumer gefährlich genug, um ihn aus Frankreich zu verweisen; Leroux zog sich, auf die Unterstützungen des Bankhauses Pereire und der Gräfin d'Agoult angewiesen, nach London zurück, von wo er nach der Insel Jersey übersiedelte. Hier lebte er mit neun Kindern in einem Gehöfte bei Saint-Hélier den Studien und der Landwirthschaft und machte Versuche mit einer neuen Art Guanos. Im J. 1849 war in Paris sein Buch «L'Assemblée nationale législative», 1850 «Quelques Pages de vérité» erschienen, jetzt ließ er noch ein philosophisch-satirisches Gedicht «La Grève de Samarez» (Paris 1863—64) und «Job, Drama in fünf Acten vom Propheten Jesaias, übersetzt aus dem Hebräischen» (Paris 1865) folgen. Es ward ihm 1860 durch die Generalamnestie Napoleon's III. gestattet, ins Vaterland heimzukehren; er aber blieb in Lausanne, wohin er von Jersey gezogen war, und hielt hier noch 1868 philosophische und religiöse Conferenzen ab. Erst von der Amnestie des August 1869 machte er Gebrauch und kehrte nach Paris zurück, um hier inmitten des Aufstandes der Commune am 12. April 1871 die Augen zu schließen. Die Commune sandte zwei Deputirte zum Begräbnisse des «Mannes der Freiheit».

Vgl. E. de Mirecourt, «Biographie de Pierre Leroux» (Paris 1856); L. Reybaud, «Études sur les Réformateurs ou Socialistes modernes» (6. Aufl., 2 Bde., Paris 1856); Garnier-Pagès, «Histoire de la révolution de 1848» (11 Bde., Paris 1860—72); Hillebrand, «Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III.», Theil 2 (Gotha 1879); Alfred Sudre, «Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien», nach der 5. Auflage des von der Französischen Akademie preisgekrönten Originals übersetzt von Oskar Friedrich; mit Nachtrag von Otto Wenzel (Berlin 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEROUX DE LINCY (Adrian Jean Victor), geboren zu Paris am 22. Aug. 1806, Zögling der Ecole des Chartes, später Secretär der Gesellschaft der Bücherliebhaber und Bibliothekar am Arsenal, gehört zu den Gelehrten, die in diesem Jahrhundert in Frankreich zuerst das Studium des Mittelalters nach den Urkunden wieder ins Leben gerufen haben. Als Geschichtschreiber, Herausgeber und Bibliograph hat Leroux während eines arbeitsamen Lebens manch werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Geschichte, Literatur und Sprache der älteren Zeiten Frankreichs geliefert. Aus der größern Anzahl seiner Schriften sind vorzüglich drei oder vier Werke hervorzuheben. Nämlich seine erste und bisher noch einzige Ausgabe der literargeschichtlich wichtigen normännischen Reimchronik von Wace: «Roman de Brut» (Paris 1836—38, 2 Bde.), ferner die Publication des für die Geschichte der französischen Sprache bedeutenden Werks: «Les Quatre Livres de Rois» (Paris 1842, Monuments inédits), belohnt mit der goldenen Medaille von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; dann die Sammlung, die unter dem Titel erschien: «Recueil de Chants historiques français du 12e au 18e siècles» (Paris 1842—59) und «Chants historiques et populaires du temps de Charles VII et de Louis XI» (Paris 1857). Wenn die Ausgaben Leroux' den heutigen Tages zu stellenden Anforderungen an philologische Treue und Genauigkeit nicht voll entsprechen, so waren es doch achtungswerthe und was die Lösung der historischen und bibliographischen Aufgabe angeht, sorgfältige Leistungen. Besondere Verdienste hat Leroux sich auch um die Geschichte der Stadt Paris erworben («L'hôtel de ville de Paris», Paris 1844—46; «Description de Paris par Guillebert de Metz», Paris 1855; «Paris et ses historiens aux XIVe et XVe siècles», Paris 1868). Außerdem ist noch seine Lieblingsarbeit zu nennen: «Recherches sur Jean Grollier» (den begeisterten Büchersammler, Paris 1866) und «Le Livre des Proverbes français» (Paris 1842; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.). Als Mitglied einer Gesellschaft (Société de l'Ecole des Chartes), die das Ziel verfolgte, das in Paris bestehende Institut für die geschichtlichen Studien zu neuem Leben zu erwecken, wurde er Mitbegründer der gediegenen Zeitschrift: «Bibliothèque de l'Ecole des Chartes»; durch Beiträge und lange Zeit als Secretär von Jules Quicherat, dem Redacteur, das Gedeihen des Unternehmens aufs nachhaltigste befördernd. Leroux ist am 13. Mai 1869 zu Paris gestorben. Vgl. «Bibliothèque de l'École des chartes» (Jahrgang 1869, Nachruf von J. Quicherat). *(A. Birch-Hirschfeld.)*

LESAGE (Alain René), französischer Dichter, der einzige Sohn eines Notars und Gerichtsschreibers, wurde am 8. Mai 1668 zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Depart. Morbihan) geboren. Früh verwaist — seine Mutter, Jeanne Brenugat, verlor er im neunten Jahre, sein Vater starb 1682 — kam er unter die Vormundschaft eines nachlässigen oder unredlichen Oheims, der, während Lesage auf der Schule der Jesuiten zu Vannes sich befand, sein kleines Erbe ihm verloren gehen ließ. Ob Lesage, nachdem er die Schule verlassen, eine Zeit lang in der Verwaltung der Steuerpächter beschäftigt gewesen, ist zweifelhaft, vielleicht ist diese Vermuthung nur durch sein Drama «Turcaret» entstanden. Jedenfalls kam er 1692 oder 1693 nach Paris, aus welcher Zeit seine Verbindung mit Danchet, dem Librettisten, tragischen Dichter und späteren Akademiker stammt, und ferner steht es fest, daß er sich am 17. Aug. 1694 mit Marie Elisabeth Huyard, einer pariser Bürgerstochter, vermählte und um dieselbe Zeit unter die Advocaten beim Parlamentshofe aufgenommen wurde. Er führte von nun an ein geräuschloses, arbeitsames Leben, wenig beachtet von der großen Welt und ihren literarischen Kreisen, ein schlichter Bürger, der sich lieber im Café als im Salon aufhielt. [1])

1) Auch seine Wohnung befand sich meist außerhalb der Mittelpunkte des pariser Lebens in der Rue du Coeur Volant, Rue

Seine Advocatur scheint Lesage bald wieder aufgegeben zu haben, denn 1698, nach der Geburt seines zweiten Sohnes, wird er im Taufregister nur als «bourgeois» aufgeführt. Unterdeß scheint ihn die Nothwendigkeit des Erwerbs zum Schriftsteller gemacht zu haben; seine erste Arbeit «Lettres galantes d'Aristenète» (1695) war eine Uebertragung der dem Rhetor Aristainetos beigelegten erotischen Briefe und von geringem Werthe. Erst als der Abbé Lyonne, einer der Söhne des Ministers, der Lesage ein Jahrgehalt von 600 Frs. verschaffte, ihn auf die reichen Fundgruben der spanischen Literatur, die damals den Franzosen schon ganz fremd geworden, aufmerksam gemacht hatte, gerieth der künftige Autor auf die rechte Bahn. Er bearbeitete nun spanische Stücke für die französische Bühne: «Le Traitre puni» nach Fr. de Rojas, «Don Felix de Mendoza» nach Lope de Vega («Théâtre espagnol», Paris 1700) und «Le Point d'honneur», ebenfalls nach Rojas. Diese Komödie wurde am 3. Febr. 1702 im Théâtre français gespielt, brachte es aber, da ihr die Anwendbarkeit auf französische Sitten und Bräuche fehlte, nur zu einer einmaligen Wiederholung.[2]) Demnächst veröffentlichte Lesage wieder eine Uebersetzung aus dem Spanischen, nämlich Avellaneda's Fortsetzung des «Don Quijote» («Nouvelles aventures de Don Quichotte de la Manche», 2 Bde., Paris 1704—6), die eine anerkennende Besprechung im «Journal des Savants» fand. Erst das Jahr 1707, als Lesage in sein 40. Lebensjahr einzutreten im Begriff stand, brachte ihm die ersten wirklichen Erfolge; denn am 15. März spielte man im Théâtre français zwei neue Stücke von ihm, von denen das eine, eine vollständige Komödie «Don César Ursin» (nach Calderon), in der Stadt wenig beifällige Aufnahme fand, während das zweite, der Einacter «Crispin rival de son Maître» durch seinen muntern Witz und Laune durchschlug und auf der Bühne sich hielt; größer aber noch war der Erfolg des Autors, als zu Anfang des Sommers 1707 der «Hinkende Teufel» erschien. Titel, Rahmenerzählung, Personennamen und ein Theil der Geschichten stammt aus dem «Diablo cojuelo» des Luis Velez de Guevara (zuerst Madrid 1641), aber die sechszehn Kapitel der ersten Ausgabe des «Diable boiteux» sind doch eben nur inspirirt durch die zehn «Sprünge» (trancos) des spanischen Orginals, dessen bizarrer Stil und überschäumender Humor in einer getreuen Nachbildung in Frankreich wenig Leser gefunden haben würde. Lesage behält Plan und Einkleidung bei, den realen Hintergrund bildet aber die damalige pariser Welt, von der er eine satirische Schilderung zu geben beabsichtigt. Lesage hat ein französisches Vorbild: La Bruyère. In der That bietet das Buch, abgesehen von der Fabel, eine Aufeinanderfolge von Charakterbildern und Sittengemälden, die La Bruyère in Spiel und Handlung umsetzen.[3]) Darum nennt auch das Inhaltsverzeichniß in den älteren Ausgaben unter den Kapitelzahlen die einzelnen Gestalten in der Weise, daß es z. B. zum dritten Kapitel heißt: Die alte Kokette, der alte Galan, der Musiker, der Tragiker, der Gerichtsschreiber u. s. w. Daß diese Schilderungen Porträts enthielten, erhöhte das Interesse der zeitgenössischen Leser, kommt aber auch der Kunst des Novellisten zugute, der sich hierdurch veranlaßt sieht, eine wirklich vorhandene Welt zu schildern. «Man mache sich eine Vorstellung von dem Zustande der Gemüther in dem Augenblicke, als „Der hinkende Teufel" erschien: das grämliche, langweilige, von Unheil heimgesuchte Greisenalter Ludwig's XIV., die Frömmigkeit auf Bestellung, die auf allen lastete, die Beobachtung des Decorum zum lästigen Zwang geworden — plötzlich stellt sich Asmodeus mit seinem Studenten auf die Höhe eines Thurmes, man könnte sagen von Notre-Dame, und hebt mit einer Handbewegung alle Dächer der Stadt auf, sodaß alle Scheinheiligkeit aufgedeckt wird, alle Heuchelei und Verstecktheit ans Licht kommt» (Sainte-Beuve). Die Rücksicht auf die vorhandenen Zustände erklärt auch eine Anzahl von Verbesserungen, Aenderungen und Zusätzen, die Lesage neunzehn Jahre später an seinem Werke vornahm. Einzelheiten, die 1707 stadtkundig waren, waren 1726 vergessen und wurden durch andere Episoden neuen Angedenkens ersetzt. Die Ausgabe dieses Jahres hat einundzwanzig Kapitel statt der sechzehn ursprünglichen. Endgültig ist die Ausgabe von 1737, wozu noch die «Entretiens des cheminées» und die «Béquilles du Diable boiteux» (letztere von Bordelon) kamen. Eine zweite Auflage wurde schon 1707 nothwendig. «On travaille à une troisième», berichtet das «Journal de Verdun» im December, «deux seigneurs de la cour mirent l'épée à la main dans la boutique de la Barbin, pour avoir le dernier exemplaire de la seconde édition.» Zwei Jahre später hatte Lesage den glücklichen Gedanken, einen lächerlichen Vertreter eines für das alte Staatswesen so verderblichen Systems, einen Steuerpächter, auf die Bühne zu bringen, und dadurch die Ansätze zur Sittenkomödie, die Molière's «Bourgeois Gentilhomme» und «Comtesse d'Escarbagnas» bieten, und die eine Weiterbildung schon durch Dancourt erhalten, im «Turcaret» weiter auszubilden. Die Finanz soll versucht haben, die Aufführung des Stücks zu hintertreiben, und Lesage eine bedeutende Summe geboten haben, im Falle er «Turcaret» zurückzöge, doch der Adel stützte ihn und Monseigneur, Ludwig's XIV. ältester Sohn, befahl den Schauspielern, die Komödie einzuüben. Die erste Aufführung fällt auf den 9. Febr. 1709. Es gab damals nur sechs Wiederholungen. Das Stück hat allerdings keine sich folgerecht entwickelnde Handlung, die durch sich selber dramatisch wirkt, sondern ist mehr eine Scenenfolge, deren Einzelheiten drastischer Wirkung sicher sind. «Turcaret» ist eine echte Sittenkomödie, die geschilderten Sitten sind zwar weder gut

Montmartre und zuletzt in Faubourg St.-Jacques. Hier fand ihn der englische Reisende Spence (Spence, «Anecdotes», London 1820).

2) Später als «L'arbitre des différends» auf die Bühne der «Italiener» gebracht (1725).

3) «La Bruyère mise en scène et action sans trace d'effort» (Sainte-Beuve).

noch edel, aber getreu und kräftig dargestellt. Lesage hat die hier betretene Bahn nicht weiter verfolgt. Als 1708 ein kleiner Einakter «La Tontine» zur Aufführung angenommen, dann aber fallen gelassen wurde, überwarf er sich mit den Schauspielern des Théâtre français und blieb fortan ihrer Bühne fern.[4]) Dagegen trat er in engste Verbindung mit den Truppen, die auf den Saint-Germain- und Saint-Laurent-Jahrmärkten spielten und die seit der Unterdrückung der Bühne der «Italiener» (1697) einen besondern Aufschwung genommen hatten. Da diesen Gesellschaften nicht erlaubt wurde, eigentliche dialogisirte Komödien zu spielen, gab es allerlei Listen und Erfindungen, das Verbot zu umgehen, damit man nicht ganz auf stummes Spiel angewiesen war. Zuletzt, als die Chicanen nicht aufhörten, half man sich mit Zetteln, worauf groß gedruckt die Handlung erklärt wurde und die der Schauspieler aus der Tasche zog, oder die von der Decke als von Amoretten gehaltene Plakate niederschwebten. Eine bessere Aushülfe waren die Couplets, die auf beliebte Melodien gedichtet, von im Zuschauerraum vertheilten Personen gesungen wurden. In solcher Lage befanden sich die Jahrmarktsbühnen, als Lesage seine Verbindung mit ihnen einging. Zuerst schrieb er Zettelstücke (pièces par écriteaux) und Liederspiele. Um 1715 kommt der Name Opéra Comique auf und die Stücke bestanden aus wenigen gesprochenen Worten und Liedern (Comédie-Vaudeville). Die komische Oper wurde auch dann noch nicht in Frieden gelassen, sondern lebte in beständigem Kriege mit den «Römern» (den Schauspielern des Théâtre français) und den seit 1716 wieder erscheinenden «Italienern». Lesage blieb indessen seiner komischen Oper getreu und verfaßte in den Jahren 1712—38 für die Jahrmarktsspieler mehr als hundert Stücke und Prologe, theils allein, theils in Gemeinschaft mit d'Orneval und Fuselier. Fünfundfünfzig davon sind gedruckt in der Sammlung «Le Théâtre de la Foire ou l'Opéra Comique» (Paris 1721—37, 10 Bde.). Höhere Ansprüche befriedigt keines dieser Stücke, doch ist manche ansprechende Erfindung darunter, wie «La foire des Fées» oder «Le Monde renversé». Die Arbeit für diese Bühnen mochte Lesage eine Erwerbsquelle sein, und so liefert er 1715 vier, 1721 fünf, 1722 sieben, 1730 neun Stücke. Eine gefährliche Waffe der komischen Oper gegen ihre vornehmen Nebenbuhler war die Parodie, die in gleicher Weise die Personen und die Stücke des Théâtre français nicht verschonte.

Unterdeß gelangte Lesage dazu, einen Plan zu entwerfen und auszuführen, wozu man seine bisherigen Arbeiten als Vorübungen und Vorbereitungen betrachten könnte, es entstand das dauernde Werk seines Lebens, das unter dem Titel «L'Histoire de Gil Blas de Santillane» 1715 in zwei Bänden erschien. Was er in der Schule Molière's und La Bruyère's gelernt, vereinigt mit dem, was er bisher an Beobachtungen und Notizen gesammelt, wird in einer glücklichen Verbindung von Lustspiel, Satire und Abenteuer in die Form des Schelmenromans, dieses spanischen Erzeugnisses, gefaßt, und es entsteht der erste auf dem Boden der Wirklichkeit, sowol in Verwerthung sittengeschichtlicher wie rein historischer Verhältnisse und Zustände, stehende französische Roman, der in der Mitte steht zwischen den Ueberschwänglichkeiten der heroisch-historischen und den grotesken Carikaturen der sogenannten komischen Romane des 17. Jahrh. Zugleich wird dieser Literaturgattung, die bisher als eine minderwerthige, dem Dilettantismus zu überlassende betrachtet wurde, eine aussichtsvolle Laufbahn des Fortschrittes eröffnet, auf welcher der Roman zu dem Range und der Schätzung eines selbständigen Kunstwerks gelangen soll. Keiner von den Meistern der Kunst in England, von Fielding bis auf Thackeray, ist von dem Werke des Franzosen unbeeinflußt geblieben. Merkwürdigerweise hat man die Orginalität des «Gil Blas» bestritten. Voltaire, über den sich Lesage einmal auf der Jahrmarktsbühne (im Temple de Mémoire) lustig gemacht hatte[5]), sagt im Schriftstellerverzeichniß zum «Jahrhundert Ludwig's XIV.» schlankweg: «Il est entièrement pris du roman espagnol intitulé: La vida del escudero Don Marcos de Obregon.» Die Vorrede und der Titel zur spanischen Uebersetzung des «Gil Blas» vom Padre Isla (1787) bezeichnen das Werk des Lesage einfach als einen Raub, und es wird die Behauptung von einer spanischen Orginalfassung aufgestellt, die Lesage im Manuscript erworben und ins Französische übertragen habe. In einer am 7. Juli 1818 in der Französischen Akademie verlesenen Schrift hat François de Neufchâteau diese Behauptung widerlegt und gründlich den französischen Charakter des Werkes nachgewiesen. Llorente versuchte 1822 noch einmal, den Standpunkt Isla's zu vertheidigen («Observations critiques sur le roman de G. B.», Paris 1822) und die Fabel von einer spanischen Handschrift aufs neue annehmbar zu machen. Gründlich und umfassend hat darauf endlich Audiffret diese in der Luft schwebende Hypothese aus dem Wege geschafft.[6]) Spätere Versuche, den spanischen Ursprung zu retten, waren überflüssig, es handelte sich nur noch darum, im einzelnen nachzuweisen, welche Anleihen Lesage bei den spanischen Schelmenromanen und Bühnenstücken gemacht hat; das

4) Obgleich sonst der Satire von Lesage die Beimischung der Gutmüthigkeit nicht fehlt, gegen Finanzleute und Schauspieler ist er von bitterer Schärfe. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Stelle in der Declaration zu «Gil Blas»: «Ceux qui savent dans quel désordre vivent les comédiennes de Madrid pourroient me reprocher de n'avoir pas fait une peinture assez forte de leurs déréglements; mais j'ai cru devoir les adoucir pour les conformer à nos manières.» Vergleicht man damit die Schilderung im 3. Buch, 7. Kapitel, so ist diese vorgebliche Milderung eine leicht zu verstehende Bosheit.

5) «L'illustrissime, le célébrissime, l'élégantissime auteur de l'Henriade»! Auch «Triaquero» im 10. Buche des «Gil Blas» soll ohne Zweifel Voltaire sein.

6) Neufchâteau, «Examen de la question de savoir si Lesage est l'auteur de Gil Blas ou s'il l'a pris de l'Espagnol» in seiner Ausgabe des «Gil Blas» (Paris 1819, 3 Bde.); Audiffret, «Notice historique sur la vie etc. de Lesage» zu der Ausgabe der «Oeuvres» (Paris 1821—22). Von einer «Gil Blasfrage» zu sprechen, wie Beckenstedt («Zur Geschichte der Gil Blasfrage», Berlin 1879) thut, ist gänzlich unnöthig.

Werk als Ganzes bleibt sein eigen. Die Entlehnungen aus Marcos de Obregon haben Neufchâteau, Ticknor («History of Spanish Literature»), Franceson nachgewiesen; Anleihen bei Cervantes, Juan de Luna, Quevedo, Rojas, Calderon sind ebenfalls ohne Zweifel gemacht worden. Aber Lesage hat ja auch offen eingestandene Uebersetzungen spanischer Orginalromane herausgegeben, die man als spätere um des Erwerbs willen geschehene schnellfertige Verwerthungen der für «Gil Blas» aufgespeicherten Materialien bezeichnen darf. «Gil Blas» dagegen ist das mit Sorgfalt geschriebene Hauptwerk seines Lebens, das Lesage zwanzig Jahre hindurch beschäftigt hat. Da bekannt ist, wie schnell ihm Uebersetzungen und Bearbeitungen von der Hand gingen, so müßte es ein Wunder sein, daß er sich, wenn ihm ein spanisches Original für «Gil Blas» vorlag, zwei Jahrzehnte mit dessen Bearbeitung befaßt hätte; während bei einer selbständigen Schöpfung die Länge der Zeit und die Wiederaufnahme des 1724 abgeschlossenen Werkes sich leicht verstehen läßt. Die Zeit, die dem Erscheinen eines Theiles des Romans unmittelbar vorausgeht, zeigt Lesage immer weniger productiv in anderer Richtung als sonst, ein Zeichen, daß die Abfassung des «Gil Blas» ihn ganz in Anspruch nimmt. In den sechs ersten 1715 erschienenen Büchern sind am auffallendsten die Entlehnungen aus dem «Marcos de Obregon» Espinel's (1618) und dem «Asino d'oro» (nach Apulejus) des Florentiners Firenzuola (1549). Dennoch tritt der echt französische Charakter des Werks schon hervor aus der von Lesage an der Spitze des Buchs abgegebenen Erklärung: «Comme il y a des personnes qui ne sauraient lire sans faire application des caractères vicieux ou ridicules, qui elles trouvent dans les ouvrages, je déclare à ces lecteurs malins qu'ils auraient tort d'appliquer les portraits qui sont dans le présent livre.» Die Zeitgenossen wußten wohl, was von einer derartigen Erklärung zu halten war. Ohne Zweifel hat die gutmüthige Satire und die Sittenschilderung des «Gil Blas» große Verwandtschaft mit dem «Hinkenden Teufel», nur das Phantastische des letztern fehlt und ist durch eine zum Theil auf geschichtlicher Grundlage beruhende zusammenhängende Handlung ersetzt. Der Held ist auch kein spanischer Picaro, der mit der Gesellschaft auf dem Kriegsfuß lebt, er bleibt kein Spitzbube von Beruf, er ist ein aufgeweckter, artiger Bursche, der, im Besitz einer mittelmäßigen Erziehung, mit siebzehn Jahren aufbricht, um in der Welt sein Glück zu machen. «Er geht durch alle Arten von Lebensstellungen hindurch, durch die gemeinsten und niedrigsten, misfällt sich in keiner, obgleich er stets bestrebt ist, weiterzukommen.» Doch bleibt er nicht ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft, sondern das Leben erzieht ihn allmählich zum anständigen Menschen. In keiner Beziehung ein Held, bleibt er der Typus eines Menschen von moralischem Mittelmaß. Keine weltbessernde Tendenz im Geiste des 18. Jahrh. bestimmt die satirische Haltung; die Welt wird genommen wie sie ist, es fehlt nur an geistiger Erhebung und sittlichem Schwunge. Der zweite Band verläßt Gil Blas in der Stellung eines Intendanten. Der dritte (1724) läßt den Helden noch höher emporkommen, ihn Secretär eines Erzbischofs und schließlich Vertrauten des Beherrschers der spanischen Monarchie, des Herzogs von Lerma, werden. Hier entfernt sich der Dichter nicht von der Wirklichkeit, die Schicksale der Alberoni und Dubois, die aus niedrigster Stellung zu der Leitung der Geschäfte Spaniens und Frankreichs gelangten, waren viel außerordentlichere. Ueberaus geschickt ist hier die gegenseitige Durchdringung der geschichtlichen und romanhaften Bestandtheile herbeigeführt. Zwischen dem dritten und vierten Theile liegen elf Jahre. Auch in diesem Zeitraume ist Lesage außerordentlich thätig, sodaß man äußerlich keine Erschöpfung bemerkt.[7]) Aber thatsächlich treten die drei Bücher des Schlußbandes hinter den früheren zurück. Sie enthalten wesentlich zwei Episoden. Die erste, die Geschichte Scipion's besteht aus Bruchstücken des Guzman und Estevanillo, welcher letztere in spanischer Fassung dasselbe Thema wie «Gil Blas» in französischer behandelt. Die zweite Episode des vierten Bandes ist im Grunde nur Wiederholung des im vorigen Bande Erzählten, nur daß an Stelle Lerma's der Herzog von Olivarez getreten ist. Das Geschichtliche ist hier auch aufdringlicher vorgeschoben. Die Summe der Lebensphilosophie des Helden wird hier gezogen: «accepter les choses comme elles s'offrent et de se consoler de l'infortune en s'en moquant».

Der Stil des «Gil Blas», dessen Klarheit und Einfachheit man stets gelobt hat, ermangelt doch einer gewissen natürlichen Frische.[8]) Es fehlt nicht an rhetorischen Figuren, Metaphern, Antithesen, mythologischen und historischen Anspielungen, die nicht immer dem Charakter und der Bildung der redenden Personen entsprechen. Die Vorliebe für gedrängten, in eine Spitze auslaufenden Ausdruck ist lustspielartig. Auch die carikirten Erscheinungen im ersten Theile (De Sangrado u. a. m.) erinnern an die Charakterzeichnung der Komödie. Bei Lesage ist der Sittenroman noch von der Beeinflussung durch seine Ursprünge nicht befreit und er bedient sich daher noch fremder, lustspielartiger Darstellungsmittel.[9]) Bedenklicher ist am «Gil Blas» der Compositionsmangel. Die einzelnen Episoden sind nur äußerlich miteinander verbunden, ihre Aufeinanderfolge beherrscht der Zufall, sie entwickeln sich nicht aus einander: diese planlos aufgereihten Abenteuer wirken bei ununterbrochener Lektüre leicht ermüdend. Die Forderung planmäßiger Anlage bestand eben für den Roman noch nicht. Auch die auffallende Armuth an psychologischem Gehalte und indivi-

7) Außer einer großen Anzahl von «komischen Opern» erscheint 1732: «L'Histoire de Guzman d'Alfarache» (nach Mateo Aleman, 2 Bde.); «Les Aventures de Robert Chevalier dit de Beauchêne» (2 Bde.), ein Flibustierroman; 1734: «L'Histoire d'Estevanille de Gonzalez, surnommé le garçon de bonne humeur» (4 Thle., Uebersetzung aus dem Spanischen); 1735: «Une Journée des Parques, songe» (Dialog). 8) «Admirable plûtot pour sa justesse que pour son aisance et pour sa propriété que pour sa souplesse — un style très labourieusement et très savamment travaillé.» (Brunetière, «Études sur le XVIIIe siècle, I. Alain René Le Sage.» Eine geistvolle, an neuen Gesichtspunkten reiche Studie; «Revue des deux Mondes», 1883, Mai). 9) Dies ist im einzelnen von Brunetière nachgewiesen.

dueller Charakteristik erklärt sich wol zum Theil aus dem Einfluß der Komödie, die lieber Typen als Individuen auftreten läßt, da sie nicht die Mittel besitzt, einen werdenden Charakter zu schildern und ihn nach allen Seiten hin zu entwickeln. Im «Gil Blas» sind die Charaktere von Anfang fertig, die Ereignisse gleiten über sie hin, die Abenteuer haften eher im Gedächtnisse des Lesers, weniger die Namen und Personen, weil man hier keinen individuellen Gestalten wie Tom Jones, Blifil, Allworthy, Squire Western begegnet.

Die letzten Veröffentlichungen von Lesage sind: «Le Bachelier de Salamanque» (Paris 1736, zuerst in drei, dann in sechs Büchern), ein Werk, von dem Lesage viel hielt. Der Roman hat eine etwas dunklere Färbung als sein Vorgänger, er ist entstanden nach demselben Verfahren, unter dem Vorgeben spanischer französische Sitten zu schildern. Die Darstellung der mexicanischen Zustände beruht auf einem Reisebericht des Irländers Thomas Gage («Nouvelle Relation contenant les Voyages de Thomas Gage, par Boulieu», Amsterdam 1720). «La Valise trouvée», aus einer Idee Ferrante Pallavicino's («Il Corriere svaligiato») hervorgegangen, erschien 1720, und das Ende der literarischen Laufbahn bezeichnend: «Mélange amusant de saillies d'esprit etc.» (1743).

Lesage hatte drei Söhne, von denen der eine unter dem Namen Montménil Schauspieler von ausgezeichnetem Ruf wurde, er starb 1743; der zweite wurde Geistlicher und der dritte ging unter dem Namen Pittenec zur Bühne. «Zu alt um zu arbeiten», erzählt Voisenon über die letzten Jahre von Lesage, «zu stolz um zu betteln, und zu ehrlich um zu leihen, zog er sich nach Boulogne am Meer zurück zu seinem Sohne, dem Chorherrn, mit Frau und Tochter und brachte bei ihm seine letzten Lebensjahre zu.» Die Schwerhörigkeit seiner jüngern Jahre wurde im Alter zur Taubheit. Er hatte sich stets von der großen Welt fern gehalten und wenig Bewunderung gezeigt für die Größen der «höheren Literatur». Er bricht mit den Schauspielern des Théâtre français, den Inhabern der tragischen Tradition und wendet sich den Jahrmarktsbühnen zu, er weigert sich, auf Anrathen seines Freundes Danchet irgend einen Schritt zu thun, um Mitglied der Akademie zu werden; er ist den Bureaux d'esprit, wie dem Salon der Marquise de Lambert, abgeneigt: «on n'y regardait la meilleure comédie ou le roman le plus ingénieux et le plus égayé que comme une faible production qui ne méritait aucune louange; au lieu que le moindre ouvrage sérieux, une ode, une églogue, un sonnet y passait pour le plus grand effort de l'esprit humain» (Gil Blas IV, 3). Diese Worte sprechen aus, wie die Vertreter der «grande poésie» Lesage etwa beurtheilten.[10])

In Boulogne lebte der greise Schriftsteller noch drei Jahre; fast achtzigjährig, ist er am 17. Nov. 1747 im Hause seines Sohnes gestorben. Graf Tressan, der Befehlshaber im Boulonais, erwies ihm mit seinem Stabe die letzten Ehren und legte dadurch für den Verstorbenen eine höhere Werthschätzung an den Tag, als dem Lebenden je zutheil geworden war.

Seine «Oeuvres complètes» erschienen zu Paris 1810 (16 Bde.), auch das «Théâtre de la foire» enthaltend; dann hat man Ausgaben von Beuchot (1818—1821); von Audiffret (mit werthvoller «Notice»), 1822, 12 Bde. und 1828, 12 Bde. die vollständigste Ausgabe.

Literatur: Patin, «Éloge de Lesage» (Paris 1819); Malitourne, «Éloge» (Paris 1819); Walter Scott, «Miscellaneous Works», Bd. 3 (Paris 1837); Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi», 5. Bd.

(A. Birch-Hirschfeld.)

LESBONAX, griechischer Rhetor aus der Zeit des Kaisers Tiberius oder wol richtiger des Kaisers Augustus, da auch sein Sohn, der Rhetor Potamon, in die Zeit des Tiberius gesetzt wird. Seine Heimat war, wie die seines jüngeren Namensvetters, des Philosophen aus Mitylene, in der ersten Kaiserzeit der Hauptsitz griechischer Beredsamkeit. Er hat das eigenthümliche Schicksal erlitten, sowol im Alterthum als auch in der Neuzeit, daß er stets wenigstens mit Einem Namensvetter verwechselt worden ist, ebenso wie sein Sohn Potamon, da gleichzeitig mit diesem Rhetor auch ein Philosoph Potamon in Alexandria lebte, der Begründer einer eklektischen Schule. Aus diesem Grunde sind die Nachrichten über Lesbonax mit großer Vorsicht aufzunehmen. Diese Identificirung zweier ganz verschiedener Männer findet sich noch bei Westermann («Geschichte der griechischen Beredsamkeit», §. 86, 6) und besonders bei Blaß («Die griechische Beredsamkeit von Alexander bis Augustus», S. 164 fg.). Etwas klarer sah Müller («Fragm. hist.», III, 505). Es war das Verdienst E. Rohde's («Griechischer Roman», S. 342, Note), über die verschiedenen Lesbonax Licht in die große Verwirrung gebracht zu haben, die vorzugsweise durch die kleine Vita im Suidas (Hesychius) entstanden ist, der zuerst aus dem Rhetor und dem Philosophen sich Einen Menschen construirt hat. Dem Rhetor Lesbonax, der zur atticistischen Schule gehört und besonders Thukydides in Wahl der Worte und Composition nachgeeifert hat, werden zugeschrieben drei uns erhaltene Declamationen, und es liegt keine Veranlassung vor, ihm dieselben abzusprechen. Von diesen sind zwei Ermahnungsreden von Feldherren an ihre Soldaten (προτρεπτικοί), und eine Volksrede, in welcher die Athener wegen der Zerstörung Platääs zum Krieg gegen Theben angereizt werden. Dagegen darf mit Recht bezweifelt werden, ob dieser Rhetor Verfasser der von Photius (Biblioth., p. 52 a. 22) erwähnten sechszehn λόγοι πολιτικοί und

10) J. B. Rousseau schreibt über ihn an Brossette: «L'auteur du diable boiteux ne pouvait mieux faire que de s'associer avec des danseurs de corde, son génie est dans sa véritable sphère.» Merkwürdig ist auch das aus so viel späterer Zeit stammende, von Sainte-Beuve mitgetheilte Urtheil Joubert's: «On peut dire des romans de Lesage, qu'ils ont l'air d'avoir été écrits dans un café par un joueur de dominos, en sortant de la comédie.»

der ἐρωτικαὶ ἐπιστολαί gewesen ist, die der Schol. *Lucian.* de salt. 69 einem Rhetor Lesbonax zuschreibt. Rohde glaubt, daß die letzteren wohl einem zweiten, weit jüngeren Rhetor des Namens Lesbonax gehören werden, da fingirte Liebesbriefe aus der Zeit des Augustus ganz isolirt dastehen würden. Danach wären also in unsern biographischen Notizen zwei Rhetoren und ein Philosoph auseinanderzuhalten.

Die Declamationen sind zuerst herausgegeben in den «Rhetores» von Aldus (Venedig 1513), vol. II, p. 155 fg. Andere Ausgaben: Conrad Orelli, «Lesbonactis sophistae Declamationes etc.», mit Noten von Canter, Stephanus, Reiske und Jacobs (Leipzig 1820); J. Bekker, in «Oratores Attici», V, 651 fg. (Berlin 1823 und 1824), und (nach dem Bekker'schen Text) Dobson, «Oratores Attici», IV, p. 537 (London 1828). *(H. Flach.)*

LESBOS. Diese altberühmte Insel (ἡ Λέσβος, *Hom.*, Il. IX, 129, 271, XXIV, 544; *Aesch.* Pers. 881; *Herod.* I, 151, VI, 9, 31; *Thucyd.* III, 2, 51; *Scyl.* p. 36; *Strabo* XIII, p. 616 sqq.; *Ptolem.* V, 2; *Mela* II, 7, 4; *Plin.* V, 31, 39; *Liv.* XLV, 51; *Tacit.* Annal. II, 54) liegt im nordöstlichen Theile des Aegäischen Meeres, nur durch eine schmale Seestraße von der Südküste der alten kleinasiatischen Landschaft Troas, durch eine breitere von der Westküste Mysiens getrennt. Gegenüber der nordöstlichen Seite der Insel schneidet der Golf von Adramyttion tief in das asiatische Festland ein. Bei einem Flächeninhalt von 1700 Quadratkilometer gewährt die Insel ungefähr die Gestalt eines Dreiecks; die Basis, nämlich die südliche Küste, ist durch zwei tief in das Innere der Insel eindringende, mit ihren engen Mündungen an Landseen erinnernde Buchten, die von Kalloni (im W.) und die von Jero (im O.), eigenthümlich gegliedert. Lesbos wird von mehreren Gebirgen durchzogen; die wichtigsten sind der Lepethymnos (jetzt Gelia) im nördlichsten Theile, und der Olympos, mit der höchsten Spitze der Insel, im südlichsten Theile, zwischen den beiden Buchten, jetzt Hagios Ilias; dann der Ordymnos im Westen. Als Vorgebirge nannten die Alten die Caps Argennon im NO., gegenüber dem Golf von Adramyttion, Sigrion (jetzt Sigri) im W., und Malea (jetzt Maria) im SO. Zwischen den Gebirgen finden sich ausgedehnte, sehr fruchtbare Ebenen; dieselben erzeugten zu allen Zeiten treffliches Getreide, namentlich Weizen, Oel, jetzt auch Südfrüchte, und vor allem den seit alters berühmten Wein, der namentlich im NW. in der Umgegend von Methymna wuchs. (Vgl. auch Neumann und Partsch, «Physikalische Geographie von Griechenland», S. 435.) Die Berge sind reich an schönem Marmor. Dagegen ist der Waldreichthum der Insel nicht auf die Gegenwart gekommen.

Die historische Bedeutung der Insel beginnt erst mit ihrer Besetzung durch Griechen, welche auch hier die karische und sonst vorhandene Urbevölkerung unterwarfen oder verdrängten. Infolge nämlich der Erschütterungen, welche die thessalisch-dorische Wanderung auf dem griechischen Festlande in Europa herbeigeführt hatte, sind in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. v. Chr. große Massen sogenannter Achäer, für welche später in Lesbos und im nordwestlichen Kleinasien der Name der Aeoler gebräuchlich wurde, zuerst nach dieser reichen und schönen Insel ausgewandert. Die Ueberlieferung der Griechen machte zu Führern dieser Ansiedler Fürsten aus dem Geschlecht des Orestes und seines Sohnes Penthilos; in der That führten die später auf Lesbos gebietenden Fürsten ihre Abkunft auf das alte Haus der Atriden zurück. (Vgl. M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 161—167.) Unter den neuen Ansiedlern ist Lesbos schnell zu großer Blüte gediehen; auf der Insel entstanden sechs Städte und Stadtgebiete — die wichtigsten waren Mitylene auf der südöstlichen und Methymna auf der nordwestlichen Seite, neben denen Pyrrha und (das frühzeitig von Methymna absorbirte) Arisba an der westlichen Einbuchtung, und Antissa und Eresos, nördlich und südlich von Cap Sigrion, eine mehr untergeordnete Rolle gespielt haben. Handel und Verkehr machten diese Orte lebhaft und reich; das Leben auf Lesbos gestaltete sich bis zur Ueppigkeit behaglich, leider aber blieben auch bei der rüstigen Bevölkerung, bei welcher die Schönheit ihrer Frauen berühmt war, mancherlei Laster nicht aus. Die politische Geschichte der Insel verlief wiederholt unter starken Stürmen und Parteikämpfen. Das Königthum erhielt sich bis tief in das 7. Jahrh. v. Chr. hinein; nach dem Jahre 630 dagegen bestand es auf Lesbos nicht mehr. Der letzte König, Penthilos mit Namen, wurde ermordet; nachher bestand auch auf dieser Insel, wie sonst fast überall in Griechenland, die Herrschaft stolzer, ritterlicher Adelsfamilien. Auch ihre Stellung wurde allmählich erschüttert, und weder der starre, hochfahrende und trotzige Sinn, mit dem diese dem emporstrebenden Demos begegneten, noch die dichterische Kraft verschiedener Glieder dieser Ritterschaft (aus der bereits Terpander [um 674] hervorgegangen war) — wie des Alkäos und der Sappho — vermochten zu verhindern, daß auch diese stolzen Geschlechter endlich politisch entwurzelt wurden. Zuerst stürzte ihre Macht um 620 v. Chr. in Mytilene ein gewisser Melanchros, der dann die Tyrannis begründete. Als dieser 610 ermordet worden war, entbrannten die heftigsten Kämpfe zwischen dem Adel und der durch den trefflichen Pittakos ausgezeichnet geführten Gemeinde. Noch einmal erhob sich ein Tyrann, mit Namen Myrsilos. Als auch dieser gefallen war, erreichte die Wuth der Parteien eine solche Höhe, daß Alkäos und viele andere Ritter im J. 592 mit Gewalt von der Insel vertrieben wurden. Zum Schutze nun gegen die Angriffe, welche die Verbannten von außen her gegen Mytilene richteten, stellte das Volk im J. 590 den auch als Feldherr sehr tüchtigen Pittakos mit unumschränkter Gewalt (als «Aesymneten») an die Spitze des Staates. Als die äußere Sicherheit hergestellt war, gab er seinen Mitbürgern auch den innern Frieden wieder, nicht nur durch tüchtige Regierung, sondern auch indem er die Ausgleichung des Kampfes zwischen Adel und Gemeinde in einer wohlerwogenen Gesetzgebung fand, «welche

die persönlichen und dinglichen Rechte jedes Bürgers ausreichend sicherte und deren Verletzung unter strenge Strafandrohungen stellte, und weiter in der Handhabung dieser schützenden Gesetze durch unparteiische Gerichte». Die leitende Stellung sollte der Adel behalten, dem Volke ein bestimmter Antheil an der Regierung zufallen. Als Pittakos, der zuletzt auch die Verbannten hatte zurückberufen können, 580 v. Chr. seine Gewalt niederlegte, blieb seine Insel lange in gedeihlichem Zustande. (Vgl. Duncker, Bd. 5, S. 443; Bd. 6, S. 273—288.)

Nicht viel über dreißig Jahre nach seinem Tode verlor dagegen die Insel Lesbos für längere Zeit ihre Unabhängigkeit. Als nämlich der große Perserkönig Kyros I. sein neues Weltreich nach Zertrümmerung des lydischen Staates der Mermnaden bis an das Aegäische Meer ausgedehnt hatte, erkannten auch die Lesbier (wie die Chier), um den Besitz ihres festländischen kleinen Gebietes sich zu sichern, im J. 540 die Oberhoheit des Großkönigs an (*Herod.* I, 143). Das hatte allmählich aber die Folge, daß auch auf Lesbos durch die Unterstützung der Perser eine neue Tyrannis entstand. Als Günstling und treuer Anhänger des Großkönigs Darius I. begegnet uns im J. 513 v. Chr. jener Koës, der bei dem Zuge der Perser nach dem Skythenlande gegen den Rath des Miltiades entschieden mit dahin wirkte, daß die Griechen der Donauflotte Stand hielten und den Großkönig aus der Gefahr retteten, durch die Skythen vernichtet zu werden. Als nachher im Herbst 500 v. Chr. die Ionier den großen Aufstand gegen die Perser unternahmen, trat auch Lesbos dieser Erhebung bei und Koës wurde als eifriger Freund der Asiaten ermordet (Duncker, Bd. 7, S. 37). Bekanntlich verlief dieser Aufstand aber für die Griechen sehr unheilvoll; obwol die Lesbier mit ihren siebzig Schiffen in der Seeschlacht bei Lade viel hätten leisten können, folgten sie nur allzu schnell dem Beispiel der Samier und ergriffen die Flucht (496 v. Chr.). Nun setzte sich freilich der bekannte Abenteurer Histiäos auf ihrer Insel fest; als dieser aber 494 auf dem Festlande seinen Untergang gefunden hatte, verfiel Lesbos der grausamen Verheerung durch die rachsüchtigen Perser und Phöniker (Duncker, Bd. 7, S. 61 fg.). Fortan blieb Lesbos unter der persischen Herrschaft, bis der große Sieg der Griechen bei Mykale Ende September 479 auf dieser Seite des Aegäischen Meeres die Machtstellung der Asiaten gründlich erschütterte. Nach dieser Schlacht wurde Lesbos sogleich in den Bund der Hellenen gegen Persien aufgenommen (*Herod.* IX, 106; Duncker, Bd. 7, S. 366). Nicht lange nachher sind die Lesbier, die mit den Samiern und Chiern 477 zu Byzantion den Uebertritt der ionischen Flotte von Pausanias zu Aristides veranlaßten, unter den ersten der Inselgriechen mit Athen zur Gründung des sogenannten Delischen Bundes zusammengetreten (Frühling und Sommer 476); Duncker, N. F., Bd. 1, S. 30 fg., 56 fg.

Unter der Oberhoheit der Athener blieb nun Lesbos nahezu funfzig Jahre unter durchaus gedeihlichen Verhältnissen; nur daß allmählich das Verhältniß der zweiten Inselstadt, Methymna, die sich demokratisch organisirt hatte, zu Athen intimer wurde, als jenes der Stadt Mytilene, deren Verfassung damals den Charakter der Timokratie (mit dem großen Rathe der Tausend) angenommen hatte. Wesentlich doch der stark partikularistische Geist, der alle aristokratischen Gemeinwesen der Griechenwelt erfüllte, bestimmte diese Aristokratie von Mytilene, nicht sehr lange nach Ausbruch des großen Peloponnesischen Krieges die Partei der Spartiaten zu ergreifen und von Athen abzufallen; im J. 428 erhob sie wirklich die Fahne des Aufstandes und brachte die Athener in große Verlegenheit. Aber die ungeheuere Energie der letzteren, die Schlaffheit der Spartiaten, die Treue der Stadt Methymna gegen Athen, endlich die Erbitterung des eigenen Demos brachten im J. 427 die Aristokratie von Mytilene zu Falle. Die furchtbare Rache, welche Kleon an den Bürgern der besiegten Stadt genommen wissen wollte, kam freilich nicht zur Ausführung; aber es wurden doch alle gefangenen Aristokraten hingerichtet, die Stadt Mytilene entwaffnet, die Verfassung in demokratischem Sinne umgestaltet, und die Grundstücke der Abgefallenen in mehrere Tausende von Landloosen getheilt, die zwar in der Hand der Lesbier blieben, doch so, daß diese jährlich ein Pachtgeld nach Athen zu entrichten hatten (*Thucyd.* III, 1—19, 26—50; *Diodor.* XII, 55). Die schwere Niederlage der Athener vor Syrakus (413) wurde für Mytilene und ganz Lesbos die Veranlassung, im J. 412 wieder zu den Spartiaten überzutreten (*Thucyd.* VIII, 5 fg.), doch faßten die Athener noch in demselben Jahre wieder auf Lesbos festen Fuß. Wiederholt wurde in den folgenden Jahren auf Lesbos mit wechselndem Glücke gefochten, unter anderm im J. 411 Methymna durch die Spartiaten geplündert (*Xen.* Hellen. I, 2, 12; *Diod.* XIII, 76). Im J. 406 wurde der Athener Konon nach einer verlorenen Seeschlacht durch den Spartiaten Kallikratidas in dem Hafen von Mytilene eingeschlossen (*Xen.* Hellen. I, 6; *Diod.* XIII, 76—79), dann aber im September 406 durch den Sieg der Athener bei den Arginussen wieder entsetzt.

Nach der Schlacht bei Aegos-Potamoi ging (405) auch Lesbos den Athenern verloren und wurde durch Lysander unter die Oberhoheit der Spartiaten gestellt und streng oligarchisch organisirt (*Xen.* Hellen. II, 2, 5). Bei dem Zusammensturz der spartiatischen Seeherrschaft nach der Schlacht bei Knidos (394) fiel auch Lesbos wieder von Sparta ab und wurde 390 (mit Ausnahme von Methymna) durch Thrasybulos wieder für Athen gewonnen (*Diod.* XIV, 84). Der Friede des Antalkidas löste diese Verbindung jedoch bald wieder auf (387 v. Chr.); thatsächlich gewann Sparta hier noch einmal für mehrere Jahre das Uebergewicht. Als aber Athen 377 seinen neuen Inselbund ins Leben rief, ist Lesbos wieder für längere Zeit zu der alten Herrscherin des Aegäischen Meeres in Symmachie getreten (*Diod.* XV, 28). Als dann zwanzig Jahre später starke Neigung zum Abfall von Athen bei mehrern größern Inseln bemerkbar wurde, blieb auch Lesbos nicht zurück und riß sich (357 v. Chr.) los; hatten oligarchische und persische Intriguen zu dieser

Wendung viel beigetragen, so ging aus der dadurch neugeschaffenen Lage der Dinge nunmehr in allen lesbischen Städten das Emporkommen von Tyrannen hervor. (Vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit», 2. Aufl., Bd. 2, S. 27 fg., 472 fg. 480 fg.) Nur die Stadt Mytilene erlangte 347/6 mit athenischer Hülfe ihre Freiheit wieder und trat auf Grund der alten Verträge wieder mit Athen in Bündniß (Schäfer a. a. O., S. 481).

Die weitern Schicksale der schönen Insel wurden durch die junge makedonische Reichsmacht bestimmt. Zwei Heerführer des großen Alexander, Laomedon und Erigyios, stammten aus Mytilene. Diese Stadt selbst wurde nach der Niederlage der Perser am Granikos (334) durch die makedonische Flotte für Alexander gewonnen; hier blieb dann (*Arrian.* II, 1, 13) eine makedonische Besatzung; auch in Antissa und Eresos konnten sich die Tyrannen nicht halten. Nur der Tyrann Aristonikos in Methymna bot dem König Alexander andauernd Trotz. (Droysen, «Geschichte Alexander's des Großen», 2. Aufl., Bd. 1, S. 198, 202, 234.) Als aber der kühnste aller persischen Heerführer, der berühmte Rhodier Memnon, im Frühjahr 333 v. Chr. in Alexander's Rücken mit einer mächtigen Flotte den Kampf im Aegäischen Meere eröffnete, sind ihm Methymna, Antissa, Pyrrha und Eresos sogleich zugefallen. Dann wurde Mytilene sehr nachdrücklich angegriffen. Freilich starb Memnon im Lager, aber die Stadt mußte sich nachher doch an seinen Neffen Pharnabazos ergeben; sie sollte völlig frei bleiben, mit Persien jedoch in Bündniß und Freundschaft stehen. Die Perser hielten jedoch in gewohnter Weise ihre Zusagen nicht, setzten über die Stadt einen Tyrannos, den Diogenes, legten in ihre Burg eine Besatzung und erpreßten schwere Geldsummen. Doch schon im J. 332 gelang es den makedonischen Flottenführern Hegelochos und Amphoteros, Mytilene wieder zu befreien und nun auch alle übrigen Städte der Insel den Persern und der persischen Partei dauernd zu entreißen. (Schäfer, Bd. 3, S. 171 fg. und 182 fg.; Droysen a. a. O., S. 238 fg., 240 fg., 272, 314 und 315.) Nach Alexander's des Großen Tode erscheint die Insel Lesbos, wie manche andere der größern griechischen Inseln, als unabhängig (Droysen, «Geschichte der Epigonen», 2. Aufl., Bd. 1, S. 329 u. 406), soweit sich das bei den ewigen Fehden zwischen Seleukiden, Antigoniden und Ptolemäern durchführen ließ. Später in nahem Zusammenhang mit dem Reiche der Könige von Pergamon, erscheint Lesbos seit Entstehung der römischen Provinz Asia (129 v. Chr.) unter der Hoheit der Römer, die aber hier nur lebhafte Abneigung sich zuzogen; so lebhafte, daß 88 v. Chr. bei Ausbruch des Krieges zwischen Rom und dem pontischen Könige Mithridates dem Großen die Bürger von Mytilene den zu ihnen nach seiner Niederlage geflüchteten Römer Manius Aquillius dem König zu scheußlicher Mishandlung auslieferten. (Vgl. G. Hertzberg, «Griechenland unter der Herrschaft der Römer», Bd. 1, S. 344.) Als dann später 79 v. Chr. der römische Proprätor von Asia, M. Minucius Thermus, nach langem Kampfe diese Stadt mit Sturm nahm, wurde sie schrecklich heimgesucht und für längere Zeit ihrer «Freiheit» beraubt (Hertzberg, S. 390). Erst der aus Mytilene stammende und bei Pompejus dem Großen sehr einflußreiche Historiker Theophanes bewirkte es, daß dieser römische Staatsmann den Mytilenäern ihre Autonomie im J. 62 v. Chr. wieder zurückgab (Hertzberg, S. 395 fg.). Hier rastete nachmals auch Pompejus einige Zeit, als er nach der Niederlage bei Pharsalos 48 v. Chr. nach dem Orient flüchtete. Dieser Theophanes gehörte zu der großen Zahl von Männern, welche (neben den schon früher erwähnten) zu den Zierden der griechischen Literatur gestellt worden sind und Lesbos ihre Heimat nannten. Zu den Dichtern Arion aus Methymna im 7. Jahrh. und dem Epiker Dionysios Skytobrachion von Mytilene, zu den Historikern Hellanikos von Mytilene im 5. Jahrh. und Chares, zu des Aristoteles Schüler Theophrastos und Eresos und zu dem andern Peripatetiker Kratippos von Mytilene im letzten Jahrhundert v. Chr. traten seit der Mitte des letztern auch noch in dieser Stadt viele Vertreter einer blühenden Rhetorenschule, welche die wegen ihrer Reize auch sonst viel besuchte, auch als Sitz freiwillig oder zwangsweise aus Rom sich verbannender Römer damals wohlhabende Insel um einen neuen Anziehungspunkt bereicherten.

Blühend und wohlhabend, hat die Insel Lesbos während der römischen Kaiserzeit, wo sie ein Hauptsitz des griechischen Kaisercultus war, in loser Verbindung mit der Provinz Asia gestanden. Bei der neuen Gliederung des römischen Reiches durch Kaiser Diocletian wurde Lesbos (gegen Ende des 3. Jahrh.) der neugebildeten «Inselprovinz» zugetheilt. (Vgl. Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., Bd. 1, S. 348.) Demnächst (vgl. *Hierocl.* p. 686; Geogr. Ravenn. V, 21; *Suidas* s. v.; *Eustath.* ad Iliad. IX, 129, und Odyss. III, 170) beginnt auch die Zeit, wo der Name Lesbos vor dem der Hauptstadt Mytilene mehr und mehr zurücktritt. Christliche Bischöfe von Mytilene oder Lesbos finden wir zuerst in der Zeit Constantin's des Großen und seiner Söhne (vgl. Hertzberg, Bd. 3, S 278, 438); unter Justinian I. (S. 445) gibt es auch noch einen besondern Bischof von Methymna. Als Glied des Byzantinischen Reiches war Lesbos ein Theil des sogenannten Thema «Aegaeon Pelagos» (vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Thl. 2, S. 353), ist aber für die ältern Jahrhunderte dieses Reichs nur deshalb namhaft geworden, weil es einerseits wiederholt als Verbannungsort benutzt worden ist (unter andern ist die Kaiserin Irene nach ihrem Sturze hier gestorben, 803 n. Chr.), andererseits das Bisthum zu Mytilene den Rang eines Metropolitansitzes erlangt hatte. (Vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 1, S. 207 fg. u. 343.) Während des 14. und 15. Jahrh. ist die Insel noch einmal Mittelpunkt einer selbständigen Geschichte geworden. Zum Dank nämlich für seine werkthätige Hülfe bei dem Sturze des Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos verlieh der junge siegreiche Kaiser Johannes V. Paläologos seinem Freunde, dem genuesischen Edelmann

Francesco Gattilusio, im J. 1355 die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Maria, und als Mitgift die Insel Lesbos als erbliches Lehensfürstenthum (vgl. Hertzberg a. a. O., Bd. 2, S. 310). Im Besitze der Familie Gattilusio ist Lesbos geblieben bis 1462; in diesem Jahre hat der furchtbare osmanische Eroberer von Konstantinopel, Sultan Mohammed II., auch diese Insel (19. Sept.) für die Pforte erobert. Der letzte Fürst, Nicolò, wurde erdrosselt, die Insel in schauderhafter Weise ausgemordet und schrecklich verheert, die Masse des Landvolks zu Zinsbauern der Janitscharen herabgedrückt (vgl. Hertzberg, Bd. 2, S. 590). Die Insel, auf welcher (Bd. 3, S. 79) das türkische Lehnssystem zur Durchführung gelangt war, hat sich später wieder durchweg zu erholen vermocht; in der Gegenwart, wo sie von den Osmanen Midüllü, von den Griechen nach der Hauptstadt Mitilini genannt wird, gehört sie zu dem Insel-Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid und hat 64,000 meist griechische Einwohner mit sehr bestimmt ausgeprägtem Dialekt.

Vgl. außer den älteren Schriften von Plehn, «Lesbiacorum liber» (Berlin 1826) und Zander, «Beiträge zur Kunde der Insel Lesbos» (Hamburg 1827): Newton, «Travels and discoveries in the Levant» (London 1865); Conze, «Reisen auf der Insel Lesbos» (Hannover 1865). *(G. Hertzberg.)*

LESCAR, Stadt im Arrondissement Pau des französischen Departements Basses-Pyrénées, rechts am Gave-de-Pau, 7 Kilom. nordwestlich von Pau, Station der Französischen Südbahn, hat eine sehenswerthe romanische Kathedrale (aus dem 12. Jahrhundert) mit den Gräbern mehrerer Fürsten von Béarn, Bildungsanstalt für Lehrer, Strumpfwirkerei, Baumwollenweberei und zählt 1900 Einwohner. Lescar war seit früherer Zeit bis 1790 Bischofssitz. Die jetzige Stadt wurde im 11. Jahrh. neu gegründet, nachdem die alte 848 durch die Normannen zerstört worden war. *(A. Schroot.)*

LESCHKIRCH (magyarisch Ujegyház), Marktflecken im ungarischen Comitat Hermannstadt (Siebenbürgen), am Harbach, einem Nebenfluß der Aluta, war ehemals der Hauptort eines eigenen sächsischen Stuhls. Bekanntlich war das Land der Sachsen in Siebenbürgen in 9 Stühle und 2 Districte eingetheilt; im J. 1876 erhielt Siebenbürgen eine neue administrative Eintheilung, und die meistens sehr kleinen sächsischen Stühle wurden mehreren Comitaten einverleibt. Leschkirch ist ein hübsch gebautes reinliches Städtchen, wie die meisten sächsischen Orte; das merkwürdigste Gebäude ist die alte evangelische Kirche. Der Marktflecken zählt 990 Einwohner, darunter 551 Deutsche. *(J. Hunfalvy.)*

LESCHNITZ, Stadt im preußischen Kreise Groß-Strehlitz des Regierungsbezirks Oppeln, Provinz Schlesien, am Fuße des 406 Met. hohen Chelm- oder St.-Annabergs, des höchsten Punktes in Oberschlesien, und an der Linie Breslau-Oderberg der Preußischen Staatsbahnen, hat katholische Kirche, Post- und Telegraphenamt und (1885) 1563 meist katholische Einwohner, welche am Chelmberge Kalk- und Basaltsteine brechen, Schuhmacherei, Kalkbrennerei und Obstbau betreiben; auch sind eine große Schnupftabacksfabrik, Brauerei und Mühlen vorhanden. Auf dem Annaberg liegt ein ehemaliges Franciskanerkloster mit der St.-Annakapelle, ein stark besuchter Wallfahrtsort. *(E. Kaufmann.)*

LESCOT (Pierre), französischer Architekt, geboren zu Paris 1510, gestorben 1578. Von seinen wenig bekannten Lebensverhältnissen wissen wir nur so viel, daß er aus der Familie Alissy stammte, daß er Abt von Clugny und Kanoniker der Kathedrale zu Paris war. Von seiner Kunstthätigkeit gibt ein Theil des Louvre Zeugniß, den er ausgeführt hat. Es ist der Theil, der sich vom Pavillon der Uhr bis zur Ecke des Hofes erstreckt. Bereits 1518 beschloß Franz I., den Louvre, der in Verfall gerieth, neu aufbauen zu lassen, aber erst unter Heinrich II. wurde der Bau (1548) vollendet, wie die über der Tribune der Karyatiden angebrachte Inschrift bezeugt. Plan und Ausführung gehören dem Meister Lescot an, und beide zeigen, daß derselbe in die Gesetze der italienischen Renaissance voll eingeweiht war. Der Theil des Louvre, der Lescot sein Dasein verdankt und der als Typus für den weiteren Ausbau gedient hat, ist stets bewundert worden, sowol was die architektonische Ausführung, als die Decoration desselben betrifft. Die Bildhauerarbeiten führte sein Zeitgenosse Jean Gougeon aus, der zugleich als Architekt einen Ruf besitzt. Es ist nämlich ein strittiger Punkt, ob Lescot oder Gougeon den Saal im Erdgeschosse des Louvre erbaut oder ob letzterer nur die Bildhauerei darin zu vertreten hat. Die Frage wird sich wohl kaum mehr entscheiden lassen, da beide Künstler, höchst wahrscheinlich aus derselben Schule hervorgegangen, künstlerisch sehr verwandt sind. Als Architekt war Lescot unter vier Königen, Franz I., Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. thätig. Vgl. Quatremère de Quincy, «Histoire des Architectes». *(J. E. Wessely.)*

Lesghier, Volk in Kaukasien, mit eigener Sprache, s. unter Kaukasus (ethnograph.).

LESGUILLON (Pierre Jean), französischer Schriftsteller, geboren am 13. Febr. 1799 zu Orléans, trat zuerst mit einer «Epistel an Lemercier» hervor (1824) und ließ im folgenden Jahre (1825) auf dem Odeon die Komödie in Versen: «Les nouveaux adelphes» aufführen. Zu gleicher Zeit bewarb er sich um akademische Preise in der Provinz, war Mitarbeiter und Gründer verschiedener Journale, schrieb eine Anzahl von Liederspielen und kehrte dann zum ernsthaftern Lustspiel und Drama zurück. Es entstanden: «Le Cachemire» (1827), Komödie; «La Cachette» (1830); «Mephistophélès», Schauspiel in Versen, vor der ersten Aufführung von der Censur verboten (1829), drei Jahre später aber gespielt; «La fiancée du Proscrit» (1834), Schauspiel (drame); «Le Jeton de Frascati» (1837), Schauspiel; «Les Prétendants» (1842), Lustspiel in Versen; «Le dernier Figaro ou cinq Journées d'un siècle» (1848), Lustspiel in Prosa; «Le Protégé de Molière» (1848); «Figaro en Prison» (1850); «Les deux Lièvres» (1862), Komödie in einem Acte;

«Washington», historisches Schauspiel (1866); «Les amis de César», römische Komödie (1866); «Nanon, Ninon et Maintenon» (1844), in Gemeinschaft mit Dartois verfaßt. Als Romanschreiber trat Lesguillon vor die Oeffentlichkeit mit «Marie Touchet» (1833) und «Albéric ou la Comédie de quinze ans» (1839, 2 Bde.). Von Poesien werden genannt: «Emotions» (1833), «La Colonne», «Napoléon au Camp de Boulogne» (1847), «Poëme», das preisgekrönt wurde, und «Le Télescope» (1852), das bei den Blumenspielen von Toulouse den Preis davontrug. Eine Sammlung von Lobgesängen zu Ehren Napoleon's III. enthält: «La Poésie à Napoléon III» (1852). «La Musique», lyrisches Gedicht, erschien 1856, «Un songe dans l'Attique» 1857. Von prosaischen Aufsätzen Lesguillon's seien genannt: «La Camaraderie dans les Lettres» (1853); «Epître à M. le Lieutenant Colonel Staaf sur la poésie contemporaine» (Paris 1869). Lesguillon starb am 30. Mai 1873 zu Paris. Eine Sammlung seiner Bühnenstücke erschien unter dem Titel: «Théâtre de Lesguillon, précédé d'une notice bibliographique» (3 Bde., Paris 1879 und 1880).

(A. Birch-Hirschfeld.)

LESINA (slawisch Hvar, gesprochen Far, nach dem antiken Namen griechisch Pharos, lateinisch Pharia), dalmatinische Insel, dehnt sich, fast genau von Osten nach Westen verlaufend, unter circa 43° 10′ nördl. Br. in einer Länge von 70 Kilom. aus, während die breiteste Stelle nur etwa 10, die schmalste kaum 5 Kilom. beträgt; Flächeninhalt 312 □Kilom. Der Boden gehört, wie der aller dalmatinischen Inseln, dem Karst an, und erhebt sich in dem Gipfel San-Nicolò zu 623 Met. Höhe. Die Beschaffenheit dieses Bodens bringt es mit sich, daß die Insel mit spärlichen Ausnahmen ohne Quellwasser ist und fast nur Cisternenwasser besitzt. Die einzige größere und sehr fruchtbare Ebene liegt im Westen zwischen den Orten Cittavecchia auf der einen, Verboska und Gelsa auf der andern Seite. Die Insel bringt namentlich Wein und Feigen, beides in großem Maßstabe ausgeführt, Rosmarin, zu Rosmarinöl verarbeitet, und in neuerer Zeit, zur Erhöhung des Wohlstandes besonders beitragend, Chrysanthemum leucanthemum, aus dem Insektenpulver bereitet wird, hervor. Die Einwohnerzahl beträgt (1881) 22,867, der Nationalität nach slawisch (kroatisch), doch sind die Städtebewohner meist zweisprachig (italienisch neben kroatisch). Die Insel hat zwei Städte: Lesina (slawisch Hvar), Bischofssitz und Sitz der Behörden, 2000 Einwohner, an der Marina liegt eine kleine, aber sehr schöne, von San-Michele erbaute Loggia, und Cittavecchia (slawisch Starigrad), 3800 Einwohner; der Handelsverkehr der Insel hat hier und in Gelsa (Jelsa) seine Hauptsitze. — Zur Geschichte vgl. G. Boglié, «Studj storici sull' isola di Lesina» (Zara 1873). *(R.)*

LESKE (Nathanael Gottfried), Naturhistoriker, der Sohn des 1796 in Warschau gestorbenen evangelischen Pfarrers Gottfried Leske, wurde am 22. Oct. 1752 in Muskau geboren. Er studirte in Leipzig, wurde 1774 Magister der Philosophie und Baccalaureus der Medicin und schon 1775 außerordentlicher Professor der Naturgeschichte; 1778 erhielt er die ordentliche Professur der Oekonomie. Im J. 1786 bekam er einen Ruf nach Marburg; auf der Reise dahin, in der ersten Hälfte des November, wurde er wenige Meilen von Leipzig von der Post umgeworfen, mußte mehrere Stunden bei strenger Kälte im Schnee auf Weiterbeförderung warten, kam nach Kassel, consultirte dort den kurfürstlichen Leibarzt, erreichte glücklich Marburg, starb aber schon am 25. November, noch ehe er seine Vorlesungen hatte beginnen können. Er war ein ungemein fleißiger Arbeiter und Sammler. Sein Universitätsprogramm von 1774 enthält die erste Aufzählung der bei Leipzig vorkommenden Fische. Ein Jahr darauf schrieb er über Physiologie der Thiere und übersetzte Sage's «Anfangsgründe der Mineralogie», 1776 Bohadsch's «Beschreibung einiger minder bekannter Seethiere». Von 1774—77 gab er das zweite bis vierte Heft der Wirsing'schen «Sammlung von Nestern und Eiern», 1783—85 vier Hefte von Sepp's «Niederländischen Insekten» heraus. Im J. 1778 schrieb er zu J. B. Fischer's «Naturgeschichte von Livland» eine Vorrede und Zusätze zu Klein's «Natürlicher Anordnung der Echinodermen». In den J. 1779 und 1780 erschienen seine «Anfangsgründe der Naturgeschichte», welche in das Italienische und Russische übersetzt wurden, 1780 die Abhandlung «Vom Drehen der Schafe und dem Blasenbandwurm im Gehirn als Ursache dieser Krankheit». Von den «Commentarii de rebus in scientia naturali et in medicina gestis» (Lipsienses) gab er den 25. bis 28. Band heraus und redigirte, anfangs mit Funk und Hindenburg, dann allein das «Leipziger Magazin zur Naturgeschichte, Mathematik und Oekonomie». Dem von ihm herausgegebenen Bande «Auserlesener Abhandlungen aus den philosophischen Transactionen» (1779—80) ließ er 1781—82 zwei Bände «Abhandlungen aus dem Institut zu Bologna» folgen. Sein letztes Werk war die «Reise durch Sachsen in Hinsicht der Naturgeschichte und Oekonomie unternommen und beschrieben» (2 Hefte, Leipzig 1785). Seine Sammlungen (Museum Leskeanum) wurden nach seinem Tode von Zschach und (D. L. G.) Karsten beschrieben (1788—89).

(J. Victor Carus.)

LESKOWATZ (türkisch Leskovtschá), Stadt im Königreich Serbien, im Kreise Nisch, liegt an der Weternitza (Nebenfluß der Morawa), 40 Kilom. südlich von der Stadt Nisch, ist Station der Eisenbahn Nisch-Wranja. Die Stadt hat (1884) 10,870 Einwohner; die Umgebung erzeugt außer Gemüse und Wein namentlich ausgezeichneten Hanf und die Stadt hat eine bedeutende Industrie in Seilerwaare. *(W. Cramer.)*

LESLEY (John), Bischof von Roß, besonders durch seine Thätigkeit für Maria Stuart und als schottischer Geschichtschreiber bekannt, wurde geboren 1527 als Sohn des Pfarrers Govin Lesley zu Kinegussie in der schottischen Grafschaft Inverneß. Er studirte an der Universität Aberdeen, erhielt 1538 Dispensation, eine Pfründe zu bekleiden, obgleich er unehelicher Geburt war,

ward 1546 Akoluth an der Kathedrale von Aberdeen und Präbendar daselbst. Nachdem er später noch zu Poitiers, zu Toulouse und zu Paris, wo er als Doctor der Rechte promovirte, studirt hatte, ward er 1558 Official (Stellvertreter) des Bischofs von Aberdeen und erhielt 1559 die Pfründe und Präbende Oyne. In der Reformationszeit trat Lesley auf der Seite des Katholicismus auf. In der im J. 1561 zu Edinburgh abgehaltenen öffentlichen Disputation vertheidigte er die römische Kirche; Knox war einer seiner Opponenten. In diesem Jahre war er einer der Commissare, welche zur jungen Königin Maria behufs ihres Regierungsantritts entsandt wurden, er kehrte in ihrem Gefolge zurück und wurde zum Geheimrath ernannt. Im J. 1564 ward Lesley Senator des Justizamtes und Bischof von Lindover, 1565 Bischof von Roß und Mitglied der zur Revision der Gesetze Schottlands bestellten Commission, worauf 1569 unter seiner Aufsicht die als die «Black Acts» bekannte Sammlung der schottischen Parlamentsacte gedruckt wurde. Bischof Lesley war einer der treuesten Anhänger der Königin Maria und angestrengt thätig in ihrer Sache während ihrer Gefangenschaft in England. In der Conferenz zu York im J. 1568 war er schottischer Commissar. Er erschien als Gesandter Maria's am Hofe Elisabeth's, um über das seiner Königin widerfahrene Unrecht Beschwerde einzulegen, und, als er kein Gehör fand, machte er Pläne für Maria's Flucht. Er schlug eine Ehe Maria's mit dem Herzog von Norfolk vor, was aber die Hinrichtung jenes Edelmannes herbeiführte; Lesley selbst wurde auf Anklage des Bischofs von Ely verhaftet und im Tower von London gefangen gesetzt. Während der Gefangenschaft sammelte er Material für seine Geschichte von Schottland. Im J. 1571 übergab er der Königin Maria zu ihrer Unterhaltung in der Gefangenschaft den letzten Theil dieses Werks, im schottischen Dialekt abgefaßt. Auch schrieb er für ihren Gebrauch seine «Piae Consolationes», von denen Maria einen Theil in französische Verse übersetzte. Im J. 1573 wurde Lesley aus dem Gefängniß zwar entlassen, jedoch aus England verwiesen. Zwei Jahre lang machte er angestrengte, aber vergebliche Versuche, den Beistand der Fürsten des Continents für Maria zu erlangen. Im J. 1578 gab er zu Rom seine besonders auch wegen der eleganten Latinität sehr geschätzte Geschichte «De origine, moribus et rebus gestis Scotorum» heraus. Im J. 1579 reiste Lesley nach Frankreich, wo Cardinal Guise ihn zum Suffragan und Generalvicar des Erzbisthums Rouen ernannte. Auf der Reise nach seiner Diöcese wurde er unterwegs verhaftet und mußte ein Lösegeld von 3000 Pistolen entrichten, um zu verhindern, daß er an Elisabeth ausgeliefert werde. Während der übrigen Regierungszeit Heinrich's III. wurde Lesley nicht weiter behelligt, aber nach der Thronbesteigung des protestantischen Heinrich's IV. gerieth er wieder in Trübsal. Im J. 1580 kam er wieder ins Gefängniß und hatte sich von neuem mit demselben Lösegeld wie vorher loszukaufen. Im J. 1583 wurde er zum Bischof von Roß und 1593 zum Bischof von Constance in der Normandie ernannt, zog sich aber schließlich ins Kloster Gurtenburg bei Brüssel zurück, wo er seine übrige Zeit verbrachte und im J. 1596 gestorben ist.

Von Lesley's zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «A Defence of the Honour of Marie, Queene of Scotland and Dowager of France» (London 1565); «Treatise concerning the defence of the Honour of Marie Queene of Scotland. Made by Morgan Philippes» (Lüttich 1571); «Piae afflicti animi consolationes ad Mariam Scotorum Reginam» (Paris 1574); «Pro libertate impetrando. Oratio ad Elizabetham Angliae Reginam» (Paris 1574); «De origine, moribus et rebus gestis Scotorum libri decem» (Rom 1578); «De illustrium foeminaruum in republica administranda authoritate libellus» (Rheims 1580); «De titulo et jure Mariae Scotorum Reginae, quo regni Angliae successionem sibi juste vindicat, libellus» (Rheims 1580); «Treatise touching the right, title and interest of Marye Queene of Scotland, and of King James to the succession of the crown of England» (Rheims 1584); «Congratulatio illustrissimo cardinali Alberto Archiduci Austriae de ejus adventu ad regimen provinciarum inferioris Germaniae» (Brüssel 1594); «The History of Scotland, from 1434 to 1561», edited for the Banantyne Club by Thomas Thomson from a manuscript in the possession of the Earl Leven and Melville» (London 1830). *(W. Bentheim.)*

LESSING (Gotthold Ephraim), der Reformator des deutschen Geisteslebens im 18. Jahrh., wurde am 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Lausitz geboren. Einer seiner Vorfahren, der Pfarrer Clemens Leßigk, unterzeichnete 1580 die Concordienformel. Dessen Urenkel Christian Lessing war Bürgermeister zu Schkeuditz und dessen Sohn Theophilus bekleidete seit 1711 die gleiche Würde zu Kamenz; er hatte 1669 in Leipzig «De religionum tolerantia» disputirt und der Obrigkeit das Recht zum Glaubenszwang bestritten. Aus der zweiten Ehe des Bürgermeisters stammte als sechster Sohn Johann Gottfried, geb. am 24. Nov. 1693, gest. am 22. Aug. 1770, der in seiner Vaterstadt Kamenz 1718 Prediger, 1733 Pastor primarius wurde. Im J. 1725 vermählte er sich mit der Tochter seines Amtsvorgängers, Justine Salome Feller. Der Geburt einer Tochter, Dorothea Salome (1727—1803), folgte diejenige Gotthold Ephraim's. Von neun jüngeren Geschwistern blieben nur vier am Leben, darunter: Johann Theophilus, geboren 1732, gestorben 1805 als Rector zu Chemnitz, der als gewandter lateinischer Versifex dem Bruder in Wittenberg bei der Uebersetzung der Messiade Hülfe leistete, und Karl Gotthelf Lessing (s. d. Art.).

Der Vater Lessing's hatte sich nicht nur hervorragende theologische Kenntnisse erworben, sondern auch in den neueren Sprachen umgesehen und als Uebersetzer, besonders Tillotson's, hervorgethan. Nur die wachsende Noth des Lebens vermochte allmählich seinen regen wissenschaftlichen Eifer zurückzudrängen. Der Sohn blickte

stets mit Verehrung auf den Vater, der den Ausspruch gethan, die historische Wahrheit gleiche einem Auge, das nicht das geringste Stäublein leide. Der geistig beschränkten Mutter wußte der Sohn nachzurühmen, wie herzlich gut und rechtschaffen sie sich gegen ihren Gatten, der die «liebe Irascibilität» auf Gotthold vererbte, betragen habe.

Am 21. Juni 1741 wurde der kamenzer Pastorssohn als Alumnus in der Fürstenschule St.-Afra zu Meißen aufgenommen, der er bis zum Juli 1746 angehörte.[1]) Er selbst klagte später über die Anstalt, welche ihre Schüler in blindem Glauben an ihre Lehrer als Pedanten erziehe; in St.-Afra legte er jedoch den festen Grund zu jener philologischen Bildung, deren Macht er dann auf so vielen Gebieten bewähren sollte. Im ältesten uns erhaltenen Briefe stellt der Fürstenschüler schon die Regel auf: «Schreibe wie du redest, so schreibst du schön.» Am 30. Juni 1746 hielt er seine Abschiedsrede «De mathematica barbarorum», nachdem dem «guten aber etwas moquanten Knaben» schon im Herbste 1745 das Zeugniß ausgestellt worden war, es gebe kein Gebiet des Wissens, auf welches sein lebhafter Geist sich nicht werfe, das er sich nicht aneigne. «Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter braucht; die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm federleicht.» Am 20. Sept. wurde Lessing als Student der Theologie in Leipzig immatriculirt. Der Brief an die Mutter vom 20. Jan. 1749 enthält eine anschauliche autobiographische Schilderung der Wandlung, die sich in Leipzig vollzog und aus dem gelehrten Stubenhocker einen lebensfrischen, gewandten Jüngling und Dichter machte. «Die Komödien kamen mir zu Erst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte mich selbst kennen», und die einzige ihm aus Erfahrung bekannte Art von Thoren, «den jungen Gelehrten», verspottete er in einem von der Neuberin im Januar 1748 aufgeführten Lustspiele. Der Collegienbesuch wurde lässig betrieben; nur der Mathematiker und Epigrammatiker Kästner, Joh. Fr. Christ und Joh. Aug. Ernesti behielten Anziehungskraft für den der Gottesgelehrsamkeit entfremdeten Studenten der Theologie. «Auf einer Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden», wurde Lessing durch seinen älteren Vetter, Christlob Mylius, in die Literatur eingeführt; er lieferte kleine poetische Beiträge in Mylius' Wochenschrift «Der Naturforscher» und in die «Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths». Sein Umgang mit dem Freigeiste Mylius und sein fleißiger Theaterbesuch wurden in Kamenz ruchbar; er wurde Anfang 1748 nach Hause zurückberufen und erst im April wieder entlassen mit der Erlaubniß, Medicin zu studiren. Erst am 29. April 1752 erwarb er sich mit einer Abhandlung über Huarte in Wittenberg den Magistertitel; die Uebersetzung von Huarte's Werk «Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften» (Zerbst 1752) ist das erste Buch, welches Lessing's Namen trägt.

Der Student der Medicin erwarb sich rasch einen gefeierten Dichternamen. Unter den Anakreontikern galt er als einer der besten, von deutschen Epigrammendichtern als der erste, bis er selbst im Verein mit Ramler den vergessenen schlesischen Dichter Logau verjüngt und mit einem Wörterbuche versehen (Berlin 1759) herausgab. In der komischen Erzählung, der Fabel und dem Lehrgedichte versuchte er sich mit Glück, nur in der Ode blieb er, der sich in allen Arten der Poesie versuchen wollte, hinter vielen seiner Zeitgenossen zurück. Sein Ziel und Streben war jedoch, Deutschlands Molière zu werden. Er studirte eifrig die französischen Dramatiker, übersetzte im Verein mit Chr. Felix Weiße[2]) und lieferte bereits in seinem ersten Versuche «Der junge Gelehrte» ein alle Arbeiten der Gottsched'schen Schule übertreffendes Werk. Die Lustspiele «Damon oder die wahre Freundschaft» (1747) und «Die alte Jungfer» (1749) hat er selbst von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen. An den «Jungen Gelehrten» reihten sich aber würdig: «Die Juden» (1749) mit apologetischer Tendenz; «Der Misogyn» (1748 in einem, 1767 in drei Acten). «Der Schatz» (1750), eine glückliche Bearbeitung des plautinischen «Trinummus», ein Lustspiel ohne Frauenrolle; «Der Freigeist» (1749). Zahlreiche spätere Lustspielpläne, wie «Die glückliche Erbin» nach Goldoni, «Die Matrone von Ephesus», «Der Schlaftrunk», «Das Schäferspiel», «Die beiderseitige Ueberredung», sind im Entwurfe stecken geblieben; ebenso harrten die beiden Tragödien aus der Jugendzeit: «Giangir oder der verschmähte Thron» (1748) und «Henzi», als Fragment von Lessing selbst 1759 herausgegeben, umsonst der Vollendung. Die Lustspiele schrieb Lessing in Prosa, die Tragödien in Alexandrinern, die französischen Regeln streng beachtend; nur die Wahl des der Gegenwart angehörenden Stoffs im «Henzi», hingerichtet in Bern am 17. Juli 1749, steht in Widerspruch mit der Uebung des französischen Theaters.

Im Juni 1748 treffen wir Lessing in Wittenberg immatriculirt, allein noch vor dem 25. Nov. kam er zum ersten mal nach Berlin, erst Ende 1751 kehrte er an die Universität Wittenberg zurück. Vom November 1752 bis October 1755 durchlebte er in Berlin die für seine Entwickelung wichtigsten Jahre. Bereits 1750 war er entschlossen, «künftig ebenso viel in der Welt und in dem Umgange der Menschen zu studiren als in Büchern». Auf eigenen Füßen stehend, wollte er zu einer Zeit, in der es einen Schriftstellerstand im heutigen Sinne noch nicht gab, als Schriftsteller sich eine unabhängige Stellung erobern und wahren. Das Anerbieten, für politische Zeitungen zu arbeiten, ablehnend, übernahm er Mitte Februar 1751 die Redaction des gelehrten Theiles der «Berlinisch privilegirten (jetzt Vossischen) Zeitung»,

1) Joh. Chr. Schumann, «G. E. Lessing's Schuljahre» (Trier 1884).

2) Jak. Minor, «Lessing's Jugendfreunde» (Stuttgart 1883, Bd. 72 in Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur»).

für die er schon seit dem 16. Nov. 1748 Recensionen geliefert hatte; sein letzter Beitrag erschien am 11. März 1758. Von April bis December 1751 schrieb er außerdem als Beilage zu den «Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitungen» «Das Neueste aus dem Reiche des Witzes» und betheiligte sich vorübergehend an Sulzer's «Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit».[3]) In einer alle Interessen jener Zeit berührenden, ungeheuern kritischen Thätigkeit bekundete er überall eine überlegene, in die Tiefe dringende Kenntniß des zu besprechenden Gegenstandes; witzig und geistreich, erscheint er als gewandter Stilist ohnegleichen. Das gewöhnliche journalistische Herumreden kennt er nicht, überall geht er sicher auf die Hauptsache los. Es war für ihn eine unerfreuliche Brotarbeit, aber mit der ihm stets eigenen Gewissenhaftigkeit entledigte er sich ihrer. Zu gleicher Zeit stellte er den fabrikmäßigen Uebersetzerarbeiten eine Reihe sorgfältiger eigener Uebersetzungen entgegen. Als Uebersetzer vertiefte er sich so sehr in den Gegenstand, daß er daran denken konnte, der Uebertragung von Marigny's «Geschichte der Araber» (Berlin 1753) eine selbständige Fortsetzung folgen zu lassen. Der Plan kam freilich so wenig zur Ausführung wie die geplante Uebersetzung Calderon'scher Dramen und der Novellen des Cervantes.[4]) Dagegen übertrug er unter anderm wirklich den 4. bis 6. Theil von Rollin's römischer Geschichte, Hutcheson's Sittenlehre, die «Captivi» des Plautus, «Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften» (Rostock 1752), «Theater des Herrn Diderot» (Berlin 1760) u. a. m. Bei einer neuen Auflage Diderot's rühmt er 1781 dessen Einfluß auf die Bildung seines eigenen Geschmacks, der «ohne Diderot's Muster und Lehre eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.»

Mit Voltaire kam Lessing in Berlin in persönliche Berührung. Er war eine Zeit lang Tischgenosse des Dictators der europäischen Literatur und lernte dessen geistige Vorzüge wie Charakterschwächen gründlich kennen. Von dem Führer der großen internationalen Aufklärungspartei mußte er die Anregung empfangen, auch seinerseits in dem gewaltigen Geisteskampfe Stellung zu nehmen. Schon am 30. Mai 1749 hatte er seinem Vater geschrieben: «Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtschaffene Christen sie sind.» Lessing war von Hause aus geschulter Wolffianer, wie so viele seiner Zeitgenossen, griff aber eben jetzt in Berlin auf Leibniz zurück. Pierre Bayle's «Dictionnaire» und die Schriften der englischen Freidenker waren ihm wohl vertraute Bekannte. Mit unersättlicher Neugierde griff er nach den massenhaft für und wider die Religion erscheinenden Schriften, ohne in ihnen Befriedigung zu finden. Nicht mit Voltaire niederzureißen, sondern neu aufzubauen war von Anfang an das Streben des Pastorssohns, der erkennen wollte, quid liquidum sit in causa Christianorum. Mit Hülfe von Aristoteles und Leibniz suchte er sich eine zusammenfassende Weltanschauung zu bilden. So entwarf er 1753 die systematisirenden Paragraphen «Das Christenthum der Vernunft», denen wahrscheinlich schon 1750 die «Gedanken über die Herrnhuter» vorangegangen waren. Zwischen 1755 und 1760 entstanden die wichtigen Aufsätze «Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion» und «Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion». Es kam ihm bei diesen tiefgehenden Untersuchungen nur darauf an, sich selbst Klarheit zu verschaffen; an ein öffentliches Hervortreten ließ die Pietät für den lebenden Vater ihn nicht denken. Diese Arbeiten, deren Entstehen wir zeitlich bestimmen können, belegen aber, wie lange und sorgfältig Lessing die Waffen zu seinen letzten Kämpfen für Geistesfreiheit vorbereitet hatte.

Zunächst suchte er zwischen den die deutsche Literatur beherrschenden Parteien, den Schweizern und Klopstockianern einer-, den Gottschedianern andererseits, eine unabhängige Stellung einzunehmen, ein Streben, welches ihm durch seines Freundes Chr. Fr. Nicolai «Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften» (Berlin 1755) erleichtert wurde. Zwischen 1753 und 1755 gab Lessing im Voßischen Verlage zu Berlin sechs Duodezbändchen «Schriften» heraus; «ein ungeheueres Mancherlei» nannte Herder diese Sammlung. Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Supplemente zum Jöcher'schen Gelehrtenlexikon, Kritik, Philosophie und Geschichte mischen sich mit Lustspielen; daran reihen sich die «Rettungen» des Horaz, Cardanus, Cochläus, Lemnius und des «Inepti Religiosi», das Gelehrteste und Beste, was die philologisch-historische Kritik bis dahin überhaupt in Deutschland geleistet hatte. Im 6. Bande erschien das erste deutsche «bürgerliche» Trauerspiel «Miß Sara Sampson», dem deutschen Drama neue Bahnen weisend.[5]) An die kritischen «Briefe» der «Schriften» reihte sich 1754 das «Vademecum für den Herrn Sam. Gotthold Lange» (vgl. den Artikel Sam. Gotth. Lange) und die im Vereine mit Mendelssohn ausgearbeitete Streitschrift gegen die von der Berliner Akademie beliebte Verquickung von Poesie und Philosophie: «Pope ein Metaphysiker» (Danzig 1755).

Als Begleiter eines reichen jungen Leipzigers, Chr. Gottfried Winkler, trat Lessing am 7. Mai 1756 eine große Reise an, die ihn über Braunschweig, Wolfenbüttel und Hamburg nach Amsterdam führte; der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nöthigte Winkler und mit ihm Lessing zu rascher Rückkehr nach Leipzig. Dort besorgte er zunächst die Redactionsgeschäfte der von seinen Freunden

---

3) W. A. Wagner, «Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessing's Werken» (Berlin 1881). 4) W. A. Wagner, «Zu Lessing's spanischen Studien» (Berlin 1883).

5) Aug. Sauer, «Joachim Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessing's» (Straßburg 1878, «Quellen und Forschungen», 30. Heft); W. Wetz, «Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrh.» (1. Theil, Worms 1885).

Nicolai und Mendelssohn gegründeten «Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste» und begann, durch den Briefwechsel mit beiden Freunden und ein Preisausschreiben Nicolai's angeregt, die Tragödie einer bürgerlichen Virginia, der er den Titel «Emilia Galotti» gab. Allein dieser Tragödienplan wie der zu «Kodrus», «Alkibiades in Persien», «Fatime», «Horoskop», «Kleonnis» blieben unausgeführt; dagegen entstand, den kriegerischen Geist der Zeit verrathend, das einactige Trauerspiel in Prosa «Philotas» (Berlin 1759). Zu Gleim's «Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier» (heilbronner Neudrucke, Heft 4) schrieb Lessing die Vorrede (Berlin 1758). Im März 1757 hatte er den Freundschaftsbund mit dem preußischen Major Ewald Christian von Kleist (vgl. diese Encykl. II. Section, Thl. 37, S. 37—40) geschlossen, dem ihm liebsten aller seiner Freunde. Bald nach dem Abgange Kleist's schied auch Lessing von Leipzig; Anfang Mai 1758 traf er in Berlin ein, das er erst im Herbste 1760 wieder verließ. Den alten berliner Freunden brachte er als eine nicht eben willkommene Frucht seines leipziger Aufenthaltes «G. E. Lessing's Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts» (Berlin 1759). Er kritisirt die Theorien früherer Kunstrichter über die Fabel und will sie in ursprünglicher Einfachheit wieder herstellen, ohne selbst noch genügende historische Kenntnisse zu besitzen. Seine eigenen 90 Fabeln sind in schmucklosester Prosa als Beispiele seiner Theorie gegeben. Später ausgearbeitete Fabeln Lessing's sind verloren gegangen, dagegen hat er 1772 und 1780 wichtige Beiträge für die Geschichte der Fabeldichtung liefern können: «Anmerkungen über den Aesopus und Phädrus»; «Zwölf Fragmente zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel»; «Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger». Eine Parallelarbeit zu seinem Werke über die Fabel lieferte er 1771 mit den «Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.» Die einseitige Berücksichtigung Martial's ist von Herder mit Recht zurückgewiesen worden.

In Berlin entwarf Lessing im Verein mit Nicolai und Mendelssohn den Plan zu den «Briefen, die neueste Literatur betreffend» (vgl. den Artikel «Literaturbriefe»), welche mit dem 4. Jan. 1759 begannen. Lessing hat zu den ersten 7 Theilen 54 Briefe und einige Bruchstücke, später noch den 332. Brief beigesteuert; seine Beiträge begründeten den Ruf und die historische Bedeutung der berliner Literaturbriefe für die Entwickelung unserer ganzen Nationalliteratur. So wies er im 17. Briefe auf Shakespeare hin und führte den Fauststoff in die höhere Literatur ein. Als der erste erkannte er den tiefen Sinn der alten Sage; als der erste läßt er in den verschiedenen Plänen seiner Faustdramen den kühnen Denker nicht den höllischen Mächten verfallen. Zur gleichen Zeit, da er auf Grundlage des alten Volksschauspiels der Gottsched'schen Französirung des Theaters entgegentreten wollte, arbeitete er an einem streng gelehrten Buche über Leben und Werke des Sophokles (herausgegeben von Eschenburg 1790). Allein er ertrug es nicht, hinter Büchern zu hocken, während Kriegsthaten die Welt erfüllten. Ohne Abschied von den Freunden zu nehmen, verließ er Berlin und nahm, nachdem er Kleist's Grab zu Frankfurt a. O. besucht, die Stelle eines Gouvernementssecretärs beim General Graf Tauenzien in Breslau an. Die Zeit des breslauer Aufenthaltes (October 1760 bis April 1765) umfaßt Lessing's glücklichste Lebensjahre. Der Generalgouverneur Schlesiens wußte seinen Secretär, dieser seinen «alten ehrlichen Tauenzien» zu schätzen, der Dienst war leicht und sehr einträglich, das bunte Kriegsleben für einen Beobachter wie Lessing anziehend genug. Sein mächtig arbeitendes Innere, urtheilte Goethe, brauchte stets ein gewaltiges Gegengewicht. Er verkehrte und spielte viel und hoch mit den Offizieren und antwortete den mahnenden Freunden gar nicht oder scherzhaft. Diese glaubten ihn im Lebensstrudel untergehen zu sehen, er aber machte in diesem wirren Treiben Studien für sein nächstes Lustspiel, durchstöberte die Bibliotheken Breslaus und entdeckte dabei den schlesischen Dichter Andreas Scultetus, dessen Werke er 1771 mit biographischer Einleitung herausgab, brachte selbst eine große Büchersammlung zusammen und füllte eine Lücke in Wissen und Weltanschauung aus. Erst in Breslau machte er sich mit Spinoza's Werken vertraut; nebenbei betrieb er gründliches Studium der patristischen Literatur.

Einige in Breslau niedergeschriebene kritische und antiquarische Aufsätze wollte er unter dem Titel «Hermäa» der Welt vorlegen, als die «Bemerkungen, Spuren, Entdeckungen, Aussichten, Grillen eines Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft». Allmählich fanden sich bestimmte einigende Gesichtspunkte für die verschiedenartigen Abhandlungen. Nach einer schweren Krankheit schied Lessing Mitte April 1765 aus seiner Stellung, besuchte in Kamenz seine Aeltern, in Dresden die Galerie, in Leipzig den alten Freund Weiße und traf Ende Mai in Berlin ein, zwei Manuscripte mit sich führend, die dann 1766 und 1767 im Voßischen Verlage gedruckt herauskamen: «Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil» [6]), und «Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.» Wie so viele Werke Lessing's ist auch der «Laokoon» Fragment geblieben; im Briefe an Nicolai vom 26. Mai 1769 gab Lessing über die beiden Theile, welche folgen sollten, Andeutungen. Nachdem er das Wesen und die Hauptwirkung jeder einzelnen Kunst geprüft, wollte er auch die Bedingungen der Vereinigung der Künste im Gesammtkunstwerk der Zukunft, im Drama, untersuchen. Die bildende Kunst ist ihm auch im ersten

6) Die beste, auch durch den Ueberblick über Lessing's Vorgänger werthvolle Ausgabe verdanken wir Hugo Blümner, «Lessing's Laokoon. Herausgegeben und erläutert» (2. verbesserte und vermehrte Aufl., Berlin 1880). Vgl. Heinr. Fischer, «Lessing's Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst» (Berlin 1887); H. Blümner, «Laokoonstudien» (Freiburg 1881 und 1882); dazu V. Valentin 1888 in den «Berichten des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.» (N. F., IV, 1, 32—38).

Theile nicht Selbstzweck wie Winckelmann. Nicht die Principien, die er aufstellt, sondern die ganze Art und Weise der Untersuchung selbst verleihen dem Buche unvergänglichen Werth. Die bildende Kunst wirkt mit natürlichen, d. h. für die Augen sinnlichen Zeichen im Raume (nebeneinander); die Poesie mit willkürlichen Zeichen in der Zeit (nacheinander). Die eigentliche Bestimmung der bildenden Kunst ist die Schönheit der Form; falsch aber sei es nun, als Parallelaufgabe der Poesie den schönen Charakter, moralische Vollkommenheit zu fordern. Das Ideal des Dichters muß ein Ideal der Handlung sein. Homer und Sophokles liefern die Beispiele, durch welche die vorgetragenen Lehrsätze anschaulich werden. Winckelmann urtheilte nach Lesung des Werkes: «Lessing schreibt wie man geschrieben zu haben wünschen möchte.» Herder ging in seinen «Kritischen Wäldern» von Lessing's Arbeiten aus. Goethe pries begeistert den Lichtstrahl, durch den der vortrefflichste Denker der Jugend aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens den Weg gewiesen. Die folgende Dichtergeneration ging beim Verfasser des «Laokoon» in die Schule. Seine «Minna von Barnhelm» blieb bis heute das unerreichte beste deutsche Lustspiel. «Die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt» rühmte Goethe diese «wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Kriegs. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnet.» Der Bann des französischen Dramas war mit der «Minna» durchbrochen.

Für die eigentliche Bedeutung seines «Laokoon» fand Lessing nirgends Verständniß. «Minna von Barnhelm» wurde in Preußen und, durch den preußischen Geschäftsträger, auch eine Zeit lang in Hamburg zurückgehalten. Erst am 30. Sept. 1767 konnte das Stück zum ersten mal in Hamburg, am 21. März 1768 zum ersten mal in Berlin aufgeführt werden. Da bejubelten denn die Zuschauer das Drama, gegen das die Kritiker gar vieles einzuwenden wußten. Sie erlebten aber dafür die Freude, daß man in Berlin auch bald eine französische Umarbeitung des deutschen Soldatenstückes «Les amants généreux» aufs Theater brachte. Lessing selber hatte freilich schon, ehe seine «Minna» von der Polizei freigegeben wurde, die französirte preußische Königsstadt verlassen. Der König hatte, dank Voltaire und Pastor Lange, einen alten Groll gegen Lessing und wollte ihn, was auch der treffliche Oberst Quintus Icilius sagen mochte, nicht zu seinem Bibliothekar. In den preußischen Staaten war kein Platz zu finden für den Autor der «Minna» und des «Laokoon». In Hamburg wollten einige Liebhaber des Schauspiels und der Schauspielerinnen ein deutsches Nationaltheater gründen. Dafür hatte auch Lessing nun so manches Jahr bereits sich abgemüht. Was Wunder, daß er, wieder einmal gerade unbeschäftigt am Markte stehend, sich ohne allzu genaue Prüfung der hamburger Verhältnisse als Dramaturg anwerben ließ. Den Antrag, Theaterdichter zu werden, lehnte er ab, obwol die 1767 herausgegebene Sammlung seiner «Lustspiele» (2. Aufl. 1770, 3. Aufl. 1786) ihm auch hierauf vollen Anspruch gegeben hätte. In der Leitung dramaturgischer Zeitschriften hatte er, als er am 22. April 1767 in Hamburg die Ankündigung seiner «Dramaturgie» herausgab, bereits reiche Erfahrung gewonnen. Im Herbste 1749 hatte er gemeinschaftlich mit Mylius die «Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters» (Stuttgart 1750) herausgegeben. Was er darin von Shakespeare sagt, hat er von Voltaire gelernt, was er über die Schauspielkunst schreibt, aus Riccoboni übersetzt; über Plautus aber hat er eigene gründliche Studien angestellt. Durch den Gottschedianismus seines Freundes Mylius fühlte er sich jedoch compromittirt und brach die Zeitschrift mit dem vierten Stücke ab. Ohne Mitarbeiter gab er dann 1754 (Berlin bei Voß) die beiden ersten Stücke von «Gotth. Ephr. Lessing's theatralischer Bibliothek» heraus. Das dritte Stück folgte bereits 1755, aber das vierte und letzte ließ bis zum Jahre 1758 auf sich warten. Die Uebersetzung von Gellert's lateinischer Abhandlung über das weinerliche oder rührende Lustspiel eröffnete die Bibliothek; das ältere italienische, aber nur das neuere, französisch geschulte spanische Drama wird besprochen. Lustspielentwürfe des italienischen Theaters werden mitgetheilt. «Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind», erhalten wir in einer werthvollen, durchaus selbständigen Untersuchung ausführliche Nachrichten. Wenn man aber in der «Geschichte der englischen Schaubühne» eine Würdigung des Elisabethanischen Dramas erwartet, so findet man sich getäuscht; Dryden und Thomson werden als die großen englischen Dramatiker vorgeführt; das wenige, was über Shakespeare gesagt wird, ist unbedeutend. Aber umfassende Kenntniß aller dramatischen Literaturen, tiefe Einblicke in die Entwickelungsgeschichte des Theaters hatte sich Lessing bei der Arbeit an jenen beiden ersten dramaturgischen Zeitschriften erworben und seinen höher entwickelten Einsichten stand nun die ausgebreitetste Sachkenntniß zu Gebote. Das Mislingen des hamburger Theaterunternehmens ward nach kurzer Zeit schon nur allzu klar. Die kleinliche Eitelkeit der Schauspieler brachte sie gleich zu Anfang der Lessing'schen Dramaturgie um den Ruhm, von dem größten Kenner des Theaters beurtheilt zu werden; uns sind infolge dessen nur wenige Aeußerungen Lessing's über die Schauspielkunst erhalten; den Fortgang der Dramaturgie störte der schamlose Nachdruck. Am 22. April 1767 wurde das deutsche Nationaltheater in Hamburg eröffnet, am 25. Nov. 1768 geschlossen. Am 1. Mai 1767 gab Lessing das erste, am 19. April 1768 das letzte (101. bis 104.) Stück seiner «Dramaturgie» heraus.

Man hat die «Dramaturgie»[7]) das literarische

7) «Lessing's Hamburgische Dramaturgie. |Erläutert von F. Schröter und R. Thiele» (Halle 1878); W. Cosack, «Materialien zu G. E. Lessing's Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar nebst Einleitung, Anhang und Register» (Paderborn 1876); M. v. Waldberg, «Studien zu Lessing's Stil in der Hamburgischen Dramaturgie» (Berlin 1882).

Roßbach genannt. Durchaus nicht historisch gerecht gegen die französische Nationaltragödie, höchst ungerecht gegen Corneille insbesondere, kam es Lessing eben darauf an, der deutschen Kunst Selbständigkeit zu erfechten, den seit Jahrhunderten auf unsere Entwickelung drückenden Pseudoclassicismus in seiner Hohlheit nachzuweisen. Er stellte ihm Shakespeare und einen richtiger verstandenen Aristoteles [8]) entgegen. Bei aller äußeren Verschiedenheit wird Shakespeare der Aufgabe des Trauerspiels, wie Aristoteles nach den Meisterwerken der attischen Bühne sie definirt hat, besser gerecht als der französische Classicismus. Neben dem englischen wird auch das ältere spanische Drama in den Kreis der Betrachtung gezogen. Unbedingte Nachahmung Shakespeare's, wie sie bald darauf Herder und Lenz predigten, ist keineswegs nach Lessing's Sinn. Auch noch in der «Emilia Galotti» bricht er nicht völlig mit den drei Einheiten. Unserer Tragödie will er die Mitte zwischen dem französischen Zwange und der altenglischen Ungebundenheit und Handlungsfülle gewahrt wissen. Für die Komödie sieht er in Diderot's Lehren und Beispiel das Heil, wie für die Tragödie in den Aussprüchen des Stagiriten.

Dem Kampfe um die Freiheit der deutschen Bühne ging ein Kampf für die Sittlichkeit der deutschen Kritik und des deutschen Gelehrtenthums zur Seite. Die «Briefe antiquarischen Inhalts» (1. und 2. Thl., Berlin 1768—69) bereiteten dem unlautern Parteigetriebe des hallenser Professors Christian Adolf Klotz ein Ende mit Schrecken. Umsonst hatte Klotz, der durch Schmeichelei und Drohung das gelehrte Deutschland zu beherrschen wußte, auch Lessing, den Feind aller Oberflächlichkeit und alles Parteitreibens, gewinnen wollen. Am 22. Juni 1768 veröffentlichte Lessing in der «Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen Korrespondenten» den ersten der antiquarischen Briefe. Der Gegenstand des Streites selbst, die geschnittenen Steine der Alten, hat nur für den Fachgelehrten Interesse, die Art und Weise aber, in welcher Lessing den Streit führte, machte ihn zu einer sittlichen That, der Theilnahme aller Welt werth. Der mittel- und ämterlose Lessing allein hatte unter allen deutschen Gelehrten den Muth, dem einflußreichen Parteihaupt offen entgegenzutreten.

Neben einem dritten Theile der «Antiquarischen Briefe» plante Lessing auch eine Schrift «Ueber die Ahnenbilder der alten Römer»; statt ihrer gab er die unvergleichlich schöne Untersuchung «Wie die Alten den Tod gebildet». Hier erschien der Triumph des Schönen, hier enthüllte sich die ganze Weltanschauung des Hellenenthums. Auf Dichter und bildende Künstler hat Lessing's Nachweis, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafes abgebildet, nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Während er so seinem Volke geistige Wohlthaten in reichstem Maße spendete, dachte er daran, dem undankbaren Vaterlande für immer zu entfliehen. Das im Vereine mit Joachim Chr. Bode gegründete buchhändlerische Unternehmen brachte statt des erhofften Gewinns nur Schulden. Lessing theilte kurze Zeit Klopstock's Hoffnungen, daß von Wien aus Ersprießliches für die deutsche Literatur geschehen werde; allein bald mußte Klopstock dem ihm in Hamburg näher getretenen Lessing [9]) die eigene Enttäuschung zugestehen. Mit Claudius, dem Schauspieler Eckhof, den Pastoren Alberti und Goeze, den Familien Reimarus, König u. a. war Lessing befreundet, aber dauernd konnte er doch nicht in Hamburg verweilen. Er wollte zu Schiffe nach Rom reisen, wo es sich gewiß lustiger und erbaulicher hungern und betteln lasse als in Deutschland. Plötzlich nahm er, den Freunden unerwartet, die ihm durch Joh. Arnold Ebert's Vermittelung angebotene Stelle als herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel an; am 4. Mai 1770 wurde er in sein Amt eingeführt. Der Erbprinz von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, war gebildet genug, um mit Stolz den berühmten Lessing in den Diensten seines Hauses zu sehen; er hielt es aber seiner und Lessing's nicht unwürdig, den Bibliothekar dann jahrelang mit Versprechungen hinzuhalten. In Wolfenbüttel lebte Lessing einsam, in Braunschweig fand er bei häufigen Besuchen einen ihm geistig angemessenen Freundeskreis vor, dessen Mitglieder Ebert, Eschenburg, Zachariä, der junge Jerusalem, der Dichter Leisewitz waren. Vielleicht war es der Verkehr mit Leisewitz, der Lessing noch einmal zu dramatischem Schaffen bestimmte. In Hamburg hatte er alte Dramenpläne neu hervorgezogen; an einen «Tod des Nero», «Masaniello» und «Spartacus» dachte er noch in Wolfenbüttel. Der Anblick des braunschweigischen Hofes reizte ihn, seinen alten modernisirten Virginiastoff hervorzusuchen und durch Einführung der Gräfin Orsina zu erweitern. Am 15. März 1772 fand in Braunschweig die erste Aufführung von «Emilia Galotti» statt; gleich darauf erschien die Dichtung im Einzeldrucke (Berlin bei Voß) und in der Sammlung der «Trauerspiele» (2. Aufl. 1788). Im J. 1771 war der erste (einzige) von Lessing selbst besorgte Band der «Vermischten Schriften» ausgegeben worden. Wie die Insel Delos, schrieb Goethe am 27. März 1830 an Zelter, sei «Emilia Galotti» aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserflut aufgestiegen. «Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing viel schuldig.» Der junge Goethe hatte dem Werke vorgeworfen, es sei alles darin nur gedacht. Allein doch nur ein wirklicher Dichter konnte mit Hülfe des berechnenden Verstandes ein solches Meisterwerk schaffen. Die Freunde riefen nicht mit Unrecht «O Lessing-Shakespeare!», während Publikum und Kritik die Dichtung sehr kühl aufnahmen. Der Stil, in der «Minna» knapp, war in der «Emilia» lakonisch geworden. Erst als «Emilia Galotti» in Schiller's Luise Millerin eine Nachfolgerin gefunden hatte, begann

8) Jakob Bernays, «Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Dramas» (Berlin 1880); E. Gotschlich, «Lessing's Aristotelische Studien und der Einfluß derselben auf seine Werke» (Berlin 1876).

9) Franz Muncker, «Lessing's persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock» (Frankfurt a. M. 1880).

man auch die sociale Bedeutung von Lessing's That zu würdigen. Schon die bloße Schaffung des bürgerlichen Trauerspiels durch Lessing's «Miß Sara Sampson» war ein Zeichen der nahenden Erhebung des dritten Standes. «Die prosaische und poetische Satire», bemerkte Goethe, «hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Den entscheidendsten Schritt that Lessing in der «Emilia Galotti», wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind.»

Die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher Lessing stets alles einmal in Angriff Genommene betrieb, beseelte ihn auch bei Verwaltung der ihm anvertrauten Bibliothek. Bald nach Antritt seines Amtes konnte er von einem wichtigen Funde Nachricht geben: «Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher unbekannt geblieben» (Braunschweig 1770). Der bisher als widerlegter Ketzer betrachtete Genosse Abälard's hatte bereits den lutherischen Lehrbegriff von der Transsubstantiation aufgestellt und vertheidigt. Die von Lessing in dieser Arbeit bewährten theologischen und kirchengeschichtlichen Kenntnisse wirkten allseits verblüffend. Er aber begann zunächst «Beiträge zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel» herauszugeben (1. und 2. Beitrag 1773; 3. Beitrag 1774; 4. Beitrag 1777; 6. und nach Lessing's Tode 5. Beitrag 1781). Aus Manuscripten der Bibliothek und eigenen umfangreichen Collectaneen theilte er hier mit vollen Händen aus. Stets mit umfassendster Gründlichkeit schrieb er über das Alter der Oelmalerei, über Fenstergemälde des Klosters Hirschau, über Marco Polo, die griechische Anthologie u. a. Für ältere deutsche Literatur und Sprache entfaltete er eine rege Thätigkeit, indem er Glossarien anlegte, Dialektstudien trieb und den Plan zu einem großen deutschen Wörterbuche entwarf; 1773 veröffentlichte er zwei Untersuchungen, welche unter allen seinen Arbeiten ihn am ausgesprochensten als systematischen Philosophen zeigen: «Leibniz von den ewigen Strafen» und «Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit».

Im Februar 1775 ging Lessing nach Berlin und dann über Dresden und Prag nach Wien, wo er so ehrenvoll aufgenommen wurde wie noch kein Gelehrter vor ihm; auch von Maria Theresia wurde er empfangen. Im Gefolge des jungen Prinzen Leopold von Braunschweig bereiste er (25. April bis 23. Dec. 1775) Italien; die Reise ging aber zu rasch, um, wie sein Tagebuch zeigt, besondere Eindrücke zu erregen. Er sehnte sich nach der Heimat, wo seit Jahren eine tiefe ernste Neigung ihn die Vereinigung mit Eva Katharina (geborne Hahn, geb. zu Heidelberg am 22. März 1736, vermählt seit Juni 1756), der Witwe seines Freundes Engelbert König (gest. 30. Dec. 1769), ersehnen ließ.[10]) In Hamburg schon hatte er sie kennen lernen, aber die von ihrem Manne hinterlassenen verwickelten Geschäftsverhältnisse hatten Eva König's Leben ganz in Anspruch genommen. Erst am 8. Oct. 1776 konnte Lessing die Frau heimführen, von der er seinem Bruder Karl schrieb: «Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche.» Vierzehn Monate lang schuf Frau Eva ihrem Gatten eine beglückende Häuslichkeit; am Weinachtsabend 1777 schenkte sie ihm einen Sohn und starb am 10. Jan. 1778. Die Briefe, welche Lessing beim Tode von Sohn und Frau schrieb, zeigen in ihrer epigrammatischen Schärfe die ganze Fülle seines Schmerzes. «Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.» Ein guter Vorrath vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen sollte ihm nun einen Tag nach dem andern leidlich überstehen helfen. Durch Elise Reimarus hatte er ihres Vaters Hermann Samuel Reimarus (gest. 1. März 1768)[11]) geheim gehaltenes Werk: «Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes», kennen gelernt. Trotz Abredens der Freunde beschloß Lessing zunächst, Theile dieses, seine eigenen früheren Studien ergänzenden Werkes herauszugeben. So erschien 1774 im 3. der censurfreien Beiträge: «Von der Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten». Im J. 1777 folgte im 4. Beitrage «Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend»; im Ganzen sechs Fragmente, das letzte «Ueber die Auferstehungsgeschichte» von «Gegensätzen des Herausgebers» begleitet. Lessing war keineswegs immer mit den Ausführungen seines Ungenannten einverstanden; oft verstärkte er seine Gründe, oft widersprach er ihnen. Allein er rühmte den tiefen Ernst, die lautere Wahrheitsliebe, Geist und Sachkenntniß des wolfenbütteler Fragmentisten, sodaß viele ihn selbst als Verfasser verdächtigten; die Autorschaft von Reimarus wurde erst 1814 bekannt. Der erste Theologe, welcher Lessing's Aufforderung, die Kritik des Ungenannten womöglich zu widerlegen, nachzukommen eiferte, war Director Schumann in Hannover mit der Schrift «Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion». Dem anständigen Gegner antwortete Lessing mit möglichster Vermeidung aller Polemik durch die beiden Bogen: «Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft» und «Das Testament Johannis. Ein Gespräch» (Braunschweig 1777). Wir haben, führt er aus, kein Wunder mehr zum Beweise vor uns, sondern Nachrichten über Wunder, die, wie solche über Alexander's Thaten, der Kritik unterliegen. «Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.»

---

10) «Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von Alfred Schöne» (2. Aufl., Leipzig 1885); Aug. Sauer, «Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur» (Leipzig 1885).

11) Dav. Fr. Strauß, «H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes» im 5. Bande von Strauß' gesammelten Schriften (Bonn 1877).

Ausübung der christlichen Liebe, nicht Bekennen der Glaubenslehre sei das Nothwendige. Gegen den nächsten Angreifer, den Superintendenten Reß in Wolfenbüttel, richtete Lessing die erste scharfe Kampfschrift: «Eine Duplik» (1778). Inzwischen war auch der seit Jahren ob seiner intoleranten Händelsucht bekannte hamburger Hauptpastor Melchior Goeze auf dem Kampfplatze erschienen, persönlich gegen Lessing erbittert, weil dieser eine bibliothekarische Anfrage, die ihn am Sterbebette seiner Frau getroffen, unerledigt gelassen hatte.

Mit der Schrift: «Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben» setzt sich Lessing Anfang März 1778 «wider Goeze in die Positur, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann». Dem Versprechen getreu, der Herr Pastor solle ihn überschreien, aber nicht überschreiben können, ließ er in rascher Folge die «Axiomata» und «Antigoeze» erscheinen. Bereits rief Goeze Kirche und Staat gegen Lessing auf, da trat der kühne, einsam stehende Mann mit einem Hauptschlage hervor: «Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger»; es war das schärfste aller bisher erschienenen. Nun wandten sich alle theologischen Führer der Aufklärungspartei: Semler, Mascho, Leß, Walch, Silberschlag gegen Lessing, um den Orthodoxen gegenüber die eigene Rechtgläubigkeit zu beweisen. Seiner guten Sache bewußt, nahm Lessing den Kampf auf. Er setzte den «Antigoeze» fort und schrieb nach dem elften «Lessing's nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg». Nach «Der nöthigen Antwort erster Folge» (Hamburg 1778) zog sich Goeze zurück und Lessing begann eine Reihe von Aufsätzen «Bibliolatrie» u. a. gegen die übrigen Gegner auszuarbeiten. Er war sich voll bewußt, was es in diesem Streite galt. Der 10. «Antigoeze» trägt als Motto die Worte, die einst Luther in des Streites Hitze den schwachen Gemüthern zugerufen. Im Absagungsschreiben ruft er aus: «Luther du! du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!» Die Reformation des 16. Jahrh. war in Lessing's Augen nur ein großer Schritt auf der unabsehbaren Entwickelungsbahn des Christenthums. Das von den Reformatoren erkämpfte Recht der freien Forschung muß auch auf ihren Lehrgrund, die Heilige Schrift, angewendet werden. Das Gründlichste, was Lessing nach seiner eigenen Ansicht vorbrachte, war seine «neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber». Auch Lessing ist noch gleich Reimarus zu sehr in der verstandesmäßigen Aufklärungszeit befangen, als daß ihm der für jede Religionsgeschichte entscheidende Factor der Mythusbildung klar erkennbar geworden wäre. Mit der Scheidung des Johannes-Evangeliums von den übrigen, mit seiner Annahme eines galiläischen Urevangeliums hat er aber zuerst der neueren Theologie die Wege gewiesen. Das Beste, was bis 1840 von ihr geleistet wurde, geht seinem letzten Ursprunge nach auf Lessing zurück. Der größte aller Kritiker hat auch hier positiv fördernd eingewirkt. Nicht eben ganz leicht verständlich erscheint er in seinen theologischen Schriften; vieles läßt er nur zwischen den Zeilen den denkenden Leser errathen und ergänzen. Oefters muß er, um sich im Kampfe den Rücken zu decken, mit seiner wirklichen Gesinnung zurückhalten; es ist nicht so grundlos, wenn man von Lessing's esoterischer Lehre gesprochen. Aber die großen entscheidenden Grundsätze verkündigt er mit rücksichtslosem Freimuth, den ethischen Kern der Lehre Jesu scheidet er von der christlichen Dogmatik und fordert dazu auf, das echte Christenthum im sittlichen Handeln, nicht im Glauben und Unterwerfen der Vernunft zu suchen.

Die theologischen Gegner brachten es zu Wege, daß der Herzog von Braunschweig Lessing das Manuscript der «Fragmente» abforderte und ihm fernere Streitschriften untersagte. Lessing zögerte keinen Augenblick, eher seine Stelle aufzugeben als zu gehorchen. Beim Reichsgericht wurde gegen ihn eine Klage anhängig gemacht, der hohe und niedere Pöbel gegen ihn aufgehetzt, sodaß der treue Gleim das Leben seines Freundes von Fanatikern bedroht fürchtete. Die gemeinsten Verleumdungen gegen Lessing's Verhalten zu seinen Stiefkindern wurden von den frommen Zionswächtern systematisch ausgebreitet. Lessing's Gesundheit war bereits angegriffen, sein geringes Einkommen reichte, seit er in Wolfenbüttel lebte, nicht für seine Bedürfnisse hin. Mutter und Schwester bestürmten ihn fortwährend mit Bettelbriefen; um nur leben zu können, mußte er fortwährend neue Schulden machen. In dieser Lage kam ihm in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. 1778 ein «närrischer Einfall». Er hatte nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise ein Schauspiel entworfen, „dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat». Nach kleinen Veränderungen des Plans und Hinzuerfindung einer sehr interessanten Episode wollte er mit dem aus Boccaccio's «Decamerone» (Giornata I, Nov. III Melchisedech Giudeo) entnommenen Drama dem Feinde in die Flanke fallen und «einen ärgern Possen damit spielen als noch mit zehn Fragmenten. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.» Hatte man ihm den Druck theologischer Schriften verwehrt, so «muß ich versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens noch ungestört will predigen lassen». Mit seinen übrigen Dramen ist der «Nathan» nicht zusammenzustellen, er reiht sich seinen theologischen Schriften an, deren Tendenz er aufnimmt und weiter verfolgt. Da Verse ihm weniger Zeit kosteten als Prosa, schrieb er das Stück in Blankversen, nicht ahnend, wie wichtig der «Nathan» dadurch für die weitere Form des deutschen Dramas werden sollte. Am 14. Nov. 1778 begann er den ersten Act zu versificiren; wie bei der «Minna» unterwarf er auch beim «Nathan» das ganze Stück, Bogen für Bogen, wie es gedruckt wurde, der feilenden Hand des Sprachkünstlers Ramler

Die Unterdrückung eines geplanten Nachspiels, «Der Derwisch», welches, «auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks selbst wieder aufnähme und zu Ende brächte», wurde im Januar 1779 bestimmt, da der «Nathan» selbst umfangreicher war, als Lessing gedacht hatte; aus gleichem Grunde blieb leider auch die Vorrede weg, als das «dramatische Gedicht», «Nathan der Weise», zur Ostermesse 1779 erschien, «ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half». «Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen», erklärt der erste Entwurf zur «Vorrede» und ausführlicher erklärt er sich im zweiten Entwurfe: «Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt, so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen.» Schmählicher kann man Lessing's großes Toleranzevangelium wol nicht verkennen, als wenn man, wie es im 19. Jahrh. so vielfach geschieht, sein Drama zu einer Tendenzschrift für Judenemancipation herabwürdigen will. Das ist Lessing's Drama so wenig, als es, wie von anderer Seite geklagt wird, ein Angriff auf das Christenthum ist. Konnte ja doch nur aus dem Boden christlicher Gesittung und Cultur ein solches Werk, ein solcher Dichter hervorgehen! Diese Thatsache allein schlägt alle tendenziöse Verdächtigung des Werkes nieder. Der wahre Christ, der Klosterbruder, erkennt in Nathan's Handlung die eines Christen, und was auch Nathan erwidert, ist es nicht von Lessing selbst im Fragmentenstreit und sonst oft genug hervorgehoben worden, daß Nächsten- und Feindesliebe «eins der vornehmsten Gebote des Christenthums» sei? Diese thatkräftige christliche Gesinnung aber, die er bei so wenigen vorfand, welche «die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde» hätten, kann unabhängig von dem äußern Glaubensbekenntniß «der gottergebene Mensch» sich «aller Orten unter dem himmlischen Tage» abgewinnen. Einen Christen aber zum Haupthelden des Stücks zu machen, wäre völlig sinnlos gewesen, da das Stück ja eben zur Belehrung von Christen geschrieben wurde. Ganz falsch ist es indessen, in Moses Mendelssohn das Urbild Nathan's zu sehen; den Juden entlehnte Lessing aus Boccaccio und gab ihm seine Gesinnung, die der des Juden Mendelssohn gerade in religiösen Dingen sehr entgegengesetzt war.

Lessing jammerte, daß die Ausarbeitung des «Nathan» ihm fünf Monate Zeit gekostet habe, aber während der Arbeit war ihm die alte Lust zum Drama doch wieder erwacht; er versprach Schröder mehrere Stücke für die hamburger Bühne zu liefern, und wollte, sobald er Semler und Leß mit «sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt», abgefertigt hätte, ein Gegenstück zum «Nathan» ausarbeiten, den «Frommen Samariter» ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi; «der Levit und der Priester werden eine gar brillante Rolle darin spielen». Seinen «Nathan» hätte er gern auf das Theater gebracht. «Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland», schloß er seine Vorrede, «wo dieses Stück schon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.» Er meinte, erst in hundert Jahren könne dies geschehen. Aber schon am 14. April 1789 brachte der Lessing unsympatische Döbbelin in dem ihm verhaßten Berlin das Stück auf die Bühne. Auf Lessing's Segen erwarb sich Berlin damit freilich kein Anrecht, denn das Stück fand — kein Publikum. Erst durch Schiller's Bearbeitung, die am 28. Nov. 1801 in Weimar zum ersten mal gespielt wurde, erlangte der «Nathan» dauerndes Bürgerrecht und «bemerklichen Einfluß auf die deutsche Bühne». «Möge doch», ruft Goethe aus, «die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeit erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl den Nationen heilig und werth bleiben.» [12])

Noch vor Vollendung des «Nathan» hatte Lessing «Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer» (Wolfenbüttel 1778) herausgegeben. Ob ohne oder mit Lessing's Zuthun, läßt sich nicht entscheiden, erschienen dann 1780 noch zwei weitere Freimaurergespräche Lessing's. In Dialogen, die wol unter all den unzähligen Nachahmungen, welche Plato's Gespräche hervorgerufen, nach Form und Inhalt ihrem Vorbilde am nächsten kommen, wenn sie es nicht übertreffen, hat Lessing hier nicht nur seine Ideen über den Orden, dem er seit 1771 angehörte, sondern über den Staat und die bürgerliche Gesellschaft überhaupt angedeutet. Die Grundgedanken seiner ganzen Weltanschauung faßte er noch einmal systematisch zusammen in der «Erziehung des Menschengeschlechts», die er gleichsam als sein Testament an die Nation am Schlusse des J. 1780 (Berlin) herausgab. Ein herrlicheres, segensfreudigeres Glaubensbekenntniß hat der Optimismus nie ausgesprochen, als es der einsam stehende, von Noth und unversöhnlichen Feinden zu Tode gehetzte deutsche Denker in diesen Paragraphen ablegte. Er hat, wie er gerne dem tiefsten Ernst die Ironie beigesellte, auch in der «Erziehung des Menschengeschlechts» wol nicht an jeder Stelle seine ganze volle Meinung ungeschminkt geäußert; dazu hielt er seine Leser noch nicht gereift. Aber welche unvergleichliche Tiefe und Großartigkeit der Auffassung, welche Selbständigkeit und welch sittlicher Ernst des Denkens ist hier enthüllt! Wohl hatte Fichte recht im

12) F. Naumann, «Literatur über Lessing's Nathan. Aus den Quellen» (Dresden 1867).

Hinblick auf die Thaten Lessing's betend auszurufen: «Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du sie in Worte faßtest, die Probe halten, keins deiner Werke bestehen sollte, so bleibe doch dein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei unvertilgbar unter deiner Nation!»

Am 5. Juli 1780 kam Friedrich Heinrich Jacobi zum Besuche Lessing's nach Wolfenbüttel; die berühmte Unterredung beider, in welcher Lessing seine verehrungsvolle Sympathie für Spinoza's folgerichtigen Pantheismus aussprach, ohne sich jedoch, wie Jacobi misverstand, zu diesem «schlechten Heil» rückhaltlos zu bekennen, fand statt. Lessing begleitete seinen Besucher nach Halberstadt, noch einmal verlebte er frohe Stunden in Gleim's Freundschaftstempel. Im October besuchte er noch einmal die Freunde in Hamburg. Elise Reimarus, des Fragmentisten würdige Tochter, war eine der wenigen, die Lessing's Größe erkannten und die ihm, wie er dankbar anerkannte, treu zur Seite stand. In den ersten Tagen des November kehrte er nach Wolfenbüttel zurück. Gern wäre er Weihnachten wieder nach Hamburg gefahren, allein Krankheit und Arbeit hielt ihn zurück. Das Corpus Evangelicorum am Reichstage zu Regensburg bereitete eine peinliche Anklage gegen den kühnen Herausgeber der «Wolfenbütteler Fragmente» vor. Die braunschweiger Freunde aber bemerkten mit Kummer die Abnahme seiner Kräfte. Mendelssohn gegenüber, dem jedes Verständniß für Lessing's große Thaten der letzten Jahre abging, entschuldigte er ironisch, ihm habe nicht gefallen können, was für ihn auch nicht geschrieben worden, gedachte aber wehmüthig ihrer gemeinsamen Arbeiten und «besseren Tage. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen und bin itzt so ein fauler knorrichter Stamm!» Bei einem Besuche in Braunschweig starb er am Abend des 15. Febr. 1781. An der Mauer des Friedhofs der Gemeinde St.-Magni wurde er am 20. zur Ruhe geleitet. Vom ihm, dem ersten, welcher den von der Sage verdammten Faust gerettet werden ließ, erzählte der fromme Pöbel, der Teufel habe ihn geholt. Goethe und Schiller aber neigten sich, als sie in den «Xenien» die Literatur des 18. Jahrh. kritisch prüften, vor Lessing-Achilleus:

> Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
> Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

«Ein menschliches Leben», schrieb Leisewitz zu Braunschweig in sein Tagebuch, «war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten. Er hätte alles werden können.» Das deutsche Drama hat er durch Lehre und Beispiel gegründet, die Lebensbedingungen für die folgende Entwickelung der deutschen Literatur geschaffen, der Poesie und Kunst neue Bahnen gewiesen, das Wesen des hellenischen Alterthums uns erklärt. Den Schein hat er auf allen Gebieten unablässig bekämpft und Sittlichkeit als unentbehrliche Begleiterin jeder Thätigkeit gefordert. In seinen theologischen Streitschriften hat er die höchsten Muster deutscher Prosa aufgestellt, wie er überhaupt als Stilist ohnegleichen blieb. Das seit dem Dreißigjährigen Kriege auf der Nation hart lastende theologische Joch hat er gebrochen und dem deutschen Geiste die Führung im europäischen Geistesleben erobert. — Denkmale wurden ihm errichtet: zu Wolfenbüttel auf dem Bibliothekplatze, 1796; zu Braunschweig das kolossale Standbild von Rietschel, 1853 enthüllt; zu Hamburg auf dem Gänsemarkte seine Statue von Schaper, 1881; auch am berliner Denkmal Friedrich's des Großen ist sein Bild angebracht. In Kamenz, seiner Geburtsstadt, erhält sein Andenken das 1826 gegründete Lessing-Stift, ein Hospital für Bedürftige aller Confessionen.

Lessing-Literatur. Ein treffliches Verzeichniß der einzelnen und Gesammtausgaben von Lessing's Schriften stellte Redlich 1877 im 19. Theile der Hempel'schen Ausgabe in seiner «Lessing-Bibliothek» zusammen; eine Uebersicht der Lessing-Literatur überhaupt hat Erich Schmidt für den Schluß seines Werkes über Lessing (s. unten) in Aussicht gestellt. Lessing's «Sämmtliche Schriften» sind zuerst herausgegeben von seinem Bruder Karl (Berlin 1784—94, 30 Thle.); sodann eine neue Ausgabe 1825—28 (32 Bde.). Die kritisch geprüfte Ausgabe der «Sämmtlichen Schriften» besorgte Karl Lachmann (13 Bde., Berlin 1838—40), welche mit Weglassung des 13. Bandes (Briefe an Lessing) 1853—57 in zweiter, von W. von Maltzahn revidirter und ergänzter Auflage erschien und deren dritte Auflage in sorgfältigster Neubearbeitung und Vermehrung durch Franz Muncker seit 1886 (Stuttgart) zu erscheinen begonnen hat. Die von Redlich, Schöne, Boxberger u. a. besorgte sogenannte Hempel'sche Ausgabe (20 Bde., Berlin 1868—79) ist mannichfach vermehrt; der abschließende Doppelband enthält, von Redlich besorgt, eine musterhafte Sammlung der Briefe von und an Lessing (auch separat 1884, und hierzu «Lessing-Briefe. Nachträge, Berichtigungen», 1886). Andere Ausgaben veranstalteten u. a. Gosche und Boxberger (sogenannte Grote'sche Ausgabe, illustrirt, 8 Bde., Berlin 1875—76), Boxberger-Blümner (in Kürschner's «Deutsche Nationalliteratur», Stuttgart seit 1883 erscheinend), H. Göring (20 Bde., Stuttgart 1882—84).

Biographische Literatur. Die erste Biographie Lessing's verdanken wir seinem Bruder Karl: «G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse» (3 Thle., Berlin 1793—95, neue Ausgabe von O. F. Lachmann, Leipzig 1888). Grundlegend war Danzel's Werk: «Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke» (Bd. 1, Leipzig 1850, vollendet von Guhrauer, Bd. 2, 1853—54; neue, mit Literaturnachweisen bereicherte Auflage von W. von Maltzahn und R. Boxberger, Berlin 1880—81). Die meiste Verbreitung fand Adolf Stahr's «G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berlin 1859; 9. Aufl., 1885). Ausschließlich Lessing gewidmet ist der dritte Band von F. W. Loebell's «Entwickelung der deutschen Poesie» (Braunschweig 1865). Vgl. weiter: zwei englische Lessing-Biographien von James Sime (1877, für deutsche

Leser bearbeitet von Strodtmann, Berlin 1878) und Helen Zimmern (1877, deutsch von Claude, Leipzig 1879). Aus der übrigen Literatur über Lessing sind noch hervorzuheben: Kuno Fischer, «G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur» (2 Bde., Stuttgart 1881); H. Düntzer, «Lessing's Leben» (Leipzig 1882); Erich Schmidt, «Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften» (2 Bde., Berlin 1884—86); O. von Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke» (Leipzig 1870); H. Pröhle's Aufschlüsse aus dem Gleim'schen Archive «Lessing, Wieland, Heinse» (Berlin 1879); Friedrich Schlegel, «Ueber Lessing» (gegen die Aufklärung), 1797 und 1801, vgl. Schlegel's prosaische Jugendschriften (Wien 1882), II, 140, 415, 430; Gideon Spicker, «Lessing's Weltanschauung» (Leipzig 1883, besonders wichtig und werthvoll); Joh. H. Witte, «Die Philosophie unserer Dichterheroen» (Bonn 1880), ungenügend; K. Schwarz' treffliches Werk «G. E. Lessing als Theologe» (Halle 1854) hat durch einen gleich betitelten Aufsatz in von Sybel's «Historischer Zeitschrift», 1870, XII, 443, Ergänzung erfahren; K. Hebler's inhaltreiche «Lessing-Studien» (Bonn 1862); A. Lehmann, «Forschungen über Lessing's Sprache» (Braunschweig 1875); Ed. Belling, «Die Metrik Lessing's» (Berlin 1887); Düntzer, «Erläuterungen zu den deutschen Classikern», Heft 30—35 (Leipzig); J. W. Braun, «Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend» (1. Bd., Berlin 1884). *(Max Koch.)*

LESSING (Karl Gotthelf), des Vorigen vorjüngster Bruder, als Biograph und Sammler von seines Bruders Werken wie durch eigene Dichtungen beachtenswerth, wurde am 10. Juli 1740 zu Kamenz geboren. Wie sein berühmter Bruder besuchte auch er die Fürstenschule zu Meißen, die er Ostern 1761 verließ. Im Herbst begann er in Leipzig das Studium der Medicin, das er jedoch bald mit der Jurisprudenz vertauschte. Trotz der Unterstützung seines ältern Bruders gerieth er in Schulden und begann des Verdienstes wegen sich literarisch zu beschäftigen. Er gab eine bisher nicht wieder aufgefundene Wochenschrift «Der Student» heraus, mußte aber im Herbst 1764 Leipzig verlassen, ohne, wie er gewünscht hatte, sein Examen ablegen zu können. Kurze Zeit arbeitete er in Kamenz bei einem Advocaten, 1765 bis März 1767 lebte er bei seinem Bruder in Berlin. Durch diesen in die literarischen Kreise eingeführt, suchte er sich durch literarische Arbeiten, besonders im Dienste der Vossischen Buchhandlung, seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Nicolai, Ramler, Mendelssohn wurden ihm befreundet, mit dem Theater gewann er enge Fühlung. Klein und schlank von Person, so schildert ihn Frau Karsch, ebenso flüchtig und ebenso wenig geneigt, Freundschaft zu suchen wie sein Bruder, wußte er doch, nachdem dieser Berlin verlassen, sich eine selbständige literarische Stellung zu wahren; von Klotz wurde auch er angegriffen. Das Verhältniß zu seinem Bruder, den er rückhaltlos bewunderte und liebte, war stets ein herzliches, für beide Brüder ehrendes. Gotthold's Rath, mit der Herausgabe eigener Dichtungen zu warten, konnte er freilich nicht befolgen: paupertas me impulit, non scribere sed edere. Von seinem Talent dachte er selbst bescheiden, und bat den großen Kritiker, seiner nicht zu schonen. Mendelssohn verschaffte dem jüngeren Freunde im Mai 1770 eine Assistentenstelle beim General-Münzdirectorium in Berlin, und der Schriftsteller begann mit Eifer sich in das ihm fremde Fach einzuarbeiten, ohne indeß der Dichtung untreu zu werden. Noch vor Ablauf des J. 1776 heirathete Karl die Tochter des Buchhändlers Voß; im Juli 1779 wurde er Münzdirector in Breslau. Auch hier trat er in den Bekanntenkreis, den sein Bruder dort um sich gebildet hatte, doch fühlte er sich in Breslau anfangs wenig zufrieden. Mit dem Bruder in Wolfenbüttel blieb er ununterbrochen in herzlichem Verkehr, zwischen ihm und der Familie in Kamenz vermittelnd. Dessen Tod erschütterte ihn tief; er eilte nach Wolfenbüttel und übernahm die keineswegs schuldenfreie Hinterlassenschaft, eingedenk der Opfer, die sein Bruder früher für seine eigene Ausbildung gebracht hatte (vgl. O. von Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing», Leipzig 1870). Er fühlte sich aber auch berufen, das geistige Erbe des Bruders zu wahren und richtete auf dieses Ziel von nun an lange Zeit seine literarische Thätigkeit. Später beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einer «Preußischen Münzgeschichte von Friedrich II. an bis jetzt». Der Tod seines Schwiegervaters Voß, mit dem er manchen Streit gehabt, verwickelte ihn wieder in Processe, nachdem schon die Herausgabe der Schriften seines Bruders solche erregt hatte. Er starb am 17. Febr. 1812.

Karl Lessing's literarische Thätigkeit sondert sich von selbst in zwei Theile: Arbeiten für den Nachlaß seines Bruders und eigene Werke. Schon 1771 hatte G. E. Lessing eine neue Ausgabe seiner vermischten Schriften begonnen; 1784 gab Karl den 2. Theil mit einem längeren Vorberichte heraus; vom 5. Theile an (1791) erhielt die Ausgabe den Titel «G. E. Lessing's sämmtliche Schriften»; der 30., die Sammlung schließende Theil (1794) brachte G. E. Lessing's Briefwechsel mit seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing; jetzt in den Briefen an Lessing (Hempel'sche Ausgabe, XX, 2). Neben dieser mit Anmerkungen Karl Lessing's versehenen Gesammtausgabe erschien, ebenfalls von Karl Lessing besorgt, der theatralische und theologische Nachlaß. Im J. 1793 kam der 1., 1795 der 2. und 3. Theil heraus von: «G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse», herausgegeben von K. G. Lessing. Diese, bis auf Danzel einzig maßgebende, noch heute beachtenswerthe Lessing-Biographie ist 1888 von Otto F. Lachmann etwas verkürzt neu herausgegeben worden (Reclam's «Universal-Bibliothek» Nr. 2408/9). Die von 1796 an neu erscheinende Sammlung der Schriften entspricht allen billigen Anforderungen, die man damals erheben konnte, zumal da Karl Lessing durch manche Verhältnisse, besonders aber durch F. Nicolai, vielfach gehemmt war. Jedenfalls verdanken wir Karl Lessing, daß uns der Nachlaß seines

Bruders überhaupt erhalten wurde. Karl Lessing's sonstige Arbeiten sondern sich in solche, die er, wie z. B. zahlreiche Uebersetzungen, des Erwerbes halber vornehmen mußte, und in dramatische Dichtungen. Seine Recensionen in der «Allgemeinen deutschen Bibliothek» tragen die Zeichen P. oder M. Unter andern schrieb er auch für die «Literatur- und Theaterzeitung» und das «Berlinische literarische Wochenblatt» Recensionen. Viele Pläne, darunter auch zu einem Trauerspiele «Masaniello», tauchen im Briefwechsel mit seinem Bruder auf. Wirklich erschienen sind von seinen Dramen: «Der stumme Plauderer» (1768); «Der Lotteriespieler» und zwei Lustspiele: «Ohne Harlekin»; «Der Wildfang» (1769). Das erste und letzte gab er 1778 gemeinsam mit «Die Physiognomistin ohne es zu wissen» als «Schauspiele 1. Theil» heraus, denen 1780 als 2. Theil folgten: «Der Bankerot»; «Die Mätresse»; «Die reiche Frau». «Die Mätresse» hat E. Wolff als Heft 28 der «Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.» (Heilbronn 1887) neu herausgegeben. Erst durch E. Wolff's Untersuchungen sind Lessing's vergessene Dramen wieder gewürdigt worden. Ausgehend vom englischen Theater, dem er viele Einzelheiten entnimmt, sucht Karl Lessing zwischen dem socialen Drama der Sturm- und Drangperiode und der älteren sächsischen Komödie, der Gotthold Ephraim Lessing selbst angehört, zu vermitteln. Wol dem Einflusse seines Bruders verdankt Karl Lessing die strengere Beachtung der theatralischen Möglichkeit; in solchem Sinne hat er 1776 H. L. Wagner's «Kindesmörderin» für das Theater umgearbeitet (13. Heft der heilbronner Neudrucke 1883). Dem Dialoge wendet er besondere Sorgfalt zu, die Sprache sucht er nach seinem Bruder zu schulen. In Behandlung socialer Probleme dagegen schließt er sich der neu aufkommenden Richtung an, deren Schwächen er als Recensent einsichtig bloßlegt.

Vgl. Eugen Wolff, «Karl Gotthelf Lessing» (Berlin 1886); «Die Sturm- und Drangkomödie und ihre fremden Vorbilder» in der «Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte» (N. F. I, 1888); Jördens' «Lexikon», III, 328—334. *(Max Koch.)*

LESSING (Karl Friedrich), berühmter Historien- und Landschaftsmaler, Enkel von Karl Gotthelf Lessing, geboren in Berlin am 15. Febr. 1808. Nach dem Besuche des katholischen Gymnasiums daselbst anfangs für das Baufach bestimmt, trat er 1821 in die Bauschule zu Berlin, ging aber bald zur Malerei über, wurde Schüler W. von Schadow's und beschickte schon 1825 die berliner Kunstausstellung mit dem Gemälde: der Klosterkirchhof, das großes Aufsehen erregte und bereits alle Eigenthümlichkeiten seiner Kunst zeigte. Als Schadow 1826 nach Düsseldorf zum Director der dortigen Akademie berufen wurde und dessen Schüler ihn dahin begleiteten, schloß sich Lessing diesen an. Auf Schadow's Drängen begann Lessing auch Figuren zu zeichnen und zu malen. So sehr er sich auch vornahm, seinen Weg zu gehen, dem Einflusse der romantischen Zeitstimmung konnte er sich doch nicht entziehen und seine Bilder waren in dieser Stimmung erfunden und gemalt. Seine Landschaften mit zerfallenen Ritterburgen und Klöstern, Friedhöfe, öde Heiden athmen durchgehend die melancholische Romantik, die auch durch die Staffage, wie Ritter, Räuber, Mönche, Zigeuner verstärkt wird. Dadurch ist Lessing in jener Zeit zu Düsseldorf tonangebend gewesen; seine Bilder, die uns heute kalt lassen, wurden hoch geschätzt. Dahin gehören: Kirchhof im Schnee und Klosterhof im Schnee. Dasselbe Gepräge tragen auch seine figürlichen Compositionen: das trauernde Königspaar (1828), Leonore (1832). Darstellungen aus dem Leben der Räuber, wie sie schon einzelne seiner Landschaften als Staffage belebten, scheinen ihn besonders angeheimelt zu haben. So entstand das Bild: der Räuber und sein Kind, und die derselben Richtung angehörigen Gemälde: Lauernder Räuber und Büßender Räuber. In der Composition: Entführung eines polnischen Prinzen, versucht Lessing das historische Gebiet zu berühren; die Schar der durch die beschneite Landschaft dahinbrausenden Reiter ist voll Leben aufgefaßt, aber das historische Moment fehlt, um so mehr, als man nicht weiß, um welchen geschichtlichen Prinzen es sich handelt. In das eigentliche Fahrwasser der historischen Darstellung führte ihn Schadow ein, indem er ihn dem Grafen Spee empfahl, der auf seinem Schlosse Heltorf bei Düsseldorf Fresken aus dem Leben Friedrich Barbarossa's malen ließ. Lessing componirte und malte die Schlacht bei Iconium. Hier hatte er wirklich Großes geleistet; die Hauptfigur des Barbarossa, der sich in wildester Schlacht den Weg durch die Feinde bahnt, die Anordnung des Ganzen, die Zeichnung jeder einzelnen Figur, alles ist mit großem Studium trefflich gemacht. Indeß fand er an der ungewohnten Frescomalerei kein Behagen und es blieb bei diesem einen Bilde. Die Geschichte der Kreuzzüge scheint ihn nun besonders angezogen zu haben, da er noch verschiedene Entwürfe machte, deren Inhalt jener Zeit angehört. Durch geschichtliche Studien, die er mit seinem Freunde, dem Dichter von Uechtritz, betrieb, wurde er mit der Zeit der Hussitenkriege bekannt, die ihn zu seinen Hauptwerken begeisterten. Im J. 1835 entstand die Hussitenpredigt. Der hussitische Prediger, am Rande eines Waldes stehend, begeistert aus dem Kampfe kommende Krieger, indem er, unpassend genug bei einer Predigt, den Kelch emporhebt. Im Grunde brennt das überfallene Kloster. Die Leidenschaftlichkeit, der fanatische Glaubenseifer der Zuhörer ist sehr gut charakterisirt und das Bild gehört zu den besten Compositionen des Meisters. Dieser hatte sich von der romantischen Richtung seiner früheren Thätigkeit losgesagt und die Richtung des Naturalismus betreten. Lessing hatte mit jenem Bilde das Thema der Kämpfe um geistige und religiöse Freiheit gefunden, das er seitdem zu seiner Hauptaufgabe machte. Im J. 1836 wurde Ezzelin von Verona im Kerker, der von zwei Mönchen besucht wird, die ihn bekehren wollen, vollendet. Wenn auch Ezzelin's Name der Geschichte angehört, so hatte Lessing doch nichts mehr als ein Genrebild geschaffen, und der blutdürstige, grausame Tyrann ist im Verhältniß zu den Greuelthaten, die er auf seinem Gewissen hatte, zu zahm auf-

gefaßt. Dem Jahre 1840 gehört an das Bild mit der Gefangennahme des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. Offenbar wollte der Künstler eine Demüthigung des Papstthums durch den Kaiser zum Ausdruck bringen. Nach diesem Bilde griff der Künstler wieder in die Hussitenzeit hinein; 1842 erschien Huß vor dem Concil in Constanz. Es war natürlich, daß Lessing wegen der Tendenz dieses Bildes, in dem ein Ketzer der katholischen Klerisei entgegengestellt und dieser gegenüber als Träger aller Wahrheit und Sitte verherrlicht wird, von den Protestanten gefeiert, von den Katholiken heftig angegriffen wurde. Auch Schadow grollte dem Künstler, der in Düsseldorf eine förmliche Spaltung in der Akademie herbeiführte. Lessing ließ sich nicht abschrecken und componirte in gleicher Weise weiter. So entstand 1844 Kaiser Heinrich V., dem der Abt des Klosters Prüfening, als einem unter Bann stehenden, den Eingang verwehrt. Dann zeichnete Lessing einen Carton, Heinrich auf dem Wege nach Canossa, die Alpen überschreitend. Dann folgt wieder ein Hußbild, das umfangreichste, das er 1850 vollendete und das von Stadt zu Stadt wanderte, bewundert und auch hart verurtheilt. Es stellt Huß vor dem Scheiterhaufen kniend dar, umgeben von den Henkern, Executoren und vielem Volke. Die Anordnung des Ganzen ist sehr geschickt, auch die Farbe ist harmonisch, die Trachten verständnißvoll der Wirklichkeit nachgebildet. Besonders die Henker in der etwas nebeligen Morgenluft sind trefflich aufgefaßt und das Volk — darunter einzelne Landsleute des Märtyrers — gut charakterisirt. Vom höheren Standpunkte eines historischen Bildes wäre auszusetzen, daß Huß, die Hauptperson, zu weit in den Mittelgrund versetzt und im Profil dargestellt ist, daß die Figuren des Vordergrundes nur halb sichtbar sind. Das Bild befindet sich jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin.

Einmal in den Geist der hussitischen Zeit versenkt, wandte sich der Künstler auch dem Reformationszeitalter zu. So entstand das Bild: Luther verbrennt in Wittenberg vor dem Elsterthore die Bannbulle. Studenten schüren das Feuer, Melanchthon und Bugenhagen stehen an der Seite des Reformators, der, zum Himmel blickend, die Bulle über die Flammen hält. Daß die Composition einer Begebenheit, von der aus sich eine neue Zeit und Geschichte Europas datirt, eine eminent historische ist, läßt sich nicht leugnen. Lessing hat sie übersichtlich angelegt, dennoch erscheint sie wie ein Genrebild, da der Meister es nicht verstand, sie auf einen idealen, historischen Standpunkt zu erheben. Noch weniger als hier konnte sich Lessing zu diesem Standpunkt in einem zweiten Bilde derselben Gattung erheben: Luther schlägt die Thesen an die Pforte der wittenberger Schloßkirche an. Alle die genannten Bilder hatte Lessing in Düsseldorf gemalt und sie beweisen eine rege Thätigkeit und großen Fleiß des rastlos arbeitenden Künstlers. Bereits im J. 1846 erhielt er einen Ruf als Director des Städel'schen Instituts nach Frankfurt, dem er indeß nicht Folge leistete. Das Verhältniß zur Akademie scheint aber nachher sich doch gelockert zu haben, denn als Lessing im J. 1858 nach Karlsruhe berufen wurde, um daselbst als Director der Gemäldegalerie zu wirken, nahm er den Antrag an. Es geschah dies freilich in einer Zeit, wo man noch der Meinung war, daß nur ein ausübender Künstler zu einem solchen Amte befähigt sei. Bei Lessing war dies um so mehr ein Misgriff, als er sich in seinem ganzen Leben nie um ältere Künstler kümmerte, ja mit Bedacht ihren Werken aus dem Wege ging. Die Richtung seiner Kunst änderte er auch hier nicht. So malte er den Sarg Kaiser Heinrich's IV. in der Vorhalle eines zerstörten Klosters, den ein betender Mönch bewacht. Im J. 1863 war das Bild mit den Wallfahrern vollendet, welche in der Wüste eine Quelle finden, und im J. 1867 die Disputation Luther's mit Eck in der Pleißenburg zu Leipzig (1519). Eine Rede ist ebenso wenig malerisch darstellbar, wie eine Musik; der Künstler kann im Beschauer eine Idee derselben wachrufen, indem er die Wirkung des Lautes auf die Zuhörer zum Ausdruck zu bringen strebt. In dieser Hinsicht ist Lessing's Bild ein Hauptwerk. Er schildert mit psychologischer Wahrheit den Eindruck, den des Reformators feurige Rede auf Freund und Feind ausübt. Es war das letzte historische Gemälde, das Lessing schuf. Er kehrte nun zu seiner ersten Richtung, zur Landschaftsmalerei, zurück. Zwar hatte er zur Abwechselung neben den historischen auch landschaftliche Gemälde geschaffen, jetzt aber widmete er sich ausschließlich der Landschaft. Da er Deutschland nie verließ, so war es die deutsche Landschaft, die er trefflich zu charakterisiren verstand. Im J. 1867 erhielt Lessing von der düsseldorfer Akademie einen Ruf als Director an Stelle Bendemann's; doch nahm er ihn nicht an, sein neues Heim in Karlsruhe, die Gunst des großherzoglichen Fürstenpaares hielt ihn fest. Er starb zu Karlsruhe am 5. Juni 1880. Während seines Lebens hat Lessing den einen als bahnbrechendes Genie, den andern als mittelmäßiges Talent gegolten. Nach seinem Tode haben sich die Gegensätze genähert und damit einer Beurtheilung Raum gegeben, die sich von beiden Gegensätzen gleich weit fernhält.

(J. E. Wessely.)

LESSMANN (Daniel), deutscher Roman- und Novellendichter, geboren am 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark von jüdischen Aeltern, wollte, nachdem er in Berlin das Joachimsthalsche Gymnasium besucht, Medicin studiren, trat aber 1813 als freiwilliger Jäger in das preußische Heer, wurde bei Lützen verwundet, dann in Feldlazarethen verwendet. Im J. 1819 ging er nach Wien, wo er Hauslehrer in der durch ihre Verbindung mit Goethe bekannten Familie des Grafen O'Donnel wurde. Mit Beiträgen zum «Wiener Conversationsblatte», einer Uebersetzung von Pope's «Versuch über den Menschen» begann er seine Laufbahn als Schriftsteller. Nachdem er mit der gräflichen Familie in Ungarn und längere Zeit in Verona, dessen Geschichte ihn zu umfassenden Studien anregte, verweilt hatte, kehrte er 1824 nach Berlin zurück. Aeußere Gründe bestimmten seinen Uebertritt zum Christenthum, der aber nicht die gewünschten Vortheile einbrachte. Mit Heine befreundet, kokettirte er

wie dieser mit weltschmerzlichen Stimmungen, die ihn bald um so mehr beherrschten, da er, als Dichter zwar angesehen, aber nicht seiner Einbildung gemäß anerkannt wurde. Ließ er doch nur Goethe und sich selbst als große Dichter gelten. Auf einer Fußreise, wie er deren jährlich zu machen pflegte, fand man ihn am 2. Sept. 1831 zwischen Kroppstädt und Wittenberg erhängt, der gewöhnlichen Annahme gemäß von eigener Hand.

Die meisten seiner zahlreichen Arbeiten erschienen zuerst im «Gesellschafter». Seine Gedichte (Berlin 1824 und 1830) sind unselbständige Nachahmungen Heine's, die dramatischen Versuche unbedeutend. Dagegen kommt seinen durch leichte und gewandte Darstellung wirkenden «Novellen» (4 Bde., Berlin 1828—30) wirkliches Verdienst zu. Seine Reiseschilderungen, wie «Cisalpinische Briefe», «Briefe aus Südspanien», «Italienische Gesellschaft», sind nicht frei von Manier, aber anschaulich und anziehend. Das aus dem Nachlaß von August Ellrich zusammengestellte «Wanderbuch eines Schwermüthigen» (2 Bde., Berlin 1832) enthält das Beste an stimmungsvollen Reisebildern, was Leßmann außer seinem großen Romane geschrieben. Dieser, «Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien» (2 Bde., Berlin 1827), erregte in weiteren Kreisen Aufsehen und verdient als sein Hauptwerk volle Anerkennung. Als Uebersetzer von Manzoni's «Verlobten» (Berlin 1827) und Rosini's «Nonne von Monza» machte sich Leßmann um die Einbürgerung italienischer Literatur in Deutschland verdient. Von seinen ausgeführten historischen Arbeiten sind die meisten mehr anziehend geschrieben als wissenschaftlich werthvoll; von dem geplanten dreibändigen Werke, welches die Geschichte Veronas und der Scaliger behandeln sollte (vgl. Hitzig, «Gelehrtes Berlin», 1826, S. 150), ist nichts erschienen. Der gedruckte Nachlaß umfaßt drei Bände (Berlin 1837—38). Die beste Schilderung des mit Ironie spielenden Schriftstellers gab Laube im 2. Bande der «Modernen Charakteristiken» (Mannheim 1835); er nennt Leßmann launenhaft und liebenswürdig redselig. In der That hatte er eine leichte Darstellungsgabe; er war von Natur witzig, doch machte ein fortwährendes Haschen nach Witz sich unangenehm in seinen rasch entworfenen Schriften geltend. Ein Verzeichniß seiner Arbeiten in Goedeke's «Grundriß», III[1], 731; Literatur über ihn verzeichnet Wurzbach's «Biographisches Lexikon», XV, 16, dazu Schlichtegroll's Nekrolog, X, 806 und Gubitz im dritten Bande seiner «Erinnerungen» (Berlin 1869). *(Max Koch.)*

LESSON (René-Primevère), französischer Naturforscher, wurde am 20. März 1794 als Sohn eines Marinebeamten in Rochefort geboren und starb daselbst am 28. April 1849. Er wurde von 1809 an auf der École de médecine navale in Rochefort erzogen, befand sich 1814 in Bordeaux an Bord des von den Engländern auf dem Flusse verbrannten «Regulus» und erhielt 1816 die Anstellung als Pharmaceut der Marine. Der Leitung des Botanischen Gartens in Rochefort zugetheilt, erhielt er den Auftrag, die Erdumsegelung an Bord der «Coquille» unter Leitung Duperrey's (1822—25) mitzumachen. Da der als Schiffsarzt der Expedition zugetheilte Prosper Garnot unterwegs an Dysenterie erkrankte und das Schiff verlassen mußte, blieb Lesson in der letzten Hälfte der Reise das Amt eines Schiffsarztes und Naturforschers allein überlassen. Er verlor nicht einen einzigen Mann der Besatzung und konnte bei der Rückkehr dem Muséum d'Histoire Naturelle eine große Menge werthvoller Sachen sowie schöner Zeichnungen übergeben. Im November 1825 erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Eine Zeit lang in Paris als Redacteur des zoologischen Theils von Férussac's «Bulletin» thätig, wurde er erster Hauptpharmaceut der Marine und Professor der Chemie an der medicinischen Schule in Rochefort. Seine literarische Thätigkeit war eine äußerst rege und umfaßte Säugethiere, Vögel, Polypen, Pflanzen, selbst Alterthümer. Seine Arbeiten haben ungleichen Werth. Er schilderte die Reise der «Coquille» zweimal («Voyage médical», Paris 1829, und «Voyage autour du monde entrepris par ordre du gouvernement», Paris 1838, 2 Bde.) und bearbeitete auch die naturgeschichtliche Ausbeute der Reise der «Thetis». Am geschätztesten sind wol seine monographischen Bearbeitungen der Kolibris, Paradiesvögel und Epimachiden. *(J. Victor Carus.)*

LESTEVA, eine von Latreille aufgestellte Gattung der Käfer aus der Familie der Kurzflügler oder Staphylinidae und der Unterfamilie der Omaliinae, deren Arten auf Europa beschränkt, an feuchten Orten und zwischen Wasserpflanzen leben. Wie die andern Gattungen der Omaliinen (Anthophagus, Anthobius, Omalium u. s. f.) ist die Gattung durch den Besitz von Nebenaugen ausgezeichnet, bedeckte Vorderbruststigmen und quere Hinterhüften. Die Kiefertaster haben ein Endglied, welches dreimal so lang wie das vorderste ist. Eine der häufigsten Arten ist L. bicolor *Fabricius* von $3\frac{1}{2}$—4 Millim. Länge. *(J. Victor Carus.)*

L'ESTOCQ (Anton Wilhelm von), preußischer Feldherr, aus einer Familie französischer Flüchtlinge stammend, wurde am 16. Aug. 1738 in Celle geboren. Sein Vater, bis dahin in hannöverschem Dienst, trat in demselben Jahre in den preußischen über und wurde Oberstlieutenant bei der Infanterie. Nach dem Tode des Vaters fand L'Estocq Aufnahme im Hause eines gleichnamigen Vetters, des Kriegsraths und Kanzlers der Universität Königsberg, der, das Muster eines pflichttreuen und gewissenhaften Verwaltungsbeamten, auch aus dem ihm anvertrauten Verwandten einen solchen zu machen wünschte. Deshalb verweigerte er 1756 seine Zustimmung zur Annahme einer Offizierstelle. Als nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf die Russen Königsberg besetzten, hatte sich der Kanzler einer ausgezeichneten Behandlung seitens derselben zu erfreuen, denn sein Bruder war der Leibarzt der Kaiserin Elisabeth (s. Joh. Herm. L'Estocq). Fermor bot dem jungen L'Estocq eine Offizierstelle im russischen Heere an; der aber entfernte sich 1758 mit Einwilligung seines Vetters heimlich aus Königsberg und suchte, mit einer Empfehlung des Ministers Grafen Podewils versehen, der ihm vom

Civildienst abgerathen hatte, um Eintritt in das preußische Heer nach. Der Minister wies ihn an den Grafen Schwerin, den Befehlshaber des Regiments Gensdarmes, welches vor Olmütz lag. L'Estocq wurde eingestellt, trat aber bald zum Zieten'schen Husarenregiment über. In dessen Reihen kämpfte er 1758 bei Zorndorf und Hochkirch. Im December auf Zieten's Vorschlag zum Cornet ernannt, machte er im Februar 1759 den Streifzug nach Polen mit, der die Zerstörung der russischen Magazine bezweckte, focht bei Kay und Kunersdorf und im nächsten Jahre bei Liegnitz und Torgau. Im Winterquartier zu Gera 1760 wurde er zum Secondelieutenant ernannt. Als im Februar 1761 General von Syburg einen Vorstoß zur Unterstützung Ferdinand's von Braunschweig machte, kam es am 15. Februar bei Langensalza zum Gefecht, in dem sich L'Estocq so rühmlich hervorthat, daß er den Orden pour le mérite erhielt. Eine leichte Verwundung am Fuß war bald geheilt. Im März 1762 wurde er Zieten's Adjutant und hatte so vorzügliche Gelegenheit, den weiteren Dienst auch außerhalb des Regiments kennen zu lernen; nach dem Frieden trat er in das Regiment zurück. Im J. 1768 wurde er Premierlieutenant, 1771 Stabsrittmeister, 1780 Escadronchef, 1783 Major, 1790 Oberstlieutenant. Er nahm an dem Bairischen Erbfolgekriege und 1787 mit der ersten Schwadron des Leibhusarenregiments an dem Kriege gegen Holland theil; zu hervorragenden Thaten war in beiden Kriegen wenig Gelegenheit geboten. Im J. 1792—95 stand das Regiment, dessen Führung er als Oberst im März 1794 übernahm, im Felde gegen die Heere der französischen Republik, seinen alten Ruhm bewährend. L'Estocq zeichnete sich namentlich am 23. Mai 1793 bei Kaiserslautern und am 13. Juli bei Tribstadt aus. Nach dem Frieden zu Basel blieb er an der Demarcationslinie zurück, auch nachdem er 1797 das in Schlesien stehende Czettritz'sche Husarenregiment erhalten hatte; wurde 1798 Generalmajor und durch Cabinetsordre vom 30. April 1803 als Nachfolger des Generallieutenants von Günther zum Gouverneur von Neuostpreußen ernannt. Im Kriege von 1806 war ihm der Befehl über ein Reserveheer zugedacht, welches an der Oder zwischen Küstrin und Frankfurt aufgestellt werden sollte. Das schnelle Vordringen der Franzosen nach der Schlacht von Jena verhinderte die Ausführung dieses Plans und erlaubte nur die schleunige Zusammenziehung von kaum 10,000 Mann zwischen Thorn und Graudenz, die den Franzosen den Uebergang über die Weichsel streitig machen sollten. Den Oberbefehl über dieselben übernahm am 22. Nov. aus den Händen des Generals von Kalckreuth L'Estocq. Er vertheidigte mit Geschick und Entschlossenheit seine Stellung, ohne sich durch die Uebermacht und den Uebermuth der Franzosen einschüchtern zu lassen. Seine Bewegungen wurden durch die des russischen Heeres bedingt. Auf Bennigsen's Befehl trat er am 5. Dec. den Rückzug von der Weichsel an und nahm, die Drewenz entlang ziehend, hinter der Wolla und Soldau Stellung, in welcher er bis zum 23. verblieb. Nach dem Gefechte bei Biezun am 23. ging er auf Soldau, von hier am 25. nach Neidenburg zurück. Als er am 27. die Nachricht erhielt, daß die Russen nach dem Gefecht bei Pultusk hinter die russische Grenze gehen wollten, gab er die Verbindung mit ihnen auf und marschirte nach Angerburg, wo er zwischen den zahlreichen Seen mit seinem schwachen Heere Königsberg einigermaßen zu decken hoffte; am 3. Jan. 1807 traf er hier ein. Verluste in den Gefechten und Desertionen — Regimenter, die in Polen ausgehoben waren, verschwanden fast ganz — hatten die Zahl seiner Soldaten auf 5000 gebracht. Da der König und General von Rüchel verlangten, daß er den rechten Flügel des Feindes angreifen sollte, um die Franzosen im Marsch gegen Königsberg aufzuhalten, ging er am 8. Jan. in westlicher Richtung auf Schippenbeil und Bartenstein vor; seine Schwäche nöthigte ihn zu großer Vorsicht, sodaß sein Verhalten in den folgenden Tagen unsicher und schwankend erscheint. Doch muß man berücksichtigen, daß seine Märsche «nach denen der russischen Armee eingerichtet werden mußten, und bei der Entfernung der beiden Hauptquartiere die Befehle bei dem General L'Estocq oft erst eintrafen, wenn bereits Maßregeln, die der Augenblick erforderte, ergriffen worden waren. Es gab dies dann vielfältig zu abändernden Befehlen und ermüdenden Märschen Veranlassung, ohne daß von dem Corps ein besonderer Erfolg erzielt worden wäre» (Höpfner). Als um die Mitte des Januar Bennigsen zum Angriff vorging, trat auch L'Estocq mit seinem Corps, welches durch die russischen Regimenter Wyburg und Kaluga verstärkt worden war, am 20. den Vormarsch nach der Alle und Drewenz an. Am 2. Febr. erhielt er den Befehl, die Vereinigung mit dem russischen Heere bei Jackowo zu bewerkstelligen. Er brach sofort auf und traf am Morgen des 3. in Deutsch-Eylau ein, gelangte am selben Tage noch bis Osterode, mußte aber am 4. seine Marschrichtung auf Mohrungen nehmen, da die Russen nach Arendsdorf zurückgegangen waren; hier sollte er sich an ihren rechten Flügel anschließen. Am 5. war das Hauptquartier in Mohrungen, wo die Meldung einlief, daß die Hauptmacht des Feindes in der Nähe war, mit dem noch am selben Tage bei Waltersdorf ein Gefecht bestanden wurde. Am 6. ging L'Estocq bis Engelswalde, wo er den mündlichen Befehl erhielt: «mit dem Corps nach Rossitten, zwischen Zinten und Preußisch-Eylau, zu marschiren, um gleich bereit zu sein, die Straße nach Königsberg zu gewinnen und sich den Russen bei Preußisch-Eylau anzuschließen». Eine Zusammenkunft, die Bennigsen mit L'Estocq zu haben wünschte, war nicht mehr möglich. Am Morgen des 8. Febr., des Schlachttages von Eylau, waren die letzten Regimenter erst um 5 Uhr des Morgens in ihre Quartiere gelangt, mußten aber um 8 Uhr wieder aufbrechen. Das Corps war 5584 Mann stark. Von Hussehnen ging L'Estocq über Wackern nach Althoff, welches er um 1 Uhr des Mittags erreichte, nachdem er einem Gefecht mit dem Ney'schen Corps geschickt ausgewichen war. In Althoff, von wo die Aufstellung der beiden kämpfenden Heere gut übersehen werden konnte, erhielt er den Befehl, sofort den linken Flügel zu unterstützen, der vor dem Feinde zurückwich. Sofort brach er in drei Zügen auf

und traf, hinter der Schlachtlinie weg marschirend, auf dem linken Flügel ein, als derselbe in Auflösung das Schlachtfeld verließ. Er forderte die Flüchtigen auf, sich seinem Vorrücken anzuschließen, erreichte aber nur, daß sie sich in einem Haufen sammelten und so, wenigstens etwas geordnet, zurückzogen. Nun nahm er den Franzosen das Dorf Kutschitten und jagte sie am Abend auch noch aus dem davorliegenden Gehölz. Um 10 Uhr gab Bennigsen den Befehl zum Rückzug auf Königsberg, dem sich um 1 Uhr das Corps L'Estocq's als Nachtrab anschließen sollte. Auf Scharnhorst's Rath, der deshalb einen heftigen Auftritt mit Bennigsen hatte, leistete L'Estocq dem Befehl nicht Folge, sondern zog östlich nach Friedland, um den Russen die Verbindung mit ihrem Lande zu sichern. Da L'Estocq durch sein rechtzeitiges Eingreifen in die Schlacht den Franzosen den Sieg entrissen hatte, so blieb für ihn Lohn und Anerkennung nicht aus. Friedrich Wilhelm sprach ihm in einem Schreiben aus Memel vom 13. Febr. seinen Dank aus, Kaiser Alexander übersandte ihm am 8. April von Bartenstein aus den Orden dritter Classe des Georgordens, die königsberger Kaufmannschaft stellte sein Bild in der Börse auf und überreichte ihm ein Geschenk von 12,000 Thalern. L'Estocq nahm eine Stellung bei Allenburg und Wehlau und brachte durch Verstärkungen sein Corps auf 15,000 Mann. Während der Schlacht bei Friedland am 14. Juni deckte er Königsberg, vereinigte sich darauf mit den Russen bei Mehllaucken und marschirte mit ihnen nach Tilsit. Nach dem Friedensschluß wurde er zum Mitglied der Commission ernannt, die mit der Untersuchung des Verhaltens der Offiziere im Kriege beauftragt wurde, danach zum Gouverneur von Berlin. Sein Verhalten bei dem Unternehmen Schill's erregte das Mistrauen Napoleon's, auf dessen Veranlassung ihn der König, als er im December 1809 nach Berlin zurückkehrte, seines Postens enthob. Im J. 1812 wurde er General der Cavalerie, beim Ausbruch des Krieges 1813 Gouverneur des Landes zwischen Oder und Elbe, darauf Gouverneur von Breslau. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied und starb am 5. Jan. 1815 in Berlin. Seine Leiche wurde in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt.

Vgl. von Zedlitz, «Pantheon des preußischen Heeres» (Bd. 1, Berlin 1835); «Allgemeiner Militäralmanach» (Glogau 1840); von Höpfner, «Der Krieg von 1806 und 1807» (2. Aufl., Berlin 1855); von Ardenne, «Geschichte des Zieten-Husarenregiments» (Berlin 1874).

(Paul Schwartz.)

L'ESTOCQ (Johann Hermann, Reichsgraf von), Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Zu Celle (Hannover) am 29. April 1692 als Sohn eines französischen Réfugié geboren, erwarb sich L'Estocq sein Brot als Barbier und ging 1713 nach Petersburg, wo ihn Peter der Große kennen lernte und zum Wundarzte nahm. Als die Kaiserin Katharina 1716 Holland besuchte, war L'Estocq in ihrem Gefolge. Peter hielt viel auf ihn und soll ihm das Gelöbniß abgenommen haben, stets treu zu seiner Tochter Elisabeth zu stehen. Als aber L'Estocq durch seine dissoluten Sitten selbst an diesem Hofe Anstoß erregte und gar zu rücksichtslos auftrat, verwies ihn der Kaiser 1718 nach Kasan. Katharina I. rief ihn zurück, er wurde ihr und ihrer Tochter Elisabeth Leibchirurg und gewann besonders auf letztere bedeutenden Einfluß. Er besaß großes Geschick zu Intriguen, entbehrte aber des zur Durchführung nöthigen Muthes, war Elisabeth sehr ergeben, aber gar zu ängstlich. Schon 1730 suchte er vergebens der Großfürstin nach Peter's II. Ableben die Krone zu verschaffen; er wurde immer mehr ihr Vertrauter und war der geeignetste Vermittler ihrer Beziehungen zu Frankreich; er ging hin und her von ihr zum Gesandten Marquis de La Chétardie, dem er Eröffnungen machte, und dieser zog durch ihn Elisabeth ganz auf Frankreichs Seite; L'Estocq erhielt von ihm große Summen. In der Verschwörung zum Sturze Iwan's VI. und der Regentin Anna Leopoldowna spielte er neben La Chétardie und andern eine große Rolle, unter den Theilnehmern «der Vertraute» genannt; er überzeugte sich von den Gesinnungen der für Elisabeth gewonnenen Preobrashenski'schen Garde und war unermüdlich thätig. Mit Woronzow und Schwartz führte er durch die Unterstützung besagter Garde die Revolution vom 6. Dec. 1741 durch: Elisabeth bestieg den Thron. L'Estocq, der ihr erster Vertrauter blieb, wurde Wirklicher Geheimer Rath, erster Leibarzt und Generaldirector der medicinischen Kanzlei, mischte sich, ohne etwas zu verstehen, in alle Angelegenheiten und geberdete sich als ein hohler Glücksritter, der unverdient einen Gehalt von 7000 Rubeln bezog, die Diamantporträts der Kaiserin und des Königs von Polen nebst dem Schwarzen Adlerorden trug. Ebenso entschieden wirkte er für Frankreich und Preußen, wie gegen Oesterreich und Großbritannien; Frankreich zahlte ihm hohe Pensionen, die es noch erhöhte, um ihn eifriger zu machen; er lag in steter Fehde mit den Ministern und Beamten und arbeitete in niedrigen Intriguen am Sturze seiner zahlreichen Gegner. Aber er galt so viel bei Elisabeth, daß ihn der König von Polen zum Grafen, Kaiser Karl VII. zum Reichsfreiherrn und 1744 zum Reichsgrafen creirte; fast alle wichtigen Angelegenheiten Rußlands liefen durch seine unkundigen Hände. Sein Todfeind war der Vicekanzler, nachmalige Kanzler Graf Bestushew-Rjumin, den zu stürzen er alle Minen anlegte; Bestushew arbeitete mit demselben Eifer an L'Estocq's Sturz und entriß ihm die große Stütze La Chétardie's. Hatte L'Estocq in der niederträchtigen Botta'schen Verschwörung einen Triumph erzielt, so erreichte Bestushew im Juni 1744 die Ausweisung des französischen Gesandten und L'Estocq's Verbannung vom Hofe; L'Estocq hatte ihn sehr unterschätzt, wenn er ihn «ein bornirtes Genie» nannte; sein einstiger Schützling sollte ihm noch mehr Niederlagen bereiten. Er machte die mistrauische Kaiserin immer wieder darauf aufmerksam, daß ihr Vertrauter seit Jahren engstens am Thronfolger Peter Feodorowitsch hänge; er und General Stepan Apraxin verdächtigten ihn so lange des Hochverraths, bis Elisabeth L'Estocq am 17. Nov. 1748 verhaften ließ; er verlor

alle Aemter und Ehren wie sämmtliche Güter, wurde geknutet und 1750 nach Uglitsch, 1753 nach Ustjug-Weliki verbannt. Peter III. rief den siebzigjährigen Greis 1762 sofort zurück, gab ihm Güter und Würden wieder, betraute ihn aber mit keinem Dienstamte. Katharina II. beließ ihm seinen Gehalt von jährlich 7000 Rubeln und schenkte ihm ein Gütchen in Livland, hielt ihn aber von allen Geschäften sorgsam entfernt. Er starb in Petersburg am 13. Juni 1767.

Vgl. Büsching, «Historisches Magazin», Th. 1 und 2; Herrmann, «Geschichte des russischen Staats», Bd. 5 (Hamburg 1853); «La Cour de la Russie il y a cent ans, 1725—83» (Berlin 1858); Kleinschmidt, «Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels» (Kassel 1877); A. Vandal, «Louis XV et Elisabeth de Russie» (Paris 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LESUEUR (Charles Alexandre). Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die staatlichen Verhältnisse in Frankreich eine gewisse Ständigkeit angenommen hatten, faßte das französische «Institut» den Gedanken, durch eine vom Staate auszurüstende Untersuchungsreise in die südlichen Theile der östlichen Halbkugel die Naturwissenschaften, Erdbeschreibung und Schiffahrt fördern zu helfen. Die Regierung nahm den Plan auf, für welchen sich der Erste Consul warm interessirte und sandte zwei Corvetten aus, «le Géographe» und «le Naturaliste», auf welchen vier Astronomen und Hydrographen, drei Botaniker, fünf Zoologen, zwei Mineralogen, vier Maler und fünf Gärtner den wissenschaftlichen Stab bildeten. Sowol die geringe seemännische Tüchtigkeit als auch der Mangel an Rücksicht auf den Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit der ihm anvertrauten Bemannung und der unter seiner Leitung und Pflege stehenden Gelehrten ließen die Wahl Nicolas Baudin's zum Leiter der Entdeckungsfahrt als einen großen Fehlgriff erkennen. Die Entblößung seiner Schiffe von Proviant und Arzneimitteln, welche ihm unter schwerer Beschuldigung vorgeworfen worden ist, hatte zunächst die Folge, daß der erste Zoolog, Bory de Saint-Vincent, die Botaniker André Michaux und Delisse, der Astronom Bissy sich schon auf Ile de France von der Expedition trennten; sie rächte sich aber auch an ihm selbst, indem er am 16. Sept. 1803 auf dem Rückwege auf Ile de France starb. Daß diese Reise namentlich für Zoologie einen außerordentlichen Erfolg hatte, war namentlich dem Umstande zu verdanken, daß auf ihren eigenen Wunsch und über die Zahl der bereits ernannten Fachmänner hinaus zwei junge Männer derselben zugetheilt wurden, von denen der eine besonders für anthropologische Studien, der andere, nur um ihn unterzubringen, als novice timonnier, Steuermannsjunge, mitgenommen wurde. Der erstere war François Péron, der letztere Charles Alexandre Lesueur, Sohn von Jean Baptiste Denis Lesueur, einem Admiralitätsoffizier in Havre (gestorben am 15. Juli 1819). Namentlich war es die künstlerische Gewandtheit Lesueur's in der bildlichen Wiedergabe der beobachteten Naturerzeugnisse, vorzüglich Thiere, welche ihn schon nach wenig Wochen auf Bory's Anregung aus seiner untergeordneten Stellung zu der des ersten naturhistorischen Zeichners aufrücken ließ. Bald war er mit dem gleichfalls auf dem «Géographe» lebenden, drei Jahre älteren Péron eng befreundet, die schönen Resultate dieser Reise sind besonders der Verbindung beider Männer zu danken. Lesueur war am 1. Jan. 1778 in Havre-de-Grâce geboren und wurde schon als Kind durch die romantische Natur der als Les Falaises bekannten normannischen Strandklippen in der Nähe seines Geburtsortes, namentlich durch die des Cap la Hève, sowie durch das sich am Strande entfaltende Leben des Meeres zur Naturbetrachtung begeistert. Diese Liebe sowie die während seiner Schulzeit reich entwickelte und geförderte Anlage zum Zeichnen machten ihn für die Reise besonders geschickt. Die beiden Schiffe verließen Havre am 19. Oct. 1800. Erst nach 145 Tagen (einen elftägigen Aufenthalt in Teneriffa eingerechnet) kamen sie am 15. März 1801 nach Ile de France. Nach sechs Wochen segelten sie weiter nach Neuholland, wurden durch einen Sturm voneinander getrennt und trafen sich auf der Rhede von Coepang in Timor wieder, wo der «Géographe» am 21. Aug. angekommen war. Der bis zum 13. Nov. ausgedehnte Aufenthalt dort wurde sehr verhängnißvoll, da Dysenterie und Skorbut die Besatzung der Schiffe fast decimirte und Baudin nichts Energisches zur Besserung des Zustandes that. Einem auf Timor am 12. Sept. erhaltenen Schlangenbiß wäre Lesueur ohne das Eingreifen des glücklicherweise sofort zu erreichenden Schiffsarztes beinahe erlegen. Am 13. Jan. 1802 wurde die Südspitze Tasmaniens erreicht, dann vom «Géographe» eine Entdeckungsfahrt nach der Banks- und Baßstraße unternommen. Doch machte der traurige Zustand an Bord ein Einlaufen in Adventure-Bay zur Beschaffung von Provisionen nothwendig, was am 20. Mai erreicht wurde. Nothdürftig versehen ging man dann nach Port Jackson, wo das Schiff, unfähig sich selbst in den Hafen zu arbeiten, von englischen Lootsen eingebracht wurde. Ein fünfmonatlicher Aufenthalt besserte die Lage. Der «Naturaliste» wurde mit Kranken direct nach Frankreich zurückgeschickt und ein kleiner Schoner, «la Casuarina», gekauft, welcher dem «Géographe» als Tender dienen sollte. Am 18. November verließen die Schiffe Port Jackson und untersuchten fünf Monate lang die Nordküste Tasmaniens und die benachbarten Inseln. Der Mangel an Provision und Wasser nöthigte sie aber, wieder einen Hafen aufzusuchen, wo Hülfe leicht zu erreichen war. Am 6. Mai 1803 traf daher der «Géographe» wieder in dem verhängnißvollen Coepang ein. Da sich Dysenterie wieder zu zeigen begann, wurde der Ort am 3. Juni verlassen, um den Golf von Carpentaria und Neu-Guinea zu besuchen. Der Gesundheitszustand an Bord und der nur knappe Vorrath an Wasser trieben indeß zur möglichst schnellen Gewinnung eines Hafens, und am 7. Aug. 1803 erreichten die Schiffe wieder Ile de France. Nach vier Monaten wurde weiter gesegelt, vom 3. bis 24. Januar am Cap der Guten Hoffnung Halt gemacht und am 25. März der Hafen

von Lorient erreicht. Die zoologische Ausbeute betrug hunderttausend Exemplare, worunter nach dem ersten, der Académie des Sciences von der dazu ernannten Commission erstatteten Berichte sich über 2500 neue Arten befanden. Funfzehnhundert Zeichnungen und Gemälde von Lesueur erläuterten die Gegenstände. Seinen treuen Genossen Péron, welcher die Geschichte der Reise zu schreiben übernommen hatte und mit welchem er im Herbste 1810 noch einmal in Nizza gewesen war, verlor Lesueur am 12. Dec. 1810 durch den Tod. Unglücklich hierüber wünschte er auf weiteren Reiseunternehmungen Ruhe zu gewinnen, konnte dies aber, da er für seinen betagten Vater mit zu sorgen hatte, nicht eher ausführen, als bis ihm William Maclure anbot, ihn auf einer Fahrt durch Westindien und die Vereinigten Staaten zu begleiten. Im Herbste 1815 verließ er nochmals Frankreich, kam am 29. Dec. auf Barbadoes an, besuchte die Windwards-Inseln unter den Kleinen Antillen und erreichte von Ste.-Croix aus Nordamerika. Hier machten die Reisenden mehrfache Expeditionen durch die Küstenstaaten und an die Seen und ließen sich zuletzt in Philadelphia nieder. Sehr bald zum Mitglied der Academy of Natural Sciences hier ernannt, wurde er eins ihrer thätigsten Mitglieder. Zeichenunterricht gab ihm die Mittel zu einer gewissen Selbständigkeit. Von einem Aufenthalte in New-Harmony am Wabash in dem Socialistenstaate sehr enttäuscht und nur durch den Umgang mit dem bekannten Naturforscher Thomas Say gefesselt, fuhr er nach dessen im October 1834 erfolgten Tode auf dem Mississippi nach New-Orleans und kehrte von hier aus, nach einem zweiten wenig befriedigenden Aufenthalte in New-Harmony, im J. 1837 nach Frankreich zurück. Anfangs in Paris lebend und in seinen Sammlungen und Zeichnungen arbeitend, wurde er 1845 Curator des in Havre zu errichtenden Museums und lebte in Sainte-Adresse bei Havre am Fuße des Cap la Hève bis zu seinem daselbst am 12. Dec. 1846 erfolgten Tode. Die ersten Arbeiten veröffentlichte Lesueur gemeinschaftlich mit Péron im 14. und 15. Bande der «Annales du Muséum». Seine späteren zahlreichen Aufsätze sind theils in den «Mémoires du Muséum» und dem von der Société philomathique in Paris herausgegebenen «Bulletin des Sciences», theils im «Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia» (in dessen ersten fünf Bänden) erschienen. — Vgl. G. Ord, «A Memoir of Charles Alexandre Lesueur» (Silliman's «Amer. Journ.», 2. Ser., vol. 8, 1849); «Notice biographique sur M. Ch. Al. Lesueur, naturaliste, né au Havre» (Le Havre 1858). *(J. Victor Carus.)*

LESUEUR (Eustache), französischer Maler, geboren den 19. Nov. 1617 in Paris, der Sohn eines Bildhauers, machte unter Simon Vouet seine Schule durch. Die Werke italienischer Künstler, die er in Frankreich zahlreich vorfand, machten ihn mit der italienischen Kunst vertraut, deren Geist seinem eigenen Wesen entsprach und in allen seinen Arbeiten durchbricht. Bereits 1648 war er Mitglied der alten St.-Lucas-Akademie in Paris. Im Auftrage Ludwig's XIII. malte er im Kloster de la Visitation die Himmelfahrt der Maria. Darauf verzierte er einen Pavillon des Schlosses Conflans mit mythologischen Darstellungen und begab sich dann nach Lyon, wo er ganz in Rafael's Geist den heiligen Paulus malte, wie er Kranken seine Hände auflegt. Die Höhe seines Ruhmes erreichte er durch die Folge von 22 Wandbildern aus dem Leben des heiligen Bruno für das Kloster der Karthäuser. Nie hat das schweigsame Leben der Karthäuser eine lebendigere und naturtreuere Darstellung gefunden, wie hier in den Scenen aus dem Leben des Ordensstifters. Die Karthäuser schenkten sie Ludwig XVI. und später wurden sie auf Leinwand übertragen. Die Einfachheit der Erfindung, die Wahrheit des Ausdrucks, die Klarheit der Ausführung, wie sie an diesem Cyklus bewundert werden, offenbart sich in allen Werken des Künstlers, auch in solchen, deren Inhalt nicht der heiligen Geschichte angehört. In dem Cabinet der Musen im Hôtel Lambert malte er fünf Bilder auf die Wand, davon drei die Musen, je drei auf einem Bilde, darstellten, während an der Decke Phaeton mit dem Wagen zu sehen war. Sechs andere Bilder mythologischen Inhalts zierten den Saal der Liebe. Auch diese Bilder wurden auf Leinwand übertragen. Alle befinden sich jetzt im Louvre. Ebenda sieht man noch folgende Hauptbilder des Meisters: Predigt des heiligen Paulus in Ephesus (1650), der heilige Martin von Tours bei der Messe, die Marter der heiligen Gervasius und Protasius, die Grablegung u. a. m. Berühmt war auch die Marter des heiligen Lorenz, die sich in St.-Germain l'Auxerrois befand und durch Brand zu Grunde ging. In Petersburg befindet sich die Rettung des Moses aus dem Nil, in Berlin der heilige Bruno, der in seiner Zelle betet. Lesueur starb schon am 30. April 1655 an den Folgen seiner übermäßig angestrengten Arbeit. *(J. E. Wessely.)*

LESUEUR (Jean François), französischer Componist, Nachkomme des Malers Eustache Lesueur (s. d.), geboren am 15. Febr. 1760 in Drucat-Plessiel, erhielt seine erste musikalische Bildung an den Kathedralen zu Abbeville und Amiens und kam schon mit 16 Jahren als zweiter Kapellmeister an die Kirche Saints-Innocens in Paris. Hier machte er unter Leitung des Abbé Roze seine musiktheoretischen Studien, wurde dann Kapellmeister an den Kathedralen zu Dijon (1781), Mans (1783), an der Martinskirche in Tours, kehrte aber bald nach Paris zurück, wo er jetzt als Componist auftrat und erster Kapellmeister an der Kirche Saints-Innocens wurde. Von Sacchini wurde er zur dramatischen Composition geführt; die ihm 1786 übertragene Stelle des Kapellmeisters von Notre-Dame wies ihn aber zunächst auf kirchliche Musik hin. In dieser trat er mit der Neuerung auf, daß er zu den kirchlichen Aufführungen volle Orchesterbegleitung hinzuzog und in seinen Compositionen tonmalerische Tendenzen verfolgte. Die glänzende äußere Wirkung imponirte der Menge, seine Art erregte aber den Widerspruch von Kennern, die seine wesentlich autodidaktische Bildung herausmerkten. Lesueur vertheidigte seine Grundsätze in der Schrift «Essai de musique

sacrée ou musique motivée et méthodique» und «Exposé d'une musique descriptive» (1787). Verstimmt über die Ablehnung einer Oper legte er sein Amt 1788 nieder, ging aufs Land und lebte während der Revolutionsjahre nur der Composition. Das Hauptwerk war die Oper «La caverne», 1793 aufgeführt, es folgten «Paul et Virginie» und «Télémaque». Bei der Gründung des pariser Conservatoriums (1795) erhielt Lesueur die Inspectorstelle und bearbeitete im Verein mit andern die «Principes élémentaires de musique» und «Solfèges du Conservatoire», wurde infolge von allerlei Streitigkeiten und Intriguen 1802 seiner Stelle entsetzt, jedoch von Napoleon, dem seine Vertheidigungsschrift in die Hände gelangt war, wieder in sein Amt zurückberufen. Auf Napoleon hatte zugleich die Aufführung der Oper «Les Bardes» großen Eindruck gemacht, er ernannte Lesueur zum Kapellmeister und schenkte ihm eine Dose mit der Inschrift: «Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden». Hauptwerke dieser Zeit sind der Marsch zur Krönung Napoleon's, eine glänzende Messe und ein Tedeum. Im J. 1813 war Lesueur Mitglied der Akademie geworden, blieb auch nach der Restauration im Amte als Surintendent und Compositeur der königlichen Kapelle und ward 1817 wieder Professor am Conservatorium. Während der Julirevolution zog er sich aufs Land zurück und starb zu Chaillot am 6. Oct. 1837. — Vgl. Raoul Rochette, «Notice historique sur la vie et les ouvrages de Lesueur» (1837); O. Fouqué, «Lesueur als Vorläufer von Hector Berlioz»; Berlioz, «Mémoires» (Paris 1870).

(A. Tottmann.)

LESZCZYŃSKI, polnisches Geschlecht. Es gab mehrere Familien dieses Namens in Polen, doch jede derselben führte ein anderes Geschlechtswappen. Die historisch hervorragenden Leszczyński führten das Geschlechtswappen Wieniawa. Des ersten aus dem Geschlechte der Wieniawiter, der den Namen Leszczyński[1]) angenommen hat, erwähnen die «Inscriptiones posnanienses» unter dem J. 1450. Seine Nachfolger nannten sich nunmehr Leszczyński.

Rafael Leszczyński bekleidete zu Ende des 15. Jahrh. die Würde eines Castellans von Posen und Kronhofmarschalls. Nachdem er mehrmals die Aufträge Kaiser Friedrich's III. an den König von Polen Kasimir III. zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgerichtet hatte, soll ihm der Titel eines Grafen auf Leszno ertheilt worden sein. — Gaspar Leszczyński, Unterkämmerer von Kalisch, ein Mann von ritterlicher Gesinnung, hatte zwei Söhne, Rafael und Johann; Rafael Leszczyński, Gesandter der Krone Polens an Papst, Kaiser und Venedig (1515), trat später in den geistlichen Stand und zählte als Bischof von Plozk (1525) unter die eifrigsten Verfolger der akatholischen Lehren. Sein Bruder Johann Leszczyński, vom Könige Sigismund I. mit dem Prädicat «vir nimiae integritatis» beehrt, war Castellan von Kujavien. Dieses Johann's Sohn, Rafael Leszczyński, Wojwode von Kujavien, zuletzt Abgesandter des Königs Bathory nach Moskau, hatte vor Jahren den Muth gehabt, dem König Sigismund August zu erklären: «respublica nostra ut libere diceret armis effecit, ut dicat nunc, providebit.» Er ist aus der katholischen Kirche ausgetreten. Sein älterer Sohn, Andreas Leszczyński, ebenfalls Wojwode von Kujavien, hatte alle Kämpfe, welche die Republik unter Bathory und Sigismund III. zu bestehen hatte, mit der größten Bravour sammt seiner Reiterschar durchgemacht. Er verblieb bei der calvinischen Confession und unterschrieb die Beschlüsse der im J. 1595 zu Thorn versammelten Dissidenten-Synode. Dessen jüngerer Bruder, Wenzeslaus Leszczyński, bekleidete die Würde eines Kronkanzlers und Generals von Großpolen. Anfangs ebenfalls Calvinist, ist er später katholisch geworden. Er hinterließ mehrere Söhne, von denen Andreas Leszczyński Primas von Polen war. Sein Primat fiel in eine Zeit, wo Polen unter Johann Kasimir mit den von allen Seiten heranstürmenden Feinden auf Tod und Leben rang, aber er verzagte nicht. In der furchtbaren Schlacht bei Beresteczek finden wir ihn an der Seite des Königs, wie er alle Streiter zur Ausdauer anfeuert, und bei jeder Gelegenheit mahnt er den Adel an die Pflicht der Eintracht, die allein das Vaterland retten könne. Von den Söhnen des oben erwähnten Wojwoden von Kujavien, Andreas, erstieg Johann Leszczyński, der bereits als Jüngling katholisch wurde, die höchste weltliche Senatorenwürde, er ist nämlich zum Wojwoden von Krakau ernannt worden. Als er noch Wojwode von Lenczyzien war, wurde er (1655) nach Schweden gesandt, um vor dem versammelten Senate die Sache Polens zu vertheidigen und würde — meinte Pufendorf — gewiß gesiegt haben, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, den siegreichen Schweden mit Beredsamkeit beizukommen. Sein Wirken als Großkanzler unterlag jedoch bereits bei seinen Lebzeiten mehrfachem Tadel, namentlich in der Sache Polens und des Großen Kurfürsten. Heute sind authentische Beweise vorhanden, daß er für das Interesse des Kurfürsten auch da thätig war, wo dieses mit dem der Republik collidirte (vgl. Jarochowski, «Opowiadania»). Sein Bruder Wenzeslaus Leszczyński ist der zweite in der Familie Leszczyński, der die Würde eines Primas von Polen bekleidet hat (1658—66). Ein glänzender Redner war der dritte Bruder, Rafael, Wojwode von Belz, dessen Sohn, Bogislaus, Kron-Unterkanzler und General von Großpolen, dreimal hintereinander den Präsidentenstuhl in den Reichstagen einnahm. Seine zahlreichen Reden, die man seinerzeit hoch pries, sind alle gedruckt worden. Als Kronschatzmeister hat er sich das Lob verdient, sein schweres Amt «summo rei nummariae et publicae commodo» verwaltet zu haben.[2]) Er hatte eine Dönhoff

1) D. i. auf Leszczyno oder Leszno, welche Besitzung im J. 1547 zur Stadt erhoben wurde; sie liegt im heutigen Regierungsbezirk Posen und wird von den Deutschen Polnisch-Lissa genannt.

2) Niesiecki, «Herbarz Polski».

zur Frau, und mit ihr drei Söhne. Der eminenteste unter ihnen war Rafael Leszczyński, der Vater von Stanislaus, dem nachmaligen König von Polen (s. unten). In dem denkwürdigen Jahre 1683 berief das Vertrauen seiner Mitbürger Rafael auf den Präsidentenstuhl des Reichstags, worauf er mit dem König Sobieski als Kronbannerträger zur Befreiung Wiens auszog. Im J. 1690 bekleidete er die Würde eines Wojwoden von Posen und Generals von Großpolen [3]), vertauschte dann den Rang des Wojwoden von Posen mit dem von Lenczyzien und wurde schließlich zum Kronschatzmeister ernannt. Eine einzige Episode ausgenommen, stand Rafael immer zu Sobieski und als dieser gestorben war (1696), zu seinen Söhnen, namentlich zu dem ältesten, Jakob. Stanislaus theilte hierin die Ansichten des Vaters und sein erstes Auftreten auf dem politischen Schauplatze datirt vom J. 1697, wo er, ein zwanzigjähriger Jüngling und Starost von Odolanowo, als Candidat der Sobieski'schen Familie für den Präsidentenstuhl im Wahlreichstage empfohlen war. Vater und Sohn gingen Hand in Hand miteinander und ihre drei Jahre nach der Thronbesteigung August's II. gegen den letztern eingenommene Stellung, mag zum Theil auf den Antagonismus Jakob Sobieski's gegen August zurückgeführt werden. August hatte im September 1698 die Ansprüche Jakob's auf den polnischen Thron durch eine Geldentschädigung befriedigt, den Vergleich jedoch nur theilweise gehalten. Jakob's Unwillen darüber theilten die Leszczyński. Hätte August den Krieg gegen Schweden mit Bewilligung der Republik angefangen, so wäre der Unwille Jakob's und seiner Freunde unwirksam geblieben. Jetzt sollte aber ein so bedeutsames politisch-nationales Moment herantreten, wie der durch August's Ehrgeiz und gegen den Willen der Republik unternommene Krieg, dessen Folgen nicht zu berechnen waren. Aus ganz Polen erscholl der Ruf: Friede mit Schweden! und Großpolen, mit seinem General Rafael Leszczyński an der Spitze, tritt am ersten vor und verlangt kategorisch, August möge schleunigst Frieden mit Schweden schließen und seine sächsischen Truppen aus Polen entfernen. Die Gefahr wuchs indessen, indem Karl XII., nachdem er den Bundesgenossen August's, Zar Peter, aufs Haupt geschlagen hatte (Februar 1701), Anstalten traf, in das Gebiet der Republik einzurücken und August aufzusuchen. Den Abgesandten der Republik, die ihn feierlichst um Schonung des polnischen Territoriums ersuchten und ihn versicherten, Polen habe keinen Antheil an dem Kriege, welchen August nur in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Sachsen unternommen habe, antwortete er schließlich: «er wolle auch August vom polnischen Throne stoßen, denn so lange dieser treulose Fürst auf dem Throne Polens sitze, bliebe Schweden vor ähnlichen ungerechten Angriffen nie sicher» (Mai 1702).

Unter den nun folgenden zweijährigen Wirren (s. Polen), dem siegreichen Vordringen Karl's, den Verhandlungen des Reichstags und der verschiedenen Conföderationen schien sich der Wirrwarr zu Ende des J. 1703 dahin zu klären, daß die unter der Aegide der Leszczyński (Rafael war Januar 1703 gestorben) geschlossene Conföderation von Großpolen einen Sieg davon trug, der schon die Entthronung August's in sich barg, und daß August beschloß, sich Peter in die Arme zu werfen. Da weder von Thorn und Marienburg, noch von Lublin aus etwas Wirksameres gegen die Drangsale und für eine Auseinandersetzung zwischen Polen und Schweden geschehen war, erließ die Conföderation von Großpolen u. s. w. an alle Wojwodschaften Polens einen Aufruf zur allgemeinen Tagfahrt nach Warschau für den 14. Jan. 1704. Der Primas gab seine Zustimmung. Das erste, was die versammelten Conföderirten verlangten, war die Vorzeigung derjenigen Briefe, die August seinerzeit durch die Königsmark und Graf Vitzthum an Karl geschrieben und ihm Friedensvorschläge auf der Basis einer Theilung Polens gemacht hatte. Sie wurden verlesen und vorgezeigt und gossen Oel ins Feuer. Bald schritt man zur Redaction eines Entthronungsmanifestes. Am 16. Febr. wurde es verlesen und angenommen, seine Veröffentlichung jedoch noch aufgeschoben. Zugleich ging von Mund zu Munde der Name des zu wählenden neuen Königs und dies war Jakob Sobieski. Nachdem aber dieser mit seinem Bruder Konstantin von August am 3. März 1704 gefangen und in der Pleißenburg internirt war, die Conföderation durch Stanislaus Leszczyński zu Heilsberg vergeblich über einen Friedenstractat verhandelt hatte, blieb nichts übrig, als das Entthronungsmanifest vom Februar zu veröffentlichen und in die Grod-Acten eintragen zu lassen. Der Wahlreichstag ward vom Primas auf den 22. Juni nach Warschau einberufen.

Aber wen sollte man wählen? Der zweite Bruder Jakob Sobieski's, Alexander, schlug, trotz alles Drängens Karl's, die Krone aus (15. Mai). Der Primas machte nunmehr Karl den Vorschlag, den Prinzen Conti, der ja im J. 1697 legal gewählt worden sei und nur durch Ueberrumpelung seine Sache verloren hatte, ohne weiteres auf den Thron zu berufen; aber Karl mußte mit den politischen Constellationen von damals rechnen und wies diesen Vorschlag zurück. Was blieb also übrig, wenn nicht eine Piasten-Wahl? Stanislaus Leszczyński hatte zu Heilsberg einen sehr guten Eindruck auf Karl gemacht. Seine schöne männliche Gestalt, sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen, seine Beredsamkeit, seine edle Seelenruhe konnten wohl Eindruck machen, aber daß Karl diese Eigenschaften als hinreichend für einen König des damaligen Polens erachtete, muß mit Recht befremden. Er erklärte aber Anfang Juni, «keinen Mann kennen gelernt zu haben, der durch seinen Charakter so ganz dazu geschaffen sei, alle Parteien zu vereinigen, als Stanislaus Leszczyński», und beharrte hartnäckig dabei, trotz Opposition des Primas Radziejowski, der für den Kronfeldherrn Lubomirski intriguirte.

Die Zahl des zum Wahlreichstage versammelten Adels war indeß nicht groß und der Primas hörte bald

3) General hieß die höchste administrative Charge in dem betreffenden Lande.

auf, den Sitzungen beizuwohnen. Als der letzte Wahltag (11. Juli) anbrach, fanden sich nur wenige Senatoren ein, spärlich war auch die Zahl der Adligen. Den Wahlplatz besetzten an einigen Stellen schwedische Truppen. Der Primas kam nicht und statt seiner mußte der Bischof von Posen fungiren. Er sammelte die Stimmen und ungeachtet der Protestation der Landboten von Podlachien wurde von den Anwesenden Stanislaus Leszczyński zum König gewählt. Um 9 Uhr abends verrichtete der Bischof die Denomination und segnete dann den neuen König vor dem Altare der St.-Johanniskirche ein. Der Eindruck der Wahl war ein trauriger, traurig waren auch die ersten Stunden des neuen Königs, denn er bestieg ja den Thron inmitten spärlicher Wähler und mit Hülfe fremder Soldaten. Den andern Tag darauf begegneten sich Stanislaus und Karl bei Warschau, umarmten sich freundschaftlich und begaben sich in ein am Wege liegendes Bauernhaus, um die nächsten Maßregeln zu besprechen. Nichts malt so nachhaltig den Charakter des Königs Stanislaus als der ausschlaggebende Grund, weshalb er die Krone annahm. Dem Sobieski'schen Hause treu ergeben, trieb er seine Treue so weit, daß er am 26. Juni, also 16 Tage vor seiner Wahl, der Insinuation des Alexander Sobieski folgend, einen Revers ausgestellt hat[4]), «kraft dessen er die Krone Polens nur als ein ihm anvertrautes Pfand angesehen haben will, welches, nachdem Jakob und Konstantin befreit sein würden, seinerseits dem Jakob abgetreten werden soll». Karl wollte vor allen Dingen den König Stanislaus gekrönt wissen, um dann ein Offensivbündniß in aller Form gegen Peter zu schließen, aber die Partei August's und auch der intrigante Primas wußten der Sache Schwierigkeiten in den Weg zu legen und so kam die Krönung erst am 3. Oct. 1705 und zwar nicht durch den Primas, sondern durch den Erzbischof von Lemberg zu Stande. Am 18. Nov. wurde endlich ein Bündniß Karl's und der Republik Polen, welches in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Peter gipfelte, geschlossen, aber es ist weder mit Einmüthigkeit begrüßt worden, noch wurde es mit der nöthigen Energie von den Polen aufgefaßt. Daher kam es, daß Peter, trotz der Siege Karl's über August, festen Fuß an der Ostsee fassen konnte und daß August seine Sache nicht für verloren hielt.

Bei Stanislaus wirkte der Umstand, daß er die Krone nicht als ein nunmehr mit ihm verwachsenes Recht mit den daraus hervorgehenden Pflichten angesehen hat, auf seine Haltung als König nicht günstig. Der edle, aber nicht willensstarke Mann hatte keinen Glauben an sein Königthum. In Warschau ist er nicht geblieben, als August kam, und ließ die Schweden allein diesem die Stirne bieten. In Lemberg und später in Großpolen sehen wir ihn an der Seite Karl's, gleichsam als einen Titularkönig. Der größere Theil der hohen Würdenträger und die auswärtigen Fürsten wollen sein Königthum nicht anerkennen, zum König muß ihn der Erzbischof von Lemberg krönen. Er begleitet Karl auf seinen Kriegszügen, kommt mit ihm nach Sachsen, ist Zeuge seiner Triumphe, nimmt aber nur einen geringen Antheil an den mit denselben verbundenen Gefahren. Er ist zwar unermüdlich bei Karl thätig, wenn es darauf ankommt, eine Fürsprache für die Bedrängten und von den schwedischen Truppen Gebrandschatzten einzulegen, ist wohlthätig und seine Seelenruhe hat etwas zugleich Imponirendes und Rührendes, aber er fühlt sich nicht als Träger der Majestät seiner Nation. Endlich kommt der Augenblick, wo sein Königthum zur Wirklichkeit werden soll: Karl erklärte nämlich, alle Verhandlungen mit den Fürsten so lange ruhen zu lassen, bis sie Stanislaus anerkannt haben würden. Brandenburg und Oesterreich fanden sich demnach bewogen, diese Anerkennung (Februar 1707) feierlich zu geben, acht Monate später that es die Türkei. Durch den Altranstädter Frieden hat auch August auf die Krone Polens verzichtet und Stanislaus nunmehr als den rechtmäßigen König anerkannt.

Nichtsdestoweniger war die Lage der Dinge keineswegs dazu angethan, daß König Stanislaus auf eigenen Füßen hätte stehen können, daß er im Stande gewesen wäre, inmitten fremder Occupation, einheimischer Intriguen und Prätensionen und allgemeiner finanzieller Noth irgendetwas Organisches durchzuführen. Wohin der schwedische Arm nicht reichte, also in Kleinpolen und den reußischen Landen, sehen wir die Truppen Peter's und des neuen Kronfeldherrn Sieniawski gemeinschaftlich operiren, während viele Senatoren ersten Ranges, wie z. B. der neue Primas Szembek, das Land verlassen und zusammen mit Dönhoff, dem Marschall der sandomirer Conföderation, in Unterhandlungen mit August treten. König Stanislaus konnte unmöglich weder den Ehrgeiz so vieler Senatoren befriedigen, noch ihren sonstigen Anschauungen über sein Königthum beikommen. Er gab sich umsonst alle Mühe, eine compacte Partei zu bilden und war demnach darauf angewiesen, Karl auf seinen Zügen gegen Peter zu begleiten. Nachdem sie sich (Juni 1708) getrennt hatten, ging Karl seinem Schicksal entgegen und Stanislaus kehrte nach Großpolen zurück, ohne andern Rückhalt als schwedische Truppen und den guten Willen seiner nicht organisirten Anhänger. Alle Bemühungen, den populären neuen Kron-Großfeldherrn auf seine Seite zu ziehen, scheiterten, und so scheiterte auch die Hoffnung auf seinen politischen Sieg im Lande.

Da trat in der Schlacht von Pultawa die totale Niederlage Karl's ein, die Uebermacht Schwedens im Osten wurde vernichtet, die Sache des Königs Stanislaus wurde hoffnungslos, Peter gewann eine Stellung, bei der ein unabhängiges Polen verschwinden mußte. August erließ jetzt ein Manifest, worin er den Altranstädter Frieden für erzwungen und daher für null und nichtig erklärte. Für Stanislaus war eine rasche kriegerische That von nöthen, wenn seine Lage nicht zu einer verzweifelten werden sollte; aber seine 3000 polnischen Parteigänger konnten nichts Bedeutenderes ausrichten, und die 8000 Schweden nebst dem deutschen, 1000 Mann starken Regimente folgten ihm überhaupt nur mit Wider-

4) Załuski, «Epistolae historico-familiares», Bd. 4.

willen — und so griff er, anstatt zur kriegerischen That, zum Manifest von Opatow (19. Aug. 1709), in welchem er kundthat, sogar auf die Krone verzichten zu wollen, sobald dies dem Vaterlande zum Heil und Nutzen gereichen sollte. Im September rückten die Sachsen von Großpolen her nach Thorn vor, König Stanislaus mit seinen Schweden und Polen in die Gegend von Czenstochau und kam bald darauf, aber nur mit den Schweden, nach Stettin, wo seine Familie weilte. In Stettin blieb nun Stanislaus ein ganzes Jahr in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Während August nach allen Seiten thätig war, gelang es Karl, die Türkei zur Kriegserklärung gegen Peter zu bewegen (20. Nov. 1710), und er erließ nun am 7. Febr. 1711 ein Manifest, worin der bevorstehende Krieg gegen Peter und August und das Bündniß Polens, Schwedens und der Türkei verkündigt wurde. Ein ähnliches Manifest erließ der Kronreferendar des Königs Stanislaus (26. Febr.) und zuletzt trat auch Stanislaus, von Stettin aus, mit einer feierlichen Erklärung (18. April) auf, zeigte seine baldige Rückkehr nach Polen an und sprach von den großen vaterländischen Hoffnungen, zu welchen ein Bündniß Polens mit Schweden und der Türkei berechtige. Da aber der stockholmer Rath den Befehlen Karl's zu neuen Rüstungen nicht nachkam, fand eine militärische Action von seiten Schwedens nicht statt. Diesem Umstande ist es zum Theil zuzuschreiben, daß dem Aufbruche der Türken gegen Peter (Juni 1711) so plötzlich der Friede auf dem Fuße folgte. Karl ergrimmte über den stockholmer Rath und gab für die Zukunft Stanislaus die Vollmacht, die stockholmer Herren zur Nachgiebigkeit zu zwingen — eine schwere Aufgabe für einen nicht gerade thatkräftigen Mann und eine höchst peinliche für einen König, dem die Schweden größtentheils abhold waren und dessen Ohnmacht sie sahen. Stanislaus ging sofort nach Stockholm und beharrte trotz mancher demüthigender Vorkommnisse in seiner neuen Rolle, bis es ihm gelungen war, den populärsten Mann Schwedens, Magnus Stenbock, für die großartigen Pläne Karl's zu gewinnen. Stenbock faßte sofort die Sache energisch mit That und Wort an, und als Stanislaus seine Mission mit Erfolg gekrönt sah, zog er sich nach Swaneholm und später nach Christianstadt zurück, wo er ein ganzes Jahr blieb, seine Frau mit den beiden Töchtern volle drei Jahre. Der Anblick der überaus großen Schwierigkeiten, mit denen Stenbock zu kämpfen hatte, das Gefühl der höchst precären eigenen Existenz, die Ueberzeugung, daß auf eine Action der Polen im Sinne Karl's nicht gerechnet werden könne, wirkten so stark auf das Gemüth des Königs Stanislaus, daß er, obwol es am Vorabend der Einschiffung schwedischer Truppen war, den von seiten Preußens gemachten Friedensvorschlägen, deren Basis die Niederlegung der Krone bildete, ein nicht unwilliges Ohr lieh. Indeß fühlte er andererseits, daß Karl eine solche Resignation ihm nicht verzeihen würde, und er nahm sich vor, zu Karl zu gehen, nachdem er ihn zuvor durch Kuriere über seine Absicht informirt haben würde. Zu weitern Unterhandlungen, und zwar diesmal schon mit Fleming, gab ihm Gelegenheit ihre beiderseitige Anwesenheit bei den bezüglichen Truppen im Mecklenburgischen. Sie besprachen alles untereinander und es kam zu einem Pact, Stanislaus wolle, falls Karl zustimmen würde, auf die polnische Krone Verzicht leisten zu Gunsten August's (6. Dec.). Kaum war Stanislaus auf seiner Reise bis nach Jassy gekommen, als er dort festgenommen und gefangen nach Bender gebracht wurde, aber Karl war nicht mehr da, sondern bereits bei Adrianopel internirt. Stanislaus blieb nun ein ganzes Jahr als Gefangener in Bender und wandte sich von dort brieflich an Karl wegen der Bestätigung seines Pacts mit Fleming, erhielt aber eine abschlägige Antwort und somit blieb die Angelegenheit des Verzichts auf die Krone in der Schwebe. Als alle Aussicht auf einen nochmaligen Krieg der Türkei gegen Peter und August verschwunden war, wandte sich Stanislaus nochmals mit den dringendsten Vorstellungen an Karl und dieser stellte diesmal folgenden Friedensvorschlag auf: Stanislaus solle als Thronfolger August's anerkannt werden und ein Bündniß mit Polen gegen die Verbündeten vereinbart werden. Dieser Vorschlag ist nicht angenommen worden.[5]) Da bot Karl (1714) Stanislaus und seiner Familie das Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken auf so lange an, «bis er ihn im Triumph nach Polen zurückgebracht haben würde». In Zweibrücken blieb Stanislaus längere Zeit. Ein Anschlag auf sein Leben, geplant von dem sächsischen Offizier de la Croix, dessen Urheberschaft die einen August, die andern Fleming zuschreiben, ist verrathen worden und mislang (im August 1718), und es charakterisirt den humanen Mann, daß er die Theilnehmer an dem Anschlage, nachdem ihnen der Proceß gemacht und sie verurtheilt worden waren, begnadigte und ihnen noch Geld auf den Weg geben ließ. Am 10. Jan. 1719 verließ er Zweibrücken, um sich unter den Schutz Frankreichs zu begeben, dessen Regentschaft ihm die Stadt Weißenburg im Elsaß zum Aufenthalte anbot.

Obwol er gleichsam ein Gnadenbrot aß, blieb er immer derselbe Mann, voll Seelenruhe und humaner Gesinnung, und ließ seinen Unwillen auch dann kaum merken, als ihm die Rückkehr nach Polen von August verweigert wurde. Von 1719 bis 1724 schien ihn die ganze Welt vergessen zu haben. Er trat aber noch einmal in den Vordergrund. Der funfzehnjährige Ludwig XV. von Frankreich war schwächlich, man dachte daran, so schnell als möglich einen Thronerben zu erhalten und verfiel darauf, ihm die ältere Tochter Leszczyński's, Marie, zu vermählen. Nach Eröffnung der Verhandlungen begab sich die ganze Familie nach Straßburg, wo die französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von Straßburg nach Fontainebleau, wo die Vermählung am 4. Sept. gefeiert ward. August erschrak und beobachtete die Anhänger Leszczyński's in Polen und die Tragweite ihrer Beziehungen zu Frankreich. Der Cardinal Fleury war zwar Stanislaus nicht hold, und weil

5) Fryxell, «Geschichte Karl's XII.», S. 312.

der Frieden haben wollte, einer Einmischung in die polnischen Angelegenheiten abgeneigt, aber dies beruhigte August nicht, der seinen Sohn auf den polnischen Thron setzen wollte, und er machte sich nun daran, seine Diplomatie in dieser Richtung arbeiten zu lassen. Bei seinem Tode (1. Febr. 1733) waren die Aussichten auf die Thronfolge seines Sohnes sehr gering.

Die Blicke fast aller Polen wandten sich auf Stanislaus. Der Cardinal Fleury konnte dem Rufe der kriegerischen Partei am französischen Hofe nicht widerstehen und der französische Gesandte Monti erhielt — während Stanislaus sich zur Abreise nach Polen anschickte — eine namhafte Summe Geldes für die Betreibung der Wahlangelegenheiten. Trotz scharfer Remonstrationen Rußlands und Oesterreichs, trotz des Anrückens ihrer Truppen beharrten die Polen dabei, daß sie nur Stanislaus auf dem Throne sehen wollten, und Frankreich erklärte laut, daß es einen Eingriff in das Recht freier Wahl nicht dulden werde.

Der Convocations-Reichstag wurde am 26. April eröffnet, am 23. Mai geschlossen und seine Erklärung gipfelte darin, daß nur ein Pole gewählt werden solle. Kaum war jedoch der Convocations-Reichstag auseinandergegangen, als es ruchbar wurde, daß Rußland und Oesterreich «aus Freundschaft für die Republik Polen» gesonnen seien, ihre Truppen in das polnische Gebiet einrücken zu lassen. Fleury hatte Stanislaus drei Millionen Frs. Subsidien ausgezahlt und ihm eine 1500 Mann starke Escorte versprochen, das Uebrige — meinte er mit Recht — müßten die Polen selbst besorgen.

Inzwischen erklärte man sich in Petersburg und in Wien gegen Stanislaus. Der höhere politische Gesichtspunkt schien bei diesen Mächten weniger in Betracht zu kommen als andere Verhältnisse. Zum Vorwande aber wurde von Rußland der Vertrag von 1717 gebraucht, der ihm das Recht eingeräumt haben sollte, in Polen die Vermittlerrolle zu spielen. Beide Mächte erklärten schließlich, daß sie die Wahl Leszczyński's als eine Verletzung der polnischen freien Verfassung betrachten müßten, da derselbe früher durch die Nation von der polnischen Krone für immer ausgeschlossen worden sei. Zur Unterstützung des russischen Anspruchs rückten russische Truppen am 2. Aug. in Litauen ein. Am 25. Aug. versammelte sich der Wahlreichstag in Warschau. Trotz Streitigkeiten, gegenseitiger Beschuldigungen und der Secession einer Anzahl von Senatoren blieb eine große Mehrheit der Wähler in Warschau mit dem Vorsatze, nur Stanislaus Leszczyński zum Könige zu wählen.

So fand den Zustand der Dinge der am 7. Sept. nach Warschau gelangte Stanislaus. Am 10. Sept. zeigte er sich zum ersten mal in Nationaltracht in der Kirche. Es war nicht mehr der junge Mann früherer Zeiten. Das Alter und die Verbannung hatten seinem sanftmüthigen Antlitz ihren Stempel aufgedrückt. Die Erfahrung warnte ihn vor Illusionen, das edle Herz ließ ihn den Secessionisten die Hand zur Versöhnung reichen; aber die Verblendeten beharrten bei ihrer Weigerung. Auch nachdem die Wahl Stanislaus' durch ein einstimmiges Votum definitiv vollzogen war (11. Sept.) und er nunmehr als König noch einmal den Versuch machte, die Widerspenstigen zu besänftigen, kamen sie nicht nur nicht, sondern erließen ein Manifest, worin sie sich als Vertheidiger der Freiheit der Republik gerirten. Es nahten die russischen Truppen, und weil König Stanislaus einsah, daß sein Verbleiben in Warschau zu nichts Ersprießlichem führen würde, ja, daß er sogar den Russen in die Hände fallen könnte, begab er sich nach Danzig, wohin ihm der Primas, sehr viele Senatoren und der französische Gesandte folgten. Am 5. Oct. sahen nun die Secessionisten ihre Arbeit gekrönt, indem sie sich unter dem Schutze der russischen Kanonen bei dem Dorfe Kamień versammelten und dort den Kurfürsten von Sachsen, den Sohn August's II., unter dem Namen August III. zum Könige von Polen ausriefen. Das Gebiet der Republik übertraf an Größe Deutschland, und dennoch war es schon dahin gekommen, daß der fast einmüthig gewählte König den 40,000 Mann zählenden russischen Invasionstruppen keine entsprechenden Mittel entgegenzusetzen hatte.

Mit der Ankunft des Königs Stanislaus in Danzig fängt eine zweijährige Periode fruchtloser Anstrengungen für seine Erhaltung auf dem Throne an. An Stelle eines regelmäßigen Krieges mit dem Feinde werden ihm einzelne kleine Treffen und öftere Scharmützel geliefert, zahlreiche Conföderationen bilden sich im Lande für den König, die wichtigste Rolle im Kampfe wird jedoch der Politik überlassen. Auf dem Bündnisse mit Frankreich und der Hülfe Schwedens und der Türkei beruht die größte Hoffnung der Polen. Diese Hoffnung war jedoch vergeblich, die Franzosen dachten weder daran, in Sachsen einzurücken, wie Stanislaus vorschlug, noch sandten sie genügende Truppen über Meer nach Danzig.

Indeß kamen die russischen Haupttruppen immer näher an Danzig und am 21. Febr. 1734 fingen sie an die Stadt zu belagern und schlugen polnische Entsetzungsversuche zurück. Es kamen zwar mehrere Schiffe in die Ostsee und erschienen am 10. Mai auf der danziger Rhede, fuhren aber schon den vierten Tag darauf wieder ab. Zehn Tage später signalisirte man die Ankunft von elf französischen Kriegs- und Transportschiffen. Groß war die Freude, aber bald folgte ihr die Enttäuschung. Es wurden nämlich nur 2600 Mann ans Land gesetzt, diese, noch dazu von den Russen auf ihren Lagerplatz zurückgeworfen, mußten capituliren. Fast gleichzeitig ergab sich auch das Fort Weichselmünde. Der König sah nun, daß fernerer Widerstand keine Hoffnung eines glücklichen Erfolgs darbiete und veranlaßte die Stadt, Verhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Der Abschluß der Capitulation stieß indeß auf große Hindernisse, weil der russische General Münich und der sächsische Herzog Adolf von Weißenfels, welcher Ende Mai mit 10,000 Sachsen angekommen war, die Auslieferung des Königs Stanislaus zur ersten Bedingung machten. Der König mußte endlich zur Rettung seiner Freiheit und wol selbst seines Lebens die Flucht ergreifen. Der französische Gesandte verschaffte ihm eine Bauernkleidung, in welcher der vielerprobte Fürst sich in

der Nacht (27. Juni) auf den Weg aus der Stadt machte. Die Fährlichkeiten dieser Flucht waren groß und mehrmals befand er sich nahe daran, den Feinden in die Hände zu fallen. Doch erreichte er endlich Königsberg.

Peter und August forderten nunmehr Preußen auf, den König Stanislaus und seine Senatoren aus dem Lande zu weisen, und Münich setzte eine Prämie von 25,000 Thalern auf seinen Kopf. Dem monatelangen Stadium der peinlichsten Ungewißheit machten die sogenannten Wiener Friedenspräliminarien ein Ende (5. Oct. 1735), denn Frankreich übernahm jetzt die Verpflichtung, den König zur Abdication zu bewegen. Er sollte dafür den Königstitel behalten, seine Güter sollten ihm wiedergegeben und seine Anhänger amnestirt werden. Kaiser Karl VI. aber trat die Herzogthümer Lothringen und Bar dem Könige Stanislaus zum lebenslänglichen Besitze und nach seinem Ableben an Frankreich ab. Am 26. Jan. 1736 stellte König Stanislaus zu Königsberg die Entsagungsacte aus und reiste im März ab, um von seiner neuen Herrschaft Besitz zu nehmen. Er verschwindet vom Schauplatze der activen politischen Geschichte Polens und regiert im fremden Lande noch 29 Jahre, von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und von Europa geehrt.

Obwol er jedoch vom activen politischen Schauplatz seines Vaterlandes verschwunden war, spielte er eine bedeutende Rolle in der culturellen und politischen Entwickelung desselben. Bereits nach dem Tode August's II. ist er gleichsam als Hauptträger reformatorischer Tendenzen in seinem zu Nancy gedruckten Werke aufgetreten.[6]) Er mag es zum Theil als Wahlmanifest herausgegeben haben, weil er es sichtlich vermied, durch seine Reformvorschläge das liberum veto zu verdammen. Erst im zweiten Theile seines Werks stellte er die Grundlagen der späteren Reformprojecte auf, die auf dem Gedanken fußten, daß sowol die Krone als auch die Freiheit in feste Normen eingeschränkt und hierdurch beide ins Gleichgewicht zueinander gesetzt werden müßten. Er wollte die Minister nur auf 6 Jahre gewählt wissen, forderte ihre Verantwortlichkeit und schlug vor, daß ihnen specielle, von den Reichstagen zu erwählende Commissionen an die Seite gesetzt werden möchten. Er betonte nachdrücklichst die Nothwendigkeit einer Eintheilung der Reichstage in Abtheilungen des Kriegs, des Schatzes, der Justiz und der Politik, deren Aufgabe es wäre, dem Reichstage in pleno das bezügliche Material fertig vorzulegen. Nach Ablauf des halbjährigen Reichstags sollte die Hälfte der Mitglieder in ihre Wojwodschaften zurückkehren und dort einen Wojwodschaftsrath bilden, während die andere Hälfte als ein permanenter königlicher Rath bei dem Könige und seinen Ministern zu verbleiben hätte. Er befürwortete nachhaltig die Errichtung einer Appellationsinstanz vom Tribunale und wollte die jährlichen Wahlen der Tribunal-Deputirten cassirt wissen. Schließlich befürwortete er die Anbahnung eines soliden Rechtsverhältnisses für das Landvolk. — Die fast einstimmige Wahl Leszczyński's im J. 1733 zum König war ein Beweis, daß die Gesammtheit den von ihm vorgeschlagenen Reformen ein williges Ohr geliehen hat. Die Intervention Rußlands hat diese Reformen vereitelt. Zwei Seiten der Leszczyński'schen Politik, die innere, welche Reformen bezweckte, und die äußere, welche sich gegen Rußlands Einfluß wandte, befanden sich anfangs im Einklange, dann aber fielen sie auseinander durch die Einmischung Rußlands. Die Czartoryski sollten die Idee der innern Reform aufnehmen, nachdem sie die andere momentan als undurchführbar erkannt haben würden, die Potocki die andere erstreben. Die Czartoryski, die Załuski, deren einer die berühmte Bibliothek zu Warschau gestiftet hat, endlich Konarski, der große Reformator der Schulen und der größte Feind des liberum veto und was daraus folgt, auch der Conföderationen, sie alle müssen als Kinder des Leszczyński'schen reformatorischen Geistes gelten. Für die Bildung der polnischen Jugend überhaupt sorgte Leszczyński aus allen Kräften und lehrte sie die Fehler der Republik erkennen, damit sie an ihrer Besserung arbeiten könnte. Seine wahre Bedeutung, sein Nimbus, muß in die Zeit verlegt werden, wo er, nach dem Tode August's II., als Repräsentant der Bedürfnisse seiner Nation auftrat, wo er Schwiegervater Ludwig's XV. wurde, und wo er von Lothringen aus den Polen mit seinem Rathe diente und der Jugend Polens mit seiner Bildung voranleuchtete. — Er starb erst am 20. Febr. 1766, 89 Jahre alt, an Brandwunden, die ihm eine Entzündung seiner Kleider am Kamin zugezogen hatte.

(L. v. Zychliński.)

LETALITÄT (Tödlichkeit). Die Frage der Tödlichkeit hat vorzugsweise in der gerichtlichen Medicin von jeher eine hervorragende Rolle gespielt, ist aber vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus auch da, wo es sich nicht um Verbrechen, sondern um Erkrankungen, z. B. bei Auftreten von ihrem Wesen nach vielleicht noch wenig bekannten Epidemien, handelt, eine hochwichtige in Rücksicht auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der dagegen zu ergreifenden Schutzmaßregeln. Die wesentlichste Bedeutung hat aber immerhin die Frage der Tödlichkeit bei Körperverletzungen, und speciell bei solchen von dritter Hand mit oder ohne Absicht der Tödtung ausgeübten, also bei Mord, Todtschlag, Beseitigung Neugeborener, Abtreibung von Leibesfrüchten u. s. w. Nach dieser Richtung hin unterscheidet Gesetz und Wissenschaft zwei Hauptformen der Letalität: die unbedingte und die bedingte. Zu den unbedingt tödlichen Verletzungen gehören in erster Linie solche, wo Zermalmungen und Zerschmetterungen des ganzen Körpers, oder Verletzungen der für die Fortdauer des Lebens nöthigen, aber ihrer Lage nach der Kunsthülfe mehr oder weniger unzugänglichen Organe (Herz, größere Blutgefäßstämme, Lungen, Gehirn, Rückenmark u. s. w.) vorliegen; ferner solche, durch welche ein unaufhaltsamer Erguß von zum Leben unbedingt nöthigen Säften bedingt, oder eine unheilbare Lähmung und

6) «Głos wolny, wolność zabezpieczający» (Ein freies, die Freiheit verbürgendes Wort).

Schwächung des Nervensystems erzeugt wird (Blitzschlag); aber auch das Zusammentreffen mehrerer, an sich nicht tödlicher Verletzungen an derselben Person, oder an sich unbedeutender Verletzungen bei mit organischen Fehlern oder allgemeiner Krankheit behafteten Individuen können deren absolute Letalität bedingen. Als zufällig tödliche Verletzungen sind solche zu bezeichnen, welche an sich eine zureichende Ursache des Todes nicht abgeben, sondern deren Tödlichkeit durch Mitwirkung ungünstiger Umstände bedingt wird; als solche sind zu bezeichnen: Mangel rechtzeitiger und schleuniger Kunsthülfe, eventuell gänzliches Unterbleiben solcher, unzweckmäßige chirurgische Behandlung, fehlerhaftes Verhalten des Verletzten u. s. w.

Einen weiteren Bestimmungsgrund bei Beurtheilung der Gefahr und Letalität der Verletzungen bildet naturgemäß die Art der Verletzung, also ob man es im Einzelfalle mit Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen, Verbrennungen, Erfrierungen u. s. w. zu thun hat, sowie auch deren unmittelbare oder mittelbare Folgen, z. B. Blutungen und andere Entleerungen, Lähmung, Entzündung, Brand u. s. w. Weiter spielt aber auch bei Schätzung der Letalität die Verschiedenheit der verletzten Theile eine wichtige Rolle, z. B. ob bei Kopfverletzungen blos eine Hieb-, Riß- oder Stichwunde der Kopfhaut, oder Bruch des Schädels, Eindrücken desselben, Auseinanderweichen seiner Nähte, oder ob Hirnerschütterung, Bluterguß ins Gehirn, Gehirnwunden, Entzündung und Eiterung des Gehirns und der Hirnhäute vorliegt. Endlich sind auch Lebensalter, Geschlecht, Körperconstitution und Gesundheitszustand des Verletzten, sowie äußere, nach der Verletzung eintretende, aber durch dieselbe nicht erst in Wirksamkeit gesetzte, also zufällige Einflüsse bei Beurtheilung der Letalität nicht außer Acht zu lassen, wie z. B. Klima, Jahreszeit, Luft, Witterung, etwa herrschende epidemische Krankheiten, Art des Transports des Verletzten, sein Aufenthalt, Benehmen und Lebensweise während der Cur, die medicinische und chirurgische Behandlung, sowie die Beschaffenheit des verletzenden Instruments.

Eine besondere Beachtung erheischen endlich diejenigen Verbrechen bezüglich ihrer Letalität, welche nicht durch Ausübung äußerer roher Gewalt, sondern durch Entziehung von Luft (Erstickung, Erwürgung), Nahrungsmitteln (Verhungerung) oder Wärme (Erfrierung), durch Werfen ins Wasser (Ertränkung), durch Hineinstoßen in die Flammen (Verbrennung), endlich solche, welche durch Darreichung von Giften verübt worden sind; auch spielt dann die Frage, ob Mord oder Selbstmord vorliegt, eine beachtenswerthe Rolle. In allen solchen und überhaupt in allen denjenigen Fällen, wo dann bei der Untersuchung des Einzelfalles nur der geringste Zweifel über unbedingte oder nur zufällige Letalität des verübten Verbrechens auftauchen sollte, schreibt das Gesetz die gerichtliche Obduction vor, welche von einer dazu verpflichteten Medicinalperson (Bezirksarzt, Polizeiarzt) unter Anwesenheit des Staatsanwalts oder sonstiger officieller Vertretung der Behörde ausgeführt werden muß. In dem Sectionsprotokolle ist der Befund genau anzugeben und die Bedeutung desselben in Bezug auf die Letalität dem Richter darzulegen. *(Alfr. Krug.)*

LETHARGIE, Schlafsucht, ist ein Zustand wirklicher oder scheinbarer Betäubung und Bewußtlosigkeit, wie solcher bei Nervenkranken, namentlich Hysterischen, in sehr verschiedenen Intensitätsgraden, welche sich bis zum Scheintod steigern können, beobachtet wird. Derselbe hat seinen äußeren Symptomen nach manches Verwandte mit anderen psychopathischen Erscheinungen, namentlich der Katalepsie (Starrsucht), dem Somnambulismus und Hypnotismus, und ist in der That auf annähernd gleiche psychische und somatische Ursachen zurückzuführen, von denen letztere bei frischen Fällen zwar die Hauptrolle spielen, während bei längerer Dauer die psychische Seite der Erkrankung mehr in den Vordergrund tritt.

Die gewöhnliche nervöse Lethargie, welche bei Hysterischen oder auch bei durch anderweite Nervenkrankheiten Herabgekommenen beobachtet wird, beschränkt sich meist auf einen mehr oder minder lang dauernden Zustand von Schlafsucht (Somniatio), während dessen aber die Functionen der Athmung, des Blutkreislaufs, wohl selbst der übrigen Körperorgane ihren ruhigen, wenn auch äußerlich weniger scharf erkennbaren Fortgang nehmen. In einzelnen Fällen aber steigert sich dieser Zustand bis zu einem Grade, wo selbst diese Functionen scheinbar aufhören und der Betreffende das Bild eines Todten vortäuscht (Scheintod), und dessen längere Dauer, wenn nicht rechtzeitig und mit den rechten Mitteln ärztlicherseits eingegriffen wird, allerdings zu wirklichem Tode führen kann, obschon auch Fälle bekannt geworden sind, wo eine solche todtenähnliche Schlafsucht eine längere Dauer — bis zu 6 Wochen (Hufeland) — hatte, ohne mit wirklichem Tode zu enden. In den gewöhnlichen Fällen bei noch deutlich wahrnehmbarem Athmen, Herz- und Pulsschlag wird es daher genügen, die Lethargischen in ihrem Bett zu lassen und durch zeitweiliges Beibringen von Nährstoffen und Belebungsmitteln (Essigäther), vielleicht auch durch Application äußerer Reizmittel (Senfteige) anregend zu wirken; als Belebungsmittel bei wirklichem Scheintod spielt schon seit dem vorigen Jahrhundert die Elektricität eine bedeutsame Rolle, ein Verfahren, welches bei den eminenten Fortschritten, welche die Heilkunde der Jetztzeit gerade auf dem Felde der Elektrotherapie zu verzeichnen hat, gegenwärtig nicht nur als Belebungsmittel, sondern auch als unentbehrliches diagnostisches Hülfsmittel für Constatirung von Leben oder Nichtleben im Einzelfalle eine höchst bedeutsame und nicht zu unterschätzende Rolle spielt. *(Alfr. Krug.)*

LETHE (Λήθη, die Vergessenheit) kommt bei Hesiod (Theog. 227) als blasse Personification unter den schlimmen Kindern der Eris vor und wird hier mit Rücksicht auf den danebenstehenden Πόνος erklärt als das undankbare Vergessen, welches einem mühevoll ringenden Leben zuletzt zutheil wird. In ähnlichem Sinne wurden später die Chariten (als Göttinnen des Dankes gefaßt) Töchter der Lethe genannt; denn «alter Dank schläft», sagt Pindar (Schol. Il. 14, 276). — Lange

nach der homerischen Zeit finden wir Lethe als Quelle und Fluß in der Unterwelt, aus welchem die Seelen der Verstorbenen nach ihrer Ankunft im Hades, sowie auch diejenigen Seelen, welche nach orphischer Lehre aus dem Hades wieder ins Leben der Oberwelt zurückkehrten (*Verg.* Aen. 6, 705. 715), Vergessenheit des vergangenen Lebens tranken. Zuerst kommt für uns diese Lethe vor in einem (jedoch angezweifelten) Epigramm des Simonides, Anth. Pal. 7, 25, 6, dann bei *Aristoph.* Ran. 186, einem dramatischen Dichter bei *Plut.* cons. ad Apoll. c. 15, *Plat.* rep. 10, p. 621, und danach bei Griechen und Römern häufig. Auch in dem Bereiche des Schlafgottes, der in Orph. hymn. 84, 8 ein Bruder der Lethe und des Todes heißt, spielt Lethe eine Rolle; in der Grotte, in welcher er wohnt, fließt ein aus tiefstem Felsen quellender Bach der Lethe und ladet durch sein Gemurmel zum Schlafe ein (*Ovid.* Met. 11, 603; vgl. *Verg.* Aen. 5, 854). — Zu Lebadeia waren in dem heiligen Bezirk des Trophonios ganz nahe beieinander zwei Quellen, die eine Lethe, die andere Mnemosyne (Erinnerung) genannt, aus welchen die Orakelsuchenden, bevor sie in die Orakelhöhle des Trophonios hinabstiegen, trinken mußten, damit sie alles Vergangene vergäßen und sich dessen, was sie in der Weissagehöhle sehen würden, erinnerten (*Paus.* 9, 39, 7).

(*H. W. Stoll.*)

LETHRUS Scopoli, eine Gattung der Blatthornkäfer (Lamellicornia) mit dem Mistkäfer Geotrupes, mit Bolboceras u. a. zu der Familie der Geotrupiden gehörig (Hinterleib mit sechs freien Abdominalsegmenten, Epimeren des Metathorax frei, elfgliedrige Fühler). Die Gattung ist durch vollständig getheilte Augen, vorn ausgeschnittene Oberlippe, stachelig-borstige Außenlade des Unterkiefers, einen Hornhaken an der Spitze der Innenlade, vorn abgestutztes Kinn, ein breiteres Halsschild als die Flügeldecken, sehr kurzen Bauch und eirunden Körper und besonders noch dadurch ausgezeichnet, daß die beiden letzten Fühlerglieder in dem drittletzten abgestutzten Gliede eingelassen sind (daher der Name Zwiebelhornkäfer). Das Männchen hat an der Unterseite der Oberkiefer einen großen, abwärts gerichteten, zangenförmigen Fortsatz. Die einzige auch in Deutschland vorkommende Art, L. cephalotes *Fabr.* lebt in trockenen Sandgegenden des östlichen Europa in Erdlöchern um Pflanzenwurzeln und in trockenem Mist, und wird namentlich dem Weinstock dadurch schädlich, daß er an den Reben emporsteigt, junge Triebe, Knospen abschneidet und dieselben in seine Erdlöcher zieht, wahrscheinlich zur Nahrung für die Brut. Berichte über den von ihm (dem «Rebenschneider») verursachten Schaden sind besonders aus Ungarn bekannt geworden.

(*J. Victor Carus.*)

LETITSCHEW, Kreisstadt im russischen Gouvernement Podolien, 148 Kilom. nordöstlich von Kamenez-Podolsk an der Mündung des Wolk in den Bug, mit 2 griechischen, 1 römisch-katholischen Kirche, 1 Synagoge, 4 jüdischen Betsälen und (1885) 7342 Einwohnern, wovon die Hälfte Juden, ferner gegen 900 Katholiken sind. Industrie und Handel sind unbedeutend. — Die Stadt entstand um 1446 und hatte viel von den Tataren und in den Kosakenkämpfen zu leiden. Schon zur Zeit der Polen war Letitschew die Hauptstadt eines Kreises, zu Rußland kam es 1793 und ist seit 1795 Kreisstadt.

Der Kreis Letitschew liegt im nördlichen Theil des Gouvernements Podolien und grenzt an das Gouvernement Volhynien. Sein Flächenraum beträgt 2584 Quadratkilom. mit 122,519 Einwohnern.

(*T. Pech.*)

LETO (*Λητώ*, lateinisch Latona), Tochter des Koios und der Phoibe, Schwester der Asterie, eine Titanin (*Hes.* Theog. 406). In solcher Verwandtschaft steht sie mit himmlischen Lichtwesen in Verbindung; denn Koios (gleich coelum) bedeutet das Himmelsgewölbe, oder (von *καίω* abgeleitet) den Brennenden, Phoibe ist die Strahlende, Asterie der Sternenhimmel, Leto selbst aber die Dunkele, die Verborgene (von *λαθεῖν*), die Nacht, «eine stets milde Göttin in dunklem Gewande» (Hesiod), welche dem Zeus, dem höchsten Himmelsgotte, wieder zwei herrliche Lichtwesen, Apollon und Artemis, gebiert (*Hes.* Theog. 918). In dem apollinischen Religionskreise war sie von Anfang an die rechtmäßige Gattin des Zeus, bei Hesiod die letzte Gattin desselben vor Hera, hochgeehrt im Olympos, *Διὸς κυδρὴ παράκοιτις*, Od. 11, 580; vgl. Il. 21, 499; *Hom.* hymn. in Ap. Del. 1—13. Als später Hera allein als die rechtmäßige Gemahlin des Zeus angesehen wurde, galt Leto als eine Nebenfrau desselben, welche von der eifersüchtigen Hera gehaßt und verfolgt ward. Der homerische Hymnus auf dem delischen Apollon erzählt: Als Leto schwanger ging, irrte sie in allen Landen umher, und keines wagte ihr eine Stätte zur Geburt zu gewähren, weil sie sich vor dem gewaltigen Gotte, den sie gebären würde, fürchteten, bis endlich Delos sie aufnahm. Hier gebar sie denn den Apollon am Kynthosberge. Neun Tage lang hatten die Wehen gedauert, weil Hera die Eileithyia im Olympos zurückhielt; denn sie wußte, daß Leto einen herrlichen, starken Sohn gebären werde. Artemis war nach V. 16 schon vorher in Ortygia, d. i. Rheneia, oder im Hain bei Ephesos (?), geboren. — Ueber die Geburtsstätte des Apollon und der Artemis waren die Angaben sehr verschieden; doch zuletzt wurde Delos als solche allgemein von den Griechen anerkannt. Der homerische Hymnus begründet den Haß der Hera gegen Leto durch den Neid wegen des bevorstehenden Mutterglücks; sonst aber wird gewöhnlich die eheliche Eifersucht der Hera als Grund ihres Hasses und der Verfolgung der Schwangeren angegeben, und diese Verfolgung, die sie entweder selbst oder durch andere, wie Ares oder den Drachen Python, betreibt, setzt sich nach manchen Sagen auch noch nach der Geburt gegen Leto und ihre Zwillingskinder fort. Als aber die Kinder in Kraft erwachsen sind, schützen und rächen sie die geliebte Mutter bei jeder Verunehrung und jedem Angriff; das erfuhr Niobe (Il. 24, 605; *Ovid.* Met. 6, 148 fg.) und der Riese Tityos, der die ehrwürdige Leto frevelhaft angriff, als sie durch Panopeus nach Delphi ging; er ward von den Pfeilen des Apollon (und der Artemis) erlegt und büßt für seine Unthat im Hades (Od. 11, 576; *Paus.* 3, 18, 15). Leto stand

immer mit ihren beiden Kindern in engster Verbindung und wurde gewöhnlich mit denselben gemeinsam in deren Heiligthümern hoch verehrt. Dies war auch in Rom seit der Einführung des apollinischen Cultus der Fall.

(H. W. Stoll.)

LETRONNE (Jean Antoine), französischer Alterthumsforscher, der Sohn eines unbemittelten Künstlers in Paris, wurde daselbst am 25. Jan. 1787 geboren. Von seinem Vater in dem Atelier von David angebracht, besuchte er, da er eine überwiegende Neigung für die Wissenschaften zeigte, darauf zuerst die Polytechnische Schule, dann das Collége de France. Infolge des Todes seines Vaters konnte er aber in diesem Institute seine Studien nicht fortsetzen und so nahm er ein ihm gemachtes Anerbieten, bei geographischen Arbeiten hülfreiche Hand zu leisten, mit Freude an. Nachdem er mehrere Jahre hindurch unter eifrigsten Studien mit Anstrengung und mit Erfolg dieser Beschäftigung sich gewidmet, dabei auch eine wesentliche Unterstützung gefunden, konnte er von 1810 bis 1812 eine größere wissenschaftliche Reise durch Italien, die Schweiz und Holland unternehmen. Nach seiner Rückkehr hatte er das Glück, im Laufe der Zeit mehrere Aemter und Würden zu erlangen, namentlich die Professur der Geschichte und Archäologie an dem Collége de France und die Direction der damals königlichen Bibliothek, 1840 die Oberaufsicht über die Archive Frankreichs, später die Administration des Collége de France. Besonders in der letzteren Stellung nahm er mit dem glücklichsten Erfolg seine früheren Studien wieder auf, und viele wichtige Punkte der Archäologie, der Numismatik, der alten Geschichte und der alten Geographie haben infolge seiner unermüdlichen Forschungen theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden. Er starb zu Paris am 14. Dec. 1848. Letronne's Hauptwerke, die seinen Namen in der Alterthumswissenschaft bewahren, sind die «Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et Romains» (Paris 1823), der «Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte» (Bd. 1 und 2, 1842—48, mit Atlas, fortgesetzt von Brunet de Presle), und die «Diplomes et chartres de l'époque Mérovingienne sur papyrus et sur velin» (1844, Fol.). Minder umfängliche Arbeiten sind: «Essai critique sur la topographie de Syracuse» (1813); «Recherches geographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae composé par Dicuil» (1814); «Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité» (1824); «Considérations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines» (1817); «Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos» (1825); «Materiaux pour l'histoire du christianisme» (1833), und «La statue vocale de Memnon» (1833); die aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek wiederhergestellten «Fragments des poèmes géographiques de Scymnus de Chio et du faux Dicéarque» (1840). Sein «Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne» (1814) ist wiederholt aufgelegt worden. Eine Sammlung seiner Werke, veranstaltet von Fagnan, ist in sechs Bänden erschienen (Paris 1881—85).

Vgl. Egger, «Sur la vie et les travaux de Letronne» (im «Journal d'instruction publique» 1848); Walckenaer, «Éloge de Letronne» (in «Recueil de notices historiques», Paris 1850). *(W. Cramer.)*

LETTE (Wilhelm Adolf), preußischer Staatsbeamter, besonders durch seine Arbeiten über Landescultur ausgezeichnet, wurde geboren am 10. Mai 1799 in Kienitz in der Neumark als Sohn eines freisinnigen Domänenpächters, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin, bezog 1816 die Universität Heidelberg, wo er die Rechte sowie Staatswirthschaft und Philosophie studirte, und setzte dann sein Studium in Berlin und Göttingen fort. Nach dem Wartburgfeste in die sogenannten demagogischen Untersuchungen verwickelt und zum Ausschlusse vom preußischen Staatsdienste verurtheilt, verweilte er dann einige Zeit auf dem Gute seines Vaters. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit der agrarischen Gesetzgebung, wozu ihm der Aufenthalt auf dem väterlichen Gute hinlängliche Gelegenheit und Anregung bot. Seine Erfahrungen, besonders über die Ablösungsverhältnisse, legte er in einer Druckschrift nieder, welche die Aufmerksamkeit des Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts von Diederichs erregte und Lette's Wiederzulassung zum Staatsdienst bewirkte. Zuerst wurde er bei dem Gericht in Frankfurt a. O. angestellt, 1825 Assessor zu Soldin, 1835 Oberlandesgerichtsrath in Posen, 1839 Director der Generalcommission in Soldin, 1845 Präsident des neu errichteten Revisionscollegiums für Landesculturfachen und Geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Innern und zugleich Mitglied des Staatsraths. In dieser Stellung widmete er seine ganze Kraft den ländlichen Verhältnissen im Geiste jener Freiheit, welchem Preußen seine Erhebung aus tiefem Fall verdankt. Man kann es als eine Art Vorherbestimmung betrachten, daß sein Vater der erste Gutsbesitzer in der Neumark war, welcher gleich nach Veröffentlichung des Regulirungsedicts vom September 1811 den Bauern Dienstfreiheit und Eigenthum verlieh, wobei der Sohn Fürsprecher und Vermittler ihrer Wünsche war. Von demselben Streben beseelt, setzte Lette das Dismembrationsgesetz durch, sowie er eine ganze Reihe wohlthätiger Veränderungen im Gebiete der landwirthschaftlichen Gesetzgebung veranlaßte, sodaß er großen Einfluß auf diesen wichtigen Theil der Verwaltung übte. Neben seinen Berufsgeschäften entwickelte er noch eine große sociale Thätigkeit in der Begründung, Einrichtung und Führung gemeinnütziger Vereine. Schon im J. 1841 stand er dem landwirthschaftlichen Centralverein in Frankfurt a. O. vor, dessen Verbreitung und Belebung hauptsächlich sein Werk war und dem er bis 1849 als Vorsitzender angehörte. Im J. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1852—58 Mitglied der Zweiten preußischen Kammer, wo er namentlich für Befreiung der Landgemeinden von der gutsherrlichen Bevormundung sprach. Im J. 1854 wurde er wegen seiner oppositionellen Haltung in der

Kammer als Mitglied des Staatsraths und des Landes-Oekonomie-Collegiums entlassen. An der Bildung der landwirthschaftlichen Provinzialvereine für die Provinz Brandenburg und des landwirthschaftlichen Vereins für den Regierungsbezirk Potsdam hatte er den wesentlichsten Antheil. Unter seiner Mitwirkung trat ferner der Verein zur Beförderung des Seidenbaues in der Mark Brandenburg ins Leben, welcher besonders die Lage der Landschullehrer verbesserte. Ferner war er viele Jahre Vorstand des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, Begründer eines Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts (Lette-Verein), Vicepräsident des internationalen Wohlthätigkeitscongresses, Vorsitzender im Ausschusse des Congresses deutscher Volkswirthe. Auch am Pestalozziverein und an andern Vereinen für Volksbildung betheiligte er sich. Er starb am 3. Dec. 1868 in Berlin. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beleuchtung der preußischen Eherechtsreform» (Frankfurt a. O. 1842); «Die ländliche Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östlichen und mittlern Provinzen» (Berlin 1849); «Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse und Bewässerung von Grundstücken» (Berlin 1853); «Die Verfassungszustände in Preußen» (Berlin 1857); «Die Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverfassung» (Berlin 1867); «Die Reorganisation der Staats- und Selbstverwaltung in Preußen» (Berlin 1868); «Das landwirthschaftliche Credit- und Hypothekenwesen (2. Aufl., Berlin 1864); mit Rönne «Die Landescultur-Gesetzgebung des preußischen Staats» (4 Bde., Leipzig 1853—55).

(William Löbe.)

LETTEN, ein Volk an der Ostsee, welches eigentlich «Lettigaller» heißt: «Lethos qui proprie dicuntur Lethigalli» (Chronist Heinrich, X, 3) und 1888 fast die ganze Landbevölkerung von Südlivland, polnisch Livland (Gouvernement West-Witebsk), Kurland und der kurischen Nehrung Preußens ausmachte, waren, als die Deutschen im 13. Jahrh. sie gewissermaßen erst entdeckten, ein kleines, von ihren Nachbarn, den Liven und Esten, unterdrücktes (Chronist Heinrich, XII, 6), von den Russen zum Theil unterjochtes (Chronist Heinrich, XI, 9), zum Theil denselben tributpflichtiges Völkchen (Nestor, herausgegeben von Schlözer, Göttingen 1802, II, 30), mit deutscher Hülfe aber bald das an Kopfzahl stärkste, wohlhabendste und gebildetste Stammvolk der drei Baltischen Provinzen. Im J. 1208 bewohnten die Letten, circa 20,000 an der Zahl, nur den Südosten Livlands, etwa 200 Quadratmeilen, dagegen 1888, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte mit deutscher Hülfe alle Selonier, Semigaller, Liven (s. d.) und fast alle Kuren (s. d.) bereits lettisirt waren, umfaßte dieser letto-litauische Sprachstamm beinahe 1½ Mill. sogenannter Letten, auf circa 1300 Quadratmeilen. — Erst als die Deutschen den Letten 1208 das Christenthum anboten, bedachten sich die Russen und thaten desgleichen, die Letten aber zogen den Glauben der Deutschen vor. Während die Russen alle unterjochten Völker, welche ihren Glauben annahmen, von jeher russificirten, befreiten die Deutschen das Lettenvolk vom Russenjoche und germanisirten sie nicht. Die Letten, seit 1208—28 durch die Lettenapostel Alobrand und Heinrich den Chronisten zum Christenthum bekehrt, kämpften treu auf deutscher Seite gegen die Esten (seit 1209), Russen (seit 1218), Litauer und Semigaller (seit 1228), Kuren (seit 1242) u. s. w. Ihr Land zerfiel in 5 Provinzen: 1) Tolowa mit den Burgen Bewerin am Aestijerw (d. h. Estensee = Burtneck-See) und Sotekle. Die Provinz lag zwischen der Ymera (Sedde) und der Goiwa (livländischen Aa) bis zur russischen Zinsburg Kes (lettisch Zehsis, livisch Wendu, estnisch Wenno-lin = Russenstadt, deutsch Wenden); umgrenzt war diese Provinz im Westen vom livländischen Kreis Ydumäa, im Norden vom estnischen Kreis Sakkala und bewohnt von den echten oder Tolowa-Letten, welche 1214 ihre Seniores: Rameke, Waribule und Drivinalde nach Treiden sandten und versprachen, dem christlichen Glauben und der deutschen Herrschaft treu zu bleiben, wenn die Deutschen sie in Friedens- wie zur Kriegszeit gegen ihre Todfeinde, die Kreews (Russen) und Iggauns (Esten), schützen wollten. Darauf wurden die Letten durch die Deutschen vom Tribut des russischen Fürsten von Polotzk befreit (Chronist Heinrich, XI, 7). 2) Trikatua mit der Burg gleichen Namens, welcher Ort (Trikaten) noch existirt. Diese Provinz wurde in einem ungleichen Viereck von der Goiwa umschlossen und lag im Südosten von Tolowa. 3) Autine, südlich von Trikatua, von der Quelle der Goiwa bis zur Wogene (Oger), mit der Burg Alene. 4) Sessowe, östlich von der Wogene bis zur Eusta (Ewst), südlich bis zur Daugawa (Düna), wo an der livisch-lettischen Grenze die russische Zinsburg Kokenoise (Kokenhusen) stand, mit den Burgen: Zerdene und Sessowe (= Zesten und Seßwegen). 5) Adsel (oder Adzudene), nördlich von Sessowe, zwischen der Ewst und der obern Goiwa, welche die Provinz im Westen, Norden und Osten umgrenzten, mit den Burgen Adsel und Druwene. Diese 5 Provinzen wurden 1212 in 3, 1224 in 2 Kreise: Tolowa und Adsel, getheilt und mit dem Collectivnamen: «Lettigallia» (Chronist Heinrich, XII, 6) oder «Letgola» (Nestor a. a. O.), d. h. Lettland, bezeichnet. Zum größten Theile wurde es von den Lettigallern bewohnt, welche sich von den reinen Tolowa-Letten dadurch wesentlich unterschieden, daß sie sich leichter mit anderen Stämmen mischten und somit viele fremde Sprachelemente aufnahmen. Infolge dessen nannten die Tolowa-Letten, welche eine Art Patricierthum bildeten und gegen Mischehen wie für Reinheit ihrer Sprache eintraten, sich «Sensis», die entarteten Lettigaller aber «Pamalli» oder «Malleneeschi»; jetzt nennen die Letten und Lettigaller, wie die ihnen verwandten Völker Kurlands, Semigaller und Selonier, welche nur dialektisch verschieden sind, sich «Latweeschi» und ihr Land «Latweeschu» oder «Latwjusemme», d. h. Lettland. Dieser Begriff fällt aber mit Livland noch nicht zusammen, da der größere, nördliche Theil ($418{,}_{16}$ Quadratmeilen) von Esten bewohnt wird, gegen welches Volk seit 1209 die Sprachgrenze zu Gunsten der Letten sich nur wenig verschoben hat. Sie nennen daher Livland «Wid-semme»

(Mittelland), während das eigentliche Estland «Iggaunu-semme» und das von ihnen lettisirte Kurland «Kur-semme» genannt wird, obgleich von den Letten die lettisirten Kuren «Tamneeki» (verächtlich: die schlecht lettisch reden) genannt werden. Diese lettisirten Kuren weichen, nach Bielenstein's Sprachkarte (vgl. J. Döring, «Ueber die Herkunft der kurländischen Letten», Mitau 1881) dialektisch von den lettisirten Liven Livlands ab. Die sogenannten Letten der kurischen Nehrung Preußens dagegen sind historisch nachweisbar alte «Kuren» gewesen, die sich aus kurischen Ueberläufern, dann als lettisirte Kuren (Tamen) bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland 1817 ersetzten (vgl. V. Diedrichs: «Die kurische Nehrung und die Kuren in Preußen»; im «Magazin, herausgegeben von der lettisch-literärischen Gesellschaft», Bd. 17, Mitau 1883, S. 49 fg.). Noch 1888 war ein großer Unterschied zwischen den echten Letten und den lettisirten Kuren und Liven bemerkbar, indem die letzteren, wie ihre einstigen Brüder, die Esten und Finnen, in Dörfern beisammen wohnen, während die Letten (Lettigaller, Semigaller und Selonier) in einzeln liegenden Gehöften inmitten ihrer Ländereien ihre Wohnsitze von alters her aufschlagen. Diese Gewohnheit erleichterte die Lettisirung der durch Krieg und Pest zum Theil entvölkerten Gegenden wesentlich, und dieser Gewohnheit leisteten die Deutschen Vorschub, da die Letten williger, arbeitsamer, ehrlicher und friedliebender waren als die Liven und Kuren. Dazu kam noch die gute Sitte des Minoratsrechts, indem nur der jüngste Sohn des Vaters Erbe (Wohngehöft und Grundstück) antreten durfte, während die älteren Brüder bei des Vaters Lebzeiten sich neue Wohnplätze suchen mußten. Auf diese Weise war allmählich aber stetig die Lettisirung angebahnt, welche nach Einführung der Reformation durch die Wahl der lettischen Sprache für Kurland und Südlivland in Kirche und Schule im großen Stile wesentlich ihren Abschluß fand. Seitdem gehören die Letten der lutherischen Kirche an, mit Ausnahme eines Bruchtheils im Gouvernement West-Witebsk, welche zur Zeit der Polenherrschaft zur römisch-katholischen Kirche, und einiger tausend Letten in Liv- und Kurland, die in den vierziger und achtziger Jahren des 19. Jahrh. zur griechisch-katholischen Religion übertraten und deren Zahl sich jetzt (1888) auf 150,000 belaufen soll; indessen machte sich bald, was Bildung und Wohlstand anbelangt, ein bedeutender Unterschied zu Gunsten der lutherisch gebliebenen Letten bemerkbar. Obwol die Germanisirung viel leichter gewesen wäre, als die Lettisirung, so waren doch die Deutschen zu stolz, deutsch zu lehren und lernten lieber selber lettisch. Noch mehr, die Deutschen machten aus dem kleinen Lettenvolke die numerisch stärkste Nation im baltischen Lande. Sie waren es auch, welche die lettische Sprache zuerst grammatikalisch wie lexikalisch feststellten (s. Litauische Sprache). Ebenso waren es die Deutschen, welche die alten lettischen Sitten und Gebräuche, wie dieselben aus ihren Volksliedern und Märchen hervorgehen, der Mühe werth hielten zu sammeln (vgl. G. F. Büttner, «Der Letten Lieder und Balladen», Mitau 1844; K. Ulmann, «Lettische Volkslieder», Riga 1874, und dazu E. Winkelmann, «Bibl. Liv. hist.», 2. Aufl., die Literatur über: «Sitten und Gebräuche der Letten»). — Die erst durch Peter den Großen sanctionirte Leibeigenschaft in den baltischen Provinzen wurde auf Initiative der livländischen Ritterschaft 1819 nach dem Vorgange Deutschlands aufgehoben, während die große Völkerbefreiung von 1813 für die rein russischen Gouvernements culturhistorisch bedeutungslos vorüberging. Ebenso war die westeuropäische Bewegung von 1848 infolge der Bemühungen der Deutschen im baltischen Lande von segensreicher Bedeutung für die Letten, indem die Fronverhältnisse in Geldpachten umgewandelt wurden, während wieder in den rein russischen Gouvernements zu Gunsten der Leibeigenen nichts geschah. Vor allem war es aber die Agrargesetzgebung von 1860, welche die wirthschaftliche Emancipation des Bauernstandes gewährleistete, sowie die Landgemeinde-Ordnung von 1866, welche den Bauern (Letten und Esten) die communale Selbstverwaltung ihrer Kirchen und Schulen übertrug. — Seit dieser Zeit ist der Wohlstand der Letten rapid gestiegen und sie besaßen 1883 bereits über 30,000 Bauernhöfe und einige Rittergüter erb und eigen, welche zusammen einen Werth von 60—90 Mill. Rubel repräsentirten. In Anbetracht dieser Thatsache allein ist schon der Lette, gegen den russischen Bauern gehalten, reich zu nennen, denn restirende Kronschulden existiren im baltischen Lande nicht, während in den rein russischen Gouvernements der Staat sich oft veranlaßt sieht, Millionen und aber Millionen Rubel zu streichen. Ebenso sind die Letten im baltischen Lande viel gebildeter als die russischen Bauern (inclusive der Letten in West-Witebsk), indem sie fast alle (95 Proc.) zu lesen und zu schreiben verstehen und circa 1880 Gemeinde-, 180 Kirchspielschulen und 4 Lehrerseminare besitzen, welche meist von den deutschen Gutsherren gegründet, aber auch von den Gemeinden selbst unterstützt werden, jedoch seit 1887 wegen der Russificirung der Staatsgewalt untergeordnet wurden. Mit den deutschen Bauern Ostpreußens und Mecklenburgs verglichen, haben die Letten ökonomisch und finanziell viele Vortheile voraus und verfügen über ein baares Kapital in Banken, in au porteur lautenden Werthpapieren und Gesinde-Inventar, welches über 150 Millionen Rubel geschätzt werden kann. Alles das verdanken die Letten aber der deutschen Erziehung zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Ehrlichkeit. Neben der durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten (in deutscher Sprache u. d. T. «Magazin») bekannten Lettisch-literärischen Gesellschaft gibt es nahe an tausend rein lettische Gesellschaften und Vereine, namentlich Gesangvereine (vgl. Zimse, Lettische Lieder mit Volksmelodien u. d. T. «Laukapukes» = Feldblumen). Die Letten besaßen 1883 bereits 13 wöchentlich erscheinende lettische Zeitungen und in Riga einen großen Verein mit einem lettischen Theater. Von den Esten unterscheiden sich die Letten vortheilhaft nicht nur in ihrer Kleidung, Arbeitsart und Wohnung, sondern auch in ihrer Physiognomie und ihrem Charakter: sie sind leichtlebiger, wohlwollender, fröhlicher und intelligenter als die Esten, und hatten bis zum J. 1883, ob-

gleich in ihren Schulen die russische, nicht die deutsche Sprache obligatorisch ist, dennoch das Bestreben deutsch zu lernen, um einer möglichst hohen Cultur theilhaftig zu werden. — Vgl. «Heinrich von Lettlands Livländische Chronik», herausg. von A. Hansen (Leipzig 1853); P. Einhorn, «Historica lettica» (Dorpat 1649; neue Ausgabe, Riga 1857); C. Watson, «Ueber den lettischen Volksstamm» (Mitau 1822); P. Köppen, «Die Bewohner Kur- und Livlands» (Petersburg 1847); F. von Jung-Stilling, «Beitrag zur livländischen Agrarstatistik» (Riga 1881), in dessen «Materialien zur Kenntniß der livländischen Bauernverhältnisse» (Riga 1883). *(P. Th. Falck.)*

LETTENKOHLE, unreine thonige Kohle, der untern Keuperformation (s. d.) angehörig, stellenweise mit wohlerhaltenen Pflanzenüberresten, von denen Equisetum arenaceum, E. columnare, Taeniopteris vittata, Voltzia heterophylla, Pterophyllum die charakteristischsten Formen sind. Die Lettenkohle bildet geringe Flötze an manchen Orten Thüringens und Frankens, z. B. bei Weimar, Arnstadt, Kissingen, ferner bei Siewierz in Polen, wo drei Flötze von 30—50 und 80 Zoll Mächtigkeit abgebaut werden. Nach ihrem Vorkommen bezeichnet man die untere Etage des Keupers als Lettenkohlengruppe. *(E. Geinitz.)*

Lettische Sprache, s. Litauische Sprache.

LETTRES DE CACHET. Im Gegensatze zu den Lettres patentes der Könige von Frankreich, die sich an alle richteten, wurden von ihnen an bestimmte Personen Briefe gerichtet, die so gesiegelt waren, daß man sie ohne Erbrechung des königlichen Siegels nicht öffnen konnte; man nannte sie darum Lettres closes. Entweder ergingen sie im Namen und mit der Unterschrift des Monarchen, der darin in der ersten Person sprach und mit den Worten schloß: «Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait dans sa sainte et divine garde», oder in seinem Auftrage mit den Anfangsworten «De par le Roi. Il est ordonné à x. x.» und von einem Minister unterzeichnet. Diese Form der Lettres closes besaßen alle Befehle an Behörden und Individuen, Verweisungen aus Land und Stadt, oft auch Verhaftsbefehle.

Im 14., 15. und 16. Jahrh. wurden wiederholt durch Edicte Lettres closes verboten, die in die Justizverwaltung oder in die Freiheit der Unterthanen eingriffen. Unter dem Namen Lettres de cachet erscheinen sie zuerst in der berühmten Ordonnanz von Orléans von 1561. Schon die Guise benutzten sie gerne für ihre Zwecke und Richelieu machte davon sehr ausgiebigen Gebrauch, wobei ihm der Pater Joseph an die Hand ging; Mazarin befolgte dies Vorbild. Damit die Polizei jederzeit im Stande sei, den Monarchen und Ministern misliebige oder gefährliche Individuen zu verhaften, erhielt der Generallieutenant der pariser Polizei einen Vorrath in blanco ausgefertigter, vom König unterzeichneter Lettres de cachet, die er nur auszufüllen brauchte. Auf diese Weise brachten die Minister ihre Gegner ins Gefängniß, ohne daß die gesetzlichen Gerichte etwas dabei mitzusprechen hatten; eine Reihe Gefängnisse erhielten nur Gefangene auf Lettres de cachet hin, öffneten und schlossen sich nur auf Ordre aus dem königlichen Cabinet, und die Register des Cabinetssecretariats zeigen, wie erschreckend groß die Zahl dieser Opfer war. Bisweilen auch erfolgten solche Verhaftungen, um ein Individuum, an dem König oder Minister besonderes Interesse nahmen, der gewöhnlichen Justiz zu entziehen, waren also ein Act königlicher Gnade; meistens aber dienten sie der Willkür. Wiederholt protestirten die Parlamente gegen die Lettres de cachet, besonders in der 24. Oct. 1648 einregistrirten Ordonnanz, wonach niemand drei Tage ohne Verhör in Haft bleiben dürfe. Ludwig XIV. machte großen Gebrauch von den Lettres de cachet, um seine absolute Macht zu befestigen und unbotmäßige Elemente aus dem Adel und andern Ständen zu beseitigen; durch ein Edict rechtfertigte er 1705 dreist ihren Gebrauch. Noch offener that letzteres Ludwig XV. in dem Circulare, welches er als Antwort auf den Protest der Parlamente gegen willkürliche Verhaftungen 1759 erließ; offen sprach er aus, er bewahre sie für Gelegenheiten, in denen sie zum öffentlichen Wohle oder im Interesse von Familien nothwendig seien. Cardinal Fleury soll 30,000 Lettres de cachet gelegentlich der Bulle Unigenitus unterzeichnet haben. Sehr oft dienten die Lettres de cachet dem Privathasse und den gemeinsten Zwecken. Um ihre Aeltern los zu werden, verschafften sich misrathene Kinder und ebenso umgekehrt vom Minister oder Polizei-Generallieutenant lettres de cachet, Gatten verwertheten sie gegeneinander, Dirnen gegen ungetreue Liebhaber, Feinde schaffte man sich auf diese Art aus dem Wege. Im J. 1779 gab es allein in Paris dreißig Gefängnisse, in die man ohne Urtheil eingesperrt wurde, und eine Masse Klöster diente dem gleichen Zwecke. Der Minister Saint-Florentin gab 50,000 Lettres de cachet aus. Tausende von Unglücklichen sind verschollen, ein Menschenleben galt so wenig. Mirabeau's Vater erwirkte sich 54 Verhaftsbriefe gegen seine Familie. Als Turgot und Malesherbes ins Ministerium traten, gaben sie die Erklärung, sie könnten nur dann annehmen, wenn sie den Inhalt der von ihnen gegengezeichneten Befehle und die Ursache der Verhaftung wüßten; beide forderten die Abschaffung der verhaßten Lettres de cachet, aber ohne Erfolg. Mit grenzenloser Wuth und gestützt auf erschöpfende Kenntnisse griff Mirabeau, ein Opfer der Lettres de cachet, dieselben in der schon 1777 in Angriff genommenen, in Vincennes vollendeten und nach seiner Freilassung im November 1782 in Neufchâtel erschienenen Schrift «Des Lettres de cachet et des prisons d'État» an, die er dem Chef der Geheimpolizei, Lenoir, widmete. In den Cahiers der Stände wurde 1789 fast einmüthig vom Klerus, Adel und dritten Stande, besonders vom ersten und letzten, die Abschaffung der Lettres de cachet gefordert. Ludwig XVI. ließ in der Séance royale vom 23. Juni durch den Großsiegelbewahrer Barentin der Nationalversammlung erklären: die Reichsstände sollten die Mittel vorschlagen, um die Abschaffung der Lettres de cachet mit dem zu vereinigen, was die öffentliche Sicherheit und manchmal die Familienehre (z. B. bei

Verschwendern, Ehebrechern u. s. w.) fordere. Die Regierung hielt also möglichst an der Gelegenheit zu willkürlichem Eingreifen fest und wollte dem Adel zur Beseitigung lästiger Glieder behülflich bleiben. Erst am 15. Jan. 1790 erfolgte die Abschaffung der Lettres de cachet und am 13. März d. J. befahl die Nationalversammlung, alle durch Lettres de cachet Verhafteten sofort in Freiheit zu setzen; hierfür war besonders Robespierre unter dem Rufe eingetreten, es sei besser, hundert Schuldige zu begnadigen als einen Unschuldigen zu bestrafen.

(Arthur Kleinschmidt.)

Letzte Dinge, s. Eschatologie.

LEU (Joseph), ein Führer der Ultramontanen in der Schweiz, wurde am 1. Juli 1800 in Ebersol im Canton Luzern geboren. Von seinen Aeltern einfach, aber streng katholisch erzogen, ward er Landwirth. Obwol ohne höhere Bildung, erlangte er durch seine natürliche Beredsamkeit bald eine einflußreiche Stellung in seiner Gemeinde; dieselbe wählte ihn 1830 in den Verfassungsrath. In Schrift und Wort trat er der liberalen Mehrheit gegenüber. Die neue Verfassung, die nach dem Sinne der Freisinnigen ausfiel, wie die eidgenössische Politik der luzerner Regierung wurden ununterbrochen von Leu angegriffen. Namentlich legte er Protest ein gegen den Anschluß Luzerns an das sogenannte Siebener-Concordat; von diesem verfassungswidrigen «Sonderbund» befürchtete er für die katholische Kirche alles Unheil. Wegen einer beleidigenden Aeußerung gegen die herrschende Partei zog er sich eine zeitweilige Ausstoßung aus dem Großen Rathe zu; doch trat er bereits im J. 1838 wieder in diese Behörde ein und entfaltete nun eine energische agitatorische Thätigkeit gegen die herrschende Regierung. Im November 1839 stellte er im Großen Rath von Luzern den Antrag, von dem Siebener-Concordat zurückzutreten, die Landschulen und das Priesterseminar unter kirchliche Aufsicht zu stellen und die höhere Lehranstalt in Luzern den Jesuiten zu übergeben. Wohl wurden diese Anträge nicht angenommen, aber nur um so energischer arbeitete Leu im Volke für eine Verfassungsrevision. Am 31. Jan. 1841 wurde mit 17,500 Stimmen letztere beschlossen, die Verfassung völlig im klerikalen Sinne Leu's umgeändert und das liberale Regiment zu Falle gebracht: die Schule wurde der Kirche unterstellt, der Staat aller Rechte gegenüber der Geistlichkeit entkleidet, die Preßfreiheit beschränkt; für diese neue Verfassung wurde die Bestätigung des Papstes eingeholt.

Leu stand als Mitglied des Erziehungsraths namentlich dem Schulwesen vor: weltliche Lehrer wurden durch geistliche ersetzt, unabhängige Männer beseitigt, die freisinnigen Zeitungen verboten u. s. w. Jetzt nahm er auch seine Lieblingsidee, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, mit erneutem Eifer auf und setzte es durch, daß am 24. Oct. 1844 der Große Rath, allerdings nach heißem Kampfe, seinen Antrag annahm. Durch diese Jesuitenfrage wurde sowol die Tagsatzung, als die ganze Schweiz in Aufruhr versetzt. Da erstere machtlos war, so nahm das Volk die Frage in die Hände. Aber sowol der Freischarenzug vom 7. und 8. Dec. 1844, als derjenige vom 31. März und 1. April 1845 mislangen und das Resultat war, daß die luzerner Regierung mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die Radicalen vorging; die alte Ordnung schien damit für alle Zeit den Sieg davongetragen zu haben. Leu überlebte denselben aber nicht mehr lange; er wurde am 20. Juli 1845 morgens 2 Uhr in seinem Bette durch ein verkommenes Subject, Jakob Müller, erschossen. Den Liberalen, denen man die Urheberschaft des Mordes zuschrieb, konnte eine solche nicht nachgewiesen werden.

Leu war in seinem Leben ein tadelloser Mann von patriarchalischer Einfachheit gewesen. Nicht Ehrgeiz hatte ihn zum Betreten der politischen Laufbahn bewogen, sondern seine Liebe für den katholischen Glauben, die sich bei ihm geradezu zum Fanatismus gesteigert hatte. Ueber den Proceß gegen den Mörder Leu's ist nachzusehen: «Die Criminalprocedur gegen Jakob Müller», vom Verhörrichter Ammann (Zürich 1846); Kasimir Pfyffer, «Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen Mordgeschichte» (Zürich 1846); «Die Voruntersuchungsacten» (Zürich 1846); «Die Acten der Criminalprocedur» (Zürich 1847); «Schlußberichte zu den Untersuchungsacten gegen die Mitschuldigen» (Zug 1847, Altdorf 1847).

(G. Tobler.)

LEUBUS, ein ehemals berühmtes Kloster im Kreise Wohlau des Regierungsbezirks Breslau in der preußischen Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, wurde 1053 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, für den Benedictinerorden gestiftet, aber seit 1175 die Abtei von Herzog Boleslaw mit Cisterciensermönchen besetzt. Im Hussitenkriege wurde 1432 das Kloster zerstört. Die jetzigen imposanten Klostergebäude wurden in den Jahren 1695—1735 errichtet; der darin befindliche schöne Fürstensaal ist mit Fresken des schlesischen Malers Willmann geschmückt und die Klosterkirche reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten. Das Kloster wurde 1810 aufgehoben und in ein Domänenamt verwandelt; in den Oekonomiegebäuden befindet sich seit 1817 ein königliches Landgestüt und 1830 ist hierher auch eine Provinzial-Irrenanstalt verlegt worden.

Das neben dem Kloster liegende Pfarrdorf Kloster-Leubus, mit Post- und Telegraphenamt, zählt (1885) 2057 und der etwas südlichere Flecken Leubus oder Städtel-Leubus 670 meist katholische Einwohner.

(E. Kaufmann.)

LEUCADENDRON, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Proteaceen, welche mit der gleichnamigen Linné'schen nicht identisch ist, da letztere mit Protea zusammenfällt. Die Blüten dieser Brown'schen Gattung sind durch Fehlschlagen zweihäusig, regelmäßig. Bei den männlichen Blüten ist die Blütendecke linealisch, aufrecht oder schwach einwärts gekrümmt, mit etwas verdicktem Saume und bis zur Mitte oder bis zum Grunde getrennten, zurückgekrümmt-abstehenden Zipfeln. Die am Grunde dieser Zipfel festsitzenden Staubbeutel sind läng-

lich oder linealisch mit einem über die Fächer äußerst wenig verlängerten Mittelbande. Unterständige Schuppen sind 4 linealische vorhanden, bisweilen fehlen sie aber ganz. Das Fruchtknotenrudiment wird von dem langen Griffel überragt. In den weiblichen Blüten ist die Blütendecke der beschriebenen männlichen ähnlich, die Staubbeutel sind aber leer, der Fruchtknoten ist dagegen ausgebildet, schmal, mit langem Griffel und endständiger, ausgerandeter oder herablaufender Narbe, die einzige Samenknospe ist seitlich angeheftet, doppelläufig. Die Nuß ist häufig breit, mehr oder weniger zusammengedrückt, am Rande stumpf, spitz oder geflügelt.

Hierher gehören in Südafrika einheimische Bäume und Sträucher mit zerstreuten, lederartigen, ungetheilten und ganzrandigen Blättern und zwischen den Deckblättern einzeln sitzenden und an den Spitzen der Zweige zu Köpfchen vereinigten Blüten. Die Blütenköpfchen sind häufig von breiten und gefärbten Hochblättern umgeben, auch die Deckblätter unter den Blüten wachsen zuletzt bedeutend aus, während sie zur Zeit der Blüte sehr klein sind.

Diese Gattung ist zuerst von R. Brown richtig begrenzt und die gleichnamige von Linné aufgestellte mit Protea vereinigt. Salisbury brachte die typischen Arten mit ungeflügelter, verdickter Fruchthülle zu Protea und trennte die Arten mit geflügelter Fruchthülle davon ab, indem er sie Euryspermum und Chasme benannte. Auch die Gattung Gissonia *Salisbury* muß mit Leucadendron vereinigt werden. *(A. Garcke.)*

LEUCANIA, eine von Ochsenheimer benannte Gattung der Eulen (Schmetterlinge), welche Hübner als Heliophila bezeichnet hatte. Sie schließt sich den Rohreulen (Nonagria) eng an, doch fehlt ihr die hornige Stirnplatte; die männlichen Fühler sind ungezähnt; die Taster sind auffsteigend, dicht pelzig behaart oder beschuppt mit deutlichem Endgliede; Flügelspitzen ziemlich scharf; Beine stark behaart; Hinterleib über die Hinterflügel vorragend. Die Gattung ist über alle Welttheile verbreitet; in Europa allein kommen 36 Arten vor. In Nordamerika ist L. unipuncta *Haworth* (L. extranea *Guenée)* besonders bekannt, da ihre Larve, der sogenannte Heerwurm (Army worm) große Verwüstung auf den Feldern anrichtet. Sie erscheint in Zügen von Millionen von Individuen und frißt in unglaublich kurzer Zeit Weizen-, Hafer-, Gerste-, Sorghumfelder bis auf die Stengel rein ab, wie sie auch Wiesen-, namentlich Timotheegras vollständig abweiden. Besonders groß war der Schaden, den die Eule 1861 in den Vereinigten Staaten angerichtet hat und welcher auf 10 Mill. Dollars geschätzt wird. Da der Werth der Ernte an den verschiedenen vom Heerwurm betroffenen Nutzpflanzen sich im J. 1880 auf eine Billion siebenhundert Millionen Dollars belief, so ist jener als geringer Procentsatz erscheinende Verlust wohl verständlich. Nächst 1861 waren 1875 und 1887 böse Heerwurmjahre. Bei der Zerstörung helfen parasitische Insekten dem Menschen, namentlich eine Fliege, Nemoraea leucaniae und mehrere Schlupfwespen, unter denen Microgaster militaris die wirksamste ist. Vgl. Riley in: «Third Report of the U. S. Entomological Commission Washington» (1882). *(J. Victor Carus.)*

LEUCEA, eine nur 2 Arten umfassende, von De Candolle aufgestellte Gattung der Compositen und zwar der Cynareen mit folgenden Merkmalen: Köpfchen gleichehig mit nur hermaphroditischen fertilen Blüten. Hüllkelch eiförmig oder fast kugelig mit mehrreihigen, am Grunde dachziegelig sich deckenden Deckblättchen, von denen die innersten aufrecht, an der Spitze verschmälert und trockenhäutig, die übrigen allmählich kleiner und mit endständigen, breiten, zuletzt geschlitzten Anhängseln besetzt sind. Der Blütenboden ist dicht deckblätterig-borstig. Die Blumenkronen sind regelmäßig oder ein wenig schief, mit langer dünner Röhre und etwas erweitertem, fünfspaltigem Saume. Griffelschenkel sehr kurz. Achenen kahl, verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert und schwach-gekrümmt, sonst beinahe stielrund, gerippt, schuppig-runzelig und an der Spitze unter dem hervortretenden Rande plötzlich zusammengezogen. Pappusstrahlen dünn, lang, federig, die innern gleich lang, die äußern kürzer.

Hierher gehören ausdauernde Kräuter mit einfachem, einköpfigem Stengel, abwechselnden oder grundständigen, gezähnten oder fiedertheiligen, unterseits graufilzigen Blättern und großem, von glänzenden Hüllschuppen eingeschlossenem Blütenkopfe. Von den beiden in den Ländern am Mittelländischen Meere einheimischen Arten ist die eine, L. conifera *De Candolle*, dort ziemlich häufig, während die andere, L. longifolia *Hoffmannsegg* u. *Link*, bisher blos in Portugal gefunden ist. Eine dritte Art, L. rhaponticoides *Graells* aus Spanien muß zur Gattung Centaurea gerechnet werden. Dasselbe gilt von der Cassini'schen Gattung Fornicium, welche wegen der Aehnlichkeit im Habitus von De Candolle mit Leucea vereinigt wurde. *(A. Garcke.)*

LEUCHSENRING (Franz Michael), oder, wie er, seinen Namen französirend, sich selbst nannte, Monsieur Liserin, ward zu Langenkandel im Elsaß 1746 geboren. Wahrscheinlich in Straßburg erwarb er sich eine nicht unbedeutende Bildung und wurde dann durch seinen älteren Bruder, den Leibarzt Dr. Leuchsenring, dem hessen-darmstädtischen Hofe empfohlen. Zum Hofrathe ernannt, ward er als Unterhofmeister dem Erbprinzen beigegeben, als dieser 1769 die Universität Leiden bezog. Dort lernte er Fr. Heinrich Jacobi («Auserlesener Briefwechsel», I, 401) kennen, der ihn als einen «Mann von sehr vielem Geiste aber beständig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet» bezeichnet. So wollte er in Leiden einen «Orden der Empfindsamkeit» gründen, für Sterne schwärmend. Herder, bei seiner Rückkehr aus Frankreich, schloß sich vorübergehend an Leuchsenring an. Dieser kehrte nach Darmstadt zurück, befreundete sich mit Johann Heinrich Merck und begann auf die Frauenwelt großen Einfluß zu üben. Er schrieb damals von sich selbst: «Je suis un bon garçon, qui ne veut pas faire de la peine à personne.» In der Schweiz fand er bei Iselin, Bodmer,

Lavater freundliche Aufnahme; Rousseau's und Wieland's Freundin, Julie von Bondeli, trat mit ihm in Briefwechsel, in Zürich hätte man ihn gern durch eine Heirath gefesselt. Im Hause der Frau von Laroche, zu deren Intimen er gehörte, traf Goethe im September 1772 den empfindsamen Allerweltsmann; er rühmt bei der im 13. Buche von «Dichtung und Wahrheit» entworfenen Schilderung Leuchsenring's schöne Kenntnisse in der neueren Literatur und lernte seinen nach allen Seiten geführten Briefwechsel, aus dem er rücksichtslos vorzulesen pflegte, kennen. Sein Bestreben, in alle Verhältnisse einzugreifen, führte aber Zwistigkeiten zwischen Herder und seiner Braut herbei (Haym, «Herder's Leben und Werke», I, 356), und Goethe, der schon im «Jahrmarktsfest zu Plundersweilen» Leuchsenring als Mardochai (?) verspottet hatte, machte ihn 1773 zum Helden des «Fastnachtsspieles vom Pater Brey, dem falschen Propheten» (vgl. «Goethe-Jahrbuch», I, 102 fg.; K. J. Schröer's Ausgabe in Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur», 87. Bd.). Herder («Aus Herder's Nachlaß», III, 32) bestreitet nicht Leuchsenring's gute Absichten, allein die kränkliche Empfindsamkeit mache ihn zu einem Phantom der Menschheit, und unleidlich sei es von ihm, «mit dieser Enthusiasterei so viel Nichtduldungsgeist zu verbinden, und den Geist nachher auf alle gesuchte Weise nicht zur Erklärung kommen zu lassen». Als Leuchsenring 1773 eine Zeitschrift gründen wollte, nahm Herder sich seiner freundlich an; in der That gab dann Leuchsenring von 1775—79 das «Journal de lecture ou choix périodique de littérature et de morale» (Paris, 36 Hefte) heraus. Nachdem das in weitesten Kreisen beifällig aufgenommene Unternehmen aufgegeben war, betheiligte er sich an dem von 1782 in Dessau erscheinenden «Journal de lecture». Im J. 1782 siedelte Leuchsenring von Paris nach Berlin über; er wollte durchaus eine Tochter des reichen Juden Ephraim heirathen und entzweite sich darüber mit Moses Mendelssohn. Im J. 1784 wurde er zum Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm ernannt (vgl. H. von Sybel, «Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm's III. in der Philosophie» in «Monatsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften», 1879), schied jedoch bereits nach einigen Monaten aus dieser Stellung. Im J. 1785 verließ er Berlin. Selbst ein eifriges Mitglied des Illuminatenordens, witterte er wie so manche Aufklärer überall Jesuiten und geheime Gesellschaften und veröffentlichte in einem anonymen Aufsatze der «Berlinischen Monatsschrift» (Juli 1786) seine Verdächtigungen: «Noch etwas über geheime Gesellschaften im protestantischen Deutschland.» Leuchsenring wurde hierdurch in vielfache Streitigkeiten verwickelt. Da er auch Lavater angegriffen hatte, veröffentlichte J. G. Schlosser im Januarhefte des «Deutschen Museums» 1787 einen «Brief an den Herrn Rath Leuchsenring, damals in Zürich, über Lavater». Leuchsenring erwiderte im Junihefte der «Berliner Monatsschrift» mit «Vorläufige Erklärung über Schlosser's Brief an Leuchsenring; nebst einem Märchen», nachdem Nicolai im Märzstück des «Deutschen Museums» für sich und seine Freunde Biester und Gedike die Verantwortung für Leuchsenring's Behauptungen abgelehnt hatte. Er rühmte jedoch dabei Leuchsenring als einen «Mann von großer Gelehrsamkeit, von sehr mannichfaltigen Kenntnissen und sehr interessantem Umgange, einen großen Gelehrten, in der edelsten Bedeutung des Wortes mehr als so viele, welche viel Bücher geschrieben» (vgl. auch Nicolai, «Beschreibung einer Reise durch Deutschland», VIII, 189). Tobler dagegen schrieb an Lavater, «Leuchsenring habe ein ungemeines Talent fürs Streiten und wisse überall etwas aufzuhaschen, welches er mit List zu wenden und mit großem Tone valieren zu machen weiß.» Kotzebue verhöhnte Monsieur Liserin als Mitglied der Aufklärungspartei in seinem berüchtigten Pamphlete «Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn» (1790). Nach längeren Reisen kehrte Leuchsenring nach Berlin zurück, wurde aber wegen Parteinahme für die Französische Revolution von Friedrich Wilhelm II. im Mai 1792 aus Berlin ausgewiesen. Die Hofdame Fräulein von Bielefeld, deren Liebe er sich gewonnen hatte, folgte ihm nach Paris. Natürlich sah er wie so viele andere durch den Fortgang der Revolution sich bitter enttäuscht; mit einer bei ihm kaum zu vermuthenden Charakterstärke lehnte Leuchsenring es ab, in den Dienst des Directoriums und Kaiserreichs zu treten. Mit Sprachunterricht erwarb er sich kümmerlich den Lebensunterhalt für sich und seine Frau, mit der er in fortwährendem Hader lebte, bis sie, zum Katholicismus übergetreten, 1825 starb. Diese Verhältnisse und Charakterzüge des absonderlichen Ehepaares schwebten A. von Arnim vor, als er den Prediger Frank und seine Schicksale in «Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte» (1810) schilderte. Arnim selbst, wie Fr. Schlegel, W. von Humboldt, K. E. Oelsner und vereinzelte andere Deutsche, würdigte Leuchsenring in Paris seines Umgangs. Von französischen Gelehrten unterstützten ihn einige bei seinem eifrigst durch Jahre betriebenen Vorhaben, ein allgemeines Wörterbuch aller Sprachen der Erde zusammenzustellen, auf dessen Grundlage dann eine neue allgemeine Weltsprache ausgearbeitet werden sollte, also ein Unternehmen, das einerseits an Leibniz'sche Ideen anknüpft, andererseits Leuchsenring als Vorläufer der neuesten Volapükisten zeigt. In stolzer, bedürfnißloser Einsamkeit starb der Vertreter der lange vor ihm hingeschwundenen Periode der Empfindsamkeit Anfang Februar 1827 fast vergessen in Paris. Literarische Leistungen hinterließ er keine.

Das Beste über Leuchsenring gibt Varnhagen von Ense in «Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften» (IV, 494—532). Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog, Suppl. (I, 378); Denina, «La Prusse littéraire sous Frédéric II» (II, 403); Fr. Förster, «Neuere und neueste preußische Geschichte» (I, 454); H. Scheube, «Aus den Tagen unserer Großväter» (S. 42); dazu einzelnes in den Sammlungen der Merck'schen, Herder'schen und Wieland'schen Briefe. *(Max Koch.)*

LEUCHTENBERG, Standesherrschaft von 220 □Kilom. in der bairischen Oberpfalz, war früher eine

gefürstete Landgrafschaft, mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Nach dem Aussterben der Burggrafen von Regensburg gelangte die vom Nordgau abgetrennte, bisher in deren Besitz befindliche sogenannte Landgrafschaft in die Hände des Leuchtenberg'schen Geschlechts, welches seit Ende des 12. Jahrh. mit dieser Würde durch die Herzoge von Baiern belehnt erscheint. Die südlichen Besitzungen der Leuchtenberge breiteten sich zwischen der Luhe und der Pfreimd aus. Zu denselben gehörten in diesem Bezirke, außer der den Namen gebenden Herrschaft Leuchtenberg, die nordöstlich davon gelegene Herrschaft Pleistein mit Burkardsried, Misbrunn, Röslaried; südwestlich die Burg Wernberg an der Nab und der Pfreimd. Außerdem besaßen sie noch viele Güter und Lehen, mit denen sie theils vom Reiche, theils von den Herzogen von Baiern, theils von den Bischöfen von Bamberg und Regensburg belehnt waren.

Ursprünglich erscheinen die Leuchtenberge nur als Dynasten, und nur ausnahmsweise führten sie den Grafentitel, da ihnen wirkliche Grafschaftsrechte nicht zukamen. Den Grund zur nachmaligen Blüte des Geschlechtes legte Gebhard I. (gest. 1146), das erste bekannte Glied dieser Familie, durch seine Ehe mit Heilwic von Pettendorf, einer der Erbtöchter des reichen Dynasten Friedrich von Hopfenahe. Dadurch scheinen die Leuchtenberge zu dem Besitz der Herrschaft Waldeck gelangt zu sein, unter welchem Namen sie zuerst auftreten. Von Gebhard's I. drei Söhnen, Markwart, Friedrich und Gebhard II., pflanzte nur der letztere das Geschlecht fort, welches unter wechselnden Geschicken 1646 erlosch.

Diese großentheils widrigen Geschicke spiegeln sich darin ab, daß das landgräfliche Geschlecht, dessen Glieder sich auch «von Waldekke» und «von Frankenberg» schrieben, das auf einem der höchsten Punkte der Oberpfalz gelegene, fast ihre meisten weit ausgedehnten Besitzungen überragende Berg- und Stammschloß Leuchtenberg schon um 1223 den Grafen von Ortenberg versetzte; die mit Heilwic von Pettendorf erheirathete Herrschaft Waldeck und der Grafschaftsbann wurden 1282 und 1283 an den Herzog Ludwig den Strengen von Baiern veräußert; Wernberg traten die Landgrafen 1284 den Burggrafen von Nürnberg ab; Falkenberg verkaufte Landgraf Ulrich 1294 an Waldsassen; das 1367 von Karl IV. erlangte Münzregal gelangte mit der 1397 erworbenen Grafschaft Hals 1485 an die Aichberger, und die Herrschaft Pleistein wurde 1600 den Pfalzgrafen überlassen. Dagegen erwarben die Landgrafen 1319 Waldmünchen, 1321 Floß und Parkstein, 1332 gegen Falkenstein das «Haus Pfreim» und endlich 1530 zum zweiten male Wernberg nebst Luhe.

Nach dem am 4. Nov. 1646 erfolgten Tode des Landgrafen Maximilian Adam und dem Erlöschen des Geschlechtes nahm Herzog Albrecht VI. von Baiern, wegen seiner am 1. Juni 1634 verstorbenen Gemahlin Mechtilde, einer Tochter des Landgrafen Georg Ludwig, die Leuchtenbergischen Lande in Besitz. Am 18. März 1650 cedirte sie dieser, vermöge Vergleichs, gegen die Grafschaft Haag an seinen Bruder Kurfürst Maximilian I., welcher schon früher eine kaiserliche Expectanz darauf erlangt hatte; die Landgrafschaft Leuchtenberg räumte er dagegen 5. Juni 1650 seinem zweitgeborenen Sohne, Max Philipp Hieronymus, ein. Da Max Philipp am 20. März 1705 kinderlos gestorben war, zog Kaiser Joseph I. nach der Schlacht bei Höchstädt die Landgrafschaft als erledigtes Reichslehen ein und verlieh sie 1708 dem Fürsten Leopold Maria von Lamberg. Durch den Frieden von Baden wurde auch die Landgrafschaft Leuchtenberg dem Kurfürsten Max Emanuel 1714 zurückgestellt.

Von dieser Zeit an blieb die Landgrafschaft Leuchtenberg eine gesonderte Provinz unter einem Director, einem Lehenspropste, Landrichter, Landeshauptmann u. s. w. Sie umfaßte das ganze Leuchtenbergische Gebiet mit dem Markte Leuchtenberg und den Edelsitzen Rockenstein, Pirk, Wildenau, Glaubendorf und Trebsau, das Richteramt Misbrunn mit der Hofmark Burkardsried, das Pflegamt Pfreimd mit der Stadt Pfreimd und dem Landsassengute Steinbach, endlich das Pflegamt Wernberg mit den Märkten Wernberg und Luhe, und wurde gewöhnlich von den Kurfürsten ihren jüngeren Brüdern als Apanage verliehen.

Im J. 1817 trat König Maximilian I. Joseph von Baiern die Landgrafschaft Leuchtenberg nebst dem Fürstenthum Eichstädt (zusammen 564 □Kilom.) seinem Schwiegersohn Eugen Beauharnais, ehemaligem Vicekönig von Italien, als mediatisirtes Herzogthum ab, der nun den Titel Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt (s. d. Art. Leuchtenberg, Eugen, Herzog von) annahm, und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Frs. überließ, welche das Königreich Beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Auch wurde demselben wie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von Leuchtenberg mit dem Prädicat Durchlaucht zugestanden. Durch die Heirath von Eugen's zweitem Sohn, Maximilian, mit der russischen Großfürstin Maria wurde die Familie nach Rußland verpflanzt, wo sie den Titel Kaiserliche Hoheit und Fürsten von Romanowski erhielt.

Vgl. Wittmann, «Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg» (3 Bde., München 1851—52); Brunner, «Geschichte von Leuchtenberg» (Weiden 1862).

(F. Moesch.)

LEUCHTENBERG (Eugen Rose de Beauharnais, Herzog von), Fürst von Eichstädt, geboren zu Paris am 3. Sept. 1781, war das älteste Kind des Vicomte Alexandre de Beauharnais (s. diesen Artikel) und der Josephine Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen. Frühe kam Eugen in das Collége zu Harcourt, wo er bis Sommer 1790 blieb; dann wurde seine Erziehung sehr vernachlässigt, und nur sein Großvater, der Marquis de La Ferté Beauharnais, hielt ihn zum Studium an, wenn der augenleidende Knabe längere Zeit bei ihm in Fontainebleau lebte.

Als sein Vater 1793 Oberbefehlshaber der Rheinarmee wurde, ging Eugen auf das Collége nach Straßburg, von wo er ihn wiederholt im Hauptquartiere besuchte. Kurz vor dem Tode empfahl ihn der Vater dem General Hoche, unter dem er Ordonnanzoffizier in der Küstenarmee von Cherbourg und in der Westarmee wurde. Im J. 1795 kehrte er zu seiner Mutter zurück, und als laut Befehl vom October alle Pariser bei Androhung von Todesstrafe die Waffen abliefern mußten, beschwor er den General Bonaparte, ihm den ruhmvollen Degen des Vaters zu lassen. Bonaparte fand an ihm Gefallen, gewährte die Bitte und wurde hierbei mit Josephine bekannt. Um Eugen's mangelhafte Bildung zu ergänzen, kam er in ein Pensionat nach St.-Germain, wo er mit großem Eifer und Erfolg lernte, während er ungern Bonaparte's Bemühungen um die Hand seiner Mutter bemerkte. Sie aber heirathete den General am 9. März 1796 und Eugen trat, zum Soldaten geboren, im October 1797 in die italienische Armee, die sein Stiefvater commandirte, als Unterlieutenant bei dem 1. Husarenregiment ein. Um ihn desto unmittelbarer schulen und zum Krieger erziehen zu können, zog ihn Bonaparte in seine Guidencompagnie und nahm ihn unter seine Adjutanten auf; er ertheilte ihm mehrfach Aufträge, sandte ihn nach den Ionischen Inseln und nach Rom und nahm ihn 1798 mit nach Aegypten, wo er sich durch Energie, Muth und Gewandtheit hervorthat und Bonaparte's innigstes Vertrauen gewann. Niemand begeisterte sich derart für Bonaparte's Triumphe wie Eugen, der infolge einer Expedition nach Suez Lieutenant wurde, als Adjutant Bonaparte nach Syrien begleitete, am Sturme auf Jaffa theilnahm, bei Saint-Jean d'Acre im März 1799 verwundet wurde und bei Abukir im Juli wacker mitkämpfte. Ungern verließ Eugen mit dem General Aegypten, weil seine Kameraden in Noth zurückblieben. Bonaparte erschien mit ihm am 9. Oct. bei Fréjus. Es kam zu stürmischen Scenen zwischen den Aeltern, die aber Eugen's ritterliche Festigkeit begütigte. Ohne jedes Verständniß und ohne Neigung für Intriguen, nahm der ehrliche Jüngling keinerlei Antheil an den Vorbereitungen zum 18. Brumaire, meldete nur an diesem Tage dem Rathe der Alten die Ankunft Bonaparte's und wohnte Tags darauf seinem Triumphe in Saint-Cloud bei. Mit den Aeltern und der Schwester, die er innigst liebte, bezog er das Luxembourg, zum Kapitän und Commandanten der Compagnie Jäger zu Pferde in der Consulargarde befördert. Er gesteht selbst, er sei den Genüssen von Paris gegenüber kalt geblieben und einzig bestrebt gewesen, sich als Militär zu vervollkommnen. So wurde er eine der anmuthendsten Gestalten in einer Zeit des Blutes und der Kriege, blieb rein in einer Welt des Lasters, milde in einer Welt kalten Egoismus und roher Selbstsucht, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, dem die allgemeine Hochachtung zuflog. Madame de Rémusat äußert sich also: «Das Benehmen des Prinzen Eugen bewies, daß weniger der weite Umfang des Geistes den Handlungen ihr bestimmtes Wesen verleiht und sie unter sich verbindet, als eine gewisse Uebereinstimmung in den Charaktereigenschaften. Er hat, bald im Heere bei dem Vater, bald im müßigen eleganten Intérieur der Mutter eigentlich gar keine Erziehung genossen; sein natürlicher, ihn zum Rechte führender Instinct, die ihn nicht beirrende, sondern ausbildende Schule Bonaparte's, die Belehrung durch die Ereignisse waren seine Lehrmeister. Madame Bonaparte war unfähig, einen gewichtigen Rath zu ertheilen; ihr Sohn, der sie sehr liebte, begriff frühe, daß er sie nie zu Rathe ziehen dürfe. Es gibt Charaktere, die von Natur zum Rechten geleitet werden.» Eugen war eine ruhige Natur, die sich wenig aufregen ließ, besaß heitern Sinn, gleichmäßigen Humor und alles, was inneres Glück und Befriedigung zu schaffen vermag. Stets handelte er pflichttreu und frei von Ehrgier. Die Zeitgenossen schildern ihn als einfach, gutherzig, aufrichtig ohne Indiscretion, schweigsam wenn es noth that, ohne Eitelkeit und Ueberhebung; er hatte wenig natürlichen Witz, aber eine zarte Imagination. Seine elegante Haltung, die Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen erinnerten an den vornehmen Ursprung.

Eugen zeigte sich lebenslang seinem Stiefvater, der ihn um der Familie Bonaparte willen oft genug zurücksetzte, treu ergeben; ohne sich sein freies Urtheil trüben zu lassen und in Illusionen zu gerathen, beobachtete er gegen ihn auch bei gegentheiligen Interessen eine fast religiöse Treue und spann niemals Intriguen; selbst die harte Behandlung der theuern Mutter entfremdete ihn Bonaparte nicht und nur niederträchtige Verleumdung konnte sich erfrechen zu behaupten, Eugen und seine Gattin hätten den gestürzten Titanen 1814 verrathen und sich mit seinen Ueberwindern aus Selbstsucht verständigt. Bonaparte sprach auf St.-Helena das schönste Wort über seinen Stiefsohn aus: «Eugen hat mir nie auch nur den geringsten Kummer bereitet.»

Im J. 1800 machte Eugen unter Bonaparte den Feldzug in Italien mit und wurde für seine Haltung bei Marengo am 15. Juni Escadronschef. Stets blieb er in der Nähe des Ersten Consuls, den er als strahlendes Vorbild betrachtete, bildete sich aus und erwarb sich seine Anerkennung. Im J. 1802 wurde er Oberst, bald Brigadegeneral. Im Processe Pichegru's überwachte er mit seinen Jägern die Barrièren von Paris, damit kein Verschwörer entrinne, hingegen beklagte er tief Enghien's Ermordung als Verbrechen Bonaparte's. Dieser wurde 1804 zum Kaiser Napoleon I. Eugen lehnte die Oberkammerherrnwürde ab und begnügte sich mit der Charge des Generalobersten der Schweizer; seine vornehme und bescheidene Natur ließ sich nicht durch den Glanz des neuen Throns blenden, und er gesteht, selbst das glänzende Geschick, dessen Perspective sich ihm bei Napoleon's Kinderlosigkeit eröffnet habe, sei nicht im Stande gewesen, ihn zu berücken. Desto weher that es seinem warmen Herzen, daß Napoleon 1804 an die Verstoßung Josephinens und eine neue Ehe dachte und seitdem wiederholt darauf zurückkam; in dieser peinlichen Frage bekundete Eugen stets die edelste, Napoleon imponirende Haltung, getreu seiner Devise «Honneur et fidélité». Wohlthätig stach

seine Ruhe und Bescheidenheit gegen der anderen unersättliche Gier nach Geld, Amt und Rang ab, Napoleon schien ihn sehr wenig zu begünstigen. Eugen scheiterte bei der Werbung um die Hand der Melanie de Talleyrand-Périgord. Als er 1805 bei Napoleon in Ungnade gefallen und mit der Garde nach Italien abgegangen war, ereilte ihn in Tarare bei Lyon die kaiserliche Botschaft vom 1. Febr., die alles Unrecht gut machte; sie enthielt seine Ernennung zum französischen Prinzen mit dem Prädicate «Hochfürstliche Durchlaucht» und zum Erzkanzler des Kaiserreichs unter Beibehaltung seiner Stellung als Brigadegeneral und Commandant der Jäger zu Pferde in der kaiserlichen Garde. In den wärmsten Worten sprach sich die Botschaft über seine Leistungen und Eigenschaften aus, was ihm sehr wohl that. Eugen blieb auch als Prinz der Alte und die Truppen hingen mit unendlicher Liebe an dem humanen Manne, der dabei einer der fähigsten und kühnsten Vaterlandsvertheidiger war. Nachdem er der Krönung Napoleon's in Mailand beigewohnt hatte, wurde er von ihm am 7. Juni 1805 zum Vicekönig von Italien ernannt. Es hätte des administrativen Talentes Napoleon's bedurft, um das aus lauter abgerissenen Gebietsstücken zusammengeflickte Königreich einheitlich zu organisiren; da Eugen erst 24 Jahre zählte, folgte er seinen erfahrenen Räthen, mußte aber doch in letzter Linie nach Napoleon's Weisungen walten. Dieser leitete seine Schritte und der Vicekönig lernte rasch; im Bewußtsein, er verdanke alles des Kaisers Gnade, weihte er sein Leben Napoleon's Ruhm und Größe. In seiner echten Humanität, voll Gerechtigkeitssinn und Offenheit, war Eugen redlich bemüht, die Italiener zu beglücken und einer von ihnen zu werden. Er nahm seine tüchtigen Fähigkeiten zusammen, organisirte die Verwaltung, ordnete das Budget, schuf eine brauchbare Polizei, unterdrückte theilweise die Klöster und arbeitete dem Bettel wirksam entgegen. In allem dem französischen Vorbilde nacheifernd, stellte er ein stattliches Heer auf, führte Militärschulen ins Leben und die italienischen Truppen kämpften voll Auszeichnung auf allen Schlachtfeldern des Empire. Der Mincio wurde schiffbar, Kanalbauten entstanden. Nach Kräften bemühte sich Eugen, die Unzufriedenheit mit der Fremdherrschaft zu ersticken, indem er deren Segen geltend machte, und gleichmäßig den Republikanern wie Oesterreichs Anhängern den Boden zu entziehen. Nach pariser Muster erschienen einheitliche Gesetzbücher, der Code Napoléon wurde eingeführt; für die Volkserziehung sorgten Lyceen und Schulen; Eugen gründete Schulen für schöne Künste, für Brückenbauten u. s. w., ein Conservatorium für Musik, Museen, das Institut für Wissenschaften, Literatur und Künste, führte den Mailänder Dom der Vollendung entgegen und förderte in jeder Weise künstlerisches Leben. Bei seiner Oekonomie war es ihm möglich, jährlich Summen zurückzulegen, ohne das Volk mit Steuern zu überlasten; wenn Napoleon harte Maßregeln verhing, kostete es Eugen die schwersten Kämpfe, sie zu vollziehen. Meist umsonst forderte er von Napoleon Schonung für die Italiener, die allmählich in der Liebe zu Eugen erkalteten, was er voll Bitterkeit empfand; wie gut hatte er es stets mit ihnen gemeint, jetzt entzog ihm Napoleon durch seine despotischen Verfügungen ihr Zutrauen.

Im J. 1805 konnte das italienische Heer dem österreichischen kräftigen Widerstand leisten, der Vicekönig war von hoher Wichtigkeit für Napoleon, errichtete feste Lager in Bologna, Modena und Reggio, dürstete aber nach einer Rolle auf dem Kriegsschauplatze. Zum Divisionsgeneral ernannt, während Italien um das bisher österreichische Gebiet von Venedig vermehrt wurde, erhielt er am 24. Dec. den Oberbefehl aller Truppen des Königreichs. Ohne ihn und die Prinzessin zu befragen, veranstaltete Napoleon «Eugène-Napoleon's» Verlobung mit der bereits nach Karlsruhe versagten Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Baiern, der am 21. Juni 1788 geborenen Auguste Amalie, eines Ideals an Tugend, geistiger Bedeutung und Hochsinn, die überdies Schönheit zierte. Nach Besiegung des Widerspruchs der Prinzessin und ihrer Stiefmutter fand die Hochzeit am 14. Jan. 1806 in München statt. Napoleon adoptirte «Eugène-Napoleon de France», den er zur «Kaiserlichen Hoheit» erhob, am 16. Jan. und verfügte durch Decret vom 30. März, als präsumtiver Thronerbe von Italien solle er einstweilen «Fürst von Venedig» titulirt werden, welche Verfügung er 1807 erneuerte. Die Ehe Eugen's wurde eine ideale, beide Gatten liebten sich innigst und suchten die Italiener zu gewinnen; Napoleon sprach wiederholt seine Anerkennung aus und war mit Eugen's administrativen Leistungen sehr zufrieden, während der Vicekönig entrüstet auf die Unterschleife der kaiserlichen Generale in Italien, eines Masséna, Marmont u. a. sah. Am 19. Jan. 1806 wurde Eugen Generalgouverneur der venetianischen Provinzen für die Zeit bis zur Einverleibung in Italien und die Italiener lebten der trügerischen Hoffnung, der Despot Napoleon werde seine Verheißungen wahr machen und Italien als unabhängiges Reich Eugen überlassen. Seitdem am 21. März die venetianischen Provinzen Italien einverleibt worden waren, umfaßte dies Reich 22 Departements mit über 6 Millionen Seelen; Napoleon dachte nie daran, sich dieser Ressourcen zu berauben. Eugen ließ die Befestigungen von Venedig, Mantua, Peschiera, Ancona u. a. verstärken, den Hafen Venedigs erweitern und die Küsten von den Bocche di Cattaro bis an die Grenzen Neapels armiren; 1806 wurden unter seinen Auspicien Ancona und Civita-Vecchia weggenommen. Vergebens bemühte er sich hingegen, Napoleon für seinen Wunsch zu begeistern, Venedig wieder eine maritime Machtstellung zu verschaffen. Im J. 1806 fiel ihm die Aufgabe zu, die Oesterreicher zu beobachten; er stützte sich mit 40,000 Mann hauptsächlich auf Venedig und Palmanova. Im J. 1807 suchte er vergebens, als Vermittler zwischen Napoleon und Pius VII., der ihn sehr hochschätzte, aufzutreten, gab dann Lemarrois Ordre, die Provinzen Ancona, Urbino, Camerino, Macerata und Fermo zu besetzen und bemächtigte sich Livornos, wo Miollis alle britischen Waaren confiscirte. Am 20. Dec. 1807 verkündete der Kaiser und König in Mailand

feierlich das Verfassungsstatut vom 16. Febr. 1806, welches die Adoption Eugène-Napoleon's aussprach und ihn in Ermangelung legitimer und natürlicher männlicher Erben zum Nachfolger auf dem Throne Italiens bezeichnete. Da er Italien nicht verlassen konnte, ließ sich Eugen als Erzkanzler des Kaiserreichs durch Talleyrand vertreten. Italien wurde 1808 um die Legationen Urbino, Macerata, Ancona und Fermo erweitert, sodaß Eugen jetzt 6,600,000 Unterthanen Napoleon's zu leiten hatte. Während ihm die Continentalsperre ungeheuer zu schaffen machte, mußte er der steten Kriege wegen sein Heer immer kriegsbereit halten, wozu ihm seine gewissenhafte Finanzverwaltung vom höchsten Nutzen war. Aber seine Truppen waren nicht genügend concentrirt, als 1809 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach; bevor er, zum Oberbefehlshaber der franco-italienischen Armee ernannt, sie einigermaßen gesammelt hatte, wurde er vom Erzherzoge Johann unvermuthet angegriffen und sein Vortrab unter General Sahuc am 15. April bei Pordenone abgedrängt und theilweise gefangen. Als er dann Johann bei Sacile am 16. eine Schlacht anbot, erlitt er eine totale Niederlage und wurde bis zur Etsch zurückgetrieben; so großen Muth er auch entwickelte, er unterlag bei seinem Debut als Generalissimus. Der Kaiser ersparte ihm nicht nur nicht die bittersten Vorwürfe und hielt ihm Masséna, den Eugen verachtete, als Vorbild hin, sondern sprach von Ersetzung durch den ihm verhaßten Murat und stellte ihm den General Macdonald an die Seite. Mit den neu organisirten Truppen, deren Reserve er selbst commandirte, ergriff der Vicekönig, nach Auswetzung seiner Scharte dürstend, die Offensive, erzwang am 8. Mai den Uebergang über die Piave und trieb den geschlagenen Erzherzog Johann bis in die Pässe Kärntens zurück; bis zum 17. Mai nahm er die starken Positionen von Tarvis, Malborghetto und Predil weg. Indem er Kärnten siegreich durchzog, stieß er am 25. Mai bei Sanct-Michael auf General Jellachich, besiegte ihn glänzend und fing mehr als sein halbes Corps ab. Napoleon söhnte sich völlig mit seinen Leistungen aus, belobte ihn und befahl ihm, um 7000 Mann verstärkt, von Ebersdorf her gleichzeitig mit Macdonald in Ungarn einzurücken. Der an Mannschaft weit schwächere Erzherzog Johann erlitt die Niederlagen von Papa und Csanak, und Eugen zog nach dem am 14. Juni erfochtenen glorreichen Siege von Raab auf Wien vor. Wie bescheiden er blieb, bekundete er am schlagendsten durch die Unterdrückung eines Buches, welches 1809 über seinen glücklichen Feldzug in Mailand erschien. Bei Wagram errang er frische Lorbern, seine Truppen stürmten am 5. Juli auf die Corps Bellegarde und Hohenzollern ein, mußten aber unter enormen Verlusten zurückgehen, während er am 6. im Centrum stand und wesentlich dazu beitrug, die Oesterreicher zum Rückzuge zu drängen. Napoleon stellte am 10. die Sachsen und Würtemberger, die Reynier und Vandamme führten, unter seinen Oberbefehl, damit er in Mähren Wien decke; nach dem Waffenstillstande hielt Eugen sich meist in Wien auf, von wo er die Unterwerfung Tirols unterstützte, und am 12. Nov. war er wieder in Mailand, um den verwickelten italienischen Angelegenheiten verdoppelte Aufmerksamkeit zu widmen.

Den tiefsten Schmerz bereitete ihm bald darauf die Scheidung des Kaisers von seiner Mutter, die ihn zugleich von den Stufen des Throns zu verdrängen drohte; ihm und seiner edeln Gemahlin blutete das Herz, als sie die Kaiserin leiden sahen und der Vater unbeugsam blieb. Eugen mußte am 7. Dec. als Zeuge der Scheidung in Paris erscheinen, am 16. als Erzkanzler dem Senate präsidiren und anerkennende Worte über die Scheidung aussprechen; was er dabei litt, berührte den Despoten nicht. Der treue Sohn geleitete die trauernde Mutter nach Malmaison, während Napoleon verfügte, Josephine solle ihr Herzogthum Navarre einst einem Sohne Eugen's vererben; nach Eugen's Tode kam es thatsächlich an seinen Erstgeborenen und blieb bis August 1858 in seinem Hause. Um einigermaßen den im Februar 1810 nach Mailand zurückgekehrten Stiefsohn zu entschädigen, bestimmte Napoleon am 16. Febr. d. J., er solle nach dem Tode des Fürsten-Primas das Großherzogthum Frankfurt als Souverän erhalten und seinem Mannsstamme vererben. Die Italiener bemerkten dies ungern, denn sie schätzten die Tugenden des Vicekönigs und seiner Gemahlin, und fürchteten, einen andern Herrn unter sich walten zu sehen. Vorerst aber blieb Eugen der Ihrige und die Würde als Erbgroßherzog von Frankfurt entzog ihm nicht dem schönen Italien, mit dem jetzt das bairische Departement der obern Etsch vereinigt wurde, indessen Istrien und Dalmatien zu Illyrien kamen. Eugen und Auguste wohnten der Vermählung Napoleon's an; er soll damals den schwedischen Thron zweimal ausgeschlagen haben, wie im Mai 1811 den griechischen. Im J. 1810 besetzte er Wallis und 1811 rüstete er im tiefsten Geheimnisse zum russischen Feldzuge; seine Truppen bildeten das 4. Corps der Großen Armee und rückten im April 1812 in Schlesien ein. Er fürchtete, König von Polen zu werden, wozu ihn mancher Patriot begehrte, voran Fürst Poniatowski und General Rosniwki; ihn gelüstete nach keiner Krone, er wollte nur Napoleon dienen als der wahre Bayard des Empire.

Südlich von Kowno concentrirte er ein aus dem 4. und dem 6. Armeecorps (Vicekönig und Gouvion Saint-Cyr) und drei Cavaleriecorps bestehendes Heer von 85,000 Mann, überschritt am 30. Juni den Niemen, stieß zum Hauptheere und stand am 7. Sept. in der mörderischen Schlacht von Borodino auf dem linken Flügel; er erstürmte die wichtige Rajewski-Schanze zweimal und zeichnete sich sehr aus. Seine gelichteten Krieger zogen als äußerster Vortrab des linken Flügels auf Moskau zu. Der furchtbare Rückzug bot ihm die reichste Gelegenheit zur Entfaltung seiner heroischen und menschlichen Tugenden. General Doktorow griff am 24. Oct. bei Malo-Jaroslawetz sein Corps an, Eugen stritt wie ein feuriger Jüngling, aber auch wie ein erfahrener General, ohne jedoch die Schlacht zu gewinnen. Im Heere begann die totale Auflösung. Eugen erlitt im Treffen bei Wjasma am 2. Nov. große Verluste, beantwortete aber am 16. bei Krasnoi die Aufforderung

des Generals Miloradowitsch, er solle die Waffen strecken, mit würdiger Abweisung und rettete durch List die Trümmer seines Corps, mit denen er in der Nacht zum 28. die Beresina überschritt. Er war höchst unzufrieden, als der Kaiser am 5. Dec. den Oberbefehl der zusammengeschmolzenen Armee Murat übertrug; vergebens bat er Napoleon, nach Italien heimkehren zu dürfen, und mit großem Widerwillen stellte er sich unter den Befehl des Königs von Neapel, versah aber treulichst seinen Dienst. Seine Bemühungen, Wilna zu behaupten, scheiterten; von den Kosaken verfolgt, überschritt er am 13. Dec. den Niemen, um nun in Marienwerder die letzten Reste seines Corps, 2000 schattenähnliche Leute, zu sammeln. Seine Familie sandte, was sie aufbringen konnte, an Vorräthen, er zog nach Posen und trat hier provisorisch am 17. Jan. 1813, als der König von Neapel abreiste, den Oberbefehl der Trümmer der Großen Armee an, um ihn mit ebenso viel Ruhm wie Klugheit zu führen. Napoleon belobte ihn öffentlich, bedauerte, nicht ihm anstatt dem Könige Joachim von Neapel am 5. Dec. das Obercommando übertragen zu haben, gab so der zwischen beiden bestehenden Rivalität neue Nahrung und bestätigte Eugen, von dem er behauptete, er allein habe im Feldzuge keinen Fehler gemacht, am 22. Jan. im Oberbefehle. Mit eiserner Energie reorganisirte der Vicekönig das Heer, voll Mistrauen auf die Haltung Oesterreichs und Preußens. Da der Feind immer näher kam, mußte Eugen am 12. Febr. Posen räumen; er besetzte am 22. Berlin und suchte die leichten Truppen der Gegner aufzuhalten, wobei ihm der Mangel an Reiterei sehr empfindlich war. Dieser Umstand nöthigte ihn, sich vor Tschernitschew am 4. März von Berlin zu entfernen und nach Sachsen zu wenden. Auf Magdeburg gestützt, deckte er die Elbe, bis Napoleon kam; da diesem seine Dispositionen nicht gefielen, bat Eugen am 15. März um Enthebung vom Oberbefehle und erbot sich, ein Truppencommando zu übernehmen; doch beließ ihn der Kaiser. Die Preußen und Russen schlugen ihn am 5. April bei Möckern, er vereinigte sich mit Napoleon am 29. April bei Merseburg, warf mit dem fünften und elften Armeecorps den Feind am 1. Mai bei Weißenfels zurück und nahm am 2. den wirksamsten Antheil am Siege bei Lützen (Großgörschen); Macdonald an sich ziehend, warf er sich hier auf den feindlichen rechten Flügel, nahm Eisdorf und Kitzen und hielt den Herzog Eugen von Würtemberg im Schach. In den folgenden Tagen bestand er mehrere Gefechte, warf Miloradowitsch bei Etzdorf, erhielt aber, als er am 8. in Dresden einzog, den Befehl, Italien zu vertheidigen, Oesterreich zu beobachten und 100,000 Mann auf die Beine zu bringen. Jubelnd begrüßten ihn die Mailänder am 18. Mai, er aber verbat sich alle Festlichkeiten, denn der Ruhm schien ihm mit der Blüte der italienischen Jugend zu theuer bezahlt. Und nun mußte er neue Opfer für den Krieg sammeln! Gewandt organisirte er binnen kurzem 50,000 Mann, 30,000 weitere blieben auf dem Papiere, er setzte die festen Plätze in Vertheidigungszustand, bändigte in Person den Aufstand in Kroatien und deckte die Grenzen des Königreichs gegen Oesterreich; aber seine Truppen waren Neulinge und im October sah er sich gezwungen, auf die Isonzo-Linie zurückzugehen. Der Abfall Baierns berührte ihn und seine Gemahlin sehr schmerzlich, sie brachen jede Correspondenz mit der Königsfamilie ab und hielten unerschütterlich an Napoleon fest; alle Verlockungen der alliirten Fürsten, das Anerbieten der italienischen Krone durch seinen Schwiegervater u. s. w. prallten an der Treue Eugen's ab, dessen Lage durch die verdächtige Haltung König Joachim's sehr erschwert wurde. Er griff zu den äußersten Mitteln, erließ volltönende Proclamationen und befahl am 11. Oct. die Aushebung von 15,000 Conscribirten, mußte aber am 17. den Isonzo aufgeben und sich auf die Etsch zurückziehen, wo er sich lange gegen die Uebermacht des österreichischen Feldmarschalls Grafen Bellegarde behauptete, willens, das ihm anvertraute Königreich bis zum letzten Momente zu verfechten. Mit etwa 40,000 Mann gedachte er den Oesterreichern auf dem rechten Etschufer Stand zu halten. Als der Senat eine Deputation an ihn sandte, um ihn für eine Revolution zu Gunsten seiner Erhebung auf den Thron Italiens zu gewinnen, wies der unverführbare Mann sie energisch zurück und drohte, die Urheber einer etwa ausbrechenden Bewegung sofort Napoleon anzugeben. Weder er noch Auguste wollten ihren Kindern den Verräthertitel hinterlassen, lieber wählten sie das herbste Los. Die Aufgabe war sehr schwierig, die überall durchbrechende Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regimente niederzuhalten und den sie schürenden Agenten der Alliirten in die Hand zu fallen; besonders erbitterte die Conscription das durch Steuerdruck ohnehin hochgradig gereizte Volk, das bei dem Wanken des Kaiserthrons Muth faßte. Mit der Gefahr wuchsen Eugen's Pflichtgefühl und Thatkraft. Entrüstet wies er Joachim's Verlockungen zurück, sich von Napoleon loszusagen, wie er es gethan hatte, sich unabhängig zu erklären und mit ihm Italien zu theilen; nun zog Joachim mit Briten und Oesterreichern gegen ihn, er mußte am 1. Febr. 1814 hinter den Mincio zurückgehen und sein Sieg vom 8. bei Valeggio und Pozelo über Bellegarde vermochte nicht, den Dingen eine andere Wendung zu geben. Napoleon befahl ihm nach wie vor, Italien zu behaupten, dies Reich aber ging verloren. Eugen erfuhr in Mantua den Fall von Paris, zwei österreichische Generale verkündeten ihm officiell am 16. April die Lage in Frankreich, und ihm blieb nichts übrig, als am 17. mit Bellegarde eine Convention abzuschließen: die von Eugen befehligten französischen und italienischen Truppen traten in Waffenstillstand mit den Oesterreichern unter Bellegarde, den Briten unter Lord Bentinck und den Neapolitanern unter Joachim, die französischen mußten Italien räumen und heimziehen, die italienischen sollten unter Eugen das von den Alliirten noch unbesetzte Gebiet in Italien behaupten. Voll Wehmuth schied er von seinen französischen Soldaten. Als Joachim ihm abermals vorschlug, Italien zu theilen, benachrichtigte er davon die alliirten Fürsten. Napoleon dankte ab und der Vertrag vom 11. April zu Fontainebleau bestimmte für Eugen, er solle bei dem

allgemeinen Friedensschlusse ein Fürstenthum außerhalb Frankreichs mit 5 Millionen Frs. erhalten. Er würde jetzt gern die italienische Krone angenommen haben, wie das Heer es wünschte, aber die Intriguen Oesterreichs vereitelten es, der Aufstand in Mailand endete mit dem Sturze der Regierung und drei Tage später, am 23. April, räumte Eugen in einer neuen Convention mit Bellegarde die noch besetzten italienischen Gebiete. Nachdem er rührenden Abschied von Heer und Volk genommen, verließ er mit seiner Familie am 27. April Italien und wurde in München vom Könige liebevoll empfangen. Er stand am Ende seiner politischen Laufbahn glänzend da, mit fleckenlosem Schilde, bewundert von Freund und Feind.

Die tödliche Erkrankung der angebeteten Mutter rief ihn nach La Malmaison, er drückte ihr die Augen zu und beweinte sie mit Hortense aufrichtig. Die in Paris versammelten Fürsten begegneten ihm mit ungewöhnlicher Auszeichnung, voran Ludwig XVIII., aus dessen Händen er jedoch den Marschallstab ablehnte, und Zar Alexander. Bald sprach man von einer ihm zu ertheilenden Entschädigung, nannte als solche ein Großherzogthum Genua und andere Gebiete, aber schließlich ging er leer aus. Die verschiedenen Parteien in Frankreich drängten sich an den ritterlich schönen Fürsten, er aber hielt sich taktvoll von ihnen zurück. Alexander schenkte ihm herzliches Vertrauen und gestand ihm seine Unzufriedenheit mit den restaurirten Bourbons; auf seine Veranlassung besuchte Eugen den Wiener Congreß, auf dem seine Entschädigung festgesetzt werden sollte. Hier war Alexander mit ihm ein Herz und eine Seele, Metternich und Kaiser Franz machten Versprechungen, Maximilian Joseph bemühte sich; alle Fürsten behandelten ihn freundschaftlich, während er sich bei den Festen bescheiden zurückhielt. Man nannte als seine Entschädigung bald Trier, bald die Ionischen Inseln, bald eine Apanage in Baiern, bald Zweibrücken, und auf das dringende Ansuchen des Fürsten Wrede erklärte Metternich am 13. Febr. 1815, Franz I. habe den Sequester von Eugen's Gütern in Italien aufgehoben und werde im Einvernehmen mit Maximilian Joseph für seine politische Stellung sorgen. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, sah jedermann auf dem Congresse Eugen mistrauisch an, sein Haus wurde polizeilich bewacht, Alexander brach den vertraulichen Verkehr mit ihm ab; bald aber überzeugte er sich von Eugen's Unschuld und Enthaltung jeder Intrigue und trat in die alten Beziehungen. Eugen lehnte die Abfindung mit dem Fürstenthume Pontecorvo, seinen Dotationen in den Legationen, seinem Vermögen in Oesterreichisch-Italien und dem Schlosse zu Baireuth als armselig ab und im April 1815 entschied der Congreß auf seinen Vorschlag: es seien seine Anrechte auf ein souveränes, unabhängiges Fürstenthum anerkannt und zu befriedigen, sobald die Ereignisse kein Hinderniß mehr böten; ihm gebührten all seine Dotationen und Privatgüter in den zum ehemaligen Königreiche Italien gehörenden Landen und Baiern müsse ihm Baireuth als Residenz abtreten. Da das dortige Schloß unbewohnbar war, erwirkte Eugen durch Alexander bei den alliirten Fürsten die Erlaubniß, dauernd in München zu residiren; aber die im Mai von ihm erbetenen Legationen erhielt er nicht und trotz seiner Versprechungen hob Franz I. den Sequester seiner Güter in Italien nicht auf.

Eugen verlebte mit den Seinen die Hundert Tage in München, ferne jeder Action und Intrigue; aber trauervoll vernahm er den abermaligen Sturz des Kaisers; im Juli 1815 beschwor er Alexander, das heißgeliebte Frankreich vor der blinden Rache der Restauration zu schützen, wurde der Wohlthäter vieler durch die Hundert Tage Compromittirten und gab, unbekümmert um die ungewisse eigene Zukunft, mit vollen Händen. Der Zar versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft und eifrigen Verwendung, um endlich sein Los zu fixiren. Hatten am 4. Juni Rußland, Oesterreich und Preußen das Abkommen getroffen, es solle Eugen in Neapel ein Fürstenthum mit 50,000 Unterthanen zutheil werden, so dachte man doch nicht daran, ihm wirklich Land zu geben, und zog vor, der König von Neapel solle ihn mit Geld entschädigen; auch Großbritannien pflichtete bei und es kam infolge einer Conferenz vom 21. Nov. zur Einleitung von Verhandlungen mit der Krone Neapel. Eugen erwartete alles von Alexander, nichts von Franz und Metternich, die ihm schon als Schwiegersohn Maximilian Joseph's gram schienen. Endlich hatte er Alexander, den er nächst Napoleon als seinen größten Wohlthäter ansah, und Maximilian Joseph zu verdanken, daß Franz I. nach langen Verhandlungen alle Güter Eugen's im österreichischen Italien für 2,700,000 Frs. kaufte, deren Zahlung freilich lange anstand, und der König von Neapel ihm fünf Millionen auszahlte. Maximilian I. Joseph überließ dem geliebten Schwiegersohn die Wahl unter den bairischen Fürstenthümern und dieser entschied sich wegen des reichen Wildstandes für Eichstädt. Als Fürst erhielt er ansehnliche Revenuen und wurde durch königliches Decret vom 15. Oct. 1817 als Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt mit diesen mediatisirten Herrschaften beliehen; das ihm ertheilte Prädicat «Königliche Hoheit» sollte auf seine Nachfolger in den Herrschaften vererben, während die übrigen Familienglieder «Durchlaucht» zu tituliren sein würden. Der Rang wurde ihm direct hinter den Prinzen des Königshauses angewiesen, am 31. Dec. 1817 empfing er die Bestallung als Oberstinhaber des sechsten Chevauxlégers-Regiments und am 26. Mai 1818 trat er als erbliches Mitglied in die bairische Erste Kammer. Der König lebte mit ihm im herzlichen Einvernehmen, Prinz Karl in innigster Freundschaft; er kaufte sich in München an und vertauschte Eichstädt mit der Residenz, als 1821 hier sein prächtiges Palais vollendet war. Napoleon's Andenken blieb ihm ewig theuer; als Las Cases ihm die übertriebenen Schilderungen vom Kerkerleben auf St.-Helena entworfen hatte, beschwor er den Zaren am 28. Nov. 1818 im Namen der Menschlichkeit, seinen Wohlthäter besser behandeln zu lassen, und überwies Las Cases tausend Louisd'or monatlich für Napoleon. Aufrichtig beweinten er und Auguste Napoleon's

Tod, aber es war ihm unmöglich, dem Wunsche seines Codicills vom 24. April 1821 zu entsprechen, wonach er des Kaisers treuesten Dienern zwei Millionen Francs auszahlen sollte, die auf die liquidirte Civilliste von Italien angewiesen waren. Eugen lebte dem Wohlthun im Stillen und der Erziehung seiner Kinder, beglückt durch seine herrliche Gattin; jedermann liebte und ehrte ihn und allgemein war die Bestürzung, als ihn am 15. April 1823 der Schlag rührte. Zwar erholte er sich, kräftigte sich in Marienbad, aber ein neuer Schlagfluß endete am 21. Febr. 1824 in München sein ruhmvolles Dasein. Seine Witwe verfocht wie eine Löwin sein Andenken gegen niederträchtige Verleumder, deren bitterster sein früherer Adjutant, General d'Anthouard, war. Sie ließ durch Thorwaldsen sein Grab in der St.-Michaelskirche 1830 durch ein prächtiges Denkmal zieren; auch Paris hat ihm eins errichtet.

Vgl. A. Aubriet, «Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais» (2. Aufl., Paris 1825; deutsch von Geib, Speier 1826); Vaudoncourt, «Histoire du Prince Eugène» (3 Bde., Paris 1827); Armandi, «Vie militaire du Prince Eugène» (3 Bde., Paris 1843); Schneidewind, «Der Herzog von Leuchtenberg» (Stockholm 1857); Du Casse, «Mémoires et correspondance du Prince Eugène» (10 Bde., Paris 1858—60; deutsch, 3 Bde., Halle 1858—59); Kleinschmidt, «Eugène de Beauharnais» (in der «Europa», Nr. 36—39, Leipzig 1881).

Des Herzogs Eugen von Leuchtenberg Gemahlin, Amalie Auguste, gestorben am 13. Mai 1851, hatte ihm außer zwei Söhnen (s. nachstehend) sechs Töchter (zwei davon starben als Kinder) geboren: Josephine, geboren 1807, vermählt 1823 mit König Oskar I. von Schweden, seit 1859 Witwe, gestorben 7. Juni 1876; Eugenie, geboren 1808, Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gestorben 1847; Amalie, geboren 1812, vermählt 1829 mit Kaiser Pedro I. von Brasilien, seit 1834 Witwe, gestorben 1873; Theodelinde, geboren 1814, vermählt 1841 mit Graf Wilhelm von Würtemberg, gestorben 1857.

Der älteste Sohn, Karl August Eugen Napoleon, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt, Prinz von Portugal, geboren am 9. Dec. 1810 zu Mailand, bezog nach einer vorzüglichen Erziehung 1826 die Universität München, trat dann in bairische Dienste und wurde mit der Zeit Inhaber des seinerzeit dem Vater verliehenen 6. Chevauxlégers-Regiments. Am 21. Febr. 1824 succedirte er dem Vater unter mütterlicher Vormundschaft in dessen Standesherrschaften, trat sie am 26. Febr. 1832 selbst an, gab aber der Krone Baiern unter Vorbehalt aller andern Rechte und Prärogative die Jurisdiction und die grundherrlichen Rechte im Fürstenthum Eichstädt zurück. Im J. 1829 begleitete er bei der Vermählung seiner Schwester Amalie mit Kaiser Dom Pedro I. dieselbe nach Brasilien und gewann des letztern Zuneigung. Im J. 1830 bereits dachte man an ihn als Candidaten für den Thron Belgiens, und auf dem Nationalcongresse zu Brüssel wurde er am 19. Jan. 1831 vorgeschlagen. Dieser Vorschlag scheiterte aber an dem entschiedenen Widerspruche Frankreichs, und darauf hin erklärte am 7. Febr. die Conferenz der Großmächte in London, keine von ihnen würde den Herzog von Leuchtenberg anerkennen, wenn ihm die Krone zufalle. Auf Wunsch des sterbenden Dom Pedro wurde ihm 1834 die Hand seiner Tochter, der am 4. April 1819 geborenen Königin Donna Maria II. da Gloria von Portugal angeboten; er heirathete sie in Lissabon am 26. Jan. 1835, wobei er den Titel «Prinz von Portugal», die Pairswürde und den Oberbefehl aller Streitkräfte erhielt, erlag aber schon am 28. März d. J. der Halsbräune.

Der zweite Sohn, Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, nach dem Tode seines Bruders Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt, am 2. Oct. 1817 in München geboren, erhielt unter der mütterlichen Fürsorge eine treffliche Erziehung und succedirte einstweilen unter ihrer Vormundschaft am 28. März 1835 dem Bruder in den Standesherrschaften. Er nahm bairische Dienste als Lieutenant im 4. Chevauxlégers-Regimente, um später Oberstinhaber des 6. zu werden, das vor ihm Vater und Bruder gehabt hatten. Im J. 1837 entsandte ihn der König zu den großen russischen Cavaleriemanövern bei Wosnesensk und 1838 kam er abermals nach Rußland, wo er sich mit der Großfürstin Maria Nikolajewna (geb. am 18. Aug. 1819), der ältesten Tochter des Kaisers Nikolaus, verlobte. Die Vermählung fand am 14. Juli 1839 in Petersburg statt, wobei Maximilian für sich und die Descendenten der Großfürstin das Prädicat «Kaiserliche Hoheit» erhielt. Er wurde Generaladjutant des Kaisers, Generallieutenant, Commandant der ersten Division der leichten Gardecavalerie, Chef des Husarenregiments «Herzog Maximilian von Leuchtenberg», Chef des Cadettencorps der Mineur-Ingenieure, Präsident der Akademie der Künste in Petersburg, Ehrenmitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, der Universitäten zu Petersburg, Moskau, Kasan und des Raths der Militärschulen. Die Besitzungen seines Hauses im Kirchenstaate überließ er der päpstlichen Regierung 1845 für 20 Mill. Frs., für die er die Herrschaft Tambow in Rußland kaufte. Durch beiderseitige Schuld der Gatten wurde die Ehe Leuchtenberg's eine sehr unerfreuliche trotz sieben Kinder, von denen sechs den Vater überlebten. Er starb nach einem mehrjährigen Lungenleiden, das er sich auf einer geologischen Forschungsreise im Ural zugezogen, in Petersburg am 1. Nov. 1852. Seine Witwe heirathete am 26. Nov. 1856 den Grafen Grigorj Alexandrowitsch Stroganow und starb am 21. Febr. 1876 in Petersburg.

Im J. 1854 wurde die Standesherrschaft Leuchtenberg aufgelöst und mit Baiern vereinigt. Durch Ukas vom 18. Dec. 1852 erhielten alle Descendenten Maximilian's und Maria Nikolajewna's als Mitglieder des russischen Kaiserhauses den Titel «Fürst Romanowski» oder «Fürstin Romanowskaja»; sie sind alle griechisch-katholisch. Das heutige Haupt des Hauses ist Maximilian's ältester Sohn Nikolaus Maximilianowitsch, Fürst

Romanowski, Herzog von Leuchtenberg, Generallieutenant à la suite und Inhaber des 27. Dragonerregiments Kiew (geb. 4. Aug. 1843). Von seinen Brüdern fiel Prinz Sergei Maximilianowitsch Romanowski am 24. Oct. 1877 als Adjutant des Kaisers Alexander II. auf einer Recognoscirung vor Rustschuk; von den Schwestern heirathete Maria (geb. 1841) den Prinzen Wilhelm von Baden und Eugenia (geb. 1845) den Prinzen Alexander von Oldenburg.

(Arthur Kleinschmidt.)

Leuchtenburg, Schloß bei Kahla (s. d.).

Leuchtgas, s. unter Gasbeleuchtung.

Leuchtkäfer, s. Lampyris.

LEUCIN (Amidocapronsäure), Formel: $C_5H_{10}(NH_2)$, findet sich fertig gebildet im thierischen Organismus als normales und pathologisches Product in reichlicher Menge, namentlich in der Pankreas und deren Secret, ferner in der Milz, in den Lungen, auch wol in der Leber, obwol in letzterer in größerer Menge nur bei Leberkrankheiten; auch in niederen Thieren, wie Flußkrebsen, Spinnen, Raupen, Puppen u. a. kommt es vor. Gorup-Besanez constatirte sein Auftreten im Pflanzenreiche; neben Asparagin wies er es in den Wickenkeimen nach, ferner in Chenopodium album; Schulze und Barbieri fanden es in den Kürbiskeimlingen. Endlich ist das Vorkommen des Leucin auch in der Hefe beobachtet worden, wo es vermuthlich, wie auch in anderen Fällen, ein Spaltungsproduct der Eiweißkörper bildet. Leucin entsteht bei der Fäulniß von Albuminaten oder Leimsubstanzen, beim Kochen dieser Körper oder auch des Horngewebes mit Schwefelsäure. Zur Darstellung größerer Mengen von Leucin kocht man fein geraspelte Hornspäne mit einem Gemisch von Schwefelsäure und Wasser.

Leucin bildet weiße, glänzende, fettig anzufühlende Krystallblättchen, die von Wasser nur schwer benetzt werden, bei 170° C. schmelzen und, vorsichtig weiter erhitzt, unzersetzt sublimiren, bei starkem Erhitzen dagegen zersetzt werden, wobei Amylamin, Ammoniak und Kohlensäure sich bilden. Es löst sich in 48,8 Theilen Wasser von 12° C., leichter in heißem, wenig dagegen in Alkohol und gar nicht in Aether. Aus nicht vollständig reiner Lösung krystallisirt es in scharf begrenzten kugeligen Gebilden, welche aus lichtbrechenden, feinen, concentrisch gruppirten Nadeln bestehen; das sublimirte Leucin dagegen bildet ungemein leichte Flocken, die aus äußerst dünnen, rosettenartig geordneten Blättchen zusammengesetzt sind.

Mit salpetriger Säure behandelt, liefert Leucin Leucinsäure, mit Jodwasserstoff Ammoniak und Capronsäure; beim Schmelzen mit Kali geht es unter Entwickelung von Ammoniak und Wasserstoff in valeriansaures Kali über. Bei der Destillation mit Braunstein und verdünnter Schwefelsäure werden Kohlensäure und Valerovitriol gebildet. Wird Leucin mit Salpetersäure auf einem Platinblech verdampft, so hinterbleibt ein farbloser Rückstand, der von Natronlauge gelblich gefärbt wird und beim vorsichtigen Verdampfen damit einen ölartigen, das Platinblech nicht benetzenden Tropfen bildet. Diese Reaction ist für Leucin ganz besonders charakteristisch. Wässerige Leucinlösungen werden durch Eisenchlorid tiefroth gefärbt. Leucin bildet mit Säuren leicht lösliche Salze, geht auch mit den Nitraten vieler Metalle Verbindungen ein.

In physiologischer Hinsicht ist dem Leucin vorläufig keine andere Bedeutung zuzuerkennen, wie die eines Productes der regressiven Stoffmetamorphose. Ueberall da tritt es im Organismus stärker auf, wo bei reichlicher Neubildung ein rascher Zerfall der Elementartheile der Gewebe, insbesondere der zelligen Elemente, stattfindet.

Leucin wurde im J. 1818 zuerst von Proust in altem Käse aufgefunden und als «otide caséeux» beschrieben. Braconnot erhielt einige Jahre später diesen Körper durch Kochen von Muskelfibrin, Leim und verwandter Stoffe mit Schwefelsäure neben Amidoessigsäure und gebrauchte zuerst den Namen Leucin wegen der weißen Farbe des Präparats (λευκός, weiß). Die Untersuchungen von Mulder aus dem J. 1838 erwiesen dann die Identität der Proust'schen Verbindung mit der von Braconnot erhaltenen. Den Nachweis zu führen, daß Leucin regelmäßig bei Behandlung der Körper der Eiweißgruppe mit gewissen Agentien neben Amidoessigsäure und Oxyphenylamidopropionsäure oder Tyrosin als Spaltungsproduct auftritt, war späteren Untersuchungen vorbehalten. *(Paul Bässler.)*

LEUCISCUS *Klein*, eine Fischgattung aus der Familie der Karpfenartigen, welche durch das Fehlen eines Knochenstrahls in der Rückenflosse und der Mundbarteln und durch eine kurze oder nur mäßig lange Afterflosse (7—11 Strahlen) ausgezeichnet ist. Die Plötze, L. rutilus *Linné*, das Rothauge, L. erytrophthalmus *L.*, der Gangling, L. idus *L.*, und andere deutsche Arten gehören hierher. *(J. Victor Carus.)*

LEUCIT (Amphigen), Mineral, aus Kieselsäure, Thonerde und Kali bestehend, von der Formel $K_2O.Al_2O_3.4SiO_2$. Es wurde früher als regulär angesehen, in dem Ikositetraëder (Leucitoëder) 202 krystallisirend, durch G. vom Rath im J. 1872 als quadratisch erkannt, von der Combination P. 4P2. Sehr häufig ist eine polysynthetische Zwillingsbildung nach der Fläche $2P\infty$, wodurch im polarisirten Licht eine charakteristische Gitterstreifung erscheint. Die Krystalle sind meist rundum ausgebildet und haben sehr häufig ring- oder zonenförmig eingeschlossene fremde Körper (Glaskörnchen, Augitmikrolithen, Magnetstein u. a.); zuweilen lagern dieselben aber auch radial. Muscheliger Bruch, Fettglanz und graulichweiße Farbe zeichnen das Mineral aus; nach der weißen Farbe hat es seinen Namen. Härte 5,5—6, spec. Gew. 2,5. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, gepulvert von Salzsäure unter Kieselpulver-Abscheidung aufgelöst. Gemengtheil mancher Laven, Basalte und Phonolithe; schöne Vorkommnisse in den Laven des Vesuv, am Kaiserstuhl, bei Oberwiesenthal im Erzgebirge; neuerdings auch in außereuropäischen Basalten gefunden.

Wandelt sich zuweilen um in Kaolin oder in Sanidin und Kaliglimmer. *(E. Geinitz.)*

LEUCITOPHYR oder Leucitporphyr, Gestein, nach der allgemeinen Bezeichnung ein krystallinisches Gemenge von Leucit, Augit und Magneteisen, wozu sich häufig Nephelin, Olivin und Glimmer gesellen. Diese Mineralien bilden eine feinkörnige Grundmasse (zu der auch oft noch Glas hinzutreten kann), in welcher größere, erbsen- bis haselnuß-, auch über wallnußgroße Krystalle von Leucit in fast stets sehr scharf ausgeprägten Krystallumrissen porphyrisch ausgeschieden sind. Die Leucitkrystalle umschließen häufig kleine fremde Körper, wie Schlackentheile, Augitkryställchen u. dgl. in mehrfach kranzförmig geordneten oder radial gestellten Partien. Die Leucitophyre sind hiernach als die doleritischen Ausbildungsweisen der aus denselben Mineralien zusammengesetzten Leucitbasalte zu betrachten. Die Leucitophyre kommen besonders an den neueren Vulkanen Italiens vor, namentlich im Albaner Gebirge und am Vesuv (Monte Somma); weiter am Laacher-See und im Erzgebirge, wo bei Oberwiesenthal sehr große, pseudomorphosirte Leucitkrystalle auf den Feldern herumliegen. — Nach einer andern, von Rosenbusch vorgeschlagenen Klassification versteht man unter Leucitophyr nicht ein Aequivalent der Leucitbasalte, sondern eine Gruppe der Phonolithe, die neben Sanidin Nephelin und Leucit enthält, daneben Titanit, Hauyn, Nosean, Melanit, Melilith führt. Diese Gesteine finden sich, nicht sehr häufig, bei Olbrück und Rieden am Laacher-See in Rheinpreußen und am Kaiserstuhl. *(E. Geinitz.)*

LEUCITTUFF, ein Trümmergestein, dessen Material in Form von Aschen oder Sanden leucithaltiger Basalte durch Eruptionen geliefert und später vom Wasser umgearbeitet worden ist. Der Leucittuff ist ein graues feinerdiges Gestein, aus dem sehr häufig weiße verwitterte Leucite, sowie Krystalle von Augit, Hornblende, Glimmer, Sanidin hervorragen; vielfach enthält er auch Bruchstücke von fremden Gesteinen, wie Grauwacke, Thonschiefer oder verkohlte Baumstämme. Er findet sich besonders in der Umgegend des Laacher-Sees. Der sogenannte Traß oder Duckstein gehört hierzu. Man benutzt ihn zur Mörtelbereitung und zu Düngezwecken. *(E. Geinitz.)*

LEUCKART (Friedrich Andreas Sigismund), Zoolog, wurde als jüngster Sohn des Buchdruckereibesitzers und Senators Leuckart am 26. Aug. 1794 in Helmstedt geboren und auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt erzogen. Hier weckte und pflegte namentlich einer der Lehrer, der Sohn des Directors Wiedeburg, seine Liebe zum Studium der Natur. Im J. 1812 bezog er die Universität Göttingen, wo er, mit Rathke befreundet, ein begeisterter Schüler Blumenbach's wurde. Seine Absicht, 1813 sich als Freiwilliger dem Vaterlande zu Dienste zu stellen, wurde durch eine ihn ergreifende Krankheit vereitelt. Mit einer Arbeit «De equo bisulco Molinae» promovirte er 1816 in Göttingen zum Doctor der Medicin. Im J. 1817 trat er eine größere Reise an, blieb ein und dreiviertel Jahr in Wien, wo er von Bremser, Schreibers und den beiden Natterer angeregt und freundlichst unterstützt seine ersten, im ersten Hefte seiner «Zoologischen Bruchstücke» veröffentlichten helminthologischen Untersuchungen anstellte, und ging dann nach Triest und Neapel, an letzterm Orte mehrere Monate verweilend und arbeitend. In Paris trat er zu Cuvier, Latreille u. a. in nähere Beziehung, arbeitete dann mit Meckel in Cette und kehrte 1821 auf mehrere Monate nach Helmstedt zurück. Ende 1822 zog er nach Heidelberg, wo er sich Anfang 1823 als Privatdocent habilitirte und 1829 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Im J. 1832 wurde er als ordentlicher Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie sowie der Veterinärkunde nach Freiburg im Breisgau berufen. Von hier aus machte er noch Ausflüge nach Helgoland, an das Adriatische Meer und an die Küste von Holland; im übrigen aber war er dort ununterbrochen als Lehrer thätig, bis er im Sommer 1843 einer unheilbaren Krankheit erlag. Seine größere zootomische Sammlung kaufte die Universität Freiburg an. Seine «Naturgeschichte der Helminthen», die er in einem Jahre vollenden zu können gehofft hatte, vereitelte Krankheit und Tod; es ist von ihr nur der «Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen» als Einleitung erschienen (1827). Seine im ganzen nicht sehr zahlreichen Arbeiten enthalten viel Werthvolles und zeugen für scharfe Beobachtungsgabe, vorurtheilsfreie Behandlung und ausgebreitete Kenntnisse. *(J. Victor Carus.)*

LEUCOIUM (Knotenblume), eine von Linné aufgestellte Gattung der Amaryllideen, charakterisirt durch die breit-glockenförmige, röhrenlose Blütenhülle mit fast gleichen eiförmigen oder länglichen Zipfeln, welche nur am äußersten Grunde in einen Ring verwachsen sind. Die Staubgefäße sind diesem grundständigen Ringe der Blütenhülle eingefügt, ihre Fäden sind kurz, ihre Beutel länglich-linealisch, aufrecht, mit an der Spitze in kleinen Ritzen sich öffnenden Fächern. Der Fruchtknoten ist eiförmig-länglich oder fast kugelig, dreifächerig, der Griffel aufrecht, oben oder schon unter der Mitte verdickt-dreikantig oder ganz dünn mit kleiner Narbe; in den Fächern sind zahlreiche Samenknospen. Die Kapsel ist verkehrt-eiförmig, birnförmig oder fast kugelig, fachspaltig-dreiklappig; die Samen sind kugelig mit bald dünner angedrückter, bald lockerer krustiger Schale.

Aus dieser Gattung sind 9 in Mitteleuropa und in den am Mittelländischen Meere gelegenen Ländern einheimische Arten bekannt mit wenigen, bald sehr schmallinealischen, bald flachen, riemenartigen Blättern und doldigen oder einzeln stehenden Blüten, welche von einem einzigen, scheidenartigen, am Grunde schwach röhrigen Blütendeckblatte anfangs eingeschlossen sind.

Am zweckmäßigsten wird die Gattung in 3 Sectionen getheilt, welche von einigen Autoren als eigene Gattungen betrachtet wurden:

1) Erinosma. Schaft ein- oder sehr selten zweiblütig; Griffel oben dreikantig-verdickt; Kapsel birnförmig, an der Spitze kurz-aufspringend; Samen eiförmig, blaß oder braun, mit dünner, leicht löslicher Schale.

2) Euleucoium. Blüten zu 2—6 in einer Dolde, ungleich lang gestielt; Griffel und Kapsel wie bei voriger; Samen größer, schwarz, mit lockerer krustiger Schale.

3) Acis. Schlanke Pflanzen mit kleinern, in einer Dolde zu mehreren, selten einzeln stehenden Blüten; Griffel dünn; Kapsel fast kugelig, bis zum Grunde dreiklappig. *(A. Garcke.)*

LEUCOSPERMUM, eine von R. Brown aufgestellte Proteaceengattung, deren Arten in Südafrika einheimisch sind und mit welcher Diastella von Salisbury zusammenfällt. Die Blüten derselben sind hermaphroditisch und unregelmäßig. Die Blütendecke ist linealisch, einwärts gekrümmt, am Grunde wenig breiter, mit länglichem Saume, dessen oberer Zipfel schmal und bis zum Grunde frei ist, während die drei untern Abschnitte am Grunde verwachsen sind. Die Staubbeutel sind fast sitzend, länglich oder eiförmig und durch das sehr wenig verlängerte Mittelband bespitzt. Die vier unterständigen Schuppen sind linealisch. Der Fruchtknoten ist fast sitzend, spärlich behaart; die Griffelspitze ist eiförmig-kegelig oder linealisch, oft kantig oder gefurcht mit kleiner endständiger oder schiefer Narbe; die einzige nach der Mitte oder nach dem Grunde zu seitlich angeheftete Samenknospe ist mehr oder weniger doppelläufig. Die Frucht ist trocken, eiförmig oder kugelig, nach Abfallen der Blütendecke und des Griffels nackt mit häutiger äußerer und krustiger innerer Fruchtschicht.

Hierher gehören Sträucher oder kleine Bäume mit wechselständigen, oft zahlreichen, lederartigen, ganzrandigen oder nach der Spitze zu gezähnten Blättern, und sitzenden, meist ziemlich großen Blüten, welche auf flachem oder verlängertem Blütenboden in endständigen, dicht kugeligen oder seltener länglichen Köpfchen stehen. Die äußern Deckblätter sind leer, schuppenförmig, dachziegelig, nach der Blüte stehen bleibend, die inneren zwischen den Blüten schmal. *(A. Garcke.)*

LEUCOTHOË *Leach* (Lycesta *Savigny*, Cuvieria *Desmarest*), eine Gattung der Flohkrebse (Amphipoda) aus der Familie der Gammariden, Repräsentant einer besondern Unterfamilie, welche namentlich durch die Kleinheit der Laden der Maxillarfüße ausgezeichnet ist. Es kommen Arten im Atlantischen Ocean und im Mittelmeer vor. *(J. Victor Carus.)*

LEUK (französisch Loèche-la-ville), Hauptort des gleichnamigen Bezirks (351 □Kilom., 6088 Einwohner) im Canton Wallis, liegt 753 Met. hoch, 23 Kilom. nordöstlich von Sitten am Eingang des Dala- oder Leukerthals auf einem steilen Rebenhügel am rechten Ufer der Rhône gegenüber der Station Leuk-Susten (623 Met.) der Linie Lausanne-Sitten-Brig (Simplonbahn), besitzt eine schöne gothische, 1497 erbaute Kirche mit altem romanischem Thurm, zwei mittelalterliche Schlösser, von denen das eine als Rathhaus dient, ein Spital und zählt (1880) 1411 Einwohner meist katholischer Confession und deutscher Zunge, deren Haupterwerbsquellen der Acker- und Weinbau sind. Das Städtchen, dem seine dominirende Lage, seine Thürme und Ringmauern ein malerisches, alterthümliches Ansehen verleihen, ist uralt und soll schon im 6. Jahrh. dem Kloster Agaunum (St.-Maurice) gehört haben. Im späteren Mittelalter stand es bald unter den Bischöfen von Sitten, bald unter den Grafen von Savoyen, den Freiherren von Thurn u. s. w., bis sich das Oberwallis durch die Kriege von 1414 bis 1420, in denen die beiden Burgen von Leuk gebrochen wurden, sowol von der bischöflichen wie von der Adelsherrschaft frei machte.

Vgl. Furrer, «Geschichte, Statistik und Urkunden über Wallis» (3 Bde., Sitten 1850—52); Wolf, «Wallis und Chamonix» (Bd. 1, Zürich 1880). *(A. Wäber.)*

LEUKADIA (Λευκάς bei den Alten, jetzt gewöhnlich Santa-Maura genannt), Insel im Ionischen Meer, nördlich von Kephalonia und südlich des Busens von Arta, nur durch einen künstlichen, leicht zu durchwatenden Kanal vom Festlande getrennt, bildet die Eparchie Leukas der Nomarchie Akarnanien und Aetolien im Königreich Griechenland, ist 285 □Kilom. groß und hat 20,892 Einwohner.

Der Name der Insel wird von λευκός (weiß) abgeleitet, da namentlich die Felswände der West- und Südküste sich durch einen silberfarbenen Ton auszeichnen. Das Land ist mit Ausnahme eines kleinen Districts im Nordosten der Insel durchweg gebirgig; im Norden erheben sich die steilen Felswände fast senkrecht aus dem Meere empor und bilden ein von Nord nach Süd streichendes Kalkgebirge (Nomaligebirge) mit einer Reihe kegelförmiger Gipfel, unter denen der Stawrotas-Berg (1178 Met.) der höchste ist. Weiter nach Süden senkt sich die Gebirgsmasse und fällt beim Cap Ducato, dem südlichsten Punkte der Insel, steil ins Meer. Die Insel hat weder Flüsse noch Seen, aber einige gute Quellen. Das Klima ist mild; Schnee und Eis sind fast unbekannt. Die Regenzeit beginnt Ende September, erreicht im November ihren Höhepunkt und dauert bis zum März. Man rechnet durchschnittlich 100 Regentage im Jahre. — Von den Luftströmungen sind Nordwestwinde im Frühlinge, Nordwinde im Sommer, Südwinde im Herbst und Südwestwinde im Winter vorherrschend. Sehr lästig ist der häufig wehende Sirocco, auch verheerende Orkane sind keine Seltenheit; ebenso ist die Insel mehrfach von Erdbeben heimgesucht worden.

Von den Landesproducten sind aus dem Mineralreiche besonders Salz, Steinkohlen, Schwefel, Marmor, Erdpech, Bau- und Mühlsteine zu nennen. Der Landbau liefert Wein, Korinthen, Oliven, Obst, Südfrüchte, Baumwolle und Flachs. Holz und Getreide wird größtentheils vom Festlande eingeführt. Einer besondern Pflege erfreut sich die Knoppereiche (Valonea), deren Fruchtkelche in der Färberei Verwendung finden. Aus dem Thierreich findet sich neben den gewöhnlichen Hausthieren, unter denen die Esel und Ziegen besonders stark vertreten sind, auch zahlreiches Wildpret, namentlich Hasen, Kaninchen, Wachteln, Krammetsvögel, Schnepfen und wilde Tauben; auch Bienen und Seidenraupen werden vielfach gezüchtet.

Die Bewohner, griechischer Abstammung, aber stark mit albanesischen und italienischen Elementen vermischt, bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche. Der Bischof von Leukadia führt den Titel Metropolit. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf Seiden-, Lein- und Baumwollweberei, die Fabrikation von Teppichen aus Ziegenhaaren, Gerbereien, Seifen- und Thonwaarenfabriken und Branntweinbrennereien. Die Hauptstadt der Insel ist Amachiki (Hamaxiki) in fruchtbarer, aber ungesunder Lage im nordöstlichen Theil, mit zwei Häfen, von denen der Porto Drapano der bessere ist. Die Stadt ist der Sitz des Metropoliten und der Verwaltungsbehörden der Insel, hat ein Kloster, 15 Kirchen und 5500 Einwohner. Nördlich der Stadt liegt auf einer Landzunge und von Lagunen umgeben die im 14. Jahrh. erbaute Festung Santa-Maura. Von den übrigen Ortschaften der Insel ist nur Klymenon an der Ostküste erwähnenswerth; in der Nähe desselben liegt die kleine, von Fischern und Hirten bewohnte Insel Meganisi (Taphus der Alten) mit guten Olivenplantagen.

Die Gründung von Leukas wird von Strabo dem Kypselos von Korinth zugeschrieben, welcher ums Jahr 650 v. Chr. seinen Sohn Periandros mit den ärmeren Bürgern von Korinth nach der «weißfelsigen Halbinsel» im Süden von Ambrakia sandte, die schon zu jener Zeit mittels eines Durchstichs der schmalen Landzunge in eine Insel umgeschaffen wurde, der aber wahrscheinlich bald wieder versandete, denn im Peloponnesischen Kriege mußten die Schiffe über den Isthmos der Leukadier hinweg gezogen werden und 197 v. Chr. wird Leukadia als Halbinsel erwähnt. Die Römer stellten den Kanal zwar wieder her, aber schon Plinius erwähnt dessen Versandung, welche erst in neuester Zeit unter englischem Protectorat wieder beseitigt wurde.

Die aus der Gründung von Leukadia hergeleiteten Ansprüche der Korinther wurden schon im Alterthum mit Erfolg von den Korkyräern angegriffen, welche ihrerseits das Besitzrecht für sich in Anspruch nahmen. Der von den beiden streitenden Parteien als Schiedsrichter erwählte Themistokles erkannte die Korkyräer als Mitbesitzer von Leukadia an. Reste altgriechischer Bauwerke finden sich in der Nordostecke der Insel, welche von der alten Stadt Leukas eingenommen wurde, und zwar sowol in der Strandebene, wo die Unterstadt, als auch auf den Ausläufern des Gebirgzuges, wo die Oberstadt lag. Von dem berühmten Tempel des Apollo Leukatas finden sich noch die Spuren der aus viereckigen Blöcken gefügten Cellamauern am Rande des Caps Dukato. Die Sage knüpft an diesen Felsen, von welchem in altgriechischer Zeit am Apollofest ein Verbrecher ins Meer gestürzt wurde, auch den Tod unglücklich Liebender, welche den Sprung wagten, um von ihrer Leidenschaft geheilt zu werden; es werden in dieser Beziehung namentlich die Dichterin Sappho und die Königin Artemisia von Halikarnaß genannt. — Im J. 31 v. Chr. wurde nördlich von Leukadia die Seeschlacht von Actium geschlagen. Nach dem Untergange des Oströmischen Reiches kamen die Türken in den Besitz von Leukadia; von ihnen rührt die Wasserleitung nach Santa-Maura her, als deren Erbauer Bajazet genannt wird. Die Venetianer eroberten unter dem Dogen Morosini 1684 die Insel, welche 1800 unter das Protectorat Frankreichs und 1815 als ein Bestandtheil der «Vereinigten Staaten der sieben Ionischen Inseln» unter die Schutzherrschaft Englands gelangte. Die Einverleibung in das Königreich Griechenland, wobei Leukadia zur Eparchie Akarnanien-Aetolien geschlagen wurde, erfolgte 1864. *(E. L. Ulbrich.)*

LEUKÄMIE (auch Leukocythaemie, Weißblütigkeit) ist eine Erkrankung, deren Wesen in einer dauernden, sich stetig steigernden Vermehrung der weißen Blutkörperchen beruht und dabei von einer wesentlich in Hyperplasie bestehenden Erkrankung der blutbildenden Organe begleitet ist. Als solche sind es hauptsächlich Milz- und Lymphdrüsen, sowie das Knochenmark, welche bei dieser Erkrankung in Frage kommen, und unterscheidet man daher eine lienale, lymphatische und myelogene (auch medullare) Leukämie. Das Blut Leukämischer ist weißlich oder himbeerartig gefärbt, zeigt, in größerer Menge entleert, über dem geringen, von rothen Blutkörperchen gebildeten Bodensatz ein breites, weißgraues Sediment, während es im Leichnam im rechten Herzen und in den großen Venenstämmen weißgraue, eiterähnliche schlaffe Gerinsel bildet. Unter dem Mikroskop gewahrt man eine auffällige Zunahme der weißen Blutkörperchen gegenüber den rothen, welche sich in einzelnen Fällen bis zu einem Ueberwiegen des erstern steigern kann; dieselben zeigen je nach dem Herde der Erkrankung die Form der Milzpulpazellen oder des Lymphdrüsenstroma; die ersteren sind vorwiegend groß, mit mehrfachen glatten, runden Kernen, während letztere kleiner als die farblosen Blutelemente sind und meist größere, einfache, stärker granulirte Kerne besitzen; bei myelogenem Ursprung der Leukämie gewahrt man gewisse Uebergangsstufen zwischen rothen und weißen Blutkörperchen in Form der sogenannten kernhaltigen rothen Blutkörperchen, sowie große, fetthaltige Markzellen im Blute. Chemische Untersuchungen des leukämischen Blutes ergaben Zunahme des Wassergehalts und Faserstoffs, Abnahme des Eisens und als abnorme Bestandtheile Glutin und Hypoxanthin sowie verschiedene Stoffe (Xanthin, Ameisen-, Milch-, Essig-, Harnsäure, Leucin und Tyrosin), welche sich meist auch im Urin zeigen; auch wurden kleine, weißglänzende octaëdrische Krystalle (Charcot'sche Krystalle) vielfach im leukämischen Blut gefunden; die Reaction des letzteren ist meist sauer, obwol Mosler sie auch alkalisch fand.

Nächst diesen charakteristischen Blutveränderungen sind aber auch wesentliche Veränderungen der die Leukämie vermittelnden Organe zu constatiren; so ist namentlich die Milz oft wesentlich vergrößert (bis zu 50 Ctm. Länge, 30 Höhe, 15 Dicke und 7 Kilo Gewicht), wobei sie jedoch meist ihre längliche Gestalt und die Einschnitte der normalen Milz beibehält, während ihre Consistenz hart, ihre Kapsel meist verdickt, ihre Schnittfläche braunroth, glatt, glänzend und trocken erscheint. Eine ähnliche Veränderung zeigen auch die Lymphdrüsen und können an solchen unter Umständen sämmtliche Drüsen

des Körpers theilnehmen, während am häufigsten die Hals-, Achsel- und Weichendrüsen, sowie die Drüsen des Mesenterium, des Hilus von Milz und Leber ergriffen werden. Das Knochenmark ist meist hyperplastisch verändert, namentlich in den Markhöhlen der Röhrenknochen; das Mark sieht entweder gräulichweiß und eiterartig oder gleichmäßig himbeerroth aus; mikroskopisch gewahrt man in ihm dieselben farblosen Rundzellen, wie solche im Blut circuliren, daneben auch kernhaltige, rothe Blutkörperchen, wie im normalen Mark. Nächstdem fand Neumann in demselben kleine Arterienästchen mit lymphomatös infiltrirten Wandungen und scheinbar freier Einmündung in die Zellenräume. Aehnliche Infiltrationen findet man aber auch in nicht lymphatischen Organen, namentlich in Leber und Nieren, sowie markige Tumoren auf der Magen- und Darmschleimhaut, auf der Pleura und im subpleuralen Gewebe, an Epiglottis, Larynx, Trachea, unter dem Pericard, sowie im Pharynx. Endlich ist die sogenannte Retinitis leucaemica, sowie Exsudate in den Serosen und Blutungen im Endo- und Pericard, sowie im Gehirn, bei Obductionen Leukämischer gefunden worden.

Bezüglich des Krankheitsverlaufs der Leukämie ist zu bemerken, daß man zwei Stadien desselben unterscheidet, 1) das der Vorboten und der Entwickelung des leukämischen Processes in den primär afficirten Organen und im Blut, 2) das der ausgebildeten leukämischen Kachexie. — Das erste Stadium verläuft meist sehr latent und macht sich durch allgemeine Schwäche, Blässe, Kopfschmerz, etwas Kurzathmigkeit mit Herzklopfen, leichte Oedeme und dumpfen Schmerz im Unterleibe bemerkbar, bis der zu constatirende Milztumor oder sonstige Drüsentumoren — meist am Halse — die Diagnose sichern. Im zweiten Stadium beobachtet man als Zeichen stärkerer Kachexie allgemeines Gedunsensein der wachsbleichen Haut, sowie Schwellung der Beine und Symptome seröser Ergüsse in Brustfell und Herzbeutel, während der Milztumor kolossal zunimmt, und im Verein mit gleichzeitig auftretenden Lebertumoren durch Compression des Zwerchfells hochgradige Athembeschwerden vermittelt. Daneben zeigt sich die schon oben erwähnte leukämische Netzhautentzündung an den Augen, es treten infolge lymphomatöser Schlund- und Mandelentzündung heftige Schlingbeschwerden, sowie eine dem Soor ähnliche Mundaffection, oft auch heftige Diarrhöen auf, während von mehreren Autoren (Longuet, Salzer) auch eine durch mehrwöchentlichen constanten Priapismus sich charakterisirende erhöhte Erregbarkeit der Geschlechtsorgane beobachtet wurde. Ein weiteres ziemlich constantes Symptom der fortgeschrittenen Leukämie bilden die Blutungen, welche in den verschiedensten Organen, namentlich in Nasenhöhle, Darm, Harnwegen, Gebärmutter, Haut, Lungen, Gehirn ihren Sitz haben, und oft den Tod unmittelbar herbeiführen oder doch durch Erschöpfung beschleunigen. Für die Mitbetheiligung des Knochenmarks an der leukämischen Erkrankung ist nach Mosler eine eigenthümliche Schmerzhaftigkeit des Brustbeins gegen Druck charakteristisch, während Neumann ähnliche Schmerzen auch im Oberschenkel- und Oberarmknochen constatiren konnte. — Der Urin Leukämischer ist seiner Quantität nach ziemlich normal, nur gegen Ende der Krankheit pflegt letzterer etwas zurückzugehen; seine Farbe ist dunkel, specifisches Gewicht hoch (1020—27), Reaction stark sauer; chemisch untersucht zeigt er eine Vermehrung der Harnsäure, neben Verminderung des Harnstoffs, und als fremde Stoffe Hypoxanthin, Ameisensäure und Milchsäure.

Bezüglich der Aetiologie liefert das männliche Geschlecht einen wesentlich höhern Procentsatz als das weibliche, bei letzterem sind vorausgegangene Störungen der Geschlechtssphäre von großem Einflusse. Das Alter betreffend, sind Männer zwischen 30—40, Frauen zwischen 40—50 Jahren für die Krankheit am empfänglichsten, wenn auch sowol bei Kindern als bei Greisen Fälle von Leukämie beobachtet worden sind; bezüglich der socialen Stellung sind die niedern Stände für diese Erkrankung vorzugsweise disponirt, und spielen hier feuchte Wohnung, unzureichende Nahrung, Gram und Sorge eine hervorragende Rolle. — Unter den Krankheiten, deren Ueberstehen zur Leukämie disponirt, werden von den Autoren namentlich chronische Darmkatarrhe, Wechselfieber, Syphilis — besonders wenn solche ererbt ist — und Alkoholismus genannt, wie auch traumatische Einwirkungen, vorzüglich wenn solche die Milzgegend (durch Quetschung) oder große Röhrenknochen (Fractur, Amputation) getroffen haben, die Ursache zur Entwickelung leukämischer Zustände geben können. — Ob die perniciöse Anämie in einem gewissen ursächlichen Zusammenhange zur Leukämie stehe, ist noch nicht festgestellt.

Die Dauer des leukämischen Processes ist eine außerordentlich verschiedene und schwankt zwischen 1 Monat bis zu 8 Jahren, während Mosler ihre Durchschnittsdauer auf 22—23 Monate berechnet; seine Prognose wird von fast allen Autoren als eine höchst ungünstige, ja lethale, hingestellt, wenn auch Fälle von Heilung vorliegen, wo die Betreffenden im Entwickelungsstadium ihrer Erkrankung zur Behandlung kamen.

Bezüglich der Behandlung rühmt Mosler vor allem das Chinin und einzelne Surrogate desselben (Eucalyptusöl, Piperin) wegen seiner milzverkleinernden Wirkung; Andere empfehlen zu gleichem Zwecke kalte Douchen auf die Milzgegend, Botkin deren Faradisirung; auch parenchymatöse Injectionen von Jodtinctur und Arsenliquor (Sol. Fowleri), subcutane Anwendung von Ergotin, sowie Phosphor innerlich, sind versucht worden, und in zwei Fällen konnte Mosler durch Anwendung der Bluttransfusion vorübergehend ein günstiges Resultat erzielen. Das Richtigste dürfte wohl ein consequenter, längere Zeit fortgesetzter Gebrauch von Eisenmitteln sein, während von jedem operativen Eingriff, namentlich der mehrfach versuchten operativen Entfernung der Milz (Splenotomie) schon um der hämorrhagischen Diathese der Leukämiker willen durchaus abzusehen sein dürfte.

Wesentlich verschieden von der Leukämie sind die sogenannten Leucocytosen, welche außer den progressiven

Entzündungen auch die als Granulationsgeschwülste zu bezeichnenden Bildungen, überhaupt alle diejenigen Affectionen umfassen, bei denen Ablagerung von Rundzellen (Leucocyten) die Regel ist, mag nun dieselbe in Form umschriebener Schwellung oder diffuser Einlagerung in die Gewebe erfolgen. Die Autoren rechnen hierher in erster Linie Sepsis und Diphtheritis, dann rheumatische und diesen verwandte Processe, namentlich Erysipel, und endlich Rotzkrankheit, Tuberkulose, Syphilis und Lepra, sowie die schwereren kachektischen Formen der Leukämie. Ihnen allen ist das Eine gemeinsam, daß ihre infectiöse Eigenschaft auf dem Vorhandensein und der weiteren Entwickelungsfähigkeit und Uebertragbarkeit von Mikroorganismen (Spaltpilze, Vibrionen, Mikrosporon septicum, diphtheriticum, Monadinen, Spirillen u. s. w.) beruht, sodaß man sie sogar neuerdings unter dem gemeinsamen Namen «mikrosporine Processe» zusammengefaßt hat. In das Speciellere hierüber einzugehen, dürfte hier nicht am Platze sein, man vergleiche deshalb die betreffenden Specialartikel.

Wegen der Pseudoleukämie, einer dem Krebs nahestehenden Affection, muß auf den betreffenden Artikel verwiesen werden. *(Alfr. Krug.)*

LEUKERBAD (französisch Loëche-les-bains), Dorf und Badeort im Bezirk Leuk des Cantons Wallis, liegt 1411 Met. über dem Meere, 7 Kilom. nördlich von dem Städtchen Leuk in dem großartigen, von den Felswänden der Daubenhörner, der Gemmi, des Torrenthorns (3003 Met.) u. s. w. gebildeten Kessel des oberen Dala- oder Leukerthals, und zählt (1880) 650 Einwohner, deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirthschaft, sowie der Cur- und Touristenverkehr sind. Das Dorf besteht aus zwei durch die Dala getrennten Theilen; rechts vom Flusse liegen hauptsächlich die dichtgedrängten niedrigen braunen Holzhäuser der ländlichen Bevölkerung, links der Curort mit der neuen Pfarrkirche, der anglikanischen Kapelle, dem Casino, mehreren Gasthöfen, Badehäusern u. s. w. Ein mächtiger 1830 vollendeter Steindamm, 225 Met. lang, 5 Met. hoch, sowie mehrere 1876—78 gemachte Verbauungen auf der Torrentalp östlich vom Dorfe schützen dasselbe vor den Lawinen des Torrenthorns, die mehrmals, so 1518, 1719, 1720, 1756, 1767 das Leukerbad großentheils zerstörten.

Das Leukerbad ist eins der besuchtesten Heilbäder der schweizer Alpen; die Zahl der Curgäste, abgesehen von den Touristen, beträgt jährlich 800—1000. Die circa 20 Heilquellen, von denen 6 gefaßt sind und täglich circa 6 Millionen Liter Wasser liefern, sind Gipsthermen, und werden namentlich bei Hautkrankheiten, Skrofulose und Rheumatismen mit Erfolg angewendet. Die wichtigsten sind die St.-Lorenzquelle (51° C.), die Heilbadquelle (49°), die Armenbadquelle und die Fußbadquelle. Die Bäder werden, da die Cur gewöhnlich täglich 2—6stündiges Baden erheischt, in großen Bassins oder Piscinen genommen, in denen die Patienten, in dicke wollene Mäntel gehüllt, gemeinsam baden. Außerdem gibt es Familien- und Einzelbäder, Douchecabinete, Inhalationssäle, Trinkhallen u. s. w. Die Curzeit währt von Mitte Mai bis Mitte September, die einzelne Cur dauert gewöhnlich 4 Wochen. Mit dem Städtchen und der Bahnstation Leuk ist das Leukerbad durch eine 15 Kilom. lange Poststraße, mit dem Kanderthal im berner Oberland durch den Saumweg über die Gemmi (2329 Met.) verbunden.

Wahrscheinlich schon den Römern bekannt, werden die Bäder von Leuk urkundlich zuerst 1315 erwähnt. Einen raschen Aufschwung nahm der Ort am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh., als der Bischof von Sitten, Jost von Silinen, und nach ihm der Cardinal Matthäus Schinner die Quellen neu fassen, die Herbergen vergrößern und erneuern und die Wege verbessern ließen. Im 18. Jahrh. wurde die Frequenz des Bades namentlich durch die neue Anlage des Gemmiweges, im 19. Jahrh. durch den Bau der Poststraße Leuk-Leukerbad (1843—47) und der Strecke Siders-Leuk (1875—77) der Simplonbahn gehoben.

Vgl. Brunner, «Das Leukerbad, seine Heilquellen und seine Umgebungen» (5. Aufl., Basel 1887); Wolf, «Wallis und Chamonix» I (Zürich 1886). *(A. Wäber.)*

LEUKIPPOS (Leucippus), griechischer Philosoph, der geniale Begründer der atomistischen Weltanschauung, ist durch seinen berühmteren Schüler Demokritos so rasch verdunkelt worden, daß Epikur[1]) sich sogar zu der noch jüngst[2]) wiederholten, aber auch alsbald gebührend zurückgewiesenen[3]) Behauptung versteigen konnte, einen Philosophen namens Leukippos habe es nie gegeben, obgleich doch Aristoteles ihn nicht weniger als 19 mal namentlich erwähnt und über seine Lehre aus einer ihm vorliegenden Schrift berichtet. Diese befremdliche Thatsache erklärt sich einigermaßen daraus, daß des Leukippos Schriften — man weiß nur von zweien, dem *Μέγας διάκοσμος*[4]) und *Περὶ νοῦ*[5]) — schon früher unter die zahlreichen Werke seines Schülers geriethen und deshalb in der Folge irrthümlich diesem zugeschrieben wurden[6]). Leukippos' Lebenszeit läßt sich annähernd daraus bestimmen, daß Diogenes von Apollonia[7]), dessen Ansichten Aristophanes im J. 423 in den «Wolken» verspottete[8]), ebenso Empedokles (um 490—430) in seiner Lehre von den Ausflüssen (*πόροι*)[9]), vielleicht auch Melissos (442 athenischer Nauarch) mit der Annahme des Leeren[10]) von seiner Lehre beeinflußt worden sind, und daß Demokrit, Leukippos' Schüler, zugleich ein jüngerer Zeitgenosse[11]) des Anaxagoras (etwa 500—428) war. Ueber die Heimat unseres Philosophen fand schon Theophrast[12]) eine doppelte Ueberlieferung vor, da sowol Elea als auch Milet

1) *Diog. Laert.* X, 7. 2) E. Rohde in den «Verh. der 34. Philol.-Vers. zu Trier» (1879), S. 64 fg. und in den «Neuen Jahrb. für Philol.», Bd. 123 (1881), S. 741 fg. 3) H. Diels, «Leukipp und Demokrit» in den «Verh. der 35. Philol.-Vers. zu Stettin» (1881), S. 96—109. Vgl. Natorp, Rhein. M. 41 (1886), S. 350; Diels, ebend. 42, S. 1, u. Arch. f. Gesch. d. Philos. I, 247. 4) *Diog.* IX, 46. 5) *Aetius* bei *Stob.* ecl. I, 4, 7^c, p. 72 Wachsm. (Doxogr. p. 321). 6) *Diog.* IX, 46. 7) *Theophrast.* ap. *Simplic.* phys. p. 25 Diels (Doxogr. p. 477). 8) Vgl. Diels, a. a. O., S. 104 fg. 9) Ebendas. Anm. 28. 10) Zeller, «Die Philos. der Griechen», I (4. A.), S. 852. 11) *Diog.* IX, 41. 12) *Theophrast.* ap. *Simplic.* phys. p. 28 Diels (Doxogr. p. 483).

als seine Vaterstadt genannt wurde. Leukippos' Lehrer war nach dem Zeugniß des Theophrast[13]) Parmenides, nach anderen Zenon[14]). Jedenfalls knüpft er unverkennbar mit seiner Weltanschauung an die der Eleaten theils beistimmend, theils widersprechend an. Wie diese hält er die sinnliche Wahrnehmung für trügerisch und das wahrhaft Seiende für ungeworden und unvergänglich, aber im Gegensatz zu ihnen gilt ihm das Nichtseiende oder Leere für ebenso wirklich, als das Seiende oder Volle, das in jenem in steter Bewegung begriffen ist, und dieses soll nicht eine untheilbare Einheit bilden, sondern aus einer unendlichen Anzahl untheilbarer, unsichtbarer Körperchen (*ἄτομα* oder *ἄτομοι*) von verschiedener Gestalt und Größe, aber gleicher Qualität bestehen, Elementen, deren Wirbelbewegung (*δίνη*) nach unabänderlicher Nothwendigkeit zahllose Welten sowol ins Leben ruft als auch wieder zerstört[15]). Wie diese Grundanschauung des Leukippos im einzelnen durchgeführt wurde, sehen wir bei Demokrit, welcher, so viel bekannt ist, in allen wesentlichen Punkten die Ansichten seines Lehrers festhielt und weiter entwickelte (vgl. den Artikel Demokritos) und nur in Kleinigkeiten (z. B. in der Erklärung des Donners[16]) und der schrägen Lage der Erdplatte[17]), in der Anordnung der Himmelskörper[18]) von ihm abwich.

Literatur: Krische, «Die theol. Lehren der griech. Denker» (Göttingen 1840), S. 143 fg.; Zeller, «Die Philosophie der Griechen» (4. Aufl.), I, 760 fg.; über die Abhandlungen von Rohde und Diels vgl. Anm. 2 und 3; Natorp, «Forschungen zur Gesch. des Erkenntnißproblems im Alterthum» (Berlin 1884), S. 164 fg. u. «Rhein. Mus.», Bd. 42, 1—14; 374—385.

(E. Wellmann.)

LEUKOM (Leucoma). Mit diesem Namen belegt man eine das ganze Gewebe durchdringende, kalk- oder perlweiße, undurchsichtige, scharf umschriebene, sehr oft über die Fläche hervorragende Trübung der Hornhaut des Auges, während man eine mehr oder weniger durchsichtige, diffuse, rauchige, nur die obern Gewebsschichten einnehmende Trübung Macula oder Nephelis zu benennen pflegt. Letztere beruht auf einer serösen lymphatischen Ausschwitzung und entwickelt sich nach oberflächlichen Verletzungen (Erosionen, Fremdkörper) und leichten entzündlichen Processen. Das erstere dagegen ist immer die Folge von tiefgreifenden, mit Eiterabsonderung, sowie mit Geschwürsbildung verbundenen Entzündungen, beziehentlich schweren, namentlich perforirenden Verletzungen oder Verbrennungen; dasselbe ist daher sehr häufig mit Narbenbildung verbunden, in welche nicht selten ein vorgefallenes Stück der Regenbogenhaut eingewachsen ist, worauf ein schwarzer Punkt in der weißen Färbung hindeutet. Die bei Leukom vorhandene Sehstörung ist je nach Ausdehnung und Sitz der Trübung verschieden; am meisten ausgesprochen dann, wenn die Trübung der Pupille gegenüberliegt. Da das Leukom stets der Rest eines abgelaufenen Processes ist, erfährt dasselbe spontan keine Veränderung. Es ist daher die Aufgabe der Behandlung, einen neuen Reizzustand in demselben hervorzurufen, den man, allerdings in den meisten Fällen ohne erheblichen Erfolg, durch Einstreuen von pulverförmigen Substanzen (Glaspulver, Hydrarg. chlorat. mite [Calomel] oder oxyd. rubrum, rein oder mit Zucker vermengt) oder auch durch Aetzmittel (Argent. nitricum), sowie durch Skarificationen zu erregen sucht. Bei über die Oberfläche der Hornhaut hervorragenden Leukomen hat man in manchen Fällen durch Abtragung mehrerer Schichten derselben eine geringe Besserung erzielt. Erwähnt sei noch, daß bei Leukomen, welche die Pupille zum großen Theile verdecken, durch Erweiterung derselben mittels eines Mydriaticum (Belladonna, Atropin, Hyoscyamus, Hyoscin) eine Verbesserung des Sehvermögens bewirkt werden kann, sowie daß man zur Milderung der Entstellung, welche solche Leukome bedingen, vorgeschlagen hat, mittels des Tätowirens, d. h. der Einimpfung schwarzer Farben (Sepia; chin. Tusche), denselben ein der Pupille entsprechendes Aussehen zu verleihen.

(Alfr. Krug.)

LEUKOPHAN, ein meist in stengeligen oder schaligen Aggregaten auftretendes, dem rhombischen Krystallsystem zugehöriges Mineral, zusammengesetzt aus Kieselsäure, Beryllerde, Kalk, Magnesia, Natron, Kali, Thonerde und Fluor, nach Rammelsberg von der Formel $6\,NaFl + R_{15}\,Si_{14}\,O_{43}$. Blaß grünlichgrau, glasglänzend, beim Zerschlagen oder Erhitzen bläulich phosphorescirend, in gewissen Richtungen ein weißliches Licht reflectirend. Härte 3,5 — 4, Gewicht 2,9. Selten auf Lamöe in Norwegen sich findend.

(E. Geinitz.)

LEUKORRHÖE (Weißer Fluß, Fluor albus, Fleurs blanches), eine der häufigsten Erkrankungen des weiblichen Geschlechts, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife, besteht in dem Abgang einer weißlichen, trüben, schleimigen, oder auch gelblichen, eiterartigen Flüssigkeit aus den Geschlechtsorganen. Sie beruht stets auf einer entzündlichen, nicht selten mit Geschwürsbildung verbundenen Reizung der Schleimhaut der äußern Geschlechtsorgane, der Mutterscheide oder der Gebärmutter, welche auch mehrere oder alle diese Theile zugleich betreffen kann; behufs des Nachweises der Ursprungsstelle ist jedoch stets die ärztliche Untersuchung mittels des Mutterspiegels erforderlich. Als Ursachen der Leukorrhöe sind zu bezeichnen: geschlechtliche Excesse (Masturbation), mechanische Reibungen der Schleimhaut, die Einwirkung des Dampfes von zur Erwärmung der Füße benutzten Kohlentöpfen, die Einwanderung von Madenwürmern aus dem After in die Geschlechtstheile (namentlich bei kleinen Mädchen); sie ist ferner Folgeerscheinung von Hyperämie der Gebärmutter bei manchen chronischen Herz- und Lungenleiden, sowie von chronischen Ernährungsstörungen, so von Bleichsucht und Blutarmuth, Tuberkulose und Krebsdyskrasie. In vielen Fällen wird die fragliche Erkrankung durch Ansteckung von seiten eines mit Tripper behafteten Mannes hervorgerufen. Namentlich in den letztgenannten

13) *Diog.* IX, 30; *Ps. Galen.* hist. phil. p. 601 Diels. 14) Vgl. bes. *Diog.* IX, 30—33 und *Aristot.* de gener. et corr. I, 8, p. 325^a s. 15) *Aetius* ap. *Stob.* ecl. I, 29, p. 232 Wachsm. (Doxogr. p. 369). 16) *Aetius* ap. *Ps. Plut.* plac. III, 12 (Doxogr. p. 377). 17) *Diog.* IX, 33.

Fällen nimmt der Ausfluß eine scharfe Beschaffenheit an und bedingt Anätzung der von ihm benetzten Hautflächen, die sogar zur Geschwürs- und Granulationsbildung führen kann; bei der Entstehung durch Tripperansteckung hat die Flüssigkeit auch die Eigenschaft, das Gift zu übertragen (blennorrhöeische Augenentzündung der Neugeborenen; Ansteckung des Mannes beim Beischlafe). Die Leukorrhöe ist durchschnittlich ein sehr hartnäckiges und mit vielen Beschwerden (namentlich auch heftigem Jucken) verbundenes Leiden, welches sogar eine gemüthliche Depression, sowie allgemeine Schwäche herbeiführen kann. In nicht seltenen Fällen ist jedoch die Leukorrhöe eine unschädliche, bald vorübergehende Erscheinung während der Menstruation oder des Wochenbettes. Für die Behandlung bildet strengste Reinlichkeit die Grundlage, und zwar mittels Waschungen, Ausspülungen (Irrigationen), Sitzbädern, wozu entweder reines Wasser oder Abkochungen von aromatischen, leicht adstringirenden Pflanzenstoffen (Kamillen, Feldkümmel, Ulmenrinde), oder schwache Lösungen von Metallsalzen (schwefelsaures Zink) oder von Tannin benutzt werden. Liegen anderweite Erkrankungen der Leukorrhöe zu Grunde, so ist die Behandlung zugleich gegen diese zu richten. *(Alfr. Krug.)*

LEUKOTHEA (*Λευκοθέα*), d. i. «die Weißschimmernde», die Göttin der ruhigen glänzenden See, der heiteren Meeresruhe, dem Schiffer eine wohlwollende, hülfreiche Göttin, gleich den rettenden Nereiden, die auch öfter *Λευκοθέαι* heißen. Als Poseidon dem Odysseus in der Nähe der Phaiakeninsel sein Fahrzeug zertrümmert hatte, warf ihm Leukothea, des in den Wogen Umhergetriebenen sich erbarmend, ihren Schleier zu, auf dem er glücklich ans Land der Phaiaken schwamm, Od. 5, 333 fg. Nach dieser ältesten Stelle über Leukothea heißt sie Ino, die Tochter des Kadmos, «welche früher eine Sterbliche war, nun aber in den Fluten des Meeres durch die Götter zu göttlicher Ehre gelangt war». Wie diese Umwandlung geschehen, erzählt die Sage in mannichfaltigen Variationen. Als die gangbarste Form galt wohl diese: die Kadmostochter Ino, vermählt mit dem König Athamas im böotischen Orchomenos, zog den Dionysos, den Sohn ihrer Schwester Semele, auf; darüber erzürnt, versetzte Hera den Athamas in Wahnsinn, daß er seinen und der Ino Sohn Learchos tödtete und sie selbst mit ihrem Kinde Melikertes verfolgte. Ino flüchtete und stürzte sich mit dem Kinde zwischen Megara und Korinth von dem molurischen Felsen verzweifelnd ins Meer. Beide, von den Nereiden gerettet, wurden in Meeresgötter verwandelt; *Apollod.* 1, 9, 2; 3, 4, 2. 3; *Ovid.* Met. 4, 512—542; vgl. *Eustath.* p. 1543, 20 fg.; *Tzetz.* Lyc. 229; *Hyg.* f. 2; *Paus.* 1, 44, 7. Ino-Leukothea wurde unter die Nereiden aufgenommen (*Pind.* Ol. 2, 28, Pyth. 11, 2) und war seitdem wie diese eine Retterin zur See; der Knabe Melikertes ward ebenfalls unter dem Namen Palaimon ein hülfreicher Gott in Sturmesgefahr. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Portunus, der die gefährdeten Schiffe sicher in den Hafen führte, während Leukothea für die Mater Matuta erklärt ward. Auf dem korinthischen Isthmos, in dessen Nähe sich der molurische Fels befand, war in dem heiligen Bezirk des Poseidon das Grab der irdischen Reste des Palaimon, und er wie seine Mutter genossen hier Verehrung, *Paus.* 2, 1, 8 fg. Leukothea wurde an vielen Orten Griechenlands und an den Küsten des ganzen Mittelmeeres, wie zu Eleia in Italien (*Aristot.* rhet. 2, 23) und in Massalia (C. I. n. 6771) verehrt. Die in Tenedos verehrte Leukothea war Tochter des Kyknos (Schol. Il. 1, 38), die in Rhodos die einheimische Halia (*Diod.* 5, 55). Wie viele Meergötter erwies sich Ino auch als weissagerische Gottheit. Zu Epidauros Limera an der lakonischen Küste war ein See der Ino, in welchen man an ihrem Feste Opferkuchen warf; sanken sie unter, so war es ein günstiges Zeichen, andernfalls war es ein ungünstiges, *Paus.* 3, 23, 8. Im Gebiete des lakonischen Thalamä war ein Heiligthum der Ino, in welchem Traumorakel stattfanden, *Paus.* 3, 26, 1. *(H. W. Stoll.)*

LEUKOXEN nannte Gümbel die in Diabasen, Grünschiefern und andern Gesteinen weit verbreiteten trüben grauweißen Umwandlungsrinden um mikroskopische Individuen von Titaneisen. Dieselben bestehen aus farblosen, stark lichtbrechenden winzigen Krystallkörnchen, zu denen bisweilen auch bräunliche und trübe braune treten. Nach von Lasaulx sollen sie mit dem Titanomorphit ($Ca\,Ti_2\,O_5$) identisch sein, nach Cohen und Törnebohm freie Titansäure sein, nach Cathrein dem Titanit angehören, während die braune Umrandung nur durch die Auflösung freigelegte Rutilbeimengungen darstellen sollen. Jedenfalls stellen sie ein Umwandlungsproduct der Titaneisenkrystalle dar, welches häufig auch in gesetzmäßiger Weise skelettartig in den Krystall hineingreift. Zuweilen erscheint auch eine opake braune Masse in Begleitung des Leukoxen, die als Brauneisenerz angesehen werden kann. *(E. Geinitz.)*

LEUKTRA ist ein Name, der mehrfach in der Geographie Altgriechenlands auftritt. Es sind, soviel bekannt, folgende:

1) Ein Leuktra oder Leuktron in dem peloponnesischen Achaja; der Ort wird nur von *Strabo* VIII, p. 387 erwähnt, und es herrscht jetzt die Ansicht vor, daß es identisch sei mit der in dem alten Gebiet von Rhypes emporgekommenen Stadt Leontion (s. d.). Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 2, S. 330; E. Curtius, «Peloponnesos», Bd. 1, S. 459.

2) Ein fester Platz in der Landschaft Aigytis, im südlichsten Theile von Arkadien, oberhalb der Malcatis, welcher einen nach Lakonien führenden Gebirgspaß deckte und daher bis zu der Vernichtung der spartiatischen Macht durch Epaminondas (369 v. Chr.) von spartiatischen Truppen besetzt war. Nach der eben erwähnten Katastrophe wurde Leuktra zu dem Gebiet von Megalopolis geschlagen, ein Theil der Einwohner dahin übergesiedelt. Ob der Platz die Stelle des mittelalterlichen Leondari eingenommen hat, ist nicht sicher zu sagen; vgl. Curtius, a. a. O., Bd. 1, S. 293 u. 336 fg., u. Bursian, Bd. 2, S. 225 u. 243.

3) Eine Stadt an der westlichen Küste der westlichen (oder Taygetos-) Halbinsel von Lakonien, die ursprüng-

lich (wahrscheinlich) von Minyern gegründet worden ist, welche zur Zeit der letzten griechischen Stammeswanderungen vor den in das Thal des Kopais einrückenden Böotern wichen. Dieses Leuktra lag zwischen Kardamyle und Oitylos und gehörte in römischer Zeit als selbständiges Glied zu dem Bunde der Eleutherolakonen. Ihre Bürger verehrten als Burggöttin die Athena und hatten Culte des Asklepios, der Ino und des Eros. Hier legten im 13. Jahrh. die Franzosen des Hauses Villehardouin das Schloß Beaufort an. Den Namen Leftron trägt in dieser Gegend noch jetzt ein Dorf bei den Ruinen, eine Stunde nördlich von der Mündung des Baches von Milia; vgl. *Strabo* VIII, p. 360 fg.; *Plutarch.* Pelop. 20; *Ptol.* III, 16; *Pausan.* III, 21, 6 u. 7; 26, 3 u. 4; *Plin.* IV, 5, 8; Curtius, Bd. 2, S. 284 fg.; Bursian, Thl. 2, S. 112 u. 154; G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 2, S. 127.

Als Stadt viel unbedeutender als das lakonische, aber historisch hochberühmt war

4) das böotische Leuktra («τὰ Λεῦκτρα») — *Xen.* Hell. VI, 4, 4; *Strabo* VIII, p. 360, 384; IX, p. 414, X, p. 445; *Diod.* XV, 55; *Plutarch.* Pelop. 20; *Pausan.* I, 29; VIII, 27; *Nepos*, Epaminondas, 6 u. 10, — ein offener Flecken an der Straße von Platää nach Thespiä; der Platz lag am südlichen Rande einer im Alterthum wahrscheinlich theilweise bewaldeten (*Pausan.* IX, 4), jetzt aber völlig baumlosen, von Norden nach Süden etwa $1/_2$ Stunde breiten, im Norden und im Süden durch eine Reihe niedriger Hügel begrenzten, zum Gebiete des mehr nordwärts sich erhebenden Thespiä gehörenden Ebene. In dieser Niederung kannten die Zeitgenossen des Epaminondas ein altes Heroon, *τὸ τῶν Λευκτρίδων μνῆμα* genannt, nach der Localsage das Grabmal der Töchter des Skedasos, die, durch junge Lakedämonier gewaltsam entehrt, sich freiwillig den Tod gegeben hatten; vgl. noch *Plutarch.* amat. narr. 3; *Diodor.* XV, 54; vgl. überhaupt Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 1, S. 240 fg. Für alle Zeit berühmt ist die Ebene von Leuktra dadurch geworden, daß hier die Thebaner den Spartiaten den entscheidenden Sieg abgewonnen haben, durch welchen zuerst das Uebergewicht der letztern in Griechenland für immer vernichtet und weiter die freilich nur vorübergehende Großmachtstellung Thebens begründet worden ist. Der Zusammenhang der Dinge, welcher zu dieser Katastrophe geführt hat, war in der Kürze dieser. Der glückliche Erfolg der demokratischen Thebaner gegen ihre mit Sparta innig verbündete oligarchische Regierung und die Vertreibung der peloponnesischen Besatzung aus der Kadmeia, welcher sofort die Erneuerung der Ansprüche Thebens auf die Hegemonie in Böotien folgte (im December 379 v. Chr.), war als der erste starke Vorstoß gegen die erdrückende Uebermacht der damals durch König Agesilaos geleiteten Spartiaten in der Griechenwelt anzusehen. Es gelang dem letztern nicht, die Thebaner wieder zu unterwerfen; um so weniger, als seit dem Jahre 377 Athen mit seinem neuen Inselbunde ebenfalls den Kampf gegen Sparta eröffnet hatte. Nach längerm Kriege, der den Spartiaten viele große Einbußen bereitete, war jedoch alle Welt dermaßen ermüdet, daß sich überall die Neigung zeigte, mit den allmählich zu sehr erheblichen Concessionen bereit gewordenen Spartiaten auf der Grundlage des Antalkidischen Friedens einen billigen Frieden abzuschließen. Die Verhandlungen auf dem berühmten Friedenscongreß zu Sparta (im Juni 371 v. Chr.) waren auch durchaus erfolgreich. Als aber Epaminondas, welcher damals die Thebaner vertrat, für sich und seine Stadt das Recht in Anspruch nahm, im Namen von ganz Böotien das Friedensinstrument zu unterzeichnen (was die staatsrechtliche Anerkennung der Herrschaft Thebens über Böotien bedeutet haben würde), erhob (16. Juni) Agesilaos heftigen Widerspruch. Er trieb die Sachen um so lieber rasch zu vollständigem Bruch, weil die Verhältnisse zwischen Athen und Theben neuerdings sehr kühle geworden waren; weil Theben augenblicklich vollkommen isolirt dastand.

Unter diesen Umständen also hoffte Agesilaos, daß bei nachdrücklicher Führung des neu entbrennenden Krieges den Spartiaten es diesmal nicht allzu schwer werden würde, die Thebaner rasch und vollständig zu überwinden. Auf seinen Antrieb erhielt sein Amtsgenosse, der junge König Kleombrotos, der zur Zeit mit starker Macht das mit Sparta verbündete Phokis gegen die Böoter und die denselben befreundeten Thessaler hütete, starken Nachschub aus dem Peloponnesos und zugleich den Befehl, mit Hülfstruppen aus Phokis und der Stadt Heraklea am Oeta sofort in Böotien einzubrechen. Kleombrotos drang denn auch mit 10,000 Mann (darunter 4000 Lakedämonier und 700 eigentliche Spartiaten), von denen 1000 beritten waren, über Thisbä und Kreusis nach den Hügeln bei Leuktra vor. Bald auch wurde der König seiner tapfern Gegner ansichtig, die — 6000 Mann stark — unter Epaminondas und Pelopidas auf einem Hügel am Nordrande der Ebene lagerten. Es gelang den Führern der Böoter leicht, die etwas besorgte Stimmung ihrer Krieger zu froher Siegeszuversicht zu wenden. Die Böoter hatten seit 379 in langen Kämpfen sich ausgezeichnet geschult, und nun hatte der geniale Epaminondas eine neue taktische Erfindung gemacht, welche den Spartiaten verderblich werden sollte. Das System seiner sogenannten schiefen Schlachtordnung bestand darin, daß er sein Heer in einen defensiven und in einen offensiven Flügel theilte; jener sollte sich mehr nur beobachtend verhalten, dieser dagegen wurde zu einer massiven Angriffscolonne gestaltet, mit welcher er den gegenüberstehenden feindlichen Flügel zerschmetternd treffen wollte.

Als es am 6. Juli 371 zur Schlacht kam, hatten die Spartiaten ihr Heer nach ihrer alten Linientaktik geordnet, das Fußvolk zwölf Glieder tief, die Lakedämonier auf dem rechten, die übrigen Truppen auf dem linken Flügel. Als ihr Heer in die Ebene vor ihrem Lager hinabstieg, begannen ihre Reiter und ihre leichten Truppen vor der Linie der Hopliten zu manövriren. Da warf ihnen Epaminondas seine treffliche Reiterei entgegen, welche die feindlichen Reiter auf die Mitte der

Armee des Kleombrotos zurückdrängte, sodaß zunächst nur die eigentlichen Flügel der letztern weiter vordringen konnten. Nun kam des Epaminondas Taktik zu ihrer vollen Wirkung. Sein nach alter Art aufgestellter rechter Flügel sollte also mehr zurückhaltend auftreten. Der linke, offensive Flügel dagegen war in Gestalt einer dichten Hoplitencolonne, funfzig Glieder tief, geordnet; den Schluß machte hier des Pelopidas «heilige Schar der Dreihundert». Als Epaminondas im Sturmschritt gegen den rechten Flügel der Spartiaten vordrang, welchen Kleombrotos selbst führte, versuchte es dieser, ihn zu überflügeln. Da brach Pelopidas mit seiner Schar aus der Colonne heraus und bedrohte die rechte Flanke und den Rücken der Spartiaten. Als nun Kleombrotos sich bemühte, sich aus dieser Umklammerung herauszuziehen, fiel in diesem schwierigen Momente die volle Wucht der thebanischen Sturmcolonne auf seine Front. Da entbrannte ein furchtbarer Kampf; erst als der junge König und viele seiner besten Offiziere gefallen waren, gelang es den Thebanern, den rechten Flügel ihrer Gegner zu sprengen. Dann aber wich alles und rettete sich nach dem nahen Lager.

Es war, nach den Verhältnissen der griechischen Kriegführung, eine entscheidende Niederlage, wie sie die Spartiaten im offenen Felde in dieser Weise noch niemals erlitten hatten; die weitere Geschichte zeigt uns, wie furchtbare politische Folgen sie für Sparta nach sich gezogen hat. Für Sparta und seine damals bereits sehr schwache dorische Bevölkerung war es unmittelbar höchst nachtheilig, daß von den 700 Spartiaten in diesem Heere 400 den Tod gefunden hatten, neben denen noch 1000 lakedämonische Hopliten gefallen waren. Zunächst war die Stimmung in dem geschlagenen Heere so muthlos, daß die noch übrigen spartiatischen Offiziere es nicht wagen konnten, den Kampf noch einmal zu versuchen. Der kluge thessalische «Tagos» Jason von Pherä vermittelte nachher einen Waffenstillstand, welcher den geschlagenen Truppen den Abmarsch nach dem Peloponnes möglich machte; in Megaris wurden sie dann durch ein Heer aufgenommen, welches des alten Agesilaos Sohn Archidamos zu ihrer Rettung nach Norden führte.

Die Thebaner stellten auf dem Schlachtfelde ein bleibendes Siegesdenkmal auf; ob man ein Recht hat, die Reste desselben in den Ruinen eines auf viereckiger Basis ruhenden dorischen Rundthurmes, mit einem Altar daneben, auf dem Felde von Parapunghia (nicht fern von dem heutigen kleinen Dorfe Leftra) zu erkennen, ist zweifelhaft. Vgl. Leake, «Travels in Northern Greece», Bd. 2, S. 485 fg.; Bursian, S. 241.

(G. Hertzberg.)

LEUNIS (Johannes), naturwissenschaftlicher Schriftsteller, der Sohn eines kleinen Kaufmanns in Mahlerten bei Hildesheim, wurde daselbst am 2. Juni 1802 geboren. Er wurde im Alter von 11 Jahren auf das Gymnasium Josephinum in Hildesheim geschickt, widmete sich dann dem Studium der Theologie und Philosophie und wurde bereits 1824 als Professor an demselben Gymnasium angestellt, zunächst als Ordinarius der untern Klassen, bis er in das Ordinariat der Secunda aufrückte. Nachdem er das zur Priesterweihe nothwendige Alter erreicht hatte, wurde er 1826 zu Paderborn zum Priester geweiht und 1844 von seinem Bischof zum Domvicar ernannt. Die Universität Göttingen promovirte ihn am 11. April 1856 zum Ehrendoctor der Philosophie. Am 30. April 1873 starb er plötzlich mitten in der Arbeit am Schlagfluß, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert an seinem Gymnasium als Lehrer thätig gewesen war. Nachdem 1830 Naturgeschichte in den Lehrplan aufgenommen worden war, übernahm er den Unterricht in derselben und behielt daneben nur den in Geographie und Weltgeschichte. Seine Anschauungen und Sammlungen suchte er durch verschiedene Reisen durch Süddeutschland, Tirol, die Schweiz und Oberitalien zu erweitern. Als Naturforscher hauptsächlich Autodidakt, trat er allerdings zunächst als Entomolog auf: sein Verzeichniß der im Fürstenthum Hildesheim aufgefundenen Blattwespen erschien im 3. Jahrgang der «Stettiner entomologischen Zeitung», in demselben Jahrgang ein Aufsatz über die Larve von Brachytarsus scabiosus. Doch liegt seine Bedeutung in seinen für den Unterricht bestimmten Büchern. Als Lernender wie als Lehrer hatte er den Mangel geeigneter Handbücher tief empfunden. Demselben abzuhelfen ward seine Hauptaufgabe. Er begann mit der umfangreicheren «Synopsis der Naturgeschichte», deren 1. Theil (Zoologie) 1843—44, deren 2. Theil (Botanik) 1847 erschien; für den 3. die ihm weniger nahe liegende Mineralogie und Geologie behandelnden Theil hatte er den ihm von der hildesheimer Schule eng befreundeten Bergrath Fr. Ad. Römer in Clausthal gewonnen; er erschien 1853. Die «Synopsis» erschien in 2. Auflage: die Zoologie 1856—60, die Botanik 1864—77 (nach Leunis' Tode von A. B. Frank vollendet), die Mineralogie (von F. Senft bearbeitet) 1875. Von der 3. Auflage ist die Zoologie nach Leunis' Tode von Hub. Ludwig in vorzüglicher Weise bearbeitet worden. Diese nicht blos Unterrichtszwecken, sondern vielfach auch den praktischen Bedürfnissen der Fachgenossen dienenden Synopsen haben dadurch einen so außerordentlichen Nutzen gestiftet, daß sie sowol übersichtlich den mit großer Gewandtheit bewältigten Stoff behandeln, als auch überall den Nutzen und Schaden, die Benutzbarkeit der einzelnen Formen und den gegenseitigen Zusammenhang aller Theile der Natur klar hervortreten lassen. Durch Abbildungen, Tabellen, Zeichen und Anmerkungen hat Leunis in verhältnißmäßig engem Raume sehr viel Wissenswerthes, ja zum Verständniß Nothwendiges zusammenzubringen und leicht übersehbar anzuordnen gewußt. Für die Zwecke des Unterrichts war ihm die «Synopsis» noch zu breit angelegt. Er verfaßte daher zunächst die «Schulnaturgeschichte», darin besonders die von ihm schon als Schüler für seine Pflanzen selbständig entworfenen analytischen Tabellen weiter ausführend. Hiervon erschien die Zoologie in 1. Auflage 1848 (8. Auflage 1877), die Botanik 1849 (9. Auflage von Frank 1879), die Oryktognosie und Geognosie 1852 (6. Auflage von Senft 1880). Für die erst Einführung

zog er das Material noch mehr zusammen und gab in dem «Analytischen Leitfaden» kurze Uebersichten in kleinem Umfange: Zoologie 1852 (7. Auflage 1877), Botanik 1853 (8. Auflage von Frank 1878), Oryktognosie und Geognosie 1853 (6. Auflage von Senft 1880). Die Angabe, daß von seinen Schriften ungefähr 250,000 Exemplare verbreitet sind, dürfte kaum zu hoch gegriffen sein. Nicht sowol durch umfassende eigene Specialforschungen als vielmehr durch die mit außerordentlichem Geschick und Takt wie rastlosestem Fleiße verfaßten Lehrbücher hat Leunis ganz entschieden fördernd auf die Weiterverbreitung naturhistorischer Bildung eingewirkt. Vgl. Leopoldina, 8. Heft, S. 82; K. L. Grube, «Johannes Leunis» (Hannover 1876). *(J. Victor Carus.)*

LEUTENBERG, Stadt im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Oberherrschaft, im engen, von hohen und steilen Bergen umschlossenen Thal der Sornitz, 7 Kilom. vom Bahnhof Eichicht, mit Post- und Telegraphenamt und (1885) 1262 Einwohnern. Der Erwerb der Stadt theilt sich fast gleichmäßig in Landwirthschaft und gewerbliche Thätigkeit. Von großer Bedeutung für die Stadt sind die stark besuchten Viehmärkte, die jeden Donnerstag von Lichtmeß bis Pfingsten abgehalten werden. Auf einem 327 Fuß über der Stadt sich erhebenden, bequem zu ersteigenden Hügel thront die alte Friedensburg, einst Sitz einer eigenen schwarzburgischen Grafenlinie.

Leutenberg, im Mittelalter Lutinberg, Luthenbergk u. s. w., wird 1326 zuerst als Stadt genannt. Eine adelige Familie von Leutenberg kommt vom 12. bis 14. Jahrh. vor. Es gehörte bald dieser bald jener Linie des schwarzburgischen Grafenhauses. Zu Anfang des 14. Jahrh. verkauft ein Graf der blankenburger Linie Haus und Stadt Leutenberg an einen Grafen der schwarzburger Linie, dessen Sohn Heinrich Stifter der leutenberger Linie wurde, die 1564 ausstarb. Im 15. und 16. Jahrh. wird Bergbau auf Kupfer betrieben und sind Schmelzhütten im Gang. Im J. 1533 Einführung der Reformation und Aufhebung des 1395 gestifteten Dominicanerklosters. Im Dreißigjährigen Krieg erlitt Leutenberg schwere Drangsale, es wurde zweimal, 1634 und 1640, geplündert und die Burg von den Schweden verwüstet. Im J. 1447 wurde die nur von 3 Mann und 2 Knappen besetzte Burg durch den Grafen Ludwig von Gleichen nachts überfallen; da aber die Besatzung ein gewaltig Geschrei erhob, zog der Feind, aus Furcht, daß Entsatz kommen möchte und er «beschädigt» würde, mit Hinterlassung der Steinbüchsen wieder ab. Im 17. Jahrh. war das Schloß Witwensitz der als geistliche Liederdichterinnen bekannten Gräfinnen Aemilie Juliane und Ludämilie Elisabeth. Jetzt ist es dem Verfall preisgegeben. *(A. Schroot.)*

LEUTERSDORF, ein geschichtlich merkwürdiges Kirchdorf im Kreise Meiningen des Herzogthums Sachsen-Meiningen, an der Werra, mit 363 Einwohnern. Der im 12. Jahrh. als Liutolvisdorf, Lüthirsdorf, Ludelsdorf, Luthfridesdorp vorkommende Ort gehörte zu den von Heinrich I. gegen die Ungarn befestigten Plätzen. Die Befestigung ist zum Theil noch zu erkennen. Im J. 1129 erbauten hier die Tempelherren eine Kirche, die bald Hauptkirche der Umgegend wurde und 15 Filialen hatte, darunter auch Themar. Nach Aufhebung des Ordens 1311 wurde der größte Theil der Güter eingezogen. Um diese Zeit war es auch berühmter Wallfahrtsort, der aber durch Grimmenthal und St.-Wolfgang bald wieder in Vergessenheit kam. Im J. 1344 wurde die Kirche mit allem Zugehörigen dem Kloster Veßra einverleibt. Im J. 1542 kam der Ort an Henneberg. *(A. Schroot.)*

LEUTHEN, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neumarkt, mit (1885) 935 Einwohnern, 15 Kilom. westlich von Breslau, bekannt durch die am 5. Dec. 1757 von Friedrich II. von Preußen über die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht bei Leuthen (s. Siebenjähriger Krieg). Nach dem Siege bei Roßbach (5. Nov. 1757) war Friedrich nach Leipzig marschirt. Von hier aus brach er am 13. Nov. nach Schlesien auf, um dem Vorschreiten der Oesterreicher daselbst Halt zu gebieten. Er hatte 18 Bataillone und 28 Schwadronen bei sich, zusammen etwa 14,000 Mann. Auf dem Marsche zu Großenhain erfuhr Friedrich den Fall von Schweidnitz, bei seiner Ankunft zu Naumburg am Queis die Niederlage des Herzogs von Bevern, dem er die Vertheidigung der Lausitz und Schlesiens übertragen hatte, bei Breslau die schmachvolle Uebergabe dieser Festung (24. Nov.) und daß die Oesterreicher mit 92,000 Mann (davon 34,000 Reiter) und 200 Geschützen unter den Kanonen Breslaus ein stark befestigtes Lager bezogen hatten. Diese Nachrichten beugten indeß den Muth des Königs nicht. Mit seinem kleinen Heere von 14,000 Mann kam er am 28. Nov. in Parchwitz an, wo ihm am 1. und 2. Dec. Ziethen die Trümmer des Bevernschen Corps zuführte, sodaß nunmehr sein Heer auf 32,000 Mann (darunter 12,000 Reiter) mit 167 Geschützen angewachsen war. Friedrich war entschlossen, die dreimal stärkere Armee des Feindes anzugreifen, wo er sie auch fände, und alles daran zu setzen, um die Oesterreicher noch in diesem Jahre aus Schlesien zu vertreiben. Dieselbe Zuversicht und äußerste Entschlossenheit suchte er auch bei seinen Offizieren und Soldaten zu erwecken. Am 3. Dec. berief er seine Generale und Stabsoffiziere und richtete eine Ansprache an sie, die mit den Worten schloß: «Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder.» Der König und sein Heer sahen mit Vertrauen der Entscheidung entgegen.

Das österreichische Heer, welches das den Preußen genommene Lager bei Breslau bezogen hatte, wartete auf die Entscheidung des Hofkriegsraths in Wien über die Winterquartiere. Daß Friedrich noch bei der vorgerückten Jahreszeit und seiner dem Feinde weit nachstehenden Truppenzahl in diesem Jahre etwas unternehmen würde, glaubte man im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen nicht annehmen zu dürfen; man setzte

zwar nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die jede Kriegführung erfordert, außer Acht, aber man fühlte sich doch vor der «Potsdamer Wachtparade» völlig sicher. So wurde denn auch nicht der geringste Versuch gemacht, die Vereinigung des Königs mit dem Bevernschen Corps zu verhindern und ihm seine Aufstellung bei Parchwitz zu erschweren. Erst als man erfuhr, daß der König eifrig an Schanzkörben und Faschinen arbeiten und die schweren Festungsgeschütze aus Glogau kommen ließ, da überzeugte man sich, daß der Feind die Winterruhe zu stören gedenke; nur war noch nicht zu ersehen, ob seine Absichten auf Liegnitz oder auf Breslau zielten. Am 2. Dec. wurde Kriegsrath gehalten. Serbelloni war für «cunctieren», Daun wollte den Feind im Lager erwarten, Lucchesi schlug den unverzüglichen Marsch gegen den Feind vor und seiner Meinung trat Prinz Karl bei. Vorgeschobene österreichische Abtheilungen hatten Neumarkt und Liegnitz besetzt. Am 4. Dec. marschirte das Heer über die Lohe und Weistritz (das Schweidnitzer Wasser) in der Richtung auf Liegnitz.

An demselben Tage morgens 4 Uhr brach der König Friedrich aus seinem Lager bei Parchwitz auf und marschirte nach Neumarkt. Die dorthin vorgeschobene Abtheilung von 1000 Kroaten wurde mit leichter Mühe überwältigt; 2 Geschütze und die große Feldbäckerei mit 80000 Brotportionen fielen den Siegern in die Hände. Auf die Nachricht davon beschleunigten die Oesterreicher ihren Marsch. Am Abend bezogen beide Heere in geringer Entfernung voneinander das Lager. Das preußische Heer lag über Neumarkt hinaus zwischen den Dörfern Krintsch und Bischdorf. Das österreichische Heer bestand aus 80—90,000 Mann, darunter waren 14,000 Reiter und 16,000 leichte Truppen; die Geschützzahl betrug 210. Das Centrum, in zwei Treffen aufgestellt, deckte die beiden von Neumarkt nach Breslau durch die Dörfer Frobelwitz und Leuthen führenden Straßen; beide Dörfer lagen vor dem ersten Treffen und waren durch Infanterie besetzt und durch Batterien geschützt. Sämmtliche Grenadiercompagnien vom Reservecorps unter dem Herzog von Ahremberg wurden als äußerster rechter Flügel seitwärts von Nippern geschoben; die Reiterei dieses Flügels befehligte Lucchesi. Den linken Flügel bildete das Corps Nadasdy's, der sich so an das Centrum schloß, daß diesem zunächst die österreichischen Regimenter standen, dann die würtembergischen und als äußerster linker Flügel die bairischen Hülfstruppen folgten. Seine Linie zog sich bis zu einer Höhe hinter Sagschütz; von hier bog sie hakenförmig um und reichte bis an den Mittelteich von Gohlau. Auf eine andere Höhe von Sagschütz waren drei würtembergische Bataillone vorgeschoben, ein Gehölz links davon war durch zwei ungarische Bataillone besetzt. Ein Theil von Nadasdy's Corps hatte in der Reserve gestanden, war aber in die Front vorgezogen, zum Ersatz für die Regimenter, die zur Bildung der Avantgarde dem linken Flügel entnommen worden waren. Diese, drei sächsische Dragoner- und zwei österreichische Husarenregimenter, stand unter dem sächsischen General Graf Nostitz eine halbe Meile westlich von Frobelwitz jenseits Borne. Die österreichische Linie dehnte sich über eine Meile aus.

Am 5. Dec. morgens 4 Uhr brach die preußische Armee von Neumarkt auf. Um 6 Uhr waren alle Abtheilungen im Vormarsch begriffen. Die Avantgarde unter Prinz Eugen von Würtemberg, 9 Bataillone und 45 Schwadronen, marschirte auf Borne, wo sie um 8 Uhr auf die österreichische stieß, die mit Verlust auf ihr Centrum nach Frobelwitz geworfen wurde. Nostitz nebst 11 Offizieren und 540 Mann wurde gefangen, während die Preußen nur 20 und einige Mann verloren. Der Avantgarde folgte das Hauptheer in vier Colonnen, in der Mitte das Fußvolk, auf beiden Seiten die Reiterei. Es rückte über Borne hinaus und schien sich zum Angriff auf den rechten feindlichen Flügel anzuschicken. Lucchesi bat dringend um Verstärkung, die ihm nach einigem Zögern gewährt wurde. Daun führte das Reservecorps nach der angeblich bedrohten Stelle, und ein Theil der Reiterei des linken Flügels wurde nach dem rechten entsandt. Friedrich, dem die Gegend durch ein Manöver in der Friedenszeit wohl bekannt war, beobachtete mit Moritz von Dessau vom Scheuberg bei Borne aus die Stellung des Feindes. Er beschloß, sich mit voller Wucht auf seinen linken Flügel zu stürzen. Zwischen 12 und 1 Uhr begann der Vormarsch. Während 3½ Bataillone bei Borne zurückblieben, zog das Heer in zwei Treffen nach links, aus der bisherigen östlichen Richtung in die südliche übergehend, anfangs der österreichischen Stellung parallel bis ihrem äußersten linken Flügel gegenüber, dann, um diesen zu überflügeln, im Schrägmarsch nach Osten. Die Bataillone marschirten staffelförmig mit 50 Schritt Entfernung voneinander. Zieten und Moritz von Dessau hielten darauf, daß die Entfernungen genau innegehalten wurden. Eine Hügelreihe, auf welcher der König mit seiner Husarenescorte ritt, um die Bewegungen des Feindes und seines Heeres zu überwachen, verdeckte anfangs diese Bewegung; von Frobelwitz aus, wo Prinz Karl sich befand, konnte man sie nur unvollkommen beobachten und die österreichischen Generale konnten sie nicht deuten. Sie vermutheten, daß Friedrich der Schlacht ausweichen oder nach Striegau abziehen wolle, um die Verbindung der österreichischen Armee mit Böhmen zu stören. Daun sagte zu Prinz Karl: «Diese Leute ziehen davon, lassen wir sie.» Eine Recognoscirung gegen den Feind wurde nicht vorgenommen, während preußische Reitermassen möglichst weit nach allen Seiten ausgeschwärmt waren.

Als die Avantgarde des rechten Flügels über Schriegwitz hinaus und dem linken Flügel der Oesterreicher gegenüber war, schwenkten die zwei Treffen in Schlachtordnung ein. Auf dem äußersten rechten Flügel standen 6 Bataillone, an die sich Zieten mit der Reiterei des rechten Flügels, 43 Schwadronen, anschloß; sie lehnte mit der linken Flanke an Schriegwitz. Links von Schriegwitz folgte das übrige Fußvolk des rechten Flügels unter Moritz von Dessau. Drei Bataillone mit den 10 Zwölfpfündern standen unter General von Wedell vorgeschoben, zum ersten Sturm bestimmt. Auf einer Höhe hinter dem Dorfe

Lobetinz stand das Fußvolk des linken Flügels unter Generallieutenant von Retzow; die Reiterei des linken Flügels, 40 Schwadronen, hielt unter Generallieutenant von Driesen zwischen Lobetinz und Radaxdorf, welches 800 Schritt vor ihr lag, 20 Schwadronen Husaren standen in Reserve. Die übrige Reserve, 25 Schwadronen, unter dem Prinzen von Würtemberg nahm hinter dem Centrum Stellung.

Um 1 Uhr mittags eröffneten die Zwölfpfünder das Feuer und Wedell ging zum Angriff gegen Sagschütz vor. Gleichzeitig erhielt das erste Treffen den Befehl, in Echelons (d. i. in stufenweise aufeinander folgenden Abtheilungen), die Echelons mit 50 Schritt Abstand, im Schrägmarsch halbrechts vorzurücken. Die Würtemberger, die der erste Stoß traf, leisteten nur geringen Widerstand*), auch die Baiern zogen sich bald auf Leuthen zurück und rissen einige österreichische Bataillone mit in die Flucht. Nun griff Wedell, der sich immer weiter nach rechts gezogen hatte, unterstützt von 7 Bataillonen, die feindliche Artillerie auf der Höhe von Sagschütz an. Nach ihrem Verlust suchte der Feind eine neue Front zu bilden. Jetzt aber kam die preußische Reiterei ins Gefecht. Nach einem ersten erfolglosen Angriff warf sie Nadasdy's Reiterei und brachte die weichenden Würtemberger und Baiern vollends in Unordnung. Mit Unterstützung von 10 Schwadronen Husaren schlug sie die feindliche Reiterei ganz aus dem Felde, die sich erst hinter dem Centrum wieder sammeln konnte.

Nadasdy hatte bald erkannt, daß Friedrich's Angriff seinem Flügel galt, und einen Offizier nach dem andern an Prinz Karl gesandt, um ihn über die feindlichen Absichten aufzuklären, jedoch ohne Erfolg. Jetzt wurden die Truppen des rechten Flügels möglichst schnell nach Leuthen zu gezogen, um eine neue Front gegen die feindliche zu bilden. Athemlos und erschöpft kamen sie bataillonsweise auf dem Schlachtfeld an, um sofort zurückgeschlagen zu werden. Leuthen, wohin sich Nadasdy's geschlagenes Fußvolk gedrängt hatte, war nunmehr der Mittelpunkt der österreichischen Stellung. In aller Eile wurden Brustwehren vor dem Dorfe aufgeworfen. Bisher war nur der rechte preußische Flügel ins Gefecht gekommen, jetzt griff auch die Hauptmacht ein, die sich inzwischen immer weiter nach rechts gezogen hatte. Ihre dem rechten Flügel zunächst stehenden Bataillone gingen zum Sturm auf Leuthen vor. Die vor dem Dorfe stehenden Abtheilungen wurden geworfen, aber im Dorf selbst vertheidigte das fränkische Regiment Roth-Würzburg mit großer Tapferkeit die Gehöfte und den ummauerten Kirchhof der katholischen Gemeinde. Die Preußen stutzten. Da schaffte Hauptmann von Möllendorf Luft, der sich an Stelle des unentschlossenen Befehlshabers an die Spitze des dritten Gardebataillons stellte. Der Thorweg des ersten Gehöftes wurde gesprengt, das Gehöft gestürmt. Eins nach dem andern fiel den Preußen in die Hände, endlich auch der Kirchhof. Die Oesterreicher setzten sich hinter Leuthen fest und wiesen jeden Versuch der Preußen, aus dem Dorf vorzubrechen, durch ihr Geschützfeuer zurück. Das preußische Geschütz war nicht im Stande, den Feind zum Weichen zu bringen, so wenig wie das Eingreifen des linken preußischen Flügels. Eine halbe Stunde stand die Schlacht. Da erschien der linke preußische Flügel sogar im höchsten Grade gefährdet, als um die vierte Stunde Lucchesi mit der Reiterei des rechten Flügels anlangte und das um Leuthen kämpfende Fußvolk bedrohte. Während er aber seine Schwadronen zum Angriff aufstellte, brach Driesen, der mit seiner Reiterei bei Radaxdorf den österreichischen rechten Flügel flankirte, auf des Königs Befehl hervor. Während Driesen selbst mit 30 Schwadronen den Hauptstoß führte, ließ er durch 10 Schwadronen Baireuth-Dragoner den Feind im Rücken und von der Seite angreifen. Vor dem unerwarteten Angriff löste sich Lucchesi's Reiterei auf und floh hinter dem Fußvolk weg nach Lissa. Er selbst blieb todt auf dem Platze. Nun warf sich die siegreiche Reiterei auf das erschreckte Fußvolk, welches sich jetzt auch im Rücken und von der Seite bedroht sah. Die Soldaten warfen die Gewehre fort und suchten sich nach den Brücken über die Weistritz zu retten, eine große Menge gab sich gefangen. Den letzten Widerstand leisteten die Regimenter Baden-Durlach und Wallis auf dem Windmühlenberge, bis sie von den Baireuth-Dragonern umzingelt wurden. Vom Regiment Baden-Durlach entkam 1 Offizier mit 8 Mann, die übrigen waren todt oder gefangen. Zwischen 4 und 5 Uhr befand sich das österreichische Heer auf dem Rückzuge, der einer regellosen Flucht glich. Bei dem starken Verlust an Offizieren fiel es schwer, die Truppen zu ordnen und zusammenzuhalten. Nur Nadasdy gelang es, einen Theil seiner Truppen in Ordnung vom Schlachtfelde zu führen. Die österreichische amtliche Verlustliste zählt 1460 Todte, 4951 Verwundete, 13,343 Gefangene; der Verlust an Todten und Verwundeten war aber entschieden höher, nach der mäßigsten Rechnung hat er 3000 Todte und 6—7000 Verwundete betragen; 17 Generale waren getödtet oder verwundet — zu den Verwundeten zählte auch Daun, — 51 Fahnen und Standarten, 116 Kanonen verloren. Die Preußen hatten 1141 Todte, 5118 Verwundete, 85 Gefangene verloren, darunter über 200 Offiziere.

Eine allgemeine Verfolgung des Feindes war für den König bei der einbrechenden Nacht und der Erschöpfung der Soldaten nicht möglich. Da ihm aber daran lag, Lissa zu besetzen, ehe die Oesterreicher sich dort festsetzen konnten, fragte er bei der Avantgarde, ob noch einige Bataillone ihm nach Lissa folgen wollten. Drei erklärten sich bereit, dazu nahm er noch die Seydlitz'schen Kürassiere. In Lissa, wo er um 7 Uhr eintraf, ließ er die Brücken besetzen und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Schloß, in welchem feindliche Offiziere Quartier genommen hatten, welche in ihrer Ueberraschung nicht daran dachten, sich seiner Person zu bemächtigen. Die ganze Armee zog noch vom Schlachtfeld näher nach

*) Die Oesterreicher warfen später den Würtembergern, die, Offiziere und Gemeine, allerdings mit Unlust gegen Friedrich ins Feld gezogen waren, Verrath vor und suchten sie für die Niederlage verantwortlich zu machen. Dagegen Barsewisch S. 17.

Lissa heran. Die Stimmung der Soldaten war eine gehobene, aber ernste; sie waren tief ergriffen von dem wunderbaren Sieg, den sie über den übermächtigen Feind errungen hatten. Ein Grenadier stimmte den Choral an: «Nun danket alle Gott», und unter Begleitung der Musik ertönte tausendstimmig der Lobgesang über das blutige Feld. An der Stelle, von der aus Friedrich die Schlacht geleitet hat, ist ein Denkmal errichtet.

Außer den Schriften über den Siebenjährigen Krieg vgl. Barsewisch, «Meine Erlebnisse in den Jahren 1757—63» (Berlin 1863); Kutzen, «Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen» (Breslau 1858); Schottmüller, «Die Schlacht bei Leuthen» (Berlin 1857); Heilmann, «Die Schlacht bei Leuthen» (Berlin 1849). *(P. Schwartz.)*

LEUTINGER (Nikolaus), auch Leuthinger, Leutiger, Leuticher genannt, Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, wurde 1554[1]) zu Alt-Landsberg in der Mittelmark geboren, wo sein Vater Prediger war. In seiner frühesten Jugend durch den Tod der Mutter beraubt, gab ihn der Vater in Bernau und Spandau in Pflege und Unterricht, bis sein Taufpathe, der Edelmann Joachim von Röbel, für ihn freie Aufnahme in die Fürstenschule zu Meißen erwirkte, die er, vierzehn Jahre alt, bezog. Georg Fabricius, unter dessen Leitung damals die Schule stand, wußte dem Schüler vor allem Liebe zur Geschichte einzuflößen. Durch Lerneifer und gute Leistungen zeichnete der junge Leutinger sich so aus, daß er schon nach drei Jahren, der Hälfte der Zeit, die für seinen Aufenthalt auf der Schule in Aussicht genommen war, die Universität beziehen konnte. Auf des Vaters Wunsch ging er nach Wittenberg, welches er aber mit Frankfurt a. O. vertauschen mußte, da Kurfürst Johann Georg von allen, die einmal auf eine Anstellung in seinen Staaten rechneten, verlangte, daß sie eine Zeit die Landesuniversität besuchten. Im J. 1575 übernahm er das Rectorat der Stadtschule zu Krossen, welches er aber nach einem und einem halben Jahre niederlegte. Sein unruhiger Sinn trieb ihn in die Ferne; er wäre am liebsten auf Reisen gegangen, aber der Wille des Vaters, sich um ein festes Amt zu bemühen, veranlaßte ihn, das Rectorat in Spandau zu übernehmen. Aber auch dieses legte er ohne Vorwissen des Vaters bald wieder nieder und ging im Herbst 1579 nach Wittenberg. Nach dem Tode des Vaters (25. Febr. 1581) bot ihm der Kurfürst die dadurch erledigte Pfarrstelle in Alt-Landsberg an, die er auch bis 1583 verwaltete. Hierauf ging er zur Fortsetzung seiner Studien wieder nach Wittenberg, wo er die Doctorwürde erlangte. Von hier aus unternahm er nun Reisen durch Deutschland, nach England, Italien, Schweden, Dänemark, Polen, bald am Hof eines Fürsten im Ueberfluß lebend und als Dichter[2]) und Gelehrter gefeiert, bald auf der Landstraße mit Hunger und Entbehrung kämpfend, ein gekrönter Dichter und gelehrter Vagabund. Wohl konnte er sich mit Odysseus vergleichen, aber ihn erwartete kein Ithaka. «Magister Nicolaus Leutingerus», so berichtet das Kirchenbuch zu Osterburg in der Altmark vom Jahre 1612, «ist allhier Montags nach Misericordias Domini (14. April) von der Warte hieherein bis zu St.-Martini geholet und aufn Abend von dieser Welt abgeschieden und des Dienstages zur Erden bestättiget worden.»

Leutinger's Schriften, wie sie die Ausgabe von Küster gibt, sind: «Commentariorum libri XXX» (erschienen zuerst Wittenberg 1587, enthaltend die Geschichte der Mark Brandenburg von 1500—94 in ausführlicher Darstellung, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der politischen und Kirchengeschichte Deutschlands; der Verfasser ist nicht bloßer Annalist, sondern versucht eine pragmatische Darstellung des Geschehenen); «Topographia Marchiae»; «Dedicationes et praefationes singulis tomis praemissae»; «Diegesis de vita et obitu Nic. Leutingeri Patris»; «Oratio de vita et obitu Annae»; «Oratio in nuptiis Augusti Saxonis cum Heduvige Anhaltina»; «Gratulatio pro auspicio summorum honorum Illustris Joachimi Friderici»; «Carminum libri quinque». Ausgaben: «Nicolai Leutingeri opera omnia quotquot reperiri potuerunt. Georg Gothofr. Küsterus recensuit» (2 Bde., Frankfurt 1729); «Collectio scriptorum de rebus Marchiae Brandenb. maxime celebrium, Nic. Leuthingeri commentarii etc. Cum praefatione J. Gli. Krausii» (Frankfurt u. Leipzig 1729).

Ueber Leutinger's Leben und Schriften vgl. «Krausii de N. L. vita, fatis et scriptis dissert.» (vor seiner Ausgabe); «Küsteri Comment. de vita et scriptis N. L.» (im zweiten Theil seiner Ausgabe); «M. F. Seidel's Bildersammlung», in welcher hundert größtentheils in der Mark Brandenburg geborene wohlverdiente Männer vorgestellt werden. Mit Erläuterungen von G. G. Küster (Berlin 1751, S. 131); Kletke, «Quellenkunde der Geschichte des Preußischen Staates» (Berlin 1838, I, 12 u. 29); Holtze, «Nikolaus Leutinger» (im «Bär, Berliner Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde», 2. Jahrg. 1876, Nr. 1, 2, 3); Markfreund, «Nikolaus Leutinger als Dichter» (ebend., 6. Jahrg. 1880, Nr. 6). *(P. Schwartz.)*

LEUTKIRCH, Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreis, zwischen dem rechten Ufer der Eschach und einer bewaldeten Anhöhe, der Wilhelmshöhe, und an der Bahnlinie Sigmaringen-Isny (Allgäubahn) gelegen, mit (1885) 2959 Einwohnern. Die Stadt, Sitz des Oberamtsgerichts, hat eine katholische und eine evangelische Kirche mit gemalten Glasfenstern. In dem im J. 1740 erbauten Rathhause befindet sich ein schöner Saal mit einem Plafond von prächtiger Stuccaturarbeit. Vor der Erbauung dieses Hauses diente der sogenannte

1) Die Angabe, daß er 1547 geboren sei, wird durch die Matrikel der Universität Frankfurt a. O. widerlegt. Er ist im zweiten Halbjahr 1572 unter dem Rectorat des Matthäus Hostus immatriculirt («Publicationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven», XXXII, 226, Nr. 41, Leipzig 1887).

2) König Friedrich III. von Dänemark krönte ihn als Dichter und machte ihn zum Ritter.

Neue Bau als Rathhaus, dessen untere Räume früher als Theater benutzt wurden. In der obern Vorstadt steht das sogenannte Schlößchen oder der Furtenbach'sche Berg, um die Mitte des 17. Jahrh. gebaut und seinerzeit mit einer Rüstkammer, Kunst- und Büchersammlung ausgestattet. Die Einwohner betreiben Feldbau, Viehzucht und Gewerbe. Auch finden sich hier verschiedene Fabriken, Bierbrauereien, Gerberei u. s. w. Sehr bedeutend war früher die Weberzunft.

Leutkirch, Liutkirche, früher kurzweg Chirichen, verdankt jedenfalls seine Entstehung und seinen Namen einer Kirche, welche als eine der ältesten in der Gegend die Mutterkirche eines sehr ausgedehnten Sprengels war. Um die Kirche erwuchs allmählich der Ort, welcher in einer St.-Galler Urkunde vom J. 827 Chirichen heißt; aber schon 843 findet sich der Name Liutchirichen in einer Tauschurkunde des Klosters St.-Gallen. Im J. 1239 ist Leutkirch bereits ummauert, denn ein Vertrag zwischen dem Kloster Isny und dem Stift Kempten wird in burgo Luitkirch abgeschlossen. Die Stadt stand in älteren Zeiten in enger Verbindung mit den Freien auf der Heide, der sogenannten «freyen Lüth», wie sie im 13. Jahrh. noch hießen. Darunter werden die von den Franken nicht bezwungenen freien Alemannen verstanden, welche in der «Hayd» von Leutkirch wohnten, die selbst wieder den Mittelpunkt der freien «Pürs» bildete. Diese zog sich von Wangen und Eglofs bis nach Bregenz und Kempten. Die «freien Leute» standen unter einem Freigrafen, der im Namen des Kaisers das Freigericht übte. Im J. 1293 erhielt die Stadt von Kaiser Adolf von Nassau alle Rechte und Freiheiten der Stadt Lindau. Hierauf wurde sie fast ebenso oft verpfändet als gegen weitere Pfändungen privilegirt. Doch verlor sie durch die Verpfändungen ihre Eigenschaft als Freie Reichsstadt nicht und trat als solche von 1356 bis 1488 den verschiedenen Bündnissen der Städte und Fürsten bei, wie sie denn auch bis 1522 dem Schwäbischen Bunde angehörte. Auf Reichs- und Kreistagen war Leutkirch durch Abgeordnete vertreten, welche die Reichstagsabschiede, besonders von 1500—1654, mit unterzeichneten. Die Kaiser ertheilten der Stadt verschiedene Rechte, wie den Zoll, den Blutbann, die freie Jagd. Bis 1514 war sie eine der Malstätten des kaiserlichen Landgerichts auf der «Heide» und in der «Pürs». Nachdem die Stadt im J. 1384 sich aus der Verpfändung an die Grafen von Montfort-Tettnang ausgelöst hatte, konnte sie ihre Verfassung und die Regierungsform ordnen, welche denn auch in der Hauptsache bis zur Aufhebung ihrer Unabhängigkeit bestehen blieben. Da keine Patricier vorhanden waren, wurde der Rath von vier, später von acht Zünften gewählt, worunter die Weberzunft die bedeutendste war. Letztere war es auch, welche 1546 die Reformation einführte, nachdem sie die katholische Geistlichkeit vertrieben hatte. Die frühere Einführung der Reformation hatte namentlich der Bischof von Wien, Dr. Fabri, der Sohn eines Schmiedes aus Leutkirch, durch seinen Einfluß zu hindern gewußt. Nach dem Interim, beziehentlich dem Augsburger Religionsfrieden, wurde die Reformation trotz vielfacher Einsprachen durchgeführt und die Zahl der katholischen Bürger auf 25 beschränkt. Zwanzig Jahre lang wehrte sich der Rath gegen die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Durch Krieg, Feuersbrunst und Seuchen hatte Leutkirch viel zu leiden. Im. J. 1620 erregten die Weber einen Aufstand, da sie nicht dulden wollten, daß Leinwand aus fremden Orten in die Stadt geführt und hier ausgerüstet werde. Der Magistrat mußte nachgeben, wenn auch die Weber «eine vätterliche Straff von 100 Pfund Pfennig» zu bezahlen hatten. Namentlich schlug der Dreißigjährige Krieg der protestantischen Stadt tiefe Wunden. Im J. 1802, beziehentlich 1803 kam Leutkirch an Baiern und im J. 1810 an Würtemberg. *(W. Höchstetter.)*

LEUTSCHAU (magyarisch Löcse), königliche Freistadt Ober-Ungarns und Hauptstadt des Zipser Comitats, Sitz der Comitatsbehörden und eines königlichen Gerichtshofs, hat ein Obergymnasium, eine Oberreal- und eine höhere Töchterschule und zählt (1881) 7042 Einwohner, welche neben Handel und Gewerben beträchtlichen Feld- und Gartenbau treiben. Die Stadt liegt auf dem weit ausgedehnten Rücken eines von Nordosten nach Nordwesten sich erstreckenden Hügels, dessen höchster Punkt 573 Met. über dem Meere ist. Ringsum in weiterer und näherer Entfernung reihen sich Hügel an Hügel und höhere bewaldete Berge. Die Lage und die Anordnung der Gassen der Stadt sind ganz von der Form der Anhöhe bestimmt und erinnern an die Gestalt einer Leier. Alte Festungsmauern und Thürme ziehen sich am Rande des Hügels dahin, am Fuße desselben ist ein ziemlich breiter und tiefer Graben. Der Festungsgraben ist größtentheils verschüttet und in Obstgärten umgewandelt, die Thürme und Mauern sind theils zerbröckelt und abgetragen, theils in Wohnungen oder Gartenhäuschen umgestaltet. Innerhalb der Ringmauern erstrecken sich die Haupt- und Nebengassen in ziemlich regelmäßiger Gestalt. Den Glanzpunkt der Stadt bildet der geräumige Platz fast in der Mitte derselben, der sogenannte Ring. Ein Theil desselben ist in eine freundliche Promenade umgestaltet. Hier finden sich die hübschesten und merkwürdigsten Gebäude der Stadt. An der nordöstlichen Seite steht das Comitathaus; die Promenade vor demselben ziert ein Denkmal zur Erinnerung an die im Freiheitskriege von 1849 gefallenen Zipser Honveds; neben der Promenade steht das Gebäude der höhern Töchterschule. Weiterhin folgt die St.-Jakobikirche, das stattlichste Gebäude der Stadt, nördlich von dieser Kirche steht das Gebäude der Realschule und das Casino, südwestlich davon liegt das Rathhaus, und endlich folgt die große, aber geschmacklose evangelische Pfarrkirche. Die St.-Jakobikirche ist eins der schönsten und größten mittelalterlichen Baudenkmäler in Ungarn, die ältesten Theile derselben stammen aus dem 14. Jahrh. Sie ist eine wahre Schatzkammer von interessanten Kunstdenkmälern. In jüngster Zeit wurde sie theilweise restaurirt (vgl. in «Monumenta Hungariae Archaeologica» Henslmann's «Löcsének régiségei», Alterthümer Leutschaus, 1878 herausgegeben von der unga-

rischen Akademie). Das in mancher Beziehung ebenfalls merkwürdige Rathhaus wurde im J. 1616 errichtet. Außer der erwähnten Parochialkirche gibt es noch zwei andere Kirchen, die aus dem Mittelalter stammen, die eine befindet sich beim Gymnasium, die andere liegt an der südwestlichen Seite neben der Kaserne und gehörte einst den Kartäusern, jetzt ist sie für das Militär in Schlafsäle umgestaltet. Die Katholiken haben noch eine vierte Kirche, sie gehört den Minoriten.

Leutschau wurde von deutschen Colonisten nach dem Abzuge der Mongolen um das J. 1245 gegründet, und wird in den Freibriefen von 1271 vom König Stephan V. und von 1293 vom König Andreas III. schon «civitas provinciae capitalis» genannt. Wahrscheinlich wurde sie schon am Ende des 13. Jahrh. mit Ringmauern befestigt. Wie alle deutschen Städte sich großer Privilegien erfreuten und trotz der unruhigen Zeiten rasch durch Gewerbfleiß und Handel aufblühten, so namentlich auch Leutschau; es besaß das Stapelrecht für wichtige Waaren, unter den verschiedenen Handwerkern werden besonders die Goldschmiede gerühmt. In Leutschau entstand auch die erste Papierfabrik in Ungarn und zwar 1613. Seit 1614 bestand daselbst eine Buchdruckerei, welche bald mit den ausländischen Druckereien wetteifern konnte. Die Stadt war ausschließlich von Deutschen bewohnt, die ihre bürgerlichen Freiheiten eifrig vertheidigten und deshalb auch den im Comitat wohnenden Edelleuten nicht gestatten wollten, in der Stadt zu wohnen.

Die deutschen Städte Ungarns standen fortwährend in regem Verkehr mit Deutschland, daher verbreiteten sich in denselben die Lehren Luther's sehr rasch. Martin Cyriaci, ein Leutschauer, war der erste aus Ungarn, welcher 1522 nach Wittenberg ging und sich daselbst von Melanchthon in die Universitätsmatrikel einschreiben ließ. Nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, verbreitete er die neuen Lehren mit solchem Erfolge, daß nicht nur Leutschau, sondern auch Kaschau, Eperies und andere Städte Oberungarns die Reformation annahmen; die Vorsteher und Lehrer dieser Städte hielten schon 1546 zu Eperies eine Synode, auf welcher sie die erforderlichen Kircheneinrichtungen festsetzten. In den aus religiösen und politischen Motiven entstandenen Insurrectionen und Bürgerkriegen, welche mehr als ein Jahrhundert hindurch dauerten, spielten die oberungarischen Städte eine wichtige Rolle, sie lehnten sich gewöhnlich an die siebenbürgischen Fürsten an. Nachdem die Macht der Türken gebrochen war und Siebenbürgen seine Selbständigkeit verloren hatte, wurde unter Leopold I. die Gegenreformation ohne Schonung durchgeführt, das deutsche Bürgerthum erlitt dadurch einen empfindlichen Schlag. In allen oberungarischen Dörfern und Städten, in welchen die katholische Reaction vollständig siegte, verschwand nach und nach das deutsche Element und verbreitete sich das Slawenthum. Viele ehemals rein deutsche Ortschaften sind jetzt ganz slawisch. Namentlich ist dies der Fall auch in Zipsen. In Leutschau wurden die Kirchen und Schulen zum ersten male 1674, dann nach dem Sturze Tököly's zum zweiten male 1687 den Evangelischen mit Gewalt entrissen und den Katholiken eingeräumt, obgleich sie damals nur einen sehr geringen Bestandtheil der Bevölkerung ausmachten und größtentheils den niedern slawisch redenden Volksklassen angehörten. Die Evangelischen wurden auch aus allen städtischen Aemtern entfernt, die nun zum Theil von aus der Fremde herbeigerufenen Slawen und Magyaren eingenommen wurden. So verlor Leutschau nach und nach das einst emsig schaffende deutsche Bürgerthum und sank immer tiefer. Nur der Landadel und die Comitatenser, die sich nun daselbst ansiedelten, brachten noch einiges Leben in die Stadt. *(Joh. Hunfalvy.)*

LEUTZE (Emanuel), Historienmaler, geboren am 24. Mai 1816 zu Gmünd in Würtemberg, kam als Kind mit seinen Aeltern nach Philadelphia (Nordamerika). Nachdem er hier seine Erziehung genossen und von dem englischen Bildnißmaler J. A. Smith den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten hatte, übte er die Porträtmalerei, setzte aber, nach Höherem strebend, seit 1841 seine Studien in Düsseldorf unter Lessing fort. Hatte ihn auch Lessing's Einfluß festgehalten, die starren Normen der akademischen Gesetze konnten den an amerikanische Freiheit von Jugend auf Gewöhnten nicht einschränken. Nachdem er mit seinem bewunderten Bilde: Columbus vor dem Hohen Rath zu Salamanca (gestochen von Th. Jansen) in die Oeffentlichkeit getreten war, arbeitete er im eigenen Atelier. Hier entstanden die Bilder: Sir Walter Raleigh's Abschied von seiner Gattin und Cromwell am Sterbebette seiner Tochter. Im J. 1842 unternahm er noch eine Studienreise nach München, Venedig und Rom und kehrte erst 1845 über Genua und Mailand als fertiger Künstler nach Düsseldorf zurück. In München entstand das Bild: Columbus, welchem der König Ferdinand die Ketten abnimmt; in Rom: die erste Landung der Normannen in Amerika. Nach der Rückkehr malte er in Düsseldorf den John Knox, welcher der Maria Stuart eine Strafpredigt hält. Leutze war sehr productiv, jedes Jahr brachte Proben seines unermüdlichen Fleißes. Hervorzuheben sind: englische Bilderstürmer verwüsten eine Kirche; Torquemada überredet König Ferdinand, die Gesandtschaft der Juden abzuweisen (1846). Das Jahr darauf malte er Heinrich VIII. mit Anna Boleyn im Parke; den festlichen Empfang des Columbus nach seiner Rückkehr aus Amerika (figurenreiche Composition); den Puritaner, der seine Tochter vor einem Madonnenbild überrascht. Dem J. 1848 gehört ein großes Schlachtenbild an: die Erstürmung Mexicos durch Ferdinand Cortez. Nachdem noch 1849 das Bild: Karl I. unterzeichnet das Todesurtheil des Grafen Strafford, entstanden war, machte er in dem nächstfolgenden Werke einen glücklichen Wurf, indem er sein berühmtestes Bild, Washington's Uebergang über den Delaware am 25. Dec. 1776, componirte und ausführte. Es fand überall eine sehr günstige Aufnahme, Leutze mußte es zweimal hintereinander malen, auf der berliner Ausstellung erhielt er dafür die große goldene Medaille. Es wurde von Paul Girardet in größtem Format gestochen. Kein geringes Verdienst um Düsseldorf, na-

mentlich die dortige Künstlerschaft, hat sich Leutze damit erworben, daß er durch seine Bemühungen den «Malkasten» ins Leben rief. Im J. 1851 unternahm er eine Reise nach Amerika, kehrte aber bald zurück. Zu seinen hervorragendsten Schöpfungen nach 1852 gehört: die Schlacht bei Monmouth, in welcher Washington das fliehende amerikanische Heer zum Stehen bringt und zum Siege führt. Es ist des Meisters umfangreichstes Bild, voll Leben und Wahrheit; ferner: Abfahrt des Columbus aus dem Hafen von Palos; ein phantastisches Bild, die Rose der Alhambra nach Irving's Novelle; das mit großem Lobe aufgenommene Bild: Cromwell's Besuch bei Milton (gestochen von Fr. Dinger); Karl's II. letztes Festessen (1856). Auch das nächste Jahr entstanden wieder mehrere Bilder, darunter: die Rückkehr Friedrich's II. (als Kronprinz) aus der Haft zu Spandau. Am fleißigsten durchgeführt ist das Bild: Heinrich VIII. wird von der Anna Boleyn überredet, den Cardinal Wolsey zu entlassen; es machte in München, wo es 1858 ausgestellt war, großes Aufsehen. In diesem Jahre erhielt der Meister vom preußischen Könige den Professortitel. Das folgende Jahr siedelte er nach Amerika über, da er den Auftrag erhielt, im Capitol zu Washington große Gemälde auszuführen. Er stellte eine Gruppe von Auswanderern vor, die auf der Höhe eines Gebirges angelangt, das Land vor sich ausgebreitet sehen, das nun ihre Heimat werden soll. Ein zweites Bild daselbst kam nicht mehr zur Ausführung, da der Künstler durch den Tod daran verhindert wurde. Neben dem Wandbilde im Capitol malte er das Mädchen von Saragossa, Königin Elisabeth im Gefängniß vom Erzbischof Cranmer besucht, die lustigen Weiber von Windsor und andere mehr. Im J. 1863 besuchte er noch einmal Deutschland, um seine in Düsseldorf zurückgebliebene Familie abzuholen. Der Künstler war auch als Bildnißmaler sehr geschätzt; zu seinen besten Werken dieser Gattung gehören die Bildnisse des Präsidenten Lincoln, des Generals Grant, ein lebensgroßes Bild Washington's u. a. Leutze huldigte dem Naturalismus, doch verfiel er nicht auf die Abwege, auf die diese Kunstrichtung leicht führt; sein ausgesprochener feiner Farbensinn, der stets auf das Harmonische der Composition gerichtet war, rettete ihn von allen Gefahren des Ungeschmacks und des crassen Materialismus. Ein Gehirnschlag bereitete seinem äußerst thätigen Leben am 11. Juli 1868 zu Washington ein plötzliches Ende. *(J. E. Wessely.)*

LEVAILLANT (François), französischer Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländischen Guyana von französischen Aeltern geboren. Von Kindheit an zeigte er einen leidenschaftlichen Hang zum Studium der Naturgeschichte, insbesondere der Ornithologie. Weder eigentlich wissenschaftlich noch für ein sonstiges Gewerbe sich bildend, schweifte er fortwährend in den Wäldern umher, wo er Vögel aufsuchte, um sie auszustopfen. In Europa wuchs noch sein Eifer, durch Reisen in die entferntesten Länder seine Kenntnisse zu vermehren. Im J. 1778 kam er mit einer ansehnlichen Sammlung Naturalien nach Amsterdam, wo er an dem Ornithologen Temmink (Vater des Zoologen Konrad Jakob Temmink) einen Gönner fand, der ihm die Sammlung abkaufte und seine Pläne aufs kräftigste unterstützte, indem er sich von ihm eine wesentliche Bereicherung seiner bedeutenden naturhistorischen, vorzüglich ornithologischen Sammlungen versprach. Von Temmink veranlaßt, wendete sich Levaillant 1780 zuerst nach dem Cap der Guten Hoffnung, von wo aus er ins Innere Afrikas vordrang. Die Sammlungen, welche er auf diesem ersten Ausfluge, der drei Jahre gedauert, angelegt hatte, gingen aber größtentheils verloren, indem das Schiff, auf welchem sie nach Holland verladen waren, von den Engländern angegriffen und infolge des Gefechts in Brand gesteckt wurde. Mit Unterstützung Temmink's unternahm Levaillant 1783 eine zweite Reise, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden Karavane nach den nördlich von der Capcolonie gelegenen Ländern richtete. Unüberwindliche Schwierigkeiten gestatteten ihm aber nicht, seinen abenteuerlichen Zug so tief ins Innere Afrikas fortzusetzen, als er gewünscht hatte. Immerhin jedoch war das Ergebniß dieser Reise Levaillant's für die Naturgeschichte bedeutend genug. Nach seiner Rückkehr (1785) beschrieb er seine Reisen in zwei interessanten und, abgesehen von manchen Uebertreibungen, auch einzelnen Irrthümern, werthvollen Werken: «Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne-Espérance pendant 1780—83» (Paris 1790; 2. Aufl. 1798, mit 20 Kupfern) und «Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique 1783—85» (Paris 1796; 2. Aufl. 1803; beide Werke neu herausgegeben von Orse, 1855, 2 Bde.). Sie wurden von Reinhold Forster ins Deutsche übersetzt. Außerdem schrieb er: «Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique» (6 Bde., Paris 1796—1812); «Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes» (1801—4); «Histoire naturelle des cotingas et des todiers» (1804); «Histoire naturelle des perroquets» (2 Bde., 1801—5); «Histoire naturelle des oiseaux de paradis» (1803—16) und «Histoire naturelle des calaos» (1804). Trotz seiner Leistungen erhielt Levaillant nie eine Anstellung und wurde auch nicht Mitglied der Akademie. Er starb zu Sézanne in der Champagne am 22. Nov. 1824. *(W. Cramer.)*

LEVANA. Die römischen Indigitamenta, eine auf den König Numa zurückgeführte Sammlung von alterthümlichen Gebetsformeln, nannten eine große Zahl von untergeordneten Gottheiten (numina), welche sich bei verschiedenen Veranlassungen des menschlichen Lebens (ähnlich den Engeln der christlichen Anschauung, *Tertull.* de anima 37) als wirksame, hülfreiche Mächte erwiesen und um Schutz und Hülfe angerufen wurden. So betete man um gnädigen Beistand zur Dea Levana, wenn das neugeborene Kind dem Vater zu Füßen gelegt ward, damit er es vom Boden aufnehme (levare), zum Zeichen der Anerkennung und der Absicht, es zu pflegen und zu erziehen (*Augustin* de C. D. 4, 11). *(H. W. Stoll.)*

LEVANTE ist ein aus den Jahrhunderten der mittelalterlichen See- und Handelsherrschaft Italiens sich herschreibender italienischer Ausdruck, mit welchem im allgemeinen die im Osten von Italien gelegenen Küstengebiete des Mittelmeeres in dessen weitester Bedeutung sammt den dazu gehörigen, der alten und mittelalterlichen Geographie bekannten Hinterländern bezeichnet werden. Das Wort, zu welchem sole zu ergänzen, bedeutet die aufgehende Sonne, danach den Osten, und ist begriffsverwandt mit dem griechischen ἀνατολή, welcher Ausdruck wenig früher als Gesammtbezeichnung der vom Bosporus und der Propontis beginnenden oströmischen Länder in Konstantinopel aufkam, wie auch die Türken ihr dem Griechischen nachgebildetes Anadolu immer auf ihr gesammtes nicht-europäisches Gebiet bezogen haben. In dieser Auffassung fällt also der griechisch-türkische Ausdruck mit dem italienischen zusammen, während, der westlichern Lage Italiens entsprechend, der letztere weitergreifend ist und sich auch auf die Balkanhalbinsel mit Ausnahme des ethnographisch und politisch zu nahe stehenden Dalmatiens bezieht. Indem wir hier, von Westen anfangend und nach Osten vorschreitend, die wichtigsten geographischen Punkte der Levante aufzählen, machen wir von vornherein auf das häufige Vorkommen italianisirter Formen von Ortsnamen aufmerksam, in denen, wie in dem Worte Levante selbst, das Verdienst der italienischen Handelsrepubliken um die Länderkunde des civilisirten Europa auch jetzt noch seinen Ausdruck findet.

Zunächst Albanien mit den Küstenstädten Durazzo und Valona, dann die Insel Korfu, der Busen von Lepanto mit den vor ihm liegenden Inseln Sta.-Maura, Cefalonia und Zante, die Halbinsel Morea (Peloponnes), die Golfe von Aegina und Petali mit Athen; die Cykladischen Inseln mit Santorino, Naxia, Syra (Hermupolis), Tino u. s. w.; Kreta, nach der auf der Nordseite liegenden Hauptstadt Candia genannt; Negropont, aus Ewripo (Euripos), gesprochen Egripo; die nördlichen Sporaden, Thessalien und Makedonien mit der Chalkidischen Halbinsel, die südthrakische Küste mit Kawála, Enos, den thrakischen Inseln, der Dardanellenstraße, dem Marmarameer, Konstantinopel und dem Bosporus; die sämmtlichen Küsten des Schwarzen Meeres mit Sinope, Samsun, Kiresûn (Kerasunt), Trapezunt auf der südlichen, Anapa, Kertsch, Sewastopol auf der nördlichen und Warna, Burgas u. s. w. auf der westlichen Seite; ferner die buchtenreiche Westküste Kleinasiens mit den Küstenstädten Nikomedien, Smyrna, Scalanuova und den vorliegenden Inseln Metelino, Scio, Samo, Rodo u. s. w.; die kleinasiatische Südküste mit Adalia und Adana, die Insel Cypern, das syrisch-palästinensische Küstenland mit Alexandrette, Antakja, Latakja, Tripoli, Beirut, Akja, Jafa, mit den großen Binnenstädten Mossul, Aleppo (Haleb), Damascus, Jerusalem, Bagdad, endlich Aegypten mit den Seestädten Damiette (Damiat), Rosette (Raschid), Alexandrien und oberhalb des Nildelta Kairo. Wegen einer gewissen Analogie der äußern Verhältnisse sind dieser Aufzählung noch die allerdings nicht im Osten Italiens liegenden sogenannten Barbareskenstaaten Nordafrikas Tripolis, Tunis und Algier beizufügen.

Wie man aus dieser Aufzählung ersieht, liegt dem geographischen Begriff der Levante die römische orbis terrarum, soweit sie sich über die Osthälfte des Mittelmeeres erstreckte, zu Grunde. Weil aber jener Begriff sich in einer Zeit entwickelte, wo nordische Barbarenvölker in den Culturländern des europäischen Südens und Westens die Herrschaft gewonnen hatten, und, so weit die Macht derselben reichte, der Uebergang in eine neue Zeit die Auflösung des Altbestehenden bedingte, so ist es natürlich, daß sich das Interesse an Aufrechterhaltung der fernen Handelsverbindungen vorzugsweise in den Seestädten Italiens, als des zwischen Osten und Westen die Mitte einnehmenden Landes, äußerte, und daß, da nur ein Verkehr zur See möglich war, vornehmlich die Küsten der zu besuchenden Länder in Frage kamen. Es war dabei von Bedeutung, daß diese Küsten zu großem Theil mit den Gaben der Natur reich ausgestattet sind und in ihren Städten die Gewerbthätigkeit und Cultur des Alterthums noch lange Zeit aufrecht zu erhalten wußten, sodaß die commercielle Leistungsfähigkeit der von ihnen vertretenen Hinterländer nur einen Theil ihrer Vorzüge bildete. Den Verkehr also, in welchen während der Jahrhunderte der römischen Weltherrschaft die römischen Länder sich hineingelebt hatten, und welcher nachher durch die Theilung des Reichs und die im Westen dieser bald folgenden germanischen Staatenbildung dem Untergange preisgegeben schien, fühlte Italien in sich den Beruf zur See fortzusetzen, und wenn bei dem Austausch der Beziehungen nur der Osten, die Levante, als geschlossenes Ganzes gedacht wurde, so ist zu berücksichtigen, daß, als diese Handelsthätigkeit begann, jene Länder noch unter einem Scepter vereinigt waren, und daß, als der Islam schon mehrere Länder abgerissen, die Erinnerung an die geschichtliche Zusammengehörigkeit sich lange nicht verwischen ließ. Neben der commerziellen hatte der Verkehr nach der Levante auch seine politische und culturhistorische Seite. Nicht allein an Gewerbthätigkeit, sondern auch an Kunst und Wissenschaft war der Osten dem Westen weit überlegen, und die italienischen Städte, welche an der überseeischen Verbindung festhielten, fanden es in ihrem Interesse, auch für eine — allerdings ihrer Autonomie wenig Abbruch thuende — Oberherrschaft des römischen Kaisers einzustehen und sich durch dieselbe der germanischen Landesherrschaften, der Gothen, der Longobarden, Franken, nach Kräften zu erwehren. Dies Interesse ermöglichte dem Kaiser Justinian seinen Versuch, die Reichseinheit wieder herzustellen, und eine in den ersten Jahrhunderten dieser Handelsbewegung besonders hervorragende süditalienische Stadt, Amalfi, war es, welche zuerst von Konstantinopel das Corpus juris Justinianei herüberholte und bei sich einführte.

Für die Bedeutung der Levante kam daneben auch die Idee der religiösen Verdienstlichkeit der großen Pilgerfahrt oder des Besuchs der sogenannten heiligen Stätten, d. h. der Oertlichkeiten des Lebens und Leidens Jesu

Christi in Palästina, in Betracht. Auch hier setzte das Mittelalter etwas schon im Alterthum Bestehendes fort, denn das christliche Pilgerthum war eine Folge des jüdischen, welches in classischer Zeit blühte und unfehlbar eine commerzielle Seite hatte, seitdem, wie man nicht bezweifeln kann, die phönizische Nation mit ihren zählebigsten Bestandtheilen in dem jüdischen Volksthum aufgegangen war. Mag man sich den Ideenkreis des nach Jerusalem wallfahrtenden Occidentalen noch so beschränkt vorstellen, jedenfalls lernte er im Orient eine höhere Cultur und ein verfeinertes Leben kennen und schätzen. Durch die Mittheilungen der Heimgekehrten entstanden neue Luxusbedürfnisse, deren Befriedigung dem levantinischen Handel der italienischen Städte, welche auch den Personenverkehr besorgten, zugute kam.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Handels war, daß er nicht von einzelnen Geschäftshäusern, ja nicht einmal von einer Gilde im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern von dem Gemeinwesen selber, oder doch von einer sich mit dem Gemeinwesen identificirenden Corporation betrieben wurde, sodaß die durch ihn erzielten Reichthümer sich fast unmittelbar in politische Macht des Heimatstaats umsetzten, während sein Rückgang mit Ohnmacht desselben Hand in Hand ging. Es kamen hier hauptsächlich Pisa, Genua und Venedig in Betracht, und nach dem frühen Niedergange Pisas die beiden letztgenannten, welche, sich eifersüchtig einander bekämpfend und schädigend, jedes für sich zu staatlicher Unabhängigkeit und Blüte gelangten. Der levantinische Handel war demnach gewissermaßen ein Staatsunternehmen und genoß als solches eines Schutzes, welcher wieder, den in den Ostländern vorgefundenen staatlichen Verhältnissen entsprechend, eine besondere Gestaltung annahm. Das oströmische Kaiserreich konnte selbst in den Zeiten seines Glanzes nicht zu fest consolidirten innern Zuständen gelangen, und während auf dem Boden der Balkanhalbinsel südslawische Ansiedler eine Provinz nach der andern dem Reiche entfremdeten, während im Osten Syrien und Aegypten an die Araber und Kleinasien an die seldschukischen Türken verloren ging, gewährte nicht einmal die Hauptstadt dasjenige Maß von gesetzlicher Sicherheit, dessen eine fremde Kaufmannschaft zu ihrem Gedeihen bedurfte. Da nun aber der kaiserlichen Regierung an der Fortdauer dieser vortheilhaften Handelsbeziehungen viel gelegen war, so gelang es den italienischen Staaten, dieselbe zu weitgehenden Zugeständnissen zu bewegen, nach welchen die Fremden selber Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen befugt waren und gleichsam einen Staat im Staate bildeten.

Das bemerkenswertheste Ergebniß dieser Selbständigkeit war die in Galata, dem an der Nordseite des Goldhorns gelegenen Stadttheil von Konstantinopel, erbaute genuesische Festung; wie viele kleinere Forts die Genuesen an wichtigen Landungsstellen der Küste des Schwarzen Meeres besaßen, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß der Ausdruck Genuesenburg, auf türkisch Dschenowiskalassi, in den Küstenländern türkischer Zunge zu rein appellativer Geltung für unser Ritterburg gelangt ist. Die ursprünglichen Factoreien bildeten sich unter solchem Schutze zu förmlichen Handelscolonien aus, welche, lediglich von dem Mutterlande abhängig, sich selber verwalteten und nur durch ihren Obmann, den Bailo (Bailli), mit der Landesbehörde verkehrten. So entstand in den Küstenstädten des Orients die sogenannte levantinische Bevölkerung, italienische und überhaupt westeuropäische Ansiedler, vor dem Schisma durch die lateinische Agende, nachher aber durch Festhalten am römischen Katholicismus gegen ein Aufgehen in der sie umgebenden griechischen Bevölkerung geschützt, als verschlagen und eigennützig verrufen, aber durch Localkenntniß dem fremden Handel mächtig Vorschub leistend.

Auch für das Entstehen und die Ausführung der Idee einer Befreiung des Heiligen Grabes vom Islam und Eroberung Jerusalems sind die durch den levantinischen Verkehr gewonnenen Erfahrungen nicht gering anzuschlagen. Neben ihren religiösen Zielen gingen die Kreuzfahrer von Anfang an darauf aus, sich der gegen das damalige Europa an Cultur vorgeschrittenen levantinischen Länder zu bemächtigen; ja die Ländergier trat allmählich in den höheren Kreisen gegen die religiösen Interessen durchaus in den Vordergrund, weshalb denn auch die auf Eroberung gerichteten Unternehmungen sich bald nicht mehr auf islamitische Länder beschränkten, sondern vielmehr alle levantinischen Küstengebiete ohne Rücksicht auf nähere und entferntere, auf thatsächliche oder blos historische Zubehörigkeit zu dem oströmischen Kaiserreiche die Habsucht der fränkischen Ritterschaft reizten. Diese Bewegung, welcher nach dem Vorgange des aus der Eroberung von Richard Löwenherz gegen Isaak den Komnenen hervorgegangenen Königreichs Cypern eine Menge unabhängiger Herrschaften auf dem Peloponnes, in Attika, Thessalien, Epirus u. s. w., namentlich aber auf den griechischen Inseln ihren Ursprung verdankte, gipfelte in der Errichtung des lateinischen Kaiserreichs von Konstantinopel, bei welcher die Handelsrepublik Venedig eine hervorragende Rolle spielte. Diese Schöpfung war nicht lebensfähig, gleichwol trug sie dem bald wieder zur Geltung kommenden griechischen Kaiserthum dauernde Zerrüttung ein. Im 14. und 15. Jahrhundert machten die Eroberungen der Osmanen dem griechischen Reiche und im 16. Jahrh. den fränkischen Inselherrschaften ein Ende, sodaß nunmehr alle Länder der Levante wieder einem einzigen Herrscher gehorchten. Den durch den Verkehr dahin so mächtig gewordenen italienischen See- und Handelsstaaten, welche schon durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und diejenige Amerikas große Einbuße erlitten hatten, gab das Aufblühen der osmanischen Monarchie einen gewaltigen Stoß; in den Ländern, wo ihre Bürger als privilegirte Gäste und fast als Gebieter aufgetreten waren, sollten sie nunmehr um Duldung und precäre Verkehrsbefugnisse sich bemühen. Indessen war der Austausch der beiderseitigen Landeserzeugnisse so für den Osten wie für den Westen zu sehr zum Bedürfniß geworden, als daß diese Beziehungen ganz hätten untergehen können; auch sehen wir, daß allmählich die alten Formen den neuen Verhältnissen

angepaßt wurden. So gelangte denn in der osmanischen Monarchie der Grundsatz wieder zur Geltung, daß dem Europäer in der Levante eine Ausnahmestellung gebühre. Die Pforte verzichtete darauf, ihn zum Eintreten in den Rajahstand zu nöthigen; er sollte als Musafir, als Gast, betrachtet werden und darum auch keinen Grundbesitz in der Türkei erwerben können, aber er durfte gegen Entrichtung hoher Zölle für Ein- und Ausfuhr seine Geschäfte betreiben. Gleichwol lastete die allgemeine Unsicherheit der Rechtsverhältnisse schwer auf diesen Beziehungen; die sorgfältigste Vertragstreue sicherte den Fremden nicht gegen die sogenannten Avanien, d. h. willkürlich von den türkischen Machthabern erpreßten, oft sehr erheblichen Beträge an Geld und Waaren. Die Zustände waren der Art, daß Jahrhunderte lang europäische Frauen nicht in den Orient ziehen konnten. Die Geschäfte wurden durch Factoreien besorgt, zu welchen die italienischen Staaten oder Städte gewandte und gebildete, meistens den Adels- und Patricierfamilien angehörige, junge Männer aussandten, um an dem Orte ihrer Bestimmung in einem ihnen von der türkischen Behörde angewiesenen Khan, d. h. einen festungähnlichen Einkehr- und Lagerhause, zusammen zu wohnen und daselbst sowohl ihre importirten Waaren als Grossisten (Detailhandel war ihnen versagt) feilzubieten, wie auch die für den Export angekauften Gegenstände aufzustapeln. Ursprünglich war dies nur in zu Schiffe erreichbaren Küstenplätzen möglich, welche man unter dem Namen le Scale, die Treppen, d. h. Landungsbrücken, Anfurten, zusammenfaßte, und welchen erst später einige binnenländische Plätze, vor allen Aleppo, beigesellt wurden. Aus Scale machten die Franzosen ihr so bekannt gewordenes les échelles du levant. Die Factoreien bildeten eine festgeschlossene Corporation unter einem ursprünglich selbstgewählten und nur von der heimatlichen Obrigkeit bestätigten Obmann, welcher bei den sich kreuzenden Privatinteressen der Mitglieder Recht zu sprechen und einerseits die Verbindung mit der Regierung des Mutterlandes aufrecht zu erhalten, andererseits aber die staats- und civilrechtliche Vertretung der türkischen Behörde gegenüber zu besorgen hatte. Theils zu eigener Schadloshaltung und theils auch zur Bestreitung gemeinsamer Ausgaben (unter denen die Avanien eine große Rolle spielten) hatte derselbe das Recht, von seinen Justiciabeln Abgaben zu erheben. Eine solche Corporation nannte sich, weil von fremdem Volk umgeben, die Nation ihres Heimatlandes (also z. B. la nazione veneziana di Aleppo); der von ihr erwählte Obmann erhielt mit allmählicher Ausmerzung des mittelalterlichen Bailo den durch das Studium des Alterthums bekannten und beliebten, in Italien auch oft dem Bürgermeister gegebenen Titel Consul. Die unter den Byzantinern ausgebildete Idee einer autonomen, republikanisch regierten Colonie auf levantinischem Boden lebte demnach in den Factoreien wieder auf und schuf für die Existenz dieser bestimmte Formen, in welche Frankreich und die atlantischen Handelsstaaten, England und Holland, als sie den Italienern im Orient Concurrenz zu machen und ebenfalls ihre Factoreien auszusenden anfingen, einfach einzutreten sich genöthigt sahen. Als die Stellung des fremden Unterthanen auf dem türkischen Gebiet in sich zusammenfassend, wurden die Rechte und Befugnisse des Consuls schon früh zum Gegenstande politischer Verhandlungen mit der Pforte gemacht und das Ergebniß dieser in den sogenannten Capitulationen, den mit der Pforte abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsverträgen, niedergelegt, während sich allmählich auch das Bestätigungsrecht der heimatlichen Regierung in ein Ernennungsrecht verwandelte. Der levantinische Handel ist somit als Prototyp des internationalen Geschäftsverkehrs überhaupt anzusehen; aus ihm hat sich das für die freundschaftlichen Beziehungen der Völker so wichtige Consulatswesen entwickelt, welches, andere Verkehrsformen im Auslande zurückdrängend, sich an allen für den Handel in Betracht kommenden Stellen unseres Erdreichs eingebürgert hat. Für die Fragen der Jurisdiction im Auslande, der bedingten und unbedingten Exterritorialität, der Import- und Exportverhältnisse, sind die in der Levante gemachten Erfahrungen vorwiegend maßgebend gewesen.

Bei der mehr als tausendjährigen Dauer dieser Beziehungen versteht es sich von selbst, daß die Objecte des Handels großen Wechseln unterworfen waren. Dasselbe gilt von seinen geographischen Beziehungen; in beiden spiegelt sich ein Theil der politischen und Culturgeschichte unsers Globus wieder. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Blüte des Levantinismus auf bestimmten Voraussetzungen innerhalb der ein für allemal feststehenden Verhältnisse beruhte, sodaß jede Veränderung, auch die durch allgemeinen Fortschritt hervorgerufene, nur störend wirken konnte. So lange die Schiffahrt auf niedriger Stufe stand und der internationale Waarenverkehr der Hauptsache nach auf den Karawanentransport hingewiesen war, mußten thatsächlich nicht blos Mesopotamien und Arabien, sondern auch Persien, Indien und selbst das ferne China als Hinterländer der levantinischen Küsten gelten, wie denn schon im Augusteischen Zeitalter die Gewürze Indiens und die Seidenstoffe Chinas zusammen mit dem tyrischen Purpur als syra merx auf dem römischen Markte erschienen. Wir wissen, welcher Werth zur Zeit des Kaisers Justinian auf die Einführung der Seidenzucht in die oströmischen Länder gelegt wurde; in ähnlicher Weise dürfte sich manche andere kunstgewerbliche Production des fernen Ostens, wie diejenige von farbigem Glase, von Porzellan, von feinen Baumwollstoffen, in Syrien eingebürgert haben. Solche theilweise Verschiebungen veränderten aber die Zustände nur wenig; Syrien und Kleinasien blieben die durch ihre Lage prädestinirten Vermittler des westöstlichen Verkehrs und genossen infolge dessen einer dem Aussaugesystem der römisch-byzantinischen Provinzialverwaltung und sogar der mohammedanischen Eroberung erfolgreich Widerstand leistenden Wohlhabenheit. Die durch die Kreuzfahrten nach Syrien und Aegypten geführte Aristokratie der gesegnetsten und vorgeschrittensten Länder Europas lernte, wie bereits angedeutet, daselbst an Hausrath, Gewändern,

Teppichen, Waffen, Erzeugnissen der Bodencultur und des Gewerbfleißes, an Nahrungsmitteln einen Luxus*) kennen, der ihr bisher fremd gewesen war und welcher die neu gewonnenen Gebiete so begehrenswerth erscheinen ließ, daß darüber das Heimatland gern aufgegeben wurde. So werden denn auch unter den damals vom Abendlande aus der Levante bezogenen Artikeln außer Gewürzen und medicinischen Droguen meistens vollendete Fabrikate, schwere Seidenstoffe, Posamentierarbeiten in Wolle und Seide, Stickereien, feine Sattlerarbeiten, Teppiche und Klingen erwähnt, wozu sich später noch feine Weine, wie der cypriotische (Commanderia, Cyperwein) und der sehr beliebte Malvasier, d. i. der von Monembasia, dem Hauptausfuhrhafen des Peloponnes versandte Wein gesellte. Bei der geringen Entwickelung der westländischen Production müssen wir annehmen, daß die Zahlung im Anfange der Hauptsache nach in baarem Gelde, und zwar byzantinischen Goldstücken, erfolgte. Die große, durch die Kreuzzüge hervorgerufene geistige Bewegung aber, die Einführung der städtischen Gewerbezünfte und andere Gründe mehr gewährten bald der künstlerischen und industriellen Entwickelung Europas einen solchen Aufschwung, daß das Geschäft mehr und mehr die Formen eines Austausches annahm. Noch viel mehr wurde die commerzielle Lage des Orients durch die im Laufe des 15. Jahrh. vollzogene Verlegung des Weltverkehrs vom Mittelländischen nach dem Atlantischen Meere benachtheiligt. Wie schon bemerkt, ist darin der vornehmlichste Grund des Rückgangs der levantinischen Länder zu sehen, obwol wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die unverständige Handelspolitik des Osmanischen Reichs, die inneren Wirren, denen dasselbe seit dem Beginn des 17. Jahrh. zur Beute fiel, und das als Nachgeschmack der Kreuzzüge auf dem Mittelmeere sich breit machende Korsarenthum viel zum industriellen und commerziellen Ruin der Levante beitrug. Zur Zeit Ludwig's XIV. wurde nach Frankreich Baumwolle, gewoben und als Gespinst, Pottasche, Weizen, Gerste, Kaffee, Drogueriewaaren, darunter namentlich Galläpfel und die damals von den Aerzten so viel verordneten Sennesblätter, aber auch Gummi, Rosinen, Feigen, Pistazien, Mandeln, endlich damascener Seidenstoffe, aber ungleich mehr Seidengespinst aus dem Libanon, d. h. im wesentlichen statt der früheren Fabrikate Rohstoffe und Halbfabrikate, ausgeführt, wogegen Frankreich Pfeffer (früher lediglich aus der Levante bezogen), Gewürznägelein, Farinzucker, Farbstoffe, wie Cochenille und Brasilienholz, viele Tuche und wenig Kurzwaaren in die Türkei importirte. Die occidentalische Industrie hatte die orientalische weit überholt, und dem europäischen Handel ermöglichten die transatlantischen Verbindungen die Versorgung der Levante mit Artikeln, welche sie früher für sich und den Occident von den Küsten des Indischen Meeres bezogen hatte. Abermals zwei Jahrhunderte weiter finden wir die inländische Fabrikation noch viel mehr zurückgegangen; von Seide werden Stoffe nur noch als Curiositäten, auch Gespinste nur wenig, dagegen massenhaft die Cocons ausgeführt, die Landesfabrikation in Wolle und Baumwolle liefert nur mehr die Stoffe zur altherkömmlichen Bauerntracht, während rohe Wolle und Baumwolle viel nach Europa geht, die europäischen Stoffe in Baumwolle, Wolle und Seide haben den gesammten Markt erobert. In gleicher Weise hat sich die einheimische Industrie von Schuster-, Schneider-, Sattler-, Posamentier-, Kupfer- und Messingarbeiterwaare auf das enge Feld des orientalischen Specialbedürfnisses zurückgezogen, während sie in manchen Artikeln, wie Porzellan, Steingut und Glaswaaren, durch auswärtige, für den Orient arbeitende Fabriken völlig zu nichte gemacht worden ist. Unerreicht steht dagegen noch immer die kleinasiatische und persische Teppichwirkerei da, auch leistet das Kunstgewerbe Konstantinopels in Stickereien, in Thonwaaren, in Elfenbein-, Korallen-, Ebenholz- und Schildkrotarbeiten Vorzügliches. Im allgemeinen aber ist der levantinische Handel zu einem Austausch der Rohproducte des Orients gegen die Artefacte Europas geworden, wobei nur zu erinnern, daß von jenen Rohproducten verschiedene, wie das Opium, die Feigen und Rosinen Kleinasiens, der Meerschaum ebendaher, die Pistazien von Aleppo, Taback von Macedonien und Syrien, Wein von Cypern, in gleicher Qualität nur eben von da bezogen werden können und demnach keine Concurrenz zu fürchten haben, während andere, wie Olivenöl, Cerealien, rohe und gegerbte Häute, Valonea, wegen ihrer Quantität jahraus jahrein einen großen Werth darstellen.

Zu seinem, auf besondern Verhältnissen beruhenden früheren Glanze wird der levantinische Handel ebenso wenig zurückkehren, wie auch bei sorgfältigster Administration das öde Hochplateau Lykaoniens und die wasserlosen, verbrannten Flächen der alten Auranitis sich nicht wieder mit reichen Städten übersäen werden. Nichtsdestoweniger ist jener Handel, welcher seit dem Krimkriege einen bedeutenden Aufschwung erfahren, weiterer Entwickelung fähig und dürfte eine wichtige Quelle der Wohlhabenheit für die occidentalischen industriellen Productionsländer bleiben. *(G. Rosen.)*

LEVENSAU. Die Levensau (1318: Levoldesaue), ein in der Geschichte Schleswig-Holsteins oft genanntes Flüßchen, hat ihren Ursprung in dem Gute Warleberg und ergoß sich früher durch ein tiefes Thal bei Holtenau in den Kieler Busen. Eine alte Landwehr, die an der Grenze des Herzogthums Schleswig entlang lief, verband die Au mit dem Flemhudersee. Noch zur Zeit der Könige Christoph II. und Hans war sie so tief, daß auf ihr Schiffahrt betrieben werden konnte. Um die Fahrt von der Eider, dem Flemhudersee nach dem Kieler Busen zu erhalten, dachten Christian IV. und V., der eine 1631, der andere 1642, einen schiffbaren Kanal anzulegen; schon 1692 konnte die Levensau kaum noch kleine Jachten tragen, und im Anfang des 18. Jahrh. war sie so seicht

*) Unter anderm führt der Mönch Brocardus (Ende des 13. Jahrh.) den «so wohlschmeckenden und der Gesundheit so zuträglichen Zucker» und «köstliche Confituren» (electuaria valde preciosa) an, welche in Akka für den Export nach Europa bereitet wurden.

geworden, daß sie an den Brückenpässen, bei Holtenau, Knopp und andern durchwatet werden konnte. Der alte Plan, die Eiderverbindung aufrecht zu halten, wurde durch den Bau des Schleswig-Holsteinischen Kanals (1777—84) verwirklicht und das Thal der Levensau bis zur Höhe der früheren Landwehr dazu benutzt. Auch der Nordostseekanal wird die gleiche Linie von Holtenau an einschlagen. — Die Levensau bildete die alte Grenzscheide beider Herzogthümer; nach dem Freiheitsbrief vom J. 1422 waren die Holsten nur bis an die Levensau zum Heeresdienst verpflichtet gegen Dänemark. Als die alten Landesversammlungen und Gerichtstage zu Urnehoved und Bornhoved, die Christian I. noch 1460 bestätigt hatte, zurücktraten, und durch die Vereinigung beider Lande durch Adolf VIII. die ständischen Landtage deren Stelle einnahmen, wurden die Zusammenkünfte für politische Angelegenheiten sehr häufig an der Grenzscheide, an der Levensau, abgehalten. Hier mußte die Huldigung des neuen Landesherrn stattfinden, wie denn z. B. 1465 auch Graf Gerd zu Oldenburg die Bevollmächtigten der Städte dorthin beruft. Zum letzten mal wurde hier ein Landtag 1568 im October durch Friedrich II. abgehalten. Seitdem begann man dieselben in die Städte zu verlegen, wozu seit 1524 schon Flensburg und Kiel bestimmt waren. Indeß entschuldigten sich die königlichen Commissare noch im J. 1588, daß zur Huldigung, wie herkömmlich, nicht die Levensau ausersehen sei «wegen der Winterszeit und wegen des Unwetters und wegen allerlei Sachen und Handlungen, die bei solchen Zusammenkünften vorfallen und sich auf freiem Felde nicht verrichten ließen». Seitdem tritt die alte politische Bedeutung der Grenzau gänzlich zurück. Ihr Name ist seit dem Bau des Schleswig-Holsteinischen Kanals nur noch in einer zum Dorfe Suchsdorf gehörigen Stelle, an der Chaussee von Kiel nach Eckernförde und an der Zugbrücke über den Kanal belegen, erhalten. *(A. Sach.)*

LEVER (Charles James), irischer Romandichter, geboren zu Dublin am 31. August 1809, war der Sohn eines Architekten. Nachdem er am Trinity-College zu Dublin, dann zu Göttingen Medicin studirt und an beiden Universitäten die Doctorwürde erlangt hatte, reiste er nach Amerika und hielt sich eine Zeit lang bei Indianern auf, deren Kleidung und Lebensweise er annahm und bei denen er mancherlei Abenteuer erlebte, die er später in «Con Crepus Crogan» und in «Arthur O'Leary» erzählte. Nach seiner Rückkehr nach Irland 1832 wurde er, während daselbst die Cholera wüthete, zum Arzt eines dortigen Districts ernannt und im J. 1837 der englischen Gesandtschaft zu Brüssel als Arzt zugetheilt. Im J. 1837 erschienen von ihm: «Harry Lorrequer», «Charles O' Malley» und «Jack Hinton». Diese Erzählungen sind größtentheils nach persönlichen Erlebnissen des Verfassers oder nach Erzählungen von Ereignissen, die er in Irland und dann in Brüssel sammelte, zusammengestellt. Sie zeichnen sich aus durch lebhafte Darstellung, scharfe Charakteristik und besonders durch einen eigenthümlichen übersprudelnden Humor. Zu ihrer weiten Verbreitung trugen jedoch die congenialen Illustrationen von H. N. Browne viel bei. Von 1842 bis 1845 führte Lever die Redaction des «Dublin University Magazine». Nach Aufgabe dieser Stellung verließ er Irland und ließ sich schließlich nach weiten Wanderungen in Florenz nieder. Im J. 1858 ernannte Graf Derby Lever zum Consul in Spezzia. Während seiner Reisen auf dem Continent ändert sich seine Behandlung des Romans beträchtlich. In den frühern Schriften wurden hauptsächlich die komischen Seiten des irischen Lebens dargestellt, in den spätern, wie «The Daltons», «The Dodd Family abroad» u. s. w. hauptsächlich das eigenthümliche Treiben der englischen Wanderer und der englischen Gesellschaft auf dem Continente. Die spätern Romane sind überhaupt besser angelegt als die frühern. Lever gehörte stets zur conservativen Partei, in spätern Jahren sprach sich ein besonders heftiger Torysmus in seinen Beiträgen zu «Blackwood's Magazine» und andern aus. Im J. 1867 wurde Lever von Spezzia nach Triest versetzt, wo er am 1. Juni 1872 gestorben ist. Vgl. Fitzpatrick, «The Life of Charles Lever» (London 1884.) *(W. Bentheim.)*

LEVERRIER (Urbain Jean Joseph), hervorragender französischer Astronom, wurde am 11. März 1811 zu Saint-Lô im Departement Manche als Sohn eines Domänenbeamten geboren. Den Schulunterricht genoß er zuerst in seiner Geburtsstadt, später in Caën und auf dem Collége de St.-Louis in Paris, wo er 1829 einen mathematischen Preis erwarb. Auf der Polytechnischen Schule, in welche er demnächst eintrat, zeichnete er sich derartig aus, daß ihm bei seinem Abgange im J. 1833 die Wahl seines ferneren Berufs freigestellt wurde. Er trat als Ingenieur in die Dienste der Tabackregie, bei welcher er zwei Jahre hindurch beschäftigt wurde. Später als Professor am Collége Stanislas wandte er sich chemischen Arbeiten zu und lieferte im J. 1836 zwei Abhandlungen «Sur les combinaisons du phosphore avec l'hydrogène», welche in den «Annales de Chimie» erschienen. Schon während seines Aufenthalts auf der Polytechnischen Schule hatte sich Leverrier's Interesse astronomischen Fragen zugewandt und er überreichte im J. 1839 der Akademie der Wissenschaften die Abhandlung «Mémoire sur les variations séculaires des orbites des planètes», welche ausführlich als Anhang zur «Connaissance des temps» für 1843 erschien. Diese Arbeit enthält die numerische Berechnung der Störungen der Planetenbahnen für Zeiträume von 100,000 Jahren vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung und lieferte in Zahlen den schon früher von Laplace und Lagrange theoretisch gegebenen Beweis, daß die Excentricitäten und Neigungen der Planetenbahnen nur innerhalb enger Grenzen periodische Veränderungen erleiden können, ein Umstand, durch den in Verbindung mit der Unveränderlichkeit der großen Achsen die Stabilität des Planetensystems für alle Zeiten gesichert ist. Eine zweite Abhandlung über denselben Gegenstand ist in der «Connaissance des temps» für 1844 enthalten. Im J. 1843 überreichte Leverrier der Akademie eine Abhandlung über die Theorie der Mercurs-

bewegung, welche für die Zukunft von Bedeutung wurde, indem die aus den Leverrier'schen Untersuchungen entstandene Hypothese eines intermercuriellen Planeten später die Astronomen mehrfach lebhaft beschäftigt hat. Im J. 1859 erfolgte eine neue Bearbeitung der Mercurstheorie und noch kurz vor seinem Tode beendigte Leverrier seine Untersuchungen über diesen Gegenstand. Seine Rechnungen hatten ihn zu der Ansicht geführt, daß eine in der Mercursbewegung aufgefundene unerklärte Störung von der Einwirkung eines der Sonne noch näheren Planeten herrühren könne, der bis dahin nicht bemerkt worden sei. Aus verschiedenen mehr oder weniger zuverlässigen Beobachtungen runder dunkler Flecke auf der Sonnenscheibe bestimmte er hypothetisch die Elemente des vermeintlichen Planeten und sagte für das Frühjahr 1877 einen Vorübergang desselben vor der Sonne voraus, welcher indessen nicht eintrat. In neuester Zeit besitzt die Hypothese Leverrier's, zu deren Aufstellung ihn jedenfalls auch die glückliche Auffindung des Neptun ermuthigte, wenig Anhänger mehr.

Vom J. 1843 an beschäftigten Leverrier zugleich eingehende Untersuchungen über drei periodische Kometen, von denen der erste aus dem Jahre 1770, der sogenannte Lexell'sche, durch die eigenthümlichen Störungen bekannt ist, welche er von dem Planeten Jupiter erlitt. Mit diesem Kometen hatten sich außer Lexell auch Laplace und Burckhardt beschäftigt, deren Berechnungen in des ersteren «Mécanique céleste» gegeben sind. Leverrier's Arbeiten wurden 1844 und 1848 der pariser Akademie vorgelegt, aber erst im J. 1857 im 3. Bande der Annalen der pariser Sternwarte ausführlich veröffentlicht. Weiter untersuchte er die Bahnen der Kometen von Faye (entdeckt am 22. Nov. 1843) und de Vico (entdeckt am 22. Aug. 1844) und ihre Beziehungen zu früher erschienenen Kometen. Er kam zu dem Schluß, daß beide vor langer Zeit durch die Anziehung des Jupiter an das Sonnensystem gefesselt wurden.

Im J. 1845 geschah es, daß Arago, der Director der pariser Sternwarte, Leverrier aufforderte, die Bearbeitung der Uranustheorie in die Hand zu nehmen, und dieser begann eine Arbeit, deren glücklicher Erfolg seinen Namen für alle Zeit zu einem gefeierten gemacht hat. Uranus, damals der äußerste bekannte Planet des Systems, war ein Räthsel für alle, die sich mit seiner Berechnung beschäftigten, da seine Bewegung sich in keiner Weise mit den Gesetzen der Planetenbewegung in Einklang bringen ließ. Sein Ort am Himmel stimmte nicht mit dem vorausberechneten überein, und wenn die Abweichungen auch gering waren, so genügten sie doch, um in ihnen die Wirkung einer besonderen störenden Ursache, für welche verschiedene Astronomen, unter andern auch Bessel, einen transuranischen Planeten annahmen, zu erkennen. Der Aufgabe, diesen Planeten zu errechnen, d. h. aus den von ihm ausgeübten Störungen umgekehrt seine Bahn und seinen Ort in derselben herzuleiten, widmete sich Leverrier. Das Resultat war zunächst, daß er schon am 10. Nov. 1845 der Akademie eine neue Theorie der Uranusbewegung vorlegen konnte, welche eine vollständige Neuberechnung der von Jupiter und Saturn auf den Planeten ausgeübten Störungen enthielt. Am 1. Juni 1846 folgte eine zweite Abhandlung, in der sämmtliche vorhandenen Uranusbeobachtungen neu berechnet und mit der Leverrier'schen Theorie verglichen werden, und die Frage, ob die bemerkten Ungleichheiten der Bewegung des Planeten der Anziehung eines fremden Körpers zugeschrieben werden können, untersucht und dahin beantwortet wird, daß der unbekannte Planet nur außerhalb des Uranus sich befinden und am 1. Jan. 1847 nur an einer von Leverrier näher bezeichneten Stelle des Himmels stehen könne. Vielleicht hätte schon diese Angabe zur Auffindung des Planeten genügt, allein Leverrier begnügte sich nicht damit, sondern machte sich daran, die Bahnelemente aus der Einwirkung auf den Uranus zu bestimmen. Diese glänzende Untersuchung bildete den Gegenstand einer dritten Abhandlung, die der Akademie am 31. Aug. 1846 vorgelegt wurde. Am 23. Sept. fand Galle in Berlin, welchen Leverrier brieflich benachrichtigt und um Nachforschung nach dem Planeten ersucht hatte, fast genau an der vorausgesagten Stelle einen Stern 8. Größe, dessen planetarischer Charakter bald erkannt wurde und der später den Namen Neptun erhielt. Diese in der Geschichte der Astronomie einzig dastehende Entdeckung, von der sich eine eingehende Darstellung Leverrier's in der «Connaissance des temps» für 1849 findet, trug ihrem Urheber reiche Lorbern ein, die ihm nicht nur sein eigenes Land, sondern auch fremde Nationen in regem Wetteifer spendeten. Im J. 1853 wurde er als Nachfolger Arago's nach dessen Tode zum Director der pariser Sternwarte ernannt und bekleidete diese Stellung bis 1870, wo er wegen tiefgehender Differenzen mit dem Sternwartenpersonal, die zum Theil wol durch sein schroffes Auftreten verursacht wurden, zum Rücktritt genöthigt wurde. An seine Stelle trat Delaunay, nachdem dieser aber 1872 durch Ertrinken seinen Tod gefunden hatte, wurde Leverrier wieder eingesetzt und blieb bis zu seinem Lebensende Director des Instituts. Bald nach der Entdeckung des Neptun wurde er zum Ritter (später Großoffizier) der Ehrenlegion und zum Mitgliede der pariser Akademie ernannt. König Ludwig Philipp bestimmte ihn zum Lehrer des Grafen von Paris, und die Wähler seines Heimatskreises machten ihn zum Politiker, indem sie ihn 1849 zur Gesetzgebenden Versammlung entsendeten. Im J. 1852 wurde er Mitglied des Senats und bekleidete später den Rang eines Generalinspectors des höheren Unterrichtswesens. Während seiner Verwaltung der pariser Sternwarte entfaltete Leverrier eine staunenswerthe Thätigkeit. Auf der einen Seite erhöhte er die Leistungsfähigkeit des Instituts durch Verbesserung der Ausrüstung und Anschaffung neuer Instrumente, andererseits machte er sich auch durch Organisation meteorologischer Stationen in Frankreich verdient. Seine Hauptkraft aber widmete er dem theoretischen Gebiete, auf dem er ein Meister war, wie es nur wenige gegeben hat, und bearbeitete nacheinander die Theorien sämmtlicher Hauptplaneten. Seine Arbeiten über diesen Gegenstand und die umfangreichen

Tafeln, welche noch für lange Zeit hinaus, wenigstens für die älteren Planeten, die Grundlagen der Vorausberechnung der Oerter dieser Himmelskörper bilden werden, sind veröffentlicht in Bd. 1—14 der «Annales de l'Observatoire de Paris». Sie fanden ihren Abschluß in der Theorie und den Tafeln des Neptun, welche kurz vor dem Tode des großen Astronomen beendet wurden. So erlebte er noch selbst den Augenblick, welcher ihn mit Befriedigung auf die Beendigung eines gewaltigen Werkes von hoher Bedeutung zurückblicken ließ. Leverrier starb am 23. Sept. 1877, am Jahrestage der Neptunsentdeckung, nachdem er sich schon 6 Monate vorher seiner Gesundheit wegen fast ganz von öffentlicher Thätigkeit hatte zurückziehen müssen.

(E. v. Rebeur-Paschwitz.)

LEVI, LEVITEN. Eine Erörterung der für die Religionsgeschichte Israels wichtigen Levitenfrage hat es mit folgenden wohl zu unterscheidenden Punkten zu thun: 1) der Person Levi's als des Ahnherrn des Stammes Levi; 2) dem weltlichen Stamm Levi und 3) den Leviten als geistlicher Corporation und ihrem Zusammenhang mit dem weltlichen Stamme Levi.

1) Levi erscheint 1 Mos. 29, 34 und anderwärts als der dritte Sohn des Patriarchen Jakob, der ihm von seinem ersten Weibe Lea, der Tochter Laban's, in Mesopotamien geboren ward. Auch in den sonstigen Aufzählungen der Jakobssöhne (resp. der Stämme Israels) behauptet Levi, abgesehen von 5 Mos. 33, 6 fg., überall die dritte Stelle; vgl. 1 Mos. 35, 23; 46, 8 fg.; 2 Mos. 1, 2; 6, 14 fg.; 1 Chron. 2, 1; Offenb. 7, 7. Der Name Levi wird 1 Mos. 29, 34 von dem Stamme lāvā, «sich an jemand hängen» abgeleitet (also etwa «der Anhängliche» oder «Anhänglichkeit»), indem Lea größere Anhänglichkeit ihres Mannes erhofft, nachdem sie ihm nun drei Söhne geboren. Nach anderer Erklärung wäre Levi das Gentilicium von Lea («Wildkuh») und deutete auf einen ursprünglichen genealogischen Zusammenhang zwischen zwei so benannten Stämmen. Von einer dritten Deutung des Namens wird nachher noch die Rede sein.

Ueber die Person Levi's, des Sohnes Jakob's, berichtet die Bibel nur, daß er sich in Gemeinschaft mit Simeon tückischer Gewaltthat gegen die Sichemiten schuldig gemacht habe (1 Mos. 34, 25 fg.) und dafür von dem sterbenden Vater verflucht worden sei (1 Mos. 49, 5—7). Ueber beide Stellen wird unten ausführlicher zu handeln sein. Die Notiz endlich, daß Levi 137 Jahre alt geworden sei, gehört erst der spätesten Quellenschrift des Pentateuchs an.

2) Der weltliche Stamm Levi. Daß einst in grauer Vorzeit in Israel ein Stamm Levi existirte, der den übrigen Stämmen Israels völlig ebenbürtig galt, ergibt sich schon aus der Aufzählung Levi's unter den Jakobssöhnen, da die letztern in der Sage durchweg als Ahnherren der gleichnamigen Stämme aufgefaßt sind. Ueberdies weist die Abstammung Levi's von Lea, der älteren legitimen Gattin Jakob's, und seine Ansetzung nach den beiden ältesten Söhnen Jakob's auf eine Zeit, wo Levi als einer der ältesten und zwar rein israelitischen Stämme galt. Zu demselben Ergebnisse führt auch die Herleitung Moses' aus dem «Hause», d. i. eben dem Stamme Levi 2 Mos. 2, 1, sowie die Behandlung Levi's in dem sogenannten Segen Jakob's 1 Mos. 49, 5 fg.; denn diese alte Urkunde hat es ausschließlich mit dem Schicksal der Stämme nach ihrer Einwanderung in Kanaan zu thun, und wenn sie Levi sammt Simeon eine Versprengung und Zerstreuung unter den übrigen Stämmen androht, so wird dies doch zugleich als ein besonderes Verhängniß hingestellt. Ohne die von ihnen verübte Schandthat hätten sie es so gut, wie die übrigen Stämme, dauernd zu einem eigenen Stammgebiet gebracht.

Längst hat man erkannt, daß sich die Andeutungen, welche 1 Mos. 49, 6 fg. in Betreff der Verschuldung Simeon's und Levi's gemacht werden, auf dasselbe Ereigniß beziehen, von welchem auch 1 Mos. 34 erzählt. Allerdings sind in diesem Kapitel jetzt zwei verschiedene Berichte, von denen der jüngere die That allen Jakobssöhnen zuschreibt, fast unauflöslich miteinander verschmolzen. Doch ergibt sich namentlich aus V. 25 fg. und 30 fg., daß auch nach dem älteren Bericht zwischen den Israeliten und Sichemiten das sogenannte Connubium vereinbart war (nach dem jüngeren Bericht unter der Bedingung, daß sich die Sichemiten beschneiden ließen), daß aber Simeon und Levi nichtsdestoweniger die sorglose Stadt überfielen, zahlreiche Bewohner tödteten und ihre Rache in grausamer Weise sogar an den Rindern der Sichemiten (vgl. 1 Mos. 49, 6) ausließen. Wenn Jakob 34, 30 dieses Thun der Brüder entschieden misbilligt und schlimme Folgen befürchtet, 49, 6 aber jede Gemeinschaft mit ihnen ablehnt und den Fluch der Zerstreuung über sie verhängt, so will dies besagen, daß beide Stämme von den übrigen Israeliten ihrem verdienten Schicksal überlassen wurden. Die Folge war, daß sich von Simeon nur kleinere Gruppen beisammen erhielten, welche jedoch schließlich vom Stamm Juda aufgesogen wurden, während Levi als Stamm der Rache der Kanaaniter zum Opfer fiel, sei es infolge einer schweren Niederlage, oder sei es infolge fortgesetzter Ausübung der Blutrache.

Daß das fragliche Ereigniß ganz in den Anfang der sogenannten Richterzeit fiel, scheint daraus hervorzugehen, daß beide Stämme damals noch in der Nähe von Sichem nomadisirt haben müssen. Denn nirgends findet sich eine Spur, daß der Stamm Levi bereits begonnen hatte, irgendwo in Palästina seßhaft zu werden, und auch die Reste des Stammes Simeon treffen wir nachmals in ganz andern Gegenden an, als in der Nähe von Sichem.

Als ein geschichtliches Beispiel für die Versprengung der einzelnen Leviten unter die übrigen Stämme erscheint der Levit, von dem in Kap. 17 des Richterbuchs, beiläufig einer sehr alten Erzählung, berichtet wird. Da heißt es 17, 7 fg.: Es war aber ein Jüngling aus Bethlehem in Juda[1]) vom Geschlecht .... (für Juda, welches

1) Wenn der levitische Mann (d. h. Angehörige des Stammes Levi), von welchem Richt. 19, 1 fg. erzählt, zwar auf dem Gebirge

der jetzige Text bietet, muß nach der sehr plausiblen Vermuthung Nöldeke's ursprünglich ein anderer Name gestanden haben); der war ein Levit (der Zusatz «der hielt sich dort als Fremder auf», stammt wol von späterer Hand und soll erklären, in welchem Sinne der Levit «aus Bethlehem» stammte). Da verließ der Mann die Stadt Bethlehem in Juda, um als Fremdling zu weilen, wo er es treffen würde, und gelangte auf seiner Wanderung aufs Gebirge Ephraim zum Hause des Micha (vgl. über ihn und den von ihm eingerichteten Cultus Jahve's V. 1—6 desselben Kapitels). Da fragte ihn Micha: Woher kommst du? Er antwortete: Ich bin ein Levit von Bethlehem in Juda und bin unterwegs, um mich als Fremdling aufzuhalten, wo ich's treffen werde. Da schlägt ihm Micha vor: Bleibe bei mir und werde mir Vater und Priester, so will ich dir jährlich zehn Silbersekel geben und was du an Kleidern und Lebensunterhalt bedarfst. Da willigte der Levit ein, bei dem Manne zu bleiben, und der Jüngling war ihm wie einer seiner Söhne. Micha füllte die Hand des Leviten (d. h. er setzte ihn durch die Darreichung von Geld oder einer andern Gabe zum Priester ein) und so wurde der Jüngling sein Priester und verblieb im Hause Micha's. Micha aber sprach: Nun bin ich gewiß, daß Jahve mir es gut gehen lassen wird, weil der Levit mein Priester geworden ist! Von dem weiteren Inhalt dieser Erzählung bis zur schließlichen Entführung des Leviten sammt dem Gottesbild, das er bediente, durch den vorüberziehenden Stamm Dan kann hier abgesehen werden. Nur das mag noch hervorgehoben sein, daß eine der wichtigsten Obliegenheiten des jungen Priesters nach 18, 5 in der Befragung des Orakels bestand, welches irgendwie mit dem Gottesbilde zusammenhing.

Namentlich der Anfang dieses Berichts ist darum von Wichtigkeit, weil hier in einem sehr alten Zeugniß der Name Levi (Levit) bereits mit dem Nebenbegriff «Priester» oder doch eines vor andern zum Priesterthum Berechtigten auftritt, und zwar so ausdrücklich, daß man fragen kann, ob bei der Bezeichnung des Jünglings als eines Leviten aus Bethlehem überhaupt noch an den Stamm Levi gedacht ist und nicht einfach an einen Judäer, der wegen seiner priesterlichen Competenz oder als Glied einer bestimmten Corporation ein «Levit» heißt. Wahrscheinlich ist dies allerdings nicht. Seine Absicht (17, 8) von Bethlehem auszuziehen und sich aufzuhalten, wo er es treffen würde, deutet darauf, daß er in Bethlehem nicht eigentlich seine Heimat hatte, somit eben einem heimatlosen Stamme angehörte, wie Levi 1 Mos. 49, 7 als solcher hingestellt wird. Dabei ist aber sein Anspruch auf das Priesteramt sichtlich vorausgesetzt. Nicht daß das letztere ausschließlich an die Zugehörigkeit zu Levi gebunden gewesen wäre. Jener Ephraimit Micha hatte kaum zuvor einen seiner Söhne zum Priester seines Privatheiligthums eingesetzt (17, 5). Er legt aber dann doch einen großen Werth darauf, den fahrenden Leviten anwerben zu können; ja er ist der besondern Huld Jahve's sicher, weil er nun einen Leviten zum Priester habe.

Mit alledem sind wir vor die Frage gestellt: welcher Zusammenhang findet statt zwischen Levi als Stamm und Levi (Levit) als Bezeichnung der zur Ausübung des Priesterthums Berufenen? Unter den mannichfaltigen Beantwortungen dieser Frage wird folgende immer die natürlichste bleiben: es war unvergessen geblieben, daß Moses und sein Bruder Aaron, die Begründer der Jahvereligion, aus dem Stamme Levi hervorgegangen waren (2 Mos. 2, 1). Was war natürlicher, als daß man fortan dem Stamme Levi von selbst unwillkürlich einen besondern Beruf zum Verkehr mit Gott und zur Ausübung priesterlicher Functionen zuerkannte? Auch das ist nicht ausgeschlossen, daß sich in bestimmten Familien des Stammes Levi thatsächlich von Moses her allerlei Traditionen erhalten hatten, nicht nur in Betreff der rechten Jahveverehrung, sondern namentlich in Betreff der Ertheilung von «Tora» (göttlicher Weisung), und zwar vor allem durch die rechte Handhabung des heiligen Loses. Zu den gewöhnlichen Cultushandlungen, wie zum Beispiel der Darbringung von Opfern, bedurfte man in den ältesten Zeiten keines Priesters. Dagegen waren solche nöthig als Hüter eigentlicher Heiligthümer; so die Priester des «Hauses Gottes» zu Silo, welches die heilige Lade barg, die Priester von Nob mit seinem «Ephod», d. h. einem orakelspendenden Gottesbilde (1 Sam. 22, 15; 23, 6 u. a.), und so auch das Privatheiligthum Micha's, Richt. 17, welches (wie damals wol alle sogenannten «Häuser Gottes») gleichfalls ein Gottesbild zum Behuf des Orakelertheilens enthielt. Dem entsprechend wird 18, 18 fg. der Priester mit dem Bilde entführt; beide gehören nothwendig zusammen.[2]

Daß sich nun thatsächlich gewisse Priesterfamilien in alter Zeit direct auf Mose zurückführten, ergiebt sich aus Richt. 18, 30, wonach die Priester des Gottesbildes von Dan von Jonathan, dem Sohne Gerschom's, des Sohnes Moses' abstammten (das auch von Luther aufgenommene «Manasse» für «Mose» ist eine alte Correctur, welche im hebr. Text schon orthographisch als solche gekennzeichnet wird); ferner aus 2 Mos. 6, 19, wonach ein Levitengeschlecht den Namen Muschì, d. i. ohne Zweifel «der Mosaische», führte. Die Heimatlosigkeit des Stammes mochte es dann mit sich bringen, daß sich auch andere Leviten, als die Glieder der im engeren Sinn «priesterlichen» Familien, um den Dienst an öffentlichen und privaten Heiligthümern bewarben oder auch an schon ansässige Levitenfamilien sich anschlossen, bis endlich Levit und Priester nahezu gleichbedeutend wurde.

Ephraim als Fremdling weilt, sich aber ein Kebsweib aus Bethlehem in Juda holt, so muß doch gefragt werden: sind diese Züge nur erfunden im Hinblick auf Kap. 17 fg., oder hat sich 19, 1 fg. nicht doch eine alte Erzählung (als theilweise Grundlage der jetzigen, weit jüngeren Erzählung Kap. 19—21) erhalten, aus welcher hervorgeht, daß sich die Reste des Stammes Levi (im Anschluß an Simeon?) namentlich nach dem Süden des Landes gezogen hatten?

2) Vgl. noch 1 Kön. 12, 31, wo die Priester in unmittelbarer Verbindung mit den «Höhenhäusern» genannt werden.

Bei alledem ist jedoch zuzugestehen, daß zu gewissen Zeiten oder auch in gewissen Theilen des Landes sowol das Anrecht der Leviten auf das Priesterthum, wie das Ansehen derselben sehr zurückgetreten sein muß. Ohne dies wäre unbegreiflich, wie 1 Mos. 49, 5 fg. nur einen Fluch für Levi haben kann und seiner Bedeutung als Priesterstamm auch nicht mit dem leisesten Worte gedenkt.

Von andern Versuchen, die Entstehung des Priesterstammes Levi zu erklären, kommen namentlich folgende zwei in Betracht. Nach einer von de Lagarde[3]) der weiteren Erwägung anheimgegebenen Hypothese bezeichnete Levi eigentlich als (adjectivisches) Appellativum diejenigen Aegypter, welche sich nach 2 Mos. 12, 38; 4 Mos. 11, 4 den ausziehenden Israeliten «anschlossen» (vgl. das oben über die Bedeutung des hebr. Verbum lāvā Bemerkte). «So erklärte sich, warum Mose (der dann selbst ägyptischer Herkunft war) in den Leviten, seinen mit ihm gewanderten Stammesgenossen vorzugsweise seine Stütze suchte und fand; es erklärte sich, warum die Leviten die geistige Leitung der israelitischen Nation übernehmen konnten — sie waren eben als Aegypter im Besitze einer höheren Cultur als diejenigen, mit denen sie ausgezogen waren; es erklärte sich, warum die Leviten im gelobten Lande nicht als wirklicher Stamm auftraten; es erklärte sich endlich, was die ägyptischen Quellen über den Auszug der Israeliten aus Aegypten aussagen.» De Lagarde hat indeß selbst erklärt («Göttinger gel. Anz.», 1881, S. 38 fg.), daß er diese Hypothese nicht unbedingt zu der seinigen mache, und der bedeutende holländische Kritiker Kuenen hat in einer eingehenden Prüfung derselben gezeigt («Der ägyptische Ursprung des Stammes Levi» als Note 6 zu seinen «Hibbert-Vorlesungen», S. 314 fg. der englischen Ausgabe, London 1882), daß die Spuren ägyptischer Elemente in einigen Levitennamen doch nicht ausreichten, um jene Hypothese annehmbar zu machen, wenn es auch immerhin Beachtung verdiene, daß 1 Sam. 2, 27 von der Familie Eli's gesagt werde, sie seien in Aegypten Knechte (diese Ergänzung des hebr. Textes bietet die griechische Uebersetzung) des Hauses des Pharao gewesen.

Eine andere Erklärung versuchte S. Maybaum in «Die Entwickelung des altisraelitischen Priesterthums» (Breslau 1880). Nach ihm waren die Leviten ursprünglich die Clienten der Heiligthümer und der vermeintliche Stamm Levi bildete sich erst in geschichtlicher Zeit durch die Vereinigung der vorher vereinzelten Priesterfamilien.

Da Levi als weltlicher Stamm zu existieren aufgehört hatte, andererseits aber nach der herrschenden Meinung allen Leviten priesterliche Befugnisse zuerkannt wurden, so erklärt sich, daß sich in den älteren Geschichtsbüchern fast nirgends eine Veranlassung zum Gebrauch des Namens Levi (Levit) findet, daß dieser Name vielmehr ganz in Kohēn (Priester) aufgeht. Denn die Erwähnung der Leviten 1 Sam. 6, 15, wo sie die heilige Lade von dem nach V. 14 bereits verbrannten Wagen herabheben, ist längst als ein spätes Einschiebsel erkannt worden, welches den Hergang mit den Forderungen des Priestercodex (s. unten) in Einklang setzen will. Dasselbe gilt von 2 Sam. 15, 24, wo die Worte «und alle Leviten mit ihm» nachträglich eingesetzt sind für «und Abjathar», denn nach dem Priestercodex kam das Tragen der Lade eben den Leviten zu. Der ursprüngliche Text ergibt sich jedoch deutlich aus V. 29, nach welchem die Priester Zadoq und Abjathar selbst die Lade trugen. Nicht minder verräth sich der Schluß von 1 Kön. 8, 4 schon durch den Stil als eine ungeschickte Zuthat, die sogar dem griechischen Uebersetzer noch unbekannt ist. Dagegen gehört 2 Mos. 4, 14 einer der alten Pentateuchquellen an. Wenn aber hier Aaron gegenüber seinem Bruder Moses «der Levit» genannt wird, so ist klar, daß diese Bezeichnung nicht auf die Zugehörigkeit zum (weltlichen) Stamme Levi gehen kann, denn diese theilte Aaron mit Moses. Vielmehr muß «Levit» in diesem Zusammenhange kurzweg «Priester» oder doch einen zu priesterlichen Functionen Berufenen bedeuten.

Daß jedoch die Gleichsetzung von «Levit» und «Priester» für die erste Königszeit noch keineswegs selbstverständlich war, läßt sich aus den wirklich alten Bestandtheilen der Geschichtsbücher zu voller Evidenz bringen. Wenn 1 Sam. 2, 27 fg. von dem Hause Eli's gesagt wird, daß es bereits in Aegypten zur Zeit der Knechtschaft aus allen Stämmen Israels von Jahve zum Priesterdienst erwählt worden sei, so ist hier allerdings ein erbliches Priesterthum seit dem Auszug vorausgesetzt, die Erblichkeit aber auf eine Familie (oder Geschlecht; hebr. bēt āb, d. i. «Vaterhaus») beschränkt. Daß dieses Geschlecht dem Stamm Levi angehörte, ist (namentlich wegen V. 27, wo das Stammhaus Eli's, welches in Aegypten die Offenbarung Gottes empfängt, nur von dem Hause Mose's verstanden werden kann) höchst wahrscheinlich. Dagegen ist 2, 35 nicht gesagt, daß der zuverlässige Priester, den Gott erwählen, dem er ein dauerndes Haus bauen und der beständig vor seinem Gesalbten, d. i. dem König Israels, wandeln wird, zu den Nachkommen Levi's gehören werde. Gemeint aber ist mit dem «zuverlässigen Priester» Sadoq, welcher nach 1 Kön. 2, 35 von Salomo an Stelle Abjathar's zum Oberpriester bestellt und so der Ahnherr der Priestergeschlechter wurde, in denen sich seitdem das Vorrecht auf die priesterliche Würde am Tempel zu Jerusalem weiter vererbte und welche schließlich als «die Söhne Sadoq» (s. unten) jeden andern Anspruch ausschlossen. Da Abjathar nach 2 Kön. 2, 27 dem Hause Eli's angehört hatte (somit auch sein Vater Achimelekh, der Sohn Achitob's, der Priester von Nob, 1 Sam. 14, 3; 21, 1 u. a.), so behauptet man gewöhnlich, um alle diese Berichte mit den viel späteren der Chronik in Einklang zu setzen, mit Sadoq sei das Hohenpriesterthum von der «Linie Ithamar's», des jüngeren Sohnes Aaron's, wieder auf die ursprünglich berechtigte «Linie Eleasar's» übergegangen. Aber diese Annahme hat in den alten Quellen nirgends den geringsten Anhalt, sondern lediglich in dem Stammbaume, den die Chronik (I, 5, 29 fg.; vgl. 6, 35 fg.) von

3) «Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft d. Wissensch.», XXVI, S. 20 fg.; und «Orientalia», Heft 2, S. 20 fg.

Levi über Eleasar und Sadoq bis zur babylonischen Gefangenschaft vorführt (in Luther's Uebersetzung 1 Chron. 7, 1 fg. und 50 fg.), sowie in 1 Chron. 24, 3 fg. (wo zu David's Zeit beide Linien bestellt gewesen sein sollen) und den darauf beruhenden Angaben des Josephus («Antiquitates», VIII, 1, 3 u. a.). Bei dem Stammbaume bestätigt sich jedoch aufs neue die Thatsache, daß die Chronik als Geschichtsquelle nur dann zu verwerthen ist, wenn ihre Angaben durch sonstige Zeugnisse gestützt oder keinerlei Tendenz verdächtig sind. Die Tendenz aber ist hier zweifellos die, das seit dem Exil allein legitime Priesterthum der «Söhne Sadoq» urkundlich auf Levi, Aaron und Eleasar, denen sie nach den Voraussetzungen der jetzt in den Pentateuch aufgenommenen Priesterschrift entstammen mußten, zurückzuführen. Dabei sind von Amram bis Sadoq und wieder von Sadoq bis zum Exil je 12 Generationen gezählt. Setzt man nun Sadoq um das Jahr 1000 v. Chr. an, so wäre der Zeitraum bis auf Hilkia, der 624 amtirte, durch neun Glieder ausgefüllt, d. h. alle Hohepriester bis Hilkia wurden durchschnittlich frühestens im 40. Lebensjahre ihres Vaters geboren, mit andern Worten: die Liste beruht auf der künstlichen Ansetzung von 2×12 Generationen zu je 40 Jahren. Dazu kommt, daß das zweimalige Vorkommen der drei Glieder[4]) Amarja, Achitob und Sadoq ebenso auffällig ist, wie das Fehlen des Jojada, der durch 2 Kön. 11 fg., und des Uria, der durch 2 Kön. 16, 15 als Oberpriester zu Jerusalem bezeugt ist.

Unter allen Umständen steht für die Zeit David's und Salomo's fest, daß von einer unbedingten Vererbung der Priesterwürde unter den «Söhnen Levi's» (oder Aaron's) noch nicht die Rede war. Nach 2 Sam. 8, 17 fg. fungierten neben Sadoq (der hier gegen 1 Kön. 2, 35 bereits als Oberpriester vorangestellt zu werden scheint) und Abjathar auch die Söhne David's als Priester, und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn man wegen der tendenziösen Abweichung der Chronik (I, 18, 17, in der deutschen Bibel 19, 17) die Priester hier als «Staatsräthe» oder dergleichen fassen wollte. Nach 2 Sam. 20, 26 that auch Ira, der Jairiter, also ein Angehöriger des Stammes Manasse, unter David Priesterdienste. Nach 1 Kön. 4, 2 bekleidete unter Salomo ein Sohn des Priesters Sadoq das Amt eines Staatsschreibers, also ein weltliches Amt; umgekehrt fungirte nach V. 5 Sabud, der Sohn Nathan's (d. i. ohne Zweifel des Propheten Nathan, des Erziehers Salomo's), als Priester. Wenn somit 1 Kön. 12, 31 Jerobeam, dem ersten König des Reiches Israel, als eine Art Frevel angerechnet wird, daß er von überall her solche zu Priestern annahm, die nicht zu den «Söhnen Levi» gehörten, so ist dieser Tadel nur von dem Standpunkte einer viel späteren Zeit und zwar eines judäischen Geschichtschreibers aus begreiflich. Nach der Chronik (II, 11, 13; 13, 9 fg.) wären sogar damals die Priester und die Leviten (die Unterscheidung beider folgt den Voraussetzungen des Priestercodex, s. unten) damals gewaltsam von Jerobeam und seinen Söhnen vertrieben worden und demzufolge nach Juda ausgewandert.

Wie es kam, daß schließlich das legitime Priesterthum ausschließlich den «Söhnen Levi» zuerkannt wurde, läßt sich am besten an dem Ausspruche einer alten Urkunde zeigen, der für unsere ganze Frage von hervorragender Wichtigkeit ist. In dem sogenannten Segen Mose's 5 Mos. 33, einem poetischen Fragment, welches um 800 v. Chr. auf dem Boden des nördlichen Reiches entstanden sein dürfte, heißt es V. 8 fg.: Und zu (oder «in Bezug auf») Levi sprach er:

Deine Tummim und Urim gehören den
  Leuten deines Frommen,
Den du versuchtest bei Massa, bekämpftest
  bei dem Haderwasser,
[Dem] der bezüglich seines Vaters und seiner
  Mutter spricht: ich sah sie nicht!
Der seiner Brüder nicht achtet
  und seine Söhne nicht kennt;
Vielmehr dein Wort bewahrten sie
  und beobachteten deinen Bund.
Sie sollen Jakob deine Rechte lehren
  und Israel deine Weisung,
Sollen Räucherwerk in deine Nase bringen
  und Ganzopfer auf deinen Altar.

Die Anrede ist deutlich an Gott gerichtet (vgl. besonders V. 9 «dein Wort», «deinen Bund»).

Sehen wir von den sehr verschieden erklärten Worten nach «gehören» im 8. Verse ab, so ergibt sich im übrigen Folgendes: Das was den Priestern (nicht etwa blos dem Hohenpriester, wie dies im Priestercodex 2 Mos. 28, 30 angenommen wird) vor andern eignet, ist die Handhabung der Urim und Tummim, d. h. der heiligen Lose, durch welche den Besuchern des Heiligthums auf etwaige Anfragen Bescheid gegeben wird. Aber auch ohne dieses Mittel lehren sie Israel die Forderungen Jahve's und besorgen den Opferdienst (V. 10). Und so eifrig geben sie sich dem Dienste Gottes hin, daß die Bande des Blutes, die Rücksicht auf Aeltern, Brüder und selbst Kinder, dagegen ganz in den Hintergrund treten (V. 9).

Die letztere Aussage müßte unverständlich heißen, wenn hierbei nur an Priester gedacht werden könnte, die sämmtlich von Priestern abstammen und deren Söhne bereits durch die Geburt wieder zur Priesterwürde berufen sind. Wo soll dann die Gelegenheit zu einer Verleugnung der Bande des Blutes herkommen, die doch offenbar den Leviten als etwas Ungewöhnliches, als ein um Gottes willen dargebrachtes Opfer angerechnet wird? Dagegen gewinnen wir sofort einen guten Sinn, wenn unter Levi — unbekümmert um den Zusammenhang mit dem einstigen weltlichen Stamme Levi — die Gesammtheit der Leviten (oder Priester) verstanden wird, wie sie sich geschichtlich allmählich als ein festgefügter und hochangesehener Stand herausgebildet hatte. Wer sich mit Verleugnung seiner Herkunft aus einem andern Stamme an die

4) Wenn Esra 7, 1 fg. die Reihe der Hohepriester ohne diese Wiederholung dreier Glieder (und überhaupt kürzer) gegeben wird, so fragt sich doch, ob dies auf Versehen, und nicht vielmehr umgekehrt die Liste der Chronik auf nachträglicher Auffüllung beruht (da der Zeitraum für so wenige Glieder gar zu lang erschien). Auch Josephus gibt zum Theil andere Listen.

Priestergenossenschaft anschloß, der wurde fortan zu Levi gezählt, mochte er nun an dem oder jenem größeren Heiligthum seinen Sitz nehmen. Je mehr aber das Ansehen der Corporation wuchs und je größer die Rechte waren, die die Zugehörigkeit zu ihr verlieh, desto mehr wird das Eintreten neuer Elemente erschwert worden sein, bis schließlich die Vererbung der priesterlichen Würde im Kreise bestimmter Familien — und zwar unter Beschränkung auf die ortsansässigen Familien — zur Regel wurde, so daß sie den späteren Generationen sogar als uraltes Recht erscheinen konnte. Dies gilt aber nicht blos von Juda, wo das hohe Ansehen des Tempels zu Jerusalem naturgemäß die Heranbildung eines nicht minder angesehenen Priesterstandes nach sich zog, sondern auch von dem nördlichen Reiche, namentlich von den Priesterschaften der beiden Hauptheiligthümer Bethel und Dan. Bezeichnend ist dafür die Notiz 2 Kön. 17, 27. Nach der Zerstörung des Reiches Israel, so wird dort erzählt, besetzte der König von Assyrien das entvölkerte Land mit heidnischen Colonisten. Dieselben verstanden sich jedoch nicht auf die rechte Verehrung des Landesgottes und wurden deshalb von Löwen heimgesucht. Da ließ der König einen der aus Samaria weggeführten Priester ins Land zurückbringen, der nahm seinen Wohnsitz zu Bethel und lehrte das Volk, wie es Jahve richtig zu verehren habe. Diese Erzählung setzt voraus, daß man sich in der letzten Zeit vor der Zerstörung Samariens einen eigentlichen Cultus nicht mehr ohne Priester denken konnte, sowie nicht minder, daß die deportirten Priester auch im Exil ihr Ansehen und vielleicht sogar den früheren Verband aufrecht erhielten.[5])

Dem entspricht nun, daß sich nicht nur in dem sogenannten Priestercodex (s. unten), sondern auch in einer der beiden alten Quellenschriften des Pentateuch ein Bericht darüber erhalten hat, aus welchem Anlaß den Leviten (d. h. den Gliedern des Stammes Levi) das Priesterthum als ein Vorrecht verliehen worden sei. Allerdings ist die betreffende Erzählung 2 Mos. 32, 25—29 in sehr verkürzter und darum schwer verständlicher Gestalt gegeben, weil sie von einer ganz andern Auffassung über den Ursprung und Charakter des levitischen Priesterthums ausgeht als der Priestercodex, dessen Standpunkt für den letzten Redactor des jetzigen Pentateuch maßgebend war. Immerhin ist deutlich so viel zu ersehen, daß die Erwählung Levi's zum Priesterstamm auf einen außerordentlichen Vorgang zurückgeführt wird. Als nämlich einst am Sinai das Volk Miene machte, sich gegen Moses zu empören (warum, ist nicht gesagt; mit der vorangehenden Erzählung vom goldenen Kalb hängt unser Bericht höchst wahrscheinlich nicht zusammen), da trat Moses an das Thor des Lagers und rief: Her zu mir, wer für Jahve ist! Da sammelten sich zu ihm alle Söhne Levi's. Zu denen sprach er: So spricht Jahve, der Gott Israels, gürtet ein jeder sein Schwert um, gehet hin und her von einem Thor zum andern und tödtet ein jeder seinen Bruder, Freund und Verwandten! Die Leviten gehorchen und metzeln gegen 3000 Menschen nieder. «Da gebot Moses: Füllet heute eure Hand für Jahve — denn ein jeder [stand] wider seinen Sohn und seinen Bruder — und daß man heute Segen auf euch lege!» Der Sinn dieser offenbar absichtlich so unbestimmt gelassenen Worte kann nur der sein: weil ihr heute bewiesen habt, daß ihr um Jahve's willen und im Gehorsam gegen seinen Befehl keine Rücksicht kennt — und wäre es gegen den eigenen Sohn oder Bruder —, so sollt ihr nun auch entsprechend dafür belohnt werden und zwar mit dem Anrecht auf das Priesterthum! «Jemandem die Hand füllen» heißt sonst (z. B. Richt. 17, 5. 12) ihn zum Priester bestellen. Wenn also hier die Leviten angewiesen werden, sich selbst (und zwar wol mit einem Opfer) für Jahve die Hand zu füllen, so heißt das nichts anderes als: so setzt euch nun in Besitz des Rechtes, das euch zur Belohnung von Jahve verliehen ist, und damit zugleich in das Anrecht auf einen Antheil an den Opfergaben, welche künftig von dem Volke Jahve dargebracht werden. Damit ist offenbar allen Leviten, aber auch nur den Leviten, das Priesterthum zugewiesen.

Von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte des Levitenthums ist das 5. Buch Moses und diejenigen Bestandtheile der Geschichtsbücher im Alten Testament, welche von derselben Anschauung, wie das 5. Buch Moses (bekanntlich eine dem Moses in den Mund gelegte Rede, welche den am Sinai geoffenbarten Willen Gottes im einzelnen darlegt), beherrscht wird. Daß dieses Buch in der Hauptsache mit dem 624 v. Chr. unter König Josia von dem Hohenpriester Hilkia im Tempel gefundenen «Gesetzbuch» identisch ist, auf welches alsdann die Cultusreinigung des Josia begründet wurde (vgl. 2 Kön. 22, 8 fg.), ist jetzt allgemein zugestanden, ebenso, daß die Entstehung dieses Buches nicht allzulange vor der Auffindung, jedenfalls erst im 7. Jahrh., angesetzt werden muß.

Daß für den Verfasser, den sogenannten Deuteronomiker, ein legitimes Priesterthum an die Zugehörigkeit zum Stamm Levi geknüpft ist, ergibt sich aus der häufigen Bezeichnung der Priester als «die Priester, die Leviten», d. h. die aus Levi hervorgegangenen Priester (5 Mos. 17, 8; 18, 1 [mit dem Zusatze «der ganze Stamm Levi»]; 24, 8; 27, 9), wofür 21, 5 und 31, 9 in gleicher Bedeutung «die Priester, die Söhne Levi». Demselben Sprachgebrauch begegnen wir in der vom Deuteronomium beeinflußten (sogenannten deuteronomistischen) Schicht des Buches Josua (3, 3 und 8, 33), sowie Jer. 33, 18. 21 (wo umgekehrt «die Leviten, die Priester», V. 22 aber nur «die Leviten»); ferner bei Ezech. 44, 15, über welche Stelle noch ausführlich zu reden sein wird, und so noch bei dem gegen Ende des Exils verfaßten Trostschreiben Jes. 66, 21, wo nicht mit Luther «Priester und Leviten», sondern «Levitenpriester» zu übersetzen ist.[6]) Diesem

5) So Wellhausen, «Prolegomena zur Geschichte Israels», 3. Aufl., S. 139.

6) Noch Mal. 2, 4 (der Bund mit Levi) und 3, 3 («die Söhne Levi» für Priester überhaupt) klingt die Erinnerung nach, daß ursprünglich ganz Levi das Priesterthum besaß.

Sprachgebrauch folgt noch der Verfasser des Hebräerbriefs, wenn er (7, 11) von dem «levitischen Priesterthum» redet.

Wenn der Deuteronomiker statt des vollen Namens nur die eine der beiden Benennungen braucht, so kann daraus in keiner Weise geschlossen werden, daß er zwischen den eigentlichen Priestern und den tiefer stehenden Leviten einen Unterschied machen wolle. Von einer solchen Klassificirung, wie sie nachmals im Priestercodex auf das schärfste durchgeführt worden ist, findet sich im Deuteronomium noch nicht die leiseste Spur. Nach 10, 8 fg. sonderte Jahve während des Wüstenzugs den «Stamm der Leviten» aus, damit sie fortan die Bundeslade Jahve's tragen, vor Jahve stehen, ihm zu dienen (d. h. die Cultushandlungen am Opferaltar und im Heiligthum zu verrichten), und im Namen Gottes segnen (vgl. auch 21, 5, wo dieselben Functionen den «Priestern, den Söhnen Levi» zugeschrieben werden). Dieser Wortlaut läßt schlechterdings keine andere Deutung zu, als daß allen Gliedern des Stammes Levi (ganz wie 2 Mos. 32, 29) Priesterrechte übertragen werden. Dem entspricht, daß wir 5 Mos. 31, 25 die Leviten, dagegen anderwärts (5 Mos. 31, 9, sowie in den deuteronomistischen Stellen Jos. 3, 3. 6. 8; 6, 6; 8, 33; 1 Kön. 8, 3. 6) eben die Priester als Träger der heiligen Lade finden, und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn man diese Abweichung von den Bestimmungen des Priestercodex (nach welchem die — streng von den Priestern unterschiedenen — Leviten die Lade tragen) aus den besonders feierlichen Anläßen erklären will.

Dagegen kennt das Deuteronomium allerdings einen Unterschied zwischen den verschiedenen Levitenpriestern, der aber zunächst nicht ein solcher des Ranges oder der Competenzen, sondern des Ortes ist. Dies wird erst verständlich, wenn man die folgenschwere Neuerung, welche das Deuteronomium herbeizuführen trachtete und auch wirklich herbeigeführt hat, näher ins Auge faßt.

Bis auf Josia hatten, wie früher im Reiche Israel, so auch in Juda zahlreiche kleinere Heiligthümer (sogenannte bamoth oder «Höhen», d. h. natürliche oder künstliche Hügel mit einem Altar) unangefochten neben dem Tempel zu Jerusalem bestanden. Zwar wird von König Hiskia berichtet, daß er sich um die Abschaffung dieser Höhen bemüht habe, aber jedenfalls ohne dauernden Erfolg. Denn aus 2 Kön. 23, 4 fg. ergibt sich, daß noch unter Josia in ganz Juda und rings um Jerusalem bis herein in die Thore der Stadt solche «Höhen» waren, ganz abgesehen von den Cultusstätten fremder Götter am Oelberg und sogar im Tempelhof. Nun hatten aber die rechten Jahvepriester, sowie die Propheten längst erkannt, daß eine reinere Gottesverehrung in Juda nicht eher möglich sei, als bis dieser «Höhendienst», mit dem sich leicht allerlei Aberglauben und halbheidnisches Wesen verband, mit der Wurzel ausgerottet sei, und das ist das Ziel, welchem das Deuteronomium zustrebt. Daher stellt es nach einer längeren Einleitung an die Spitze der eigentlichen Gesetzgebung (Kap. 12 fg.) alle die Gebote, welche sich auf die Concentrirung des Cultus an einem legitimen Heiligthum beziehen. Da die Gebote Moses in den Mund gelegt sind, so wird dieses Heiligthum noch nicht mit Namen bezeichnet, sondern nur als «der Ort, den Jahve erwählen wird aus allen euren Stämmen» (12, 5 u. a.); doch ist überall mit Händen zu greifen, daß eben der Tempel zu Jerusalem gemeint ist. Nur hier dürfen künftig noch Opfer und sonstige Gaben vor Jahve gebracht und religiöse Feste (namentlich das Passah) gefeiert werden.

Nun war aber der Cultus auch an den kleineren Heiligthümern oder wenigstens an der Mehrzahl derselben gleichfalls von Levitenpriestern ausgeübt worden. Standen dieselben naturgemäß nicht auf der gleichen Rang- und Bildungsstufe, wie ihre Collegen an dem gefeierten königlichen Heiligthum zu Jerusalem, so hatten sie doch ganz denselben Pflichtenkreis wie jene, und galten ebenso gut als Priester Jahve's. Da entstand nun die wichtige Frage: was soll nach der völligen Abschaffung aller Heiligthümer außerhalb Jerusalems mit diesen brotlos gewordenen Landpriestern geschehen? Der Deuteronomiker ist, wie in andern Punkten, so auch in dieser Frage nach Kräften bemüht, die neue Ordnung der Dinge durch ebenso milde wie kluge Uebergangsbestimmungen zu erleichtern. Zu diesem Behufe schlägt er zwei verschiedene Wege ein. Der eine besteht in dem unermüdlichen Appell an die Mildthätigkeit des Volkes zu Gunsten «des Leviten, der in deinen Thoren ist», d. h. eben der außerhalb Jerusalems wohnenden Levitenpriester, denen nunmehr durch die Einziehung der Heiligthümer der bisherige Unterhalt entzogen ist. Darum wird 12, 19 der Grundsatz eingeschärft: hüte dich, daß du den Leviten nicht im Stiche lässest, so lange du auf deinem Boden lebst! Insbesondere soll man nicht versäumen, die Leviten — so gut wie die Witwen, die Waisen und die Fremdlinge — zu den fröhlichen Opfermahlzeiten am Heiligthum heranzuziehen; vgl. 12, 18; 14, 27. 29; 16, 11. 14; 26, 11. Oefter wird dabei die Liebespflicht gegen den Leviten durch den Zusatz begründet: «Denn er hat keinen Theil noch Erbe mit euch», d. h. er hat kein eigenes Gebiet erhalten, wie alle andern Stämme Israels. Daher soll ihm auch nach 26, 12 fg. (und zwar wiederum in Gemeinschaft mit den Witwen, Waisen und Fremdlingen) in jedem dritten Jahre der Zehnte von allen Erträgnissen des Bodens zufallen.

Der andere Ausweg, den der Deuteronomiker ergreift, um die Zukunft der Landpriester zu sichern, besteht darin, daß er ihnen das Recht zuspricht, an dem Centralheiligthum Priesterdienste zu thun und dann gleichen Antheil mit den dortigen Priestern zu empfangen; vgl. 18, 6: und wenn der Levit aus einer deiner Städte in ganz Israel, in der er (weil einem andern Stamme angehörig) als Fremdling weilt, von herzlichem Verlangen getrieben an den Ort kommt, den Jahve erwählen wird, und Dienst thut im Namen Jahve's seines Gottes, wie alle seine Brüder, die Leviten, die dort [im Dienst] vor Jahve stehen, so sollen sie ganz den gleichen Antheil (von den Opfergefällen) genießen u. s. w.

Nach dem Vorstehenden begreift sich leicht, warum der Deuteronomiker so oft anstatt von Levitenpriestern (s. oben)

nur von dem «Leviten» oder nur von Priestern redet. «Der Levit» ist eben der frühere Landpriester, der auch von Levi abstammt, aber zur Zeit außer Amt gesetzt ist. «Die Priester» sind die thatsächlich im Tempel amtirenden, die vollen Anspruch auf die Opfergefälle haben (18, 3) oder als Schiedsrichter fungiren (19, 17; vgl. jedoch auch 17, 9, wo in gleichem Zusammenhang die Levitenpriester stehen). Eine besondere Bewandtniß hat es mit 27, 14. Hier handelt es sich um eine priesterliche Function, nämlich das Aussprechen von Verwünschungsformeln. Daß diese «den Leviten», nicht den Priestern übertragen werden, dürfte darin seinen Grund haben, daß anderwärts unter den priesterlichen Functionen das Segnen hervorgehoben wird, und daß man sich scheute, den Priesternamen mit dem Fluchen in Verbindung zu bringen. Möglich wäre übrigens auch, daß der ganze Abschnitt V. 14 fg., der ohnedies zum vorhergehenden nicht recht stimmen will (V. 12 erscheint Levi unter den segnenden Stämmen), erst später beigefügt ist und daß mit den Leviten im Sinne des Priestercodex die Gehülfen der Priester gemeint sind.

Fragt man nun, welchen Erfolg die von dem Deuteronomiker bewiesene Fürsorge für die brotlos gewordenen Landpriester gehabt habe, so besitzen wir in 2 Kön. 23, 8 fg. ein urkundliches Zeugniß, daß die Verhältnisse, d. h. der Widerstand der bis dahin alleinberechtigten Tempelpriesterschaft, stärker war, als die menschenfreundlichen Absichten des Deuteronomikers. Dort heißt es nach dem Bericht über die feierliche Verpflichtung alles Volkes auf das neugefundene Gesetzbuch: Und Josua brachte alle [die bisherigen] Priester aus den Städten Judas herein [nach Jerusalem] und verunreinigte (z. B. durch Todtengebeine) die Höhen, auf denen die Priester geräuchert hatten, von Geba bis nach Beerscheba .... nur durften die Höhenpriester nicht Opfergaben darbringen auf dem Altar Jahve's zu Jerusalem, sondern aßen Mazzen (ungesäuerte Fladen) inmitten ihrer Brüder. Das heißt doch wohl: ihre Anwesenheit beim Tempel gestatteten die Tempelpriester («die Söhne Sadoq's»), gaben ihnen auch Antheil an den als sogenannte Speisopfer dargebrachten (oder überhaupt zur Priesterspeise gebackenen) Mazzen, verweigerten ihnen aber das Anrecht auf die Ausübung des Opferdienstes und damit auf die anderweitigen Einkünfte, die den Priestern zufielen und die sich natürlich nicht blos auf die 5 Mos. 18, 3 fg. erwähnten Theile eines jeden Opferthieres, sowie die Erstlinge von Getreide, Most, Oel und Wolle erstreckten.

Es begreift sich, daß ein solcher Zustand, der die ehemaligen Höhenpriester zwar in der Theorie als Priester anerkannte, zugleich aber an der faktischen Ausübung des Priesterthums hinderte und auf das Gnadenbrot[7]) bei Priestern und Laien anwies, auf die Dauer unhaltbar war. Die politischen Wirren, die auf den Tod Josia's folgten und erst 588 mit der Zerstörung der Stadt und des Tempels endigten, mochten diese Frage in den Hintergrund treten lassen. Sie mußte jedoch sofort wieder auftauchen, als es sich um die Neuordnung des Cultus nach dem Exil handelte. In der That finden wir das Problem nicht blos gestellt, sondern auch und zwar in unerwarteter Weise gelöst in einem Kapitel des Propheten Ezechiel, das man nicht mit Unrecht als den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß der Cultusgeschichte Israels bezeichnet hat. Der Prophet, der bis zu seiner Wegführung mit Jojachin (599) selbst zu den legitimen Tempelpriestern gehört hatte, belehrt uns gegenüber allen gesetzlichen Theorien, die nach der gewöhnlichen Annahme von Mose an bestanden hätten, welches bis auf seine Zeit die wirkliche Praxis am Tempel gewesen ist. Es heißt nämlich 44, 9 fg. innerhalb des Abschnitts (Kap. 40 fg.), welcher die neuen Gesetze für das staatliche und gottesdienstliche Leben Judas nach dem Exil entwirft, wörtlich also: So spricht der Herr Jahve: Kein Fremder, der unbeschnittenen Herzens und unbeschnittenen Leibes ist, darf in mein Heiligthum eingehen, [keiner] von allen Fremden, die sich inmitten der Kinder Israel befinden. Sondern die Leviten, die sich von mir entfernten, als Israel in der Irre ging, als sie von mir abirrten (und) hinter ihren Götzen her(liefen), sie sollen ihre Verschuldung tragen, und sollen in meinem Tempel dienen, als Wachen an den Tempelthoren und als Diener des Tempels. Sie sollen das Brandopfer und das Schlachtopfer schlachten für das Volk und sollen sich ihnen zur Verfügung stellen, ihnen zu dienen. Darum, daß sie ihnen gedient haben vor ihren Götzen und (so) dem Hause Israel ein Anlaß zur Verschuldung geworden sind, darum habe ich meine Hand wider sie erhoben, spricht der Herr Jahve, und sie sollen ihre Verschuldung tragen. Und sie dürfen nicht zu mir nahen, um mir Priesterdienste zu *thun und* nahezukommen allem, was mir geheiligt ist, zu den hochheiligen Dingen, sondern sie sollen ihre Schmach tragen und [die Strafe für] alle ihre Greuel, die sie verübt haben. Und ich will sie zu solchen machen, denen der [äußere] Dienst am Tempel obliegt nach allen seinen Geschäften und nach allem, was darin zu thun ist. — Aber die Levitenpriester[8]), die Söhne Sadoq's, die des Dienstes an meinem Heiligthum gewartet haben, als die Kinder Israel von mir abirrten, die sollen zu mir nahen, mir dienen, und sollen vor mir stehen und mir darbringen [die Opfergaben an] Fett und Blut, spricht der Herr Jahve. Sie sollen eingehen in mein Heiligthum und sollen nahen zu meinem Tisch, mir zu dienen, und sollen meinen Dienst verrichten.

7) Nach Graf (in Merx' «Archiv», I, 216) hätte sich ein Zeugniß für das thatsächliche Verhältniß der Höhenpriester zu den Söhnen Sadoq's erhalten in der Prophezeihung 1 Sam. 2, 36, wo dem Eli angekündigt wird, daß die Ueberbleibsel seiner Familie einst vor dem von Jahve bestellten treuen Priester niederfallen und betteln werden um ein Geldstück und einen Laib Brot und sprechen: «Stelle mich doch an bei einer deiner priesterlichen Verrichtungen, daß ich einen Bissen Brots zu essen bekomme!»

8) Wenn Ezech. 45, 5 und 48, 11 fg. dieser Ausdruck nicht wiederkehrt, sondern streng zwischen Priestern und Leviten geschieden wird, so ist dies ganz natürlich: mit Kap. 44 ist eben die Unterscheidung endgültig angeordnet; dagegen braucht Ezech. 43, 19 noch die alte Bezeichnung!

Es ist viel Scharfsinn aufgeboten worden, aus diesen Worten des Propheten etwas anderes herauszulesen, als sie in Wahrheit enthalten. Setzt man nämlich voraus, daß der Prophet die Bestimmungen des Priestercodex über Priester und Leviten bereits gekannt hat, so erscheinen seine Worte geradezu räthselhaft und können nur durch die ärgsten Künsteleien mit jener Voraussetzung in Einklang gebracht werden. Die Wahrheit ist eben: der Prophet kennt den Priestercodex (Haupttheile desselben: 2 Mos. 25—31; 35—40; 3 Mos. 1—16; 4 Mos. 1—10, größtentheils auch 13—19 und 25—33) noch nicht, sondern steht in der Hauptsache noch auf dem Standpunkte des Deuteronomium. Läßt man dies gelten, so haben seine Worte einen nur zu verständlichen Sinn. Auch er kennt zwei Arten von Levitenpriestern: die Söhne Sadoq (44, 15), d. h. die Tempelpriester zu Jerusalem, die den wahren, gottgewollten Cultus gepflegt haben, und andererseits die einstigen Höhenpriester. Dieselben werden V. 10 kurzweg «die Leviten» genannt; ihre Abstammung von Levi soll nicht bestritten werden, aber als Priester kann sie Ezechiel nicht gelten lassen, schon darum nicht, weil nach dem oben Bemerkten ihrem Priesterthum durch die Cultusreform des Josia ein Ende gemacht worden war. Der Deuteronomiker hatte den sogenannten Höhendienst als eine Cultusform angesehen, die bis zur Geltendmachung eines einzigen Heiligthums berechtigt war; er hatte daher auch die Höhenpriester als wirkliche Jahvepriester angesehen und ihnen daher sogar das Anrecht auf den Dienst am Tempel sichern wollen. Ezechiel dagegen sieht den Höhendienst wie eine Art Götzendienst an; die Periode der Geschichte, in der er im Schwange ging, ist die des «Abirrens» von Jahve; der Besitz und Gebrauch der Dinge und Cultusformen, die von altersher mit dem Höhendienst verbunden waren, gilt ihm als ein Irregehen hinter den Götzen her, und vollends die Leviten, die Israel als Priester gedient haben vor seinen Götzen und ihm dadurch Anreizung zu schwerer Versündigung gegeben haben, die sollen ihre Schuld tragen. Ihre Strafe besteht aber darin, daß sie fortan von dem Nahen zu Gott und dem Dienst am Altar, d. h. dem eigentlichen Priesterdienst, schlechthin ausgeschlossen sind. Nur der niedere Dienst soll ihnen (V. 11) künftig zufallen, die Bewachung des Tempels, das Schlachten der Opfer und überhaupt die Bedienung des Volks — mit andern Worten, sie sollen von Priestern zu Handlangern der Priester (und des Volkes) degradirt werden. So will Ezechiel in dem Tempel der Zukunft die Schwierigkeit gelöst sehen, die durch die Beseitigung der Höhen und die Brotlosigkeit ihrer Priester geschaffen war. Er löst sie durch die Festsetzung eines tiefgehenden Rangunterschiedes zwischen den Tempelpriestern und den Landpriestern, und damit war nun erst die strenge Unterscheidung zwischen Priestern und Leviten[9]) gegeben, die uns im Priestercodex, sowie im Buch Esra (1, 5; 2, 70; 3, 8 fg.; 6, 16 fg. u. öfter) und Nehemia (12, 1. 30 u. öfter) als etwas von Anfang an Bestehendes entgegentritt. Ezechiel aber beseitigte auf diesem Wege zugleich noch eine andere Schwierigkeit, die er bei seiner strengen Auffassung von der Reinheit und Heiligkeit der Gott geweihten Räume und Geräthe als eine äußerst drückende empfunden haben muß. Wie sich aus 44, 6 fg. ergibt, trug man bis in die letzte Zeit vor dem Exil kein Bedenken, für den niederen Dienst am und sogar im Tempel unbeschnittene Leute, also Heiden (wahrscheinlich Kriegsgefangene und Nachkommen solcher) zu verwenden. Dies erscheint Ezechiel als ein Greuel, der im neuen Tempel schlechterdings nicht mehr geduldet werden dürfe. Als Ersatz nun für jene Unbeschnittenen sollten jetzt eben die des Priesterrechts beraubten einstigen Höhenpriester eintreten.

Es fehlt nicht an Spuren, daß die tief eingreifende Neuerung, welche Ezechiel damit — weit über das Deuteronomium hinausgehend — anbahnte, in den betheiligten Kreisen auf starken Widerstand stieß; es wird davon weiter unten noch die Rede sein. Nichtsdestoweniger stehen wir vor der Thatsache, daß der Gedanke, den Ezechiel gleichsam erst hinwirft zu künftiger Beachtung, im Priestercodex seine allseitige Ausbildung gefunden hat und in Gestalt eines complicirten Systems in Praxis umgesetzt ist. Freilich von dem mislichen Beigeschmack, den die Stellung der Leviten bei Ezechiel hat, wenn er ihren Dienst als eine schwere, aber wohlverdiente Strafe hinstellt, ist jetzt nichts mehr zu verspüren, und es konnte dies nicht anders sein, da auch der niedere Tempeldienst auf die Dauer nicht von solchen ausgeübt werden konnte, die solchen Dienst als eine tiefe Schmach und somit als eine schwere Last empfanden. Aber davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Die Aussonderung der Leviten und die Regelung ihres Verhältnisses zu den Priestern beruht auf einer göttlichen Ordnung, die von allem Anfang an festgestellt war. Und wenn ihr Dienst auch kein eigentliches Priesterthum ist, wie es allein den «Söhnen Aaron's», d. h. natürlich den Sadoqiten zu Jerusalem, zusteht, so ist es doch immer noch ein Dienst am Heiligthum und als solcher ein Ehrenamt, welches den Inhaber um ein Ziemliches über die profane Menge emporhebt.

Die Aussagen des Priestercodex über das Wesen und die Functionen des Levitenthums bilden ein so wohldurchdachtes und fast durchweg auch einheitliches System, daß sich trotz der anfänglich verwirrenden Menge von Detailbestimmungen unschwer ein klarer Einblick gewinnen läßt.

Vor allem gilt es hier, einen naheliegenden Irrthum zu corrigiren. Nach der landläufigen Ansicht wären die Leviten des Priestercodex gleichsam Priester zweiten Ranges, die breite Basis der hierarchischen Pyramide, die zuletzt in den Hohenpriester als Spitze ausläuft. Diese Ansicht wird noch besonders begünstigt durch den Umstand, daß ja beide, Priester wie Leviten, dem gleichen Stamme angehören, der eben wegen ihrer Bestimmung zum Priesterdienst keinen eigenen Landbesitz erhalten hat. Was scheint da natürlicher, als daß Levi in seiner Gesammtheit als

9) Ganz unerhört ist die Reihenfolge: Fürsten, Leviten, Priester Neh. 10, 1; doch unterzeichnen dann V. 10 die Leviten nach den Priestern.

der priesterliche Ausschuß aus dem Volk, die Söhne Aaron's wieder als der engere Ausschuß aus den Leviten zu betrachten sind. Aber das ist ganz und gar nicht die Meinung des Priestercodex, wie sich schon aus dem äußerlichen Umstande ergibt, daß Aaron und seine Söhne längst (2 Mos. 28) zu Priestern bestimmt und längst auch (3 Mos. 8 fg.) zu solchen geweiht und durch feierliche Opfer eingeführt sind, ehe 4 Mos. 3, 5 fg. endlich auch die Bestellung der Leviten zu ihrem Dienste erfolgt. Gleich hier wird aber auch mit größter Deutlichkeit ausgesprochen, welchen Charakter eigentlich das Amt der Leviten trägt. Sie sind nach V. 9 (vgl. auch 4 Mos. 8, 16 fg. und 18, 6) eine Gabe des Volkes an Aaron und seine Söhne, d. h. also an die alleinberechtigten Priester, zur Bedienung derselben. Eigentlich wäre jeder Erstgeborene in Israel verpflichtet, die niederen Dienste am Heiligthum zur Unterstützung der Priester zu verrichten. Denn die Erstgeborenen von Menschen und Vieh sind nach uralter Bestimmung (vgl. 2 Mos. 13 u. a.) Gott geweiht, daher die Erstgeburten des Viehes zu opfern, die der Menschen aber mit Geld loszukaufen sind. Dieser Loskauf würde sie jedoch, da sie einmal Gott zugehören, nicht von dem Dienst am Heiligthum befreien. Andererseits aber ist es praktisch unausführbar, daß die Erstgeborenen Israels diesen Dienst übernehmen. Theils hindert sie daran die Entfernung der meisten vom Heiligthum, welche ein Ausscheiden aus ihren Familien nöthig machen würde, theils die Unreinheit, die ihnen von ihrem weltlichen Berufe her anhaftet oder doch (sogar unwissentlich, z. B. durch die Berührung von Todtengebeinen) anhaften könnte. Der Dienst in der Nähe des heiligen Gottes duldet aber nur solche, die mit peinlicher Sorgfalt den mannichfaltigen Reinigkeitsgesetzen nachleben. Da trifft nun Gott den Ausweg, daß er die Männer eines ganzes Stammes zur Bedienung der Priester bestellt und ihnen damit einen beständigen Beruf anweist, dessen Anforderungen sie, weil durch andere Pflichten nicht gehindert, allseitig erfüllen können. Daß aber ursprünglich jeder einzelne Levit als Ersatzmann für einen einzelnen Erstgeborenen in Israel gedacht ist, ergibt sich aus dem 4 Mos. 3, 14 fg. Berichteten. Auf Geheiß Gottes zählte Mose die Leviten[10]) und findet (V. 39) 22,000 im Alter von einem Monat und darüber. Die Zahl aller Erstgeborenen aber betrug nach V. 43: 22,273; somit hatten 273 keinen Leviten als Ersatzmann. Daher wird V. 46 fg. bestimmt, daß diese Ueberzähligen mit je fünf Sekel pro Kopf zu lösen, die so erzielten 1365 Sekel aber Aaron und seinen Söhnen einzuhändigen sind. Die Zahl der wirklich dienstthuenden Leviten wird übrigens 4 Mos. 4, 48 auf nur 8580 berechnet.

Der Gedanke, daß die Leviten eigentlich eine Gabe des Volkes an Gott, mittelbar an die Priester sind, findet einen deutlichen Ausdruck auch in den Bestimmungen über die Einsetzung der Leviten in ihr Amt, 4 Mos. 8, 5 fg. Die betreffenden Ceremonien heißen nicht, wie bei den Priestern, ein Weihen, sondern nur ein Reinigen; dasselbe besteht in der Besprengung mit Sühnwasser, dem Bescheren des ganzen Leibes und dem Waschen der Kleider. Die Hauptsache aber ist, daß Aaron nach V. 11 die Leviten vor Jahve «weben» soll. Dieses «Weben» oder Hinundherschwingen auf der Hand geschah sonst mit solchen Theilen des Opfers, die eigentlich Jahve gehörten (daher man sich anschicken mußte, sie ins Opferfeuer zu werfen; dies der ursprüngliche Sinn des «Webens»), die man aber in Wahrheit zurücknahm, um sie an Stelle Gottes den Priestern zu übergeben. Wenn somit Aaron die Leviten (wol durch Hin- und Herführen) «webt», so werden sie damit als eine Opfergabe des Volkes an Gott hingestellt, die dieser wiederum an die Priester abtritt.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Leviten ihren Dienst in Stellvertretung des Volkes thun, liegt in der Verpflichtung des letztern, durch Abgabe des Zehnten an die Leviten für den Unterhalt derselben zu sorgen (4 Mos. 18, 21). Das ist ihr Lohn für den Dienst, den sie am Heiligthum thun (V. 31) und durch welchen sie verhüten, daß die Israeliten, wenn sie in ihrer Unreinheit selbst den Dienst thun müßten, die Nähe Gottes als eine tödliche zu erfahren bekämen (dies der Sinn von V. 22).

Was das Alter der Leviten beim Antritt ihres Dienstes betrifft, so wird 4 Mos. 4, 3. 30 fg. das 30. Jahr, 4 Mos. 8, 24 dagegen das 25. Jahr genannt. Diese Differenz kann nicht dadurch beseitigt werden, daß man bestimmte Functionen mit dem 25. Jahr, andere erst mit dem 30. übernommen denkt, sondern sie weist auf die Thatsache verschiedener Schichten innerhalb des Priestercodex hin. Eine dritte Ansicht (und vielleicht auch Praxis) verräth der Chronist, wenn er unter David (1 Chron. 23, 24. 26), sowie unter Hiskia (2 Chron. 31, 17) und Serubabel (Esra 3, 8) das Dienstalter der Leviten schon mit dem 20. Jahre beginnen *läßt*. Als Endpunkt der Dienstzeit wird überall (4 Mos. 4, 3 fg.; 8, 25) das 50. Jahr genannt, nur daß sie nach 8, 26 auch dann noch ihren jüngeren Genossen bei der Bewachung des Heiligthums helfen sollen.

Der Dienst der Leviten besteht, wie schon erwähnt, in der Unterstützung der Priester (vgl. 4 Mos. 18, 2: sie sollen sich den Priestern «zugesellen» — hebr. jillāvū, mit Anspielung an den Namen Levi — und ihnen dienen) durch alle die niederen Verrichtungen in der Peripherie des Heiligen, welche für die Ausübung des eigentlichen Cultus vonnöthen sind. Sie haben während des Wüstenzugs das heilige Zelt (die sogenannte «Stiftshütte») abzubrechen und wieder aufzuschlagen, die Bundeslade und die heiligen Geräthe zu tragen (aber erst, nachdem dieselben von den Priestern auf das sorgfältigste zugedeckt und verhüllt sind; den Leviten würde die unmittelbare Berührung der heiligen Geräthe oder ein noch so kurzes Betreten des Heiligthums tödlich sein, 4 Mos. 4, 15. 20[11]),

10) Obschon in der somit etwas älteren Stelle 1, 48 ihre Zählung ausdrücklich verboten war; vgl. auch 2, 33.

11) Andererseits bilden die Leviten eine Art Schutzmauer für das gewöhnliche Volk, indem sie an den Lagerstätten während

ferner die für den Opferdienst nöthigen Geräthe, sowie den Brandopferaltar zu reinigen, die Schaubrote zu backen u. s. w. (vgl. 1, 50 fg.; 3, 25. 31, wo die Berührung der heiligen Geräthe minder streng ausgeschlossen zu sein scheint, und 1 Chron. 9, 26 fg.). Dabei werden 4 Mos. 4, 15 fg. so detaillirte Bestimmungen getroffen, daß den einzelnen Geschlechtern der Leviten jedesmal bestimmte Bestandtheile des heiligen Zeltes zum Transport zugewiesen werden. In der Chronik sind die Verrichtungen der Leviten noch weit mannichfaltiger. Dies erklärt sich daraus, daß zur Zeit des Chronisten ganze Gruppen von Tempeldienern zu den Leviten zählten, die nach der ursprünglichen Ansicht nicht zu denselben gehörten (s. unten). Selten wird dagegen den Leviten eine so rein geistige Function, wie die Belehrung des Volkes, zugeschrieben; vgl. jedoch Neh. 8, 7 fg. (wo es sich freilich in der Hauptsache um die Wiederholung des Vorgelesenen handeln wird), und 2 Chron. 17, 7 fg. — Neh. 9, 4 fg. fordern die Leviten zum Gebet auf; das Gebet selbst aber spricht Esra (vor V. 6 ist: «Da sprach Esra» ausgefallen; vgl. die LXX). Ganz außer Betracht fallen solche Angaben der Chronik, wie I, 23, 4, wo unter den 38,000 Leviten David's auch 6000 Amtleute und Richter sind.

Die allgemeine Bestimmung, daß den Leviten alle Zehnten in Israel zugehören (4 Mos. 18, 21 fg.), nur daß sie davon wieder den Zehnten an die Priester abzugeben haben (V. 26 fg.), wird 3 Mos. 27, 30 fg. näher dahin erläutert, daß es sich um den Zehnten von allen Acker- und Baumfrüchten, aber auch um den Zehnten von allen Rindern und Schafen handelt. Uebrigens ist zu bemerken, daß in der späteren Praxis der Zehnte nicht den Leviten, sondern den Priestern zufiel (vgl. z. B. Hebr. 7, 5). Der Talmud erkennt diese Differenz an, erklärt sie aber daraus, daß Esra die Leviten, weil sie sich fast alle der Rückkehr aus dem Exil nach Jerusalem geweigert hatten, mit der Entziehung des Zehnten bestraft habe (vgl. dazu: Grätz, «Eine Strafmaßregel gegen die Leviten» in der «Monatsschr. für Gesch. und Wissensch. des Judenth.», 1886, S. 97 fg.).

Diese Behauptung ist jedoch offenbar ersonnen, um eine auffällige Abweichung vom Priestercodex durch eine möglichst unanfechtbare Autorität zu decken. Denn Neh. 10, 38 fg. wird unter den Punkten, auf welche sich die zurückgekehrte Gemeinde (um 444 v. Chr., also circa 14 Jahre nach der Rückkehr Esra's) urkundlich verpflichtet, auch die Abgabe des Zehnten an die Leviten mit aufgeführt (nur daß dort noch die Assistenz eines Priesters bei der Erhebung des Zehnten durch die Leviten verfügt wird) und nach 13, 10 fg. erregte es den Zorn Nehemia's bei seiner zweiten Anwesenheit, daß man die Leviten verkürzt und so zum Verlassen des Dienstes gezwungen hatte.

Wenn 4 Mos. 18, 24 (vgl. Jos. 14, 3 fg.; 18, 7) von den Leviten (wie V. 20 von den Priestern) gesagt wird, daß sie kein Erbgut unter den Kindern Israel besitzen sollen, so steht dies in Einklang mit den oft wiederholten Aussprüchen des Deuteronomikers (10, 9; 12, 12; 14, 27; 18, 1 fg.) und des sogenannten Deuteronomisten (Jos. 13, 14. 33), die Leviten hätten kein Theil und Erbe unter Israel erhalten, vielmehr sei Gott selbst (d. h. die ihm gebrachten Gaben) ihr Antheil. Auch diesen Grundsatz finden wir jedoch in einigen der spätesten Kapitel des sogenannten Priestercodex zu Gunsten der Leviten aufgegeben. 4 Mos. 35, 2 fg. wird geboten, daß man den Leviten Städte zu geben habe, damit sie dort wohnen können, und zwar mit einem ziemlich ansehnlichen Bezirk ringsum, damit sie dort ihre Rinder und ihre Habe sammt allerlei Thieren haben könnten. Vers 7 wird die Zahl dieser Städte, die sich auf die einzelnen Stämme nach Verhältniß ihrer Größe vertheilen soll, auf 48 bestimmt. Die Ausführung dieser Verfügung wird Jos. 21 (vgl. 1 Chr. 6, 39 fg., auch 13, 2; 2 Chr. 11, 14; 31, 19) berichtet, nur daß hier genauer 13 Städte den Priestern (im Stamm Juda, Simeon und Benjamin, also in möglichster Nähe bei dem Tempel!), 35 den Leviten zugewiesen werden. Daß es sich bei diesem ganzen Bericht (wie bei der damit zusammenhängenden Bestimmung 3 Mos. 25, 32 fg.) nur um die mechanische Durchführung einer starren Theorie handelt, ergibt sich einmal daraus, daß in Widerspruch mit 4 Mos. 35, 8 aus jedem der 12 Stämme je 4 Städte ausgeschieden werden (nur Naphtali stellt blos drei, weil Juda und Simeon zusammen neun gestellt hatten), andererseits daraus, daß zur Zeit der Aufzeichnung von Jos. 21 nur noch eine kleine Zahl der hier aufgeführten Städte in den Händen der Juden war. Daß nach Neh. 12, 27 Leviten auch außerhalb Jerusalems wohnten und nach Neh. 13, 10 auch Felder besaßen, ist natürlich kein historischer Beweis für den Gesammtinhalt von Josua 21.

Wenn es in Anbetracht der Bestimmtheit, mit welcher der Priestercodex die Stellung der Leviten auf Grund der Gottesoffenbarung am Sinai regelt, scheinen könnte, als ob dem gegenüber jeder Widerspruch von vornherein habe verstummen müssen, so werden wir doch durch gewisse Spuren, ja sogar durch bestimmte Zeugnisse der Ueberlieferung eines andern belehrt. Es wäre auch zu seltsam, wenn die einstigen Höhenpriester, die nun zu der niedern Levitenrolle verurtheilt waren, gar keinen Versuch gemacht hätten, wenigstens so viel an Rechten zu retten, als das Deuteronomium ihnen gelassen hatte. Daß es an energischen Versuchen dieser Art nicht gefehlt hat, lehrt die Umbildung der alten Erzählung von dem Aufruhr gegen Mose, welche jetzt in engster Verbindung mit dem älteren Bericht in 4 Mos. 16 eingeflochten ist. Ursprünglich handelt es sich dort (vgl. V. 2. 12 fg. 25 fg.) um einen politischen Aufruhr der Rubeniten, welche die Führerschaft Moses nicht anerkennen wollen. Der priesterliche Erzähler aber stellt (V. 5—11. 16—24. 35) einen Aufruhr des Leviten Korach und seiner Rotte dar. Nicht zufrieden mit dem Levitendienst, wollen sie sich Priesterrechte anmaßen und schicken sich schon an, Räucherwerk vor Gott zu

des Wüstenzugs sich rings um das Heiligthum lagern und (als levitisch reine) verhüten, daß nicht der Zorn Gottes gegen die Unreinen, die ihm zu nahe kommen, entbrenne (4 Mos. 1, 53; vgl. 4 Mos. 8, 19, wo zu übersetzen ist: ... damit sie den Dienst für die Kinder Israels am Offenbarungszelt thäten und eine Deckung bewirkten für die Kinder Israel, damit nicht eine Plage über sie käme u. s. w.).

bringen, aber nur zu ihrem Verderben: Feuer geht aus von Jahve und frißt die widerrechtlich Opfernden.[12])

Wir wissen nicht, ob diese Erzählung an irgend ein bestimmtes Factum anspielt, und ebenso wenig auf welchem Wege der Widerspruch der «Leviten» schließlich zum Schweigen gebracht wurde; es ist ja natürlich, daß man in Priesterkreisen derartigen Zwiespalt möglichst bald in Vergessenheit gerathen ließ, um die Befestigung des neuen Verhältnisses in keiner Weise zu stören. Daß aber Verstimmung und Widerwille noch lange Zeit in den Kreisen der zu Leviten Degradirten fortdauerte, das lehrt nur zu deutlich die Urkunde Esra 2, 3 fg. (parallel mit Neh. 7, 39 fg.), welche über die Anzahl der heimgekehrten Priester und Leviten berichtet.[13])

Danach kehrten mit Serubabel und dem Hohenpriester Josua (538 v. Chr.) zurück: 4289 Priester (natürlich mit Einrechnung der Kinder), aber nur 74 Leviten, nebst 128 (bei Neh. 148) Sängern, 139 (bei Neh. 138) Thürhütern und 392 Tempelsklaven (nethinîm). Das Misverhältniß ist so auffällig, daß man auf den Gedanken kommen könnte, unter jenen 4289 sei eine erhebliche Anzahl einstiger Landpriester inbegriffen, die man als begütert oder wegen ihres sonstigen Ansehens, vielleicht auch wegen ihrer Verwandtschaft mit jerusalemer Familien als ebenbürtig gelten ließ. Immerhin ist auch dann noch die Zahl von 74 Leviten höchst auffällig und erklärt sich nur daraus, daß die Mehrzahl der einstigen Landpriester das Verbleiben im Exil und die Betreibung irgend eines einträglicheren Gewerbes einem dürftigen Leben in Jerusalem vorzog. Diese Vermuthung wird in hohem Grade bestätigt durch die Erfahrungen, welche Esra achtzig Jahre später (458 v. Chr.) bei der Rückführung eines zweiten Zuges von Exulanten machen mußte. Als er seine Schar unterwegs musterte, ergab sich (Esra 8, 15), daß unter den 1496 Männern (und Knaben) kein einziger Levit war. Esra muß die Schwierigkeit, die Leviten zum Anschluß an die Heimkehrenden zu bewegen, gar wohl gekannt haben: er sendet eine Deputation von elf angesehenen Männern an eins der Levitenhäupter zu Kasphia in Babylonien, erreicht aber doch nicht mehr, als daß sich nachträglich noch 38 Leviten und 220 Tempelsklaven dem Zuge anschließen.

Wenn trotz alledem die Zahl der Leviten in den letzten Jahrhunderten vor Chr. eine große und für den Dienst völlig ausreichende gewesen ist, so erklärt sich dies namentlich aus einem Umstand, den die Vergleichung der Urkunden in Esra und Nehemia mit den Aussagen der Chronik ergibt. Esra 2, 41 fg. und überall sonst in den Büchern Esra und Nehemia, wo nicht etwa die Hand des Chronisten eingegriffen hat (vgl. Esra 2, 70; 7, 7. 24; 10, 23 fg.; Neh. 7, 1; 10, 29; 11, 15 fg., wo 284 Leviten und 172 Thorhüter in Jerusalem gezählt werden; 13, 5. 10), werden die Sänger («die Söhne Asaph's») und die Thorhüter noch streng von den eigentlichen Leviten geschieden. Dagegen werden 1 Chron. 23, 2 fg., Kap. 25 und 26 in der Cultusordnung, welche dort König David zugeschrieben wird, sowie 2 Chron. 31, 2 und 14 die Sänger (resp. Musikanten), sowie die Thorhüter ohne weiteres den Leviten zugezählt. Dem entspricht, daß bereits 1 Chron. 6 in den ausführlichen Stammbäumen der Levitengeschlechter auch Heman und Asaph, die Sänger, in lückenloser Reihe bis auf Levi, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückgeführt werden. Es läßt sich hier bei der allmählichen Fixirung des Levitenthums ein Proceß verfolgen, den wir in ähnlicher Weise schon bei der Fixirung des Levitenpriesterthums in den letzten Jahrhunderten vor dem Exil zu bemerken hatten. Wie sich dort auch Angehörige anderer Stämme an die altangesehenen Familien angeschlossen und so die Geltung als echte «Priester aus Levi» erlangt hatten, so erweiterte sich nach dem Exil allmählich auch der Kreis der eigentlichen Leviten im Sinne Ezechiel's, d. h. der einstigen Höhenpriester und ihrer Nachkommen, durch die Aufnahme von Angehörigen anderer Geschlechter, sowie durch die Erhebung der Sänger und Thorhüter zu dem Rang eigentlicher Leviten. Und wenn bei den Priestern, wie Neh. 7, 64 zeigt, die Prüfung der Ansprüche auf das Priesterthum nicht leicht genommen wurde, so mochte man gegenüber den Leviten, wenigstens in der ersten Zeit nach dem Exil, wo man ihrer nach dem Obigen dringend bedurfte, weit weniger Umstände machen. Im Verlauf der Zeit wurde dann in den Priester- wie in den Levitenkreisen dafür gesorgt, daß eine jede Familie einen lückenlosen Stammbaum bis zurück auf den Urahn Levi aufzuweisen hatte. Nicht als ob diese Stammbäume (vgl. namentlich 1 Chr. 6) in allen ihren Bestandtheilen erfunden wären. Vielmehr gibt der Schluß derselben jedesmal einen wirklichen Thatbestand wieder, wie er zur Zeit der Entstehung dieser Stammbäume vorlag (vgl. dazu besonders Neh. 7, 64; 12, 22 fg. und 1 Chr. 9, 14 fg.).[14]) Mit andern Worten: als 1 Chr. 6 ausgearbeitet wurde, gab es Levitengeschlechter, die sich Söhne Gersom's oder Kehat's oder Merari's (der drei Söhne Levi's — sicher sehr alte Geschlechternamen) nannten, sowie Sängerfamilien, die sich Söhne Asaph's oder Korach's nannten. Und so mögen auch verschiedene andere Namen in diesen Stammbäumen insofern geschichtlich sein, als sie in den Bezeichnungen der kleineren und kleinsten Familiengruppen fortlebten. Selbst das kann zugestanden werden, daß diese oder jene Namenreihe am Schluß einzelner Stammbäume wirklich eine Reihe von Descendenten darstellt: aber die Verknüpfung aller dieser Namen zu einer lückenlosen Reihe, die jedesmal bis zu einem der unmittelbaren Descendenten Levi's hinaufreicht, kann nur für ein ge-

12) Davon verschieden ist eine andere Schicht in Kap. 16, welche das Vorrecht des ganzen Stammes Levi von den andern Stämmen bestreiten läßt; dieser Widerspruch wird dann Kap. 17, 16 fg. durch das Blühen des Stabes Levi-Aaron zum Schweigen gebracht. 13) Vgl. hierzu: R. Smend, «Die Listen der Bücher Esra und Nehemia» (Basel 1881, Progr. der Universität), wo verschiedene der hierher gehörigen Fragen erörtert werden.

14) Für das Vorhandensein von Genealogien oder doch Bürgerlisten in der Königszeit spricht die öfter vorkommende Wendung vom «Buch des Lebens»; vgl. 2 Mos. 32, 32; Jes. 4, 3; Ezech. 13, 9; Ps. 69, 29.

nealogisches Spiel erklärt werden. Dies geht unwiderleglich daraus hervor, daß sich die Hereinziehung in die Genealogie der Leviten auch auf Personen erstreckt, die nach der wirklichen Ueberlieferung, wie sie in den älteren Schichten der Geschichtsbücher vorliegt, dem Stamm Levi überhaupt nicht angehörten. Dies gilt namentlich von Samuel, dessen Vater nach 1 Sam. 1, 1 ein Ephraimit war; damit wird aber der ganze Stammbaum 1 Chron. 6, 33 fg. hinfällig. Dabei mag übrigens gern eingeräumt sein, erstlich daß der Chronist mannichfaltiges Material zu seinen Genealogien schon in den älteren Quellen, wie namentlich auch dem Priestercodex (1 Mos. 46, 11; 2 Mos. 6, 17 fg.; 4 Mos. 3, 17 fg.; 26, 57 fg.) vorfand, und zweitens daß die Verarbeitung und Ergänzung dieses Materials zu einem vollständigen Stammbaum in jenen Zeiten durchaus nicht als eine «Fiction» in unserm Sinne oder gar als ein Betrug empfunden wurde.

Das vielfache Detail, welches der Chronist (I, 12, 26; 15, 2 fg.; 16, 4 fg.; 23, 2 fg.; 24, 20 fg.; 26, 1 fg.; II, 5, 12 fg.; 7, 6; 8, 14; 11, 13 fg.; 17, 7 fg.; 19, 8. 11; 20, 14, wo ein Levit eine Art Prophetenrolle spielt; 20, 19; 23, 2 fg. 18; 24, 5 fg.; 29, 4—31, 19; 34, 9 fg.; 35, 3 fg.) bei verschiedenen Gelegenheiten über die Bedeutung, die Thaten, die Gliederung u. s. w. der Leviten mitzutheilen weiß [15]), hat höchstens in den Punkten ein Interesse, bei denen sich möglicherweise die Praxis seines eigenen Zeitalters (um das Ende des 4. Jahrh. v. Chr.) widerspiegelt. Seitdem aber blieb das Verhältniß der Leviten zu den Priestern und ihre Stellung am Tempel wesentlich unverändert bis zum Aufhören des Cultus infolge der Zerstörung des Tempels (70 n. Chr.). Im Neuen Testament werden Priester und Leviten nebeneinander Luk. 10, 31 fg. und Joh. 1, 19 genannt; Apostelgesch. 4, 36 heißt Barnabas ein Levit, aus Cypern gebürtig. Aus letzterer Stelle ergibt sich, daß sich Leviten (wahrscheinlich, weil sie bei der zunehmenden Vermehrung des Stammes nicht alle beim Tempeldienst Verwendung finden konnten) allmählich auch außerhalb Palästinas inmitten der jüdischen Diaspora angesiedelt hatten. Außerdem wird uns nur noch überliefert, daß die levitischen Sänger (die ganz im Widerspruch mit ihrer einstigen niedern Stellung gegenüber den eigentlichen Leviten allmählich die andern Abtheilungen überflügelt zu haben scheinen) von Agrippa II. (50—100 n. Chr.) das Recht erhielten, linnene Gewänder zu tragen [16]), was bis dahin ein Vorrecht der Priester war; vgl. Josephus, «Antiquitt.» 20,9,6, der in dieser Erlaubniß einen schweren Frevel gegen das Gesetz erblickt, für welchen der jüdische Krieg die verdiente Strafe gewesen sei. Derselbe Josephus berichtet auch, daß die (nach der Chronik I, 24, 7 fg.) von David eingesetzten 24 Levitenabtheilungen mit je achttägigem Dienst bis in die letzte Zeit des zweiten Tempels bestanden hätten.

Noch heute wird in jüdischen Kreisen directe Abstammung einzelner Familien vom Stamme Levi in Anspruch genommen. Dabei kann allerdings nicht schon der Name Levi als Beweis dienen; wie Evangelium Lukas 3, 24 und 29 zeigt (vgl. auch Mark. 2, 14 und Luk. 5, 27 den «Zöllner» Levi), war dieser Name auch bei Angehörigen anderer Stämme nicht unerhört. Eher könnte (nach Delitzsch) der Name Halevy (d. i. «der Levit») auch da, wo er Familienname geworden ist, als Erweis der Abstammung von Levi betrachtet werden.

Die Literatur über «Levi, Leviten» zerfällt je nach dem literar-kritischen Standpunkte der Verfasser in zwei verschiedene Abtheilungen: in solche Arbeiten, welche den Aussagen der priesterlichen Gesetzgebung (oder gar denen der Chronik) einen geschichtlichen Werth bereits für die ältesten Zeiten der Religion Israels zuschreiben und sich demzufolge damit abquälen, die von diesem Standpunkt unbegreiflichen Aussagen der älteren Geschichtsbücher und des Deuteronomiums dennoch begreiflich zu machen, und in solche, welche durch die Ansetzung des Priestergesetzes nach Ezechiel ein völlig klares Bild von dem wirklichen Verlauf der Geschichte erhalten. Zu ersterer Klasse gehören von neueren Arbeiten: J. J. Stähelin, «Versuch einer Geschichte der Verhältnisse des Stammes Levi», in «Zeitschr. der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 9, S. 704 fg.; 1855); Oehler, Artikel: «Levi, Levitenstädte», in Herzog's «Real-Encyklopädie», Bd. 8 (1857; in der 2. Aufl. von 1881 mit einem Nachtrag von C. von Orelli, welcher über den neueren kritischen Standpunkt berichtet); H. Ewald, «Alterthümer des Volkes Israel» (3. Aufl., S. 345 fg., 1866); A. Köhler, «Lehrbuch der Bibl. Geschichte des A. Test.» (1. Hälfte, S. 375 fg.; Erlangen 1875); S. J. Curtiß, «The levitical priests» (Edinburg und Leipzig 1877); derselbe, «De Aaronitici sacerdotii atque thorae elohisticae origine» (Leipzig 1878; eine verbesserte Bearbeitung des vorigen); Fz. Delitzsch, Artikel: «Levi» und «Leviten» in Riehm's «Handwörterbuch des Biblischen Alterthums».

Den andern Standpunkt vertreten (abgesehen von einigen bereits früher citirten Schriften): Vatke, «Die Religion des A. Test.» (S. 272 und 343 fg.; Berlin 1835); Graf, «Der Stamm Levi», in Merx' «Archiv», I, 68 fg. und 208 fg., sowie Art. «Levi, Leviten» in Schenkel's «Bibel-Lexikon» (Bd. 4); Kuenen, «De godsdienst van Israël» (Harlem 1869—70), I, 387 fg., 405 fg., 434 fg.; II, 104 fg., sowie in der Leidener «Theolog. Tijdschrift», III (1869), 469 fg. («Zadoq und die Zadokiten»); VI, 628 fg. («Der Stamm Levi», Besprechung eines Aufsatzes von Land in «De Gids», 1871, IV) und XII, 139 fg. («Der Aufstand Korach's, Dathan's und Abiram's»); J. Wellhausen, «Prolegomena zur Geschichte Israels» (3. Ausg., S. 121, Berlin 1886; die scharfsinnigste und eingehendste Durchführung der von Vatke u. s. w. angebahnten neuen Auffassung); Stade, «Geschichte Israels» (I, 152 fg.). *(E. Kautzsch.)*

15) Längst ist bemerkt worden, daß der Chronist mit ganz besonderer Vorliebe von dem Theile der Leviten berichtet, der mit der Tempelmusik betraut war. Höchst wahrscheinlich hat er selbst dieser Abtheilung angehört. 16) Vielleicht unter Berufung auf 2 Chr. 5, 12, wonach die levitischen Musiker und Sänger schon zu Salomo's Zeit Byssusgewänder getragen hätten; 1 Chr. 15, 27 wird dasselbe bei Gelegenheit der Einholung der Bundeslade von allen Leviten behauptet.

LEVI BEN ABRAHAM BEN CHAJJIM gehört zu den jüdischen Gelehrten des Mittelalters, welche zu ihrer Zeit eine für die Religionsgeschichte der Juden zu beachtende Rolle gespielt haben, dann durch Jahrhunderte vergessen waren, in neuester Zeit gewissermaßen wieder aufgegraben wurden [1]). Ueber seine Lebensverhältnisse ist wenig bekannt. Aus einer Gelehrtenfamilie in Narbonne stammend [2]), geboren in Villefranche de Conflent (unweit Perpignan), wahrscheinlich um 1240—50, war er 1275 als Schriftsteller in Montpellier thätig, 1303 in Perpignan, 1315 in Arles und starb wol nicht lange darauf. Als Verfechter der freisinnigen Partei im damaligen Kampfe um das Studium der profanen Wissenschaften [3]) ist er sicher mancher Unbill ausgesetzt gewesen und scheint im ganzen wenig Lebensfreudigkeit genossen zu haben.

Die erste Hälfte des 13. Jahrh. hatte einen großen Theil der arabischen wissenschaftlichen Quellen durch hebräische Uebersetzungen zugänglich gemacht; in der zweiten begann man das ganze Wissensgebiet encyklopädisch zu bearbeiten; Jehuda ben Salomo Kohen, Schemtob Palquera, Gerson ben Salomo führten ihre Leser bis an das Ziel des Forschens, ohne sie in die «Geheimnisse» der Bibel einzuweihen, die in einer Hineindeutung griechisch-arabischer Theoreme bestanden. Levi widmet diesem Zweck alles Wissens viel mehr Aufmerksamkeit und erregte daher größern Anstoß. Da nur kleine Proben seiner Hauptschrift vorliegen, so ist ein Endurtheil noch voreilig; doch dürfen wir in seinen Compilationen nicht neue Grundgedanken erwarten, vielleicht überhaupt nicht viel Originelles, aber ein Gesammtbild der Ansichten eines Rationalisten damaligen Schlages. Er wagt es auch, die jüdischen Casuisten auf die bessere Richtung christlicher Rechtslehrer hinzuweisen (he-Chaluz II, 21).

Levi hat vielleicht anfänglich mehrere kleinere Monographien verfaßt, dieselben später, mit den nöthigen Aenderungen, einem Gesammtwerk einverleibt, sodaß wir in den zwei handschriftlich erhaltenen Werken den Abschluß seiner literarischen Thätigkeit suchen dürfen, oder er hat Theile der Encyklopädie selbständig ausgearbeitet:

1) בתי הנפש והלחשים (Jes. 3, 20), enthaltend 1846 Verszeilen über die verschiedenen Wissenschaften in 10 Kapiteln mit einigen erklärenden Noten und einer Vorrede in Reimprosa, verfaßt 1276, wahrscheinlich in Montpellier [4]); 284 Verse des 8. Kapitels sind der Astronomie und Astrologie gewidmet. Levi huldigt der Ansicht, daß die Wissenschaft der Griechen und Araber von einer (geheimen) der alten Hebräer herrühre; diese alte Fiction [5]) gab der erwähnten Bibeldeutung eine Berechtigung. Handschriften sind nicht selten, 6 in Paris, 2 in der Bodleiana (Neub. 1982—3), im Vatican (Urb. 43) [6]), Petersburg, Firkowitz 643 [7]), Parma (bei Perreau, Appendice p. 87 n. 1) und wol noch sonst.

Einen Commentar dazu verfaßte (um 1400) Salomo ben Menachem, genannt Prat (Comprat?) Maimon (wahrscheinlich in ms. Paris 981), dessen Schüler in ihren Commentaren zum Buch Kusari (1422) denselben anführen [8]). — Vor Beendigung dieser gereimten Encyklopädie begann Levi eine prosaische:

2) לוית חן (Prov. 1, 9) oder ספר הכולל «umfassendes Buch», d. h. Encyklopädie, in zwei Säulen «Jachin» und «Boas» [9]) zu je 5 und 1 Tractaten mit weiteren Unterabtheilungen, die vielleicht Umänderungen durch Redaction oder unvollständige Abschriften erlitten. Ein vollständiges Exemplar ist noch nicht aufgefunden, daher auch eine Inhaltsangabe der 6 Tractate nicht erledigt ist. Tractat 1 enthielt vielleicht Logik oder Arithmetik, 2 Geometrie (ms. Paris 1050^{3}) [10]), 3 Astronomie und Astrologie, 4 vielleicht Physik, jedenfalls Psychologie mit der Lehre vom Intellect [11]), 5 Metaphysik (ms. Paris 1050^{5}), 6 (Theologie) Prophetie, Geheimnisse des Gesetzes, des Glaubens, Schöpfung. — Begreiflicherweise hat der letzte Tractat mehr Verbreitung gefunden, als die allgemeinen Theorien der I. Säule, worüber man sich anderweitig besser belehren konnte [12]); er findet

---

1) Quellen: Wolf, «Bibl. h.», n. 344; Zunz, «Zur Gesch.», S. 471, im Index S. 594 irrthümlich getrennt von S. 369; E. Carmoly, «Litbl. des Orients» (1840), I, 715; «Monatsschr.» (herausg. von Z. Frankel), IV, 123; «Athenaeum», 1850, Nr. 22 (mir nicht zugänglich), «France Israél.» (Frankf. a. M. 1858), auch mit Titelbl. «Biographie des Isr. de France» (1868), p. 46 fg. (allerlei Erfindungen, und daraus als Thatsachen bei Grätz, «Gesch. d. Juden», VII, 254 mit unrichtigem Namen: «Levi ben Chajjim», im Index 519: Levi aus Villefranche); Dukes, «Litbl. des Orients» VII, 800, 808, 552, 568; A. Geiger in Schorr's «he-Chaluz» (1853), II, 18 fg., in «Ozar Nechmad», herausg. von Blumenthal, II, 95 (Referat über Carmoly); Sen. Sachs, «Kerem Chemed» (VIII, 198); Steinschneider, «Hebr. Bibliogr.», IX, 24, XII, 108, XIV, 101; Neubauer bei Renan, «Hist. Lit. de la France», t. 27 (auch u. d. T. «Les Rabbins Français», Paris 1877), p. 628 fg. und 746. — Leon Moscono (ms. Halberstam f. 153^{b}) nennt Levi in Perpignan. Mard. ben Nisan K. 3 (Litbl. des Orients, I, 715) nennt ihn irrthümlich «Levi ben Abr. ha-Levi». 2) Abraham ben Chajjim ist auch angeführt in «Leket kazer» ms. München 66 f. 288^{b}; verschieden ist Abr. ben Jehudah ibn Chajjim, Cod. de Rossi 945. 3) Im Art. «Jüdische Literatur», S. 396 nachzutragen; vgl. «Jewish Lit.», p. 92, 99, 173, 182, 185 (ungenau) 191.

4) Inhalt in «Rabbins», p. 634, «Bollettino Ital.», p. 87; vgl. «Hebr. Bibliogr.», XVII, 14 und S. VI. Proben im «Litbl. des Orients», XI, 553, 568; bei D. Kaufmann, «Die Sinne», S. 58. 5) «Jüd. Lit.», §. 5, Anm. 25; «Hebr. Bibliogr.», XV, 44; «Verzeichniß der hebr. Handschr. in Berlin», S. 114; «Monatsschr., 1883, S. 89, 239; 1884, S. 477. 6) Zuletzt פרדס חכמה, auch in ms. Paris (979 oder 990), nach Wolf, IV, p. 891. 7) Geiger, «Zeitschr.», III, 445. n. 28, in Firkowitz's Katal. Manuscr. als Unicum! 8) «Hebr. Bibliogr.», XVI, 127; «Rabbins», p. 636, 746, «Verzeichn. Berliner Handschr.», S. 112 fg.; zu III, 5, 7, 11 f. 52, V, 18. 9) Diese Tempelsäulen (1 Kön. 7, 21) sind frühzeitig symbolisch gedeutet; in der Kabbala sind sie Namen der Sefirot נצח und הוד. Ein Anonymus aus Orange (1197—99) nennt so die Diätetik und Therapie (Virchow, «Archiv für Path.», 40, S. 84, vgl. Berliner's «Magazin», XII, 205). 10) «Zeitschr. für Mathematik u. s. w.», XII, 20, 44; in «Rabbins», p. 638 übersehen. Die Ethik ist wahrscheinlich durch die Einleitung zu 6 vertreten (vgl. «Rabb.», p. 640). 11) Münch. 58 f. 104^{b}, verweist in Bezug auf den Intellect auf den 2. Th. des 4. Tr., wonach «Rabbins», p. 639 zu ergänzen ist. 12) Näheres «Rabbins», p. 640 fg.

sich ganz oder theilweise in ms. Bodl. Michael 199, 361 (Neub. 2023, 1285), Parma, De Rossi 1346, Vatican 298^3, von Assemani irrthümlich dem Moses Tibbon beigelegt[13]); ein ms. besaß 1878 der Buchhändler Deinard. — Eine **Umarbeitung** vom J. 1215 in Arles entdeckte ich in ms. Vat. 192[14]).

Von der I. Säule hat sich namentlich der 3. Tractat in 40 Kapiteln erhalten (ms. Paris 1047[13], Vat. 383, in Odessa)[15]), auch Theile davon (z. B. Kapitel 14, 15 in ms. Mich. 199, bei Neub. 2023), insbesondere die fünf letzten Kapitel (36—40) in ms. Reggio 13 (Neubauer 2028 und Add.), und wol ebenso in ms. Wien 184 und Paris 1058^5 (angeblich 4 Kapitel von Abraham bar Chijja), und wiederum daraus das 40. Kapitel, welches der Verfasser selbst als eine besondere Abhandlung bezeichnet (ms. Paris 1311^{3c})[16]) und anonym ms. Vitor. Eman. in Rom 12^2, ein Kapitel daraus ms. Mantua (Catal. p. 27).

In diesen letzten Kapiteln excerpirt Levi die astrologischen Schriften des Abraham ibn Esra in so mechanischer Weise, daß die Bibliographen irre wurden[17]); die Messiasdaten sind wiederum aus Abraham bar Chijja's מגלת המגלה.

Levi's Schriften wurden im 14. Jahrh. studirt und benutzt, nicht immer mit Angabe der Quelle. Sie haben natürlich nur noch culturgeschichtlichen Werth.

(M. Steinschneider.)

LEVI BEN GERSON (oder Gerschom), auch Leon de Bagnols (Balneolis) und in neuerer Zeit Gersonides[1]), häufig mit der Abbreviatur רלב״ג «RaLBaG» angeführt, ist mit Rücksicht auf den Umfang seiner Studien, ganz besonders wegen der Schärfe seines Verstandes und der Unabhängigkeit und Kühnheit seiner Ansichten einer der allerersten jüdischen Gelehrten des Mittelalters.[2])

Levi lebte in Avignon und Orange[3]); Sacut's Nachricht, daß er ein Sohn des Gerson ben Salomo sei, ist unter diesem weitläufig besprochen; eine chronologische Schwierigkeit steht nicht entgegen, da Levi 1288 oder Ende 1287 geboren ist (s. unten Nr. 14).[4]) Sein Vater war jedenfalls ein Gelehrter.[5]) Levi starb 1344[6]); die aus seinen Schriften bekannten Daten beginnen mit 1317, namentlich 1319—1320, so daß seine schriftstellerische Thätigkeit ungefähr ein Vierteljahrhundert, die kleinere Hälfte seines Lebens ausfüllt, wahrscheinlich ohne große

---

13) «Catal. Bodl.» 2009, 8, zu berichtigen nach «Rabbins», p. 646. — Levi citirt Aristoteles, «Verfasser der acht bekannten Bücher der Logik» (f. 59^b), im Abschnitt למד [der Metaphysik, 72^b]; Euklid, f. 59^b ist von den vier mathematischen Disciplinen die Rede, das Haupt der Arithmetik und Geometrie ist Euklid, dann folgt das Buch תבנית העגלות [Sphärica des Theodosius?] und das Buch des Menelaus (מיליארש, «Hebr. Bibliogr.», XIV, 38). Ueber Optik (חכמת המבטים) schrieben Euklid, «Talmai» der König (Ptolemäus); ibn Heitham (corrumpirt אבו אלהיתה) schrieb darüber acht Bücher. Galen im Commentar über die Heptaden (בשביעיות f. 147^b; s. Maimonides, «Vorrede zum Commentar über die Aphorismen, und Geiger's «Jüd. Zeitschr.», VIII, 121, Nr. 1) = גאליינוס (sic 85^b), Plato (32^b, 94^b), Ptolemäus (s. oben, und f. 128 צורת הארץ, s. «Zeitschr. für Mathem.», XII, 86); Abu Nâ'sr (al-Farabi, aus Maimonides, s. mein «Alfarabi», S. 253); Averroes (öfter, auch במאזני העיונים 17^b, vgl. «Verzeichniß der Handschr. in Berlin», S. 105, und anonym 84, Verfasser ist Gazzali); Avicenna, passim [Bataljusi] עגולות רעיוניות (84), al-Fergani f. 127 (ms. אלפרגני); ibn Heitham (s. oben); Maimonides im Buch von der Heilung der Gifte, genannt המאמר הנכבד (104, arab. المقالة الفاضلية, s. meine deutsche Bearbeitung in Virchow's «Archiv für Path.», Bd. 57). — Von jüdischen Autoren ist noch hervorzuheben Josef ibn פוביל (114, s. «Hebr. Bibl.» IX, 138). — Kapitel daraus am Rande von ms. Paris 1050 (Avicenna de Coelo), ebenso im ms. Vat. 386. Die antichristlichen Kapitel fehlen im ms. de Rossi (cf. «Rabbins», p. 641); eines habe ich edirt in Kobak's ישרון VIII, 12; dazu Berichtigungen von Os. H. Schorr, החלוץ XI, 93; vgl. mein «Polem. und apologet. Lit.», S. 337, 422. Der Artikel in Benjacob's «Thesaurus», S. 259, n. 137, wird im Supplementband vielfach berichtigt und ergänzt. 14) Bartolocci und Wolf, bei Assemani, Zunz, Benjacob, S. 354, n. 1818 als anonym, über מעשה בראשית und מעשה מרכבה a. 1295; s. «Hebr. Bibliogr.», IX, 24; XII, 108. — Besondere Bibelcommentare sind nicht bekannt, s. Geiger, «Ozar Nechmad», II, 97 und Catal. Paris 1066. 15) ס׳ תכונה (Benjacob, S. 650, n. 568 wird im Supplement berichtigt) ist kein eigentlicher Titel. 16) Im Katalog falsch ש׳ השמים für ש׳ הארבעים.

17) Das Nähere darüber in meinen «Études sur Zarkali», Supplém. p. 121.

1) Vgl. den Art. Gersoniden. גרשוני habe ich erst bei David ben Jehuda Leon (um 1500) gefunden. — Abraham ben Salomo aus «Baniolas» 1391, in Cod. De Rossi 397. 2) Quellen: Wolf, «Bibl. Hebr.», n. 1348, vgl. n. 1343; «Asulai» ed. Benjacob, I, 116; De Rossi, «Wörterb.», S. 114 und zu Cod. 47; Zunz, Additt. zu Delitzsch, Catal., p. 325 (fast nur Citate aus mss.); Geiger, «Melo Chofn.» S. 13, 22 (namentlich über Comm. zu Averroës 86); Pasinus zu Cod. 20; Carmoly in «Isr. Annalen», I, 86, 312 («France Israël.», p. 80, citirt von Joel, ist nur eine gelegentliche Erwähnung); Munk, «Philosophie u. s. w.» deutsch von B. Beer, S. 32 und «Mélanges», p. 497; «Catal. Bodl.», p. 1607 und Add.; M. Joel, in «Monatsschr. für Wiss. und Gesch. der Juden», 1860, S. 223 (s. dazu «Hebr. Bibliogr.», 1860, S. 71); desselben «Levi ben Gerson als Religionsphilosoph», Breslau 1862 (dazu «Hebr. Bibliogr.», 1862, S. 117, über Weil s. unten Anm. 54); Grätz, «Gesch. der Juden», VII, 367; ein Artikel aus K. Schulmann's hebr. «Gesch. der jüd. Gelehrten», in Werk n. 9 ed. 1884. An unrichtige Stelle ist Levi gelegentlich gerathen in der «Hist. Litt. de la France», t. XXIV, p. 484, er wird für seine Stelle jetzt bearbeitet von Neubauer; M. Eisler, «Vorles. über d. jüd. Philosophen» III, Wien 1833. 3) עיר האזוב (Ysopsstadt), wie zuletzt Isid. Loeb in «Revue des Études», I, 75, 81 ziemlich erwiesen hat; irrthümlich Perpignan, bei Sacut (f. 132 ed. Krakau, f. 214 London) und anderen bis incl. Grätz, VII, 368. Levi aus Perp. ist Levi ben Abraham, s. diesen. 4) Ms. Paris 154 enthält einen Commentar von Raschi, geschrieben von David ben Gerson für seinen Bruder Levi 1298, aber von deutscher Hand. Einen jüngeren Bruder (ohne Namen) erwähnt Levi, «Milhamot», II, Ende K. 4, f. 18^2 und zu de sensu (Verz. Handschr. in Berlin, S. 86). Sein Bruder Salomo (s. unten Nr. 19) könnte nach dem Großvater genannt sein, wie es Sitte ist. 5) Citate s. im Art. Gerson ben Salomo, S. 13, Anm. 12, dazu noch Comm. zu Dan. 1, 8. 6) «Hebr. Bibl.», VII, 83. Das Todesjahr 1370 bei Sacut ist höchst wahrscheinlich Schreibfehler. Narboni citirt im Commentar zur logischen Terminologie (der bis 1344 verfaßt sein kann) Levi ohne Eulogie für Verstorbene; Jakob Poël (1361) hat in meinem ms. 23 die Eulogie

individuelle Ereignisse, die irgendwo zum Ausdruck gekommen wären.[7])

Zum Studienkreis eines Philosophen gehörte damals auch die Heilkunde, wenigstens die theoretische; Levi war vielleicht auch, wie eine große Zahl seiner Glaubensgenossen, praktischer Arzt; doch sind die Zeugnisse dafür unbedeutend; seine astronomischen Kenntnisse scheint er, nach der vorherrschenden astrologischen Richtung, für Horoskope und Conjunctionsdeutung verwendet zu haben. Eine unabhängige Stellung und persönliche Beziehungen zu hochgestellten Christen (s. Nr. 15, 16) dürften ihn vor persönlicher Anfeindung geschützt haben.

Seine Quellen waren fast ausschließlich hebräische Uebersetzungen aus dem Arabischen (das er wahrscheinlich nicht verstand)[8]); ob er lateinisch verstand, ist noch zweifelhaft.[9])

Da Levi einen großen Theil seiner Schriften gleichzeitig verfaßte, so wäre eine chronologische Aufzählung derselben schwer durchzuführen. Es empfiehlt sich auch aus andern Gründen eine sachliche Gruppirung mit fortlaufender Zählung.

A. Bibelcommentare.

1) Pentateuch, zuerst s. l. e. a. (Mantua vor 1486), dann Venedig 1547, ohne Text, auch in der sogenannten Rabbin. Bibel (Amsterdam 1724) gedruckt. Levi hat über 10 Jahre (1328—1338) an diesem großen Commentar gearbeitet, wie die einzelnen Epigraphe zeigen.[10]) In der Einleitung stellt er für den Pentateuch drei Hauptzwecke auf: Gebote für Glauben und Thun, Staatsweisheit und Erkenntniß der vorhandenen Dinge, die man durch die Speculation schwer erlange, vermittels der Prophetie (Offenbarung). Dasselbe gelte vom Talmud, nur daß hier die Prophetie durch die Ueberlieferung weiser, anerkannter Männer vertreten werde. In seiner Erläuterung werde er die entsprechende Tendenz stets aufsuchen, aber auf die Grundlehren der in Betracht kommenden speculativen Gegenstände nur hinweisen, ohne sie zu erörtern, ebenso die homiletischen Andeutungen (דרש) der Talmudlehrer behandeln. Auch in Bezug auf die gesetzlichen Deductionen der letztern unterscheidet er die bloße Anlehnung eines Gesetzes an eine Bibelstelle durch gewisse Interpretationsregeln von der wirklichen Ableitung aus einer Textstelle. Für die letztere gibt er nun 9 Kriterien, die er mit locus (מקום) bezeichnet, indem er sich gleich beim ersten auf die rhetorischen loci des «Philosophen» (Aristoteles) beruft. Er will nur die «Wurzeln» (שרשי, d. h. die allgemeinen Grundsätze) der Gebote angeben mit Hinweisung auf die Kapitel des Talmud, wo sie mit ihren «Aesten und Zweigen» besprochen werden. Später will er noch zwei große talmudische Schriften verfassen, nämlich ein Buch der Gebote (ס' המצוות), welche von den Bibelversen abgeleitet, nach dem Talmud und allen dahin gehörenden Schriften ausgeführt und ins Einzelne verfolgt werden sollen, ferner einen Commentar über den Talmud, worin derselbe Stoff nach den Tractaten desselben behandelt würde. Zur Orientirung in den Verweisungen auf den Talmud gibt er hier ein Verzeichniß der Tractate und Kapitel, welche er durch Zahlen bezeichnet.[11])

Die Form des Commentars ist nach der Beschaffenheit des Textes ein wenig verschieden.[12]) Der Stil ist einfach und dem Kenner des wissenschaftlichen Hebraismus leicht verständlich. Andere eigentliche Erklärer sind selten citirt, am meisten Abraham ibn Esra (dem er wol auch die spärlichen Anführungen aus Saadia und Jona entnimmt), mitunter Salomo Isaki, es wird häufig verwiesen auf das Buch Milchamoth (s. unten Nr. 24), auf die Schriften des Aristoteles (ohne dessen Namen, der sich von selbst verstand), auch auf die eigenen darauf bezüglichen Commentare (s. unten Nr. 20 fg.) und andere Bibelcommentare.[13]) Levi war also der erste Jude, der die aristotelische Philosophie unumwunden und mit unbedingter Berechtigung in einem eigentlichen Commentar zum Pentateuch zur Geltung zu bringen suchte. — Simon Duran verfaßte im 76. Lebensjahre (1437) Noten zu diesem Commmentar, betitelt לוית חן, nebst Anhängen gegen Chisdai (s. zu Nr. 24). Zu den nachfolgenden Commentaren wird nur wenig Besonderes zu bemerken sein.

2) Erste Propheten, zuerst mit Text 1494, dann in den Rabbin. Bibeln von 1525 bis 1724—27 sechsmal gedruckt, von B. Samuel beendet 1338, eine Woche nach dem Pentateuch, ohne Unterscheidung von Wort- und Sacherklärung, im Ganzen bedeutend kürzer.

3) Vier Megillot (Hohelied, beendet 1326 oder 1325, Kohelet Ende 1328, Ruth und Esther 1329), zuerst ohne Text, Riva di Trenta 1560, dann in der Rabbin. Bibel 1724 — 27 gedruckt; auch Königsberg 1860.

ז"ל; vgl. «Catal. Bodl.» p. 1607, die betreffende Stelle bei Sacut ed. London ist schwerlich echt; «Catal. Bodl.», p. 2118.

7) Weil p. 17 überträgt die Stelle in der Vorrede zum Pentat. falsch; allgemeine Calamität berührt Levi zu Num. 23, 10 und Lev. 26, 41. 8) Anf. Comm. Syllog. («Catal. Lugd.», p. 210) bemerkt er, daß «bei uns» (אצלינו) nur die Bearbeitung dieser Bücher von Averroës bekannt ist. 9) «Hebr. Bibliogr.», V, 118, gegen Joel, der es verneint (S. 5) und doch (S. 32 unten) dem Levi die Kenntniß christlicher Erklärer (Albertus d. G. u. and.) beimißt, während der älteste bekannte Uebersetzer christlicher Scholastiker, Jehuda ben Mose ben Daniel, ein etwas älterer Zeitgenosse Levi's in Rom war. 10) Wo hier kein anderer Nachweis für das Einzelne gegeben ist, findet man einen solchen in meinem «Catal. Bodl.», p. 1611. Eine allgemeine Charakteristik der Bibelcommentare gibt Joel, S. 87 fg.

11) Ist Levi der erste Anwender der, erst durch die Druckausgaben üblich gewordenen Zählung? 12) Die תועליות, ausgezogen aus Pentateuch und Propheten, erschienen in Riva di Trento 1560 (aber nicht in zwei Ausgaben, wie Benjacob, «Thesaurus», p. 627, n. 214) und in neuester Zeit (Zedner, S. 432). Die zu den ersten Propheten sind jüdisch-deutsch bearbeitet von Jekutiel Blitz in seiner Jüd.-deutschen Bibel (Amsterdam 1676—1678). 13) Zu Gen. 30 (f. 41 כזכר במלאכת הרפואה) verweist er auf seinen Comm. «De Animalibus», zu Exod. 10 (f. 80 כתוב בס' אחד מצאתי) auf den zu Hiob (ebenso zu Prov. 4, 19), zu Exod. 27 (f. 124, Col. 2) auf den zum Hohenlied.

a) Dem **Hohenlied** geht eine größere Einleitung voran, worin er über die frühern Erklärer klagt.[14])

Eine lateinische Uebersetzung des **Flavius Mithridates**, welche nach Bartolocci eine Vaticanische Handschrift enthalten soll, ist in Cod. 189—191 bei Assemani nicht verzeichnet.[15])

b) **Ruth** ist sehr kurz behandelt und sind wieder Nutzanwendungen am Ende der Kapitel angegeben.

c) **Kohelet** veranlaßt ihn zu einer kleinen Einleitung über die Methode des Studiums, mit Verweisung auf seinen Commentar zur Logik und Metaphysik, nebst einer Bemerkung über die praktische Tendenz des Buches und das Verhältniß desselben zu den Sprüchen Salomo's.

4) **Sprüche Salomo's**, beendet im April 1338, zuerst mit Text Leiria 1492, dann in den Rabbin. Bibeln (wie Nr. 2) gedruckt. Eine lateinische Uebersetzung Pellican's blieb unedirt, eine unvollständige von A. Giggeius erschien in Mailand 1620. Didacus Lopez de Messa, spanischer Jesuit, schrieb (nach Imbonatus) kritische Bemerkungen (censuras) dazu. Ende Kap. 30 bietet eine Schlußformel, obwol Kap. 31 erklärt ist. Die Trennung der Worterklärung ist nur bis Kap. 3 fortgeführt. Man vermißt eine Einleitung, s. jedoch oben zu Kohelet.

5) **Hiob**, beendet 23. Tebet 5086 = 30. December 1325, in Avignon[16]), erschien zuerst ohne Text s. l. (wahrscheinlich Ferrara) 1477[17]), dann mit Text 1486 und in den Rabbin. Bibeln bis 1727[18]) (Königsberg 1860), Kap. 1—5 mit lateinischer Uebersetzung von Ludov. Henr. Aquinas (Paris 1623), Kap. 4—8 lateinisch in Dissertationen (Leipzig 1700—1705). Ueber ms. Vat. 470 s. unten Nr. 18.

In einer Einleitung begründet Levi die Weitläufigkeit des Commentars durch die Wichtigkeit des im Buche discutirten Problems der Vorsehung, weswegen die Alten es dem Moses beilegten. Im Prolog erkennt er eine Parabel, im Satan eine Allegorie.

Sarek Barfat, ein Spanier oder Mauritanier, bearbeitete (1364) das Buch Hiob in Reimen; Elia Levita gab dieselben aus einem anonymen ms. 1544 (Abdruck Krakau 1574) heraus und bemerkte, daß darin der Commentar des Levi ben Gerson in Auszug gebracht sei.[19])

6) **Daniel**, beendet Adar II. 1338 (Epigr. auch in den Ausgaben), zuerst ohne Text s. l. e. a. (in Italien vor 1480)[20]), dann in den Rabbin. Bibeln von 1515 und 1727. Ms. Firkowitz 62 in Petersburg beginnt mit einem Vorwort, worin die früheren Erklärungen getadelt werden; allein man darf hier um so eher auf einen Betrug gefaßt sein, als keine bisher bekannte Handschrift (Paris hat deren 5) jenes Vorwort zu enthalten scheint. Levi übersetzt großentheils die chaldäischen Stücke, weshalb wol diese besonders im ms. Paris 1251, benutzt sind.[21]) Die Nutzanwendungen in lateinischer Uebersetzung Pellican's liegen in Zürich handschriftlich (Wolf, III, 649).

Aus den edirten Commentaren zog Jechiel ben Salomo die Nutzanwendungen aus unter dem Titel הדעות והמדות (Ansichten und Sittenlehren, Warschau 1865).

7) **Esra** (**Nehemia**, beide damals als ein Buch betrachtet), beendet Adar II, 5098 (1338)[22]), nur handschriftlich erhalten, mss. Bodl. (Neub. 344, 359), Paris 107, 247, 248, Parma, De Rossi 273, Vatican 91, auch bei Halberstamm (in Bielitz).

8) **Chronik**, beendet Nisan 1338, mit Esra in den mss. Nr. 7 (jedoch nicht in Par. 247 und Parma).[23])

Ohne Grund wird dem Levi beigelegt der Supercommentar über Abraham ibn Esra's Pentateuchcommentar betitelt ארח נפש; der Verfasser ist Ascher ben Abraham Crescas.[24])

B. **Talmudisches**.

Levi's Studien bezogen sich auf den Talmud und dessen Supplemente nach jeder Richtung; er befaßte sich mit Deduction des gesetzlichen (halachischen) Inhalts, der Methodologie und mit den freien, homiletischen Bestandtheilen (Haggada).

9) שערי צדק (Titel höchst wahrscheinlich vom Herausgeber herrührend), eine Erklärung der 13 hermeneutischen Regeln des R. Ismael, zuerst herausgegeben in dem Buche ברית יעקב von Jakob Feitusi (Livorno 1800), neuerdings von Isaak Jakob Wolfinsohn, nebst einer Biographie Levi's, aus K. Schulmann's תולדות חכמי ישראל (Jerusalem 1884 in 16., XXII und 16 S.); Levi belegt die Regeln durch Beispiele und knüpft untergeordnete Regeln an. Gleich zu Nr. 1 beruft er sich auf die Logik. Diese kleine Abhandlung könnte zur Einleitung in die großen Werke geschrieben sein.

10) מחוקק ספון (Deuter. 13, 4), haggadische Stellen, vielleicht nur im 5. Kap. des Tractats Baba Batra,[25]) jedenfalls im Zusammenhange miteinander, also mit Rücksicht auf den Charakter der Haggada überhaupt, so daß die Erklärung einer Stelle im Tractat Berachot (f. 54

14) Der arabische Comm. des **Josef ibn Aknin** (s. diesen Art. II, Bd. 31), der dieselbe Klage führt und nach derselben Auffassung erklärt, war Levi unzugänglich; daß er aber den gleichartigen des Moses Tibbon (jetzt gedruckt) nicht zu kennen scheint, ist auffällig. 15) «Hebr. Bibliogr.», XXI, 111, wo schon auf Raim. Mithr. hingewiesen ist, über welchen s. Perles, «Beiträge zur Gesch. der hebr. Studien» (1884), S. 195. 16) Nach ms. Turin, bei B. Peyron, p. 111. 17) Zu Benjacob, «Thesaurus», p. 460, n. 154 gehören die zwei Zeilen, die irrthümlich am Ende von n. 148 stehen. 18) «Catal. Bodl.», p. 1613 ist die letzte Ausgabe ausgeschlossen, weil Hiob unter n. 872 vergessen worden. Er beginnt dort Bd. IV, f. 187^b. 19) «Catal. Bodl.», p. 939, 2500; «Hebr. Bibliogr.», VI, 74; IX, 79; XIV, 82. 20) Der alte Druck konnte als ms. angesehen werden, s. z. B. ms. Paris 332.

21) Ueber solche Uebersetzungen s. «Magazin für die Wissensch. des Judenth.», X, 101. 22) Ms. Paris 287 hat dafür Kislew 47 (1286), wahrscheinlich für 147 (1386). 23) Hiernach ist Benjacob, l. c. S. 60, n. 74; S. 462, n. 224; S. 471, n. 491 zu ordnen und zu berichtigen. 24) S. meinen «Katalog der Handschr. Schönblum-Ghirondi», n. 80, nachzutragen bei Neubauer, n. 236 und im Titelregister. 25) Angeführt von Sal. Duran, מלחמת מצוה ed. I, f. 35^b; s. (meine) Notiz im «Litbl. d. Or.», II, 812; «Catal. Bodl.», p. 1609, wo ich es auf Tr. Berachot Kap. 1 bezog, weil Duran davon ausgeht; richtiger Brüll, «Jahrb.», I, 237 (wo aber falsch ספין nach ed. Leipzig).

über König Og), welche Levi selbst anführt, darin vorkommen konnte.[26])

11) Gutachten. Ein solches über Glaubwürdigkeit von Zeugen, insbesondere eines Christen betreffs eines Judenmordes, um der Witwe eine neue Ehe zu gestatten, vom J. 1343, hat Isaak de Latas (16. Jahrh.) in seiner Sammlung (ed. Wien, S. 97—103) aufgenommen. Levi deutet in der Einleitung an, daß er sich ungern in die Sache mische, und entscheidet in erleichternder Weise nach drei Gesichtspunkten (שרשים). Dieses Gutachten ist bis jetzt ganz übersehen worden.

Ein anderes Gutachten über das vielbesprochene Gebet כל נדרי kennt nur Carmoly.[27])

C. Mathematisches.[28])

12) Erläuterungen zu Euklid's Elementen, in ms. 139^{14} des Jews College (Bet ha-Midrasch) in London (Neubauer's «Catalogue», p. 41). Josef del Medigo kannte sie.

13) Geometrische Begründung eines Postulats im Euklid über 2 Linien, die einander schneiden müssen; ms. München 36.

14) מעשה חושב (nach Exod. 26, 1), beendet Anfang Nisan 1321, als er «zum 33. Jahre seines Lebens gelangt war.»[29]) Mss. in München 36, 68 (beide lückenhaft), Paris 1029^b, Parma, de Rossi 836, 1166. Vatican 399, Wien (bei Goldenthal S. 60), in Wilna bei Z. H. Katzenellenbogen (wo jetzt?). Das Buch enthält einen theoretischen Theil, nämlich die Grundlehren (שרשים) und einen praktischen Theil in 6 Kapiteln, daher betitelt Levi das Buch mit zwei Wörtern, welche Praxis und Theorie bedeuten.

15) Eine lateinische Abhandlung von «Leo Hebräus» «De numeris harmonicis», ms. Basel F. II, 33[30]) und Paris 8378A, enthält den Nachweis, daß es außer 2, 3, 4, 8, 9 nicht zwei aufeinander folgende Zahlen geben könne, die aus den Factoren 2, 3 zusammengesetzt sind. Das Schriftchen beginnt: «In Christi incarnationis anno 1343 nostro *opere mathematico jam completo* fui requisitus a quodam eximio magistrorum in scientia musica scil. a mag. *Philippo de Vitriaco* de regno francie ut demonstrarem unam suppositionem.» Philipp von Vitry war 1351—1361 Bischof von Manx. Diese Abhandlung ist wol aus dem Hebräischen übersetzt; doch ist es nicht unmöglich, daß Levi selbst sie lateinisch abgefaßt habe. Näheres wird hoffentlich die Fortsetzung der «Rabbins» des 14. Jahrh. in der «Histoire Lit. de la France» bringen.

16) לוחות, Tafeln über Sonnen- und Mondstellung (namentlich Conjunction und Opposition), berechnet für die Stadt אורב (s. oben), 9 Stunden 46 Min. von Osten entfernt, mit der Radix 1320 — aber nicht in diesem Jahre verfaßt (s. unten); mss. in München 314, Vatican 391, Almanzi 30 (jetzt im Brit. Museum); Excerpte vielleicht in Münch. 386^5 (wenn nicht aus Nr. 18). In der Vorrede erklärt Levi, daß er auf Verlangen «vieler und ehrwürdiger Männer unter den Großen der Christen»[31]) diese Berechnung unternommen habe, deren Nutzen ein vierfacher sei.[32])

Diese Tabellen erwähnt Simon Duran, ein Verwandter Levi's («Gutachten», I, 103), und Asarja de Rossi[33]) citirt Stellen daraus. Farissol Moses Botarel (1465) sah sich veranlaßt, dieselben zu erläutern, da er sie, im Vertrauen auf den Verfasser, für richtig hielt, aber für unverständlich erklärt, ja er glaubte, daß Levi sie absichtlich in Dunkel gehüllt habe. Das Schriftchen Botarel's in 12 Kapiteln findet sich hinter 15 Kapiteln zur Erläuterung der Pariser Tafeln (vom J. 1368) in der Bodleiana (Reggio 14) und in Tunis.[34])

17) בן ארבעים לבינה (dem Vierzigjährigen kommt die Einsicht —, nach Tractat Abot 5, 21), jedenfalls astronomischen Inhalts, ist nur aus einem Citat im hebräischen Almanach des Abraham Sacut (ms. Kap. 6) bekannt und irrthümlich letzterem selbst beigelegt worden. In diesem Titel ist wol eine Anspielung auf das Alter des Verfassers zu suchen; dann ist die Schrift 1328 verfaßt und vielleicht gar identisch mit der folgenden Nummer, die eigentlich keinen selbständigen Titel aufweist.

18) Ein größeres originelles Werk über Astronomie (daher auch als ספר תכונה sachlich bezeichnet) sollte eigentlich den 2. Abschnitt des V. Tractats von Nr. 24 bilden, gestaltete sich aber zu einem selbständigen Werke, welches in den meisten mss. von Nr. 24, sogar in der Ausgabe fehlt, und höchst selten geworden ist; man kennt nur zwei vollständige mss. der Pariser Bibliothek (724, 725), worüber Munk eine kurze Notiz gegeben hat[35]); ein unvollständiges ms. hatte Simon Luzzatto

26) Im Comm. zu Deut. 3, 11 (Weil p. 19 falsch: au commencement) heißt es כמו שבארנו בבאורנו במסכת ברכות, was nicht nothwendig einen besondern Comm. bezeichnet. Die Erklärung betrifft Hyperbolisches im Talmud. 27) Nach «Ozár Nechmad», III, 128, angeblich citirt von Josef Alaschkar in einem unedirten Werke, ms. Carmoly (n. 14 des Katalogs). 28) S. im allgemeinen den Versuch einer Bibliographie dieser Schriften in der «Hebr. Bibliogr.», IX, 162; vgl. Loeb in «Revue des Études juives», I, 79. — Die Probe mit der Ziffer 9 erwähnt Levi in Milh. f. 51^2. Die Mss. harren eines Mathematikers von Fach; über die Münchener s. meinen Katalog. 29) בהגיעי drückt nicht gerade ein praesens aus, kann also am Ende des Lebensjahres gesagt werden; vgl. den Art. Kalonymos, Bd. 32, S. 72, Anm. 49. 30) M. Curtze, «Liber trium fratrum» (1887), p. 8 (in «Nova acta», 1887, p. 73); über ms. Paris s. «Serapeum», 1863, S. 214, Anm. 33; «Hebr. Bibliogr.», IX, 162.

31) רבים ונכבדים מגדולי הנוצרים. 32) Hier kommt eine Verweisung auf n. 18, die ich in «Hebr. Bibliogr.», IX, 163 gemeint und im Münchener Katal., S. 138 Anm., nicht wiederfand. Sie ist wegen der Abfassungszeit wichtig. 33) Als חשבון המולדות והנגודים, s. D. Cassel's Index, S. 54. 34) Ueber dieses ms. s. die nicht ganz correcte Mittheilung in «Hammagid» (1878), S. 271, über ms. Bodl. «Hebr. Bibliogr.», VII, 18, 27; IX, 163; «Katal. München», S. 154; die Erläuterung ist f. 7 überschrieben: חבור משה פריצול; danach ist Neubauer, n. 2022 zu berichtigen. Botarel verfaßte später (1481?) eigene Tafeln über Conjunction und Opposition nebst Canones in sechs Abschnitten, worin er die Levi's citirt, vielleicht nur in leichterer Form bearbeitet hat; s. Münch. Katal., S. 156. 35) Munk, «Philosophie», deutsch von Beer, S. 111 u. «Mélanges», p. 500, erwähnt 3 Mss. (s. Anh. 40); vgl. «Catal. Bodl.» 1610; «Hebr. Bibliogr.», IX, 163, wo irrthümliche Combinationen besei-

vor Augen[36]). Dieses Werk zog auch die Aufmerksamkeit christlicher Gelehrten auf sich; eine lateinische Uebersetzung desselben[37]) hat Don B. Boncompagni zuerst ans Licht gezogen und den Anfang der Einleitung mitgetheilt.[38]) Der Index der 136 Kapitel, welchen er 1864 für mich copiren ließ, ist seit 1881 in den Händen Isidor Loeb's in Paris, der ihn zu einer Notiz über das hebräische Werk benutzen wollte. Neubauer beabsichtigt den Abdruck jenes Index in der zum Druck vorbereiteten Fortsetzung der «Rabbins». Außerdem ist ein Bestandtheil übersetzt worden, wie sich zeigen wird. Von dieser Uebersetzung wird wol Kepler gehört haben, der das Werk zu erlangen wünschte.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Nutzen und Schwierigkeiten der Astronomie beschreibt Levi ein von ihm erfundenes Instrument zur Beobachtung der Sterne (Kap. 4—11), welches er מגלה עמוקות (Entdecker der verborgenen Dinge, nach Hiob 22, 22) benannte. Er besingt dasselbe (Kap. 9) in zwei Gedichtchen; das eine beginnend: לכו בנים שמעו, mit der Ueberschrift מגלה עמוקות in ms. Canon. 64[39]); das zweite, beginnend למה הקראוני חובלים, findet sich in andern mss. mit der Ueberschrift על המקל «auf den Stab» ohne Beziehung zur Quelle, selbst anonym, und ist von H. Edelmann in seinem דברי חפץ «Dibrey (so) Hephez», London 1853, S. 7 abgedruckt.[40]) Aber auch diese Partie des Werkes hat Levi selbst oder ein Anderer wiederum besonders herausgegeben und mit einem neuen Titel versehen. Die Handschrift 10 der Gemeindebibliothek in Mantua enthält eine Abhandlung in drei Theilen von 2, 7 und 20 «Pforten» (Kapiteln), betitelt: חוג שמים (Himmelskreis, nach Hiob 22, 14). Anfang und Ende, mitgetheilt von Mortara (Catal., p. 13), und die im Titel benutzte Bibelstelle beweisen, daß es sich nur um ein astronomisches Instrument handelt.[41]) Jene Abhandlung wurde im J. 1342, also bei Lebzeiten des Verfassers, für Clemens II. ins Lateinische übersetzt. Munk erwähnt das lateinische ms. 7293 in Paris, das den Uebersetzer nicht nennt; das Wiener ms. 5277⁵ (Tabulae IV, 83) enthält (f. 38—90^b) des Juden Leo de Balneolis «*Opus trigonometricum de sinubus, chordis et arcubus* item instrumento *secretorum revelatore* a *Petro de Alexandria* de hebraeo in latinum sermonem translatum et Papae Clementi VI dedicatum». Die Uebersetzung beginnt mit einer Dedication an den Papst, die Schrift selbst: «Cum sapientes astronomi verba ad notitiam nostram»; sie endet: «suis arcubus sufficiant», nebst Tabelle. Ist das «Opus trigonometricum» ebenfalls ein Theil des großen Werkes? Ist es das mathematische Werk, wovon unter Nr. 15 die Rede war?

Jo. Pico de la Mirandola citirt ohne Zweifel diese lateinische Uebersetzung, und lobt Autor und Schrift.[42])

Das Hauptthema des Gesammtwerkes ist das System der Sternbewegungen.

Levi setzt «die Unzuträglichkeiten der neuen Astronomie» (d. h. Weltsystems) des «Alpetragius» auseinander und begründet weitläufig eine neue eigene Theorie, die er durch seine genauen Beobachtungen unterstützt.[43]) Levi beendete dieses Werk am 24. Nov. 1328, ergänzte es aber hier und da durch neue Beobachtungen bis 1340.[44])

19) Prognosticon magistri Leonis Hebraei de conjunctione Saturni et Jovis [auch des Mars] anno domini 1345; Anf.: Quoniam fuit declaratum antiquitus per experientias multas longas et certas. Zuletzt: «Magister Leo morte[45]) preventus anno Christi 1344 die 20 mensis aprilis circa meridiem de hac conjunctione nil amplius ordinavit. Ego vero frater *Petrus de Alessandria* ordinis fratrum Heremitarum sancti Augustini cum adjutorio magistri *Salomonis fratris carnalis* praedicti magistri istud *inventum* et ordinatum per eo: de Hebraeo transtuli in Latinum anno quo supra, suae sententiae nil addendo, nihil in aliquo minuendo» etc.

Diese Schrift findet sich in ms. Paris 8378 A opus 15,[46]) Bodleiana Ashmol. 393 op. 35 und 192 op. 8, Digby 176.[47]) Das kleine Schriftchen bietet in seinem Epilog verhältnißmäßig viel Material zur Biographie Levi's: Todestag, Namen des Bruders, des Uebersetzers, den wir als Uebersetzer für Papst Clemens bereits kennen (Nr. 18). Wir sehen Levi noch bis zu seinem Tode mit einem astrologischen Thema beschäftigt, welches viele Federn in Bewegung setzte, und durch die bekannte Pest (den sogenannten Schwarzen Tod) im J.

---

tigt sind; Benjacob, S. 650, n. 568, confundirt die astrologische Compilation von Levi ben Abraham (s. d.). Bei Neubauer n. 2426 החלק התורני lies התוכני.

36) Wolf, III, p. 647; Loeb, «Revue des Études j.», I, 75 bezeichnet als 3. unvollständiges Ms. Paris 983⁹. Das ist aber nicht das Werk Levi's, sondern des Jakob ben Reuben; s. «Hebr. Bibliogr.», III, 44. 37) Vat. 3098 und 3380, Mailand, Ambrosiana D. 327. 38) «Atti dell' Academia dei Nuovi Lincei», 1863, p. 741 fg., 747, 750. 39) Neubauer 214 faßt beide als ein Stück zusammen; aber schon das Metrum unterscheidet sie. 40) Die Beziehung zum Werke und die 3 Bodl. Mscr. s. im «Catal. Bodl.», p. 1609. Die in Neubauer's Index p. 954 angegebenen nn. 218, 222 enthalten etwas anderes. — Dieses Instrument bezeichnet wahrscheinlich Jochanan Alemanno in seiner gewohnten allegorischen Weise mit מטה לוי («Hebr. Bibliogr.», V, 29). 41) Mortara vermuthet, daß es die von Bartolocci erwähnte Astronomie sei.

42) Munk l. c. p. 500 citirt aus den «Disput. in Astrol.», X, c. 8: «Leo Hebraeus vir insignis et celeber mathematicus, quasi veteribus parum fidens, excogitavit novum instrumentum, cujus vidimus canones, mathematica subtilitate praecellentes.» Wolf, und Andere haben Leo H. für Juda Abravanel gehalten, s. «Catal. Bodl.», 1601; «Hebr. Bibliogr.», IX, 80; Harkavy in Geiger's «Zeitschr.», IV, 291; L. Geiger's «Vierteljahrschrift für Cultur u. s. w. der Renaissance», II, 292. 43) Es ist beachtenswerth, daß gleichzeitig mit Levi der Toletaner Josef ibn Nahmias dasselbe that in einem arabischen Werke; s. meine «Études sur Zarkali», p. 89, u. s. den Artikel Nahmias. 44) Munk (p. 500) sagt davon: «Cet ouvrage, qui devrait occuper une *place* dans l'histoire de l'astronomie, mériterait un examen approfondi de la part d'un savant special.» Dafür zeigt Weil (p. 176) kein Verständniß. 45) Dieses Wort habe ich in «Hebr. Bibliogr.», VII, 84 ergänzt; nach Neubauer's Mittheilung steht es wirklich im ms. Digby. 46) Im «Serapeum» (1863), S. 214 ist 7358 Druckfehler. 47) Macray's «Catal.» (1886), p. 188, kennt obige Nachweisungen nicht.

1348 eine größere Bedeutung erhielt', was hier nur angedeutet werden kann.[48])

D. **Philosophisches.**

Levi scheint erst nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre (vgl. oben Nr. 16) seine schriftstellerische Thätigkeit und zwar zugleich auf **allen** Gebieten, die wir unterschieden, begonnen zu haben. In den Jahren 1321—24 beschäftigte er sich mit Erläuterung der ins Hebräische durch verschiedene Uebersetzer übertragenen Bearbeitungen des Aristoteles durch Averroes. Diese, nach Umfang und Tendenz bedeutende Leistung ist kaum nach ihrer bibliographischen Seite erforscht; obwol die betreffenden Schriften, gewöhnlich als «Commentare» bezeichnet, in allen Bibliotheken zu finden sind.[49])

Aber der überall vordringende oder sich vertiefende Geist Levi's konnte sich von einzelnen Resultaten nicht befriedigt fühlen. Auch ihm war es, wie dem Maimonides, Bedürfniß, die Kernfragen der Religion und Philosophie in versöhnender Weise zu behandeln, und in der That ist das Hauptwerk, worin er seine großen Arbeiten zusammenfaßte, darum auch hier als Schlußstein angebracht, das einzige, welches dem berühmten des Maimonides an die Seite gestellt und mit dem Maße desselben gemessen werden darf; es heißt:

21) מלחמות יהוה (oder מ' השם, wenn man das Tetragrammaton mied, — Kriege Gottes, nach einem in der Bibel erwähnten verlorenen Buche genannt, ein schroffer Gegner kennzeichnet es als «Kriege gegen Gott»)[50]); eine Religionsphilosophie in 6 Tractaten, behandelnd: Unsterblichkeit, Prophetie, Wissen Gottes, Providenz, Weltgebäude[51]), Schöpfung, gedruckt Riva di Trento 1500, angeblich berichtigt, aber im ganzen minder correct Leipzig 1866. Das Schlußdatum entspricht dem 8. Jan. 1329; zu Ende von Tractat VI, Thl. 2 (f. 68^{4}) beendet Anfang Januar, bemerkt er, man möge sich über dieses Datum nicht wundern, da er schon 8 Jahre früher (in andern Schriften) dieses Werk citire, in der That habe er es schon vor 12 Jahren (also 1317) verfaßt (חברנו), aber nur auf die Schöpfungsfrage beschränkt; die Beweise haben ihn aber auf speculative Dinge geführt, worüber Andere nichts gesagt haben, so daß eine allgemein verständliche Ausführung unmöglich war; er habe sich daher entschlossen, das Buch in seiner gegenwärtigen Form herauszugeben. Damit hängt natürlich die Absonderung des astronomischen Theils zusammen.

Eine eingehende Analyse dieses Werkes gibt Joel[52]), neben welchem man das, mit allgemeinen Zuthaten versehene Buch von Weil entbehren kann.[53]) Levi verfolgt die Consequenzen seiner Philosophie bis zur ewigen Materie im Gegensatz zur orthodoxen Schöpfungstheorie, welche für Maimonides eine offene Frage der Philosophie ist, die der Bibelautorität die Entscheidung überläßt. Hingegen kann sich Levi nicht, wie Maimonides, von gewissen abergläubischen Vorstellungen losmachen, welche sich unter einer Art von wissenschaftlicher Form versteckten.

Einen Commentar zu diesem Werke von einem Schüler des Verfassers enthält das Bodleianische ms. 2218 Neub. Eine gleich betitelte Gegenschrift verfaßte Isaak Arondi (um 1400?).[54])

Levi's Arbeiten haben durch das ganze Mittelalter ihre Bedeutung behalten[55]); seine Kühnheit und Selbständigkeit riefen bei den Männern der Autorität auf beiden Seiten scharfen Tadel hervor. Orthodoxie und Mystik verketzerten den Philosophen; die Averroisten fanden seine Kritik unberechtigt; alle bestritten seine Ansichten, niemand seine Bedeutung. Es genüge hier eine Aufzählung einiger bekannter Autoren von 1350 bis ungefähr 1500[56]), in deren Schriften charakteristische Aeußerungen über Levi zu finden sind.[57]) In neuester Zeit ist auf die verpönte Exegese Levi's ein christlicher Theologe, und zwar Hengstenberg, zurückgekommen.[58])

(M. Steinschneider.)

LEVIROSTRES, eine ursprünglich von Duméril angewendete Bezeichnung für diejenigen Klettervögel, deren Schnabel an der Spitze sehr dick, leicht und häufig gezähnelt ist. Er rechnete die Bucconiden, Trogoniden, Musophagiden, Ramphastiden und Psittaciden hierher, welche mit Ausschluß der letzteren, aber mit Zuziehung der Bucerotiden, Cuculiden und einiger andern Familien jetzt zu der Ordnung der Coccygomorphen vereinigt werden. *(J. Victor Carus.)*

LEVISTICUM, **Liebstöckel**, eine von W. D. J. Koch aufgestellte Gattung der Umbelliferen, welche von Ligusticum wegen folgender Merkmale abgetrennt wurde: Kelchzähne undeutlich; Blumenblätter gleich, rundlich,

---

48) Wenn das J. 1355 in ms. hebr. Leyden $43,^{4}$ (p. 214 meines Catal.) richtig ist, so kann der dort genannte Nativitätssteller maestro Violas(?) nicht Levi sein. 49) Genauere Nachweisungen über diese Schriften und die vorhandenen Mss. findet man in meiner unter der Presse befindlichen Preisschrift über die hebräischen Uebersetzungen des Mittelalters, §§. 23, 51, 57, 60, 63, 66, 69, 75, 86, 106, worauf hier verwiesen wird. 50) «Hebr. Bibliogr.», VIII, 64. 51) In drei Theilen, wovon der erste das astronomische Werk n. 18. 52) Anm. 3.

53) «Philosophie réligieuse de Levi ben Gerson», par Isidore Weil, Rabbin (Paris 1868, Ladrange), 273 p. — Die biographischen Vorbemerkungen sind unselbständig und theils irrig; s. z. B. oben Anm. 4, 7, 8, 26, 46. 54) Ohne Grund werden dem Levi beigelegt: 1) eine Bearbeitung von (Averroës) «De Substantia orbis». 2) מגן ישועות über Messias, angebl. ms. Oppenh. (Wolf, III, p. 650). 3) Commentar zu «Prüfung der Welt», von Jedaja, s. den Art. Leon. — 4) Constitutiones ms. De Rossi 1094 (nicht im Index), wahrscheinlich die des Gerson ben Jehuda. 5) Bußgebet und «Unctio», ms. De Rossi 1189; unser Levi war kein Hymnendichter. 55) Joel, S. 10, 11, vgl. Weil, S. 11. Levi's Schriften drangen auch zu den Karaiten, s. z. B. Elia Rabbino, Katalog der Leydn. mss., p. 253. 56) Josef Caspi (um 1330) kennt Levi noch nicht; Narboni nennt ihn nirgends für Einzelnes; aber schon Samuel ben Jehuda Marsilli bekämpft ihn heftig bis zur Unanständigkeit. 57) Nissim Gerundi, Isak ben Scheschet, Chisdai Crescas, Mose Rieti, Simon Duran, Josef ben Schemtob, Sabbatai ben Malkiel, Abraham Schalom, Abr. Bibago, Mose Chabib, Elia del Medigo, Abravanel, David ben Jehuda Leon, Bezalel Aschkenasi. 58) Geiger, «Jüd. Zeitschr.», VII, 159.

einwärts gekrümmt, an der Spitze in ein breites stumpfes Läppchen verschmälert; Stempelpolster gewölbt, am Rande etwas wellenförmig oder gekerbt; Griffel bei der Frucht zurückgebogen; Frucht oval, vom Rücken her zusammengedrückt, die 3 Rückenrippen der gegen den Rand hin klaffenden Theilfrüchtchen geflügelt, die randbildenden Seitenrippen gleichfalls geflügelt, aber mit doppelt breiterem Flügel. In jedem Theilchen ist nur 1 Oelstrieme, auf den Fugenflächen sind deren 2 oder 4. Alle Theile riechen und schmecken stark gewürzhaft.

Aus dieser Gattung ist nur eine auf den Gebirgen im südlichen Europa wild wachsende, aber vielfach zum arzneilichen Gebrauche in Gärten cultivirte Art, L. officinale (Ligusticum Levisticum *Linné*) mit aufrechtem, stielrundem, zart gerilltem Stengel, glänzenden, einfach- oder doppelt-fiedertheiligen Blättern, vielblätterigen Hüllen und Hüllchen und blaßgelben Blüten bekannt.

(A. Garcke.)

LEVITA (Elija)[1]) wurde im J. 1469 zu Neustadt an der Aisch geboren.[2]) Er nannte sich mit Vorliebe Aschkenasi, den Deutschen, und führte auch den Beinamen Bachur. Seinem Vater, R. Ascher Ha-Levi[3]), verdankte er wahrscheinlich den ersten Unterricht und die dauernde Anregung zur Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, Grammatik und Massora, Disciplinen, die bei den deutschen Juden zu jener Zeit vernachlässigt waren und denen er selbst sein ganzes Leben widmen sollte. Wie lange Levita in der Heimat gelebt hat und was ihn veranlaßte, dieselbe mit Italien zu vertauschen, ist nicht bekannt. Bereits im J. 1496 war er in Padua ansässig[4]), in welchem Jahre auch seine erste literarische Leistung entstand, der «Commentar zu Moses Kimchi's hebräischer Grammatik»[5]). Diese Arbeit erschien ohne Levita's Namen 1508 in Pesaro[6]), während das erste unter seinem Namen gedruckte schriftstellerische Product die deutsche Bearbeitung eines italienischen Romans, der «Historia von Buovo d'Antona», war, das ebenfalls 1508 erschienene Baba-Buch, richtiger Buovo-Buch.[7]) Die Eroberung und Plünderung Paduas durch das Heer der Liga von Cambrai (1509) zwang Levita, nach Venedig zu gehen, wo er, wie bisher, an jüdische und christliche Schüler Unterricht in Bibel und Grammatik ertheilte. Im J. 1513 ging er nach Rom[8]), wo er beim gelehrten Ordensgeneral der Augustiner, dem nachmaligen Cardinal Egidio von Viterbo, ehrenvolle Aufnahme und reichliche Unterstützung fand[9]). Des letzteren Lieblingsstudium war die Kabbala, zu deren Adepten Levita keineswegs gehörte[10]), sodaß er seinem Gönner auf diesem Gebiete blos mit Copiren und wol auch sprachlichem Erläutern kabbalistischer Schriften behülflich sein konnte[11]). Hingegen gab ihm Egidio die Anregung zu seinen bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Grammatik und Massora. Im J. 1515 begann er eine massoretische Concordanz zur hebräischen Bibel, deren erste Bearbeitung er 1521 beendigte[11a]) und Egidio widmete[12]). Im J. 1518 erschien sein «Bachur» benanntes Lehrbuch der hebräischen Grammatik[13]), gleichzeitig als Ergänzungen zu demselben das Buch «Harkaba», eine alphabetisch geordnete Erklärung unregelmäßiger und besonders anomal zusammengesetzter Wortformen und eine Paradigmentafel. Eine weitere Ergänzung zur Grammatik gab er 1520 in den «Pirke-Elijahu», einer — zum Theil metrischen — Darstellung der Lautlehre, der Redetheile, der Nomina nach Geschlecht und Zahl, der Functionsbuchstaben[14]). Während

---

1) Biographien Levita's schrieben in neuerer Zeit: R. Wunderbar, «Literaturblatt des Orients», 10. Jahrgang (1849), Sal. Buber, «Leben und Schriften des Elias Bachur, genannt Levita» (hebräisch, Leipzig 1856); Chr. D. Ginsburg, in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Masoreth Ha-Masoreth» (London 1867); L. Geiger, Artikel «Levita» in der «Allg. Deutschen Biographie», XVIII. Band; J. Levi, «Elia Levita und seine Leistungen als Grammatiker» (Breslau 1888). Vgl. noch L. Geiger, «Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland u. s. w.» (Breslau 1870); Jos. Perles, «Beiträge zur Geschichte der hebräischen und aramäischen Studien» (München 1874). Für die Bibliographie von Levita's Schriften verweise ich auf Steinschneider, «Bibliographisches Handbuch u. s. w.» (Leipzig 1859) und desselben «Catalogus litr. Hebr. in Bibliotheca Bodleiana». 2) Das Geburtsjahr ergibt sich aus den Schlußversen zur Edition des Schaare Dura von 1548 (J. Levi a. a. O. p. 8 ermittelt als Geburtstag den 13. Febr.); den Geburtsort gibt Seb. Münster an, in der Vorrede zum «Opus grammaticum consummatum». 3) Im Schlußgedichte zum «Mas. Hamas.» nennt ihn Levita einen «Deutschen wacker und edel», und im «Tub Taam», c. 7 und Art. זרח des Tischbi citirt er zwei von ihm überkommene Lehrmeinungen. 4) In der Bemerkung zum Art. כרכם des Kimchi'schen Wörterbuchs erwähnt Levita, daß er im J. 5256 auf die safrangelben Mützen, welche die Juden im Venetianischen (במדינת ויניציא) trugen, einen sowol diese Jahreszahl als die Thatsache selbst andeutenden Bibelvers angewendet habe. 5) In der 1546 erschienenen 2. Ausgabe des «Harkaba» 16ᵇ sagt er: בביאוריי לספר המהלך אשר חברתי זה חמשים שנה. Die Zahl 5264 (1504) im Schlußgedichte der 2. Ausgabe des Commentars zum «Mahalach» soll vielleicht nur die Zeit der Entwendung des Manuscripts bezeichnen.

6) S. das in der vorhergehenden Anmerkung erwähnte Schlußgedicht. 7) S. Zedner, «Hebräische Bibliographie», VI, 22 fg. Vgl. Grünbaum, «Jüdisch-deutsche Chrestomathie», S. 501, 509. 8) S. Steinschneider, «Hebr. Bibliogr.», XX, 81. Daß Levita nicht unmittelbar von Padua, sondern von Venedig nach Rom ging, sagt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des «Bachur» ausdrücklich. 9) S. «Mas. Ham.» 2. Einleitung, Vorrede zum «Sichronoth», in der ersten Bearbeitung, «Jüd. Letterbode», VII, 174. 10) S. «Tischbi», Artikel פרדס, צרף, שכן und bes. קבל. 11) S. Nr. 81 der hebr. Handschriften der münchener Bibliothek. 11ª) In dieser ersten Bearbeitung hieß das Werk ספר בקיאות, Buch der Belesenheit, s. J. Levi, S. 10 und 61. 12) S. Steinschneider, «Katalog der hebr. Handschr. der münchener Bibliothek», Nr. 74; Perles, S. 119; «Jüdische Letterbode», VII, 174; J. Levi, S. 10. 13) Die Approbation des römischen Rabbinercollegiums zur ersten Ausgabe des «Bachur», s. bei Perles, S. 202. 14) Außer den vier Theilen der פרקי אליהו, von denen jeder als פרק bezeichnet ist, citirte Levita noch als geplante, aber nicht ausgeführte Arbeiten: פרק הכנויים («Bachur», III, 7); פרק הנרדפין (P. El. 71ᵇ); פרק השותפין (ib. 72ª), — als begonnen («Harkaba», Ende): ein Kapitel über Wurzeln, deren Buchstaben transponirt werden und die Bedeutung dieselbe bleibt. Außerdem verspricht er in «Tub Taam» c. 1 Ende: eine Schrift über die Accente der drei poetischen Bücher; «Bachur», III, 11, «Harkaba», 41a: eine Erläuterung der grammatischen Stellen in Raschi's Bibelcommentar; im Commentar zum «Mahalach» (4a): eine Ausgabe des Maase Efod; im

der letzten Jahre seines römischen Aufenthaltes schrieb Levita seine Darstellung der Massora in der ersten Bearbeitung[14a]) und begann (1526) sein Lexikon zu den Targumim.[14b]) Zu derselben Zeit stand er besonders mit Sebastian Münster in brieflichem Verkehr, der zwischen 1524 und 1527 seine grammatischen Schriften lateinisch bearbeitete.[15]) Die Einnahme Roms durch das Heer Karl's V. beraubte ihn zum zweiten male seiner Habe und zwang ihn, sich wieder in Venedig niederzulassen (1527). Hier war er zunächst in der Druckerei Daniel Bomberg's[16]) beschäftigt und ertheilte besonders an hochgestellte Christen Unterricht, was ihm unbegründete Verdächtigungen seiner Glaubensgenossen zuzog[17]). Mit Eifer nahm er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf. Im Januar 1531 hatte er sein «Wörterbuch zum Targum» vollendet und ein Glossar zu den schwierigen Wörtern der Bibel begonnen[18]). Im folgenden Jahre finden wir ihn im Hause des Patriarchen von Aquileja[19]). In den Jahren 1535 und 1536 ist George de Selve, Bischof von Lavaur, Gesandter des Königs von Frankreich bei der Republik Venedig, sein Schüler und Gönner. Ihm widmete er die zweite Bearbeitung seiner massoretischen Concordanz, das «Sefer Ha-Sichronoth»[20]). Die Herausgabe des wahrscheinlich von G. de Selve nach Paris mitgenommenen Manuscripts unterblieb, und auch der, wol durch den letzteren veranlaßten Einladung Franz I. an Levita, nach Paris als Lehrer des Hebräischen zu kommen, leistete er keine Folge[21]). Er näherte sich seinem siebzigsten Lebensjahre und befand sich auf der Höhe seines Ruhmes[22]); zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit fand er auch im Tode seiner Söhne eine traurige Anspornung, damit sein Name nach seinem Tode wenigstens in seinen Büchern lebe[23]). Im J. 1538 erschien sein berühmtestes Buch, das «Masoreth-Hamasoreth»[24]), eine geschichtliche und systematische Darstellung der Massora, zugleich mit einem kurzen Lehrbuch über die biblischen Accente, betitelt «Tub-Taam». Zur Herausgabe seiner sonstigen Werke fand er willkommene Gelegenheit in Isny (im südlichen Würtemberg), wohin er auf Einladung des gelehrten Pfarrers Paul Fagius gereist war und woselbst er in des letzteren Druckerei folgende Arbeiten herausgab (1541 und 1542): «Meturgeman», das Wörterbuch zum Targum; «Tischbi», eine Erklärung von 712 neuhebräischen Wörtern, als Ergänzung zum «Aruch» und zu Kimchi's Wurzelwörterbuch; die zweite, verbesserte Ausgabe des «Bachur»; «Schemoth Debarim», ein 985 Vocabeln und etwa 30 Gruß- und Segensformeln enthaltendes Glossar, als Hülfsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische[25]). Mit Fagius verließ Levita gegen Ende 1542 Isny und verblieb wol mit ihm eine Zeit lang in Konstanz. Aber schon im Mai 1543 befindet er sich wieder in Venedig[26]). Trotz der Beschwerden des Alters — er hatte schon in Isny über Schwäche der Augen geklagt[27]) — füllte Levita die ihm noch beschiedenen Lebensjahre mit schriftstellerischer Arbeit und mit Herausgabe eigener und fremder Werke aus. Auf Cornelio Adelkind's Aufforderung verfaßte er seine 1545 erschienene deutsche Uebersetzung der Psalmen[28]). Die Bomberg'schen Ausgaben von David Kimchi's Grammatik (1545) und desselben Wörterbuch (1546) versah er mit fortlaufenden Bemerkungen, «Nimmukim». Im J. 1546 gab er eine neue Ausgabe seiner ältesten Schrift, der Erläuterungen zu Moses Kimchi's Grammatik, sowie der Ergänzungsschriften zu seiner eigenen Grammatik, «Harkaba» und «Pirke Elijahu»[29]). Am 11. Juni 1547 berichtet Cornelio Adelkind an Andreas Masius, Levita sei schon hochbetagt und schwachköpfig und leide an häufigem Durchfall[30]). Doch war er auch im genannten Jahre an der Edition von Levi

---

«Mas. Hamas.», S. 195 (ed. Ginsburg): kritische Bemerkungen zu Abr. Balmes' hebr. Grammatik. Das in Neubauer's Katalog der hebr. Handschr. der Bodleiana unter 2290, 4 verzeichnet ספר השמרשים ist, wie mir N. mitzutheilen die Güte hatte, identisch mit dem 4. Theile der Pirke Elija.

14a) S. J. Levi, S. 12, Anm. 1. 14b) S. J. Levi, S. 11, 62. 15) Vgl. Perles, S. 36, 39. Die von Perles, S. 41, citirte Behauptung Asarja dei Rossi's, S. Münster habe in seiner aramäischen Grammatik (erschienen 1527) ein Plagiat an Levita begangen, wie aus dessen Einleitung zum «Meturgeman» erkennbar sei, muß man so verstehen, daß Levita in dieser Einleitung eine von ihm in Rom verfaßte Grammatik des biblischen Aramäismus erwähnt, welche bei der Eroberung der Stadt verloren gegangen sei. A. dei Rossi meint wol, daß Levita den Plan dieser Grammatik Münster mitgetheilt habe, was auch nicht unwahrscheinlich ist. 16) Schon von Rom aus stand Levita mit B. in Verbindung, dessen zweite rabbinische Bibel (1525) Schlußverse von Levita enthält. 17) Er weist dieselben in der Einleitung zu «Mas. Ham.» zurück. 18) S. Berliner, «Magazin», II, 68; Perles, S. 123, Anm. 1. 19) S. die Mittheilung aus Nic. Oláh's «Briefwechsel» (ed. von A. Ipolyi) durch S. Kohn in der ungarischen Zeitschrift «Magyar-Zsidó Szemle», III, 96 fg. 20) S. Frensdorff in Frankel's «Monatsschrift», XII, 97; J. Dukas, «Recherches sur l'hist. littér. du XVe siècle», p. 61; Steinschneider, «Hebr. Bibl.», XX, 80. — Widmung und Einleitung dieser zweiten in Paris befindlichen Bearbeitung edirte Frensdorff a. a. O., S. 101 fg., danach mit englischer Uebersetzung Ginsburg in seiner Biographie, nebst dem Anfange der Concordanz (bis Artikel אגם) B. Goldberg, ספר זכרונות (Frankfurt a. M. 1875). 21) S. Einleitung zum «Tischbi». 22) In dem Briefe an Nic. Oláh (s. oben Anm. 19) sagt Johannes van Campen, Levita sei unter den Juden, die in den letzten tausend Jahren gelebt haben, der gelehrteste. (Ueber J. van Campen's Verhältniß zu Levita s. Levi, S. 27. Aus der Notiz in der «Hebräischen Bibliographie», VII, 42, erfahren wir, daß er sich im J. 1534 als Professor in Krakau wieder nach Venedig zu Levita hinsehnte.)

23) S. das Schlußgedicht von «Mas. Hamas.». 24) «Harkaba» 39b bezeichnet er das Werk als ספר ביאור דרכי המסורת. Eine Abschrift des ersten Entwurfs befindet sich in München, «Cod.» 322; s. Steinschneider «Katalog», S. 142. 25) S. über das Glossar Perles, 131 fg. 26) S. seinen Brief an Widmanstadt bei Perles, S. 158. Dieses Datum entzieht der Annahme, daß die in Constanz 1544 erschienene Uebersetzung des Pentateuchs von Levita sei, die übrigens nur auf einer zufälligen Nennung seines Namens in derselben beruht und frühzeitig bestritten wurde, jede Grundlage. S. übrigens Steinschneider, «Cat. Bodl.», Nr. 1187; Grünbaum, «Jüdisch-deutsche Chrestomathie», S. 70. 27) S. das Schlußwort zum «Meturgeman». 28) S. Grünbaum, a. a. O., S. 18, 70 fg., 535. 29) In der werthvollen Sammlung דקדוקים (Venedig 1546). 30) S. Perles, S. 210 fg.

den Gerson's Pentateuchcommentar, im folgenden Jahre an der eines halachischen Werkes («Schaare Dura») beschäftigt. Noch in den Schlußversen zur letzteren Edition rühmt er sich seiner in Rüstigkeit erreichten 80 Jahre; da ereilte ihn am 28. Jan. 1549 (3. Schebat 5309) der Tod. Auf dem Friedhofe der jüdischen Gemeinde von Venedig rühmt sein Grabstein, daß «er das Dunkel der Grammatik erhellt und in Licht verwandelt habe» [31]).

Levita's wissenschaftliche Leistungen habe ich an einem andern Orte eingehender zu würdigen versucht. [32]) Unter seinen Werken befindet sich das erste Wörterbuch zu den Targumim, der erste lexikalische Versuch, welcher auch dem späteren, nachtalmudischen Sprachgebrauch des Neuhebräischen Rechnung trägt, die erste alphabetische Behandlung der Massora in Form einer biblischen Concordanz, die erste systematische Darstellung der Massora nebst einer ersten Kritik ihrer Geschichte. Er hat also auf dem Gebiete, innerhalb dessen sich seine Thätigkeit bewegte, neue Wege geebnet, wenn auch von den genannten Leistungen nachhaltige, man darf sagen epochemachende Wirkung nur seiner Kritik der Massora beschieden war. Unmittelbare Wirkung jedoch, und zwar von ungewöhnlicher Stärke und Ausdehnung, übte er durch seine Arbeiten zur hebräischen Grammatik aus. Wie einst Abraham Ibn-Esra — mit dem Levita auch in seinem Leben und seiner schriftstellerischen Art einige Aehnlichkeit aufweist — persönlich lehrend und Bücher verfassend, den Juden nichtarabischer Zunge reiche Belehrung brachte, meist nur das vortragend, was Andere vor ihm erforscht hatten: so war es Levita, der als Lehrer und Schriftsteller die Erkenntniß der hebräischen Sprache, wie er sie aus den Schriften der Alten, namentlich der Kimchi's geschöpft hatte, in Kreise trug, denen aus den Quellen selbst zu schöpfen nicht möglich war. Er hatte Schüler und Leser sowol unter den Kirchenfürsten der katholischen Kirche, als unter den Lehrern des in seinen Tagen erstandenen Protestantismus, aber auch unter seinen eigenen, den grammatischen Studien damals entfremdeten Glaubensgenossen. Methodische Darstellung, durchsichtige Eintheilung, Vermeidung der Weitläufigkeit und unnöthiger Abschweifungen, klare und nicht zu trockene Schreibweise sicherten seinen Schriften jene Wirkung, welche sie allenthalben ausübten, und dieselben Vorzüge, verbunden mit der Anziehungskraft seiner liebenswürdigen, von Pedanterie und Eitelkeit nicht ganz freien, aber mit einer Fülle von Kenntnissen Witz und Mittheilungsgabe vereinigenden Persönlichkeit machten ohne Zweifel auch seine mündliche Belehrung zu einer ganz besonders fördernden. Die Geschichte der hebräischen Sprachwissenschaft zählt Elija Levita nicht zu den Schöpfern neuer Erkenntnisse, aber in der Geschichte des hebräischen Sprachstudiums gebührt ihm der Ehrenplatz eines Mannes, der in außerordentlicher Zeit die ihm zugefallene Aufgabe, alte Erkenntniß in neue Form zu kleiden und neuen Kreisen zugänglich zu machen, mit unermüdlichem Eifer, großem Geschick und ungewöhnlichem Erfolge erfüllt hat. *(Wilh. Bacher.)*

31) Die Grabschrift ist öfters abgedruckt, durch M. Soave in Geiger's «Jüd. Zeitschrift», IX, 208. 32) In einer Abhandlung, welche die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» im Jahrg. 1889 bringen soll. — Von Levita's «Bedeutung als Lehrer und als Grammatiker» handelt J. Levi in der angeführten Schrift auf eingehende Weise.

Leviten, s. Levi.

LEVOLD VON NORTHOF, Geschichtschreiber der Grafschaft Mark, geboren am 21. Jan. 1278, stammte aus einem westfälischen Rittergeschlecht. Sein Vater war jedenfalls ein Dienstmann der Grafen von der Mark, die für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes viel thaten. Von ihnen unterstützt, bezog Levold im 16. Jahre die Universität Erfurt, wo er sich ein Jahr aufhielt. Nach mehreren Reisen ging er 1308 zur Fortsetzung seiner Studien nach Avignon. Nach Vollendung derselben eröffnete ihm Graf Adolf, der 1313 Bischof von Lüttich wurde, eine ehrenvolle Laufbahn. Er verschaffte ihm eine einträgliche Pfründe in Worms, die er nicht selbst zu versehen brauchte, dann ein Kanonikat in Lüttich und endlich eine Abtei Viset (Levold nennt sich einen Abbatem secularem ecclesiae Visetensis). Er lebte nun abwechselnd am Hofe der Grafen, in Köln und in Lüttich und starb über 80 Jahre alt. Er schrieb eine Chronik der Grafen von der Mark, die er dem Grafen Engelbert (1347—91) widmete, seinem Zögling, den er auch 1326 auf einer Reise nach Rom begleitet hatte. Das Werk wurde 1358 vollendet; es handelt zwar vorzugsweise von den Grafen von der Mark, enthält aber auch viele Nachrichten über die andern Landschaften Westfalens, über die Rheinlande, die Niederlande, überhaupt über den Westen Deutschlands. Ferner schrieb Levold, wahrscheinlich zum Schulgebrauch für die jungen Grafen, einen Katalog der Erzbischöfe von Köln.

Ausgaben: «L. a. N., Equitis Marcani, Canonici Leodiensis et Abbatis secularis eccl. Visetensis Origines Marcanae sive Chronicon Comitum de Marca et Altena» (bei Meibomius, «Rerum Germanicarum», t. I, p. 377—409), «Supplementum L. N. 1358—91» bei Meibomius, «R. G.» I, p. 409, 10; «Meibomii notae ad L. N. Orig. Marc.», p. 411—424 (auch heute noch von Werth); «L. a. N. Archiepiscoporum Coloniensium Catalogus» — 1349 bei Meibomius, «R. G.» II, p. 4—20; Seibertz, «Quellen der Westfälischen Geschichte» (Arnsberg 1857; L. v. N. Chr. d. Gr. v. d. M. bis 1391, übers. u. umgearb. v. Ulrich Verne, Kapellan zu Hamm, 1538); Troß, «Levold von Northof» (Hamm 1859; die Chronik und den Katalog enthaltend). Andere kleine Schriften von Levold enthält der «Codex Gudianus» in der Bibliothek zu Wolfenbüttel; über diese Handschrift vgl. Ficker in der «Zeitschrift für westfälische Geschichte und Alterthumskunde», Bd. 13, S. 287 fg. (Münster 1852).

Ueber Levold's Leben: Meibomius, «R. G.» I, p. 375 (Helmstädt 1702); Weddigen, «Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westfalens», S. 112 (Dortmund 1801); Lorenz, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», II, 49 u. 58 (Berlin 1876). *(Paul Schwartz.)*

LEVULOSE, Fruchtzucker, $C_6H_{12}O_6$, findet sich neben Dextrose im Honig, vielen Fruchtsäften und anderen zuckerhaltigen Pflanzenbestandtheilen. Das isolirte Vorkommen des Fruchtzuckers ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen; er bildet sich bei der Behandlung von Rohrzucker, $C_{12}H_{22}O_{11}$, in wässeriger Lösung mit Diastose oder beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure, wobei derselbe in ein äquivalentes Gemisch von Glykose (Traubenzucker) oder Levulose zerfällt; ferner bei Einwirkung verdünnter Schwefelsäure auf Sinistrin, $C_6H_{10}O_5$ (neben einer optisch inactiven Zuckerart) oder Inulin, $C_6H_{10}O_5$, welches letztere vollständig in Levulose übergeführt wird. Aus seiner Bildungsweise muß man schließen, daß Fruchtzucker in den Früchten aus dem primär gebildeten Rohrzucker hervorgeht, diese Umwandlung ist jedoch unabhängig von dem Säuregehalt der Früchte.

Zur Darstellung der Levulose benutzt man Invertzucker, ein Gemenge von Dextrose, Levulose und vielleicht noch einer dritten, optisch indifferenten Zuckerart, wie man dasselbe durch Erhitzen von Rohrzucker mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure erhält. Nach Abscheidung der Schwefelsäure durch Baryumcarbonat, beziehungsweise der Salzsäure durch Silberoxyd und Abdampfen der Flüssigkeit hinterbleibt Invertzucker als farbloser Sirup, der sich im Dunkeln lange unverändert verhält, dem Licht ausgesetzt aber bald Dextrose, ähnlich wie der Honig unter gleichen Umständen, abscheidet. Um nun aus Invertzucker Levulose zu erhalten, löst man nach Dubrunfaut 10 Theile desselben in 100 Theilen Wasser und setzt allmählich, unter Eiskühlung, 6 Theile gepulvertes Kalkhydrat hinzu. Es bildet sich eine schwerlösliche Kalkverbindung der Levulose, während die Dextrose in Lösung bleibt und durch wiederholtes Abpressen entfernt werden kann. Der ausgeschiedene Niederschlag wird durch Kohlensäure oder Oxalsäure zerlegt. Eine andere Methode ist von Girard angegeben. Die Reindarstellung der Levulose ist schwierig und gelingt am besten noch durch Behandlung von Inulin mit verdünnter Schwefelsäure. Man erhitzt eine zehnprocentige, wässerige Inulinlösung 120 Stunden lang auf dem Wasserbade, dampft dann zum dicken Sirup ab, den man in Alkohol von 92 Proc. löst. Die alkoholische, durch Thierkohle entfärbte Lösung wird verdunstet, der Rückstand mit kaltem absoluten Alkohol wiederholt gewaschen, um Wasser und gewisse Beimengungen zu entfernen, und in die Kälte gestellt. Beim Aufbewahren scheiden sich dann allmählich Krystalle aus und schließlich erstarrt die ganze Masse.

Levulose bildet einen farblosen süßen Sirup, den man früher für nicht krystallisirend hielt, bis es Jungfleisch und Lefranc nach der eben angegebenen Methode gelang, Krystalle von Fruchtzucker zu erhalten. Aus heißem Alkohol krystallisirt derselbe in dünnen, seideglänzenden Nadeln, welche radial von einem Punkte ausgehen. Bringt man einige Krystalle in eine concentrirte wässerige Lösung von Levulose, so gelingt es, auch diese zur Krystallisation zu veranlassen. Die krystallisirte Levulose schmilzt bei 95° C. und zersetzt sich bei 100° unter Wasserabgabe, sie ist leicht in Wasser und in verdünntem Weingeist löslich und schmeckt ebenso süß wie Rohrzucker. Die wässerige Lösung ist stark linksdrehend, mit steigender Temperatur nimmt das Drehungsvermögen rasch ab. Gegen Fehling'sche Lösung und andere Reagentien verhält sie sich wie Dextrose.

Erhitzt man Levulose auf 170° C., so geht sie in Levulosan, $C_6H_{10}O_5$, über, eine amorphe Masse, welche beim Kochen mit Wasser Levulose regenerirt. Bei der Oxydation mit Salpetersäure liefert sie Glykolsäure und inactive Weinsäure, mit Silberoxyd und Chlor behandelt aber nur Glykolsäure. Durch Einwirkung von Natriumamalgam und Wasser geht sie in Mannit über. Beim längeren Kochen von Levulose mit verdünnter Schwefelsäure bildet sich Levulinsäure, $C_5H_8O_3$, beim Kochen mit Kalk und Wasser viel Saccharinsäure, $C_6H_{12}O_6$. Durch Hefe wird Fruchtzucker weniger leicht in Gärung versetzt als Dextrose, sodaß letztere in einer gärenden Lösung von Invertzucker zuerst verschwindet.

(Paul Baessler.)

LÉVY (Michel), französischer Buchhändler, wurde am 20. Dec. 1821 zu Pfalzburg in Lothringen geboren, woselbst sein Vater einen sehr bescheidenen Schnitt- und Kurzwaarenhandel betrieb. Schon sehr jung, im Jahre 1830, kam er nach Paris, wo er in einer Buchhandlung in die Lehre trat, nach deren Beendigung er einen Handel mit Theaterstücken eröffnete, dem er bald darauf auch eine kleine Leihbibliothek beifügte. Sein älterer Bruder vereinigte sich sodann mit ihm und sie errichteten ihr gemeinschaftliches Geschäft in der Passage du Grand-Cerf, woselbst es bald derart an Ausdehnung gewann, daß sie 1845 schon eine Filiale in der Rue Vivienne gründen konnten, deren Auslage sich an einem Theile des Gebäudes der Nationalbibliothek entlang zog. Im J. 1846 vereinigte sich ihr dritter Bruder, Calmann, heute der einzige überlebende, mit ihnen; sie eröffneten jetzt ein größeres Geschäft in der Rue Vivienne und dies wurde der Sammelpunkt literarischer Celebritäten; 1871 fand eine nochmalige Verlegung des stets an Bedeutung gewinnenden Geschäfts, und zwar nach der Rue Auber, statt. Die Brüder Lévy, an deren Spitze Michel stand, waren die Verleger der beiden Dumas, Balzac's, der George Sand, Victor Hugo's, Lamartine's, Alfred de Vigny's, und von ernsten wissenschaftlichen Werken waren es Guizot's historische Schriften, Michelet's und Renan's berühmte Bücher u. a., die aus ihrem Verlage hervorgingen. Auch den literarischen Tagesgrößen nichtfranzösischer Nationalität wandte die Firma Lévy ihre rege Aufmerksamkeit zu, und namentlich sind es Heinrich Heine, Conscience, Macaulay und Thackeray, deren Kenntniß sie dem französischen Publikum durch gute Uebersetzungen vermittelten. — Michel Lévy war der Schöpfer der billigen Einfrankbände, und die nach ihm benannte «Collection Michel Lévy» zählte bei seinem Tode bereits 1500 Nummern; er hat sich durch dieselbe außerordentliche Verdienste erworben um die Verbreitung guter und billiger Literatur in Frankreich, und auch für ihn ist der Erfolg nicht ausgeblieben, denn als er am

Abende des 5. Mai 1875 plötzlich starb, hinterließ er, der ganz mittellos nach Paris Gekommene, ein Vermögen von mehreren Millionen. Michel Lévy war von nimmer rastender Thätigkeit; seine Bildung verdankte er zumeist seiner umfassenden Lektüre und seinem eisernen Fleiße. *(Theodor Goebel.)*

LEWALD (Johann Karl August), als Sohn eines jüdischen Kaufmanns am 14. Oct. 1792 zu Königsberg geboren, besuchte nur kurze Zeit das Gymnasium, dann sollte er nach des Vaters Tod in die Handlung eintreten. Beim Ausbruch des Krieges wurde er 1813 in ein Artillerieregiment eingereiht, aber bald wegen Krankheit entlassen. Auf einer Geschäftsreise nach Warschau lernte ihn der russische General von Rosen kennen; als dessen Secretär machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach dessen Beendigung wollte er seinen alten Lieblingsplan, der Kunst zu leben, ausführen. Die Bekanntschaft mit Karl von Holtei bestimmte ihn, als Schauspieler und Dichter für das Theater zu wirken. Von 1818 bis 1820 war er in Brünn, dann in München und Wien; 1824 übersiedelte er nach Nürnberg, um die Leitung des Theaters und theilweise die Redaction des «Nürnberger Correspondenten» zu übernehmen. Nach kurzer theatralischer Thätigkeit in Bamberg wirkte er vier Jahre lang als Theaterdichter und Comparseninspector in Hamburg, um 1831 dem Theater für längere Zeit den Rücken zu kehren. Unter den Namen Kurt Waller, Hans Kindermann, Tobias Sonnabend hatte er schon früh am «Breslauer Gesellschafter» und einigen andern Zeitschriften sich betheiligt, für Holtei's «Jahrbuch deutscher Nachspiele» Beiträge geliefert; 1826 trat er unter eigenem Namen mit einer «Geschichte der Musik» (Nürnberg), der freilich selbständiger Werth nicht zukommt, hervor. Im J. 1830 ging er nach Paris, die heißen Julitage mitmachend. Von französischen Schriftstellern wurde ihm Jules Janin der am meisten befreundete. Von 1831 bis 1834 lebte er in München, dann abwechselnd in Stuttgart und Karlsruhe; von 1846 bis 1848 hielt er sich in Wien auf, und ging, nachdem er das bewegte Jahr zu Frankfurt a. M. als activ betheiligter Politiker durchlebt, 1849 wieder nach Stuttgart zurück. In München hat er eine größere Reihe seiner Schriften vollendet, so die dreibändige Novellensammlung, «Album aus Paris», «Bilder aus dem französischen Mittelalter», «Erinnerungen aus Hamburg». Im J. 1835 gründete er die vielgelesene Zeitschrift «Europa», deren Redaction er bis 1846 führte; die Zeitschrift selbst wurde noch bis 1859 fortgeführt, während Lewald 1849 für kurze Zeit die Redaction der conservativen «Deutschen Chronik» übernommen hatte. Im J. 1850 wurde er Regisseur am Hoftheater zu Stuttgart und verblieb in dieser Stellung bis 1863. Schon 1860 war er unter dem Einflusse seiner aus München stammenden Frau zum Katholicismus übergetreten; 1864 siedelte er nach München über, wo er am 10. März 1871 starb. Seine schriftstellerische Thätigkeit war bis zum Ende eine ungemein vielseitige. Eine Auswahl seiner gesammelten Schriften konnte er schon zwischen 1844 und 1846 (Leipzig) in 12 Bänden herausgeben. Die «Allgemeine Theaterrevue» (Stuttgart 1837), der «Entwurf einer praktischen Schauspielerschule» (Wien 1846), «Aus dem theatralischen Leben der Gegenwart» (1862), nahmen eine hervorragende Stellung ein; daran reihen sich mehrere Theaterromane und die Sammlung der «Schauspiele» (2 Bde., Stuttgart 1838). Seine letzten Romane «Clarinette» (Stuttgart 1863), «Moderne Familiengeschichten» (3 Bde., Stuttgart 1863) sind Tendenzromane streng katholischer Richtung. Die weitaus beste Charakteristik Lewald's hat sein Freund Ferdinand Kürnberger in dem Feuilleton «Ein Alter von der Garde» (1871, «Literarische Herzenssachen», Wien 1877) geliefert: «Repräsentant jenes Stadiums der Presse, in welchem dieselbe schon mächtig genug war, um Einfluß zu haben, und noch nicht mächtig genug, um als moderner Industrialismus, wie heute, auf ihren eigenen Füßen zu stehen und in dem demokratischen Trotz einen Stand für sich zu bilden, war er ein Abglanz der herrschenden Stände in Cabinet und Salon, ein brillanter Typus des Literaten, der noch mehr zu den Vornehmen des Volkes als zu dem Volke spricht, und jene nicht anders beeinflußt, als durch Unterhaltung. Er war ein lebendiger Mensch und unter dem Goldblättchen seiner einfachen, naiven Eleganz sogar ein starker, naturvoller Mensch.»

Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt G. Kehrein, «Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter» (Würzburg 1868), I, 231; vgl. ferner: Goedeke, «Grundriß», III[1], 876 und F. Brümmer, «Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten»; O. L. B. Wolff, «Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur», VIII, 299; D. A. Rosenthal, «Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert», I, 1010; von Rehden, «Deutsches Bühnenlexikon» I, 399. *(Max Koch.)*

Lewenhaupt (Adam Ludwig, Graf), schwedischer General, s. Löwenhaupt.

LEWENZ (magyarisch Léva), ein Marktflecken im ungarischen Comitat Bars, auf einem Hügel am Saume der fruchtbaren Ebene am Granfluß, mit (1880) 6491 größtentheils magyarischen Einwohnern und einem römisch-katholischen Gymnasium, war einst eine berühmte Grenzfestung gegen die Türken, welche zum Schutze der Bergstädte erbaut worden war; gegenwärtig sieht man von dieser Festung nur noch einige Trümmer auf einem Hügel. Der Marktflecken ist der Hauptort einer großen fürstlich Esterházy'schen Domäne. *(J. Hunfalvy.)*

LEWES, die Hauptstadt der englischen Grafschaft Sussex, an der schiffbaren Ouse, 80 Kilom. südöstlich von London, nordöstlich von Brighton, an einer Abzweigung der London-Brightoner Eisenbahn, ist ein wichtiger Knotenpunkt des englischen Eisenbahnsystems, mit (1881) 6017 Einwohnern, hat neben andern öffentlichen Gebäuden vier Kirchen, darunter die Michaeliskirche (restaurirt 1878), malerische Reste eines alten Schlosses, eine Lateinschule (gegründet 1512). Die Industrie erzeugt landwirthschaftliche Geräthe, Bier, Leder; der früher bedeutende Wollhandel ist in Verfall gerathen. In der Schlacht, welche am 14. Mai 1264 zwischen

König Heinrich III. und Simon de Montfort, Graf von Leicester, dem Feldherrn der verbündeten Barone, bei Lewes geliefert worden, wurde der König geschlagen und gefangen genommen. *(W. Bentheim.)*

LEWES (George Henry), englischer Schriftsteller, geboren in London am 18. April 1817, ging vom Kaufmannsstand, dem er sich erst gewidmet, zum Studium der Medicin über, wandte sich dann aber allgemeinern Studien, zum Theil während eines Aufenthaltes in Deutschland (1838 und 1839), und der literarischen Laufbahn zu. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Philosophie, der historischen und literargeschichtlichen Biographie und der Belletristik, auch war er Redacteur mehrerer Zeitschriften: von 1849—54 des «Leader», von 1865—66 der «Fortnightly Review». Von seinen Werken gehören der Philosophie oder verwandten Gebieten an: «Biographical history of Philosophy» (1845—46), später erweitert zur «History of philosophy from Thales to Comte» (5. Aufl., London 1878; deutsch, 2. Aufl., Berlin 1873—76); «Aristotle» (London 1864; deutsch von Carus, Leipzig 1866); «Problems of life and mind» (3 Bde., London 1874—75); «The physical basis of mind» (London 1877); in das damit schon berührte naturwissenschaftliche Gebiet fallen: «Seaside studies» (London 1858; deutsch von Frese, Berlin 1855); «Physiology of common life» (London 1860 deutsch von Carus, Leipzig 1860); «Studies in animal life» (1862). In der Biographie versuchte sich Lewes zuerst mit einem «Life of Robespierre» (London 1862), am bekanntesten ist aber sein Name durch die Goethe-Biographie geworden: «The life and works of Goethe» (2 Bde., London und Leipzig 1855, 3. Aufl. 1882; deutsch von Frese, 14. Aufl., Stuttgart 1883), ein Werk, das trotz seiner mannichfachen Mängel in der Auffassung von Goethe's Leben und Werken doch wegen seiner ansprechenden Form und seiner Lesbarkeit allgemeine Verbreitung gefunden hat. Zu Lewes' poetischen Erzeugnissen gehören die Romane «Ranthorpe» (1847); «Rose, Blanche and Violet» (1848), die Dramen «Lope de Vega and Calderon», «The noble heart» (1850), dazu gab er heraus: «Selections from the modern British dramatists» (2 Bde., Leipzig 1861, 2. Aufl. 1867); frühere Theaterkritiken sind gesammelt in dem Buche «On actors and the art of acting» (1875, deutsch, Leipzig 1878). — Lewes, dessen unglückliche Ehe getrennt wurde, verband sich dann mit der berühmten englischen Schriftstellerin George Eliot (pseudonym für Mary-Anne Evans) und starb am 30. Nov. 1878. *(W. Bentheim.)*

LEWIS (Sir George Cornewall), englischer Staatsmann und Gelehrter, wurde geboren am 21. Oct. 1806 zu Harpton-Court in Wales als Sohn des Sir Thomas Strickland Lewis, der nacheinander Schatzkammersecretär, Handelsminister und Commissar für die Armenpflege war, 1846 zum Baronet erhoben wurde und am 22. Jan. 1855 gestorben ist. In der Schule zu Eton erzogen, studirte der junge Lewis 1824—28 zu Oxford und ward 1831 Sachwalter in London, widmete sich aber hauptsächlich literarischen Studien. Schon seit 1828 war er Mitarbeiter des «Classical Journal» und der «Foreign Quarterly Review», in welchen seine Beiträge sich namentlich auf deutsche Literatur bezogen. Er hatte das Verdienst, einige Meisterwerke derselben auf englischen Boden zu verpflanzen, wie Böckh's «Staatshaushalt der Athener» und K. O. Müller's «Dorier», die er in Gemeinschaft mit Henry Tuffnell ins Englische übersetzte (London 1830). Im J. 1836 zum Mitgliede der Commission ernannt, welche die Zustände der irischen Kirche untersuchen sollte, verfaßte er die Schrift «On local disturbances in Ireland and the Irish church question». Von 1839 bis zum 7. Juli 1847 Commissar für die Armenpflege, trat er alsdann als Abgeordneter für Herefordshire ins Unterhaus, war vom November 1847 bis Mai 1848 Secretär des Indischen Amtes, dann Unterstaatssecretär für das Innere und vom Juli 1850 bis zum Sturz des Ministeriums Russel im Februar 1852 Schatzsecretär. Bei den bald darauf folgenden Neuwahlen vom Parlament ausgeschlossen, übernahm er in der Zwischenpause seiner politischen Thätigkeit die Redaction der «Edinburgh Review» und vollendete sein Hauptwerk «Enquiry into the credibility of early Roman history» (2 Bde., London 1855; deutsch von Liebrecht, 2. Aufl., Hannover 1863), dem einige größere Schriften, wie der «Essay on use and abuse of political terms» (1835; 2. Aufl. 1877), «On the influence of authority in matters of opinion» (1849; 2. Aufl. 1875) und «Essay on the origin and formation of Romance languages» (2. Aufl. 1862) vorausgegangen waren.

Durch den Tod seines Vaters im J. 1855 Erbe der Baronetswürde und des Parlamentssitzes für Radnor wurde er bald darauf Gladstone's Nachfolger als Kanzler der Schatzkammer. Mit Umsicht und Erfolg verwaltete er die englischen Finanzen bis zur Auflösung des Ministeriums Palmerston im Februar 1858, während eines der schwierigsten Zeiträume in den Annalen des Reichs (Orientkrieg, indischer Aufstand, Verwickelungen in China). Seit dem Wiedereintritt Palmerston's im Juni 1859 war Lewis erst Staatssecretär des Innern, vom Juli 1861 an Kriegsminister, was ihn nicht verhinderte, seine gelehrten Beschäftigungen fortzusetzen. Während dessen schrieb er eine sehr umfassende «Historical survey of the astronomy of the ancients» (1862) und einen «Dialogue on the best form of government» (1863).

Lewis, nächst Gladstone das hervorragendste Mitglied des Ministeriums Palmerston, starb am 13. April 1863 auf seinem Landsitz Harpton-Court in Radnorshire. Nach seinem Tode erschienen noch die «Essays on the administration of Great Britain from 1783 to 1830» (London 1864). Vgl. Sir G. F. Lewis, «Letters of Sir George Cornewall Lewis to various friends» (London 1870).

Lewis' Gattin, Lady Maria Theresa, geboren am 8. März 1803, war ebenfalls schriftstellerisch thätig,

als Mitverfasserin von Th. L. Lister's (ihres ersten Mannes) «Memoir of the life and administration of the Earl of Clarendon» (3 Bde., London 1838); außerdem schrieb sie den Roman «The semi-detached house» (London 1859) und gab die Tagebücher der Miß Berry aus dem Ende des 18. Jahrh. heraus: «Social life in England» (2 Bde., London 1844). Sie starb in Oxford am 8. Nov. 1865. *(W. Bentheim.)*

LEWIS oder Lewes, Insel in der westlichen Gruppe der Hebriden, hängt durch eine schmale Landzunge mit der südlich anliegenden Insel Harris zusammen und umfaßt mit dieser und kleinern Nebeninseln 2270 □Kilom. mit (1881) 30,300 Einwohnern. Die Insel hat steile Küsten mit zahlreichen Buchten, fischreiche kleine Seen, Moore, welche trefflichen Torf bilden, und ansehnliche Viehzucht. Die Hauptstadt (9500 Einwohner) Stornoway ist ein Hauptplatz der schottischen Heringsfischerei, besitzt und bemannt über 1000 Seefischereischiffe. *(W. Bentheim.)*

LEX, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach erfolgter Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen Lex. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrate gebracht, nach dessen Geschlechtsnamen man es dann auch benannte, z. B. Lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Gesetzentwurfs (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; in den Comitien forderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung auf. Diese Aufforderung hieß rogare populum, legem rogare. Man stimmte mündlich, später durch Stimmtäfelchen ab, auf welche, wer für den Entwurf stimmte, U. R. (uti rogas, «wie du beantragst»), wer aber dagegen, A. (antiquo, «ich verwerfe») schrieb. Der technische Ausdruck für eine Lex, die auf diese Weise durchgegangen war, ist Lex perlata. Diese wurde, auf Bronze gravirt, zuerst auf dem Forum aufgestellt, dann aber in einen Tempel, meistens in den des Jupiter Capitolinus, zur Aufbewahrung gebracht. Derjenige Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthielt, hieß sanctio legis, und ein Gesetz mit dieser Sanction Lex perfecta, ohne dieselbe Lex imperfecta. In der Kaiserzeit hatten die Senatsconsulte und die Constitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den Leges, doch bedienten sich Augustus und dessen nächste Nachfolger noch häufig der Comitien. In der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. wurde indessen deren Mitwirkung immer seltener und nach Kaiser Nerva kommt kein Beispiel einer Lex mehr vor. — Lex bedeutet ferner, und zwar besonders im kanonischen Rechte, das Alte Testament; ferner, und zwar besonders in der Pluralform «in legibus», das Römische Recht; endlich auch jede Vertragsbestimmung, wie z. B. Lex commissaria, Lex praepositionis u. s. w. *(Albrecht Just.)*

LEXINGTON, Name verschiedener Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika; die bedeutendsten sind: 1) Hauptort des County La Fayette im Staate Kentucky, am Elkhorn, in herrlicher Lage und fruchtbarer Gegend; 4 Stadtbezirke mit 16,660 Einwohnern, darunter 7583 Farbige (1880), wichtiger Eisenbahnknotenpunkt östlich von Louisville und südlich von Cincinnati, von jeder dieser Städte 140 Kilom. entfernt, mit Universität (die Transsylvanische genannt), Staatsirrenanstalt, Arbeitshaus, lebhaftem Fabrikbetrieb und bedeutendem Handel. — 2) Hauptort des County Rockbridge, im Staate Virginia, am North und am westlichen Abhang der Blauen Berge, mit zwei höhern Lehranstalten (Washington und Virginia Military College), 4100 Einwohner. In der Nähe die berühmte Naturfelsenbrücke über den Cedar-Creek. — 3) Hauptort des County La Fayette im Staate Missouri, am Missouri, 80 Kilom. östlich von Kansas-City, Eisenbahnstation, mit 4000 Einwohnern. Bei Lexington capitulirte am 20. Sept. 1861 ein Corps Bundestruppen von 2780 Mann an die Conföderirten. — 4) Flecken im County Middlesex des Staates Massachusetts, Eisenbahnstation zwischen Boston und Concord, mit 2500 Einwohnern. Hier fand am 19. April 1775 ein Gefecht zwischen amerikanischen Freischaren und 800 Engländern unter General Gage statt, wobei die letzteren fast vernichtet wurden und der Rest nur noch durch raschen Zuzug von Boston gerettet werden konnte. Durch dieses Gefecht wurde der amerikanische Befreiungskrieg eröffnet. Zur Erinnerung daran steht auf dem Kampfplatze ein Denkmal. *(A. Schroot.)*

Leyden, niederländ. Stadt, s. Leiden.

LEYS (Jan August Hendrik), ausgezeichneter belgischer Historien- und Genremaler, geboren zu Antwerpen am 18. Febr. 1815, bildete sich seit 1829 unter F. de Brakeleer's Leitung zum Kupferstecher aus, doch trat er 1832 in die Akademie, wo Wappers sein Lehrer wurde. Von diesem eignete er sich besonders die Leuchtkraft der Farbe an, bei der Wahl der Stoffe griff er aber gleich in das 16. und 17. Jahrh. zurück. Seiner frühesten Thätigkeit gehörten an: ein kleiner Musikant (1832), Kampf zwischen einem französischen Grenadier und einem Kosaken (1833), der Strand von Antwerpen (1834), Furie espagnole (Ueberfall der Bürger von Antwerpen durch die spanische Besatzung im J. 1576 (1835). In dem letztern Jahre ging Leys nach Frankreich und Holland. In Paris studirte er den Delacroix; als er Holland zum zweiten male (1839) besuchte, wirkten die Bilder von Pieter de Hoogh mit ihren geheimnißvollen Lichteffecten auf seine Kunst nachdrücklich ein, sodaß sich damit seine zweite Manier, die Malerei in Sammetton, entwickelte. Allgemeine Anerkennung fand bereits 1836 im Salon zu Brüssel sein Bild: die Ermordung des löwener Magistrats 1379. Das Jahr darauf entstand: das Atelier Rembrandt's, dem folgten Genrebilder, wie: Reichthum und Armuth, Hochzeit, Familienfest in der Bretagne, in denen sich überall Fleiß und Studium des Künstlers offenbart. Darauf nahm ihn der Genius Rembrandt's gefangen, dem er über zehn

Jahre treu blieb. Im J. 1845 wurde er Mitglied der brüsseler Akademie. Von den zahlreichen weiteren Werken des sehr productiven Künstlers mögen hervorgehoben werden: das Interieur einer vlämischen Bauernfamilie (1845), das Familienfest (jetzt in Leipzig), in welchem einzelne Figuren sehr stark an Jan Steen und Dirk Hals erinnern; in dasselbe Jahr fällt auch das Historienbild: Wiederherstellung des Gottesdienstes in der antwerpener Kathedrale nach den Bilderstürmen von 1566; es gehört zu seinen Hauptwerken. Ein Familienfest, ein Waffenschmied und eine Musikgesellschaft, die 1847 im pariser Salon waren, brachten ihm das Kreuz der Ehrenlegion ein; ersteres Bild (in Berlin) zeigt große Spuren von Beschädigung. An diesem Uebel leiden viele Werke des Meisters, wol aus dessen eigener Schuld durch die Art der Untermalung; so das zu seinen besten Werken zählende im Museum zu Antwerpen: Rubens begibt sich zu einem Feste, das die antwerpener Bogenschützen ihm zu Ehren veranstaltet haben. Mit diesen und andern von 1849—51 entstandenen Werken hat Leys die zweite Richtung seiner Kunst, die in Holland wurzelte, abgeschlossen. Im J. 1852 machte er eine Reise nach Deutschland, wo ihn Dürer's und Holbein's Werke so tief ergriffen, daß er, obwohl auf der Höhe seiner Kunst und seines Ruhmes stehend, fest entschlossen war, in deren Fußstapfen zu treten. Es war die naive Auffassung dieser Künstler, die ihm imponirte. Vielleicht haben auch Erinnerungen an die Brüder van Eyck mitgewirkt. Dieser Richtung gehören an: Fest bei Otto Venius, Erasmus in seiner Studirstube, der Spaziergang vor dem Thore (Illustration zu der Scene in Goethe's «Faust»), Neujahrstag in Flandern, die katholischen Frauen u. v. a. Nachdem er 1859 Deutschland nochmals bereist hatte, erhielt er den Auftrag, den Rathhaussaal in Antwerpen mit Fresken zu schmücken. Die Motive konnte der Meister frei wählen, nur mußte er sie der Stadtgeschichte entnehmen, die er denn nun auch fleißig studirte. Vier Bilder kamen zur Ausführung. Leys starb am 26. Aug. 1869 in Antwerpen. Vgl. das Lebensbild von H. Billung in der «Zeitschrift für bildende Kunst» (1880).

(J. E. Wessely.)

LEYSER (Augustin von), einer der einflußreichsten Rechtslehrer des 18. Jahrh., geboren am 18. Oct. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehrfache Reisen nach England und Italien unternommen hatte, 1708 außerordentlicher Professor daselbst, ging 1712 als ordentlicher Professor nach Helmstedt, kehrte aber in gleicher Eigenschaft 1729 nach Wittenberg zurück, wo er am 3. Mai 1752 gestorben ist. Unter seinen Schriften sind als Hauptwerk zu betrachten die «Meditationes ad Pandectas» (11 Bde., Leipzig und Wolfenbüttel 1718—48), welche nach Leyser's Tode von Höpfner fortgesetzt (Bd. 12 und 13, Gießen 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt wurden. — Literatur: «Praefatio» Höpfner's zu Band 12 der «Meditationes»; «Leyseri laudes» in Band 13, S. 211—226; «Vita Leyseri» daselbst, S. 323—348.

(Albrecht Just.)

LEYSSERA, eine von Linné aufgestellte Gattung der Compositen und zwar der Inuloideen, zu welcher Callicornia *Burmann* und Asteropterus *Gaertner* gehören. Die Blütenköpfchen sind verschiedenehig mit weiblichen einreihigen Strahlblüten und hermaphroditischen Scheibenblüten. Der Hüllkelch ist kreiselförmig oder glockig mit dachziegelig sich deckenden, trockenhäutigen, an der Spitze durchscheinenden oder starren, mehrreihigen Deckblättern, von denen die äußern kleiner sind. Der Blütenboden ist nackt oder mit geschlitzten Deckblättchen besetzt. Die weiblichen, aber gleichfalls fruchttragenden Randblüten haben einen schmalen, ganzrandigen oder kaum gezähnten, abstehenden Strahl, die dünnröhrigen regelmäßigen Scheibenblüten besitzen einen kaum erweiterten, an der Spitze kurz fünfspaltigen Saum. Die Staubbeutel sind am Grunde pfeilförmig mit sehr kleinen Anhängseln. Die Griffelschenkel der Scheibenblüten sind schmal und stumpf; die Achenen schmal und kantig. Der Pappus an den Achenen der Randblüten besteht aus kurzen, schmalen, zerschlitzten Spreublättchen, jener der Scheibenblüten aus langen, oben federigen Borsten, untermischt mit sehr kleinen, bisweilen fast spreublattartigen Borstchen.

Aus dieser Gattung sind 4 Arten bekannt, von denen 3 in Südafrika einheimisch sind, während die vierte sich von Südspanien nach Nordafrika bis Westasien erstreckt. Es sind kleine graufilzige oder kahle Kräuter oder Halbsträucher mit schmal linealischen oder pfriemlichen, ganzrandigen Blättern, mäßig großen, ziemlich lang gestielten Blütenköpfchen, gelben Blumenkronen und kahlen Achenen.

Die Gattung wurde von Linné zu Ehren des Kriegs- und Domänenraths Dr. Friedrich Wilhelm Leysser, des Verfassers der «Flora Halensis», benannt. Da in der ersten Auflage dieser Schrift vom Jahre 1761 der Name fälschlich Leyser gedruckt ist, so findet man statt Leyssera bisweilen die Schreibart Leysera, welche nicht nachzuahmen ist; in der 2. Auflage vom Jahre 1783 ist richtig Leysser gedruckt.

(A. Garcke.)

LGOW, Kreisstadt im russischen Gouvernement Kursk, am rechten Ufer des Seim und an der Eisenbahn Kursk-Kiew, mit (1883) 4460 Einwohnern, hat nur unbedeutenden Handel und geringe Industrie.

Ob Lgow an der Stelle des alten Olgow steht, das 1152 in den Chroniken erwähnt wird, ist nicht sicher. Historisch wird es erst im 18. Jahrh. bekannt, wo hier bis 1764 die Lgowsche Männereinsiedelei bestand. Im J. 1779 wurde die an das Kloster sich anschließende Slobode (Ansiedelung) zur Kreisstadt erhoben, die es, mit Ausnahme der Jahre 1796—1802, bis heute blieb.

Der Kreis Lgow liegt im nordwestlichen Theil des Gouvernements, bildet eine nach Westen sich neigende Hochebene und umfaßt 2970 □Kilom. mit 101,000 Einwohnern. Der Boden ist meist fruchtbare Schwarzerde.

(Tr. Pech.)

L'Hlassa, die Hauptstadt Tibets, s. Lassa.

L'HÔPITAL (oder L'Hospital, Michel de), Kanzler von Frankreich. Als Sohn eines bedeutenden

Arztes 1505 zu Aigueperse (Auvergne) geboren, ging L'Hôpital nach Toulouse, um Jura zu studiren, wurde zwar infolge des Anschlusses seines Vaters an den Connétable Karl von Bourbon 1523 verhaftet und eingekerkert, doch alsbald auf Befehl des Königs freigegeben und eilte zum Vater nach Mailand, bei dessen Belagerung durch Franz I. er in der Vermummung eines Maulthiertreibers nach Padua entfloh, um hier sechs Jahre die Rechtsstudien eifrigst zu betreiben. Von Padua ging er nach Bologna, der ersten Juristenschule, dann nach Rom, wo er Auditor der Rota wurde; aber der französische Gesandte Cardinal von Grammont veranlaßte ihn 1534 zur Uebersiedelung nach Paris und L'Hôpital wurde hier Advocat, erheirathete 1537 die Stelle eines Parlamentsraths, zeigte jedoch geringen Geschmack an den Berufsgeschäften, strebte nach einem Staatsposten und huldigte mit Leidenschaft dem Studium der alten Philosophie und Poesie, wie er sich denn als lateinischer Dichter einen gefeierten Namen erwarb. Der Kanzler des Königs, Olivier, bemerkte bald den bedeutenden Mann und veranlaßte im August 1547 seine Sendung auf das nach Bologna übergesiedelte ökumenische Concil. L'Hôpital fühlte sich rasch von den theologischen Zänkereien und den Processen angeekelt, ließ sich nach sechzehn Monaten abberufen und nahm seine alte Stelle am pariser Parlamente ein. Franz' I. Tochter, die Herzogin Margaretha von Berry, stellte ihn an die Spitze ihres Rathes und ernannte ihn bald zum Kanzler ihres Herzogthums. Im J. 1553 entsagte er seiner Parlamentsstelle zu Gunsten des nachmaligen Kanzlers Chiverny, und Heinrich II. machte ihn auf den Rath des staatsklugen Cardinals von Lothringen zum Maître des requêtes, am 6. Febr. 1554 unter dem Titel erster Präsident des Oberrechnungshofs zum Oberintendanten der Finanzen. Von einer damals sehr seltenen Ehrlichkeit und Selbstachtung war L'Hôpital absolut unbestechlich, unparteiisch und so uneigennützig, daß er seiner Tochter keine Mitgift geben konnte; er wachte mit gewissenhafter Strenge über die Staatsgelder, strafte hart diejenigen, welche sich daran bereichern wollten, litt nicht das leichtsinnige Austheilen von Geschenken, stellte Ordnung in Einnahme und Ausgabe her und machte sich derart zahllose Feinde.

Seit 1559 Mitglied des Staatsraths, weilte er Ende März 1560 in Nizza bei Margaretha (s. oben), die mittlerweile Herzogin von Savoyen geworden war, als er die Nachricht vom Tode Olivier's und seine Ernennung zu dessen Nachfolger als Kanzler von Frankreich durch die Königin-Mutter Katharina von Medici erfuhr; er nahm den Ruf an und begab sich Ende April nach Paris zurück, um mitten in den Kampf auf Tod und Leben zwischen ebenso leidenschaftliche Katholiken wie Calvinisten einzutreten. Katharina's Scharfblick hatte in ihm den rechten Bundesgenossen erkannt, während die Guises, die seine Wahl mitempfahlen, sich in seinem Charakter verrechnet hatten; der Kanzler war nicht nur ein feiner Kenner der schönen Wissenschaften und ein eminenter Jurist, nicht nur ein devoter Hofmann, sondern auch ein starker, unerschütterlicher Charakter, ein gewaltiger Bürger, streng gegen sich und andere, beseelt von der einen Leidenschaft der Vaterlandsliebe. Mit Entsetzen betrachtete er die Religionskämpfe und sah das einzige Heil Frankreichs in einem System der Toleranz; sein Plan erschien einfach und war doch so ungemein schwer auszuführen: es sollten sich Katholiken und Calvinisten versöhnen und friedlich zusammenleben. Wüthend erhoben sich dagegen die Katholiken, ihn als Hugenotten und Atheisten verschreiend, und wenn auch die Reformirten seine Protection lobten, so tadelten sie doch, daß er nicht ihren Glauben annehme, wie es seine Tochter mit den Ihren that. Welch merkwürdige Erscheinung war das Bündniß eines de L'Hôpital mit der skrupellosen Katharina! Da der Kanzler nicht die Macht besaß, die Guises anzugreifen, so arbeitete er insgeheim an ihrer Schwächung und kreuzte ihre verderblichsten Projecte; vor allem bewahrte er Frankreich vor der ihm zugedachten spanischen Inquisition, indem er als Palliativ das freilich bedenkliche Edict von Romorantin im Mai 1560 ins Leben führte, eine derartige Concession an den Klerus, daß das Parlament sie nur murrend einregistrirte und L'Hôpital das Edict am 5. Juli in seinen Wirkungen modificiren mußte. Im Juli 1560 erschien auf seinen Antrieb das Edict über zweite Heirathen, wodurch der Begehrlichkeit nach reichen Witwen entgegengetreten wurde, denn diese durften von nun an, wenn sie Kinder aus erster Ehe hatten, ihren neuen Gatten nur ein Kindestheil zuweisen. Im Einverständnisse mit dem Admirale Coligny erwirkte L'Hôpital die Einberufung der Notabeln, dann die der Reichsstände. Er unterzeichnete den Haftbefehl gegen den Prinzen von Condé, weigerte sich aber standhaft, das Todesurtheil gutzuheißen, und rief aus: «Ich weiß zu sterben, nicht aber mich zu entehren!» Er erlangte von Katharina eine Erklärung, wonach Condé des ihm zugeschriebenen Verbrechens unschuldig befunden wurde; dies verziehen ihm die katholischen Fanatiker ebenso wenig wie die Verfolgung des frechen Theologen Tanquerel, der den Päpsten das Recht zusprach, die Könige abzusetzen. Mit derselben Entschiedenheit widersetzte er sich der Einreihung des Bannstrahls Paul's IV. gegen Jeanne d'Albret von Navarra in die Bullarien. Katharina lauschte den weisen Rathschlägen de L'Hôpital's, hielt die Parteien gegenseitig im Gleichgewichte, rechnete wie er auf die Schwäche König Anton's von Navarra und sicherte sich die Regentschaft bei dem Tode Franz' II. Am 13. Dec. eröffnete L'Hôpital die Reichsstände in Orléans mit einer Rede voll Weisheit und Würde, getragen von der Vorstellung einheitlicher Königsmacht und vom Princip «Une foi, une loi, un roi»; er ermahnte die Franzosen, sich nicht religiöser Abweichungen wegen zu verfolgen und nicht ihr gemeinsames Christenthum zu vergessen, forderte sie auf, alle Unruh n selbst zu ersticken und Karl IX. bei seiner elenden Finanzlage hülfreich an die Hand zu gehen. Mit Anton von Navarra legte er am 13. Jan. 1561 den drei Ständen den Stand der Kronschulden vor und forderte sie zur Hülfe auf; dann theilte

er ihnen Ersparnisse im Staatshaushalte mit und versprach mehr, als zu halten war. Er leitete den Staatsrath im Sinne der Toleranz, schützte die Reformirten vor Tod und Verfolgung, und Frankreich verdankte ihm die berühmte, 150 Artikel umfassende «Ordonnanz von Orléans» vom 31. Jan., den Triumph der von ihm hochgehaltenen Principien der Duldsamkeit und Gerechtigkeit; die große Mehrheit des Parlaments freilich, von den Mißbräuchen zehrend, griff die Reformen und ihren Vater ingrimmig an. Als von neuem der Fanatismus der Confessionen Blut fließen ließ, schleuderte L'Hôpital in die erregten Massen das Beruhigungsedict vom 19. April, aber bald schwankte Katharina an seiner Seite. Das Parlament bekämpfte das Edict, der Klerus tobte und der Kanzler mußte damit zufrieden sein, an dem den Reformirten feindlichen Juliedicte einiges modificirt zu haben. Er wohnte dem Religionsgespräche von Poissy mit trügerischen Hoffnungen an, die Katharina theilte, und veranlaßte die Versammlung der Reichsstände in Pontoise, auf der es stürmischer als er wünschte zuging; denn er war der Mann der Vermittelung, nicht der Extreme. Als der Papst den Cardinal von Ferrara als Legaten sandte, weigerte sich L'Hôpital, seine Bullen zu bestätigen, deren Inhalt der Ordonnanz von Orléans widersprach, und als er sich dazu durch die Gewalt gezwungen sah, schrieb er unter das Siegel «Me non consentiente.» Katharina schloß sich ihm wieder an; er arbeitete unablässig im Sinne der Toleranz, aber zu heftige Leidenschaften entwanden ihm den Erfolg. Doch kam es zur von ihm beeinflußten Versammlung von Saint-Germain und zum Pacificationsedicte des 17. Jan. 1562; dasselbe war den Hugenotten günstig, blieb aber nur kurz in Geltung. Mit Aufgebot aller Kräfte suchte der Kanzler den in Vassi ausgebrochenen Bürgerkrieg zu beenden und dessen Schürern in den Weg zu treten; er widerrieth Katharina, von Fontainebleau nach Paris zurückzukehren, aber das Triumvirat besiegte ihn und sie (s. Katharina von Medici). Paul IV. forderte de L'Hôpital's Entfernung von Katharina; der Kanzler erließ an ihn den würdevollen Brief vom 29. Sept., Katharina entließ ihn nicht, er aber sah sich durch den Drang der Verhältnisse zur Entfernung vom Hofe veranlaßt und ging auf sein bescheidenes Gut Vignay bei Etampes. Am 8. Jan. 1563 erlangte er zwar vom Staatsrathe eine Amnestie Aller, die ihre Waffen niederlegen würden, aber Katharina zog dieselbe wegen der Haltung des Parlaments zurück. An den Hof zurückgekehrt, trat er wirksam für Versöhnung ein und am 19. März 1563 erschien das vielverheißende Religionsedict von Amboise, das jedoch keiner Partei gefiel. Der Kanzler wandte alle Mittel an, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; er veranlaßte die Reise Karl's IX. in die Normandie (s. Karl IX. und Katharina) und empfahl in Rouen warm das Edict von Amboise dem Parlamente. Den Zeitgenossen erschien er damals, im weißen Barte an den Stufen des Throns sitzend, wie Cato der Censor, und mit Freuden verkündete er, England habe Calais verwirkt. Im November veranlaßte er ein Edict wegen Handelsstreitigkeiten, welches für die französische Handelsgesetzgebung von Bedeutung blieb, und im Januar 1563 eine Ordonnanz, wonach das Jahr künftig mit dem 1. Januar beginnen solle, was aber erst 1567 definitiv erfolgte. Auf L'Hôpital's Rath gab Karl IX. 1564 der großen katholischen Gesandtschaft eine ausweichende Antwort. Recht wohl wußte L'Hôpital, daß an den durch das Tridentiner Concil proclamirten Dogmen nicht zu rütteln sei, aber er war gegen ihre Aufnahme in Frankreich und gerieth gelegentlich eines den Reformirten günstigen Edicts mit dem Cardinal von Lothringen in den heftigsten Wortwechsel; als ihm dieser Undank gegen das Guisische Haus vorwarf, versicherte er ihm, er würde nie seinen Dank auf Unkosten des Staats und des Königs abtragen. Die Wuth der Papisten gegen ihn stieg, als er sich des Rechtsgelehrten Dumoulin warm annahm, der die Universalität des Concils verwarf; und es gelang nicht, die Einführung des Concils in Frankreich durchzusetzen. Mit Katharina sprach L'Hôpital für eine Rundreise Karl's IX. durch sein ihm fremdes Reich, er begleitete ihn auf derselben und hielt bemerkenswerthe Reden in Dijon, Aix, Toulouse und Bordeaux. Katharina lehnte Alba's Forderung, L'Hôpital zu entlassen, ab und dieser rieth mit ihr Karl IX. zur Berufung der Versammlung von Moulins. Hier erschien im Februar 1566 die berühmte Ordonnanz in 86 Kapiteln, die bis zum Code Napoléon als Basis der Gesetzgebung galt; der Kanzler arbeitete zu Gunsten der Zukunft inmitten der Misère der Gegenwart. Wieder kam er mit dem Cardinal von Lothringen hart aneinander, vergebens suchte er Karl IX. zu weisen Maßregeln zu führen, vergebens unterhandelte er mit dem Prinzen von Condé und sah tieftraurig einen neuen Bürgerkrieg entbrennen. Zu Gunsten des Friedens richtete er 1568 ein Mémoire an Karl IX., der zwar seine flehentlichen Bitten nicht erhörte, doch in das Friedensedict von Longjumeau am 23. März willigte; freilich bestand der Frieden nur auf dem Papiere. L'Hôpital's Stellung war unterwühlt; es gelang ihm noch, die päpstliche Bulle wegen des Verkaufs der Kirchengüter in ihrer Fassung zu verhindern, dann aber brach Katharina offen mit ihm, wandte Karl IX. völlig von ihm ab und schilderte ihm den Kanzler als einen verkappten Hugenotten, Freund der Rebellen, Verhetzer Condé's und Coligny's. L'Hôpital betrachtete nun alles als verloren und zog sich nach Vignay zurück, wo ihm Karl am 7. Okt. 1568 die Siegel abfordern ließ. Der Bischof Morvilliers von Orléans übernahm sie in der Hoffnung, sie ihm einst wiedergeben zu dürfen. L'Hôpital hielt sich nicht für einen Besiegten; seine gehässigen Feinde wünschten, ihm solle der Proceß gemacht werden, aber Katharina schützte ihn in Vignay vor Verfolgung. Er gab sich hier der Pflege der lateinischen Literatur hin, dichtete, erzog seine Enkel und pflegte seine Beziehungen zu den Besten der Zeit, an sie manche Epistel richtend; Michel de Montaigne widmete ihm 1570 seine Ausgabe der lateinischen Gedichte Etienne's de la Boétie. Während der Greuel der Bartholomäusnacht, die er mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, war L'Hôpital in Vignay in Ge-

fahr; als man ihm aber rieth, sich vor einigen verdächtig herumschweifenden Reitern zu hüten, lehnte er diese Vorsicht ab, da er in Gottes Hand stehe, und meinte, man solle ihnen das große Thor öffnen, wenn das kleine unzureichend sei. Gegen seinen Befehl hielten die Diener die Thüren verschlossen. Der König sandte Reiter zu seiner Deckung, während er sich anschickte, den Tod voll Würde zu erwarten. Auf die Kunde, er solle nicht sterben, er sei begnadigt, antwortete er zuversichtlich: «Ich glaubte, weder Tod noch Verzeihung je verdient zu haben.» L'Hôpital, der für sich nichts fürchtete, zitterte für seine Tochter in Paris, doch sie fand Schutz durch die Herzogin Anna von Nemours, und er dankte dieser dafür in einer lateinischen Epistel. Seiner Verzweiflung über die Mordnacht verlieh er ebenfalls poetischen Ausdruck. Mit seiner Gattin bezog er das 1568 gekaufte Gut Valgrand bei Vignay, wo er von königlichen Soldaten geschützt, aber auch genau überwacht wurde; seine Frau mußte, obwohl ausgesprochene Protestantin, zur Messe gehen. Die Katholiken, welche ihn grenzenlos haßten, verfolgten ihn bis ins Grab, sprengten aus, er sei in der Bartholomäusnacht gefallen, und der König zwang ihn, am 1. Febr. 1573 seine Demission als Kanzler zu nehmen, welche Würde zu den unabsetzbaren gehörte; Birago, der Fanatiker, erhielt sie. Bei seinem Schwiegersohne machte L'Hôpital, von Kummer und Alter gebrochen, in Bellebat bei Etampes sein Testament und starb am 13. März 1573 in bescheidenen Verhältnissen. Auf Wunsch wurde er mit calvinistischer Einfachheit in der Kirche von Champmoteux bei Vignay bestattet, wo sein in der Revolution zerstörtes Denkmal 1836 restaurirt worden ist. L'Hôpital war einer der größten Staatsmänner, Gesetzgeber und Charaktere, vielleicht der größte Kanzler seines Vaterlandes, eine Zierde der Menschheit.

Im J. 1585 erschienen in Paris seine Gedichte in Auswahl, 1732 in Amsterdam seine gesammten Dichtungen; sie athmen eine antike Seele, die sich in der alten Römersprache ausspricht; auch fanden sie französische Uebersetzungen 1778 und 1857. Dufey de l'Yonne publicirte zuerst zu Paris 1824 in fünf Bänden «Oeuvres complètes de Michel de l'Hospital». Wiederholt wurde L'Hôpital's Leben beschrieben.

Vgl. Villemain, «Mélanges philosophiques, historiques et littéraires» (4. Aufl., Bd. 2, Brüssel 1829); Taillandier, «Nouvelles recherches historiques sur la vie et les ouvrages du chancelier de L'Hospital» (Paris 1861); Dupré-Lasal, «Monsieur de L'Hôpital» (Paris 1875); «Nouvelle biographie générale» (Bd. 31, Paris 1860); H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789» (4. Aufl., Bde. 8 und 9, Paris 1865); «Lettres de Catherine de Médicis publiées par le C^te^. Hector de La Ferrière» («Collection de documents inédits sur l'histoire de France») (Bde. 1 und 2, Paris 1880—85).

(Arthur Kleinschmidt.)

LIABUM, eine von Adanson aufgestellte, von spätern Systematikern anerkannte Gattung der Compositen und zwar der Abtheilung der Senecionideen mit folgenden Merkmalen: Blütenköpfe verschiedenehig, mit ein- bis zweireihigen weiblichen Strahlblüten und fruchtbaren hermaphroditischen Scheibenblüten; selten fehlen die Strahlblüten und die Blütenköpfe sind dann gleichehig. Die allgemeine Hülle ist glockenförmig oder halbkugelig aus vielreihigen, dachziegelig sich deckenden, häutigen oder an der Spitze krautartigen, häufig spitzen Deckblättern gebildet, von denen die äußeren allmählich kürzer sind. Der Blütenboden ist ziemlich flach und ohne Deckblättchen. Die weiblichen Randblüten sind strahlend und an der Spitze dreizähnig, die hermaphroditischen Blüten der Scheibe regelmäßig und fünfzähnig, die Achenen länglich kreiselförmig. Der Federkelch besteht aus ein- bis zweireihigen dünnen, meist rauhen Borsten. Die hierher gehörigen Pflanzen sind theils fast stengellose, theils aufrechte, ästige Kräuter oder Sträucher mit gegenüberstehenden, ganzrandigen, gezähnten oder gelappten Blättern, ziemlich großen Blütenköpfen und gelben Blumenkronen. Im ganzen sind etwa 40 Arten aus dem tropischen und subtropischen Amerika aus dieser Gattung bekannt, mit welcher jedoch Diplostephium, eine Astroidee, nicht verwechselt werden darf. *(A. Garcke.)*

LIAGORA, eine von Lamouroux aufgestellte Algengattung, welche von J. G. Agardh zu den Florideen, und zwar zur Abtheilung der Helminthocladiaceen gerechnet wird, mit folgenden Merkmalen: Algenkörper (Lager) sehr ästig, fadenförmig, am Grunde meist von Kalk überzogen, an den Spitzen weich und gallertartig, aus zwei verschiedenen Schichten bestehend, die Markschicht aus großen, locker verbundenen Zellen gebildet, welche der Länge nach geordnet sind; die äußere Rindenschicht besteht aus horizontalen und gabelspaltig verästelten Gliederfäden, an deren Grunde sich die sehr kleinen, länglich-keulenförmigen, zusammengeballten Fruchtschläuche mit Nebenfäden entwickeln. Die Arten dieser Gattung finden sich im Mittelmeere, im Rothen Meere, im Atlantischen Ocean, an den Küsten Westindiens und Neuhollands. Im ganzen sind 11 sicher unterschiedene Species bekannt, von denen drei (L. distenta, complanata und viscida) im Adriatischen Meere vorkommen.

(A. Garcke.)

LIASFORMATION. Die untere Abtheilung der Juraformation wird als Schwarzer Jura oder mit dem englischen Vulgärnamen Lias (gesprochen lias oder leias) bezeichnet. Es ist dies eine Reihe von Ablagerungen, selten mehr als 100 Met. mächtig, in denen graue oder schwarze, oft sehr bitumenreiche Thone und Schieferthone (zum Theil Oelschiefer), Sandsteine, Kalksteine und Mergel vorwalten; an einigen Stellen finden sich auch Steinkohlenablagerungen und Eisenerze, als Rotheisenoolith oder Sphaerosiderit. Diese Ablagerungen sind meistens im Meere erfolgt und führen dem entsprechend selten Landpflanzen, dagegen einige Fucoiden und eine sehr reiche und mannichfaltige Meeresfauna. Ganz charakteristisch sind hiervon die riesenhaften Meeressaurier, die in weit

verbreiteten und häufigen Resten gefunden werden, nämlich der Ichthyosaurus und Plesiosaurus. Ferner sind die Ammoniten und Belemniten stark entwickelt, dazu gewisse Formen von Muscheln, wie Gryphäa, Lima, Avicula, Trigonia, Pholadomya und Terebratula, Rhynchonella (Brachiopoden). Von den Crinoiden haben einige Medusen, Pentacrinus, eine ziemliche Bedeutung. Zahlreiche Ganoidfische, Tintenfische, einzelne Schneckenformen, Krebse sind ebenfalls zu nennen. Insekten und zwar meist solche, die gern am Wasser leben, finden sich an einigen Stellen ziemlich häufig (südliches England, Aargau, Dobbertin in Mecklenburg). — Nach gewissen Verschiedenartigkeiten der Versteinerungen (Leitfossilien) zerfällt die Schichtenreihe der Liasformation in eine Anzahl von Zonen oder Horizonten; in Schwaben zerlegt man sie gewöhnlich in sieben oder auch funfzehn, im allgemeinen jedoch nur in drei Etagen, den unteren, mittleren und oberen Lias. Die Liasformation findet sich in Würtemberg am Fuße der Schwäbischen Alp, bei Boll und andern Orten, in Baden am südöstlichen Abfall des Schwarzwaldes, in Franken und den bairischen Alpen, in Coburg, bei Hildesheim, Göttingen, am Harzrand und Teutoburger Wald, isolirt bei Dobbertin in Mecklenburg und Grimmen in Pommern; ferner in der Schweiz am Saum des Jura, im französischen Jura, in den Vogesen und der Normandie; endlich im südlichen England (Whitby, Lyme Regis). *(E. Geinitz.)*

LIBANIUS, der bedeutendste griechische Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., ist im J. 314 zu Antiochia am Orontes geboren. Sein Vater hieß nach der Angabe des Suidas Phasganios, doch ist es wahrscheinlich, daß dies der als Rhetor bekannt gewordene Oheim des Libanius war. Die Familie der Libanius war reich begütert, doch war ein Theil der Güter des Großvaters und Großonkels, die beide von Diocletian getödtet wurden, damals confiscirt worden, und Libanius erhielt sie nicht einmal von dem befreundeten Kaiser Julian zurück. Der Vater des Sophisten starb, als dieser 11 Jahre alt war, doch blieb Libanius noch bis zum 15. Lebensjahre auf dem Lande und genoß die sorgfältige Erziehung seiner treuen Mutter. Dann aber ergriff ihn plötzlich die Liebe zu den Wissenschaften, und da damals in Antiochia ein angesehener Rhetor Zenobius lehrte, hörte er ihn, zog es aber doch im allgemeinen vor, einen autodidaktischen Weg einzuschlagen. Er vertiefte sich in die griechischen Classiker, beschäftigte sich mit Homer, Hesiod, Demosthenes, Lysias, Herodot, Thucydides, den Tragikern und den Philosophen. Auch die Rhetoren studirte er, besonders Aristides, daneben aber auch Favorinus, Adrianus, Longinus. Lateinisch dagegen lernte er nicht und hat es niemals gelernt, sodaß er sich stets eines Dolmetschers bedienen mußte, wenn er einen lateinischen Brief erhielt. Im J. 336 ging Libanius nach Athen, wo er ein Schüler des Rhetors Aristodemus werden wollte, aber bei seiner Ankunft von andern Schülern mit Gewalt gepreßt wurde, um sich in die Schule des Arabers Diophantos einzuschreiben, was er später bedauert hat. In Athen erhielt er bald den Ruf eines bedeutenden Gelehrten, doch gefiel es ihm nicht dort wegen der Anfeindungen der feindlichen Rhetoren, und als sein Freund Crispinus aus Heraklea am Pontus im J. 340 in die Heimat berufen wurde, begleitete er ihn über Konstantinopel, in der Absicht, später wieder einmal nach Athen zurückzukehren. Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von Hellas waren seine Güter in Antiochia verkauft worden und er zu Vermögen gekommen, welches er benutzte, um in Griechenland zu reisen: er besuchte Korinth und Sparta, wo er das dorische Geißelfest mitmachte, und ließ sich in Argus in die Mysterien einweihen. Von Heraklea ging er wieder über Konstantinopel nach Athen und abermals nach Konstantinopel, wohin ihn der Rhetor Nicocles berufen hatte und wo er als Rhetor bald 800 Zuhörer zählte. Doch wurde er von seinen Gegnern verfolgt und verleumdet, bis er der Magie angeklagt und vom Statthalter Limenius ausgewiesen wurde. So ging er 346 zunächst nach Nicäa, dann nach Nicomedia in Bithynien, wo er bis 349 blieb und die schönsten Jahre seines Lebens verlebte. Im J. 350 finden wir ihn wieder in Konstantinopel als Rhetor thätig in solchem Ansehen, daß er sogar einen aus Athen an ihn ergangenen Ruf ausschlug. Doch kehrte er schon 354 oder 355 für immer in seine Vaterstadt Antiochia zurück, und blieb dort als angesehener Bürger und Lehrer der Beredsamkeit bis zu seinem in hohem Lebensalter erfolgten Tode, der zwischen 393 und 396 eingetreten sein muß (wahrscheinlich 395). Er war niemals verheirathet, doch lebte er mit einer freigeborenen Frau zusammen, die einen trefflichen Charakter hatte. Von dieser hatte er einen Sohn, Cimon, der Sachwalter in Konstantinopel wurde. Er überlebte beide. Von den römischen Kaisern, unter deren Regierung er lebte, hielt er Lobreden auf Constans und Constantius, hatte aber vorzugsweise an Julianus Apostata (355—363) einen aufrichtigen Gönner, mit dem er schon, bevor jener Kaiser wurde, in Nicomedia zusammengetroffen war und schon damals an dem wissenschaftlich strebsamen Jüngling einen Verehrer gefunden hatte. Julian ernannte ihn auch zum Quästor und schrieb ihm zahlreiche Briefe (Hercher, «Epistolographie», Jul. 2, 13, 20, 43, 72, 74). In Gegenwart dieses Kaisers hielt er zwei Gelegenheitsreden und nach dessen Tode veröffentlichte er drei Leichenreden auf ihn. Mit Jovian, der nur ein halbes Jahr regierte (gest. 364), hatte er keine Beziehungen. Auf den Kaiser Valens (gest. 378) dagegen hielt er eine Lobrede, daß dieser, der 372 nach Antiochia gekommen war, ein Gesetz erließ, wonach natürlichen Kindern auch ein gewisses Erbrecht zugesichert wurde. Endlich hielt er 387 auf Theodosius, der 379 Kaiser geworden war, zwei Reden, um seine Gnade für die Antiochener anzurufen. — Libanius gehört zu jenen Griechenfreunden, welche, wie der Kaiser Julian, noch einmal alles hellenische Wesen feierten und eine ausgesprochene Antipathie gegen alles römische hatten, von dem er sich ebenso abwandte, wie vom Christenthum. Die Römer waren für ihn nur Ableger der Hellenen, und er stellt sie, die er geradezu als Barbaren bezeichnet

und mit schrecklichen Farben schildert, in Gegensatz zu den Griechen. Griechenland ist für ihn die Seele der Welt, Athen das Auge Griechenlands. In jener Zeit, als Libanius lebte, war das Ansehen der Sophisten ein so außerordentliches, daß jede Richtung geduldet und anerkannt wurde. Von den römischen Kaisern war viel für sie geschehen. Athen besaß schon seit Antoninus Pius einen Lehrstuhl für Sophistik. In andern Städten wurden gleichfalls kaiserliche Lehrstühle errichtet, ihre Inhaber erhielten ein kaiserliches Gehalt und waren gesetzlich frei von allen Abgaben und Liturgien. Dem Beispiel der Kaiser folgten die Städte nach und errichteten aus ihren Mitteln städtische Lehrstühle für Sophistik. So zuerst Athen, dann kamen die asiatischen Städte, voran Konstantinopel, Cäsarea und Antiochia, welche zu Tummelplätzen der Rhetoren wurden. Antiochia erhielt allein 4 Lehrstühle für Sophistik. Angesehene Rhetoren erhielten sogar von den Städten Grundbesitz geschenkt, und die Städte überboten sich, einen berühmten Rhetor zu erhalten. Doch war die materielle Lage der Sophisten im allgemeinen keine glänzende, da namentlich die Honorare der Zuhörer zu unregelmäßig eingingen. Auch war die Concurrenz und der Neid der einzelnen Rhetoren oft so groß, daß sich jeder vor einem Versehen in Acht nehmen mußte, weil alles erbarmungslos an die Oeffentlichkeit gezerrt und zum Schaden ausgelegt wurde. Libanius gehörte zu den wenigen, die in recht guten Verhältnissen lebten (vgl. Rohde, «Griechischer Roman», S. 298 fg., 326 fg.). Er beherrschte durch seine umfassenden Kenntnisse, seine überlegene Bildung und durch seinen Geist fast ein halbes Jahrhundert alle Zeitgenossen, die ihn mit Demosthenes und Plato zu vergleichen pflegten und ihn neben Philostratus und Lucian als Stilmeister für kanonisch erklärten. Er war stets ein treuer und unermüdlicher Lehrer und Erzieher, ein sorgfältiger, nach den besten Vorbildern geschulter Stilist, ein eleganter Briefschreiber und ein wirkungsvoller Redner. Die Vielseitigkeit seines Wissens zeigen die uns erhaltenen Reden am deutlichsten. Er spricht über alle Verhältnisse der damaligen Zeit und zieht alle Schäden und Unsitten in den Bereich seiner Kritik, wie ungerechte Jurisdiction, Habsucht und Bestechlichkeit der Beamten, Charakterlosigkeit der Richter, spricht über Schule und Unterrichtswesen, über Zerstörung der classischen Kunstdenkmäler, über allgemeine Verhältnisse der Lernenden und Lehrenden, besonders über die Lebensweise der Studirenden, ihr Verbindungswesen, ihren Hang zur Trägheit und zu Excessen, ihre Nachlässigkeit im Bezahlen der Honorare, da sie es vorziehen, das Geld zu verprassen u. a. Wohl hauptsächlich wegen dieser vielfachen Beziehungen zur Culturgeschichte jener Zeit sind diese Reden im Mittelalter außerordentlich viel gelesen worden. — Aus seiner Schule ist als der Bedeutendste hervorgegangen der heilige Basilius aus Cäsarea in Kappadocien (339—379).

Ueber das Leben des Libanius vgl. J. Ch. Petersen, «Commentatio de Libanio I—IV» (Kopenhagen 1827—28); L. Petit, «Essai sur la vie et la correspondance du sophiste Libanius» (Paris 1866); G. R. Sievers, «Das Leben des Libanius» (Hamburg 1863), aus dem Nachlaß des Vaters vollständig herausgegeben von Gottfried Sievers (Berlin 1868; mit zahlreichen Beilagen). Im allgemeinen, doch nicht zuverlässig Nicolai, «Griechische Literatur» (III, 204 fg.). Was nun die schriftstellerische Thätigkeit des Libanius anbetrifft, so stehen im Vordergrund 1) 65 *λόγοι* (bei Reiske), vermehrt um eine aus cod. Barberinus durch Siebenkees in «Anecd. Graec.» (Nürnberg 1798), um eine zweite durch A. Mai in seinem «Fronto» (Rom 1823); 2) «*μελέται*» oder Declamationen über fingirte Gegenstände, 48 (bei Reiske), dazu zwei edirt von Morelli (Venedig 1785), eine von Boissonade, «Anecd. graeca» (I, 665), zwei aus Paris. 2998 und Madrit. XLIX von Richard Förster im «Hermes» IX (1875), S. 29 fg. 373 fg.; 3) «Leben des Demosthenes», gewöhnlich dessen Ausgaben vorgedruckt, und Inhaltsverzeichnisse (*ὑποθέσεις*) der demosthenischen Reden; 4) «*προγυμνασμάτων παραδείγματα*», Musterstücke zu rhetorischen Uebungen; 5) «*ἐκφράσεις*», Beschreibungen, im ganzen 33, von Kunstwerken, besonders Gemälden, welche Götter, Menschen, Gegenden darstellen und für die Kunstgeschichte Bedeutung haben; 6) «*διηγήματα*», Erzählungen, 32 an der Zahl; 7) «*ἠθοποιΐαι*», 27 gewählte Beispiele zur Charakteristik von Personen, die größtentheils der Sagengeschichte angehören; 8) «*ἐπιστολικοὶ χαρακτῆρες*», Briefformulare, zuerst herausgeg. von Morelli (Paris 1551). Zu diesen kommt noch ein Epigramm auf den todten Kaiser Julian, «Anthol. Pal.», VI, 747 (pseudepigraph nach Förster «Phil. Jahrb.», 1876, S. 213) und die näher zu besprechenden Briefe. Die Ausgabe der Schriften von 1—7 ist nur vollständig bei J. Reiske, «Libanii orationes et declamationes», nach seinem Tode fortgesetzt von seiner Gemahlin Christine Reiske (4 Bde., Altenburg 1791—97). Die «Progymnasmata» sind mit Theo zuerst edirt von F. Morellus, Paris 1606—27, 2 Bde.) Die Orationes und Declamationes zuerst von Soterianus Capsalis (Ferrara 1517), dann von Mosellus a. a. O. und Gothofredus; «Libanii opuscula», Genf 1641, dann in Leiden 1733, und von G. Reiske, Altenburg 1784. Außerdem sind uns in ungefähr 200 Handschriften 1605 Briefe des Libanius erhalten, die derselbe an die bekanntesten Persönlichkeiten, wie Julian, Ammianus Marcellinus, Akakios, Joannes Chrysostomos, Aphthonios und Priscian gerichtet hat. Nun veranstaltete der Bologneser Francesco Zambeccari um 1475 im ganzen drei Sammlungen von 531 ins Lateinische übersetzten Briefen des Libanius, die er theils dem Fürsten Giovanni Bentivoglio von Bologna, theils Federigo von Urbino widmete. Von diesen 531 waren die Originale von 109 bekannt, während die andern Originale als verloren betrachtet wurden. Neuerdings ist durch Richard Förster mit Evidenz gezeigt worden, daß die 419 Briefe, deren Original nicht erhalten ist, ein Machwerk des Zambeccari selbst sind, wie namentlich die erdichteten Namen der Persönlichkeiten und die Verstöße gegen Libanius' Lebensgeschichte beweisen, daß alle Briefe den Geist der italienischen Frührenaissance

verrathen und nur die Arbeit eines italienischen Humanisten sein können. Zambeccari wollte mit der Fälschung die Stellung eines Professors oder Secretärs erwerben. Vgl. Richard Förster, «Zambeccari und die Briefe des Libanius» (Stuttgart 1878, bes. S. 157 fg.). Die griechischen Briefe sind vollständig bei J. Chr. Wolf, «Libanii epistolae» (Amsterdam 1878); die lateinischen Uebersetzungen und Fälschungen des Zambeccari zuerst von Johann Sommerfeldt, (Krakau 1504), dann von Wolf a. a. O. Eine Gesammtausgabe der Schriften des Libanius fehlt noch immer. Im allgemeinen noch vgl. Fabricius, «Bibl. Graec.», VI, S. 750 fg.; Monnier, «Histoire critique de Libanius» (Paris 1866); Förster, «Zur Schriftstellerei des Libanius» in «Jahrbücher für Philol.» (1877, S. 224 fg., 633 fg.); derselbe, «De Libanii libris manuscriptis Upsalensibus et Lincopiensibus» (Rostock 1877); Westermann, «Geschichte der Beredsamkeit», I, 341 fg. Zur Zeitgeschichte vgl. Mücke, «Flavius Claudius Julianus» nach den Quellen (Gotha 1869). *(H. Flach.)*

LIBANON ist der auf alteinheimischer Wortform beruhende, durch die Bibel zu allgemeiner Geltung gelangte Name des mittleren syrischen Küstengebirges, welches von dem classischen Alterthum Libanus (os) genannt wurde und mit dem östlich und südlich ihm gegenüberliegenden Gebirge, dem Antilibanus*), zusammen als Fortsetzung des syrischen Hochlandes mit seinem Abfall gegen das Mittelmeer zu betrachten ist. Was die Bedeutung anbetrifft, so ist Libanon, als mit dem altsemitischen Wurzelwort laban, Milch, zusammenhängend, schon längst auf die weiße Farbe des Gebirges bezogen worden, und zwar hat man, da der während der Wintermonate über den höheren Regionen sich ablagernde Schnee schon in der ersten Sommerhälfte zu aus der Ferne kaum erkennbaren Streifen an den höchsten Spitzen zusammenzuschrumpfen pflegt und demnach für die Benennung keine geeignete Grundlage bietet, auf den in der Gebirgsformation vorherrschenden Kalkstein aufmerksam gemacht, welcher vielfach als grauweißliche Felsmasse zu Tage tritt. Doch ist zu bemerken, daß derselbe Kalk sich in sonstigen Gebirgen Syriens und Südkleinasiens vielfach wiederfindet und denselben ein ähnliches Ansehen verleiht, sodaß man die weiße Farbe als unterscheidendes Merkmal des Libanon nicht anzuerkennen vermag. Ursprung und Bedeutung des Namens muß deshalb als unsicher bezeichnet werden.

Die Grenze des Libanon ist mit Ausnahme der Nordseite durch die geographische Bodenbildung deutlich gezeichnet. Im Westen taucht sein Fuß entweder unmittelbar oder durch mehr und weniger breite Küstenebenen vermittelt in das Mittelmeer; im Osten überragt das Gebirge die Bekaa, eine zwischen ihm und dem Antilibanus scharf eingeschnittene Thalebene, welcher bei kaum bemerkbarer Wasserscheide in entgegengesetzter Richtung zwei Flüsse, und zwar der Orontes nordwärts, der Leontes aber südwärts, entströmen, ersterer um das ganze nordsyrische Küstengebirge schweifend und sich erst jenseit des Kasius in das Mittelmeer ergießend, letzterer sich im Nordosten des alten Tyrus durch rauhe Gebirgslandschaften westwärts ein felsiges Bette zur Küste suchend. Der Leontes, welcher, soweit er die Bekaa-Ebene durchfließt, seinen alten Namen in der Form Letani bewahrt, während er in seinem untern Laufe durch die Gebirgsklüfte bis zur Mündung Nahr Kasmijeh genannt wird, bildet die Südgrenze des sich von da in einer Länge von 150 Kilom. bis zum Dschebel Akraa, dem Kasius der Alten, erstreckenden, durch die angegebene Bodengestaltung isolirten Gebirgslandes; von diesem aber gebührt der Name Libanon nur der südlichen, von der Kasmijehmündung sich nordwärts 66 Kilom. weit erstreckenden Hälfte, woselbst der lediglich dem Westabhange des Gebirges angehörige Fluß Eleutherus die nur theilweise natürliche Nordgrenze bildet. An dieser Stelle gehen die Ausläufer des Libanon unmittelbar in den Höhenzug über, welcher weiterhin das Nossairiergebirge genannt wird. Während also die südliche Grenze sich in einer Hauptwasserscheide darstellt, ist die nördliche nur willkürlich gezogen; nichtsdestoweniger verschwindet für den Seefahrer auch die südliche den Blicken, da der jenseit des Kasmijeh sich gegen die Küste vordrängende Antilibanus den Höhenzug fortsetzt und keine wesentliche Unterbrechung der Horizontlinie bemerkbar werden läßt. Was aber dem Libanon seinen besondern Charakter verleiht, ist die Bekaa, die in einer mittleren Entfernung von nur 30 Kilom. der Seeküste fast parallel laufende, d. h. wie letztere von Südwest nach Nordost streichende Thalebene, den Südtheil der merkwürdigen Binnenniederung Syriens bildend, welche durch Klima, Bodenbeschaffenheit und — stellenweise — Wasserreichthum, höchster Cultur fähig, im Alterthum unter dem Namen Cölesyria, das hohle Syrien, für ein Land von unerschöpflichem Reichthum galt. Auf den engen Raum zwischen der Bekaa und der phönizischen Küste beschränkt, sich aber dennoch zu einer mittleren Höhe von 2300 Met. erhebend, ja mit einigen Spitzen die Höhe von 3000 Met. erreichend, trägt der Libanon, sowol vom Meere aus, wie auch vom Binnenlande aus gesehen, den Charakter eines mit reichlicher Zerklüftung hoch aufsteigenden und imponirenden Gebirgszugs, während er, von der Makmelspitze, gleichsam aus der Vogelperspective überblickt, in seiner Nordseite sich mit dem von derselben Stelle aus weithin sichtbaren Antilibanus nur als ein durch die Bekaa auseinandergerissenes, welliges Plateauland darstellt, welches mit sanfter südlicher Senkung westwärts gegen das Meer abfällt. Die höchsten Terrainwellen dieses von vielen Thälern durchfurchten Plateaus sind:

*) Gewöhnlich Antilibanon. Diese Form ist als griechisch-hebräische Zusammensetzung durchaus zu verwerfen. Die griechische Geographie liebt es, von zwei übereinstimmenden Localitäten die entferntere, unwichtigere, der näheren und bekannteren unter den Namen dieser mit dem Vorsatz «Anti» gegenüberzustellen, und so ist auch Antilibanos eine griechische Erfindung. Der Orient hat im Alterthum keine allgemeine Benennung für das Gebirge besessen. Auch der heutige arabische Name el Dschebel es-Scharki, d. i. das Ostgebirge, bezieht sich nur auf den östlich von der Bekaa gelegenen Theil.

1) der für Beirut, den bekanntesten Punkt der Küste, die Gebirgsansicht charakterisirende, wegen seiner fein geschwungenen Umrisse viel bewunderte Dschebel Sanin, 2697 Met. hoch, und weiter nördlich nahe der alten Straße von Tripolis nach Damascus der Dschebel Makmel 3057 Met., sowie der Chôtib 3067 Met. hoch. Die erwähnte Heerstraße selber erhebt sich zu einer Höhe von 2324 Met.

Die Hauptsteinart des Libanon ist Bergkalk mit stockartig eingenistetem Eisenstein und hie und da aufgelagertem Kohlensandstein, beide Felsarten von Dioritgängen durchsetzt, welche interessante Veränderungen des Schichtensystems bedingen. Petrefacten, namentlich Fischabdrücke, sind in dem nördlichen Theil des Gebirges häufig. Auf Kohlen wurde in der Zeit der ägyptischen Herrschaft unter Mehemed Ali (1832—40) an verschiedenen Stellen gebaut, aber ohne großen Erfolg, da die Lager sich nicht mächtig genug erwiesen. Kreide, respective Kreidemergel, Braunkohlensandstein und Molasse bilden die Gehänge.

Entsprechend seinem doppelten tiefen Abfall westlich gegen das Mittelmeer und östlich gegen die Bekaa zeichnet sich der Libanon im Vergleich zu dem Antilibanus durch viel stärkere Gliederung aus. Für seine Gebirgsindividualität kommen daneben auch die von der Nähe des Meeres bedingten feuchten Niederschläge in Betracht, denen zahlreiche, bald schwächere, bald stärkere Quellen ihren Ursprung verdanken, die Bäche und Flüßchen nährend, welche die Wasser der Hochflächen den schluchtenreichen tiefen Thälern zuführen und durch dieselben als brausende Bergströme dem Meere zueilen. Die wichtigsten derselben sind, vom Norden anfangend, der Akkar, der Arka, der Barid, der Nahr Kadischa, aus einer reichen Quelle unfern Bscherreh an der Westseite des Makmel hervorkommend und sich in eine tiefe Schlucht stürzend, in deren lothrechte Felswände vordem Anachoreten ihre kaum zugänglichen Wohnungen ausgehauen haben, woraus sich der Name Kadischa, heiliger Fluß, erklären mag. Er mündet in das Meer bei der Stadt Tripolis, deren reiche Gartenlandschaft er bewässert. Es folgt der Nahr el Dschos, Walnußbach, dann der Nahr Ibrahim, der Adonis der Alten, dann der Nahr ul Kelb, der Hundsfluß, die Wasser des Sanîn durch ein bis in das Meer hineinragendes Felsenbett abführend und, wie es scheint, seinen Namen von dem bellenden Laute der an die Felshöhlungen seiner Mündung anschlagenden Wellen tragend. Das äußerste Vorgebirge der Südseite war im Alterthum mit der kolossalen Statue eines Hundes geschmückt, deren Postament noch vorhanden, welche aber von den Griechen als Wolf gedeutet wurde, sodaß sie den Namen des Flusses danach irrthümlich mit Lycus, Wolfsfluß, wiedergaben. In dem Felsen des Vorgebirges zur Seite der mühselig ausgemeißelten Straße haben assyrische, ägyptische, römische und arabische Eroberer, welche des Weges zogen, sich mit Inschriften verewigt. Es folgt weiter der Nahr Beirut, der Magoras des Alterthums, von dem Dschebel Kenîseh herabkommend und die ausgedehnte Gartenlandschaft der Ebene von Beirut speisend, ferner der Nahr ed Damur, der Tamyras der Alten, und der Nahr Saida, welcher die Gärten des alten Sidon bewässert. Auch der Ostseite schickt der Libanon Bäche zu, aber nur in geringer Zahl und, da der Gebirgskamm sich dicht über der Bekaa erhebt, meistens von kurzem Laufe. Der bekannteste ist der Nahr Sahleh, nach der bekannten industriereichen Ortschaft dieses Namens benannt.

Von diesen Flußbetten durchzogen, bietet das Gebirge hier wilde Zerklüftungen, tiefe Felsenspalten und Schluchten mit mehr oder weniger schroffen Gehängen und dort weite Plateauflächen dar, welche zum Theil sogar zum Anbau unserer Feldfrüchte mit Nutzen verwandt werden, zum Theil aber auch wegen massenhaft aufgelagerten Gerölls und zu Tage tretender Felsmassen nicht einmal eine Heide- und Buschwaldvegetation gestatten. Im übrigen ist an den dem Meere zugewandten Halden ein derartiger Wald nicht selten. Man findet da, in Art unserer Heidelbeeren Rasenflächen bildend, die Myrte, dann die immergrüne Eiche, die Terebinthe, den Sumach, Erdbeerbaum, die Zirbelkiefer, die Cistrose u. a. m. Da diese Stellen fast ausnahmslos als Ziegenweiden benutzt werden, so pflegen die Pflanzen ein verkrüppeltes Ansehen zu bekommen und selten erhebt sich eine Eiche oder Terebinthe zu Baumhöhe. Die Cedern gehören einer höheren Region des Gebirges an, sowie auch die Cypressen, denen man noch am Fuß der Makmelspitze hie und da begegnet. Der Cedernwald von Ehdéin, 400 Fuß unterhalb jener Spitze aus einer kraut- und selbst mooslosen Geröllwüste sich erhebend, ist oft beschrieben worden. Der allgemeinen Zerstörung sind diese Bäume durch den Umstand entgangen, daß sie als Eigenthum des von Maroniten, Drusen und Mohammedanern gleichmäßig als Heiliger betrachteten und als Zauberer gefürchteten Königs Salomo gelten, welchem eine in ihrer Mitte errichtete, von maronitischen Priestern bediente Kapelle gewidmet ist.

Wo immer ein Abhang den Anbau gestattet, da hat die Bevölkerung keine Arbeit gescheut, denselben nutzbar zu machen. Die Thäler sind mit Culturterrassen umzogen, in denen durch mühsam aufgeführte Stützmauern mittels weit hergeschleppter Fruchterde oft nur ein schmaler Streifen Nutzlandes gewonnen wird. Zur Bewässerung dienen künstliche Wasserrinnen, welche hie und da meilenweit hergezogen werden, um die Ertragsfähigkeit zu steigern. Gebaut wird Wein, Feigen, Taback, Olive, Walnuß, Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen, und vor allem die Maulbeere für die als Haupterwerbszweig des gesammten Gebirges zu betrachtende Seidenzucht, wozu noch etwas Mandeln, viel Zirbelnußsamen, viel Steinobst und wenig Kernobst, als Quitten, kommen. Am Fuße des Gebirges werden auch die edlen Südfrüchte, Apfelsinen, Citronen, Granatäpfel, Bananen in Menge gezogen. Die als Zierbäume beliebten Dattelpalmen bringen keine reifen Früchte. Mit der Fülle seiner Anbaustellen, seiner Maulbeer- und Olivengärten, seiner Dörfer, Weiler, Schlösser und Klöster gewährt der Westabhang des Libanon, schon vom Meere aus betrachtet, ein überraschend mannichfaltiges Bild.

Wie auch sonst Gebirgsländer numerisch schwachen Nationen, welche in der Ebene der assimilirenden Gewalt stärkerer Nachbarn hätten erliegen müssen, Schutz und Fortbestand gewähren, so der Libanon, in dessen Bewohnern man die unverfälschten Nachkommen alter syrischer Stämme zu erkennen hat. Nur daß auch hier die syrische Sprache, schon im Alterthum durch die Jahrhunderte der Herrschaft einer fremden, d. i. der griechischen Civilisation, erst von den Diadochen und dann von den Römern, untergraben, nach der Eroberung Syriens durch die Khalifen der verwandten reichern und wohlklingendern arabischen hat weichen müssen. Allerdings hat, dem allgemeinen Brauche des neuern Orients folgend, der Stammesunterschied sich auch hier in das Gewand religiöser Besonderheit geflüchtet; jedoch scheint in dem Volksnamen einer der wichtigsten Glaubensgenossenschaften des Libanon, nämlich der Drusen oder Dursen (die Einheit Dursi bildet im Arabischen die Mehrzahl Durûs, woraus man Drusen, Druses, gebildet), derjenige einer wichtigen altsyrischen Völkerschaft, der Ituräer, erhalten zu sein. Außer diesen, welche im Libanon die Zahl 60,000 kaum erreichen mögen, finden sich daselbst arabische Mohammedaner in sehr geringer Anzahl, gegen 10,000 orthodoxe und 12,000 melchitische, d. h. der römischen Kirche unirte, griechisch-katholische Christen, und endlich gegen 150,000 Maroniten, die zahlreichste aller Religionsgenossenschaften des Gebirges. Die in ihren religiösen Ansichten eine gewisse Verwandtschaft mit den Drusen verrathenden Nossairier und Metawileh, jene in dem Gebirge oberhalb Ladikijeh, diese im Antilibanus und Hochgaliläa hausend, gehören, als außerhalb der Grenzen des Libanon lebend, nicht hierher. Da die Orthodoxen und Melchiten, wenn auch von unzweifelhaft syrischer Abstammung, doch nur als Bruchtheile von anderwärts ihren religiösen Mittelpunkt besitzenden Sekten zu betrachten und außerdem an Zahl und Einfluß wenig bedeutend sind, so ziehen von den Bewohnern des Libanon vor allem die Drusen und Maroniten das Interesse an sich. Allerdings ist die Nation der Drusen auch im Antilibanus, am Hermon und im Hauran verbreitet, wohin im 18. Jahrhundert 600 Familien auswanderten; jedoch betrachtet das Volk den Libanon als sein vornehmlichstes Erbgut, wie denn auch von seiner Gesammtseelenzahl nur ein Viertel, d. h. 20,000, auf die außerhalb des Libanon bewohnten Gebiete kommen. Es ist hier nicht die Stelle, auf die Religion der Drusen näher einzugehen; genüge es, daran zu erinnern, daß das Volk einem Gnosticismus huldigt, in welchem durch die Missionarien des fatimidischen Khalifen Hakim-bi-Emr-Illah verbreitete Lehren mit Resten alten syrischen Naturdienstes verarbeitet zu sein scheinen. Die Eingeweihten, Akkâl geheißen, stehen ohne Rücksicht auf ihre Herkunft in hohem Ansehen, während im übrigen das Volk eine festgegliederte Adelsrepublik unter einer Anzahl alter Geschlechter bildet. Der unwissende gemeine Mann, Dschâhil genannt, ist der Hierarchie und Aristokratie gegenüber rechtlos. In Beziehung auf ihre Religion den Tewhîd, d. i. die Einheitslehre, nennen sich die Drusen Muahhidin, Bekenner der göttlichen Einheit. Der eine Gott offenbart sich von Zeit zu Zeit der Welt durch Imame, Vorbeter, deren letzter der vorgenannte Khalif gewesen. Zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen dienen schmucklose Häuschen, die sogenannten Khalweh, Klausen, wie deren sich im Libanon zu Ain Mâtûr und Baklin finden. Die Adelsfamilien führen die Titel Emir, Scheikh und Beg; einen Rangunterschied begründen diese Bezeichnungen nicht. Im Kriegsfalle tritt vorübergehend ein angesehener Mann, Sproß eines alten Hauses, als primus inter pares, an die Spitze, und es wird dann seinen Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet. Religiöse Ueberzeugung und alte Sitte gestalten dann das Volk unter Führung des Adels zu einer achtunggebietenden Kriegsmacht, welche von gewissenlosen Pfortenbeamten wiederholt zu blutiger Zurückdrängung des mächtig aufstrebenden Christenthums im Gebirge benutzt worden ist.

Die Maroniten verdanken als gesonderte christliche Sekte ihren Ursprung der monotheletischen Bewegung. Diese Häresie, welche in Syrien weit verbreitet war, vermochte sich, während Kaiser Anastasius II. sie in den zugänglichern Gegenden mit Feuer und Schwert vernichtete, im Libanon zu behaupten, woselbst ein ihr huldigender Mönch, Johannes Maro, mit seinen Anhängern Zuflucht suchte und fand. Als Abt des Klosters des heiligen Maro nahm derselbe den Titel Patriarch von Antiochien an, welchen seine Nachfolger, die Erzbischöfe, noch jetzt führen. Die für seine Lehre gewonnene christliche Bevölkerung der Nordhälfte des Gebirges wußte sich sowol unter der byzantinisch-griechischen Herrschaft, wie unter den Arabern eine gewisse Unabhängigkeit zu erhalten. Außer den von ihr ausschließlich besessenen Norddistricten, namentlich Bscherreh und Kesrowan, hat sie auch zu großem Theil die Seestädte am Fuße des Gebirges, sowie die ursprünglich drusischen Gebiete des mittlern Libanon im Süden der Straße von Beirut nach Damascus inne, welche Gegenden, weil beide Religionsgesellschaften daselbst zusammen wohnen, den Namen gemischte Districte führen. Auch die Maroniten haben ihre alten Adelsgeschlechter, welche aber nie in so hohem Ansehen standen, wie die drusischen, weil die christliche Geistlichkeit, abweichend von den Akkâls, die Macht im Volke an sich selber zu bringen bemüht gewesen ist. Schon während der Kreuzzüge im J. 1182 hatte der maronitische Klerus die Suprematie des römischen Papstes anerkannt; im J. 1445 wurden dann die Beziehungen zur Curie näher bestimmt, und im J. 1736 nahmen infolge dessen die Maroniten die wesentlichsten Beschlüsse des Tridentinischen Concils an, wogegen ihnen Rom gewisse Besonderheiten, wie die Priesterehe für Weltgeistliche und die Anrufung des heiligen Maro, gestattete. Zahlreiche Jesuiten und Lazaristen, welche sich auf Grund der Verbindung mit Rom im Libanon niedergelassen, scheinen sich die allmähliche Ausrottung dieser religiös-nationalen Eigenthümlichkeiten im Interesse der katholischen Einheit zur Aufgabe gemacht zu haben; von ihnen sind im Gebirge nach europäischem

Muster Lehranstalten gegründet worden, welche gegen die alten socialen Verhältnisse ankämpfen, und bewirken, daß der Adel von Jahr zu Jahr von seiner Bedeutung mehr einbüßt. Die Residenz des Patriarchen ist Kanobin (Coenobium), ein im obern Kadischathale gelegenes Kloster.

Was die Geschichte des Libanon anbetrifft, so ist zunächst im allgemeinen zu bemerken, daß, wenn auch das Gebirge seinen Bewohnern eine gewisse Sicherheit gewährte, es sie doch nicht in den Stand setzte, sich von den allgemeinen Geschicken Syriens zu trennen. Wie aber nicht einmal der Tempelbau von Baalbek in der Bekaa, eine der wunderbarsten Schöpfungen des Alterthums, in der auf uns gekommenen zeitgenössischen Literatur eine Erwähnung gefunden, so sind die Notizen über Zustände und Begebenheiten im Libanon überhaupt als kaum vorhanden zu bezeichnen. Die Bibel nennt als Bewohner des Gebirges Heviter (Richter 3, 3) und Gibliter d. i. Bergbewohner (Josua 13, 5), welche Namen in ihrer Allgemeinheit auf nähere Bekanntschaft nicht schließen lassen, so wenig wie die häufige Erwähnung des Gebirges in der poetischen Sprache der Psalmisten, des Hohen Liedes u. s. w. Aus dem Umstande, daß König Salomo einer Ermächtigung des Königs Hiram von Tyrus bedurfte, um Bauholz vom Libanon zu holen, darf man vielleicht schließen, daß derselbe damals unter phönizischer Hoheit gestanden; anderweitige bestätigende Nachrichten fehlen. Immerhin ist die Erwähnung des Libanon in der Literatur des benachbarten Hebräervolkes bei dem völligen Fehlen einheimischer Kunde aus jener frühen Zeit werthvoll. Auch das Mittelalter läßt uns über die Zustände im Gebirge ohne Nachricht, sowie wir denn betreffs des Uebergangs der Volkssprache vom Syrischen zum Arabischen lediglich auf Conjectur hingewiesen sind. Von Beziehungen der Maroniten zu den Vorfahren der Drusen oder von beiden zu den byzantinischen und arabischen Landesbehörden geben uns weder die griechischen, noch die arabischen, noch die fränkischen Schriftsteller der Kreuzfahrerperiode eine Ahnung. Erst in neuerer Zeit ist durch Bekanntwerden einer ziemlich reichhaltigen arabisch-drusischen Literatur, in welcher auch die Stammesgeschichte eine Rolle spielt, einiges Licht verbreitet worden, wobei nur zu beklagen, daß zur Kritik der daselbst über mittelalterliche Zustände gegebenen Nachrichten anderweite Berichte mangeln. Nach den besagten Schriften soll das Gebirge seit unvordenklicher Zeit in dem edeln Hause Tenûh eine bestimmte Dynastie besessen haben, welcher alle Stämme des Gebirges unabhängig von den Bekenntnissen Gehorsam geleistet. Ueber das Verhältniß der Tenûh zur syrischen Provinzialregierung erfährt man nichts, sowie man auch nicht darüber aufgeklärt wird, wie es ihrer Herrschaft gelingen konnte, sich der Wahrnehmung der arabischen und fränkischen Historiker während des Königreichs Jerusalem so völlig zu entziehen. Zur Zeit des Bahriten-Sultans Kalaun von Aegypten, welcher die letzten Reste der fränkischen Herrschaft in den syrischen Seestädten beseitigte, sollen die Tenûh ausgestorben sein; es folgte ihnen das bekanntere Geschlecht der Maan, welches sich fünf Jahrhunderte lang behauptete. Unter den Maan ging durch die Siege Sultan Selim's II. im Anfange des 16. Jahrh. die Herrschaft Syriens von den Aegyptern auf die Osmanen über, und wir können nicht bezweifeln, daß seitdem das besagte Haus die Stellung autonomer tributärer Fürsten inne gehabt habe, wie die Pforte deren auch sonst in zu vollkommener Unterwerfung nur mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande an Gut und Blut zu bringenden Gebirgsgegenden willig belieẞ. Den Maan gehörte, als berühmtester Sprößling des Geschlechts, der mit dem Titel Prince de la Montagne im Anfange des 17. Jahrh. so vielgenannte Fakhr-ed-Din an, welcher, den damaligen Schwächezustand der osmanischen Monarchie benutzend, das verhaßte Joch der Türken abzuschütteln unternahm, zu diesem Ende persönlich Verbindungen in Europa anknüpfte und geraume Zeit die Angriffe der Pforte abwehrte, bis er endlich der Uebermacht erlag. Ihren Sieg nutzte die Pforte nicht zur Einfügung des Libanon in das System ihrer Immediatprovinzen aus, vielmehr begnügte sie sich, das alte Abhängigkeitsverhältniß der Maan wieder herzustellen, welche demnach ihre dynastische Geltung bewahrten, bis das Haus im Laufe des vorigen Jahrhunderts erlosch. An seine Stelle trat das verwandte Geschlecht Schehâb und wurde von der Pforte anerkannt, welche durch dasselbe, wie früher durch die Maan, das Gebirge verwalten ließ, zugleich durch häufig angestifteten Familienzwist einer zu großen Machtentfaltung der Fürsten entgegenarbeitend. Der bemerkenswertheste Herrscher aus diesem Hause war der Emir Beschir Schehab, ein Anhänger Mehemed Ali's von Aegypten, dessen Eroberungen in Syrien wesentlich durch ihn ermöglicht wurden. Der Emir Beschir wußte sich der Feindseligkeiten der benachbarten Paschas, sowie der Intriguen ehrgeiziger Verwandten mit ebenso viel List wie rücksichtsloser Grausamkeit zu erwehren, sodaß er zeitweilig zu unbedingter Einheit der Gewalt gelangte, welche er dadurch zu befestigen suchte, daß er vom Drusenthum zu der im Gebirge numerisch vorwiegenden Religion, dem maronitischen Christenthum, übertrat. Durch diesen Schritt erwarb er sich ein Anrecht auf die besondere Fürsorge der unter dem König Louis Philipp sehr anspruchsvoll in die orientalische Politik eingreifenden französischen Regierung, welche als diplomatische Beschützerin des Katholicismus in der Türkei die mit Rom unirte christliche Nation im Libanon zu einem Hebel französischen Einflusses in der Levante machen wollte. Um so feindseliger aber stellte sich dem Emir die durch ihn in ihrer Integrität bedrohte Pforte und das von Frankreichs Erfolgen im östlichen Mittelmeer beunruhigte Cabinet von St.-James entgegen. Die Quadrupelallianz des Jahres 1840 machte demnach, wie der Herrschaft Mehemed Ali's in Syrien, so derjenigen der Schehab im Libanon ein Ende. Emir Beschir wurde als Gefangener nach Malta abgeführt und starb 12 Jahre später mehr als 90jährig als Verbannter in Kadhikjöi bei Konstantinopel, wohin er internirt worden war.

Die politische Reorganisation des der Pforte wieder-

gewonnenen Libanon machte der europäischen Politik große Schwierigkeit, da durch die Erinnerung an Beschir als maronitischen Fürsten es unmöglich geworden war, das historische Vorrecht der Drusen wiederherzustellen, und man ebenso wenig die letzteren unter maronitische Herrschaft stellen konnte, andererseits aber die Mächte das vorwiegend christliche Gebirge der Pfortenadministration zu überliefern sich scheuten. Die Unsicherheit der Zustände, welcher sich französische Hetzereien unter den Maroniten und anglo-türkische unter den Drusen beigesellten, brachten in den Jahren 1842 und 1845 blutige Bürgerkriege zu Wege, infolge deren die Mächte sich mit der Pforte über Einführung einer doppelten Regierung mit einem drusischen Kaimakam für den Süden und einem maronitischen für den Norden, beide den alten Adelsgeschlechtern des Gebirges entnommen, einigte. Diese Einrichtung, auf maronitischer Seite von demokratischer Wühlerei untergraben, bestand gleichwol bis 1860, wo die fanatische Reaction des Islam wider die den Christen durch den Hatti-Humajun gewährten Rechte auch die Drusen zu einer furchtbaren Metzelei unter ihren christlichen Mitbürgern veranlaßte und die Ohnmacht der Kaimakame gegenüber den nationalen Leidenschaften ihrer Untergebenen klar legte. Diese Beamten wurden demnach abgesetzt und mit ihnen der letzte Rest einheimischer Herrschaft beseitigt, der Libanon aber in ein der Generalstatthalterschaft (Vilajet) von Syrien eingereihtes Mutessarriflik verwandelt, mit dessen Verwaltung ausschließlich christliche Paschas betraut werden.

Nach dem Sâlnâmeh des Jahres 1297 zerfällt der Sandschak Dschebeli-Libnan (Berg Libanon) in folgende 32 Kasas und Nahien: 1) Deir el Kamar; 2) Schûf; 3) Arkûb; 4) Dscheru; 5) Schimâr; 6) Munasif; 7) Gharbi-Iklîm; 8) Kharûbi Iklim; 9) Tuffâh; 10) Dschesîn; 11) Dschebel Rimân; 12) Gharbel Bekaa; 13) Sâhil Beirût; 14) Menî Khâsseh mit Abein; 15) Terâsu und Meschim; 16) Beit Abu Olwaneh; 17) Batrûn; 18) Sâwijeh; 19) Dschubbet el Bscherreh; 20) Kûreh; 21) Foka; 22) Futûh; 23) Dschebeil; 24) Dschubbet el Basra; 25) Hurmul; 26) Brumana; 27) Senânijeh; 28) Beit es Schiâb mit Bekfijeh; 29) Nâhleh; 30) Kesrowan; 31) Sahil Oseir; 32) Beskonta.

(G. Rosen.)

LIBANOTIS, eine von Crantz aufgestellte Gattung der Umbelliferen mit folgenden Merkmalen: Kelchzähne pfriemlich, verlängert, abfällig; Blumenblätter verkehrt-eiförmig, in ein einwärts gebogenes Läppchen verschmälert, ausgerandet; Frucht oval oder länglich, auf dem Querdurchschnitt fast stielrund, mit den rückwärts gebogenen Griffeln gekrönt; Früchtchen (Mericarpien) mit fünf erhabenen Rippen, von denen die seitlichen randbildend sind; in den Thälchen findet sich je eine Oelstrieme; auf der Fugenfläche je zwei; Eiweis fast halbstielrund. Diese Gattung unterscheidet sich von Seseli fast nur durch die langen Kelchzähne, welche bei letzterer kurz und dicklich sind, weshalb sie häufig mit dieser vereinigt wird; die wenigen hierher gehörigen Arten wachsen in Europa und im mittlern Asien. De Candolle brachte die Gattung in zwei Abtheilungen, deren erste, Eriotis, kurz behaarte Blumenblätter besitzt, während dieselben bei der zweiten, Eulibanotis, ganz kahl sind.

(A. Garcke.)

LIBATIO (von libare, λείβειν = σπένδειν), σπονδή, Spende, der Ausguß einer Flüssigkeit den Göttern zu Ehren, Trankopfer, bildete bei Griechen und Römern entweder ein gewöhnlich mit Gebet verbundenes, selbständiges Opfer oder fand in Verbindung mit Brandopfern statt. Beim Weintrinken war es Sitte, am Anfang wie am Schluß den Göttern etwas aus dem Becher auf den Boden zu gießen, wie auch bei jeder Mahlzeit ihnen einige Abschnittlinge von Fleisch auf dem Herde verbrannt wurden; man wollte bei jedem Genuß von Speise und Trank in symbolischer Weise den Göttern einen Theil der Nahrung als schuldigen Tribut zollen, um dankend anzuerkennen, daß von ihnen diese guten Gaben kommen, man machte sie gewissermaßen zu seinen Gästen und gab dadurch dem eigenen Genuß eine Rechtfertigung und Weihe, vgl. *Hom.* Il. 7, 480; *Verg.* Aen. 1, 728 fg.; *Hor.* Od. 4, 5, 31 fg.; *Ov.* fast. 2, 631 fg. Griechischer Brauch war es, zum Schlusse der Mahlzeit (δεῖπνον), beim Uebergang zum Trinkgelage (συμπόσιον) «dem guten Geiste» (ἀγαθὸς δαίμων) eine Spende mit ungemischtem Weine darzubringen; *Xenoph.* Symp. 2, 1; *Plat.* Symp. p. 176; *Diod.* 4, 3. — Spenden für sich, die nicht mit Mahl und Weingenuß verbunden waren, kamen vor bei Gebeten um Gelingen eines Unternehmens (*Hom.* Il. 9, 171 fg., 16, 225 fg., 24, 305), bei feierlichen Verträgen (*Hom.* Il. 3, 295), bei Todtenopfern (*Hom.* Od. 10, 517; 11, 25; *Verg.* Aen. 5, 75; *Apulej.* de mundo p. 367 Oud.). Am Geburtstage brachte der Römer seinem Genius als Opfergabe eine Weinspende und Blumen. Erst auf Anordnung des Augustus geschah es, daß an dem Altar des Tempels, wo die Senatsversammlung stattfand, jeder Senator, bevor er sich niedersetzte, eine Weinspende mit Weihrauch darbrachte, *Suet.* Aug. 35. Bei größern Thieropfern wiederholte sich nach römischem Ritus die Libation mehrmals. Beim Beginn des Opfers wurde das Opferthier geweiht, indem der Priester ihm Quellwasser und Wein, Opferschrot und Weihrauch über den Kopf schüttete und dann den Wein kostete und den Opfernden zu trinken gab; eine zweite Libation folgte nach der Schlachtung des Thiers, bevor man die Opferstücke zum Verbrennen auf den Altar legte; zuletzt schloß eine Libation die Opferhandlung vor der Entlassung des Volkes. — Die Flüssigkeit, welche man libirte, war namentlich Wein, der bei Opferhandlungen, also wenn es sich nicht um eine einfache Libation bei Tische handelte, nicht mit Wasser gemischt sein durfte und immer von beschnittenen Reben stammen mußte (*Plin.* 14, 2; 12, 19; *Serv.* Verg. Ecl. 8, 65); außerdem verwendete man Wasser, Honig, Milch, Oel, Opferblut, theils einfach, theils gemischt. Manche Gottheiten durften blos mit weinlosen Spenden (νηφάλιοι θυσίαι) geehrt werden, wie die Musen und Nymphen, Aphrodite Urania, Helios, die Eumeniden. — Die Römer gebrauchten das Wort libare auch vom

Darbringen trockener Gegenstände, wie libare dapes (*Ov.* fast. 2, 633), fruges (*Cic.* de legg. 2, 8), tura (*Ov.* ex Pont. 4, 8, 39) u. a. *(H. W. Stoll.)*

LIBAU (lettisch Leepaja, d. h. Lindenstadt), ist seit 1881 die wichtigste See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Kurland und liegt auf der schmalen Nehrung zwischen dem Libauschen Haff und der Ostsee. Im Haff oder See wurde noch 1883 reicher Aalfang getrieben und befindet sich daselbst eine Insel, auf der die alten Kuren in heidnischer Zeit eine Menschenopferstätte hatten. Am Ausfluß des Haffs ins Meer befand sich ihre alte Burg Apulia, welche 862 König Olaf von Schweden belagerte und zerstörte (Rimbert um 960 in seiner «Vita Ansgarii», Harderich Hupel's «N. Nord. Miscellaneen», Riga 1792, Thl. 1, S. 31). Dieser Ort wurde 1263 in einer Einigungsacte zwischen dem magister domus Theutonicorum in Livonia, Andreas von Stuckland, und dem päpstlichen Legaten, Wilhelm von Modena, als «Lyva portus» bezeichnet. An diesem Liva- (d. h. Sand-) Hafen entstand zur deutschen Ordenszeit Livlands ein großes Fischerdorf, welche Niederlassung aber 1418 die aus Samogitien (Gouvernement Kowno) kommenden heidnischen Litauer verbrannten. Allmählich von den Deutschen wieder aufgebaut, kam das Fischerdorf Liva, auch Libo genannt, 1560 an Preußen, indem der letzte magister domus Theutonicorum in Livonia, Gotthard Kettler, Libau mit dem ganzen Grobinschen Kreise an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg für 50,000 Gulden verpfändete. Als 1561 Gotthard Kettler erster Herzog von Kurland und Semgallen wurde, wollte er das Grobinsche Gebiet wieder einlösen, doch gelang es erst seinem Sohne Wilhelm, durch seine Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Preußen 1609 besagtes Gebiet seinem Herzogthume einzuverleiben. Darauf ertheilte Herzog Friedrich von Kurland 1625 dem Dorfe Libau Stadtrechte und schenkte der neuen Stadt das Gut Libauhof (eine Quadratmeile Landes) als Patrimonialgebiet. Herzog Jakob ließ den alten Ausfluß des Libauschen Sees oder Haffs verschütten und einen neuen Kanal zum Meere graben, aber erst sein Nachfolger Friedrich Kasimir legte 1697 den neuen Hafen Libaus an, welcher 1860 unter Kaiser Alexander II. vollständig erneuert wurde. Doch erst seit Eröffnung der Kowno-Libauer Bahn 1872 datirt sich der rapide Aufschwung dieser Handelsstadt, welche 1873 nur 10,767, aber 1881 bereits 27,418 und 1883 über 30,000 Einwohner zählte, von denen $^1/_3$ aber Juden sind, welche einen reellen Handel unmöglich machen. Der Haupttheil der Stadt befindet sich auf der linken, südlichen Seite des Haff-Ausflusses und ist durchweg modern gebaut. Von den wenigen alten Gebäuden sind vor allen Dingen die 4 Kirchen (die evangelisch-lutherische deutsche und lettische, die römisch- und griechisch-katholische) und drei Synagogen zu erwähnen, dann das Rathhaus, welches früher ein Palais der Herzoge von Kurland war, das deutsche Theater, das Gymnasium und die höhere Töchterschule. Dagegen ist die Anzahl der neuen Gebäude seit 1873 meist industriellen Charakters und hat Libau das Ansehen einer Fabrikstadt gewonnen. In demselben Maße ist der Handel gestiegen, indem der Export vor Eröffnung der Bahn circa 5 Mill. Rubel betrug, seit 1873 aber so rapid von Jahr zu Jahr stieg, daß er nach 10 Jahren 1883 die Höhe von 47,980,424 Rubel erreichte. *(P. Th. Falck.)*

LIBELLE (libella, lateinische Verkleinerungsform von libra, Wage), auch Wasserwage oder Niveau genannt, ist ein Instrument zur horizontalen Einstellung von Apparaten und allerhand Vorrichtungen wie Wagen, Kathetometern, Passageinstrumenten, Meßtischplatten u. s. w. Man benutzt zu diesem Zwecke die Erscheinung, daß eine Luftblase in einem sonst mit Flüssigkeit gefüllten Gefäße mit schwach gewölbter Glasdecke immer den höchsten Punkt unter dieser Decke aufsucht. Ist das Gefäß im übrigen so gearbeitet, daß der Boden desselben genau horizontal steht, wenn die Luftblase den höchsten, durch eine in den Glasdeckel außen eingeschliffene Marke bezeichneten Stand einnimmt, so kann man natürlich durch Aufsetzen dieses, dann Libelle genannten Instrumentes auf eine gegebene Fläche prüfen, ob dieselbe horizontal ist oder nicht. Man unterscheidet Röhren- und Dosenlibellen. Bei den Röhrenlibellen benutzt man ein cylindrisches, innen sehr schwach tonnenförmig ausgeschliffenes Glasrohr von höchstens Fingersdicke und 5 bis 25 Centimeter Länge, und zum Füllen desselben mit Schwefelsäure gesäuertes Wasser, bei feinern Instrumenten Alkohol oder Aether. Nachdem die bis zur Luftblase gefüllte Röhre zugeschmolzen worden, befestigt man sie auf einer Messingschiene oder auf zwei Metallfüßen so, daß die Blase am höchsten steht, wenn die Auflagerungsfläche horizontal liegt. Als einer dieser Füße kann auch eine Stellschraube dienen, durch welche man dann den Stand des Rohres reguliren kann. Um die Achse eines Passageinstrumentes horizontal zu stellen, benutzt man Libellen, welche statt der Füße zwei Haken zum Aufhängen an der Achse haben. Diese Haken müssen in gleicher Weise wie die Füße justirt sein. Um Fehler in der Justirung der Füße oder Haken auszumärzen, muß man stets die Libelle nacheinander in zwei um 180° verschiedenen Lagen aufsetzen. Um überhaupt eine Röhrenlibelle auf die Richtigkeit ihrer Justirung zu prüfen, befestigt man sie an einem Fernrohre, mit dessen Fadenkreuz man eine entfernte senkrechte Millimeter-Skala abliest. Weist der Faden beim Umkehren der Libelle um 180° auf denselben Skalentheil, so ist die Justirung in Ordnung, d. h. die Tangentialebene zur Krümmung des Libellenrohres am Punkte des höchsten Blasenstandes ist parallel mit der Fußpunktslinie der Libelle. Bei unrichtiger Justirung ist der Neigungsfehler zwischen der Fußpunktslinie und der erwähnten Tangentialebene gleich dem Winkel, dessen Tangente der Quotient aus dem halben Unterschiede der Ablesungen durch die ebenfalls in Millimetern gemessene Entfernung der Skala vom Drehpunkte des Fernrohres ist.

Will man nicht blos eine Richtung, sondern eine Ebene horizontal stellen, so braucht man dazu zwei in derselben senkrecht aufeinander gestellte Libellen, oder

man bringt die Libelle erst in die eine Lage und justirt die Ebene, sodann in darauf senkrechte und justirt nochmals.

Bequemer aber ungenauer arbeiten in diesem Falle die Dosenlibellen, Messingdosen, in der Mitte des Bodens der Füllung wegen durch eine Schraube geschlossen und mit einem schwach convexen Glasdeckel, in dessen Mitte eine den höchsten Stand der Blase bezeichnende ringförmige Marke eingeschliffen ist. Der ringförmig vorstehende Rand des Bodens ist so abgeschliffen, daß er parallel mit der Tangentialebene an dem höchsten Punkte des Glasgewölbes ist. Für die Horizontalstellung von Meßtischplatten genügt die Genauigkeit, welche gute Dosenlibellen gewähren.

Die erste Röhrenlibelle soll Huyghens construirt und zwischen 1666 und 1681 an einem Fernrohre statt des bis dahin üblichen Lothes angebracht haben. Sicher ist, daß Hooke die Luftblase in einer Röhre zum Nivelliren im Jahre 1674 angewendet hat. Die ersten genauern Libellen haben wohl Reichenbach und Fraunhofer in München hergestellt. Uebertroffen wurden sie später von Repsold in Hamburg. Die erste Dosenlibelle soll der Mechaniker Mayer im J. 1777 angefertigt haben. *(H. A. Weiske.)*

Libellen oder Wasserjungfern, s. Libellula.

LIBELLULA, Wasserjungfer, eine Insektengattung mit vier gleichen, netzförmig geaderten Flügeln, beißenden Mundtheilen und unvollkommener Metamorphose. Vom Namen ist der der Familie Libellulidae (Odonata *Fabr.*) abgeleitet. Linné, welcher den Namen gab, vereinigte noch alle Wasserjungfern in dieser einen Gattung. Spätere Systematiker, Fabricius, Leach, Charpentier, Rambur, de Sélys-Longchamps, Hagen, haben die alte Gattung zur Familie erweitert und diese wieder in Unterfamilien getheilt. Früher der dicht netzartigen Aderung ihrer Flügel wegen zu den Neuropteren, Netzflüglern, gestellt, trennte sie Burmeister, da sie nicht wie diese eine vollkommene Metamorphose durchlaufen, als Glied einer selbständigen Ordnung, welche außer den Libellen noch die Termiten, Eintagsfliegen (Ephemeridae), Afterfrühlingsfliegen (Perlidae) umfaßte. Er nannte diese Dictyoptera. Sie stehen den Geradflüglern, Orthopteren (Heuschrecken u. s. w.), nahe und werden jetzt häufig unter dem Namen Pseudo-Neuroptera diesen als Unterordnung beigefügt. Die Libellen sind große, schlankgebaute Insekten mit beißenden Mundtheilen am großen quercylindrischen Kopfe, mit vier großen, glasartigen, netzförmig gegitterten Flügeln; die Tarsen sind dreigliederig; die Augen groß, oft am Scheitel zusammenstoßend. Der Hinterleib hat 10 Segmente, am letzten trägt er zwei zangenartig gegeneinander bewegbare Griffel, mit welchem das Männchen bei der Begattung den Nacken des meist verschieden gefärbten Weibchens umfaßt. Die Libelluliden sind räuberische, fleisch- (insekten-) fressende Thiere, welche in der Nähe des Wassers leben. In dieses oder an Wasserpflanzen werden die Eier abgelegt und in ihm leben die gleichfalls räuberischen Jugendzustände (Larven). Zum Insektenfange sind dieselben besonders durch Entwickelung eines von der Unterlippe gebildeten Apparates, der sogenannten Maske, befähigt, welche beweglich mit dem Kopfe verbunden entweder dem Unterkopf flach anliegt oder den ganzen Vorderkopf helmartig überwölbt. Zum Wasserathmen der Larven dienen bei den Agrioninen am Hinterleibsende vorhandene Tracheenkiemen, bei den andern die im Mastdarm, in welchen das Wasser abwechselnd eingezogen und ausgestoßen wird, liegenden, mit Blut und Tracheen durchzogenen Blättchen. Die erste Unterfamilie, Agrioninae, hat in der Ruhe aufrecht oder halbaufrecht gehaltene Flügel. Die großen Netzaugen sind durch den breiten Scheitel getrennt; die Larven haben Schwanzkiemen. Hierher die Gattungen Agrion *Fabr.* (Deutschland, häufig), Lestes *Leach* (L. sponsa, Deutschland, häufig), Calopteryx *Leach* (C. virgo, überall gemein). In der zweiten Unterfamilie, den Aeschninae, werden die Flügel in der Ruhe horizontal gehalten, die Hinterflügel sind, besonders an der Basis, breiter als die vorderen; die vereinigten inneren Laden der Unterlippe fast ebenso groß wie die mit den Tastern verschmolzenen äußeren; die Larven haben Darmkiemen und flache Maske. Hierher die Gattungen Gomphus *Leach* (G. vulgatissimus *Leach*, überall gemein), Aeschna *Fabr.* (Ae. grandis *F.*, Deutschland), Anax *Leach*, Cordulegaster *Leach* u. a. Die dritte Unterfamilie, Libellulinae, hat gleichfalls horizontal gehaltene Flügel. Die in der Mitte eingekerbten vereinigten inneren Laden der Unterlippe sind viel kürzer als die mit den Tastern verschmolzenen äußeren; die Larven haben Darmkiemen und Helmmaske. Hierher die Gattungen Libellula s. str. (in allen Welttheilen verbreitet), Epitheca *Charp.* Cordulia *Leach* (beide in Deutschland vertreten), Polyneura *Ramb.* u. a. *(J. Victor Carus.)*

LIBELT (Karl Friedrich), einer der bedeutendsten polnischen Philosophen, wurde am 8. April 1807 in Posen als Sohn eines Handwerkers geboren. Nachdem er in den Knabenjahren den Vater verloren hatte, sorgte seine Mutter, der er bis zu ihrem Tode die größte Ehrerbietung entgegenbrachte, unter Opfern und Entbehrungen für die beste Ausbildung des talentvollen Knaben, indem sie ihn das Mariengymnasium in Posen besuchen ließ. Durch den Regierungsrath Pantal. Szuman, in dessen Hause er eine Stütze fand, und durch den Erzbischof Wolicki dem Statthalter Fürsten Anton Radziwill empfohlen, ging Libelt, mit einem Regierungsstipendium versehen, im Herbst 1826 nach Berlin, um Philosophie, Mathematik und Philologie zu studiren. Bald lenkte er durch die Lösung der philosophischen Preisaufgabe über Spinoza die Aufmerksamkeit Hegel's auf sich, der ihn nicht blos in wissenschaftlicher, sondern auch in materieller Beziehung förderte, indem er ihn einem Freunde für die Stelle eines Mentors empfahl. Im Juni 1830 erlangte er den Doctorgrad auf Grund der Dissertation «De pantheismo in philosophia»; bald darauf ging er nach Paris, um seine Studien zu vertiefen, aber die Absicht, sich zur Docentur in der Philosophie vorzubereiten, wurde durch den Ausbruch der Julirevolution in Paris und der polnischen Revolution in Warschau vereitelt. Er nahm an dem

Kampfe mit Rußland theil in der Batterie von Piętka, später in der Abtheilung des Generals Rożycki, wurde zum Unterlieutenant ernannt und erhielt für die im Gefecht von Chodźcza bewiesene Bravour am 25. September 1831 die Ehrenauszeichnung Virtuti militari. Nach dem Falle der polnischen Revolution und nach Verbüßung der Festungsstrafe in Magdeburg (zunächst war er nach der Entwaffnung der Abtheilung Rożycki's auf österreichischem Boden in Troppau internirt worden) ging er aufs Land und bewirthschaftete ein gepachtetes Gut, später ein Gut, das im wongrowitzer Kreise seiner zweiten Frau, einer Tochter Szuman's, gehörte. Neben den landwirthschaftlichen Beschäftigungen lebte er seinen Studien und fand auch Gelegenheit, durch seinen Einfluß und seine literarische Thätigkeit im polnisch-nationalen Geiste zu wirken: er war Mitarbeiter der damals einzigen (illustrirten) Zeitschrift im Posenschen, welche in polnischer Sprache seit 1833 von J. Popliński in Lissa herausgegeben wurde («Przyjaciel Ludu» mit Artikeln für das gebildete Publikum und theilweise mit gelehrten Abhandlungen); später, seit 1838, förderte er durch seine Mitwirkung die im J. 1838 von Łukaszewicz und A. Popliński gegründete literarisch-kritische Zeitschrift «Tygodnik Literacki», welche mehrere Jahre zum Mittelpunkte der besten literarischen Kräfte wurde und zu allgemein geachteter Auctorität gelangte; außerdem war Libelt auch mitthätig bei Begründung von polnischen Lesevereinen und ähnlichen Gesellschaften in der Provinz Posen. Er arbeitete einen Organisationsplan für eine Reihe von polnischen Vereinen aus, von denen einer, der Unterstützungsverein für die lernende Jugend, von Marcinkowski im J. 1836 ins Leben gerufen wurde. Als mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und nach dem Abgange des Oberpräsidenten Flottwell den Polen im Posenschen eine mildere Behandlung zutheil, der polnischen Sprache in Schule, im amtlichen Verkehr und in der Oeffentlichkeit mehr Freiheit zugestanden wurde, und als infolge der Aufhebung der Cartelconvention mit Rußland, sowie durch Erleichterung des Grenzverkehrs angesehene polnische Schriftsteller von Osten und von Frankreich nach Posen übersiedelten, wie Cieszkowski, Wężyk, Siemieński und andere, ging auch Libelt nach der Haupt- und Heimatsstadt und nahm nunmehr hervorragenden Antheil an dem sehr regen und reichen geistigen Leben, welches Posen damals den Ruf des «polnischen Athen» eintrug; neben «Tygodnik» entstanden andere Zeitschriften: «Orędownik», herausgegeben von Łukaszewicz und A. Popliński in mehr conservativer Richtung; «Tygodnik Domowy», ein belletristisches Modejournal, von den Leitern des «Tygodnik Literacki» ins Leben gerufen; später, seit 1845, entstand die von der strengkatholischen Partei trefflich redigirte wissenschaftliche größere Zeitschrift «Przegląd Poznański»; polnische Theatervorstellungen wurden ins Leben gerufen von dem aus dem Königreich Polen eingewanderten A. Wężyk. Dieses literarische Leben, der rege Verkehr zahlreicher in Posen wohnenden Gelehrten und andere Aeußerungen des nationalen Lebens gaben der Stadt eine Physiognomie, welche das überschwengliche Lob einigermaßen rechtfertigte. Nachdem Libelt durch Uebernahme einer interimistischen Lehrerstelle am Friedrichsgymnasium und durch Privatunterricht sich eine zusagende stetige Beschäftigung gesichert hatte (am Friedrichsgymnasium wurde er zeitweilig «stellvertretend beschäftigt», im Sommer 1842 als Lehrer der Mathematik und Physik in den obern Klassen), eröffnete er mit dem Anfang April 1841 eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen über Geschichte der deutschen Literatur und über Aesthetik in polnischer Sprache, fand großen Anklang sowol bei dem Publikum als auch bei seinen Freunden und Gesinnungsgenossen, die seinem Beispiele folgten: so las Moraczewski über Geschichte der Westslawen, Dr. Matecki über Physik und Naturwissenschaften, Krauthofer über Encyklopädie und Methodologie des Rechts. Fast drei Jahre lang dauerte das Interesse des Publikums für die über dem gewöhnlichen Niveau des Populären gehaltenen öffentlichen Vorträge, um sich dann einem mehr systematischen Unternehmen Libelt's zuzuwenden, welches dahin ging, das Publikum über die Zeit- und Streitfragen in eingehender Weise aufzuklären. Von Beginn des Jahres 1843 an gab er, zusammen mit Moraczewski, unterstützt von den angesehensten polnischen Gelehrten selbst aus weiter Ferne, eine Zeitschrift in der Art einer Revue unter dem Titel «Rok» heraus, welche in monatlichen Heften erschien, und in welcher politische, sociale, literarische Erscheinungen in Europa und Amerika, wie die demokratische Bewegung, der St.-Simonismus, die nationalen Bewegungen in Ungarn und in Irland, die italienischen Angelegenheiten, der moderne Jesuitismus, philosophische und andere Fragen in liberalem Sinne erörtert wurden; philosophischen und polnisch-literarischen Fragen wurde besonders Aufmerksamkeit geschenkt; neuere literarische Erscheinungen in polnischer Sprache notirte Moraczewski, die literarische Bewegung bei den Südslawen besprach Cybulski. Einige von Libelt in dieser Zeitschrift erschienene Abhandlungen, wie über die Vaterlandsliebe, über den bürgerlichen Freimuth («O odwadze cywilnéj») und andere, welche dem öffentlichen Bewußtsein die Wege der nationalen Pflicht und Würde weisen sollten, wurden besonders von der jungen Generation mit Begeisterung aufgenommen. Die Zeitschrift, welche die Förderung und den Fortschritt des nationalen Gedankens auf ihre Fahne schrieb, erhielt sich nur wenige Jahre; Libelt ließ sich inzwischen von der demokratischen Partei der polnischen Emigration in Paris für die Idee einer allgemeinen polnischen Waffenerhebung gewinnen, wurde mit vielen Mitverschworenen in Posen im Februar 1846 verhaftet, in Berlin gefangen gehalten, des Hochverraths angeklagt und im Polenprocesse im J. 1847 zu zwanzigjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Die Zeitschrift ging bald nach der Verhaftung Libelt's ein (im April 1846), er selbst aber fand während der langen Haft Muße zu kleinen literarischen Arbeiten, welche später (1847) unter dem Titel «Feleton Polityczny» herauskamen; außerdem schrieb er in Berlin eine anmuthige Darstellung des Lebens der Jeanne d'Arc nach dem Buche von G. Goerres von 1834, welche mehrere male herauskam: 1848, 1852 (Posen), 1874 (Warschau und Petersburg). Als die polnischen Gefangenen in

den Märztagen 1848 durch königliche Amnestie freigelassen wurden, ging Libelt nach Posen und nahm an der politisch-nationalen Bewegung in seiner Heimat hervorragenden Antheil: er gehörte dem polnisch-nationalen Comité in Posen als Mitglied an, nahm theil an der Bildung der polnischen Freischaren, die sich an der russischen Grenze zusammenthaten, schloß als Bevollmächtigter des posener Comités mit dem General Willisen eine Convention ab, welche die Zahl der polnischen Truppen auf 1200 Mann beschränkte und führte diese Bestimmung unter persönlicher Gefahr durch; er nahm später, nach der blutigen Auflösung dieser Freicorps, an der Zusammenkunft in Breslau und dem Slawencongreß in Prag theil; ging als Abgeordneter nach Frankfurt, um dort im Namen seiner Landsleute gegen die vom Frankfurter Parlament beschlossene Einverleibung der polnischen Landestheile in das Reich Protest einzulegen; nahm später regen Antheil an der vom Grafen Cieszkowski ins Leben gerufenen Bildung einer polnischen Liga zur Wahrung der polnisch-nationalen Interessen im Posenschen und gründete, um seine politischen Grundsätze und Ziele zu betreiben, eine Zeitung «Dziennik Polski» im Juni 1849, welche indeß nach Entziehung des Postdebits nach etwa zehnmonatlichem Bestande im Jahre 1850 einging. Darauf (1850) ging Libelt aufs Land und theilte seine Zeit zwischen Landwirthschaft, öffentlichem Dienst und literarischer Thätigkeit. Obgleich fern von Posen, betheiligte er sich an der Leitung mehrerer Vereine, wie des Unterstützungsvereins für die lernende Jugend des Großherzogthums Posen, des Landwirthschaftlichen Vereins u. a., nahm auch an den politischen Angelegenheiten eifrigen Antheil und war jahrelang Abgeordneter des Landtages (1859—1870), zuletzt auch Präses der polnischen Fraction, ohne dabei die Bewirthschaftung seines Gutes zu vernachlässigen. Dabei war er mit literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt: nachdem er schon 1844 einen Leitfaden der Mathematik für Schulen in polnischer Sprache («Wykład matematyki dla szkół gimnazyalnych») in 2 Bdn., und im J. 1845 ein philosophisches Werk herausgegeben hatte, den ersten Band von «Filozofia» und «Krytyka», welcher die Einleitung in das später erschienene philosophische System Libelt's («System Umnictwa») sein sollte, gab er im J. 1849 unter dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» den ersten Band (allgemeinen Theil) der Aesthetik, welchem 1854 zwei weitere Bände («System Umnictwa» s. unten) folgten; in den Jahren 1849 bis 1851 erschienen in Posen 6 Bände gesammelter kleinerer Schriften; 1852 ein Band kleinerer Aufsätze «Humor i Prawda» (Petersburg).

Im J. 1863 fiel Libelt's jüngerer talentvoller Sohn in sehr jungen Jahren in dem Gefecht bei Brdowo in dem Aufstande gegen Rußland; in demselben Jahre verlor er durch den Tod seine Frau; darauf übergab er sein Gut dem älteren Sohne, zog sich auf ein kleines Vorwerk zurück und lebte, ohne sich dem Verkehr mit seinen vielen Freunden zu entziehen, vornehmlich der Wissenschaft: er hielt unter großem Zuspruch des Publikums öffentliche Vorlesungen in Posen, Krakau, Lemberg, veröffentlichte seinen literarischen Vorrath, besorgte neue Ausgaben seiner früheren Werke, übernahm die Herausgabe von Trentowski's «Panteon». Indeß schwanden die Kräfte allmählich, die früher ungestörte Gesundheit, welche durch ein freundliches Temperament unterstützt wurde, ward zunächst durch eine Augenkrankheit ernstlich bedroht, in welcher er nur vorübergehend 1873 in Breslau Linderung fand; später stellten sich asthmatische Beschwerden ein und trotz der sorgfältigsten Pflege starb er am 9. Juni 1875.

Selten hat jemand unter den polnischen Gelehrten der neueren Zeit eine so allgemeine Achtung und Liebe sich erworben, wie Libelt wegen seines reichen Wissens, das er durch Wort und Schrift mit seltener Lehrgabe in ausgiebigem Maße mitzutheilen wußte, wegen seiner einnehmenden Persönlichkeit und seines reinen, edeln Charakters. Mit wahrer Hoheit der Gesinnung, unermüdlich und selbstlos thätig und helfend, zugleich jeder Ueberhebung fremd, zugänglich und zutraulich, war er andern ein Beispiel. Den Ausspruch in einem seiner Werke, daß das Wissen ohne Tugend und Hingebung unfruchtbar sei, machte er in seinem Leben wahr. Der Verein der Freunde der Wissenschaften in Posen wählte ihn 1868 zu seinem Präses, die krakauer Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; als 1848 sich in Krakau eine ferne Aussicht für ihn eröffnete, den Lehrstuhl der Philosophie an der dortigen Universität einzunehmen, wies er das Andringen seiner Freunde unter dem Hinweis auf seine nächsten Pflichten von sich, weil er nicht den Schein auf sich ziehen wollte, gegen den befreundeten Professor der Philosophie aufzutreten.

Libelt's Werke sind: «Filozofia i Krytyka» (Bd. 1, einleitender Theil 1845; Bd. 2, Aesthetik, 1849; Bd. 3 und 4, Philosophie der bildenden Vorstellung [System Umnictwa], Posen 1849—50; 2. Ausg. in 2 Bdn., Posen 1857); «Estetyka» (Fortsetzung des im 2. Bde. von «Filozofia» und «Krytyka» erschienenen allgemeinen Theiles in 2 Bdn., Warschau und Petersburg 1854). Eine neue Ausgabe des philosophischen Systems und der Aesthetik erschien unter dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» in 6 Bdn. (Posen 1874 und 1875) (I: Einleitung in das philosophische System, II und III: System Umnictwa, IV—VI: Aesthetik); «Wykład matematyki dla szkół gimnazialnych» (2 Bde., Posen 1844); «Dziewica Orleańska» (Posen 1847, 1852, Warschau 1874). Kleinere gesammelte Schriften: a) «Feleton polityczny» (Posen 1846); b) «Pisma pomniejsze» (6 Bde., Posen 1849—51); «Humor i prawda» (Petersburg 1852). Außerdem erschienen zu verschiedener Zeit einzelne Abhandlungen (s. unten), welche zusammen mit ungedruckten Aufsätzen im Manuscript 6 Bände füllen sollen.

Die erste philosophische Schrift Libelt's war die oben genannte Dissertation; später behandelte er philosophische Fragen, zuerst im Winter 1841 bei Gelegenheit der öffentlichen Vorlesungen in Posen über die schönen Künste, wobei er allmählich einen andern Standpunkt einnahm als sein Lehrer Hegel: er glaubte von dem Standpunkte des reinen Denkens, der absoluten Idee, zur Darstellung eines Systems der schönen Künste nicht

gelangen zu können, weil die Philosophie des reinen Verstandes die Künste nur denken, die Werke derselben aber nicht darstellen könne. So gelangte Libelt zu dem Standpunkte des bildenden Princips (Vorstellung, Ausdruck, Schaffen); diesen Standpunkt führte er dann aus in allgemeinen Umrissen in dem Aufsatz «Myśl, słowo, czyn» (Gedanke, Wort, That) in «Przegląd Naukowy Warszawki» 1843, ausführlicher in der Abhandlung «Charakterystyka filozofii słowiańskiéj» im «Rok» 1844, X, wo ein Theil jenes Aufsatzes wörtlich wiederholt ist; diese Abhandlung wurde bezeichnet als ein Abschnitt aus einer «im Druck befindlichen» Schrift «Kwestya żywotna filozofii», welche auch 1845 erschienen ist und welche in Bd. 1 des Werkes «Filozofia i Krytyka» als einleitender Theil eines neuen philosophischen Systems aufgenommen wurde. Diese Umstände, sowie neben dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» der besondere Titel dieses ersten Bandes: «Samowładztwo rozumu i objawy filozofii słowiańskiéj, część krytyczna» (die Alleinherrschaft des Verstandes und Anzeichen der slawischen Philosophie, kritischer Theil) lassen vermuthen, daß Libelt den Rahmen und den Kreis seiner Studien allmählich weiter zog — bis zum Abschluß eines Systems, der erst später erfolgen sollte. Daß dieses System so ausgefallen ist, wie es sich in den zwei weiteren Bänden von 1849 und 1850 darstellt, ist wol dem Erscheinen der «Nationalen Logik» von Trentowski (1844) zuzuschreiben, welche auf Libelt einen nicht geringen Eindruck machte und an die er sich eingestandenermaßen anlehnte. So wie Trentowski schon in seinen früheren Schriften meinte, daß die bisherige Philosophie einseitig behandelt worden sei, materialistisch von den romanischen, speculativ und idealistisch von den germanischen Volksstämmen, und ihr ein anderer Weg müsse gewiesen werden, so betonte auch Libelt in der Einleitung, daß die idealistische Pilosophie an ihrem Ziel angelangt sei und sich erschöpft habe, daß die Weiterentwickelung derselben nicht sowol durch den Verstand, als durch eine andere Geistesthätigkeit und durch ein anderes, ein slawisches Volk möglich sei. — In dem einleitenden Theile übt Libelt Kritik an der Philosophie vom «Denken des Denkens» und weist auf die Principien der slawischen Philosophie in dem Genius des slawischen Volksstammes und in den philosophischen Schriften seiner polnischen Vorgänger hin. Das Denken allein vermöge nur in Denken sich aufzulösen und, weil ihm (trotz Hegel) keine Energie innewohne, nur zu Abstractionen zu gelangen und könne nicht aus sich heraustreten; die idealistische Philosophie vermöge auch zur Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele nicht zu gelangen, da sie ihrem Wesen gemäß mit Begriffen, Urtheilen, Ideen operire und ihr das Besondere und Wirkliche unwesenhaft und nichtig sei; ihre einzige Macht sei die analytische und zersetzende Kritik. Sie lasse nichts gelten, was nicht im Verstande begründet sei, achte andere Functionen des Geistes gering, und schließe Gefahr in sich für den Bestand der positiven Religion, der Nationalität und selbst des Staates. — Der Gang der Philosophie von Descartes, Geulinx, Malebranche, Spinoza, Kant, Fichte bis Schelling und Hegel wird dargestellt, um zu zeigen, daß sie mit dem Dualismus zwischen Glauben und Denken beginne, um dann von Spinoza an dem denkenden Verstande die Allmacht zu vindiciren und nur das gelten zu lassen, was der sich denkende Verstand begreife; die einzelnen Systeme werden auf ihre Principien und deren Hinfälligkeit in kurzer Argumentation be- und verurtheilt. Das von den Zunftphilosophen geringschätzig und nebensächlich behandelte Organ des Geistes, die bildende Phantasie, wird nun von Libelt als das Grundelement des slawischen Geistes in Schutz genommen, dem Verstande, dessen Errungenschaften dabei voll anerkannt werden, als ebenbürtig gleichgestellt und zur Schöpferin eines neuen philosophischen Systems gemacht, welches Libelt, um nicht das griechische Wort Phantasiologie zu gebrauchen, umnictwo nannte (die Wissenschaft von dem bildenden und schaffenden Geiste) und welches er später, in der Vorrede zu der Ausgabe von 1874 als Morphologie bezeichnete (umnictwo wird auf umieć, können, vermögen, zurückgeführt, die weitere populäre Erklärung: być u mnie ist falsch und störend). Libelt sucht sein Princip durch die Richtung des slawischen (polnischen) Volksgeistes auf den festen Glauben von dem Einwirken der irdischen und überirdischen Welt auf einander zu stützen; er schildert den Volksglauben, die Weltanschauung des polnischen Volkes, erinnert an die Macht der Intuition der polnischen Dichter und einiger Philosophen, an die messianische Richtung Mickiewicz's, und schafft sich in solcher Weise den nationalen Boden zum Aufbau seiner Philosophie des bildenden Geistes. — Das ausführliche System = «System Umnictwa» in 2 Bdn. (3 und 4 Bd. der «Filozofia i Krytyka»), welches erst 1849 und 1852 folgte (die längere Unterbrechung wurde zum Theil durch die politische Thätigkeit Libelt's verursacht), schließt sich keineswegs in organischer Weise an die in dem Dekaloge des ersten Theils aufgestellten Postulate an. In diesem Dekalog sind als oberste Thesen die unmittelbare Einheit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, die unmittelbare Anschauung mittels der Einheit mit dem ewigen Geiste, die Nothwendigkeit einer aus dem Volksbewußtsein und dem Volksgeiste, als Emanation des göttlichen Geistes, geschöpften Philosophie, das Kommen alles materiellen Gutes und aller Obrigkeit von Gott aufgestellt, welche theils den von Mickiewicz in den pariser Vorlesungen ausgesprochenen Ideen, theils den Grundsätzen des St.-Simonismus conform sind, theils auch schon früher begründete Sätze enthalten. An diese Forderungen der «slawischen» Philosophie knüpft Libelt in seinem späteren System nicht an, die Fortsetzung schließt sich vielmehr, was Libelt selbst andeutet, an Trentowski an. Es ist eine Einordnung aller in der Natur, in der Menschheit und in der überirdischen Welt in das (wirkliche oder ideelle) Dasein tretenden Gestaltungen, welche der bildende Geist vorstellt und schafft, in ein einheitliches System. Den drei Attributen und Thätigkeiten des Geistes entsprechend gebe es eine Philosophie der reinen Vernunft, eine Philosophie der (durch den Gewinn und Besitz der ersten gesättigten) Phantasie und eine Philosophie des Willens. Libelt entwickelt die zweite.

Von dem Axiom ausgehend: ich gestalte (wyobrażam), gelangt er zu den drei bildenden Existenzen: dem schaffenden, absoluten Subject, Gott (dessen bildende Macht, obraźnia), der geschaffenen und stets umbildenden Gegenständlichkeit (deren Erscheinungsform, przeobraźnia) und dem geschaffenen und schaffenden Menschen (mit wyobraźnia); Gott gestalte und mache das Geschaffene ewig (wyobraża na wieczność), der Mensch schaffe und fixire für die Zeit (wyobraża na czas), die Natur erzeuge Gestalten für den Moment (wyobraża na chwilę), daher ursprüngliche, abgeleitete und vergängliche (vorübergehende) Gestalten. Gott, die Menschheit und die Natur spiegeln außer in sich ihre Wesenheit in den andern ab: so die ursprünglichen Formen in der Welt als Natur, als Naturkräfte, Gattungen und Gebilde, in der Menschheit als Ideale, Satzungen und Thaten, in Gott selbst als Allmacht, Unsterblichkeit und Zeit; die abgeleiteten, vom Menschen ausgehenden Gestaltungen seien Anthropomorphismus, Kosmomorphismus und Hieromorphismus; die ersten, auf die göttliche Seite übertragen, ergeben in Hinsicht der Allmacht Anthropomorphismus, in Hinsicht der Unsterblichkeit unzählige Scharen von Geistern, in Hinsicht der Zeit die Welten; die zweiten erscheinen als schöne Künste (wissenschaftliche und sociale), Organismen und historische Denkmale; die dritten als Verkörperung der Kräfte, Systeme und Sprache; die transitorischen Formen zuletzt gestalten sich in der Natur als Atome, geschlechtliche Triebe und Bewegung, in der Menschheit als Begeisterung, Gesellschaftlichkeit und Offenbarung, in Bezug auf Gott als Allgegenwart, Allentwickelung und Allmacht. — Die trichotomische Methode ist die in Trentowski's Logik angewandte, wie denn die «Gestaltungen» Libelt's den logischen Kategorien Trentowski's parallel gehen.

Die Schwächen des philosophischen Systems Libelt's, wenn man die in seinem «Umnictwo» zur Darstellung gebrachte Weltanschauung so benennen darf, liegen sowol in dem Mangel eines dialektisch gefundenen und durchgeführten Princips, als auch in Widersprüchen und willkürlichen Annahmen. Die Kritik der neueren deutschen Philosophie (doch beginnt Libelt seine Kritik mit Descartes und Malebranche) und der Ohnmacht ihrer Erkenntniß ist von Jacobi angeregt (so scheint die Nichtscheidung der Vernunft und des Verstandes dieser Anregung zuzuschreiben zu sein); die bildende Phantasie, welche im weitesten Sinne als Vorstellung (in der Natur passiv) und Schaffen des Gedachten im Sinne Libelt's gelten muß, tritt bei ihm unvermittelt auf, sie ist ebenso nicht bewiesene Voraussetzung, wie die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der persönlich gedachten Seele. Zwischen dem einleitenden Theile und dem «System» ist ein innerer Zusammenhang nicht zu erkennen, wohl ist jener als Einleitung zu betrachten, diese aber als eine wenig entsprechende Ausführung: nachdem der Verfasser in der Einleitung auf die slawische Weltanschauung, speciell auf die Anschauungen des polnischen Volksbewußtseins großes Gewicht gelegt hatte, sodaß er das Christenthum als slawische Religion bezeichnet (weil das Christenthum dem Verstande ebenso wie das polnische Volksbewußtsein eine untergeordnete Stellung zuweise), ist das System nicht aus dem slawischen Bewußtsein, sondern aus allgemeinen Gedanken entwickelt. Nachdem er den Verstand entthront hatte, ist ein Widerspruch darin zu finden, daß er in dem System das Denken als das erste, das Vorstellen, Bilden als das zweite, die nothwendige Einkleidung des Gedachten gelten läßt, während im Beginn des Systems an einer andern Stelle versichert wird, daß Gedanke und Vorstellung, Inhalt und Form gleichzeitig sind; durch die «Gestaltungen» bannt der Verfasser das Allgemeine in das Besondere, ohne des Allgemeinen, wie Bewegung, Ideale und anderem, doch entrathen zu können; die «Gestaltungen» sind, richtig verstanden, das Besondere und Einzelne, Verkörperungen allgemeiner Ideen, und so erscheint die «Morphologie» — so nannte Libelt sein System zuletzt (1874) — in dem Rahmen und in den Bahnen der Verstandesphilosophie. In der Construction des Systems selbst sind Schwächen: wenn z. B. den drei ursprünglichen Formen in der Welt: a) Naturkräfte, b) Gattungen, c) Gebilde, folgende drei in Bezug auf die Menschheit gegenübergestellt werden: a) Ideale, b) Satzungen, c) Handlungen, so liegen jene als Abstracta im logischen Verstande, diese theils in der abstracten, theils in der concreten Welt.

Die Vorzüge der Philosophie Libelt's bestehen vornehmlich in gelungener und populärer Darstellung. Wenn eine gemeinverständliche und im besten Sinne populäre Darstellung der philosophischen Probleme berechtigt ist, so ist die Darstellung Libelt's mustergültig. Er wußte einen dem polnischen Publikum ziemlich fern liegenden Gegenstand dem Verständniß nahe zu bringen; seine christlich-nationale Philosophie der That, wie er sie in der Einleitung ankündigt, war insofern aus dem allgemeinen Bewußtsein geschöpft, als sie der mystischen und überschwenglichen Weltanschauung Mickiewicz's und Krasiński's (s. d.) einen wissenschaftlichen Hintergrund zu geben schien, so wie sie zum nicht geringen Theil der von diesen Dichtern verkündeten Denkweise entstammte (vgl. Dr. Molicki, «Stanowisko filozofii K. Libelta», 1875), und obgleich das «System» die angekündigte slawische Philosophie nicht brachte, so machte Libelt das polnische Lesepublikum mit philosophischen Fragen mehr vertraut als Trentowski, der sich mehr an die Philosophen wandte; Libelt's Verdienst liegt auch viel mehr in dem Interesse, welches er durch seine zahlreichen Schriften für die Philosophie weckte, als in seinem System. Seine umfassende Belesenheit, die er durch populäre Darstellung wissenschaftlicher Fragen vortrefflich zu verwerthen wußte, trug zur Verbreitung von Bildung und gemeinnützigen Kenntnissen im polnischen Publikum sehr viel bei. Von den zahlreichen in mehreren Serien (s. oben) veröffentlichten Abhandlungen verdienen besonders genannt zu werden: «Von der Erziehung des Volkes» («O wychowaniu ludu»), «Von dem geschichtlichen Beruf der Völker» («O posłannictwie dziejowem narodów»), «Die germanischen Völker in ihrem historischen Beruf» («Ludy germańskie w ich dziejowem posłannictwie»), «Peripa-

tetische Gespräche von den philosophischen Dingen» («Rozmowy perypatetyczne o rzeczach filozofii»), «Von der realistischen Philosophie» («O filozofii przedmiotowéj»), «Von der englischen Philosophie» («O filozofii angielskiéj»), «Gedanke, Wort, That» («Myśl, słowo i czyn»), «Ueber Hoene Wroński», «Ueber die Vorlesungen Mickiewicz's» und andere. In mancher dieser Abhandlungen vertheidigte er seine philosophischen Ansichten gegen Anfechtungen von verschiedenen Seiten, deren mehrere sich im «Rok» vernehmen ließen, und die unter anderm sich gegen die Bezeichnung der Libelt'schen Philosophie als einer nationalen richten, worauf Libelt erwiderte, daß national die Wissenschaften seien, in welchen der Geist sich intensiv offenbare, im Gegensatz zu denjenigen kosmopolitischen, die das extensive Wissen zum Gegenstande haben (Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaft). In der bewegten Polemik um philosophische Fragen bildeten die zahlreichen Schriften Libelt's gleichsam den Mittelpunkt, in vielen anderen Fragen war er Vermittler zwischen der geistigen Bewegung seiner Zeit und seinem Volk.

Libelt's Aesthetik, ein Theil seines philosophischen Systems, zuerst in «Biblioteka Warszawska» seit 1842 veröffentlicht, war der Ertrag seiner öffentlichen Vorträge über die schönen Künste, in denen er sich an die Vorlesungen Hegel's über Aesthetik zu halten suchte; später vertiefte und erweiterte er seinen Gegenstand, vornehmlich nach Vischer's «Wissenschaft der Aesthetik» 1846, und schrieb sein treffliches Werk über Aesthetik, dessen allgemeiner Theil 1849, der specielle, in 2 Bänden, 1854 erschien (s. oben). Durch die «Krakauer Briefe» J. Kremer's («Listy z Krakowa») vom J. 1843 fand Libelt im Publikum einen vorbereiteten Boden und einiges Verständniß für den Gegenstand, er stellte auch denselben, nachdem Kremer in mehr peripatetischer Weise und anziehender Form sein Publikum über die schönen Künste unterhalten hatte, auf die Höhe echt wissenschaftlicher Behandlung, ohne daß dabei die Darstellung an Klarheit und Gemeinverständlichkeit Einbuße litt. Das von Libelt befolgte System erforderte es, daß er den Kreis der schönen Künste, deren Wesen und Stellung innerhalb der Aeußerungen des menschlichen Geistes er in meisterhafter Weise beleuchtet hat, erweiterte und neben den schönen Künsten der menschlichen Schöpfung auf das Schöne in den Gebilden der Natur und das Schöne, Harmonische in der Gestalt des Menschen, deren Haltung und Bewegung, sowie in den Vereinigungen der Menschen hinwies. Selten wurde ein Buch in polnischer Sprache von dem polnischen Publikum so geschätzt wie Libelt's Aesthetik, besonders der allgemeine Theil.

Von dem Jahre 1855 an tritt eine Unterbrechung in der literarischen Thätigkeit Libelt's längere Zeit ein, veranlaßt durch seine politische Thätigkeit als Abgeordneter und durch schwere Verluste in der Familie; erst 1866 trat er wieder mit einer Abhandlung über die Brüder Sniadecki in die Oeffentlichkeit, aus Anlaß der in deren Geburtsorte Znin von der posener Philomathia zu Ehren derselben an ihrem Geburtshause eingesetzten Gedenktafel. Bald darauf von dem genannten Verein zum Präses gewählt, war er nicht blos für das Gedeihen desselben in erfolgreicher Weise thätig, sondern theilte auch die Früchte seiner vielseitigen Studien dem Publikum als Schriftsteller mit, der Zeitströmung Rechnung tragend, auch auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften, in zahlreichen Abhandlungen, von denen besonders verdienen genannt zu werden: «Znaczenie całkowitego zaćmienia słonecznego 1868», aus Anlaß der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. Aug. 1868 (in den Jahrbüchern der posener Gesellschaft), «Koalicya kapitału i pracy 1868», «O kometach i gwiazdach spadających 1869», «Analiza spektralna», «Wcielające się idee czasu», «Kanał Suezki i jego znaczenie 1871» u. a. Ein Denkmal zartfühlender Freundschaft ist die aus früherer Zeit stammende Biographie des Historikers Andr. Moraczewski («Życie Andrzeja Moraczewskiego», im letzten, 9., Bande der polnischen Geschichte von Moraczewski, auch besonders herausgegeben 1855).

(W. Nehring.)

LIBER, meist Liber Pater genannt, Bacchus, der römische Weingott, mit dem griechischen Dionysos oder Bakchos identificirt, war ursprünglich ein altitalischer Gott des üppigen Natursegens, von dem nicht blos die Fülle des Weines kam, sondern auch der reiche Ertrag der Felder, sowie die Fruchtbarkeit des Viehes und der Menschen. Ihm stand ein weibliches Wesen von gleicher Bedeutung Libera zur Seite, und beide wurden gemeinschaftlich von den italischen Völkern an ihren Festen in lustiger Freiheit und Ausgelassenheit gefeiert; daher die Namen Liber (entsprechend dem griechischen *Λυαῖος* oder *Ἐλευθερεύς*, s. *Paul. Diac.* p. 115, 116; *Macrob.* Sat. 1, 18; *Senec.* de tranq. an. 15, 15) und Libera, die übrigens auch von manchen als bloße Uebersetzungen von *Κόρος* und *Κόρη*, d. i. Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau, wie Dionysos und Persephone in den griechischen Mysterien der Demeter hießen, angesehen werden. Denn mit dem altitalischen Dienste des Liber und der Libera sowie der Ceres hat sich von den Griechen Unteritaliens her in Latium früh der Dienst der eng verbundenen Segensgötter Demeter, Persephone und Dionysos vermischt, sodaß Liber und Libera als die Kinder (liberi) der Ceres betrachtet (*Cic.* d. n. deor. 2, 24) und in die römische Staatsreligion aufgenommen wurden. Im J. 258 d. St. wurde auf Anordnung der Sibyllinischen Bücher (was schon griechischen Einfluß andeutet) von dem Dictator A. Postumius zur Zeit des Miswachses der Ceres, dem Liber und der Libera ein Tempel gelobt und nach drei Jahren von dem Consul Sp. Cassius eingeweiht, *Tac.* Ann. 2, 49; *Dionys.* R. A. 6, 17, 94. Er stand am Abhang des Aventinus neben dem Circus Maximus. Mit der Gründung dieses Tempels war die Einsetzung des Hauptfestes der genannten Götter verbunden, der Cerealia mit den im Circus Maximus abgehaltenen ludi Cereales, welche in späterer Zeit regelmäßig jährlich vom 12. bis 19. April gefeiert wurden und vorzugsweise ein plebejisches Fest waren, wie die unmittelbar vorhergehenden Megalesien von ähnlicher Bedeutung und Feier besonders den

Patriciern angehörten. An den heiteren Cerealien in dem blühenden Frühlingsmonat April erinnerte man sich an die segensreiche Gründung des Ackerbaues und an die geraubte und wieder zum Licht und Leben aufgestiegene Proserpina; die Plebejer bewirtheten sich gegenseitig, wie die Patricier an den Megalesien, und schickten einander Blumenkränze, bei den Circusspielen wurden Nüsse, Blumen und Kränze unter das Volk geworfen, *Ov.* fast. 4, 392 fg.; *Fest.* p.177. *Gell.* N. A. 2, 24, 2; 18, 2, 11. — In dem vorhergehenden Monat, im beginnenden Frühling, am 17. März, feierte man in Rom dem Liber und der Libera das Fest der Liberalia (*Cic.* fam. 12, 25, 1; *Ov.* fast. 3, 713 fg.) ohne Spiele; denn, wenn ludi Liberales genannt werden, so ist dies von den Cerealien zu verstehen, oder das Wort ist blos eine Uebersetzung von *Διονύσια* und bedeutet die griechischen Theaterspiele, *Tertull.* de spect. 5, 10; Marquardt, «Röm. Staatsverw.», III, 348, 2. An diesem Tage ergötzte man sich, wie an den griechischen Dionysosfesten, mit freier ausgelassener Rede, mit Neckereien und lustigen Scherzen. Damit auch die, welche an der Hauptfeier des Festes keinen Antheil nahmen', Gelegenheit hatten, den Tag in irgend welcher Weise mitzufeiern, bestand der Brauch, daß alte Frauen, die sich Priesterinnen des Liber nannten, mit Epheu bekränzt, durch die ganze Stadt hin saßen und liba, Opferkuchen aus Mehl, Honig und Oel, verkauften. Neben dem Weibe stand ein Kohlenbecken, in welches der Käufer sogleich sein Opfer werfen konnte, *Ov.* fast. 3, 726, 761—770; *Varr.* l. l. 6, 14. Liba, an den Namen des Gottes anklingend, wurden auch sonst dem Liber dargebracht. An dem Tage der Liberalien pflegte der mannhaft gewordene Jüngling die toga libera oder virilis anzulegen und trat dadurch aus dem Knabenalter in ein freieres, selbständigeres Leben über, *Ov.* fast. 3, 771 fg.; *Cic.* ad Att. 6, 1, 12; 9, 9, 4. Wie in diesem Brauche der Dienst des Liber eine politische Seite hat, so wurde der Gott auch als Schützer der bürgerlichen Freiheit verehrt, dessen Bild, wie das seines Gesellen Marsyas, in Rom und andern Städten auf dem Markte aufgestellt war, *Serv.* V. Aen. 3, 20; 4, 58; Schol. Cruq. zu *Hor.* Sat. 1, 6, 120. — Die Hauptfeier des Liber und der Libera fand übrigens durch ganz Italien hin im Herbste zur Zeit der Weinlese auf dem Lande statt, und hier machte sich dann ähnlich wie in Griechenland viele Tage lang unter mancherlei althergebrachten Gebräuchen die ganze Ungebundenheit der bacchischen Feier geltend. Wie man in Latium den Liber feierte, beschreibt *Vergil.* Georg. 2, 485 fg.: «Auch die ausonischen Landleute feiern nicht minder als die attischen das Fest mit rohen kunstlosen Liedern und ausgelassenen Scherzen, machen sich von ausgehöhlter Rinde Fratzengesichter, rufen den Bacchus in fröhlichen Liedern an und hängen ihm zu Ehren Schaukelbildchen (oscilla) an hohen Fichten auf. Davon gedeihen alle Weinberge zu reichem Ertrag, es füllen sich Thäler und Höhen, wohin der Gott sein herrliches Antlitz gewendet. Darum wollen wir nach Gebühr des Bacchus Lob singen in althergebrachten Liedern und ihm gefüllte Schüsseln und Kuchen (liba) bringen, und am Horne geführt, stehe der Bock (das gewöhnliche Opferthier des Bacchus, weil er die Reben benagt und schädigt) am Altare, daß wir sein fettes Eingeweide am Spieße braten.» Damit der Gott zum Gedeihen der Felder günstig gemacht und so der Einfluß böser Dämonen von den Fluren abgewehrt werde, führte man an diesen Tagen auf dem Lande den Phallos (fascinum), das Symbol der Fruchtbarkeit, auf einem Gestell mit großer Lust und Feierlichkeit von Ort zu Ort bis in die Stadt herein. In Lavinium war dem Liber sogar ein ganzer Monat geweiht, während dessen alle Tage die unzüchtigsten Späße erlaubt waren, bis jenes Symbol über den Marktplatz geführt und wieder in den Tempel des Liber gebracht war, wo die ehrbarsten Matronen es vor den Augen aller Welt bekränzen mußten, *Varro* bei *Augustin.* C. D. 7, 21. Noch als das Christenthum schon zu alleiniger Herrschaft gekommen war, dauerten bei den italischen Völkerschaften manche dieser altbacchischen Lustbarkeiten fort, und noch heute findet man dort Reste derselben. — Libera, das weibliche Gegenbild des Liber, ward, wie erwähnt, mit der griechischen Persephone identificirt, deren Name von den Latinern in Proserpina umgewandelt worden ist; dieses Wort leitete man von proserpere ab, insofern die Göttin die Saaten hervorkeimen läßt, *Augustin.* 4, 8; 7, 20; *Arnob.* 3, 33. Ariadne, bei den Griechen Gemahlin des Dionysos, wird von *Ov.* fast. 3, 512 Libera genannt. Auch mit Venus, als der Göttin weiblicher Befruchtung, ward Libera gleichbedeutend erklärt, *Augustin.* 6, 9. Aehnlichkeit mit Libera hat die in Phlius neben dem Dionysos verehrte Ganymeda-Hebe, eine der Kora verwandte Naturgottheit und Weinspenderin, eine Schützerin und Befreierin der Sklaven, *Paus.* 2, 13, 3, 4. *(H. W. Stoll.)*

LIBERIA, Negerrepublik an der Pfefferküste Ober-Guineas. — Den nach Amerika geschleppten afrikanischen Negern eröffneten bereits am Ende des 18. Jahrh. von London ausgehende philanthropische Bestrebungen Ländereien an der Sierra-Leone-Küste, in denen sie als freie Menschen leben sollten. Die der schwarzen Rasse eigenthümliche Trägheit und Gleichgültigkeit, die im Moment der Emancipation besonders scharf hervortraten, verursachten den Engländern viele Schwierigkeiten, sodaß sie nur mit großer Energie und Beharrlichkeit die mit Ackergeräth und Proviant reich versehenen Ansiedler in ihren neuen Besitzungen halten konnten. Auch die Schweden gingen damals mit dem Gedanken um, am Cap Monte und am Cap Messurado Colonien für freigelassene Neger zu gründen. Dieses Project hat sich jedoch nie realisirt. Die nordamerikanische Colonisationsgesellschaft (American colonisation society for colonising the free people of colour of the United States) folgte dem Zug der Humanität und beschloß, an der Westküste Afrikas eine Heimat für frühere Negersklaven zu gründen. Große Erwartungen knüpften sich damals an dieses Werk. Die glückliche Natur des Landes, die von der Eifersucht anderer Mächte ferngelegene Erdgegend, die Hoffnung, durch Verpflanzung christlicher Neger auch den heidnischen Brüdern das Evan-

gelium zu bringen, die Aussicht, den an dieser Küste so schwungvoll betriebenen Sklavenhandel unterdrücken zu können, sind die Gründe, welche bei der Wahl Ober-Guineas maßgebend gewesen sind. Der erste im J. 1820 unternommene Versuch scheiterte, da die Ungunst des Klimas viele der Angekommenen dahinraffte. Durch Verhandlungen mit den Negerfürsten erwarb man ein Territorium von circa 4 □Meilen, welches, am Cap Messurado gelegen, zu Ehren des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, Monrovia genannt wurde. Bald langten aus Amerika Farbige an, welche den Urwald niederzuschlagen und den Boden zu cultiviren begannen. Kämpfe mit den einheimischen Negern waren unausbleiblich, besonders von dem Momente an, in welchem die eingeborenen Fürsten sahen, daß der Gewinn, der ihnen aus dem Sklavenhandel bisher so reichlich geflossen war, zu versiegen drohte. Diese Kämpfe und die Folgen der bei höchst ungesundem Klima in sumpfigem Urwalde zu verrichtenden Arbeit thaten den Colonisten gewaltigen Abbruch. Diese schweren Zeiten endeten zum Theil erst, als einige amerikanische Kriegsschiffe in der Nähe Monrovias Station nahmen und die Ansiedler in jeder Beziehung unterstützten. Die Niederlassung, zuerst nur aus wenigen Hütten bestehend, blühte auf, so daß der Ankauf von neuem Land geboten wurde. Im J. 1830 wurde das Gebiet unter dem Namen Liberia als Republik erklärt. Die damaligen staatlichen Verhältnisse schildert Karl Ritter durch Kapitän Bell's Bericht über Liberia 1840; er sagt: «Die Regierung von Liberia besteht aus einem Gouverneur, der von der Colonisation Society besoldet ist; er ist gewöhnlich auch Agent der nordamerikanischen Vereinigten Staaten für die zurückgebrachten Afrikaner und der einzige Mann, der in der Republik ein Amt hat. Sie haben dort einen Rath und Gesetzverein, aus 10 Personen bestehend, die vom Volke selbst gewählt werden und die solche Gesetze geben, als sie für die Wohlfahrt der Colonie für nöthig erachten. Der Gouverneur hat ein Veto über alle diese Gesetze und ehe sie in Gültigkeit treten können, müssen sie erst von der Society in den United States sanctionirt sein. Sie haben auch ihre Richter und Magistrate; ihre Geschäfte in den Gerichtsstuben, in der Legislatur werden mit dem größten Anstande abgemacht. Ihr Gouvernement ist einfach, aber hinreichend für die gegenwärtigen Bedürfnisse.» Die Zahl der Bevölkerung betrug 1840: 3000 Köpfe. Im J. 1847 erlangte Liberia völlige staatliche Freiheit. Ende August wehte das liberische Nationalbanner an den Küsten der Republik. Dasselbe ist dem nordamerikanischen nachgebildet und besteht aus einem fünfmal weiß und sechsmal roth in horizontaler Richtung gestreiften Tuche. In der linken obern Ecke befindet sich ein blaues Quadrat mit einem in der Mitte stehenden großen weißen Sterne. Das liberische Wappen zeigt die am Meereshorizont aufgehende Sonne, ein dem Lande mit allen Segeln zusteuerndes Schiff, über welchem eine den Freiheitsbrief bringende Taube schwebt. Im Vordergrunde ist ein Pflug und eine Palme. Die Unterschrift lautet: The love of liberty brought us here. Die Regierung besteht aus der executiven Gewalt (dem Präsidenten Johnson) und der gesetzgebenden Versammlung. Diese setzt sich zusammen aus dem Senat und dem Repräsentantenhause. Ersterer, in dem der Vicepräsident (Thompson) den Vorsitz führt, besteht aus 8 auf vier Jahre gewählten Mitgliedern; das Repräsentantenhaus aus 13 auf zwei Jahre gewählten Männern. Der oberste Gerichtshof vertritt die richterliche Gewalt. Die Kirche ist vom Staate getrennt, alle Bekenntnisse werden geduldet. Missionsgesellschaften sorgen für Schul- und Kirchenwesen. In der Hauptstadt Monrovia gibt es sogar eine Gelehrtenschule mit schwarzen Professoren. Vertragsbeziehungen werden mit den meisten europäischen und amerikanischen Staaten unterhalten. Seit 1879 ist die Republik Mitglied des Weltpostvereins. Die Größe derselben beträgt 37,200 □Kilom., die Einwohnerzahl 1,068,000 Seelen, von denen 18,000 civilisirte Neger, der Rest Eingeborene sind. Die Einnahmen beliefen sich (1882—83) auf 174,014 Dollars, die Ausgaben auf 157,465 Dollars. Eine stehende Armee gibt es nicht, aber jeder waffenfähige Bürger von 16 bis 50 Jahren ist zum Kriegsdienst verpflichtet. Diese Miliz umfaßt eine Brigade zu vier Regimentern, soll sich aber noch in den allerersten Anfängen militärischer Entwickelung befinden. Die wichtigsten Ausfuhrartikel des nicht unbeträchtlichen Handels, der sich besonders nach England, Holland, Belgien, Hamburg und Amerika richtet, sind: Palmöl, Palmnüsse, Kaffee, dessen Anbau von Jahr zu Jahr zunimmt und der durch seine vorzügliche Qualität der wichtigste Ausfuhrartikel zu werden verspricht, Rothholz, Elfenbein, Arrowroot, Ingwer, Zucker. Der Werth der Ausfuhr beträgt 450,000 Dollars. Die Handelshäfen sind: Robertsport, Monrovia, Marshall, Edina (Buchanan), Greenville, Harpers. Das Gebiet besteht aus zwei Haupttheilen. Der erstere enthält die drei Counties Messurado oder Monrovia, Grand Bassam und Sinn; der zweite Theil ist das am Cap Palmas liegende Neu-Maryland, welches von Baltimore, der Hauptstadt des Staates Maryland, aus gegründet worden ist. Die Hauptstadt der Republik ist Monrovia mit 3000 Einwohnern. Dasselbe ist auf dem nördlichen Abhang des Messurado gelegen und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Ost nach West laufende Straßen hat, die von andern rechtwinkelig geschnitten werden. Die Häuser stehen oft vereinzelt, sind, wenn aus Holz gebaut, den Angriffen der Termiten ausgesetzt. Einzelne Kokospalmen oder eine Gruppe von Mangobäumen spenden den erwünschten Schatten.

Die Küste Liberias ist wenig entwickelt, hat einen flachen sandigen Strand, der sich nur wenig über das Meeresniveau erhebt. Die Mündungen mehrerer aus dem Innern kommender Flüße unterbrechen die einförmige Uferlinie, die nur da, wo steile Bergrücken capähnlich ins Meer vorspringen und sich in den so entstandenen Busen gute Ankerplätze finden, Abwechselung bietet. Auch gibt es zu Harpers und Monrovia Leuchtthürme. Hinter der Küstenlinie folgt eine Morastregion, die mit dichten Mangrovewäldern bewachsen, von den trägen Laufes

dahinziehenden Flüssen durchströmt wird. Nördlich von dieser Sumpfniederung erhebt sich der Boden, geht nach und nach in ein Hügelland über, das je mehr landeinwärts desto höher steigt, bis es schließlich in die Mandingo-Hochebene und das Kong-Gebirge übergeht. Letzteres ist die Wasserscheide zwischen Niger und den Flüssen der liberischen Küste, deren größte der Shebar, St.-Paul, Messurado und Junk sind. Ebbe und Flut machen sich in den bis zu dem höheren Lande mit Booten befahrbaren Flüssen weit stromaufwärts bemerkbar. Besonders reich an Ansiedelungen, Fruchtfeldern, üppiger Vegetation und landschaftlichen Reizen ist das Flußthal des St.-Paul, der nur einige Meilen nördlich von Monrovia mündet. Das Klima Liberias hat sich seit der Besiedelung wesentlich gebessert. Mit dem Zurückweichen des Urwaldes schwanden von den Küsten auch zum Theil die fieberbringenden Miasmen. Dem Europäer bleibt dasselbe jedoch immer noch gefährlich genug, während die Eingeborenen den schädlichen Einflüssen nicht unterworfen sind. Man theilt das Jahr in eine nasse und in eine trockene Zeit ein. Beide sind getrennt durch eine kurze gewitter- und stürmereiche Uebergangsperiode. Die nasse Jahreszeit (Mai bis October) bringt fortgesetzte Regengüsse, welche die Flußbetten überfüllen und so große Ueberschwemmungen veranlassen. Die trockene Jahreszeit zeigt im Januar, Februar und März drückende Hitze und hohe Temperatur, die jedoch durch die am Nachmittag einsetzende Brise bedeutend gemildert wird. Die Flora Liberias ist eine ungemein üppige. An den Sandwällen des Strandes wachsen Dorngebüsche, die Sumpfregionen sind mit Mangrovewäldern bedeckt, die cultivirten Striche der Hügellandschaften zeigen den Anbau tropischer Nutzgewächse und einen großen Reichthum an Kokos-, Wein- und Oelpalmen. Das Innere des Landes ist ausgedehnter Urwald von großartigem Charakter. Die Fauna ist nicht minder reich und prächtig. Große Wiederkäuer, Dickhäuter, kleinere Raubthiere, eine herrlich gefiederte Vogelwelt beleben die ausgebreiteten Landstrecken. Besonders zu erwähnen sind der Schimpanse, die Riesenschildkröte, die Termiten und die große Anzahl farbenprächtiger Giftschlangen. Die Bevölkerung theilt sich in angesiedelte freie Neger und in Eingeborene. Wenn auch die staatliche Entwickelung Liberias noch in keiner Weise den Anspruch auf Vollkommenheit machen kann, so sind doch bereits große Fortschritte in dem politischen Leben der jungen Republik gemacht worden. Schon früher, als das Land noch unter der Autorität der Colonisation Society stand, fühlte sich der freigewordene Negersklave als Herr, als Eigenthümer eines Bodens, den er für sich bebauen konnte; er war stolz auf den Unterricht, der seinen Kindern gegeben wurde, auf das Recht Waffen zu tragen, seinen heimatlichen Herd vertheidigen zu können. Rogozinski, welcher 1883 Liberia besuchte, spricht in warmen Worten über die socialen Verhältnisse; er rühmt die Mitglieder des Cabinets, erfreut sich an den reinlichen, gut gemauerten Landhäusern, an den umsichtig geleiteten Farmen, in denen schon Locomobilen thätig waren, an dem offenbaren Wohlbefinden und Gedeihen der Bevölkerung. Die Cultur von Kaffee bietet die hauptsächlichste Erwerbsquelle, jedoch ist der Großhandel in den Händen deutscher und holländischer Häuser. Die Industrie ist sehr unwesentlich, sodaß ein bedeutender Import von feineren Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Spirituosen, Bildern, Waffen, Hausrath, Galanteriewaaren erforderlich ist.

Die von den civilisirten Negercolonisten sehr verschiedenen Autochthonen haben einen gesunden, kräftigen Körperbau, eine bis ins Dunkelbronzefarbige spielende Haut, umfangreiche Tätowirungen, deren Art den Stamm erkennen läßt, und eine möglichst einfache, oft nur aus einem Lendenschurze bestehende Kleidung, obgleich glänzende Schmucksachen, zumal vom weiblichen Geschlecht, sehr begehrt sind. Obgleich die Sklaverei officiell verboten ist, so duldet man hier, ähnlich wie an dem größten Theile der Westküste, die Haussklaverei; es ist sogar das Zeichen eines reichen Mannes, wenn er im Besitze vieler Sklaven und Weiber ist. Die Wohnungen der Eingeborenen (Vey, Gola, Kwia, Bassa, Kru) sind ohne Regelmäßigkeit zusammenstehende kreisrunde Hütten. Die Hauptbeschäftigung ist Reisbau, ferner bereiten sie Palmöl und Palmwein, sammeln Kautschuk, liegen der Jagd und Fischerei ob. Die Frauen verstehen recht geschickte Flecht- und Knüpfarbeiten zu machen. Von industrieartigen Unternehmungen ist die Eisengewinnung zu nennen; hierzu bedient man sich allerdings noch sehr primitiver Werkzeuge. Von den eingeborenen Negerstämmen verdienen die Kru (Kroo) eine besondere Berücksichtigung. Peschel sagt von ihnen, daß sie ungemein seetüchtig seien, und daß sie die einzigen Schwarzen wären, welche sich auf europäische Schiffe als Matrosen vermietheten. Dasselbe berichten alle Reisenden. Sobald ein Schiff in Sicht ist, stoßen sie mit ihren kleinen canoeartigen Fahrzeugen vom Strande ab, durchschneiden die Brandung und umschwärmen den Ankömmling, ihm Dienste anbietend oder sonst ihren Vortheil wahrnehmend. Sie bekennen sich zum Islam, allerdings mehr dem Namen nach, und haben einen friedfertigen, harmlosen Charakter. Da ihre Heimat ihnen nicht genügenden Verdienst gewährt, ziehen sie unter einem selbstgewählten Anführer in Trupps in die Fremde und werden, da sie lauter anstellige, genügsame, selbst bei schmaler Kost unter fröhlichem Gesang ihre schwere Arbeit verrichtende Menschen sind, überall gern zum Seedienst, sowie zum Laden und Löschen genommen. Haben sie genug erworben, so kehren sie in ihre Heimat zurück, um dort eine Frau zu kaufen. Ohne Kroo-boys könnte kaum der europäische Verkehr in diesen Gegenden aufrecht erhalten werden, da der Europäer, unter dem Klima erschlaffend, für schwere Arbeit nicht tauglich ist, die übrigen Neger aber an dem allgemeinen Rasseübel der Faulheit und Trägheit leiden. Ganz verwischt haben sich diese Eigenthümlichkeiten selbst bei den civilisirten Negern Liberias noch nicht, doch hofft man, obgleich die Ansichten über die socialen Zustände der Republik sehr verschieden lauten, daß die unter so großen Erwartungen gegründete amerikanische Colonie bald den europäischen und amerikanischen Staatenbildungen gleichkommen wird.

Vgl. «Die Republik Liberia» (in «Unsere Zeit», Bd. 3,

Leipzig 1859); Kapitän Bell, «Bericht über die Colonie Liberia»; «Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde» (Berlin 1841); Reinhold Buchholz, «Reisen in Westafrika» (Leipzig 1880); Büttikofer, «Bericht über Liberia» («Globus» 1884); Oberländer, «Westafrika»; Balbi, «Erdbeschreibung von Chavanne» (Wien 1884); von Rogozinski, «Expedition nach dem Kamerun» (Petermann's «Mittheilungen», 1883).

(Walter v. Jablonowski.)

LIBERIUS, römischer Bischof, bestieg am 22. Mai 352 als Nachfolger von Julius I. den Stuhl Petri, nachdem er vorher mehrere Kirchenämter mit Ruhm verwaltet hatte. Gleich in den ersten Zeiten seines Pontificats legte er, als entschiedener Anhänger des Athanasius, einen großen Eifer für die nicänische Lehre an den Tag und bestrebte sich, dieselbe der arianisch gesinnten Hofpartei gegenüber mit dem ganzen Gewicht seiner kirchlichen Stellung im Abendlande zur Geltung zu bringen. In seinem orthodoxen Uebereifer glaubte er sogar Gelder, welche die arianisch gesinnte Kaiserin Eudoxia ihm für die Armen geschickt hatte, mit der Bemerkung zurückweisen zu sollen, die Kaiserin möge die arianischen Bischöfe zu Verwaltern ihrer Almosen machen (Theodoret, II, 16). Nun aber sah Constantius, der nach dem Tode seines Bruders Constans (350) und nach dem Siege bei Mursa über den Usurpator Magnentius (28. Sept. 351) Alleinherrscher des römisch-griechischen Reiches geworden war, in Athanasius seinen geschworenen Feind; um jeden Preis wollte er dessen Verdammung allgemein durchsetzen und den arianisirenden Glauben zum herrschenden machen. Auf die Bitte des Liberius, jetzt nach Herstellung des bürgerlichen Friedens ein Concil zur Wiederherstellung auch des kirchlichen Friedens nach Aquileja zu berufen, veranstaltete der Kaiser eine Synode nicht in Aquileja, sondern in Arles, wo er den Winter von 353 auf 354 zubrachte. Auf die dortige Versammlung übte er einen solchen Glaubenszwang aus, daß bis auf einen alle Bischöfe, ja selbst die Gesandten des Bischofs Liberius, das Verdammungsurtheil über Athanasius unterzeichneten und zu der Kirchengemeinschaft mit den Arianern sich bekannten. Den nämlichen Zweck verfolgte und erreichte er zwei Jahre später auf der Synode von Mailand; die wenigen, welche standhaft blieben und sich nicht einschüchtern ließen, wurden abgesetzt und verbannt. Liberius, welcher der Synode nicht beigewohnt hatte und auch dem nach Rom entsandten Eunuchen Eusebius gegenüber unbezwinglich sich weigerte, der Gemeinschaft mit Athanasius zu entsagen, wurde, fast einem Gefangenen gleich, nach Mailand an das Hoflager geführt; dort hatte er mit dem Kaiser eine ernste Unterredung, worüber Theodoret (hist. eccl. II, 16) eine in der Hauptsache authentische Aufzeichnung mittheilt. Einem Propheten gleich, doch auch getragen von der Sympathie der Römer[1]), sprach sich der muthige Kirchenfürst mit edler Freimüthigkeit aus, wies entrüstet die Zumuthung, mit Athanasius zu brechen, von sich ab und verfocht mit Energie dem mächtigen Monarchen gegenüber die jurisdictionelle Autonomie der Kirche. Ungebeugten Hauptes ließ er die Ungnade über sich ergehen, und stolz wanderte er in die über ihn verhängte Verbannung nach Beröa in Thrazien. «Der Moment», sagt Ranke[2]), «ist von universalhistorischer Wichtigkeit; in den kaum vereinigten Gewalten sieht man den Zwiespalt entstehen, der die folgenden Jahrhunderte beherrschen sollte: das Verhältniß zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Autorität, Kaiser und Papst.»

Das römische Volk blieb dem verbannten Oberhirten treu und hielt sich fern von seinem gefügigen Nachfolger Felix, der sich von einem arianischen Bischof in Gegenwart der kaiserlichen Eunuchen weihen ließ, obgleich er kurz vorher mit dem gesammten Klerus den feierlichen Eid vor dem Volk abgelegt hatte, daß nie ein anderer Bischof als Liberius sollte anerkannt werden[3]). Zwei Jahre später, als Constantius nach Rom kam, bat ihn das Volk dringend, den rechtmäßigen Bischof wieder zurückzurufen, und die edelsten Damen übernahmen es, diese Bitte dem Kaiser vorzutragen. Der Kaiser jedoch gab nach erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Felix in Rom keinen Anklang gefunden. Den Verbannten wollte er wohl zurückrufen, den Gegenbischof aber nicht seines Amtes entsetzen. Ueber diese sonderbare Zumuthung machte sich das Volk lustig: «Vortrefflich!» sagte man, «wir werden dann wie im Circus zwei Parteien haben, jede mit einem Bischof an der Spitze.»[4]) Doch erst ein Jahr später (358) kehrte Liberius wieder nach Rom zurück. Das Volk empfing ihn jubelnd und zwang Felix, ihm das Feld zu räumen; und als eine kleine Partei letzteren wieder zurückrief, wurde er abermals mit großer Schande verjagt. Hier sind wir an der dunkeln Seite in der Geschichte des römischen Bischofs Liberius angelangt. Der bereits ergreiste, durch eine lange Verbannung mürbe gewordene Kirchenfürst ist nämlich sich selbst untreu geworden. Der Gewalt weichend und durch das Unglück gebrochen, hatte er sich auf die dritte Synode von Sirmium begeben, um dort von der Kirchengemeinschaft mit Athanasius sich loszusagen und eine Compromißformel zu unterschreiben, im Sinne des Semiarianismus verfaßt, zu welchem mittlerweile Constantius und seine Hoftheologen sich bekannt hatten. Es fragt sich: Hat der römische Bischof, den die Kirche in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen

1) Epiktet von Centumcellä, ein arianischer Bischof, wirft ihm vor, daß er nur deshalb mit so großer Unabhängigkeit vor dem Kaiser aufgetreten sei, um nachher sich dessen bei den römischen Senatoren rühmen zu können.

2) «Weltgeschichte», Bd. 4, Abth. 1, S. 55. 3) Pagi, «Critica in Annales Baronii» ad ann. 355 n. 3 und ad ann. 357 n. 16, und andere behaupten, Felix sei rechtmäßiger Papst gewesen, weil eben Liberius resignirt habe. In den Kirchenbüchern wird er sogar als Heiliger aufgeführt. Die Wahrheit ist, daß er mit einem Heiligen verwechselt worden und daß um seinen Namen sich eine Legende gebildet hat, die an Denkmäler und Inschriften anknüpfte, die noch am Anfang des 6. Jahrh. vorhanden waren. S. hierüber Rossi, «Roma sotteranea», II, 107 und Abbé Duchêne, «Étude sur le Liber Pontificalis» (Paris 1877, S. 181). 4) Theodoret II, 17; Sokrates II, 37; Sozomenus IV, 15; Sulpicius Severus II.

hat, wirklich einen Schritt gethan, der seiner unwürdig gewesen? Ist er ein Apostat? Hat er aus Menschenfurcht einer Ketzerei sich schuldig gemacht? Diese ernste und viel umstrittene Frage wird mit Entschiedenheit verneint von den Gelehrten, welche die Unfehlbarkeit des Papstes glaubten vertheidigen zu sollen [5]). Die Ehrenretter des Liberius berufen sich zunächst auf Theodoret, Sokrates und Sulpicius Severus, welche die Rückkehr nach Rom berichten und nichts wissen von einer an den Bischof gestellten Bedingung. Alle andern Texte aber, welche irgendwie einen Schatten auf die Rechtgläubigkeit des Nachfolgers Petri werfen könnten, erklären sie geradezu als unecht, als verleumderische, arianische Interpolationen. Diesen Gelehrten jedoch ist es nicht gelungen, eine Reihe Zeugnisse glaubwürdiger Zeitgenossen zu entkräften, wie z. B.: Athanasius, «Historia Arianorum ad monachos» c. 89: «Liberius wurde in der Verbannung schwach (ὤκλασε) und unterschrieb aus Furcht vor dem Tode, den man ihm androhte»; und Hieronymus, «Chronicon» (Ausgabe Schöne, S. 194): «Liberius taedio victus exilii et in haereticam pravitatem subscribens, Romam quasi victor intraverat.» [6])

Nachdem Liberius seinen Bischofssitz eingenommen hatte, trat er bald wieder als Anhänger und Vertheidiger der nicänischen Lehre auf, nahm auch nach einiger Zeit den abtrünnigen (arianisirenden) Theil seines Klerus wieder in die Kirchengemeinschaft auf, betheiligte sich an der Synode von Rimini vom Jahre 359 weder persönlich noch durch Gesandte, bestätigte die Beschlüsse der Synode von Alexandrien vom Jahre 362, nahm 366 die Gesandten der Macedonier oder Semiarianer, nachdem sie das homousiastische Glaubensbekenntniß abgelegt hatten, wieder in die Kirche auf und beschloß am 23. oder 24. Sept. 366 sein vielbewegtes Leben. Die römische Kirche hat seinem Gedächtnisse den 27. Aug., die griechische den 23. Sept. geweiht.

Die uns erhaltenen Briefe des Liberius sind wichtig für die Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit. Sie finden sich am besten abgedruckt in der Sammlung von Constant: «Epistolae Rom. Pontific.», I, 422—468, wo auch weitere Nachrichten über die verlorenen Briefe gegeben sind. Die Echtheit der in die Fragmenta des Hilarius («Opp. fragm.», VI, p. 1335, n. 4) aufgenommenen Briefe wird von Hefele angezweifelt. Eine Rede des Liberius hat Ambrosius in seinem 3. Buche «De virginibus» aufbewahrt (1—3). Vgl. noch Mansi, «Collect. Concil.» III; Baronius, «Annales»; Pagi, «Critica in Annales Baronii», IV; Tillemont, «Vie de Saint-Athanase» in «Mémoires», VIII; Larroquanus, «Dissertatio de Liberio» (Genf 1670); Hefele, «Papst Liberius und das nicänische Symbolum», in «Theolog. Quartalschrift» (Tübingen 1853, S. 261—298); Hefele, «Conciliengeschichte», I; Richter, «Das weströmische Reich» (Berlin 1865, S. 334 fg.); Herzog, «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», die Artikel Liberius von Pressel und W. Möller. *(L. Will.)*

LIBERTAS, bei den Römern die personificirte Freiheit, als Göttin verehrt. Sie findet sich auf römischen Münzen als Frauengestalt dargestellt oder als Frauenkopf mit der Freiheitsmütze (pileus libertatis) oder mit dem Lorbeerkranz; als vollständige Frauengestalt, schön und reichgeschmückt und der Venus nicht unähnlich, trägt sie in der Rechten eine längliche Mütze, oder sie hebt die Hand frei, wie auffordernd, empor, im linken Arm dagegen hält sie Lanze oder Füllhorn. In Rom stand auf dem Aventin, dem politischen Mittelpunkte der Plebs, ein Tempel der Libertas, welchen Tib. Sempronius Gracchus, aus plebejischem Geschlechte, aus Strafgeldern gestiftet hatte; er hatte wahrscheinlich Bezug auf die Befreiung der Plebejer von dem patricischen Druck. Als der gleichnamige Sohn des Stifters im J. 214 v. Chr. mit seinen größtentheils aus freiwilligen Sklaven bestehenden Truppen bei Benevent ein hannibalisches Heer vollständig geschlagen und seinen Sklaven für ihre Tapferkeit die vor der Schlacht versprochene Freiheit geschenkt hatte, ließ er, nach Rom zurückgekehrt, in jenem Tempel ein Bild malen, welches diesen zu Benevent mit festlicher Lust gefeierten Sieges- und Freiheitstag darstellte (*Liv.* 24, 16). Einen Tempel der Libertas (templum Licentiae nennt ihn *Cic.* de legg. 2, 17, 42) erbaute Clodius auf dem Palatin an der Stelle, wo er Cicero's Haus verbrannt hatte, *Dio Cass.* 38, 17; 39, 11. Nach Cäsar's spanischem Siege beschloß der unterwürfige Senat die Erbauung eines Tempels der Libertas auf Staatskosten, *Dio Cass.* 43, 44. Außerdem war in Rom ein Atrium Libertatis, ein öffentliches Gebäude, in welchem die Censoren ihr Amtslocal und ihr Archiv hatten; auch wurden hier Criminaluntersuchungen vorgenommen, Gesetze und Bekanntmachungen angeheftet u. s. w., *Cic.* ad Att. 4, 16, pro Mil. 22; *Liv.* 34, 44; 43, 16; 45, 15; *Fest.* p. 241. Zur Zeit des Augustus wurde es nach einem Brande von Asinius Pollio wieder hergestellt und die erste öffentliche Bibliothek darin gegründet, *Suet.* Aug. 29; *Plin.* 7, 30; 35, 2; 56, 5, 23—25, 33. Es war an den Iden des April dedicirt worden und daher fortan dieser Tag der Libertas und zugleich dem Jupiter Victor heilig, *Ov.* fast. 4, 621—624. — In der Kaiserzeit galt Libertas als Befreierin von kaiserlichem Despotismus und Wiederherstellerin einer milderen Regierung. Nach der Hinrichtung des Sejan, des despotischen Stellvertreters des Tiberius, errichtete man auf dem Forum eine Statue der Libertas, *Dio Cass.* 58, 12. Nach der Ermordung des grausamen Commodus ward das vor dem Senat stehende Bild desselben umgestürzt und sofort an derselben Stelle ein Bild der Freiheit aufgestellt, *Herodian.* 1, 14. *(H. W. Stoll.)*

---

5) So Stilting, «Acta Sanctorum» (Bd. 6, 23. Sept., S. 572 fg. und S. 598 fg.); Franz Anton Zaccaria, «Dissertatio de commentitio Liberii lapsu»; Palma, «Praelectiones Hist. eccl.» (Rom 1838, I, 2, S. 94 fg.); Reinerding, «Beiträge zur Honorius- und Liberiusfrage» (Münster 1865; 2. Ausg. 1870). 6) Vgl. noch Athanasius, «Apologia contra Arianos», c. 89; Hieronymus, «Catalogus», c. 97; Sozomenus, «Hist. eccl.», IV, 11, 15; Hilarius, «Contra Constantium imperatorem», 11; Philostorgius, «Fragm. eccl. hist.», IV, 3.

LIBITINA, altitalische Göttin des Todes und der Todtenbestattung, deren Verehrung nach Plutarch (Numa 12) König Numa in Rom angeordnet haben soll, damit die gegen die Verstorbenen zu beobachtenden Pflichten richtig erfüllt würden. Alles, was wir von dieser Göttin wissen, deutet auf Tod und Leiche. Sie hatte zu Rom einen Hain (lucus Libitinae) mit einem Tempel, in welchem die Todtenbahren und alle Geräthe, welche zur Todtenbestattung nöthig waren, aufbewahrt und kauf- oder miethweise ausgegeben wurden. Der Libitinarius, der Leichenbesorger, der mit seinem Gehülfen dort seine Niederlage hatte, übernahm es in der Regel für die wohlhabenderen Familien, das ganze Begräbniß zu besorgen; er lieferte nicht blos die nöthigen Geräthschaften, sondern auch das zur Bestattung erforderliche Personal, wie die Leichenwäscher und Salber, die Klagefrauen, Musiker, Leichenverbrenner u. s. w., *Plut.* Quaest. R. 23; Schol. zu *Hor.* Od. 3, 30, 7; *Ascon.* argum. Cic. Milon. Sein Geschäft hieß geradezu Libitina (Libitinam exercere, *Valer. Max.* 5, 2, 10); überhaupt wurde der Name Libitina für die Bestattung und ihr Zubehör, wie Bahre und Scheiterhaufen, und für den Tod selbst gebraucht, *Liv.* 40, 19; 41, 21; *Hor.* Od. 3, 30, 7; Sat. 2, 6, 19; Ep. 2, 1, 49; *Mart.* 10, 97, 1. Das Thor des Amphitheaters, durch welches die gefallenen Gladiatoren aus der Arena ins spoliarium getragen wurden, hieß porta Libitinensis, *Lampr.* Commod. 16. Servius Tullius hatte angeordnet, daß für jeden Verstorbenen ein Geldstück in den Tempel der Libitina entrichtet werden müsse, *Dionys.* R. A. 4, 15. Dort wurde denn auch über die Todtengelder Rechnung geführt (*Suet.* Nero 39: pestilentia unius auctumni, quo triginta funerum millia in rationem Libitinae venerunt). — Die Libitina wurde theils mit Proserpina, theils mit Venus identificirt, *Plut.* Quaest. R. 23; Numa 12. Die letztere hatte die Beinamen Libitina, Libentina, Lubentina und Lubia (*Varro* l. l. 6, 47; *Cic.* de n. deor. 2, 23; *Serv.* V. Aen. 1, 720), welche sie als eine Göttin der Lust und der Neigung bezeichneten (libet, lubet, libido); aber es bleibt ungewiß, ob diese für uns seltsame Vereinigung der Lust- und der Leichengöttin blos durch den Gleichklang der Namen oder durch eine tiefere Anschauung des Volksglaubens, welche Entstehen und Vergehen, Leben und Tod der Macht einer einzigen Gottheit unterwarf, herbeigeführt worden ist. *(H. W. Stoll.)*

LIBLAR, Pfarrdorf im preußischen Regierungsbezirk Köln, Kreis und Amtsgericht Euskirchen, an der Erft, Station der Rheinischen Eisenbahn (linksrheinisch, Köln-Trier), Post- und Telegraphenamt; zählte im J. 1880 1156 Einwohner, darunter 1135 Katholiken. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft. Hier Schloß Gracht, Stammsitz des Grafen Wolff-Metternich. *(A. Schroot.)*

LIBOURNE, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements des französischen Departements Gironde, an der Mündung der Isle in die Dordogne, Station der Orléans-Bahn, mit (1882) 12,900 Einwohnern, ist der Sitz eines Gerichtshofes erster Instanz, eines Handels- und Friedensgerichts. Die Stadt besitzt eine öffentliche Bibliothek von 12,000 Bänden, hat Museum und Theater, am Markte eine Bronzestatue des Herzogs von Decazes. Es wird dort Weinbau, Schiffsbau, Fabrikation von wollenen Zeugen und Militärbekleidung, Gerberei u. s. w. betrieben, auch besteht lebhafter Handel (15 Jahrmärkte) in Wein, Getreide u. a. mit bedeutender Küstenschiffahrt. Libourne wurde 1286 von Eduard I. von England auf der Stelle des antiken Condate gegründet. *(A. Schroot.)*

Libration, die scheinbare Schwankung des Mondes (s. unter diesem Artikel).

LIBURNIA ist eine Küstenlandschaft Illyriens, vom Volke der Liburner bewohnt, deren Wohnsitze *Scylax* c. 21; *Ps.-Scymnus* v. 402 fg.; *Apollod.* bei *Steph. B.* p. 648; *Dion. Per.* v. 384; *Eust.* zu *Dion. Per.* a. a. O. zwischen Istrien und dem Katarbatosflusse (jetzt Cermanja), der Nordgrenze der Hyller und eigentlichen Illyrer, ansetzen. Späterhin schwankt die Südgrenze zwischen dem Nar (*Apoll. Rhod.* 4, 562 und Schol. z. St.; *Scymn.* bei *Steph. B.* p. 508; Schol. Nicandr. Ther. 607; *Mela*, hier älteren Quellen folgend, 2, 57) und dem Titiusfluß (*Flor.* 1, 21; *Eratosth.* bei Schol. Apoll. Rhod. 4, 1215; vgl. *Appian.*, Ill. 12; *Polyb.* 2, 11 fg.). Nach Strabo S. 269 sollen die Liburner im 8. Jahrh. v. Chr. sogar Corcyra bewohnt, nach Plinius 3, 112 einst Theile von Italien beherrscht haben.

Bekannt waren die Liburner schon den ionischen Geographen (*Hecat.* bei *Steph. Byz.* p. 415, 445, 594, 646; *Aeschyl.* bei *Pollux* 7, 60, Fragm. 330 Herm.), mehr aber kamen die Griechen mit ihnen in Berührung, als Anfang des 4. Jahrh. Dionys von Syrakus nur wenig südlich ihrer Grenzen seine Colonien Heraclea, Pharus, Issa gründete, die freilich unter der Seeräuberei ihrer barbarischen Nachbarn nicht wenig zu leiden hatten. Da das Land der Liburner mit Ausnahme eines schmalen Küstenstrichs gebirgig, rauh und wenig fruchtbar war (*Strabo* p. 317; vgl. *Plin.* N. H. 8, 191), waren die Barbaren auf die Früchte der See angewiesen, und Seeraub gewerbmäßig zu betreiben, war bei ihnen gesetzlich erlaubt (*Polyb.* 2, 8). Mit ihren trefflich gebauten Schiffen wurden sie bald der Schrecken aller Küstenbewohner der Adria (*Suid.* s. v. *λιβυρνικαὶ νῆες*, p. 662 B.; *Plin.* 10, 63; *App.* Illyr. 3; *Liv.* 10, 2; *App.* b. c. 2, 39); bald hier, bald dort tauchten sie unvermuthet auf, das ganze obere Meer unsicher machend.

Im 1. Jahrh. (51 v. Chr.) gaben sie sich, von ihren südlichen Nachbarn bedrängt, als «Bundesgenossen» in den Schutz der Römer (*App.* Ill. 12; vgl. aber b. civ. 1, 77), traten im Bürgerkriege auf Seite Cäsar's (*Caes.* bell. civ. 3, 5), wurden aber wenige Jahre nachher (34 v. Chr.) von ihren Freunden bekriegt, entwaffnet und angeblich ihrer sämmtlichen Schiffe beraubt (*App.* Ill. c. 16; *Dio C.* 49, 34). Dennoch sehen wir sie in der Schlacht bei Actium auf Octavian's Seite am Kampfe betheiligt, wobei sie sich rühmlichst auszeichneten (*Veget.* 4, 23). Bei der darauffolgenden Regulirung der Grenzen ward ihnen das ganze Flußgebiet des Titius zugeschlagen,

welches ihnen bis in die späteste Kaiserzeit verblieb (*Plin.* N. H. 3, 139; *Ptol.* 2, 16, 2; Tab. Peut.; Geogr. Rav. 4, 22, p. 223).

Vgl. *Procop.*, B. Got. 1, 7; 15; *Verg.* Aen. 1, 244; *Serv.* zu *Verg.* a. a. O. Ueber ihre Sitten vgl. *Nicol. Dam.* bei *Stob.* 44, 41 (p. 147, Dind.); *Scyl.* c. 21. (*W. Sieglin.*)

LIBUSSA (sprich Libuscha), die sagenumwobene Stammmutter der Przemyslidischen Herrscherfamilie, bildet die vornehmste Gestalt jenes Mythenkreises, der in der Geschichte Böhmens nach dem Tode Samo's (658) einen langen Zeitraum ausfüllen muß, über welchen gleichzeitige und echte Geschichtsquellen völliges Schweigen bewahren. Die älteste Ueberlieferung der von spätern Chronisten und Dichtern vielfach ausgeschmückten Sage stammt von dem böhmischen Geschichtschreiber Cosmas (gest. im J. 1125). Dieser berichtet (Ausgabe von Pertz, «Monumenta», SS, Bd. 9, S. 34 fg.): Um die Zeit erstand ein durch vorzügliche Eigenschaften hervorragender Häuptling Namens Croccus (Krok); er hatte keine männlichen Nachkommen, wohl aber drei Töchter, von denen jede durch besondere Geistesgaben sich auszeichnete. Kazi, die älteste, verstand sich auf die Heilkraft der Kräuter und die Kunst des Gesanges, während Tetka, die zweite, sich besonders bewandert in den Gebräuchen des heidnischen Götterdienstes zeigte. Die jüngste aber, «Lubossa» mit Namen, die klügste unter den dreien, scharfsinnig in ihren Rathschlägen, eindringlich durch ihre Beredsamkeit, keusch und ehrbar in ihren Sitten, kannte auf das genaueste die Bräuche und Rechte des Volks und weissagte prophetischen Blicks die zukünftigen Ereignisse. Deswegen wurde sie auch vom Volke nach dem Tode des Vaters zum Richter erwählt. Als sie aber einst in Grenzstreitigkeiten zweier Vornehmen das Urtheil gesprochen hatte, hielt sich der eine für verkürzt, erging sich in heftigen Schmähreden gegen die Richterin und sprach unter anderm: «Von Männern sei es nicht zu ertragen, sich listigen Urtheilssprüchen eines Weibes zu fügen.» Darob tief verletzt, erklärte Lubossa, sie wolle dem Volke einen Mann zum Richter und Führer bestellen, und nachdem sie sich mit ihren Schwestern berathen, bezeichnete sie genau den Ort Stadici am Flüßchen Belina und das Feld, wo man ihren zukünftigen Gemahl Przemysl mit zwei Ochsen pflügend finden werde. Ihr Zelter, dem sie folgen sollten, werde ihnen den Weg zeigen. Alles erfüllte sich der Verkündigung gemäß, und unter noch weitern wunderbaren Ereignissen wurde Przemysl zum Gemahl Lubossa's und Herrscher des Volks eingeholt. Auch die Gründung von Prag wird in der Sage auf Libuscha zurückgeführt, die den Namen Prag (Praha, auf práh, Schwelle, bezogen) nach der Antwort des zuerst befragten Arbeiters gewählt habe.

Während Cosmas in seiner ältesten Ueberlieferung der Sage das heidnische Wesen der drei mit Zauberkräften ausgerüsteten Schwestern stark betont, tritt in der späteren Ausbildung der Mythe mehr das nationale Moment in den Vordergrund, und in dem «Libušin soud» (Libuscha's Gericht), dem Fragmente eines angeblichen, in der That gefälschten altczechischen epischen Gedichtes, dessen Ursprung bis in das 9. Jahrh. zurückdatirt wird, ist geradezu der Versuch gemacht, Libuscha als Vertreterin des altslawischen Erbrechtes im Gegensatze zum deutschen zu verherrlichen.

Die neuere böhmische Geschichtsforschung nimmt als historischen Kern der Sage folgende Möglichkeit an: Krok, ein Nachkomme Samo's, lebte in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. Seine Tochter Libuscha vermählte sich mit Przemysl, einem Wojwoden (der Lemuzen?) aus dem Biliner Gau im Anfange des 8. Jahrh. Von ihnen stammte die spätere herzogliche und königliche Dynastenfamilie der Przemysliden ab. — Unweit Türmitz im Bezirke Aussig liegt gegenwärtig das Dorf Stadiz, der angebliche Heimatsort Przemysl's. Auf dem sogenannten «Königsfelde» in der Nähe desselben erhebt sich das 1841 vom Grafen Erwein Nostitz gesetzte Denkmal Przemysl's, bestehend in einem Kolossalpflug aus Gußeisen auf einem Piedestal von Quadersteinen. Die Basreliefs an den Seiten, Scenen aus der Sage darstellend, stammen von dem Bildhauer Joseph Max. Bei einem Hause im Dorfe wird eine Haselnußstaude gezeigt, die von einem Ableger jenes Strauchs stammen soll, welcher der Sage nach aus dem von Przemysl in die Erde gesteckten Stabe emporsproß. Dieses Strauches auf dem Königsfelde wird übrigens auch schon in einer Urkunde Karl's IV. vom 12. Mai 1359 gedacht und die Erhaltung desselben anbefohlen. (*L. Schlesinger.*)

LIBYEN war der früheste Name Afrikas; man bezeichnete damit bald den nördlichsten Streifen vom Atlasgebirge zum Rothen Meere, bald in weiterem Sinne Afrika überhaupt, dessen Nilländer und nördliche Küsten bekannt waren, während man die terra incognita des Innern seit Herodot Aethiopien nannte. Libyen in engerem Sinne bestand aus zwei Haupttheilen: Marmarika und Kyrenaïka. Ersteres umfaßte die vom *Busen* der großen Syrte nach der ägyptischen Grenze ziehenden steinigen unfruchtbaren, äußerst wasserarmen Küstenländer, die einen nur für Schaf-, Ziegen- und Kamelzucht geeigneten Boden haben. In demselben blieben keine Denkmäler zurück, wohl aber in der Oase Siwah, in welcher schon früh eine ägyptische Colonie den Cultus des thebaischen Hauptgottes Amun einführte. Hier wurde auch ein Orakel gegründet, das von Griechen viel besucht und dessen Stätte als Ammonion, Ammonische Oase bezeichnet wurde. Das vorzügliche Steinsalz der diese Oase umgebenden Berge war so berühmt, daß es allein für den Tisch der Perserkönige gebraucht wurde. Reste des mit Hieroglyphen-Inschriften bedeckten Tempels haben sich bis in die Gegenwart erhalten, ebenso bei der Bevölkerung die unveränderte, nicht durch das Arabische verdrängte Sprache. Der zweite Theil, Kyrenaïka, erhebt sich als ein 500 bis 700 Met. hohes Plateau über die libyschen Wüstenebenen. Es ist im Gegensatz zu diesen regen- und quellenreich, an den Küstenabhängen und in den Thalfurchen reich bewaldet, ergiebig an Oel, Wein und aromatischen Kräutern. Die Hauptstadt Kyrene

hat der ganzen Landschaft den Namen gegeben. Jetzt bezeichnet man das Plateau auch mit dem Namen Barka, einer Stadt, welche in dem westlichen Theile dieser Hochebene liegt.

Libysche Wüste nennt man den östlichen Theil des großen, den Norden Afrikas durchziehenden Sandmeeres. Im allgemeinen von der großen Karavanenstraße Tripolis-Mursuk-Bilma-Kuka im Westen bis zum Nilthal im Osten reichend, bestimmt Rohlfs die Grenzen derselben näher; er nimmt als Westgrenze den 23.° östlich von Greenwich, als Südgrenze den 17.° nördl. Br.; als Nordgrenze das libysche Küstenplateau und als Ostgrenze eine Linie an, welche von dem Schnittpunkte des 28.° 30′ nördl. Br. gezogenen Parallels mit 26° östl. L. von Greenwich nach dem 20.° nördl. Br. geht, wo denselben der 29.° östl. L. von Greenwich trifft. Das große Innere der Libyschen Wüste ist noch unaufgeklärt, obgleich gerade in neuerer Zeit größere Forschungsreisen stattfanden. Die Kenntniß der Alten beschränkte sich auf die Oasen, welche mit Aegypten in Verkehr standen und theilweise sogar als Verbannungsorte dienten. Noch heutzutage setzen die Ueberreste gewaltiger Römerbauten (besonders in Chargeh) den Besucher in Erstaunen. Die älteren Schriftsteller: Herodot, Strabo, Plinius sprechen nur von drei Oasen, der großen (südlichen oder thebaischen; arabisch Uah-el-Daqhel und el Chargeh), der kleinen (nördlichen, arabisch Uah-el-Bacharije). Diese waren zuerst von Libyern bewohnt, unter denen sich erst spät Aegypter, vereinzelt auch schon in der Perserzeit Griechen ansiedelten. Die dritte Oase war das Ammonion, das heutige Siwah. Die Reihe der neueren Forscher beginnt mit Hornemann 1789—99, welcher als erster Europäer über Siwah und Audschila nach Mursuk dringt. Ferner: 1810 Seetzen, 1816 Belzoni, 1819 Edmonstone, 1819—22 Cailliaud und Letorzec, deren vorzügliche Arbeiten die Basis unserer Kenntniß bilden. In den J. 1820—25 Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg; 1824—26 Pacho, 1831 Linant de Bellefonds, 1832—33 Hoskins, 1873—74 die Expedition von Rohlfs, bestehend aus dem Führer, Hofrath Rohlfs, dem Professor Zittel (Paläontolog), dem Botaniker Ascherson, dem Professor Jordan (Geodäsie) und dem Photographen Remelé; 1874 Schweinfurth (el Chargeh), 1875 Brugsch mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg.

Die Resultate dieser Forschungsreisen haben uns über einen Theil des Wüstengebietes aufgeklärt. Die südlich des libyschen Plateaus hinziehende Depression setzt sich nach Süden nicht weiter fort, der Bahr-Belama, wie er als continuirliches leeres Flußbett zwischen Siut, Dachel, Farafrah, in Dachel selbst und östlich von Beharieh angenommen und auf Karten fixirt worden ist, existirt nicht. Im Süden des Ammonion, dessen Senkung unter den Meeresspiegel 29 Met. beträgt, steigt das Terrain stetig an, sodaß die große Oase Kufarah oder Kufra bereits in 300 Met., der südliche Theil derselben Kebabo aber in 400 Met. Meereshöhe liegt. Zwischen dem Nil und den libyschen Oasen breitet sich eine steinige zusammenhängende Hochebene aus, welche von keinem nennenswerthen Quer- oder Längenthale durchschnitten, von keiner bedeutenderen Bergspitze überhöht wird. Nach Süden bis zum Wadi Melk reichend, verliert sie in dieser Richtung an Breite, fällt nach Osten zum Nil, nach Westen schroff zur Oaseneinsenkung ab. Im allgemeinen 200 Met. hoch, erreicht sie ihren Culminationspunkt zwischen Chargeh und Dachel mit 538 Met. Meereshöhe. Im Süden geht die Hochebene zu dem sudanischen Gebiet über. Zwischen den Oasen und den den mittleren Theil der Sahara überhöhenden Gebirgsländern von Tibesti und Fessan breitet sich der noch zum größten Theil unbekannte eigentliche Sandocean aus, welcher von 100 bis 120 Met. hohen Dünenwellen durchzogen wird. Der die Oasen von dem Nilthale trennende Rücken ist ein Kalkgebirge von großer Eintönigkeit, dessen Höhe zwischen Esneh und Chargeh 400 bis 453 Met., zwischen Farafrah und Siut 280 Met. beträgt. Rohlfs fand hier eine Tropfsteinhöhle mit herrlichen 3—4 Fuß von der Decke herabhängenden Stalaktiten. Wie räthselhaft sind diese durch Süßwasserdurchsickerung entstandenen Hängesäulchen inmitten der wasserarmen Wüste! (Vgl. Rohlfs: «Drei Monate in der Libyschen Wüste».) Die Vegetation ist mitunter völlig erstorben, mitunter so spärlich, daß nicht einmal die genügsamen Kamele ausreichendes Futter finden können. Der Abfall des Plateaus zu den Oasen ist ungemein steil. Senkrechte Kalkwände von grauer, rosarother und violetter Farbe bauen sich zu beträchtlicher Höhe auf. Losgelöste Felsstücke haben sich oft tief in den weichen grünen Mergelboden des Thales eingegraben und bilden ein wirres Durcheinander. Der Abstieg in den Kessel ist ein ungemein schwieriger, häufig verunglücken die Kamele und dann ist Thier und Beladung verloren. Außerhalb der Oasen unterscheidet man drei Arten von Gebiet. Erstens Sserir, d. h. Fels, mit kleinen Steinen und Flugsand; dann Hammada, reine Felsplatten; schießlich den Ocean des Flugsandes selbst. Letzterer ist mit Dünenzügen bedeckt. Professor Jordan sagt über dieselben: «Die Dünen der Libyschen Wüste bestehen aus sehr feinkörnigem gelben Quarzsande. Auf der Windseite ist die Düne convex, auf der Leeseite concav mit steilster Böschung von 30°. Der Dünenkamm bildet eine feine, wie mit einem Messer geschnittene Kante. Die Länge der einzelnen Dünenzüge geht bis zu 50 Kilom., doch ist der Kamm selbst nicht eine stetige Linie von dieser Länge, sondern er zeigt selbst ein Profil, das dem Querprofil einer Düne ähnlich ist, weil auf die Hauptdüne nach ihrer Längsrichtung gewissermaßen Dünen zweiter Ordnung aufgeweht sind. Hieraus folgt, daß die Dünen ihre jetzige Gestalt dem Winde verdanken, denn jeder Wind erzeugt auf einer horizontalen Sandfläche sofort Dünenbildung im Kleinen.» Die Höhe der Dünen ist je nach der Oertlichkeit verschieden; mitten im Sandmeere 100 Met.; auf dem Plateaurücken 10—15 Met.; die höchsten Dünen liegen in der Niederung von Farafrah in einer Höhe von 150 Met. (Rohlfs). Die Dünen werden vom Winde vorwärts bewegt; obgleich über Art und Schnelligkeit dieses Vorganges noch Beobachtungen angestellt werden müssen, so ist doch das sicher, daß die Bewegung nur langsam

geschieht, geben doch die Beduinen den hervorragenderen Dünenzügen Namen und prägen sich die Gestalt derselben so ein, daß sie leicht wieder erkannt werden und zur Orientirung dienen können. Die Hauptfarbe der Sandwälle ist, wie bereits erwähnt, lichtes Gelb; sie wird gelbroth bis rothbraun, wenn kleine Feuersteine und Chalcedon-Knollen die Abhänge bedecken; dunkelblau, stahlfarben, wenn Schwefelkies den Sand mengt. Eigenthümlich sind die sowol in den Oasen als auch in der Wüste vorkommenden «Zeugen», d. h. Ueberreste aus der tertiären Erdepoche. Diese meist aus schneeweißem Kalk bestehenden Steingebilde haben die Gestalt von Minarets, Thürmen, Obelisken, Häusern, Thieren und Menschen. Eine größere Anzahl solcher Zeugen nennt man Charaschaf, Felslabyrinth; man trifft solche Anhäufungen an mehreren Stellen, die bedeutendste ist die von Dachel. Eigentliche Straßen gibt es in der Wüste nicht, doch weisen hin und wieder aufgestellte Merkmale, Steinhaufen (Albamat), die oft ein bis zwei Stunden voneinander entfernt stehen, die Richtung. Auf hammad-ähnlichem Boden findet man häufig markirte Pfade, die nach den Oasen hinleiten. Im Flugsande selbst dienen von Karavanen verlorene oder absichtlich weggeworfene Gegenstände, besonders aber die Losung der Kamele und Esel zur Orientirung. Forschungsreisende abstrahiren wol auch von den alten ausgetretenen Karavanenstraßen und richten sich allein nach dem Kompaß. Wie schwer das Ankämpfen gegen die von Nordnordwest nach Südsüdost in wellenförmiger Anordnung ziehenden Dünen in pfadloser Wüste ist, mußte auch die Rohlfs'sche Expedition erfahren. Sie mußte die ursprünglich nach Kufra gehende Marschrichtung aufgeben und nach Norden abbiegen, um die Oase Siwah zu erreichen. Das Klima der Wüste ist ein trockenes, gesundes, wenn auch das Thermometer mitunter über 50° C. zeigt. Die geringste Temperatur kann auf —5° C. angenommen werden (Professor Jordan fand 1874 im Februar in einer über Nacht mit ein wenig Wasser ins Freie gesetzten Schüssel Eis in einer Stärke von 4 Millim.). Die Annahme, daß es in der Libyschen Wüste nie regne, ist eine irrige. Rohlfs erlebte auf seiner Reise mitten im Sandmeere einen Regen, der vom 2. bis 5. Febr. 1874 beständig andauerte und den Dünensand bis 12 Centim. tief durchfeuchtete. Zum Andenken nannte er den Ort «Regenfeld» (25° 11′ 10″ nördl. Breite, 28° 6′ östl. L. von Greenwich, 450 Met. über dem Meere). Professor Jordan berichtet außerdem noch von zwei schwächeren Regen, sowie von Thau- und Reifbildung. Die große Transparenz der Luft läßt entferntere Gegenstände mit großer Deutlichkeit erkennen. Merkwürdig sind die zahlreich vorkommenden Luftspiegelungen. Der Ozongehalt der Luft ist ein großer, der Wasserdampf beträgt im Winter 5,05 Gramm auf den Kubikmeter Luft. Die Oasen sind beckenartige Vertiefungen in der rauhen Oberfläche der Wüste. Das Wort Oasis kommt aus dem Altägyptischen, gerade wie das arabische Wort Uah, welches sich auch im Koptischen findet und eine bewohnte Station bedeutet. Die Existenz der Oase knüpft sich an den wasserspendenden Quell (Ain) oder Brunnen (Bir). Selbst der dürftigste Sandboden der Wüste wird zur Erhaltung der Vegetation fähig, wenn man es nicht an Bewässerung fehlen läßt. Die in den Oasen angebauten Culturpflanzen werden nun auch durch eine Tag und Nacht in Gang bleibende Berieselung zu nutzbringender Entfaltung ihrer Früchte gebracht. Die Oasen haben mitunter bedeutende Ausdehnung und umfassen meist mehrere Ortschaften und Culturflächen. Alle zusammen (d. h. Siwa, Beharieh, Farafrah, Dachel, Chargeh) haben eine Culturfläche von 103 □Kilom., auf der 43,095 Bewohner leben. In den Gärten der Oasen findet man fast nur Fruchtbäume, unter denen die Dattelpalme bedeutend überwiegt. Aus Siwah allein werden vom October bis März durch Hunderte von Kamelen circa 30,000 Centner Datteln exportirt. Außer der Dattelpalme findet man noch Oelbäume, kleinere Fruchtbäume, den Opuntien-Cactus und Sykomoren. Das Gartenland unter den Fruchtbäumen ist in der Regel mit Bersim-Klee bebaut (Trifolium alexandrinum). Von Getreidearten werden Weizen, Gerste, Reis und Durrah, außerdem rother Pfeffer, Taback, Zwiebeln, Aloe, Bohnen, Erbsen, Tomaten als Nutzpflanzen cultivirt. Von Zierpflanzen existiren in den Oasen nur wenige Rosensträucher in den Gärten der Reichsten. Die wildwachsenden Pflanzen umgeben als ein schmaler, häufig unterbrochener Gürtel die Culturen. Der bemerkenswertheste Baum unter diesen ist der Giftbaum Oschar, mit breiten graugrünen Blättern (Calotropis procera). Bei der geringsten Verletzung ergießt er einen dünnflüssigen Milchsaft. Seine Früchte sind faustgroß, kugelrund und dünnhäutig. Verschiedene dem Kapernstrauch verwandte Arten, Tamarisken, Zwergakazien (Prosopis Stephaniana), Coloquinten vervollständigen die strauchartigen Gewächse. An den Quell- und Grabenrändern blühen Weidenröschen, Sellerie, Tausendgüldenkraut, Ehrenpreis, Polei-Minze und Bunge, der sehr giftige Sekerân (Scopolio mutica) und Barnuf (Conyza Dioscoridis). Sehr zahlreich sind die Unkräuter des cultivirten Bodens. In die Oasen eingeführt hat man die Ssant-Akazie, Dumpalme, Baumwolle, Indigo. Die Fauna ist eine geringe. In den Oasen werden einige Pferde gehalten, außerdem gibt es noch Hunde, Esel, Rinder, Ziegen, Schafe und Katzen, jedoch keine größeren Raubthiere; nur der Wolfshund gehört hierher. Zahlreich sind Fenneks, ebenso Gazellen, Mäuse und Springmäuse. Von Geflügel werden Puter, Hühner und Tauben gehalten. Wild kommen vor: wilde Tauben, Raben, wilde Enten und Reiher, Sperlinge, Rohrsänger und Bienenfresser. Der Strauß legt seine Eier gern in der Einsamkeit des Sandoceans; hier finden wir nur an den Stellen, welche gar keine Vegetation aufweisen, auch kein Thierleben. In den Wadis nähren Futterkräuter Gazellenheerden; vereinzelt finden sich Dorngebüsche und Akazien, an welche dann auch animalisches Leben (Schlangen, Eidechsen) geknüpft ist. Das wichtigste Thier ist das Kamel, das Schiff der Wüste, das Verbindungsmittel der bewohnten Plätze. Es ist ausnahmslos das Dromedar, welches durch die Araber mit nach Afrika gebracht worden ist. Ein Lastkamel

trägt gewöhnlich vier Centner und legt in einer Stunde $3\frac{1}{4}$ Kilom. zurück. Die Wüstenbewohner geben dem Thiere je nach Geschlecht und Alter verschiedene Namen, verstehen sehr gut es zu warten und zu beladen. Ebenso wie Flora und Fauna nur in den Oasen ein gedeihliches Fortkommen finden, so auch der Mensch. Die Bewohner, libysche Völker, haben sich meist mit Arabern gemischt, die auch verstanden haben, ihre Sprache und ihre Religion, den Islam, denselben aufzuzwingen. An der Westgrenze der Libyschen Wüste lebt in der Oase Tibesti das Volk der Tibbu, Teda oder Tu, welche von einigen zu den Negern, von andern zu den Berbern gerechnet werden. Politisch gehört die Libysche Wüste östlich des 25.° östl. L. von Greenwich zu Aegypten, während die große Oase Kufra mit zu dem Vilajet Tripolis gehört. Die Bewohner, theils Tibbu, theils Suya-Araber, unterhalten einen regen Verkehr über Audschila nach Barka. Rohlfs und sein Begleiter Stecker sind die einzigen Europäer, welchen es bisher gelang, in diesen über 17,000 □Kilom. großen Oasenarchipel einzudringen.

Vgl. H. Kiepert, «Alte Geographie» (Berlin 1878); J. Klein, «Physische Geographie der Libyschen Wüste» («Gaea», 1876); Schweinfurth, «Notizen zur Kenntniß der Oase El Chargeh» («Petermann's Mittheilungen», 1876); Rohlfs, «Expedition in der Libyschen Wüste» (Kassel 1875); J. Chavanne, «Sand- und Steinwüste» (Textbeilage zu Hölzel's «Geogr. Charakter-Bildern», Wien 1884); Balbi, «Erdbeschreibung von Dr. Chavanne»; Ernbacher, «Die wichtigsten Forschungsreisenden des 19. Jahrh.» (Braunschweig 1880).

(Walter v. Jablonowski.)

LIBYSSA, eine kleine befestigte Ortschaft Bithyniens (*Steph. Byz.* p. 416; *Ptolem.* 5, 1, 13; vgl. *Nepos* Hann. 12), am astacenischen Meerbusen unweit der Mündung des Libyssusflusses gelegen (*App.* Syr. c. 11; *Plin.* N. H. 5, 148), an der Straße von Calchedon nach Nicomedia, 22 oder 25 römische Meilen von letzterer Stadt entfernt (Itin. Ant. p. 139; Itin. Hieros. p. 572), ist lediglich durch den 183 v. Chr. hier erfolgten Tod Hannibal's bekannt geworden (*Plut.* Flam. c. 20; *Paus.* Descr. Gr. 8, 11, 11; *Amm. Marc.* 22, 9, 3; *Eutrop.* 4, 5; *Zonar.* 9, 21; *Tzetz.* Chil. 1, 798 fg.). Der Grabhügel des großen Karthagers mit der Aufschrift: «Hannibal hic situs est» (*Aur. Vict.* de vir. ill. c. 42) wurde noch in den Tagen des ältern Plinius gesehen, der Ort selbst aber war im 1. Jahrh. n. Chr. bereits untergegangen (*Plin.* N. H. a. a. O.). Auch Appian weiß nur noch von einer «Ebene» Libyssa am Flusse Libyssus. Arrian, der aus dem nahen Nicomedia gebürtig, die Gegend freilich aus eigener Anschauung kennen sollte, wollte Libyssa in einem nahe gelegenen Städtchen, das den Namen *τὰ Βουτίου* führte, wiederfinden (Cramer, Anecd. 3, p. 353; auch in Frg. Hist. Gr. 3, p. 600, fr. 75 a). Im 4. Jahrh. sehen wir, wie die angeführten Itinerare zeigen, Libyssa an der Stelle des heutigen Maldysem (Leake, Asia minor, p. 9) wieder aufgebaut. *(W. Sieglin.)*

LIBYTHEA *Fabricius* (Hecaerge *Hübner*), eine Gattung der Tagfalter, eine eigene Gruppe in der Abtheilung der Nymphaliden bildend. Sie ist durch die ungewöhnliche Länge der Taster, welche die Länge des Thorax erreicht, ausgezeichnet. Die Vorderbeine des Männchens sind pinselförmig verkümmert, während die des Weibchens vollständig entwickelt sind; die Mittelzelle (in der Aderung) der Hinterflügel ist nicht geschlossen; die Vorderflügel haben eine abgestutzte Spitze und scharfwinkeligen Hinterrand. Die in einzelnen Arten in der östlichen und westlichen Hemisphäre vertretene Gattung lebt auf Arten der Zürgel- oder Nesselbäume (Celtis). Eine südeuropäische Art ist Libythea celtis, Raupen leben auf Celtis australis. *(J. Victor Carus.)*

LICATA, Stadt in Sicilien, zur italienischen Provinz und zum Districte Girgenti gehörig, liegt in malerischer Lage am Fuße grüner Berge in wein- und ölreicher Gegend, zum Theil auf einer kleinen Halbinsel zwischen einem Vorgebirge und der Mündung des Salso oder Imera in das Mittelländische Meer an der Bahn Canicatti-Licata und zählt (als Gemeinde) 17,439 Einwohner. Es ist die bedeutendste Handelsstadt im südlichen Sicilien und führt namentlich Schwefel aus (jährlich über 3 Mill. Mark), außerdem auch Weizen, Wein, Oel, Mandeln, Soda; indeß ist der Hafen seicht und nur kleineren Schiffen zugänglich. Von den Gebäuden sind nur die alte Hauptkirche am Seethor in gothischem Stil, als malerische Zierden das alte Castel Sant' Angelo auf der Höhe des Berges und Castel San Giacomo auf der Felsklippe erwähnenswerth. — Licata steht an der Stelle des von Phintias, dem Tyrannen von Akragas, auf den Trümmern von Gela gegründeten Ortes Phintias, am Fuß des Eknomos (jetzt Sant' Angelo), an welchem 310 v. Chr. die Schlacht zwischen Agathokles und den Karthagern stattfand. Der alte Ort war bei weitem ausgedehnter als die heutige Stadt, welche 1553 durch ein franco-türkisches Geschwader verbrannt und später durch Philipp IV. von Spanien zum Theil wieder aufgebaut wurde. *(E. Kaufmann.)*

LICEA, eine von Schrader aufgestellte Gattung der Myxomyceten mit verschieden gestalteter, dünnhäutiger, glatter, ziemlich dauerhafter, unregelmäßig zerreißender Peridie und gehäuften Sporen ohne Flocken. Fries brachte diese Gattung, von welcher einige Arten früher mit Dermodium vereinigt wurden, in die drei Abtheilungen Phelonitis mit sehr kleinen, punktförmigen, mit flacher Basis aufsitzenden, bisweilen oberhalb gerandeten Peridien, Serpularia mit an der Basis plattgedrückten Peridien von länglich-linienförmiger Gestalt und Tubulina mit walzenförmigen, aufrechten, rasenweise auf einer ausgebreiteten, häutigen Grundlage befindlichen Peridien. Diese letztere mit den Arten Tubulina cylindrica und T. fragiformis wird aber ebenso häufig als besondere Gattung betrachtet. *(A. Garcke.)*

LICH, Stadt in der hessischen Provinz Oberhessen, im Kreise Gießen, 13 Kilom. von der Stadt Gießen, Sitz eines Amtsgerichts, an der Wetter und der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Eisenbahn gelegen,

mit (1885) 2499 evangelischen Einwohnern, in Urkunden Lichona, Lichonis villa, Liocha, Liochen. Von den uralten Festungswerken sind nur schwache Reste übrig. Die Einwohner treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht. Besonders bemerkenswerth ist das alterthümliche Schloß mit schönem Park, jetzt noch die Residenz der ehemals reichsunmittelbaren Fürsten von Solms-Lich, und die aus dem 15. Jahrhundert herrührende Stiftskirche. Lich ist Sitz mehrerer großherzoglich-hessischen Behörden und der Mittelpunkt der ausgedehnten fürstlich Solms-Lich'schen Besitzungen. In seiner Umgebung finden sich Spuren alter Werke, welche den Römern zugeschrieben werden müssen. Urkundlich wird Lich schon 788 erwähnt. Seine ältesten Besitzer waren vermuthlich die Herren von Arnsburg, von denen es an die von Münzenberg und dann an die Falkensteiner kam. Kaiser Albrecht ertheilte dem Reichsministerialen Philipp III. von Falkenstein im J. 1300 für Lich Stadtrechte. Nach dem Aussterben der Falkensteiner kam es 1419 an Solms, 1436 speciell an Solms-Lich, 1806 erlangte Hessen die Hoheit.

(Dr. Walther.)

LICHENEN (Flechten), kryptogamische Pflanzen, welche jetzt zu den Pilzen gezählt werden, wurden von Tournefort und Linné, in eine einzige Gattung Lichen vereinigt, zu den Algen gestellt. Acharius erhob sie zu einer eigenen Klasse und theilte sie zunächst nach der Gestalt des Thallus ein. Die spätern Lichenologen klassificirten theils nach denselben Momenten, insbesondere auch nach dem anatomischen Bau des Thallus, theils nach der Beschaffenheit der Apothecien.

Später wurde von Wallroth eine Eintheilung der Lichenen nach den Gonidienformen versucht. Nach den Untersuchungen Schwendener's sind die Flechten jedoch als echte Pilze vom Charakter der Pyrenomyceten und Discomyceten, seltener der Basidiomyceten anzusehen, welche auf Algen, hauptsächlich Cyanophyceen und Palmellaceen, schmarotzen und diese dabei derart in sich einschließen, daß sie wie Bestandtheile des Pilzes selbst (als Gonidien) erscheinen. Diese von ihren Parasiten ganz umschlossenen Algen werden zwar nicht in ihrer Vegetation und Vermehrung gehindert, wohl aber treten andere Störungen ihrer Entwickelung ein; werden sie aber aus dem umschließenden Pilzgewebe befreit, so setzen sie ihre normale Entwickelung fort. — Der Thallus der Flechten ist entweder strauchig, laubig, krustig oder gallertartig, auch fädlich. Die Lagerung der Gonidien und Pilzhyphen in einem Thallus kann der Art sein, daß beiderlei Elementargebilde ungefähr gleichmäßig gemengt erscheinen (Homoeomerici), oder die Gonidien sind in eine Schicht zusammengedrängt, wodurch zugleich das Hyphengewebe je nach Umständen in eine äußere und innere oder in eine obere und untere Schicht eingetheilt wird; das Thallusgewebe ist alsdann geschichtet (Heteromerici). — Die Sporenbildung der Flechten findet in Fruchtkörpern statt, die als Apothecien bezeichnet werden und dann den Discomyceten und manchen Pyrenomyceten gleichen. Sie entstehen im Innern des Thallusgewebes und treten erst später über dessen Oberfläche hervor, um ihre Hymenialschicht entweder frei und flach auszubreiten (gymnocarpe Flechten) oder doch durch eine Oeffnung die Sporen nach außen zu entlassen (angiocarpe Flechten). — Die Apothecien sollen nach Stahl in vielen Fällen das Resultat eines Geschlechtsactes sein zwischen einem mit trichogyneartigem (haarförmigem) Fortsatz versehenen Carpogon, dem weiblichen Apparat, und den in dem männlichen Organe, den Spermogonien, erzeugten Samenkörpern (Spermatien). Neuerdings ist diese Theorie durch Brefeld widerlegt worden.

Außerdem findet vegetative Vermehrung durch Soredien, Brutkörner aus Hyphen und Gonidien zusammengesetzt, statt. — Diese sind im Stande, ohne weiteres zu einem neuen Flechtenthallus auszuwachsen.

Die Flechten werden nach den oben beschriebenen Merkmalen folgendermaßen eingetheilt:

I. Basidiolichenes. Sporenbildung auf Basidien wie bei den Basidiomyceten (Cora, Rhipidonema).

II. Ascolichenes. Sporenbildung in Schläuchen wie bei den Ascomyceten.

A. Homoeomerici.
1. Byssacei, Fadenflechten (Ephebe).
2. Gelatinosi, Gallertflechten.
   α. Angiocarpi: Lichina.
   β. Gymnocarpi: Collema, Leptogium u. s. w.

B. Heteromerici.
3. Kryoblasti, Krustenflechten.
   α. Angiocarpi: Verrucaria, Pertusaria u. s. w.
   β. Gymnocarpi: Lecanora, Lecidea, Graphis, Baeomyces u. s. w.
4. Phylloblasti, Laubflechten.
   α. Angiocarpi: Endocarpon u. s. w.
   β. Gymnocarpi: Peltigera, Sticta, Parmelia, Umbilicaria u. s. w.
5. Thamnoblasti, Strauchflechten.
   α. Angiocarpi: Sphaerophorus u. s. w.
   β. Gymnocarpi: Usnea, Cladonia, Roccella, Ramalina, Cetraria u. s. w.

Die Flechten sind perennirende Pflanzen, von einem außerordentlich langsamen Wachsthum und über die ganze Erde verbreitet. Vorzugsweise kommen sie in der kalten und gemäßigten Zone vor, wo ihre Artenzahl im Verhältnisse zu den übrigen Pflanzen am größten ist. — Ebenfalls ist in der kalten Zone der Individuenreichthum an Flechten am größten und treten sie hier mehrfach als gesellige Pflanzen auf, welche große Strecken des Bodens und der Felsen ausschließlich bekleiden. Ein ähnliches Verhältniß wiederholt sich in höhern Gebirgsregionen anderer Zonen. An Artenzahl übertrifft dagegen die gemäßigte Zone die kalte, da hier besonders die an Bäumen wachsenden Flechten hinzutreten. In den Tropen sind die an Rinden und auf immergrünen Blättern lebenden Lichenen vorherrschend. Manche Arten sind kosmopolitisch über die ganze Erde verbreitet. Bisjetzt sind über 6000 Arten bekannt. Die Flechten sind sämmtlich Luftpflanzen, welche vermöge ihres Chlorophyllgehaltes im Lichte Kohlensäure verzehren und Sauerstoff ausscheiden. Die

vollkommenen, mit einem wohl ausgebildeten Thallus versehenen Flechten enthalten vorwiegend Lichenin, Flechtenstärke, eine dem Stärkemehl gleich zusammengesetzte, in kaltem Wasser nur aufquellende, in heißem zu amorpher Gallerte sich auflösende, durch Jod meist nur gelblich, zuweilen auch blau sich färbende, den Flechten eigenthümliche Substanz, welche die Membranen der Pilzhyphen bildet. Daneben finden sich auch gewöhnliche Cellulose, dann Eiweißstoffe, Zucker und geringe Menge von fettem Oel. Eigenthümlich sind den Flechten gewisse bittere Extractivstoffe (Cetrarin, Pikrolichenin, Stictin, Variolarin u. a.), welche die Ursache des bittern Geschmacks vieler und des eigenthümlichen Geruches sind, welchen fast alle Lichenen zeigen.

Dazu kommen die eigenthümlichen Flechtensäuren, welche farblose oder gefärbte krystallisirbare Körper sind, die mit Ammoniak oder andern Alkalien meist intensiv gefärbte, gelbe, rothe oder blaue Verbindungen, die zum Theil wichtigen Flechtenfarbstoffe, erzeugen (Lackmus- oder Orseilleflechte, Roccella, Parelleflechte, Lecanora tartarea *Ach.*). Das Isländische Moos, Cetraria islandica *Ach.*, hat medicinische Eigenschaften. Wichtig ist der Nutzen, den in den Nordländern gewisse massenhaft wachsende Arten, besonders die Renthierflechte als Nahrung für Thiere gewähren. — Im Haushalte der Natur ist die wichtigste Bedeutung der Flechten aber, daß die auf Felsen wachsenden Arten das harte Gestein allmählich zersetzen und in solches Erdreich umwandeln, auf welchem dann höher entwickelte Pflanzen sich ansiedeln und vegetiren können. Diese Urbarmachung bewirken die Flechten sowol durch das Feuchthalten des Gesteins, als auch durch die von ihnen ausgehende Kohlensäureausscheidung und durch das Eindringen ihrer Rhizinen in die Oberfläche der Gesteinsmasse. *(P. Hennings.)*

LICHENIN oder Moosstärke, ($C_6 H_{10} O_5$) n, kommt in einigen Flechtenarten vor und findet sich, analog wie Stärkemehl, nicht in abgesonderten Körnern, sondern als aufgequollene Masse gleichartig zwischen den Zellen vertheilt. Zu seiner Darstellung übergießt man Isländisches Moos mit viel rauchender Salzsäure, verdünnt mit Wasser und fällt die filtrirte Lösung mit Alkohol. Durch wiederholte Behandlung mit absolutem Alkohol kann die gefällte Stärke entwässert und zerreiblich erhalten werden. Die farblose oder schwach gelblich gefärbte, durchscheinende, harte, spröde Masse quillt in kaltem Wasser auf und geht in kochendem vollständig in Lösung. Beim Erkalten erstarrt die heiße Lösung gallertartig. Durch Jod wird Lichenin nicht gebläut. Mit verdünnter Schwefelsäure gekocht, liefert es Glycose, mit Salpetersäure Oxalsäure, aber keine Schleimsäure. Mit Blei geht es eine Verbindung ein: $C_6 H_{10} O_5 Pb O$. — Im Isländischen Moose findet sich neben Lichenin eine in kaltem Wasser lösliche und in Weingeist unlösliche Stärke: Isolichenin, $C_6 H_{10} O_5$, welche von Jod blau gefärbt wird. Man erhält dieselbe dadurch, daß man Isländisches Moos so lange mit Wasser auskocht, als Alkohol noch eine Trübung erzeugt. Nachdem sich aus dem Auszug Lichenin gallertartig abgeschieden hat, filtrirt man, dampft auf ein kleines Volumen ab und fällt mit Alkohol Isolichenin, das durch Lösen in Salzsäure und wiederholte Ausfällung mit Alkohol gereinigt werden kann. Unterscheidungsmerkmale des Lichenins vom Isolichenin sind ferner, daß ersteres sich in Kupferoxydammoniak löst, letzteres nicht, daß sich dieses mit Kali und Natron verbindet, jenes nicht. Isolichenin wird von Eisessig nicht verändert, Lichenin bildet damit gallertartiges Triacetyllichenin, $C_6 H_7 (C_2 H_3 O)_3 O_5$. *(Paul Bässler.)*

LICHFIELD, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, an einem Arme des Trent und an der londoner Nordwesteisenbahn, hat (1881) 8360 Einwohner, ein theologisches Seminar und berühmte Lateinschule (besucht von Addison, Samuel Johnson und Garrick). Die Stadt ist Sitz eines Bischofs. Die hochgelegene prächtige Kathedrale im früh englischen Stil, mit drei Thürmen, wurde im 7. Jahrhundert gegründet, das gegenwärtige Gebäude stammt aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Das Innere entspricht dem großartigen Aeußern. Unter den zahlreichen schönen Monumenten dieser Kirche sind besonders bemerkenswerth die Samuel Johnson's, der Lady Mary Wortley Montagu, der Freundin Pope's, Garrick's und die berühmte Statuengruppe der schlafenden Kinder von Chantrey. Die Kathedrale wurde während des Bürgerkriegs zur Zeit Karl's I. in der Belagerung der Stadt durch die Parlamentstruppen im J. 1643 sehr beschädigt, ist seitdem jedoch zweimal vollständig restaurirt worden. An der Westseite des Marktplatzes steht das Geburtshaus Samuel Johnson's. *(W. Bentheim.)*

LICHNOWSKY, eine jetzt fürstliche, in Oesterreich und Preußen begüterte Familie. Die fürstliche Familie Lichnowsky ist katholisch und residirt auf den Schlössern Kuchelna, Grätz bei Troppau und Krzyzanowitz bei Ratibor; ihr gehören in Preußisch-Schlesien die Majorate Kuchelna, Grabowka, Krzyzanowitz und Bolatitz ($6^1/_2$ Quadratmeilen, 26 Dörfer mit 13,780 Seelen umschließend), und in Oesterreichisch-Schlesien die Allodialherrschaft Grätz (4 Quadratmeilen, eine Stadt und 19 Dörfer mit 7840 Seelen). Die Familie entstammt ihrer Aussage nach dem Hause Granson in Hochburgund, aus dem Ottenian zu Georg Podiebrad entfloh und von ihm das Schloß Lichen in Schlesien zu Lehen erhielt. Niemals wurde der Familie die Baronie oder der Adel verliehen; doch erscheint Franz Bernhard II., der 1670 Seneschall in Schlesien war, als Baron Lichnowsky, und Kaiser Karl VI. creïrte dessen Sohn, Franz Bernhard III., Baron Lichnowsky und Edlen Herrn von Woschütz, am 1. Jan. 1721 zum böhmischen, am 27. Mai 1727 zum Reichsgrafen. Im J. 1740 wurde Graf Franz Leopold durch Heirath mit der Erbgräfin Maria Barbara Cajetana auch Graf von Werdenberg. Am 30. Jan. 1773 kam der preußische Fürstenstand, am 4. Sept. 1824 der österreichische nach dem Erstgeburtsrechte an die Familie; der Kaiser von Oesterreich verlieh den Fürstentitel am 22. Febr. 1847 auch dem ältesten Sohne des Familienhauptes. Seit 2. Juni 1827 ist das jedesmalige Familienhaupt erbliches Mitglied des Adelscollegs im Provinziallandtage Preußisch-Schlesiens, seit

3. Febr. 1847 erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, und durch Cabinetsschreiben König Wilhelm's von Preußen vom 22. Oct. 1861 an den jetzigen Fürsten Karl Maria (geboren am 19. Dec. 1819) «Durchlaucht».

Die namhaftesten Sprößlinge der Familie sind: 1) Fürst Eduard Maria, Graf zu Werdenberg, Edler Herr von Woschütz. Am 19. Sept. 1789 als Sohn des Fürsten Karl von Lichnowsky, des Mäcens Beethoven's, und der Gräfin Christiane Thun geboren, studirte Lichnowsky bei den berühmtesten Professoren in Göttingen und Leipzig. Am 15. April 1814 succedirte er dem Vater als dritter Fürst im Besitze der großen Güter, auf deren landwirthschaftliche Verbesserung er sein Augenmerk besonders richtete; in der Schafzucht erwarb er sich einen Namen, seine Merinos wurden die ersten Deutschlands. Dabei betrieb er voll Eifer wissenschaftliche Studien, kaufte kostbare Gemälde und Bücher und bethätigte sich kunsthistorisch wie belletristisch. Im J. 1817 erschien das erste Heft des mit großem Luxus ausgestatteten Prachtwerks «Denkmale der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume»; das Werk gedieh nur bis zum vierten Hefte (Wien 1822), mit ausgezeichneten Abbildungen von Meisterhand versehen, und Lichnowsky schrieb den deutschen und französischen Text zu den drei ersten Heften. Von seiner Uebersetzung der merkwürdigen Arbeit Lamennais': «Essai sur l'indifférence», kam 1821 in Wien nur der erste Band ans Licht. Im J. 1823 erschien in Breslau sein Trauerspiel «Roderich», während seine zahlreichen Gedichte ungedruckt blieben. Am bekanntesten machte Lichnowsky seine Habsburgische Hausgeschichte, zu der ihn Metternich angeregt haben soll. Ihretwegen reiste er viel, durchstöberte Archive und Bibliotheken und umgab sich mit einem Stabe tüchtiger Mitarbeiter. Von 1836—44 erschienen in Wien acht Theile dieser «Geschichte des Hauses Habsburg», von Rudolf I. und seinen Ahnen bis zum Tode Friedrich's III. 1493 reichend; es war ein stofflich bedeutsames, sehr ausführliches, urkundliches Werk, dessen vormärzliche Tendenz jedoch großen Widerspruch hervorrief; es hatte nur schwachen Erfolg und blieb unvollendet wie des Fürsten andere Arbeiten. Seit 1842 leidend, hielt sich Lichnowsky bis 1843 ohne günstige Wirkung in Rom auf, siedelte dann dauernd nach München über, kehrte von einer Cur in Gastein noch kränker hierhin zurück und starb am 1. Jan. 1845. Er war kaiserlich königlicher Kämmerer und seit 24. Mai 1813 mit Eleonore, einer Tochter des Staats- und Conferenzministers Grafen Karl Zichy, Sternkreuz- und Palastdame, verheirathet, die ihm eine Reihe Kinder gebar und ihn lange überlebte.

Vgl. von Wurzbach, «Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich» (15. Theil, Wien 1866); A. von Reumont, «Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen» (Leipzig 1885).

2) Fürst Felix Maria Vincenz Andreas, Graf zu Werdenberg, Edler Herr von Woschütz. Als ältester Sohn des Vorigen am 5. April 1814 geboren, trat der feingebildete und hochbegabte Fürstensohn 1834 in die preußische Armee, um jedoch schon 1838 seinen Abschied zu nehmen und zu abenteuern. Er begab sich zu dem Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Generaladjutanten und Brigadegeneral machte, und theilte seine Erlebnisse im Bürgerkriege bis 1840; über diese Zeit ließ er in Frankfurt 1841—42 zwei Bände «Erinnerungen aus den Jahren 1837—39» erscheinen, was ihn in einen Streit mit dem spanischen General Montenegro und im December 1841 zum Duelle mit diesem führte, in dem er schwer blessirt ward. Nach seiner Genesung reiste er nach Lissabon, worüber er 1843 in Mainz «Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842» schrieb. Dann ließ er sich in seiner schlesischen Heimat nieder und succedirte am 1. Jan. 1845 dem Vater als vierter Fürst in dem reichen Erbe der Ahnen; doch mußte er viel thun, um die in Zerrüttung gerathene Vermögenslage zu klären. Reumont sagt von ihm: «Felix Lichnowsky — dreimal glücklicher Felix, wie Fürst Pückler ihn anredete — war ein Mann von unleugbarer Begabung. Von rascher und lebendiger Auffassung, von frischem Muthe, der freilich bis zur Bravade und Provocation gehen konnte, stets schlagfertig mit der Zunge wie mit der Hand, ein Welt- und Lebemann, der sich jedoch von Passionen nicht dominiren ließ, sondern den Dingen kaltblütig ins Gesicht sah, gewandt und von leichter Bewegung, kräftig und von vortheilhaftem Aeußern — so erschien er in jenen Tagen. Es klebte ihm etwas vom vornehmen Abenteurer an, was viele hinderte, ihm ein rechtes Vertrauen zu schenken — ich glaube, es würde sich bei ihm verloren haben, wäre ihm ein langes Leben beschieden gewesen, in welchem seinen edeln Eigenschaften Zeit und Raum zur Klärung, seinem Charakter Reife zum Ausstoßen der Schlacken, seiner Erscheinung Ruhe zur Abstreifung des Schillernden geboten worden wäre.» Der Fürst war ein fast fanatischer Katholik, wirkte in diesem Sinne auf seine Umgebung, z. B. auf seine Freundin, die Herzogin Dorothea von Sagan, mächtig ein; er hielt mit Glaubenstreue am monarchischen Principe fest und verehrte inbrünstig die Legitimität. Er wurde zum Landesältesten und Deputirten der vier südlichen und östlichen Kreise Schlesiens ernannt und erwählter Director der Koseler Wilhelmsbahn. Den Frauen war der schöne Fürst ungemein gefährlich und stand beständig in intimen Liaisons zu Damen der verschiedensten Rangstufen; Fürstinnen buhlten um seine Liebesgunst. Im J. 1847 nahm Lichnowsky als Mitglied der Herrencurie an den Verhandlungen des ersten preußischen Vereinigten Landtags theil; nach demselben lebte er bald in Wien, bald in Berlin, überall Aufsehen in der Gesellschaft erregend. Der Wahlkreis Ratibor entsandte ihn 1848 in die Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er natürlich auf der Rechten Platz nahm. Hier gab er reiche Proben seines glänzenden Rednertalents und seiner schlagfertigen Gewandtheit und trat dem Vordringen der demokratisch-revolutionären Partei mit soldatischer Festigkeit entgegen, jeder Gefahr trotzend. In der Debatte über Verhängung des Belagerungszustandes über das rebellirende Mainz ergriff er am 26. Mai das Wort zu einer ebenso

pathetischen wie glänzenden Rede gegen Zitz, geißelte höhnisch das Wesen der mainzer Volksbewegung und triumphirte über die Unterbrechungen und das Murren der Linken, die Rechte zu mehr Energie anregend; an Heftigkeit und Pathos kam er Blum und anderen gleich, überragte sie jedoch himmelhoch an Würde und Anstand. Die Radicalen haßten keinen so glühend wie ihn, der sie mit wahrem Behagen zur Zielscheibe seines Hohnes ausersah und sie, als gelte es einen Zeitvertreib, mit der Peitsche seines vernichtenden Spottes ins Gesicht schlug; lag ihm doch weit weniger daran, für seine Ueberzeugung Boden zu gewinnen, als zu glänzen und seine Waffen zu zeigen. Bei allen Verhandlungen in der Paulskirche blieb er im Vordertreffen der Legitimität und des monarchischen Princips. Die Radicalen, denen er so schlagend ihre Erbärmlichkeit nachwies, hetzten den Pöbel gegen den Fürsten auf und sannen auf blutige Rache; jedes Mittel, ihn los zu werden, war ihnen recht. Die Verhandlung über den von Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö führte zu dem Frankfurter Aufstande vom 18. Sept. 1848. Allen Warnungen zum Trotze ritt Lichnowsky, der in der Debatte sehr versöhnlich gesprochen hatte, mit dem preußischen General H. A. E. von Auerswald, seinem Collegen im Parlamente, der erwarteten württembergischen Artillerie vor die Thore entgegen. Aber auf der Bornheimer Heide begegnete ihnen bewaffnetes Gesindel, erkannte die verhaßten Männer von der Rechten, die in Caricaturbildern ihm so vertraut gemacht worden waren, und begann eine Hetzjagd auf die Wehrlosen. Diese mußten fliehen, verirrten sich in einen Gartenweg ohne Ausgang, ließen ihre Pferde laufen und suchten sich bei einem Gärtner zu verstecken. Der Pöbel aber folgte ihnen, erschoß den General, riß den Fürsten aus dem Verstecke und massakrirte ihn in bestialischer Weise. In die Villa des befreundeten Bankiers von Bethmann gebracht, starb Lichnowsky, bis zum letzten Momente bei vollem Bewußtsein, Tags darauf. Am 21. Sept. fand Lichnowsky's, Auerswald's und anderer Opfer des Aufstandes Beisetzung mit militärischen Feierlichkeiten in Frankfurt statt, wo noch auf dem Friedhofe ein schönes Monument daran erinnert; im October aber kam die Leiche des Fürsten in die Familiengruft nach Grätz. Lichnowsky, der kaiserlich königlicher Kämmerer war, hatte nie geheirathet. Vgl. A. von Reumont, «Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen» (Leipzig 1885); «Allgemeine deutsche Biographie», Bd. 18 (Leipzig 1883). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LICHT ist die Bezeichnung für die durch das Auge vermittelte specifische Empfindungsqualität. Wesentlich anders ist der Inhalt dieses Begriffs in der Sprache des naiven Realismus, dem es noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, daß Objecte unmittelbar nur bekannt sind als Inhalte eines Bewußtseins, «cui objecta sunt», und Subjecte nur als Beziehungscentren, als der Schauplatz oder die Unterlage von Wahrnehmungs- (und Vorstellungs-) Inhalten, «quibus objecta sunt»; daß die uns unmittelbar bekannten Objecte und Subjecte keine Wesen an sich sind, daß sie beide nur miteinander entstehen und bestehen, aneinander «gebunden». In dieser naiven Sprache bezeichnet «Licht» die irrigerweise mit den Empfindungsqualitäten der Helligkeit und der Farbe ausgestattet gedachte äußere Veranlassung unserer Lichtempfindung. Auch die Wissenschaft bedient sich in der Regel, zum Theil bewußt und nur aus Bequemlichkeit dem gemeinen Sprachgebrauch sich anschmiegend, theils auch, besonders früher, unbewußt des Wortes «Licht» in der letzteren naiven Begriffsumgrenzung.

Hier handelt es sich vor allem darum, auseinanderzusetzen, welche Vorgänge in uns die Empfindung von Licht und Farbe wecken, und es möge bei der Auseinandersetzung diese Veranlassung der Lichtempfindung der Einfachheit wegen selbst mit «Licht» bezeichnet werden. Die Erklärungsversuche früherer Zeiten für das Zustandekommen der Lichtwahrnehmungen waren noch sehr unbeholfen. Erwähnt seien nur die bezüglichen Annahmen der alten Atomistiker und ihres Vertreters, des Epikur, wie sie uns durch Lucretius im vierten Buche seines Lehrgedichtes «De rerum natura» überliefert worden sind. Man glaubte, daß sich von allen sichtbaren Dingen fortwährend in schneller Folge unendlich dünne Häute ablösten, daß diese «simulacra», Bilder der Dinge, mit ungemeiner Geschwindigkeit nach allen Richtungen im Raume forteilten und in das Auge gelangt daselbst das Sehen der aussendenden Objecte vermittelten. Im Kerne war dies schon die «Aussendungs- oder Emissionstheorie», welche von Isaac Newton 1671 bei seiner Aufnahme in die «Royal Society of London» dieser Gesellschaft in einer Abhandlung vorgelegt wurde und eingehend in seinen 1704 in London in Quart erschienenen «Optics etc.» abgehandelt ist. Im J. 1706 erschien eine lateinische Uebertragung dieses Werkes durch Samuel Clarke als «Optice: sive de reflexionibus, refractionibus, inflexionibus et coloribus lucis» in erster Auflage. Newton nimmt zur Erklärung der hier aufgezählten Erscheinungen an, daß von jedem Punkte eines leuchtenden Körpers unendlich kleine Theilchen geradlinig nach allen Richtungen ausgestoßen werden: wenn sie auf nicht leuchtende Körper treffen, von deren Oberflächen nach allen Seiten geradlinig reflectirt werden, und wenn sie schließlich auf ihrem Wege in das Auge gelangen, auf der Netzhaut die Empfindung des Sehens erregen. Für die Erregung verschiedenfarbiger Empfindung müssen verschiedenartige Lichttheilchen angenommen werden. Diese Theorie wurde später von Biot in seinem «Traité de Physique» (Bd. 4) und von Herschel in seiner Abhandlung «On light» weiter der Erklärung der Erscheinungen angepaßt und von Laplace eingehend mathematisch behandelt. Schon früher, im J. 1675 nämlich, war von Olaf Römer die noch genauer zu besprechende Entdeckung gemacht worden, daß das Licht sich nicht momentan fortpflanzt, sondern die Zeit einer Secunde braucht, um rund 40,000 Meilen oder 300,000 Kilom. zurückzulegen. Bei dieser Geschwindigkeit müßte nun allerdings, das wurde der Emissionstheorie nicht mit Unrecht vorgeworfen, die Kraft, welche in einem leuchtenden Punkte thätig wäre,

um die angenommenen, unmerklich kleinen Lichtpartikelchen fortzuschleudern, einen befremdend hohen Betrag erreichen. Die trotzdem unendliche mechanische Wirkung der aufstoßenden Theilchen soll eine Folge ihrer unendlichen Feinheit sein. Schwer begreiflich ist auch die Thatsache, daß aus den verschiedensten Lichtquellen das Licht doch immer mit gleicher Geschwindigkeit ausgesendet wird. Noch weniger läßt sich die Thatsache erklären, daß das Licht unter schiefem Winkel weniger stark als unter rechtem ausgestrahlt wird. Für die Erklärung der Reflexion muß eine gegenseitige Einwirkung der Lichttheilchen und der Theilchen des reflectirenden Körpers angenommen werden. Nach Newton's Annahme ist die dabei thätige Kraft innerhalb einer gewissen Grenze eine anziehende, darüber hinaus eine abstoßende. Die bei dieser Einwirkung in Frage kommenden Entfernungen sind unmeßbar klein, doch muß die Wirkungssphäre der Körpertheilchen sehr groß angenommen werden im Verhältniß zu ihrem gegenseitigen Abstande. Zur Erklärung der Thatsache, daß immer nur ein Theil des auffallenden Lichtes zurückgeworfen wird, nahm Newton die sogenannten «vices facilioris reflexionis faciliorisque transmissus» an, die «Anwandlungen leichterer Reflexion und leichtern Durchganges», d. h. periodisch wechselnde Zustände, in deren einem das Lichttheilchen leichter den Abstoßungen, in deren anderm aber leichter den Anziehungen der Körpertheilchen folge. Beim Auftreffen auf die Trennungsfläche zweier Mittel werden dann die Lichttheilchen, welche sich gerade im Zustande leichterer Zurückwerfung befinden, reflectirt; die andern dringen in das zweite Mittel ein und erleiden nun in der senkrecht auf der Trennungsfläche stehenden Componente der Geschwindigkeit eine Aenderung, nicht in den anderen Richtungen. Um aber auf diese Weise das Brechungsgesetz rechnend abzuleiten, muß die Geschwindigkeit des Lichts in dem optisch dichteren Mittel, in welchem der Strahl dem Lothe zugebrochen wird, eine größere Geschwindigkeit haben als in dem dünneren, also z. B. in Wasser eine größere als in Luft, während der directe Versuch, wie ihn Foucault ausführte, das Gegentheil lehrt. Derselbe fand nämlich, daß sich die Lichtgeschwindigkeiten in Luft und Wasser wie 4 zu 3 verhalten. Hier widerspricht also die Erfahrung den Annahmen, welche die Emanationshypothese Newton's machen muß, ein Umstand, der schon völlig genügt, sie wissenschaftlich unbrauchbar zu machen. Newton wäre übrigens selbst der erste gewesen dies anzuerkennen und damit den «regulae philosophandi» zu folgen, die er in classischer Fassung im 3. Buche seiner «Philosophiae naturalis principia mathematica» gegeben hat. Auch hat er selbst die Möglichkeit anderer Erklärungsweisen durchaus nicht aus dem Auge verloren, wie dies besonders die seiner «Optice» angehängten «quaestiones» unzweideutig bekunden, wo er wiederholt die Möglichkeit erwägt, daß am Ende auch «vibrationes», Schwingungen, die Ursache der Lichterscheinungen sein könnten.

Die Hypothese, die Lichterscheinungen durch Vibrationen oder Undulationen eines feinen, ungemein elastischen Mittels zu erklären, wurde fast gleichzeitig mit der Newton'schen Emissionshypothese von Konstantin Huyghens ausgebildet und in dessen 1691 zu Leiden erschienenen «Traité de la lumière etc.» entwickelt. Die Huyghens'sche Theorie des Lichtes stieß bei den Physikern auf großen Widerstand. Erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nahm sich der berühmte Leonhard Euler derselben an, vor allem in seinen Schriften «Nova theoria lucis et colorum» (1746) und «Conjectura physica circa propagationem soni ac luminis» (1750). Im laufenden Jahrhundert endlich wurde der Sieg entschieden durch die Arbeiten von Thomas Young, Fresnel, Cauchy, Neumann u. a. Die Vibrationstheorie nimmt an, daß ein unendlich dünner und sehr elastischer, aus discreten Atomen bestehender Stoff, den sie «Aether» nennt, im leeren Weltraume und zwischen den relativ weiter voneinander abstehenden Körperatomen verbreitet ist, daß ferner jede Gleichgewichtsstörung eines Atoms Schwingungen desselben veranlaßt und daß sich diese geradlinig nach allen Richtungen fortpflanzen, und zwar so, daß sich in jeder Richtungslinie die successiv sich ändernden Schwingungsphasen der Theilchen in gleichen Abständen, den «Wellenlängen» (mit λ bezeichnet), periodisch wiederholen. Im homogenen Aether pflanzt sich daher die schwingende Bewegung vom erregten Punkte als Mittelpunkte so fort, daß immer Theilchen gleicher Phase in concentrischen Kugelschalen, den sogenannten «Kugelwellen» liegen. Zur Erklärung der Spiegelung, Brechung u. s. w. darf man nicht einzelne solche geradlinige Aetheratomreihen betrachten, sondern ein dünnes paralleles Bündel solcher Reihen, einen Strahl, in dem dann die Bewegung sich in senkrecht auf seiner Richtung stehenden «ebenen Wellen» fortpflanzt. Uebrigens wird dabei jedes in Schwingung versetzte Aethertheilchen seinerseits selbst zum Schwingungsmittelpunkte eines neuen Kugelwellensystems (Huyghens'sches Princip).

Der Vorgang beim Leuchten ist dann der, daß der leuchtende Punkt lediglich in schnellen Schwingungen begriffen ist, diese dem Aether mittheilt und dieser solche wieder dem Auge, welches seinerseits diesen Reiz als Licht empfindet. Die Helligkeit oder die Stärke der Lichtempfindung wird gemessen durch das Quadrat der Schwingungsweite. Von der Wellenlänge hängt aber der Farbenunterschied in der Lichtempfindung ab, sodaß die längsten wahrnehmbaren Aetherwellen als rothes Licht empfunden werden, die kürzesten als violettes, während die dazwischenliegenden die übrigen Spectralfarben in der entsprechenden Aufeinanderfolge erzeugen. Für die Erklärung der Reflexion des Lichtes durch die Wellentheorie liegt die ungezwungene Annahme zu Grunde, daß Dichtigkeit oder Elasticität des Aethers, oder beide in verschiedenen optischen Mitteln verschieden sind. Zur Ableitung des Brechungsgesetzes genügt die übrigens durch das Experiment bestätigte Annahme, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in optisch dichteren Mitteln geringer ist als in optisch dünneren. Auch die Dispersion oder Farbenzerstreuung ergibt sich einfach als eine Folge des Umstandes, daß bei spitzem Einfallswinkel in einem Strahle mit größerer Wellenlänge die ebenen

Wellen beim Eintritt in das dichtere Mittel mehr von ihrer früheren Richtung abgelenkt werden müssen als bei kleinerer. Durch die unter gewissen Umständen eintretende Nöthigung der Aethertheilchen eines Strahles in bestimmt gegebener Ebene zu schwingen, werden alle die unter dem Namen der «Polarisation des Lichtes» zusammengefaßten Erscheinungen erklärt, durch dieselbe Annahme in Verbindung mit einer symmetrischen Gestaltung der Elasticitätsverhältnisse des Aethers in krystallinischen Körpern ergeben sich die sämmtlichen Erscheinungen der Doppelbrechung. Endlich erklären sich aus dem mechanischen Zusammenwirken verschiedener Aetherwellenzüge unter gleichzeitiger Beachtung des schon erwähnten, sozusagen selbstverständlichen «Huyghens'schen Princips» alle Interferenz- und Beugungserscheinungen, die Farben dünner Blättchen u. s. w., sodaß vorläufig die Huyghens'sche Vibrationstheorie in der That ein gemeinsames Band um alle optischen Erscheinungen schlingt. Die Eigenschaften, welche man dem hypothetischen Lichtäther geben muß, wenn er als genügender Erklärungsgrund dienen soll, hat in neuerer Zeit Volson Wood («Philos. Mag.», Nov. 1885, S. 389) genauer rechnend untersucht. Von den beiden Daten ausgehend, daß sich im Aether das Licht um rund 300,000 Kilom. in der Secunde fortpflanzt und daß er, vorausgesetzt die Erde habe keine Atmosphäre, in jeder Minute 2,8 Calorien Sonnenwärme auf jedes Quadratcentimeter der Erdoberfläche überträgt, hat Wood gefunden, daß ein diesen Bedingungen entsprechendes aus Molekülen bestehendes gasförmiges Medium folgende Eigenschaften haben müsse: 1) Seine Dichte muß so groß sein, daß ein dem zwanzigfachen Erdvolumen gleichkommendes Volumen desselben ein Pfund wiegt. 2) Sein Druck auf eine englische Quadratmeile wird etwa ein Pfund betragen. 3) Um ein Pfund desselben um 1° F. zu erwärmen, würde man eine Wärmemenge brauchen, welche etwa 2300 Tonnen Wasser um 1° F. erwärmt. Ein solches Medium würde obendrein völlig widerstandslos sein und überall ziemlich gleichmäßige Temperatur, Dichte und Elasticität besitzen. Natürlich darf bei alledem keinen Augenblick vergessen werden, daß es sich bei Annahme eines solchen Aethers, wie ja überhaupt bei Annahme einer atomistischen Welt, rein und lediglich um einen Erklärungsversuch, sozusagen um einen «Rechenbehelf» handelt.

Die schon oben erwähnte Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes ist bereits seit Galilei Gegenstand der Erörterung und Bestimmung gewesen. Im ersten Dialoge seiner «Untersuchungen und Beweise in Bezug auf zwei neue Wissenschaften» gibt er einen Weg an, diese Geschwindigkeit zu bestimmen. Mitglieder der florentiner Accademia del Cimento, welche den Versuch auf diese Weise ausführten, fanden, daß der Weg von zwei italienischen Meilen vom Lichte in unmeßbar kurzer Zeit zurückgelegt wird («Saggi di naturali esperienze fatte nel Accademia del Cimento», Florenz 1667, S. 265). Die erste wirkliche Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit führte Olaf Römer (1675) aus, der durch Discussion von Cassini's Beobachtungen der Verfinsterungen des ersten Jupitertrabanten für die sogenannte «Lichtgleichung», d. i. die Zeit, welche das Licht zum Durchlaufen des Erdbahnradius braucht, einen Betrag von 11 Minuten fand. Delambre fand für sie 1809 aus einem Beobachtungsmaterial von 150 Jahren den Betrag von 493,2 Secunden, doch ist seine Arbeit weder gedruckt worden, noch auch handschriftlich aufzufinden. Im J. 1875 zeigte Glasenapp in einer Inauguraldissertation, daß man aus Beobachtungen der ersten Trabanten zwischen 1848 und 1870 je nach verschiedenen Annahmen 496 oder 501 Secunden als Lichtgleichung erhält. Auf ganz anderm Wege kam der oxforder Astronom Bradley zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit, nämlich mit Hülfe der von ihm 1728 («Phil. Mag.» 1727—28) entdeckten Aberration der Fixsterne, indem die Tangente des Aberrationswinkels das Verhältniß zwischen der Bahngeschwindigkeit der Erde und der Lichtgeschwindigkeit gibt. Zufällig führten die ersten Bestimmungen Bradley's zu einem mit Delambre's Rechnung übereinstimmenden Werthe der Lichtgleichung; doch sind beide Bestimmungen irrig um einen Betrag, der den damals für möglich gehaltenen Fehler weit übertrifft. Gegenwärtig gilt der von Nyrén in Pulkowa gefundene Werth der Aberrationsconstante von 20,492″ ± 0,006″ als der zuverlässigste (Struve's «Denkschrift an die kaiserliche Akademie in Petersburg», Februar 1883). Eine schwierige, mit der Theorie des Lichtäthers zusammenhängende Frage ist übrigens die, ob bei den Aberrationsbeobachtungen die brechende Fläche des Objectivs senkrecht zur wahren, von der Aberration freien, oder zu der scheinbaren Richtung nach dem Strome hin zu stehen hat. Im ersteren Falle wäre die auf gewöhnliche Weise bestimmte Aberrationsconstante um einen Betrag zu groß, der von dem Verhältniß der Dicke des Fernrohrobjectivs zu dessen Brennweite abhängt. In einem gewöhnlichen Teleskop würde dies ungefähr den hundertsten Theil der Constanten ausmachen. Als aber Airy ein Teleskop mit Wasser füllte, fand er das Resultat unabhängig von der Dicke der Wasserschicht. Die Brechung hängt also ab von der scheinbaren Richtung des Strahles.

Seit den ersten unvollkommenen Versuchen der florentiner Akademie, die Lichtgeschwindigkeit direct zu bestimmen, war Fizeau der erste, der mit einem neuen Verfahren, der Unterbrechung des Lichtstrahles durch ein rotirendes Zahnrad, an die Lösung dieses Problems herantrat. Er stellte seine Beobachtungen auf einer 8633 Met. langen Linie zwischen Suresne und dem Montmartre an. Der von ihm 1849 der pariser Akademie vorgelegte Bericht («Comptes rendus», vol. 59, p. 90) ist ungemein kurz. Er enthält keine Discussion der Experimente und setzt nur die Lichtgeschwindigkeit auf 70,948 Meilen fest, von denen 25 auf einen Grad gehen, ohne selbst den Werth in Kilometern anzugeben.

Wheatstone hatte mit Hülfe eines rotirenden Spiegels bekanntlich die Geschwindigkeit des elektrischen Funkens bestimmt («Philos. Transactions», 1834) und auch dabei schon darauf hingewiesen, daß man mit Hülfe eines solchen die Geschwindigkeiten des Lichtes in Luft und Wasser vergleichen könne. Arago betonte, daß sich so entscheiden lasse, ob die Emissions- oder die Vibrationstheorie des

Lichtes richtig sei, da erstere ein Lichtgeschwindigkeitsverhältniß in Luft und Wasser wie 3 zu 4, letztere wie 4 zu 3 verlange. Foucault und Fizeau nahmen die Versuche in die Hand. Sie ließen einen continuirlichen Lichtstrahl von einem rotirenden auf einen ruhenden Spiegel werfen und von diesem wieder auf den rotirenden, und beobachteten die Abweichung der beiden wahrnehmbaren Bilder. Diese Ablenkung betrug 0,7 Millim., und die Geschwindigkeit des Lichtes ergab sich daraus gleich 298,000 Kilom. in der Secunde. Cornu führte Messungen nach der Fizeau'schen Methode aus, nur daß er eine weit größere Entfernung der Stationen wählte, nämlich 23 Kilom. Durch seine Bestimmungen im J. 1874 fand er eine Geschwindigkeit von 298,500 Kilom. für den leeren Raum, durch solche im J. 1878 dagegen 300,400 Kilom. Im J. 1880 führte Michelson Messungen mit dem rotirenden Spiegel aus und fand 299,910 Kilom. für den leeren Raum. Bei Wiederholung der Versuche im J. 1882 ergaben sich 299,853 ± 60 Kilom. («Astronomical Papers prep. for the use of the Amer. Ephemeris and Naut. Almanac 1885», S. 235). Auch den Foucault'schen Versuch behufs Entscheidung zwischen Emissions- und Vibrationstheorie wiederholte er und fand das Verhältniß der Lichtgeschwindigkeiten in Wasser und Luft gleich 1,33.

In den Jahren 1880 und 1881 führten Young und Forbes Messungen nach der Fizeau'schen Methode aus, doch mit der Abweichung, daß sie zwei Spiegel in verschiedenen Abständen (16,835 und 18,212 Fuß) vom Beobachtungsfernrohr aufstellten und dadurch nebeneinander zwei Lichtbilder erhielten, die durch das rotirende Zahnrad auf gleiche Helligkeit gebracht wurden. Das Resultat war 301,382 Kilom., der größte Unterschied unter zwölf Beobachtungen betrug 4000 Kilom. Merkwürdigerweise ergab sich dabei auch, daß sich das blaue Licht im leeren Raume um 1,8 Procent schneller zu bewegen schien als das rothe.

Newcomb wies jedoch die völlige Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit dieses Ergebnisses nach durch Erwägung der Thatsache, daß der veränderliche Stern Algol (β im Perseus), wenn er in Zeit von $4^1/_2$ Stunden von der 2. bis 3. Größe auf die 4. herabsinkt oder umgekehrt von der 4. auf die normale Größe zunimmt, doch seine weiße Farbe unverändert behält. Nimmt man nun an, daß die Veränderung der Lichtstärke des Sterns alle Farben gleichmäßig trifft, so folgt aus der Unveränderlichkeit der Färbung, daß die Fortpflanzungszeiten von Roth und Blau bis zur Erde nur um einen mäßigen Bruchtheil einer Secunde verschieden sein können. Da nun die Parallaxe des Sterns 0,1 Secunde wol nicht übersteigt, seine Entfernung also mindestens 2,000,000 Erdbahnhalbmesser beträgt, so könnte der fragliche Geschwindigkeitsunterschied nur einen kleinen Bruch vom hunderttausendsten Theile einer jeden betragen und würde durch kein Instrument meßbar sein, sodaß das Ergebniß der Beobachtungen von Young und Forbes hier wol anders zu deuten ist.

Classisch sind die Lichtgeschwindigkeitsmessungen von Newcomb, welchem der Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika im April 1878 die Summe von 5000 Dollars zur Ausführung derselben bewilligte. Er bediente sich des Foucault'schen Verfahrens, bei welchem die Zeit, welche das Licht braucht, um die Entfernung von einem mit bekannter Geschwindigkeit rotirenden zu einem festen Spiegel und wieder zurück zu durchlaufen, durch den Winkel gemessen wird, um den sich der Spiegel in dieser Zeit gedreht hat. Dieser Winkel aber ist gleich dem halben Ablenkungswinkel des Strahles. Damit, was hierbei nothwendig ist, bei ruhendem Spiegel das Bild der Lichtquelle genau mit dieser selbst zusammenfällt, legt man den Krümmungsmittelpunkt des feststehenden Hohlspiegels in die Drehungsachse des rotirenden ebenen Spiegels. Das «Phototachometer» Newcomb's, das im Mai 1880 von Alvan Clark und Söhnen vollendet wurde, bestand aus vier Theilen: dem lichtsendenden und empfangenden Teleskop, dem rotirenden und dem festen Spiegel, und wurde in Fort Myer auf der Südseite des Potomac bei Washington aufgestellt. Durch Anwendung hellerer Lichtquellen hatte schon Michelson den Abstand der Spiegel bis auf 600 Met. getrieben und dadurch 200 mal so große Lichtablenkungen als Foucault erhalten. Newcomb ging noch weiter. Er brachte die Entfernung des festen Spiegels vom rotirenden auf 3721 Met. Der rotirende Spiegel war ein Stahlprisma mit vernickelten Spiegelflächen, das durch zwei Luftturbinen in entgegengesetzten Richtungen gedreht werden konnte. Da bei der enormen, bis zu 230 Umdrehungen in der Secunde steigenden Drehungsgeschwindigkeit die metallenen Räder des Zählwerkes bald zerstört wurden, benutzte man endlich ungegerbtes Leder. Die Experimente vom 4. Juli bis 5. Sept. 1882, bei denen alle Störungen im Apparat beseitigt und der wahrscheinliche Fehler auf kaum mehr als den zehntausendsten Theil des Resultats herabgemindert war, wurden vorzugsweise der Ermittelung des Endresultates zu Grunde gelegt. Die Gesammtablenkung betrug mit Hülfe der entgegengesetzten Drehungen des Spiegels fast 8°.

Die Ergebnisse der neuern amerikanischen Messungen der Lichtgeschwindigkeit, die wol an Genauigkeit die ältern bei weitem übertreffen, sind:

Michelson an der Naval Academy 1879	299,910	Kilom.
Michelson in Cleveland 1882 . . .	299,853	„
Newcomb in Washington 1882 mit Benutzung blos der von constanten Fehlern freien Bestimmungen	299,860	„
Newcomb aus allen Bestimmungen. .	299,810	„

Zur Vergleichung mögen folgende ältere Messungen dienen:

Foucault in Paris 1862	298,000	Kilom.
Cornu in Paris 1874.	298,500	„
„ „ „ 1878.	300,400	„
„ nach Listing's Discussion . . .	299,990	„
Young und Forbes 1880—1881 . .	301,382	„

Das schließlich von Newcomb angenommene Resultat ist:

299,860 ± 30 Kilom.

Mit Nyrén's Werth für die Aberrationsconstante gibt dies die Sonnenparallaxe = 8,794″, entsprechend einer Entfernung der Sonne = 149,61 Millionen Kilometer.

Schließlich sei in Anknüpfung an diese Lichtgeschwindigkeitsmessungen noch erwähnt, daß neuere Untersuchungen von Albert, A. Michelson und Eward W. Morley («Zeitschrift für Instrumentenkunde», März 1887, S. 77) den übrigens schon von Fizeau 1851 aufgestellten Satz bestätigt haben, daß der Lichtäther und damit auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts ganz unabhängig zu denken ist von der Bewegung der Materie, die er durchdringt.

Schon oben war von der Brechbarkeit des Lichts die Rede. Es ist dies diejenige Eigenschaft, vermöge welcher ein Lichtstrahl beim schiefen Eintritt in ein neues Mittel sich dem Lothe auf dem Einfallspunkte des Strahles in der Trennungsebene der Mittel entweder nähert oder sich von ihm entfernt. Im erstern Falle heißt das neue Mittel ein optisch dichteres, im andern ein optisch dünneres. Die Abhängigkeit der beiden mit dem Lothe vor und nach dem Einfall gebildeten Winkel wird durch das vom Holländer Snellius 1620 entdeckte, von Descartes 1637 veröffentlichte Brechungsgesetz ausgedrückt, nach welchem einfallender, gebrochener Strahl und Einfallsloth in einer Ebene liegen und die Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels bei zwei bestimmten Mitteln in constantem Verhältnisse stehen, dem Brechungsverhältnisse oder Brechungscoëfficienten. Das Brechungsverhältniß, welches sich für einen Strahl bei seinem Uebergange aus dem leeren Raume in ein bestimmtes Mittel ergibt, heißt das absolute. Bezeichnet man den Einfallswinkel mit e, den Brechungswinkel mit b, das Brechungsverhältniß mit n, so formulirt sich das Gesetz:

$$\frac{\sin e}{\sin b} = n.$$

Ueberschreitet beim Gange des Strahls aus einem dichtern in ein dünneres Mittel sin e den Werth $\frac{1}{n}$, so kann keine Brechung mehr in das dünnere Mittel stattfinden; es tritt sogenannte totale Reflexion ein, in das dichtere Mittel zurück, und der Winkel e heißt für den Werth $\text{arc.}\left(\sin = \frac{1}{n}\right)$ der Grenzwinkel.

Die bei der Brechung eintretende Farbenzerstreuung oder Dispersion hat zuerst Newton gründlich untersucht und gezeigt, daß bei der Brechung in einem Prisma ein ungefärbter Lichtstrahl in eine Reihe verschieden stark brechbarer und verschieden gefärbter, das sogenannte «Spectrum» bildender Strahlen zerlegt wird, so zwar, daß der zuwenigst abgelenkte Theil des Strahls roth erscheint, der zumeist abgelenkte violett, während dazwischen von roth aus die Färbungen orange, gelb, grün, blau auftreten. Erklären konnte er die Erscheinung durch die Emissionstheorie nur auf sehr gezwungene Weise, indeß sie sich aus der Vibrationstheorie von selbst ergibt. Denn die thatsächliche Feststellung und mit Hülfe der Erscheinungen der Beugung des Lichts an Spalten und Gittern, der Newton'schen Ringe u. s. w. ausgeführte Messung ergibt, daß die uns subjectiv verschieden gefärbt erscheinenden Lichter verschieden langen Wellenbewegungen des angenommenen vibrirenden Mittels entsprechen, sodaß die für uns sichtbaren längsten, in der Luft etwa 0,0007 Millim. messenden Lichtwellen dem äußersten Roth des prismatischen Spectrums entsprechen, die kürzesten, etwa 0,0004 Millim. langen, dem äußersten Violett des andern Endes desselben. Dividirt man die Geschwindigkeit des Lichts durch die Wellenlängen, so erhält man die Schwingungszahlen der verschiedenen Farben, und es ergeben sich so für das äußerste Roth 462 und für das äußerste Violett 734 Billionen Schwingungen in einer Secunde.

Die Brechung beruht nun, wie schon bemerkt wurde, mit Zugrundelegung der Vibrationstheorie darauf, daß beim Uebergange in ein stärker brechendes Mittel die Lichtgeschwindigkeit verringert wird, was mit der Erfahrung stimmt. Nimmt man an, daß die Elasticität des Aethers im neuen Mittel dieselbe bleibe und nur dessen Dichtigkeit sich ändere, so wird die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts der Quadratwurzel aus der Dichte des Aethers in den verschiedenen Mitteln proportional, also in dem optisch dichteren Mittel kleiner sein als in dem optisch dünneren. Hieraus folgt namentlich auch, daß das Verhältniß der Sinus des Einfallswinkels und des Brechungswinkels ein constantes sei, das durch den Versuch bewahrheitete Snellius'sche Brechungsgesetz. Die Verringerung der Lichtgeschwindigkeit in den dichteren Mitteln kommt dadurch zu Stande, daß bei gleichbleibender Schwingungsdauer (von deren Verschiedenheit die specifische Verschiedenheit der Farbenempfindungen abhängt) die Wellenlänge verkürzt wird. Die Dispersion ist alsdann eine nothwendige Folge davon, daß die Wellen derjenigen Strahlen, welchen eine größere Schwingungsgeschwindigkeit zukommt, beim Eintritte in ein dichteres Mittel in einem stärkeren Verhältnisse verkürzt werden.

Wie zuerst der englische Physiker Wollaston bemerkte («Philos. Transact.», 1802), der deutsche Optiker Fraunhofer («Denkschr. d. Münch. Akad.», Bd. 5, 1814 u. 1815, im Auszuge in «Gilb. Ann.», Bd. 56, 1817) aber durch genauere, messende Beobachtungen feststellte, zeigt das prismatische Spectrum des weißen, ungefärbten Sonnenlichts eine Unstetigkeit in der Ab- oder Zunahme der Brechbarkeit in Gestalt von dunkeln unregelmäßig vertheilten Streifen, den sogenannten «Fraunhofer'schen Linien». Ihre Entdeckung war für die Entwickelung der Lehre vom Licht von großer Bedeutung. Zunächst boten sie scharfe Anhaltspunkte zur Bestimmung der Brechbarkeit des verschieden gefärbten Lichts. Fraunhofer hob unter den Streifen in den verschiedenen Farben die hervorstechendsten und am leichtesten auffindbaren heraus und bezeichnete sie vom rothen zum violetten Ende des Spectrums fortschreitend mit den Buchstaben A bis H. Durch Messungen fand er für die Wellenlänge des Lichts bei diesen dunkeln Linien die folgenden Werthe in Millimetern, nämlich bei:

B (roth) . .	0,0006878	F (blaugrün)	0,0004843
C (roth) . .	0,0006564	G (violett) .	0,0004291
D (goldgelb).	0,0005888	H (violett) .	0,0003924
E (grün) . .	0,0005260		

Glühende starre oder flüssige Körper liefern stets ein zusammenhängendes Spectrum ohne dunkle Linien, während das Spectrum des Lichtes, welches ein glühender luftartiger Körper aussendet, stets nur aus Strahlen von bestimmter Brechbarkeit, also aus vereinzelt auftretenden Lichtlinien oder Streifen besteht (Linien- oder Bandenspectrum). Aus den Untersuchungen von Kirchhoff (1857) geht nun hervor, daß von dem Lichte eines glühenden starren oder flüssigen Körpers, welches durch glühenden Dampf oder glühendes Gas geht, in diesem alle die Farbestrahlen verschluckt werden, welche das Gas selbst aussendet, während alle andern frei durchgehen, sodaß in dem Spectrum dunkle Linien an den Stellen erscheinen, an welchen die Lichtlinien des Gases liegen. Kirchhoff erklärt hierdurch die dunkeln Linien im Spectrum der Sonne und der Fixsterne.

Der Vorgang, den man durch Annahme von Schwingungen eines «Aether» genannten Stoffes deutet, offenbart sich uns außer durch die als Licht bezeichnete Empfindungsqualität auch zugleich noch durch zwei andere damit parallel laufende Erscheinungsreihen, nämlich durch chemische und Wärmewirkungen. Während aber das Maximum der physiologischen Wirkung des Sonnenspectrums im Gelb und Grün liegt, findet man das Maximum der Wärmestrahlung im rothen und das Maximum der chemischen Wirkung im violetten Theile des Spectrums. Glas verschluckt aber sowol die Wärmestrahlung wie die chemische Strahlung zum großen Theil. Das Wärmespectrum erhält man in möglichster Ausdehnung und Reinheit (Nobili und Melloni 1831; Knoblauch 1845) durch Anwendung eines Steinsalzprismas; um ein Spectrum mit möglichst geringer Schwächung der chemischen Wirkung zu erhalten, wendet man ein Bergkrystallprisma an. Die noch über das violette Ende hinaus gebrochenen unsichtbaren, aber chemisch wirksamen Strahlen kann man durch das Photographiren des Spectrums nachweisen, noch einfacher aber durch ihre von Stokes 1852 (Poggend. «Ann.», Bd. 87; Ergänz.-Bd. 4, Bd. 89, 91 u. s. w.) entdeckte sogenannte «Fluorescenz-Wirkung» auf gewisse Körper, wie z. B. den Flußspat (Fluorcalcium), Lösungen von schwefelsaurem Chinin, Aesculin u. s. w. Diese Stoffe haben die Eigenschaft, die dem Auge zu schnell schwingenden ultravioletten Strahlen zu verlangsamen und dadurch zu versichtbaren, sodaß z. B. ein auf weißem, mit Chininlösung benetztem Papierschirme aufgefangenes Spectrum über das Violett hinaus um mehr als seine sonst sichtbare Länge in blaugrauer Farbe leuchtend verlängert erscheint. Natürlich läßt sich die Erwägung nicht von der Hand weisen, daß es wol noch schnellere Aetherschwingungen als die durch die Fluorescenz und chemischen Wirkungen nachgewiesenen geben mag, nur daß uns die Reactionen fehlen, um dieselben nachzuweisen.

Die auf der minder brechbaren Seite des Spectrums liegenden, als «infrarothe» bezeichneten Strahlen haben sich, abgesehen von einem dicht an das Roth grenzenden, bei Abblendung des sichtbaren Spectrums erscheinenden «Braun», bisher nur durch ihre Wärmewirkung nachweisen lassen. Am geeignetsten hierzu ist der Thermomultiplicator. Weit empfindlicher ist jedoch für diese Wärmestrahlung das von S. P. Langley, Professor an der Alleghany-Universität, construirte «Bolometer» («Nature», Bd. 25, S. 14). Die Idee, welche diesem Instrument zu Grunde liegt, stimmt mit der beim Siemens'schen «Widerstands-Pyrometer» benutzten überein; zur Messung der Wärmeänderung dient nämlich die Aenderung des Widerstandes, den ein Metall dem galvanischen Strome entgegenstellt, wenn seine Temperatur sich ändert (Gretschel's «Jahrbuch d. Erfindungen», Jahrg. IX, S. 108). Das Bolometer mißt noch Temperaturänderungen im Betrage von $^1/_{100000}$ Centesimalgrad und zeigt solche von $^1/_{1000000}$ Grad noch an.

Interessant sind die Ergebnisse einer im Observatorium zu Alleghany von Langley ausgerüsteten Expedition unter General Hagen zum Mount Whitney in Südcarolina («Annalen d. Physik u. Chemie», Neue Folge, Bd. 19, S. 226 u. 384) hinsichtlich der Wärmevertheilung im Spectrum, besonders von dem unabweisbaren Gesichtspunkte aus, daß jede Aetherwelle sowol Licht als auch Wärme und chemische Wirkung liefert, je nach der Natur des von ihr getroffenen Körpers. Wichtig sind daher auch für das Licht die Nachweise über die Vertheilung der Wärme im Spectrum. Langley zeigt, daß mit Hülfe des Bolometers sich noch Aetherschwingungen im infrarothen Theile des Sonnenspectrums nachweisen lassen, welche einer Wellenlänge von 0,0028 Millim. entsprechen, also dem vierfachen Betrage der äußersten sichtbaren rothen Wellen von etwa 0,0007 Millim. Längere Wellen werden wahrscheinlich von der Sonnenatmosphäre verschluckt. Noch viel längere Wellen fand Langley dagegen an der Stelle höchster Temperatur im elektrischen Lichtbogen in der Vertiefung der positiven Kohle. Durch diese Untersuchungen ist die Lücke zwischen den kürzesten Schallschwingungen und den längsten Aetherschwingungen außerordentlich vermindert worden; denn es konnten im mindest brechbaren, ultrarothen Theile des Kohlenlichtspectrums noch Strahlungen erkannt werden, deren Wellenlänge den Werth von 0,03 Millim. übersteigt («American Journal of Science», III, 36, p. 83). Das Energiemaximum für Wärme erscheint bei Langley in dem von ihm benutzten Diffractionsspectrum der Sonne nicht mehr, wie man früher annahm, im Ultraroth, sondern oberhalb des Roth in der Nähe des Gelb, sodaß also die Lage des Wärmemaximums nicht wesentlich von der des Lichtmaximums abzuweichen scheint. Durch die Inrechnungziehung der atmosphärischen Absorption ergibt sich aus Langley's in der Höhe von 13,000 Fuß auf Mount Whitney angestellten Versuchen sogar, daß das Wärmemaximum außerhalb der Atmosphäre in der Nähe von 0,000050 bis 0,000055 Millim. Wellenlänge, also mehr im Grün als im Gelb liegen muß, wodurch es fast vollständig mit dem jüngst ermittelten Maximum der physiologischen Lichtwirkung zusammenfallend erscheint. Weiter ergeben Langley's Arbeiten, daß

die Sonne für das Auge außerhalb der Atmosphäre eine entschiedene bläuliche Färbung besitzen muß. Das Verhältniß der leuchtenden zur dunkeln, ultrarothen Wärmeenergie ist an der Meeresfläche etwa auf zwei Fünftel des ganzen Betrags zu schätzen, während über der Atmosphäre der Betrag der leuchtenden bei weitem überwiegt.

Bei unsern Lichtwahrnehmungen ist übrigens wohl zu unterscheiden zwischen der Lichtstärke oder der Energie der Aetherbewegungen selbst und der Stärke unserer Lichtempfindung. Die Feststellung dieser letztern für die verschiedenen Theile des sichtbaren Spectrums ist Dr. Karl von Vierordt durch seine sinnreiche Methode der Lichtmessung gelungen (Vierordt, «Die Anwendung des Spectralapparates zur Messung und Vergleichung der Stärke des farbigen Lichts»). Er ließ durch ein seitliches Rohr am Spectralapparat einen Streifen weißes Licht mitten quer durch das Spectrum fallen und schwächte dies durch Rauchglasscheiben oder Verengerung des Spaltes so ab, daß das Weiß eben ununterscheidbar wird. Diese Abschwächung erfordert an den verschiedenen Stellen des Spectrums einen verschiedenen Betrag. Die Lichtstärke oder Energie der verschiedenen Stellen eines und desselben Spectrums verhält sich demnach bei gleicher Breite der Eintrittsspalte proportional der durch Rauchgläser abgeschwächten Lichtstärke der beweglichen Spalte, bei welcher das schwache Weiß der letzteren eben anfängt ununterscheidbar zu werden. Benutzt wurden zwei gleiche Petroleumflammen. Gemessen wurde also diejenige Lichtstärke des Normallichts, bei welcher das letztere vermischt mit dem zu messenden farbigen Lichte verschwindet. Es ergab sich so im Petroleumlicht die Energie im Roth an Stelle der Fraunhofer'schen Linie B = 0,022, Roth (C) = 0,128, Gelb (D) = 0,78, Gelb (D—E) = 1,00, Gelbgrün (E) = 0,37, Blaugrün (F) = 0,128, Blauviolett (G) = 0,008, Violett (H) = 0,0007. Interessant ist die von Vierordt nachgewiesene Verschiedenheit in den verschiedenen Lichtquellen, wie Gaslicht, elektrischem Licht u. s. w.

Eine natürlich hochbedeutsame Rolle spielt nun aber auch die verschiedene Empfindlichkeit unseres Auges für verschieden gefärbtes Licht bei durchgängig gleicher Energie dieses letztern, wie die Untersuchungen von Ebert beweisen («Annalen der Physik», 1888, Bd. 33, S. 136). Es ergibt sich aus denselben, daß beim normalen Auge die zur Auslösung einer Lichtempfindung nöthige Energie der erregenden Aetherbewegung am geringsten ist, wenn die Wellenlänge derselben die der grünen Strahlen ist (etwa = 0,00053 Millim.). Im Grünblau ist, die Energie im Grün gleich 1 gesetzt, eine 1,3 bis 2 mal so große Energiemenge nöthig, im Blau die drei- bis vierfache. Im Gelb betrug sie etwa das 15- bis 17fache und im Roth gar das 25- bis 34fache der für das Grün nöthigen Energiemenge. Wenn man also das Auftauchen der Lichtempfindung in den verschiedenen Spectralbezirken bei allmählich zunehmender Gesammtstärke des zerlegten Lichts verfolgt, so hat man zwei getrennte Erscheinungen vor sich, die sich für unsere Empfindung übereinanderlagern: einmal die mehr oder weniger stabile Empfindlichkeit des Auges für die verschiedenen Wellenlängen und zweitens die Vertheilung der Energie auf die verschiedenen Theile des Spectrums. Aus der Reihenfolge, in welcher die Lichtempfindungen in den verschiedenen Spectralregionen über die Schwelle des Bewußtseins treten, kann also noch nicht auf die objective Vertheilung der Energie geschlossen werden.

In der Nähe der Wahrnehmungsschwelle ändern sich übrigens auch wie H. F. Weber («Entwickelung der Lichtemission glühender fester Körper», «Sitzungsberichte d. Berl. Akad. d. Wiss.», 1887, S. 491) nachgewiesen hat, die Empfindungsqualität, indem bei beginnender Erhitzung die Glut eines festen Körpers nicht mit Dunkelroth beginnt, wie man früher annahm, sondern mit Gelbgrün; dieses Gelbgrün erscheint aber bei seinem allerersten Auftreten nicht als ein sehr schwaches Gelbgrün, sondern als ein Nebel- oder Gespenstergrau von genau derselben Brechbarkeit. Es erregt also hier dieselbe Wellenlänge eine andere Empfindungsqualität bei geringerer als bei stärkerer Intensität.

Die Theorie der Licht- und Farbenempfindungen ist zur Darstellung der objectiven Bedingungen der Farbenmischung wie der subjectiven Verwandtschaft der einzelnen Lichtqualitäten von der Construction einer sogenannten Farbentafel ausgegangen. Die Young-Helmholtz'sche Theorie geht mit der Annahme von drei Grundfarben vom Farbendreieck aus, die Hering'sche mit vier Grundfarben vom Farbenviereck. Das Correspondenzprincip der ersteren formulirt sich so, daß allen Farbenmischungen, welche gleiche subjective Empfindungen hervorbringen, auch objectiv gleiche Netzhautprocesse entsprechen, während das der Vierfarbentheorie sich wesentlich von ihm dadurch unterscheidet, daß es sich nicht blos auf die subjectiven Effecte der Farbenmischungen, sondern auf den subjectiven Eindruck der Lichtqualität überhaupt bezieht, daher auch nicht die subjective Gleichheit verschiedener objectiver Einwirkungen, sondern ganz allgemein die subjective Verschiedenheit der Empfindungen ohne Rücksicht auf die Gleichheit und Verschiedenheit der physikalischen Reize zum Maßstabe der Beurtheilung der unbekannten Netzhautprocesse nimmt.

Die neuesten Versuche an Farbenblinden lassen sich mit keiner von beiden Theorien vollständig erklären. Es müßten nach ihnen alle Lichteindrücke von dem zu jeglicher Farbenunterscheidung untauglichen Sehapparate immerhin als bestimmte Farbe empfunden werden, während sie thatsächlich farblos, nämlich weiß oder grau erscheinen. Die jüngst von Wundt («Philos. Studien», 1888, Bd. 4, S. 311) auf Grund der von ihm angestellten Versuche aufgestellte, sogenannte «Stufentheorie» stellt nun die Correspondenz physikalischer Grundfarben und physiologischer Grundprocesse der Empfindung überhaupt in Abrede. Nach ihm bildet die Farbenerregung einen Kreisproceß, insofern die Wirkungen der kürzesten denjenigen der längsten Wellenlängen wieder ähnlich werden, und innerhalb des Kreisprocesses der Farbenerregung bilden zwei maximal voneinander verschiedene Erregungsvorgänge compensatorische Reizungen. Die Farbenerregung

ist dadurch als periodische Function der Wellenlänge charakterisirt. Die Grundzüge der Wundt'schen Theorie sind folgende: 1) Auch ohne jede äußere Lichtreizung ist die Netzhaut in dem Zustande einer innern Dauererregung, die sie als Schwarz empfindet und die jeder Empfindung beigemischt bleibt. 2) Durch jeden äußern Reiz werden zwei Vorgänge ausgelöst, eine chromatische und eine achromatische Reizung. Beide bestehen bei einfarbigem Lichte nebeneinander. Doch wächst die achromatische bei schwächeren Reizen stärker, bei mittleren wird sie von der chromatischen überflügelt, während bei den stärksten Reizen wieder die achromatische überwiegt. 3) Die achromatische Erregung besteht in einem gleichförmigen photochemischen Vorgange, dessen Stärke theils von der Lichtstärke, theils von der Wellenlänge abhängt, indem sie im Gelb ein Maximum erreicht. 4) Die chromatische Erregung besteht in einem polyformen photochemischen Vorgange, der mit der Wellenlänge nicht stetig, aber in unmerklichen Abstufungen veränderlich ist. 5) Jeder photochemische Vorgang überdauert eine gewisse Zeit die Reizung und erschöpft die Erregbarkeit der Sinnessubstanz für den stattgefundenen Reiz. 6) Der simultane Contrast ist, sofern durch die Bedingungen der Beobachtungen gleichzeitige Nachbildererscheinungen ausgeschieden werden, kein aus der Erregung der peripherischen Sinnessubstanz entspringendes, sondern ein centrales Phänomen. Diese Wundt'sche Theorie scheint die Thatsache der Licht- und Farbenempfindung in vorwurfsfreier Weise zu erklären und zu umfassen. *(H. A. Weiske.)*

LICHTE, Fabrikort im Landrathsamt Königsee des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt mit (1880) 1220 Einwohnern, bekannt durch seine Porzellanfabrikation in Nippsachen und Spielzeug nebst feiner Porzellanmalerei; hier wird von der schwarzburgischen und meiningischen Regierung gemeinschaftlich eine Kunstschule unterhalten. Nach Norden zieht sich 13 Kilom. lang der romantische und industrielle Lichtegrund hin; darin Geiersthal (400 Einwohner) mit Porzellanfabrik, Porzellanmalerei, Glashütte und Tuschfarbenfabrik, Meura (786 Einwohner) mit Marmor- und Schieferbrüchen; in der Nähe der Meurastein, eine der gewaltigsten Felspartien der thüringer Grauwacke. *(A. Schroot.)*

LICHTENAU, Stadt in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Witzenhausen, an der Losse und an der Linie Kassel-Waldkappel der Preußischen Staatseisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 1342 Einwohnern, Cement- und Cigarrenfabriken. *(W. Cramer.)*

LICHTENAU, Stadt im badischen Kreis Offenburg, Bezirksamt Kehl, an der Acher und an der Rheinstraße von Karlsruhe nach Kehl gelegen, mit (1885) 1207 Einwohnern, welche Feld- und Wiesenbau, namentlich Hanf- und Tabacksbau betreiben.

Lichtenau war früher Hauptort der Grafschaft Hanau-Lichtenberg ($2^3/_4$ □Meilen mit 16,000 Einwohnern), welche im J. 1803 an Baden fiel. Im J. 1296 erbaute Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Straßburg, hier ein Schloß aus den Steinen der von ihm zerstörten Burg Krap im Elsaß und gab den um das Schloß angesiedelten Dörfern Stadtrechte. Von Schloß und Mauern sind heute kaum noch Spuren vorhanden, und die Festungsgräben wurden in Gärten umgewandelt. Mehrere Grafen von Lichtenberg wohnten in der neuen Stadt. Graf Philipp IV. führte daselbst die Reformation ein (1543). Der erste lutherische Geistliche, der noch 1565 in Lichtenau wirkte, hieß Thomas Matthesius. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden und wurde bald von den Franzosen besetzt, bald von den Kaiserlichen, den Bayern und den Schweden genommen und geplündert. Im J. 1689 verbrannte der französische General Mélac die Stadt, und der Rest der Festungswerke wurde im Spanischen Erbfolgekrieg von den Franzosen zerstört. Nach dem Friedensschluß wurde die Kirche wiederhergestellt, die Stadtthore erstanden von neuem, aber die Thürme des Schlosses und die Stadtmauern wurden auf den Abbruch versteigert. Im J. 1805 wurden auch die Stadtthore niedergelegt. Die verschiedenen Privilegien und Stadtrechte sind längst erloschen. *(W. Höchstetter.)*

LICHTENAU (Wilhelmine, Gräfin von), die bekannte Favorite König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, wurde am 29. Dec. 1754 zu Potsdam geboren. Ihr Vater, Elias Enke, gebürtig aus Hildburghausen, war Kammermusikus in der Kapelle Friedrich's des Großen, wie aus «Wöchentliche Nachrichten, die Musik betreffend» (Erstes Vierteljahr, Leipzig 1766) hervorgeht, wo die Mitglieder der Kapelle aufgezählt sind. Wenngleich das Gehalt des Vaters nicht eben groß, so war es doch ausreichend für die Bedürfnisse der Familie, und bei sonstigen Einschränkungen vermochten die Aeltern etwas auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder zu verwenden. Die ältere Tochter, in einer bezüglichen Vorschule vorbereitet, ward als Figurantin bei der Italienischen Oper am berliner Theater untergebracht. Sie erwarb sich bald die Gunst vornehmer und reicher Verehrer, und richtete mit deren Unterstützung ein eigenes Hauswesen ein. Ihre jüngere Schwester, Wilhelmine, besuchte schon in ihrer Kindheit die Französische Schule, wo sie außer in der französischen Sprache neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch in allen weiblichen Arbeiten und von dem berühmten Gobert im Tanzen unterrichtet wurde. Nach der Entlassung aus der Schule ward sie in das Hauswesen ihrer ältern Schwester aufgenommen, und hier war es, wo sie der damalige Prinz von Preußen, nachmalige König Friedrich Wilhelm II., in ihrem 13. Jahre kennen lernte. Er interessirte sich lebhaft für das anmuthige, aufblühende Mädchen und beschloß, ihre Erziehung aufs feinste ausbilden zu lassen. Er brachte sie nach Potsdam in das Haus eines seiner Getreuen, übergab sie einer besondern Gouvernante, einer Madame Girard von der Französischen Colonie, und geschickten Lehrern, kam aber fast täglich auch selbst, um durch persönlichen Unterricht auf ihre feinere Geistesausbildung einzuwirken. Bis zu diesem Zeitpunkte fand kein Liebesverhältniß zwischen dem Prinzen und Wilhelmine statt. Sie liebte und verehrte in ihm den Lehrer, er hingegen in ihr seine auf-

merksame, leichtfassende, in seine Ideen eingehende Schülerin. Um diese Zeit kehrte die ältere Schwester, die mit einem ihrer Verehrer geflüchtet war, mit dem Titel einer russischen Gräfin (Matuschka) geschmückt, von ihren Reisen zurück. Friedrich der Große hatte mit Verdruß Verschiedenes über die Verhältnisse seines Neffen erfahren; es kam zu einer Erklärung, die den Prinzen bewog, Anstalten zur einstweiligen Entfernung seiner Geliebten zu treffen. Dieselbe fand auch alsbald Gelegenheit, mit ihrer gräflichen Schwester ihren Aufenthalt für einige Zeit in Paris zu nehmen. Nach ihrer Rückkehr entschied sich der Prinz ganz für sie und das erklärteste Verhältniß trat zwischen beiden ein. Nachdem Wilhelmine Enke dem Prinzen fünf Kinder, die Grafen und Gräfinnen von der Mark, geboren, wurde sie in der Form mit einem Kammerdiener, Namens Rietz oder Ritz, vermählt, den Friedrich Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung (1786) zum Geheimkämmerer ernannte. Obwol die Rietz in der Gunst des Königs von andern Damen zeitweilig verdrängt wurde, gelang es ihr doch, dessen Freundschaft und Neigung sich zu erhalten. Sie begleitete den König auf dem unglücklichen Zug nach Frankreich und machte späterhin eine interessante Reise nach Italien, wo sie viele treffliche Schätze für ihren königlichen Geliebten sammelte. Während des Zugs nach der Champagne hielt sie förmlichen Hof zu Aachen und Spaa. Während dieser Reise ward ihre Ehescheidung von Herrn Rietz gerichtlich vollzogen. Der König ernannte sie zur Gräfin von Lichtenau und in dieser Qualität wurde sie nun bei Hofe eingeführt. Auch schenkte ihr der König 500,000 Thaler, sowie mehrere Güter. Sie spielte ihre glänzende Rolle fort bis zum Tode des Königs und behauptete sich bis zum letzten Moment in seiner Gunst, die sie übrigens niemals in der Weise, wie sie vielfach verleumderisch beschuldigt ward, misbrauchte. Nach des Königs Tode (1797) traten indeß so viele Beschuldigungen gegen sie auf, daß Friedrich Wilhelm III. die Untersuchung derselben für eine Forderung der Gerechtigkeit erachtete, zwar mit aller Humanität und Schonung für das Andenken des verewigten Monarchen gegen die Lichtenau verfuhr, sie aber sofort verhaften, ihre Papiere durch den Auditeur Pitschel und den Major von Bützow in Beschlag nehmen und einen Proceß gegen sie einleiten ließ. Der Proceß ergab nichts besonders Belastendes, dennoch wurde sie in Glogau internirt und erhielt ihre Freiheit erst nach drei Jahren wieder gegen eine unbedingte Verzichtleistung auf ihr gesammtes Vermögen, wogegen ihr eine jährliche Pension von 4000 Thalern bewilligt wurde. Die Ehe, die sie 1802 mit dem bekannten Theaterunternehmer Franz Ignaz von Holbein einging, wurde 1806 wieder getrennt. Im J. 1811 erhielt sie durch Napoleon's I. Verwendung einen Theil ihrer Güter zurück, verlor aber die Pension. Sie starb zu Berlin am 9. Juni 1820.

Vgl. F. v. Cölln, «Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tod Friedrich's II.» (5 Bde., Amsterdam und Köln 1807—9); «Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie» (2 Bde., Leipzig und Gera 1808). (*W. Cramer.*)

Lichtenau (Konrad von), deutscher Chronist, s. Konrad von Lichtenau.

LICHTENBERG, ehemaliges deutsches Fürstenthum auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, jetzt den Kreis Sanct-Wendel des preußischen Regierungsbezirks Trier bildend. Es trug ehedem den Namen Herrschaft Baumholder, war zusammengesetzt aus Theilen des ehemaligen Kurfürstenthums Trier, des Herzogthums Pfalz-Zweibrücken und der Grafschaft Salm und gemäß der Bestimmung des Wiener Congresses 1815 von Preußen an den Herzog Ernst von Coburg für seine 1813 geleisteten Dienste abgetreten. Von diesem 1819 zum Fürstenthum erhoben und nach dem alten pfälzischen Residenzschlosse Lichtenberg benannt, wurde es im J. 1834 gegen eine Entschädigung von 2 Millionen Thalern an Preußen zurückgegeben. Das Ländchen hat einen Flächeninhalt von 537,24 □Kilom. (9,76 □Meil.) mit 45,670 Einwohnern (1880), ist durchweg gebirgig (höchster Punkt der 578 Met. hohe Weiselberg) und von Nebenflüßchen der Nahe und des Glan, sowie von der Blies bewässert. Der südliche Theil wird von der Nahe-Bahn durchschnitten. (*A. Schroot.*)

LICHTENBERG, Dorf und Burgruine im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern mit (1885) 1053 meist katholischen Einwohnern. — Das Dynastengeschlecht der Grafen von Lichtenberg, eines der länderreichsten und bedeutendsten des Elsaß, erscheint — wenn wir von den Legenden der Turnierbücher absehen — in der Geschichte am Ende des 12. Jahrh. Im J. 1197 ist ein Albert von Lichtenberc in einer Verschreibung für die Abtei Selz als Zeuge genannt. Das Wappen der Lichtenberg bestand in einem schwarzen aufsteigenden Löwen in einem silbernen rotheingefaßten Felde; die Helmzier war ein weißer Schwanenhals. Im J. 1249 ist die Familie schon im erblichen Besitz der kaiserlichen Schutzvogtei über die Stadt Straßburg. Von 1252 ab scheidet sich die Familie in zwei Linien, in die ältere oder Heinrich'sche Linie 1252—1390 und in die jüngere oder Ludwig'sche Linie 1252—1480, von denen die eine in Buchsweiler, die andere in Lichtenberg ihren Sitz hat. Ein hervorragendes Glied der Familie im 13. Jahrh. war Konrad von Lichtenberg, der 1273 den bischöflichen Stuhl von Straßburg bestieg; unter seiner Herrschaft wurde die Domfaçade Erwin's gebaut. Am 2. Febr. 1276 legte er den Grundstein; auch die Stiftskirche von Haslach entstand auf seine Anregung. Das 1260 von dem metzer Bischof zerstörte Schloß Lichtenberg erbaute er wieder 1286. Nach seinem Tode wurde sein Bruder Friedrich (1299) sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl. Zum dritten mal war ein Lichtenberg, Namens Johann, Bischof von Straßburg 1353. Er brachte für längere Zeit an die Kirche von Straßburg die Landgrafschaft des Unterelsaß. Im J. 1462 brach in der Familie ein heftiger Zwist aus, der unter dem Namen «Buchsweiler Weiberkrieg» bekannt geworden ist und die bildenden Künstler wie die Volksliederdichter beschäftigt hat. Graf Jakob

mit dem Bart in Buchsweiler hatte eine Beischläferin, Barbara, aus dem badischen Ort Ottenheim, genannt «die schöne Bärbel». Die Unterthanen murrten über deren Anforderungen, empörten sich und Graf Ludwig von Lichtenberg belagerte Buchsweiler und zwang Jakob zur Erfüllung seines Willens, der auf die Entfernung Bärbel's und die Nachfolge Jakob's in allen Gütern und Rechten ging. Der Mannsstamm der Lichtenberg erlosch mit dem genannten Grafen Jakob 1480. — Die Herrschaft Lichtenberg ging nun auf die Töchter des Ludwig und deren Gemahle, die Grafen Wecker von Zweibrücken und Philipp von Hanau über; daher heißt das Geschlecht nunmehr Hanau-Lichtenberg. Das Gebiet der Grafschaft Lichtenberg, den Nordosten des Unterelsaß von dem Oberlauf der Sauer bis zur Zorn und einen Theil des dermaligen badischen Landes gegenüber von Straßburg umfassend, erhielt im Volksmunde den heutzutage noch gebräuchlichen Namen «Hanauer Ländel». Philipp IV. von Hanau ließ die Burg durch den straßburger Festungsbaumeister Daniel Specklin um 1570 wiederherstellen und später befestigen (siehe dessen «Architektur von Festungen»). Im J. 1677 wurde in den Kriegen Ludwig's XIV. gegen das Reich die Burg von dem französischen Marschall Crequi belagert und eingenommen. Da im Nimweger Frieden (1679) die elsässischen Herrschaften mit Ausnahme von Straßburg unter der Oberherrschaft von Frankreich blieben, so ertheilte Ludwig XIV. 1680 den Befehl, das Schloß wieder aufzubauen. Am Fuße des Berges sollte durch katholische Colonisten ein Städtchen angelegt werden. Der letzte Graf von Hanau-Lichtenberg starb 1736 und vererbte die Herrschaft an seinen Schwiegersohn, den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, im Besitz welcher Familie dieselbe bis 1789, beziehungsweise 1802 verblieb. Die Burg, die im Vertheidigungszustand belassen und meist mit einer kleinen französischen Garnison besetzt war, wurde 1870 nach der Schlacht von Wörth von einer württembergischen Abtheilung am 9. Aug. 1870 beschossen und genommen. Sie ist seitdem Ruine. Eine Abbildung der Burg nach der Wiederherstellung durch Specklin findet sich bei Lehr, «L'Alsace Noble», I, 58.

Literatur: Schöpflin, «Als. ill. et dipl.»; Hertzog, «Edelsaßer Chronik» (1592), Abth. V; L. Spach, «Le comté de Hanau-Lichtenberg» (1859); J. G. Lehmann, «Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg» (Mannheim 1862); F. X. Kraus, «Kunst und Alterthum im Unter-Elsaß», I (Artikel Lichtenberg); J. Rathgeber, «Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg» (1876); E. Spach, «Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde» (1887). *(A. Schricker.)*

LICHTENBERG (Georg Christoph), bedeutender Physiker und einer der hervorragendsten deutschen Humoristen, ward am 1. Juli 1742 im hessischen Dorfe Oberramstadt als achtzehntes Kind des dortigen Pastors geboren. Im J. 1745 siedelte die Familie nach Darmstadt über, wo der Vater dann als Generalsuperintendent starb. Der Mutter, die erst um 1770 starb, brachte Lichtenberg sein ganzes Leben lang eine «an Anbetung grenzende Verehrung» entgegen. Im achten Jahre that der Knabe durch Schuld der Wärterin einen unglücklichen Fall, infolge dessen er buckelig wurde. Kein Zweifel, daß seine Geistesentwickelung durch diese körperliche Verunstaltung stark bestimmt wurde; daß aber trotzdem seine Satire, wenige Fälle abgerechnet, frei von verletzender Bitterkeit blieb, zeugt von der Trefflichkeit seines Charakters. Schon am darmstädter Gymnasium zeigte er besondere Begabung für Mathematik; seine Abgangsrede (1763) behandelte in deutschen Versen das Thema «von wahrer Philosophie und philosophischer Schwärmerei». Während seiner Studienzeit in Göttingen mußte er des Erwerbes halber Correcturen für Buchdrucker übernehmen, machte Verse auf die Prorectorwahlen und ertheilte mathematischen Unterricht. Der Versuchung, als Recensent aufzutreten, widerstand er; 1776 hatte er erst zwei Recensionen geschrieben, solchen Abscheu hegte er gegen diese Beschäftigung; später jedoch lieferte er mehrfach Besprechungen wissenschaftlicher Werke für die «Allgemeine deutsche Bibliothek». Von seinen Lehrern übte Kästner, mit dem ihn bald innige dauernde Freundschaft verband, den größten Einfluß aus; der Epigrammatiker auf den Humoristen. Lichtenberg's «Bemerkungen über das lissaboner Erdbeben» veröffentlichte Kästner 1767 in den «Göttingischen gelehrten Anzeigen». Nachdem der junge Gelehrte einen Ruf nach Gießen abgelehnt hatte, wurde er bereits 1769 in Göttingen zum außerordentlichen Professor ernannt. Im April 1770 ging er das erste mal nach London, wo er dem König vorgestellt und mehrfach ausgezeichnet wurde. Im J. 1772 und 1773 stellte er auf Befehl des Königs in Hannover astronomische Berechnungen der Längen- und Breitengrade an. Diese Beschäftigung ließ ihn längere Zeit zu Hannover, Stade und Osnabrück verweilen. Ende August 1774 trat er seine zweite Reise nach England an und kehrte erst im December 1775 wieder nach Göttingen zurück. Nur den kleinern Theil dieser Zeit verlebte er in London, den größern theils in Kew, theils auf dem Landgute Wrest. Die «Briefe aus England», welche 1776 und 1778 in Boie's «Deutschem Museum» erschienen, sind neben den «Reisebriefen» von H. P. Sturz das Bestgeschriebene, was die deutsche Prosa damals in dieser Gattung aufzuweisen hatte. Besonders die Schilderung von Garrick's Spiel erregte wohlverdiente Bewunderung. Lichtenberg war nicht nur ein leidenschaftlicher Verehrer, sondern auch genauer Kenner des englischen Lebens auf allen Gebieten. Swift war sein großes Vorbild. Nach seiner Rückkehr wurde er ordentlicher Professor, 1788 königlich großbritannischer Hofrath. Noch in den siebziger Jahren schloß er seine Verbindung mit Margarethe Keller, der er aber in ähnlicher Weise wie Goethe erst später, 1789, die kirchliche Weihe geben ließ. Sein häusliches Leben war ein durchaus glückliches; seine Söhne gelangten alle später in angesehene Stellungen. Zwar klagt er in seinen Briefen öfters, daß er entsetzlich viel thun müsse, um Frau und Kindern Brot zu verschaffen; die Ausgabe Hogarth's erklärt er öfters nur des Gewinnes halber unternommen zu haben, doch war seine Lage im ganzen keineswegs ungünstig. Seine physikalischen Sammlungen

konnte er gegen eine Leibrente der Universität verkaufen, als Lehrer erfreute er sich großer Beliebtheit. Seine physikalischen Kenntnisse wurden in Deutschland und England ungemein geschätzt, ja wol überschätzt. Die nach ihm genannten Lichtenberg'schen Figuren erhalten seinen Namen in der Physik lebendig. Eine eigentliche Förderung hat ihm seine Wissenschaft aber nicht zu verdanken; er war ein tüchtiger Gelehrter und Universitätslehrer, der das Wissen seiner Zeit auf seinem Gebiete völlig beherrschte. Besondern Ruhm erwarb er sich durch die Ausgabe der «Opera Tobiae Mayeri» (Göttingen 1774). Seine Ausgabe von Erxleben's «Anfangsgründen der Naturlehre» war durch Zusätze zu einem weit verbreiteten Handbuche geworden (6. Aufl., Göttingen 1794). Die meisten seiner physikalischen und mathematischen Arbeiten wurden in den letzten Bänden seiner «Vermischten Schriften» gesammelt. Nicht der Gelehrte, sondern der humoristische Schriftsteller wurde vermißt, als Lichtenberg nach längerem Leiden am 24. Februar 1799 zu Göttingen starb.

Lichtenberg brachte seinen mathematisch geschulten Verstand der Tagesliteratur entgegen. Von höherem philosophischen Standpunkte aus beurtheilte er die unreifen Erscheinungen der deutschen Literatur, die ihm neben der englischen recht kümmerlich erschien (M. Koch, «Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrh.», Leipzig 1883). Mit Goethe correspondirte er über naturwissenschaftliche Fragen; für die Kant'sche Philosophie zeigte er verständnißvolle Theilnahme, wenn ihm auch die Kantianer zuwider waren. Er ist einer der ersten in Deutschland, welche Spinoza zu würdigen wußten. Da er alle Wissenschaft bezweifelte, soweit sie nicht mathematisch beweisbar, so sagte ihm gerade Spinoza's Philosophie am besten zu. Obwol in seiner Jugend ein begeisterter Leser Young's, war er ein abgesagter Feind von Klopstock's Poesie und bekämpfte Barden- und Geniewesen. Dagegen fand der vom Professorenhochmuth verfolgte Bürger an Lichtenberg einen treuen Freund. Er stand auf dem Boden des Christenthums, aber an die Perrüken der Geistlichen wollte er die Fackel der Wahrheit halten. Lavater, der bei späterer persönlicher Bekanntschaft sich gut mit ihm verständigte, war ihm als Schwärmer verdächtig. Er schrieb 1773 den «Timorus» gegen dessen Judenbekehrung und 1778 «Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen». Gegen Voß' orthographische Grillen veröffentlichte er 1781 die von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossene Streitschrift «Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neuen Brüder an der Elbe». Der große satirische Roman, mit dessen Plan er sich von 1785 an Jahre lang beschäftigte, kam nicht zu Stande. In unbedeutenden kleinen Arbeiten vergeudete er ein Talent, das in den deutschen Verhältnissen sich nicht naturgemäß entfalten konnte. Im J. 1794—99 ließ er bei seinem Freunde, dem göttinger Buchhändler Dietrich, die «Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche» erscheinen; E. Riepenhausen verfertigte die Kupferstiche. Diese fünf Lieferungen, zu denen nach Lichtenberg's Tode noch fünf weitere (1800—1807) von andern Verfassern hinzukamen, können als sein Hauptwerk bezeichnet werden. Im J. 1778 hatte er für Dietrich die Redaction des «Göttingischen Taschenkalenders» übernommen; in ihm sind die meisten seiner kleinern Arbeiten erschienen. Im J. 1780 gründete er mit Georg Forster das «Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft», das indessen nur drei Jahrgänge erlebte. Eine Sammlung seiner «Vermischten Schriften» erschien zuerst Göttingen 1800—1805 in 9 Bänden, dann vollständiger 1844—46 in 8 Bänden; hier bildet der Briefwechsel den Inhalt der beiden letzten Bände; Ergänzungen hierzu lieferte E. Grisebach in den «Gesammelten Studien» (4. Aufl., Leipzig 1886); Auswahl und Biographie von Bobertag im 141. Bande von Kürschner's «Deutscher National-Literatur» (Stuttgart 1886). Goethe meinte, Lichtenberg's Schriften seien die wunderbarste Wünschelruthe: «wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen»; ihr Reichthum sei zu bewundern: «eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen stand ihm zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen». Platen urtheilte 1816 von Lichtenberg's Schriften: «Ein vorurtheilsfreier Verstand, Witz, Laune, Satire ohne Gift, der feinste Beobachtungsgeist und ein leichter, durchaus angenehmer Stil geben diesen Büchern einen hohen Werth. Alles wird anziehend unter Lichtenberg's Feder.» Mit Vorliebe und Ausführlichkeit hat Gervinus im 5. Bande der «Geschichte der deutschen Dichtung» über Lichtenberg gehandelt. In der Göttinger Societät der Wissenschaften hielt Kästner 1799 Lichtenberg's Elogium; weitere Literatur bei Jördens III, 363; vgl. noch H. Döring in den «Lebensumrissen» (Quedlinburg 1840) und E. Grisebach, «Gedanken und Maximen aus Lichtenberg's Schriften», mit Biographie (Leipzig 1871). Autobiographische Bruchstücke bilden die «Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst» im 1. und 2. Bande der «Vermischten Schriften». Ein Bild Lichtenberg's ist beiden Ausgaben der Schriften beigegeben. Eine Parallele zwischen Lichtenberg und Swift zog Richard M. Meyer in seiner Schrift «Jonathan Swift und G. Chr. Lichtenberg. Zwei Satiriker des 18. Jahrh.» (Berlin 1886). Eine größere Biographie Lichtenberg's bereitet J. Wackernell in Innsbruck vor.

(Max Koch.)

LICHTENFELS, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Oberfranken, am linken Ufer des Mains und an der Ausmündung der Werrabahn an die Linie München-Hof der Bairischen Staatsbahn, mit Schloß, zwei Kirchen, Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat (1885) 2700 Einwohner. Die Stadt gehörte im 12. Jahrh. den Grafen von Beichlingen, dann dem Grafen Reginboto von Giech, dessen einzige Tochter Kunizza (Kunigunde) ihr väterliches Erbe ihrem Gatten, dem Grafen Poppo von Andechs und Plassenburg, zubrachte. Von demselben geschieden, übergab sie, als sie sich in ein Kloster zurückzog, obgleich sie von dem Grafen Poppo einen Sohn hatte, ihre Schlösser Lichtenfels und Giech mit den dazu

gehörigen Ministerialen und Hintersassen, Dörfern und liegenden Gründen 1142 dem Hochstift Bamberg als Mensalgüter für den Bischof. Darüber erhob sich zwischen dem Grafen Poppo und dem Bischofe Egilbert eine heftige Fehde, welche 1143 dahin entschieden wurde, daß Poppo Lichtenfels und die Giechburg, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, dem Hochstifte neuerdings auftragen, hiervon das alte Haus vor der Giechburg und das halbe Schloß von Lichtenfels an das Hochstift überlassen mußte. Das Uebrige wurde ihm und seinem Sohne Heinrich und seinem Bruder Berthold auf lebenslänglich zum Nießbrauch überwiesen, unter der Bestimmung, daß nach ihrem Tode alles an das Hochstift eigenthümlich zurückfallen solle. Als Kaiser Friedrich I. 1160 verbot, daß die Schlösser des Hochstifts Bamberg in einen Lehensverband gebracht würden, bestimmte er wegen Lichtenfels und der Giechburg, daß mit dem Grafen Berthold und einem ihn etwa überlebenden Sohne der Vertrag, ohne Gestattung einer weiteren Nachfolge, unfehlbar sich endigen müsse. Allein beide Schlösser kamen, so lange die Andechser lebten, nicht mehr aus ihrem Besitze, und erst nach ihrem Aussterben (1248) änderte der darauf ausbrechende verderbliche Krieg die Sache. Otto, Herzog von Meran, erhob Lichtenfels zu einem Markte und befestigte den Ort. Als die Meraner (Andechser) ausgestorben waren, zog 1249 das Hochstift Bamberg Lichtenfels als heimgefallenes Lehen ein.

Das Amtsgericht Lichtenfels wurde 1804 aus den Aemtern Lichtenfels, Langheim, Staffelstein, Theilen des Spitalamtes und der Aemter Weißmain und Scheßlitz formirt. Infolge des Gesetzes vom 4. Juni 1848 kamen dann noch Theile der aufgelösten gräflich von Giech'schen Patrimonialgerichte Buchau und Wiesentfels und des freiherrlich von Rotenhain'schen Patrimonialgerichtes Staffelstein an Lichtenfels, wozu 1851 noch die Einverleibung der aufgelösten Gerichts- und Polizeibehörde Banz trat. *(Ferd. Moesch.)*

LICHTENHAIN, Dorf im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, in einer von weimarischem Gebiet umgebenen kleinen Enclave, 2 Kilom. südlich von Jena mit 368 Einwohnern. Der Ort, berühmt durch sein Bier, ein der Gose ähnliches Getränk, ist sehr alt. Die Kirche gilt als eine der ältesten der Umgegend. Es bestand hier in alter Zeit ein Kloster, das aber schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts eingegangen sein muß und von dem noch Reste (Keller, Gänge) aufgefunden worden sind. Auch benannte sich nach dem Ort ein adeliges Geschlecht, das bereits im J. 1190 mehrere Zweige hatte, von denen der zu Gleina 1655 ausstarb. Im Mittelalter war hier ein berühmter, von dem Dichter Beier besungener Weinbau, der erst im 18. Jahrhundert einging. Das jetzige lichtenhainer Bier wird seit 1830 gebraut. *(A. Schroot.)*

LICHTENSTEIN, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, liegt an der Rödlitz, gegenüber Callnberg, mit welchem es eine Gemeinde bildet, und an der Linie St.-Egidien-Stollberg der Sächsischen Staatsbahn, hat Amtsgericht, evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt, eine Web- und Wirkschule und zählt (1885) 5399 Einwohner. Das alte fürstlich Schönburgsche Bergschloß Pürschenstein ist jetzt Sitz des Justizamtes. Die lebhafte Industrie beschäftigt sich namentlich mit Strumpfwirkerei, Baumwoll- und Wollweberei, Färberei, Bleicherei und Appretur, sowie Litzen-, Filz- und Cartonnagenfabrikation; ferner sind zu erwähnen eine Dreschmaschinenfabrik, Papier-, Mahl- und Sägemühlen.

Die umfangreiche Schönburgsche Receßherrschaft Lichtenstein, vormals ein böhmisches Afterlehen, wird schon 1297 erwähnt und fiel 1534 an die obere, 1702 an die Lichtensteinsche Linie, 1750 an die Linie Stein-Hartenstein, 1786 endlich an die fürstliche Linie Schönburg. Nach dem Theilungsreceß von 1813 gehören zu derselben die Städte Lichtenstein und Callnberg, die Dörfer Gersdorf, Bernsdorf, Hohndorf, Mülsen St.-Michel, Stangendorf, Streitwald, Rödlitz, Neudörfel, Rußdorf und Kuhschnappel, der größte Theil von Oberlungwitz und ein Theil von Mülsen St.-Jakob. *(E. Kaufmann.)*

LICHTENSTEIN, Schloß im würtembergischen Schwarzwaldkreis, im Oberamt Reutlingen gelegen und zum Pfarrdorf Honau, zwei Stunden von der Oberamtsstadt entfernt, gehörig. Es liegt ungefähr 240 Met. über dem Echatzthal auf einem senkrecht abgeschnittenen, ganz isolirt stehenden, säulenförmigen Kalkfelsen und ist mit dem Gebirge nur durch eine Zugbrücke verbunden. Das alte Schloß, durch W. Hauff's Roman «Lichtenstein» bekannt, war einer der festesten Rittersitze und bei aufgezogener Brücke unerreichbar. Es wurde im J. 1802 als baufällig abgebrochen und an seiner Stelle ein Försterhaus errichtet als Sitz eines Revierförsters. Von 1839—42 ließ der im J. 1869 auf dem Lichtenstein verstorbene Graf Wilhelm von Würtemberg nach Heideloff's Plan das neue Schloß auf den Fundamenten des alten in gothischem Stil erbauen, das nun als Sommeraufenthalt der Herzogin dient, aber jedermann zugänglich ist. Das Schloß ist eine mittelalterliche Ritterburg mit Zugbrücke, festungsartigem Thor in der zinnengekrönten Mauer und einem 36 Met. hohen Hauptthurme, an welchen die Burg angebaut ist. Sie umfaßt auf dem vordern rechten Flügel mit dem Dachstock 3, auf dem hintern linken Flügel 4 Stockwerke, während der Wartthurm über dem alten Stiegenhaus deren 5 hat. Die Burgkapelle weist schöne Glasgemälde auf; ferner enthalten die Stockwerke eine Waffenhalle, den Rittersaal mit Wappenzimmer, überhaupt 21 größere und kleinere Gemächer, wozu noch 3 Kasematten und ein Felsengewölbe kommen.

Das Schloß war ehemals Eigenthum und Sitz der Herren von Lichtenstein, welche in der dortigen Gegend mehrere Güter hatten und Vasallen von Würtemberg waren. Im J. 1243 verkaufte Gero von Lichtenstein den halben Zehnten zu Tusselingen (Dußlingen) dem Kloster Bebenhausen, und von dieser Zeit an werden die Lichtenstein häufig genannt. Doch gab es noch zwei andere Schlösser gleichen Namens auf der südlichen Seite der Alp. Wann Lichtenstein an Würtemberg gekommen, ist nicht anzugeben. In dem vom Grafen von Sulz dem

Kaiser übergebenen würtembergischen Lehensverzeichniß vom Jahr 1420 kommt Lichtenstein als zu Würtemberg gehörend vor. Aus einem im J. 1389 zwischen Würtemberg und der freien Stadt Reutlingen geschlossenen Vergleich ergibt sich, daß die Stadt sich des Lichtenstein bemächtigt hatte, daß er aber wieder als ein offen Haus und Lehen an Würtemberg kam, bei welchem die Burg auch verblieben ist. Nach dem Chronisten Crusius hat der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg eine Zeit lang heimlich auf dem Lichtenstein sich aufgehalten.

(Wilh. Höchstetter.)

LICHTENSTEIN (Anton Aug. Heinrich), Nachkomme eines jüdischen Rabbi, welcher 1626 bekehrt wurde und den Namen Lichtenstein annahm. Dessen Urenkel war Joh. Diedrich Lichtenstein, welcher 1773 als Bürgermeister von Helmstedt starb. Ant. Aug. Heinrich Lichtenstein war als dessen Sohn am 25. Aug. 1753 geboren, studirte alte Sprachen, Orientalia und Naturgeschichte, wurde 1775 Rector der Stadtschule zu Helmstedt und im J. 1777 als Conrector an das Johanneum und Stadtbibliothekar nach Hamburg berufen. Im J. 1782 wurde er Rector der Anstalt, kehrte aber 1798 als Professor und Generalsuperintendent nach Helmstedt zurück, wo er 16. Febr. 1816 starb. Von seinen Schriften sind mehrere in dänischer Sprache (über Schwämme u. s. f.) in den «Skrifter» der naturhistorischen Gesellschaft Kopenhagens erschienen, zwei andere («On the eye-like spot in the wings of Locustae» und «On two natural genera of Mantis») in den «Philosophical Transactions» der königlichen Gesellschaft in London. (In meiner «Bibliotheca zoologica» habe ich dieselben irrthümlich Lichtenstein's Sohne, Mart. Heinr. Karl, zugeschrieben). *(J. Victor Carus.)*

LICHTENSTEIN (Martin Heinr. Karl), Sohn von Ant. Aug. Heinr. Lichtenstein, bekannter Zoolog, welcher besonders durch die von ihm ausgegangene Anregung zur Gründung des berliner zoologischen Museums auf die Entwickelung seiner Wissenschaft in Deutschland großen Einfluß geübt hat. Er wurde am 10. Jan. in Hamburg geboren und kam dort bereits mit dem Grafen Joh. Centurius Hoffmannsegg in Berührung, welcher 1797 mit dem Botaniker H. F. Link die Reise nach Portugal antrat und in dem jungen Manne die Neigung zur Naturforschung weiter anregte. Lichtenstein studirte dann in Jena und Helmstedt Medicin und wurde am 26. April 1802 zum Doctor der Medicin promovirt. Bald darauf begleitete er den Gouverneur der damals noch holländischen Capcolonie, General Janssens, als Hausarzt und Erzieher seines Sohnes nach der Capstadt. Später begleitete er den Generalcommissar Uitenhage de Mis auf einer siebenmonatlichen Inspectionsreise, wurde nach Ausbruch des Kriegs mit den Engländern Arzt eines Bataillons Hottentotten leichter Infanterie, wurde als Regierungscommissar zu den Betschuanen geschickt und kehrte 1806 nach Deutschland zurück, abwechselnd in Braunschweig und Helmstedt lebend. In Braunschweig traf er wieder mit Hoffmannsegg zusammen und bearbeitete dort mit Hellwig und Illiger dessen bedeutende entomologische Sammlung. Nach der Gründung der Universität Berlin (1809) zog Lichtenstein dorthin und fing an, als Privatdocent naturgeschichtliche Vorlesungen zu halten. Wilhelm von Humboldt, welchem als Cultusminister die Gründung und Neueinrichtung der Universität zu danken war, wußte Lichtenstein die Nothwendigkeit eines größern zoologischen Museums so überzeugend darzustellen, daß ersterer ein solches nach Lichtenstein's Plan 1810 ins Leben rief. Illiger wurde zum ersten Director und Lichtenstein 1811 zum Professor der Zoologie ernannt. Nach Illiger's Tode, 1812, wurde er Director des Museums, welches durch die gräflich Hoffmannsegg'sche, an Typen außerordentlich reiche Sammlung sehr früh schon eine große Bedeutung gewann. Eine solche hat ihm Lichtenstein jederzeit zu erhalten gewußt dadurch, daß er in sehr verständnißvoller Weise auf eine Vermehrung und planmäßige Bearbeitung durch geeignete Kräfte der immer reicher anwachsenden Sammlung bedacht war. Nach Willdenow's Tode (1812) wurde Lichtenstein auch interimistischer Director des botanischen Gartens, bis 1815 Link von Breslau nach Berlin berufen wurde. Sein Verwaltungstalent wurde auch später noch weiter in Anspruch genommen, indem ihn die Regierung zum Curator der Forstakademie in Neustadt-Eberswalde für die naturwissenschaftlichen Angelegenheiten ernannte, als 1830 diese Anstalt von der Universität Berlin getrennt und nach genanntem Orte verlegt wurde. Die Berufung Ratzeburg's an diese Akademie (1830) ist wol auf Lichtenstein zurückzuführen. Lichtenstein starb, von Dänemark zurückkehrend, in der Nacht vom 2. zum 3. Sept. 1857 an Bord des von Korsör nach Kiel fahrenden Dampfschiffes und wurde in Kiel begraben. Von selbständig erschienenen Arbeiten sind außer der Betheiligung an der Herausgabe der Fortsetzung von Zimmermann's «Taschenbuch der Reisen» (mit Chr. Fr. Rühs) zunächst seine «Reisen im südlichen Afrika» (1810—11) zu nennen. Außerdem hat er «Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugethiere nach den Originalen des zoologischen Museums zu Berlin» (10 Hefte mit 50 Tafeln), einen «Doubletten-Katalog des berliner Museums» und einen «Nomenclator der Reptilien und Amphibien» derselben Sammlung herausgegeben. Seine übrigen Arbeiten, meist systematischer Art, erschienen in den «Abhandlungen der berliner Akademie», sowie in mehreren Zeitschriften («Isis», Wiedemann's und Wiegmann's «Archiv» u. s. f.). Von besonderm Werthe sind seine historischen Untersuchungen über die von den frühern Reisenden Marcgrav und Piso sowie von Hernandez aus Südamerika beschriebenen Thiere. *(J. Victor Carus.)*

LICHTENSTEIN (Jules) wurde in Montpellier am 15. Sept. 1816 geboren. Sein Großvater war Ant. Aug. Heinrich Lichtenstein, sein Vater, ein jüngerer Bruder von Mart. Heinrich Karl Lichtenstein, war Joh. Georg Aug. Lichtenstein, welcher, in Hamburg geboren, sich später als Kaufmann in Montpellier niederließ und eine Französin, Henriette Bazile, heirathete. Zum Kaufmann erzogen, war er doch während eines mehrjährigen Aufenthalts in Berlin durch Besuch der Vorlesungen seines Oheims und den Umgang mit ihm und Burmeister der Naturgeschichte zugeführt worden. Seinem Geschäfte erst in Montpellier, dann in Cette und darauf mehrere Jahre in

Spanien obliegend (bei Cariñena in Aragonien war er Landbesitzer geworden), benutzte er seine Mußestunden zu entomologischen Beschäftigungen, sammelte anfangs Hymenopteren und wandte sich später der Phylloxera und durch diese den Aphiden zu. Schon 1869 gab er mit Planchon eine Beschreibung der Phylloxera heraus, deren Naturgeschichte er später eingehende Untersuchungen widmete. Von der Monographie der Aphiden, welche er jahrelang vorbereitet hatte, erschien 1885 der erste Band. Er starb am 30. Nov. 1886.

Vgl. Val. Mayet, «Nécrologue» in «Ann. Soc. Entom. France» 6./17, p. 49 (wo irrthümlich Georg Lichtenstein als Großvater und hamburger Stadtbibliothekar angegeben wird). *(J. Victor Carus.)*

Lichtenstein (Ulrich von), mittelhochdeutscher Dichter, s. Ulrich von Lichtenstein.

LICHTENTHAL, Pfarrdorf im badischen Kreis Baden, Amtsbezirk Baden, an der Oos und der Straße von Baden (Lichtenthaler Allee) nach Schloß Eberstein gelegen, mit 3500 Einwohnern (1880) und einem Kloster. Das Dorf hieß früher Beuern und bestand aus Ober- und Unterbeuern, bis es unter Großherzog Friedrich nach dem Namen des Klosters Lichtenthal genannt wurde. Die stattliche katholische Kirche, in frühgothischem Stil auf einem Bergvorsprung erbaut, überragt weithin sichtbar das Dorf. In einem Nebengebäude des Klosters ist die von Georg Stulz aus Kippenheim, einem in London reich gewordenen Schneider, im J. 1835 gestiftete Waisenanstalt untergebracht. Die Bewohner Lichtenthals sind theils Bauern, theils Gewerbtreibende, welche hauptsächlich in dem eine halbe Stunde entfernten Baden Absatz finden. Da Lichtenthal in den letzten Jahrzehnten viel von Gästen besucht wird, welche den stillen Aufenthalt daselbst dem geräuschvollen Baden vorziehen, so sind nach und nach Gasthöfe, Pensionen u. s. w. entstanden. Auch zieht sich eine Reihe von Villen auf dem rechten Ufer der Oos von Baden bis Lichtenthal. In der Allee hat im J. 1861 das Attentat Oskar Becker's auf König Wilhelm von Preußen stattgefunden.

Nach der Sage hat schon Bernhard von Clairvaux bei seiner Anwesenheit in Baden den Wunsch geäußert, im Oosthal ein Kloster zu besitzen. Dasselbe wurde im J. 1245 von Irmengard, der Enkelin Heinrich's des Löwen und Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, gestiftet, und mit Cisterciensernonnen aus dem Kloster Waldau besetzt. Die Stifterin verlebte hier ihre Witwenjahre und starb im J. 1260. Adelheid, die Tochter Rudolf's I., war Aebtissin des Klosters, ebenso die Gemahlin Friedrich's II. Die badischen Fürsten beschenkten das Kloster, in welchem sie stets gerne verweilten, sehr häufig, so Hermann VI. und Rudolf I. Den Stürmen des Bauern- und des Dreißigjährigen Kriegs entging das Kloster glücklich, ebenso blieb es 1689 vor der Wuth der Franzosen verschont. Die Sage hierüber ist bildlich in der neuen Trinkhalle in Baden dargestellt. Aus Rücksicht auf die Ahnen des badischen Fürstenhauses, deren mehrere hier begraben liegen, blieb das Kloster mit der Aufhebung verschont. Doch wurde die Zahl der Nonnen beschränkt und ihnen der Unterricht der weiblichen Dorfjugend übertragen. Die Klosterfrauen unterrichten auch auswärtige Mädchen, die daselbst Aufnahme finden. Das gegenwärtige Kloster ist von weitläufigen Wohn- und Oekonomiegebäuden umgeben und mit einer Mauer eingeschlossen. Die alte Klosterkirche, Seitenkapelle genannt, stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist unter Großherzog Leopold im J. 1830 wiederhergestellt worden. Außer den Grabmälern baden-durlachischer Fürsten enthält dieselbe Altarbilder von Hans Baldung, genannt Grien, ältere und neuere Glasgemälde, Reliquienkästchen u. s. w. Hinter dem Kloster erhebt sich der Cäcilienberg, nach einer im J. 1834 gestorbenen Aebtissin genannt, welcher eine malerische Fernsicht gewährt. *(W. Höchstetter.)*

LICHTERFELDE (Gross-Lichterfelde) ist ein etwas über 9 Kilom. südwestlich von Berlin zwischen der Berlin-Potsdamer und der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn gelegenes Dorf mit Villencolonie, das zum Kreise Teltow des Regierungsbezirks Potsdam der Provinz Brandenburg gehört, im J. 1880 mehr als 4000 Einwohner zählte und mittels der beiden genannten Bahnen, die hier Bahnhöfe besitzen, zu erreichen ist. Seit 1878 befindet sich in Lichterfelde die Haupt-Cadetten-Anstalt, zu deren eventuellem Schutz seit 1884 das Garde-Schützen-Bataillon in einem eigenen Kasernement Unterkunft gefunden hat.

Die Haupt-Cadetten-Anstalt, welche bis 1878 die von Friedrich dem Großen dafür bestimmten, aber längst zu enge gewordenen Räumlichkeiten in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin einnahm, ist auf dem Terrain erbaut worden, das der Rittergutsbesitzer Carstenn durch Contract vom 23. Oct. 1871 dem Militärfiscus übergeben. Diesem Contract zufolge übergab Carstenn ein Grundstück von etwa 84 Morgen auf der Lichterfelder und von 12 Morgen auf der Giesendorfer Feldmark dem Militärfiscus und ging außerdem eine Reihe von Verpflichtungen ein. Nachdem der Reichstag 1873 die auf 7,200,000 Mark veranschlagten Baukosten, soweit sie nicht aus dem Erlös der Grundstücke des bisherigen berliner Cadettenhauses zu decken, aus den Mitteln der französischen Kriegskostenentschädigung bewilligt hatte, fand am 1. Sept. 1873 die feierliche Grundsteinlegung der Anstalt in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I. statt, bei welcher Gelegenheit Carstenn in den Adelstand erhoben wurde.

Der gesammte von der Haupt-Cadetten-Anstalt eingenommene Raum hat eine Länge von mehr als 540 und eine Tiefe von mehr als 340 Met. Auf demselben erheben sich vier Kasernen zur Unterbringung von je 216 Cadetten. Jede Kaserne enthält 36 Wohn- und 36 Schlafzimmer, von denen je ein Wohn- und ein daranstoßendes Schlafzimmer für sechs Cadetten bestimmt sind. Außerdem enthalten die Kasernen je zwei Compagnie-Versammlungssäle, zwei Fechtsäle, Sprechzimmer, Zimmer für Musik- und Privatunterricht, zwei Badelocale, Montirungsräume, einen Revierkrankensaal, Handwerkstätten, Bibliothekszimmer und verschiedene Kammern. Ferner befinden sich in den Kasernen die Wohnungen für die Compagniechefs, für unverheirathete Offiziere, Gouverneure, Militärlehrer u. s. w.

Das Directionsgebäude bildet den architektonischen Mittelpunkt der Anstalt und dient sehr verschiedenen Zwecken. Es enthält eine evangelische Kirche, die für 1000 Andächtige Platz bietet und darüber eine im Kuppelbau angeordnete katholische Kapelle für 150 Personen, ferner Dienstwohnungen für die beiden Bataillons-Commandeure, einen Militärlehrer, Professoren, den Oberstabsarzt, den evangelischen und den katholischen Prediger u. s. w.

Das Unterrichtsgebäude enthält 37 Lehrklassen, das physikalische Cabinet, die Corpsbibliothek, Gesang- und Zeichensäle, das Offizier-Casino, einige Wohnräume und eine Aula, den sogenannten Feldmarschallsaal, in dem die Bilder sämmtlicher brandenburgisch-preußischen Feldmarschälle Aufnahme gefunden haben. Dieser durch zwei Stockwerke ragende Saal hat eine Höhe von 15,20 Met., eine Länge von 32,10 Met. und eine Breite von 17,10 Met. und zeichnet sich durch eine reich ornamentirte Decke und einen Fries aus, der eine figürlich-plastische Darstellung des Feldzugs von 1870/71 bringt.

Das Oekonomiegebäude enthält einen Speisesaal für 880 Cadetten, einen Reservesaal, zwei Anrichtezimmer, eine Küche mit Dampfkochapparat, Spülküche, Bäckerei, Vorrathsräume und einige Wohnungen.

In dem Commandeurhause befinden sich außer der Wohnung für den Commandeur der Anstalt die Wohnung für den Adjutanten, die Bureaus, die Registratur, die Kasse u. s. w.

Von den ferneren Gebäuden sind zu nennen: das Beamten-Wohnhaus mit vier Wohnungen für Professoren und zwei für Wärter; zwei Turnhallen; das Lazareth-Verwaltungsgebäude mit Wohnungen für drei Aerzte, den Lazarethinspector und drei Wärter, Räume für die Dispensiranstalt, Geschäftszimmer u. s. w.; der massive Krankenblock mit drei Sälen und 12 Zimmern, zusammen für 57 Betten, einem Saal für Reconvalescenten, Badezimmer; die Isolirbaracke mit zwei Sälen und zwei Zimmern für zusammen 20 Betten, einem Raum für Reconvalescenten, einer offenen Halle, Wärter- und Badezimmer u. s. w.; die Leichenhalle; die Wasch- und Badeanstalt mit einem gemeinschaftlichen Douchebad, mehreren Wannenbädern, Wohnung für einen Hausinspector, einem Kesselraum für zwei Dampfkessel, einer Dampfwaschanstalt, einem Maschinenhaus, Trockenboden u. s. w.; die bedeckte Reitbahn mit Pferdestall, letzterer enthält Stände für 60 Pferde, Wohnungen für Futter- und Sattlermeister, Cavalerie-Ordonanzen u. s. w.; Schlachthaus und Viehstall; Schweine- und Geflügelstall; Portierhaus.

Der gesammte Raum ist von einer Mauer umfriedigt. Eine von Siemens begründete elektrische Bahn verbindet die Haupt-Cadetten-Anstalt mit dem Bahnhofe Lichterfelde der Anhaltischen Eisenbahn.

Der Etat der Haupt-Cadetten-Anstalt lautet auf 880 Cadetten, die in zwei Bataillone jedes zu vier Compagnien formirt sind. Aufnahme finden Knaben aus allen deutschen Staaten; nur Baiern und Sachsen haben eigene Cadetten-Anstalten, die ihre Zöglinge bis zum Eintritt in die Armee behalten. Der Lehrplan des Cadettencorps gleicht dem der Realschule erster Ordnung und sind in der Haupt-Cadetten-Anstalt Ober-Tertia, Unter- und Obersecunda, welche zur Ablegung der Porteépéefähnrichsprüfung vorbereiten, Unter- und Oberprima, welche die Ablegung der Abiturientenprüfung einer Realschule erster Ordnung ermöglichen, vertreten. Außerdem besteht eine Selecta, in der vorwiegend der Unterricht in den militärischen Fächern in dem Umfange ertheilt wird, wie er für die Kriegsschulen vorgeschrieben ist. *(H. von Löbell.)*

LICHTFREUNDE, die Vorläufer der «Freien Gemeinden», treten unter diesem mehr von Gegnern als von ihnen selbst beliebten Namen als Anhänger zunächst des protestantischen Pfarrers Uhlich zu Pömmelte bei Calbe unweit Magdeburg im J. 1841 zum ersten male auf. Unter der Führerschaft dieses Mannes vereinigte sich eine Anzahl rationalistisch gesinnter Geistlichen im Unmuth über die Maßnahmen, welche das magdeburger Consistorium gegen den Pastor Sintenis daselbst zu dessen Verantwortung wegen offen ausgesprochener Heterodoxie ergriffen hatte. Noch in demselben Jahre schlossen sie sich auf Einladung Uhlich's zu einer Conferenz in Gnadau zusammen. Zu Halle vereinigte man sich im September zum zweiten male und zwar unter größerer Betheiligung aus Preußen, Sachsen, Anhalt. Hier wurden neun grundlegende Sätze und der Name «Protestantische Freunde» angenommen. Eine bereits viel zahlreichere Versammlung hielt man 1842 in Leipzig ab und begründete die Zeitschrift «Blätter für christliche Erbauung» unter der Redaction des Archidiakonus Fischer daselbst. Mitarbeiter war Uhlich.

Noch war man bis dahin in den Grenzen eines vorsichtigen Rationalismus geblieben. Von nun an verquickte sich dieser mit Hegel'scher Philosophie und Schleiermacher'scher Theologie. Männer von der radicalen Färbung Ruge's, sowie Wislicenus in Halle, schlossen sich, immer weitere Kreise im geistlichen wie im Laienstande ziehend, zusammen, um neben anderem auch Glaubensfragen zum Gegenstande öffentlicher, kritisirender Besprechungen zu machen, wozu kirchenbehördliche Verordnungen, im J. 1843 erlassen, den nicht unerwünschten Anstoß gaben. So war eine freireligiöse Bewegung in Fluß gekommen, die auf der am 29. Mai 1844 in Köthen abgehaltenen siebenten Versammlung der Lichtfreunde ihren Ausdruck fand in einem Vortrage des Pastors Wislicenus über die Frage: Ob Schrift? Ob Geist? und sich als ein Streben nach der Negation des positiven Christenthums zu erkennen gab. Obwol dieser Vortrag keine allgemeine Zustimmung gefunden hatte, namentlich nicht bei Uhlich und Vertretern des alten Rationalismus, so war man sich doch dessen bewußt geworden, daß das Lichtfreundthum seine Lebensfähigkeit nicht in der Wissenschaft, sondern im Volksgeist zu suchen und zu erproben habe. Kam nun hinzu die ausgesprochen pantheistisch gerichtete Religionsansicht, so war der Bruch mit der Schrift und demnach auch mit der Kirche vollzogen, und das weitere Einschreiten kirchlicher Behörden konnte nicht ausbleiben. Nachdem auch ein zum Zweck einer «Verständigung» in Wittenberg am 14. Mai 1845 veran-

staltetes Colloquium sich vergeblich gezeigt hatte, wurde unter dem Präsidium von Göschel in einer Sitzung des Consistoriums vom 23. April 1846 die Amtsentsetzung von Wislicenus nach vorhergegangenen weiteren Verhandlungen beschlossen. Den dagegen eingewendeten Recurs nahm der Angeklagte alsbald selbst zurück. Dagegen wurde am 26. September desselben Jahres die erste Freie Gemeinde in Halle gegründet. Nach der bereits zu Köthen in Gegenwart von 130 Theologen und etwa 500 Laien abgehaltenen Versammlung waren minder zahlreiche, mehrmals unter andern zu Freiburg im Breisgau unter Vorsitz des lichtfreundlichen Pfarrers Zittel einberufen worden. Den meisten von ihnen präsidirte Uhlich.

Auf eine am 17. Juli 1845 erlassene Erklärung des sächsischen Staatsministeriums, kraft seines der evangelischen Kirche auf die Symbolischen Bücher geleisteten Eides den die Grundlage dieser Kirche erschütternden lichtfreundlichen Versammlungen Einhalt thun zu müssen, war in Preußen ein ähnliches Verbot gefolgt. Blieben somit öffentliche Versammlungen den Lichtfreunden versagt, so nahmen diese nun ihre Zuflucht zu corporativen Protesten, von denen der sogenannte berliner Augustprotest von 1845 mit dem Wahlspruch: «alle Entwickelung von Christo her und zu Christo hin», gerichtet gegen eine angebliche Knechtschaft unter die kirchlichen Symbole und nicht ohne Angriffe auf die evangelischen Bischöfe Eylert und Dräseke, vermöge der Namen, die er trug, die größte Bedeutung erlangte. Doch der Erfolg entsprach den Erwartungen der Protestler nicht. Zu einer Vermittelung, welche auch von maßgebender Stelle angestrebt worden war, kam es nicht. Im Gegentheil wurde der Bruch zwischen dem Alten und Neuen nur um so größer. Noch in demselben Jahre bildete sich die zweite Freie Gemeinde der Provinz Sachsen in Nordhausen. Die dritte ersteht in Halberstadt; jene unter Leitung des inzwischen vom Magistrate zu Nordhausen erwählten Predigers Eduard Baltzer, diese unter derjenigen des aus seiner geistlichen Stelle geschiedenen Pastors Wislicenus, eines Bruders des Obengenannten. Beide Männer waren mit der Lehre der Kirche zerfallen.

Obwol nun durch solche Lehrer einem dem evangelisch-kirchlichen Princip widersprechenden Pantheismus in den von ihnen geleiteten Gemeinden ein immer weiterer Raum geschaffen worden war, so glaubte doch Uhlich noch immer seine amtliche Stellung in der evangelischen Kirche wahren zu dürfen. Seit Mitte 1845 als Prediger nach Magdeburg berufen, wendete er sich mit einer Vorstellung an den König als den Summus episcopus, in welcher er als sein Recht geltend machte, wegen von der Kirchenlehre abweichender Lehransichten behördlicherseits unbehelligt zu bleiben. Durch den Cultusminister Eichhorn erhielt er jedoch die Antwort, es stehe ihm frei, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, nur nicht als Lehrer der evangelischen Kirche, die ihr von dem seinigen verschiedenes Bekenntniß nicht aufgeben wolle und welcher er seinen Schutz angedeihen zu lassen die Pflicht habe. Demonstrationen aber, welche zu Gunsten Uhlich's ins Werk gesetzt worden waren, führten dessen Suspension im September desselben Jahres und infolge dessen die Gründung einer neuen Freien Gemeinde in Magdeburg selbst unter Uhlich's Leitung herbei.

In der erregten Zeit vor dem Jahre 1848 greift die Bewegung ziemlich tief in das Volksleben ein und mancherlei Conflicte konnten nicht ausbleiben. War man doch so weit gegangen, den Satz zu vertheidigen: «Der Protestantismus ist ein Kämpfer gegen jede Autorität.» Da erschien am 30. März 1847 in Preußen ein Toleranzpatent, welches den Austritt aus der Landeskirche unter gesetzlich bestimmten Formen gestattete und den Ausgeschiedenen ihre bürgerlichen Rechte sicherte. Andererseits aber traten Lichtfreunde und Deutschkatholiken, geistesverwandte Strömungen jener Zeit, einander näher. War auch letzteren der Zug nach dem Positiven hin bisher noch eigen geblieben, so trieben doch auch sie in einer immer enger sich gestaltenden Beziehung zu ersteren zugleich mit diesen einer nur noch schrofferen Opposition, dort gegen die evangelische, hier gegen die katholische Kirche, zu. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung im J. 1848 zugleich mit den liberalen und radicalen politischen Bestrebungen; die Häupter der Freien Gemeinden kamen ins frankfurter Parlament und in die preußische Nationalversammlung. Politischer Radicalismus verband sich vielfach mit religiösem.

Damit hatte man aber zugleich die Grenzen des religiös-kirchlichen Gebietes überschritten und nun nicht nur die Rückkehr dahin sich wesentlich erschwert, sondern auch das allgemeine Interesse an der Sache des Lichtfreundthums sowie der «Aufklärung» überhaupt geschwächt und dadurch die kirchliche Autorität wieder einflußreicher gemacht; der Rücktritt in die Kirche wurde außerdem 1851 in Preußen durch besondere Bestimmungen erleichtert. Der Kampf der Behörden gegen die «Freien Gemeinden», sowie innere Streitigkeiten schwächten den Bestand. Im J. 1859 traten 54 freie Gemeinden zu Gotha zu einem Bunde zusammen mit der Festsetzung regelmäßig wiederkehrender Versammlungen. Doch hat die Bewegung keine wirkende Kraft mehr besessen; im J. 1879 waren noch 144 Vereinigungen in Deutschland vorhanden. *(E. Grössel.)*

LICHTMESSE, oder auch nach Kalenderbrauch Mariä Lichtmeß, ist einer der Namen des Kirchenfestes, das seit dem 5. Jahrh. am 2. Februar gefeiert wurde, bezüglich noch gefeiert wird. In der Kirchensprache Festum candelarum s. luminum, Lichterfest, benannt, soll es zunächst das Licht symbolisiren, als welches der greise Simeon das Jesuskind bei dessen Darstellung im Tempel mit den Worten preist: «Ein Licht zu erleuchten die Heiden» (Luc. 2,25—32). Die erste Anregung zu einer Gedenkfeier dieser Begegnung Simeon's mit Jesu und zwar unter Anwendung von Wachslichtern soll für die Diöcese von Jerusalem um 450 gegeben worden sein. Um 526 findet sich das Fest schon zu Antiochia. Für die ganze Orientalische Kirche wurde vom

Kaiser Justinian im J. 542 verordnet, am 2. Februar das «Fest der Begegnung» («ὑπαπάντη») mit der Bestimmung feierlich zu begehen, daß der zu Konstantinopel herrschenden Seuche und anderen gleichzeitigen Unglücksfällen gewehrt werden solle, indem der Erlöser, wie er ehedem im Tempel dem Simeon begegnet war, so nun den Unglücklichen und Bedrängten hülfreich entgegenkommt.

Inzwischen soll diese Feier vom Papste Gelasius im J. 494 auch in der Abendländischen Kirche eingeführt worden sein, und zwar zu dem Zweck, die damals noch immer im Monat Februar zu Rom üblichen heidnischen Festlichkeiten, Februalien, zu beseitigen, bezüglich an die dabei gebräuchlichen Lustrationen mit der Bedeutung einer sühnenden Reinigung, bei denen Umzüge mit brennenden Kerzen und Fackeln stattfanden, eine christliche Idee anzuknüpfen. Demgemäß wurde schon frühzeitig während der Feier der Messe an diesem Tage ein Umgang mit brennenden Kerzen gehalten. Ein Kirchenschriftsteller des 7. Jahrh. fügt diesen Brauch bestätigend bei, daß nicht allein der Klerus, sondern auch das ganze Volk mit Wachskerzen und unter dem Gesange von Hymnen am gedachten Tage feierliche Processionen gehalten habe. In Deutschland ist das Fest wol bereits im 8. Jahrh. gefeiert worden. Im Anschluß an die Symbolik der Lichtmesse wurde es üblich und findet dieser Brauch in der katholischen Kirche bis auf die Gegenwart herab statt, daß an diesem Tage zugleich die für das laufende Jahr zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Wachskerzen mit einem Gebete geweiht werden.

Der Name «Mariä Lichtmeß» ist aus einer Zusammenziehung von «Mariä Reinigung und Lichtmesse» entstanden. Der Name «Mariä Reinigung», Festum purificationis, eins der beiden ältesten Marienfeste, im Abendlande seit dem 6. Jahrh. im Gebrauch, bringt das Fest als Abschluß dieses Cyklus in Beziehung zum Weihnachtsfeste, sofern auf den 2. Februar der 40. Tag nach dem 25. December als dem Tage der Geburt Jesu Christi fällt. Maria, die Mutter Jesu, war nach 3 Mos. 12, 2 fg. verpflichtet, das übliche Reinigungsopfer an diesem Tage im Tempel darzubringen, Luc. 2, 22—24.

Es ließ sich nun freilich von vornherein nicht annehmen, daß mit Einführung dieses Festes in die christliche Kirche der daran haftende heidnische Aberglaube wie mit Einem Schlage überwunden und verschwunden sein werde. Im Gegentheil ließ sich das christliche Volk die mit diesem verbundenen alten Lustbarkeiten gern gefallen, und selbst noch im protestantischen Volke gilt Lichtmeß als ein Tag öffentlicher Vergnügungen. Was die zu Lichtmeß geweihten Kerzen anbetrifft, so sollten sie nach dem Volksaberglauben vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, und als sicherstes Mittel, die Fluren vor Hagel u. s. w. zu bewahren, galt ein Umgehen derselben mit geweihten brennenden Kerzen u. s. w.

Die reformirte Kirche setzte diesen Feiertag außer Gebrauch, während die lutherische Kirche ihn als Feier der Darstellung Jesu im Tempel beibehalten hat. In Würtemberg wird Mariä Reinigung noch am 2. Februar gefeiert. In der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen ist das Fest nach dafür festgestellter Gottesdienstordnung am nächstfolgenden Sonntage mitzufeiern, sofern nicht der 2. Februar auf Sonntag fällt. Vgl. Alt, «Christlicher Cultus»; Fr. Strauß, «Das evangelische Kirchenjahr»; Schäfler, «Handlexikon»; Herzog, «Realencyklopädie». *(E. Grössel.)*

Lichtnelke, s. Lychnis.

LICHTWER (Magnus Gottfried), neben Gellert und Hagedorn von seinen Zeitgenossen als der beste deutsche Fabeldichter gefeiert, stammte aus einer livländischen Familie, die jedoch schon früh im 17. Jahrh. sich in Sachsen niedergelassen hatte. In Wurzen, wo sein Vater 1721 als Appellationsrath starb, wurde der Dichter am 30. Jan. 1719 geboren; 1737 starb seine Mutter, Magdalena, geborene Wichmannshusen, aus deren Erbe in Quedlinburg dem Sohne später mehrere Ländereien zufielen. Im gleichen Jahre bezog er zum Studium der Jurisprudenz die Universität Leipzig. Ostern 1741 ging er nach Dresden und, als sich seine Aussichten auf Anstellung nicht erfüllten, 1743 nach Wittenberg, wo er mit der Abhandlung «Retractum legalem in locatione locum non habere» sich die juristische und philosophische Doctorwürde erwarb. Der Dissertation ist ein curriculum vitae beigegeben. Von juristischen Arbeiten gab er noch heraus «De jure aperiendi sepulcri» 1747 und «De factis legatis» 1748. Vom Mai 1744 angefangen, weilte er ein Jahr lang in Erbschaftsangelegenheiten zu Quedlinburg. Eines Augenleidens wegen, das ihm völlige Erblindung zu bringen drohte, suchte er mehrere Aerzte auf. Ostern 1747 trat er als Docent in Wittenberg auf und las mit Erfolg über die Justinianischen Institutionen und Wolff's Logik, bis im Sommer 1749 ein Blutsturz ihm weitere Lehrthätigkeit unmöglich machte. Es gelang ihm nun, ein Kanonikat in Halberstadt zu erlangen, wo er, nachdem er am 29. Mai Henriette Sophie Albinus geheirathet hatte, vom Juni 1749 an seinen ständigen Aufenthalt nahm. Zuerst Referendar ohne Gehalt, ward er 1752 zum Wirklichen Regierungsrath, 1763 zum Wirklichen weltlichen Consistorialrath und Criminalrichter ernannt. Interimsweise hatte er das Directorium zu führen und manche andere Amtsgeschäfte zu verwalten. Als eine Frucht seiner kirchenhistorischen Studien erschien (Berlin 1763) Des Markus Minucius Felix «Octavius, oder Gespräch zwischen einem Heiden und Christen von der Religion; aus dem Lateinischen übersetzt von einem Mitgliede der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg.» Lichtwer hatte 1752 diese Würde erhalten; 1758 ernannte ihn die leipziger Gesellschaft der freien Künste zum Ehrenmitgliede. Sein literarischer Ruhm gründet sich auf seine Fabeldichtung. Im J. 1748 (Leipzig) erschienen «Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreibart», die jedoch erst 1751, als Gottsched auf sie aufmerksam machte, beachtet wurden; 1758 ließ Lichtwer eine «zweite Auflage nebst einem Anhange» erscheinen und nannte sich als Autor. Die Fabel, angeblich nach dem Vorbilde

von Aesop und Phädrus, in der That nach dem Lafontaine's, ward in Deutschland mit ungemeiner Vorliebe behandelt, seit 1740 Breitinger in seiner «Kritischen Dichtkunst» sie theoretisch als das Meisterstück aller Poesie erklärte; Lessing untersuchte 1759 ihr Wesen. Zwischen der von Lessing praktisch und theoretisch gelehrten lakonischen Kürze und Trockenheit der Fabel und der behaglichen Redseligkeit Lafontaine-Hagedorn's hielt Lichtwer eine glückliche Mitte. Erreichte er nicht die Vorzüge Gellert's, so behandelte er auch die moralische Nutzanwendung weniger breit. In Versbau und Reimgewandtheit bleibt er hinter Hagedorn, Gellert und Gleim zurück, seine Verse gehören jedoch immerhin zu den besseren der Zeit. Ramler fand die Mehrzahl der Lichtwer'schen Fabeln so vortrefflich, daß er sie zur Classicität zu erheben hoffte, wenn er sie nach seiner Weise verbesserte. So gab er 1761 (Leipzig und Greifswald) «Herrn M. G. Lichtwer's auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern» heraus. Entrüstet erhob Lichtwer in der Vorrede der «von dem Verfasser selbst herausgegebenen» 3. Auflage (Berlin 1762) Protest gegen diese schulmeisterliche Vergewaltigung. Die «Berliner Literaturbriefe» (233—236) nahmen Lessing's Freund Ramler in Schutz, rühmten jedoch, daß viele von Lichtwer's Fabeln in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, sogar bis in ihren äußeren Nebenzierrathen unverbesserlich seien und einen Mann verrathen, «dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen». Im J. 1775 konnte Lichtwer eine 4. Auflage (Berlin und Stralsund) herausgeben; Nachdrucke waren inzwischen zahlreich erschienen, z. B. in Wien 1773. Nachdem bereits die 2. Auflage 1760 im Märzhefte des «Journal étranger» lobend besprochen worden war, erschien 1763 in Straßburg eine Uebersetzung der «Fables nouvelles». Mehrere von Lichtwer's Fabeln haben bis heute ihren wohlverdienten ehrenvollen Platz in Lesebüchern für die Schule bewahrt (G. Ellinger, «Ueber Lichtwer's Fabeln», 1885 im 17. Bde. von Zacher's «Zeitschrift für deutsche Philologie»). Im J. 1758 gab Lichtwer ein Lehrgedicht, ursprünglich das «Recht der Natur» oder «Recht der Menschheit», dann auf Gottsched's Vorschlag «Das Recht der Vernunft» benannt, in Leipzig heraus. In theilweise ziemlich engem Anschlusse an Pope's «Essay on Man» werden die Hauptlehren des natürlichen Rechts nach den Begriffen Wolff's mit viel Frömmigkeit in glatten Alexandrinern vorgetragen. Etwa 15 Jahre früher hätte dies Gedicht großes Aufsehen erregt, nun ward es nur mehr von Gottsched und seinen wenigen Anhängern gepriesen. König Friedrich II., dem die fünf Bücher in einer schwungvollen gereimten Ode gewidmet wurden, dankte kurz in einem französischen Schreiben. Lichtwer nahm keinen Antheil an den literarischen Streitigkeiten und trat mit Gottsched erst später in Briefwechsel, er gehört aber ganz der französischen Schule der Correctheit an. Dem entsprechend ward auch «Le droit de nature» 1777 von Mad. Faber in einer freien Nachahmung ins Französische übertragen.

Lichtwer lebte in Halberstadt sehr zurückgezogen im Kreise seiner Familie und Amtsfreunde, mit Studien, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Lektüre seine Mußestunden füllend. Die Erfindung ist jedoch bei ihm nicht oft der Lektüre entnommen. Sein Bild hing in Gleim's Freundschaftstempel, doch scheint trotz des örtlichen Zusammenwohnens zwischen dem Grenadier und Freunde Klopstock's und dem Correspondenten Gottsched's keine nähere Verbindung zu Stande gekommen zu sein. Lichtwer starb am 7. Juli 1783. Nach hinterlassenen Aufzeichnungen stellte Fr. W. Eichholz «M. G. Lichtwer's Leben und Verdienste» ans Licht (Halberstadt 1784); in den Beilagen sind auch Gottsched's Briefe an Lichtwer mitgetheilt. Eine Biographie von Fr. Cramer enthält die Ausgabe von Lichtwer's Schriften (Halberstadt 1828); eine Biographie von J. Minor der 73. Bd. von Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur» (Stuttgart 1884). Weitere Literaturangaben über ihn bei Jördens III, 365—392 und VI, 503. *(Max Koch.)*

LICHWIN, Kreisstadt im russischen Gouvernement Kaluga, an der Oka und an der Mündung der Lichwinka in dieselbe gelegen, mit (1886) 2684 Einwohnern, einem ehemaligen Nonnenkloster (seit 1764 aufgehoben) und zwei Schulen, hat einigen Handel mit Hanf.

Lichwin wurde 1565 den Städten der sogenannten Opritschniza zugezählt, war stark befestigt und bildete den Stützpunkt des sogenannten «Lichwin'schen Verhaues», der erst nach Süden und Westen vorgeschoben wurde, als das Oka-Ufer ganz sicher geworden war. Im J. 1708 kam die Stadt zum Gouvernement Smolensk, 1719 zu Moskau, 1776 zu Kaluga, wobei sie zugleich Kreisstadt wurde, die sie bis zur Gegenwart blieb, mit Ausnahme der Regierungszeit Kaiser Paul's.

Der Kreis Lichwin liegt im südöstlichen Theil des Gouvernements und umfaßt 1800 □Kilom. mit 59,828 Einwohnern. *(T. Pech.)*

LICINIANUS, katholischer Bischof von Carthagena. Die Quellen für die Geschichte dieses Prälaten fließen nur spärlich. Aus der kurzen Lebensskizze Isidor's von Sevilla («De viris illustribus» c. 42, «Isidori Hispal. opp.», ed. Arevalus) erhellt blos so viel, daß Licinian, ein Zeitgenosse Leovigild's (s. d.), des letzten arianischen Westgothenkönigs das Bisthum Carthagena verwaltet hat, stets als eifriger Vorkämpfer der Orthodoxie aufgetreten und zu Byzanz gestorben ist. Weiter läßt sich nachweisen, daß der Oberhirt, wenngleich spanischer Bischof, nicht unter der Jurisdiction Leovigild's stand. Neu-Carthago gehörte nämlich damals nicht zum Westgothischen Reich, sondern war eine byzantinische Besitzung. Der beste Beweis für diese Behauptung liegt in der Thatsache, daß in den Subscriptionen des Concil. Tolet. III von 589, auf dem sämmtliche zum Gothenstaate gehörende Diöcesen vertreten waren, weder ein «episcopus Carthaginiensis» noch ein «archidiaconus ecclesiae Carthaginiensis agens vicem domini episcopi» vorkommt. Sodann war die Stadt damals der Sitz eines griechischen Präfecten (patricius), wie dies aus einer zu Ehren

des kaiserlichen Patricius Commenciolus zwischen dem 13. August 589 und dem 13. August 590 zu Carthagena selbst verfaßten Inschrift deutlich hervorgeht («Inscriptiones Hispaniae Christianae» [ed. Hübner, Berlin 1871], p. 57, Nr. 176). Ferner, auf die Occupation der genannten Stadt und des dazu gehörigen Gebietes durch die Byzantiner spielt Leander an («Regulae S. Leandri ad Florentinam sororem», caput ultimum, bei Arevalus, «Isidori opp.» t. I, S. 6, Nr. 2): «Ego tamen expertus loquor, sic perdidisse statum et speciem illam patriam, ut nec liber in ea quisquam supersit, nec terra ipsa solita sit ubertate fecunda, et non sine Dei judicio: terra enim, cui cives erepti sunt et concessi extraneo, mox ut dignitatem perdidit, caruit et fecunditate.» Zwar theilt Leander den Namen seiner Heimat nicht mit; daß aber sein «genitale solum» das Territorium von Neu-Carthago war, erfahren wir von Isidor («De viris illust.», c. 41): «Leander genitus patre Severiano Carthaginiensis provinciae». Ohne Zweifel fiel Carthagena im J. 554 infolge von Athanagild's Verrath, wie so viele andere Küstenstädte des südöstlichen und südwestlichen Spaniens, in die Gewalt der Griechen, die erst im J. 624 ihre letzten Besitzungen auf der Halbinsel räumen mußten (vgl. «Isid. Hisp. hist. Goth.», ed. Arevalus, aera 587, 592; Greg. Tur. «h. Fr.», IV, c. 8; Jornandes, «Getica», c. 58). Da also Licinian griechischer Unterthan war, konnte er vom Westgothenkönig Leovigild nicht in die Verbannung geschickt werden, wie Antonio de Gepes («Chron. gener. ordinis S. Benedicti», I, S. 367), Baronius («Ann. eccl.» VII, [Venetiis 1710], S. 556 fg.), Mariana («De rebus Hispaniae», l. V, c. 13, p. 200, 201, edit. Mogunt.), Döllinger («Kirchengeschichte», I^b, S. 153), Lembke («Spanien», I, S. 69) und Felix Dahn («Könige», V, S. 141) irrthümlich annehmen. Der Umstand, daß der Bischof von Carthagena, wie schon erwähnt, in der oströmischen Hauptstadt starb, hat wol zu dieser unrichtigen Combination Anlaß gegeben.

Die Hauptquelle für die Geschichte unseres Licinian ist sein noch erhaltenes Schreiben an Papst Gregor I. den Großen (Gregorii M. epistol. lib. II, ep. 54, [Mauriner Ausgabe, P. II, S. 620—622]: «Domino beatissimo Papae Gregorio Licinianus episcopus»). In diesem Schreiben tritt uns der Oberhirt von Carthagena sowol in seinem Verhältniß zum römischen Pontifex, als auch in seinen Beziehungen zu seiner Diöcese keineswegs blos als der Hort des Katholicismus, sondern auch als das Muster eines wahrhaft christlichen Bischofs entgegen. Wohlthuend berührt zunächst die echte, von gegenseitiger Werthschätzung getragene Freundschaft der beiden Hierarchen. Licinian schätzt die theologische Gelehrsamkeit des römischen Oberhirten, zumal dessen Pastoral- und Moraltheologie, sehr hoch; den «liber regulae pastoralis» rühmt er z. B. als die «aula omnium virtutum» und ersucht den Bischof, ihm ein Exemplar seines «liber moralium in Job», sowie seiner andern Schriften ähnlichen Inhalts zu übermachen; denn, meint er, «tui sumus, tua legere delectamur». Aber diese Verehrung hält unsern Licinian nicht ab, mit würdigem Freimuth dem römischen Amtsbruder die Wahrheit zu sagen, wo jener ihm zu irren scheint. Auf der andern Seite tritt nicht minder erfreulich die Demuth und Bescheidenheit des spanischen Prälaten hervor, mit der er von dem erfahrenern und kenntnißreichern Collegen Belehrung in theologischen Dingen heischt; so bemerkt er z. B.: «te et omnia tua pulchra conspexi et memet in comparationem tui satis indecorum vidi . . . . . sed libenter doceas, quae me fateor ignorare» etc. So sehr er auch theologische Kenntnisse zu würdigen weiß und in dieser Hinsicht nach Belehrung strebt, so stellt er doch das praktische Bedürfniß, die praktische Seelsorge als seeleneifriger Oberhirt höher als alle Spitzfindigkeiten der Theologie, bezw. des damals sich immer mehr ausbildenden Kirchenrechts, und das ist gerade der Fundamentalpunkt, bezüglich dessen er, wie schon angedeutet, selbst dem gewaltigen Gregor mit Mannesmuth seine differirende Meinung auseinandersetzt. Der römische Pontifex hatte nämlich allzu scharf betont, es dürften nur «periti», d. h. solche, die in der theologischen Wissenschaft jener Zeit, bezw. im Kirchenrecht genau bewandert waren, zu Priestern ordinirt werden. Dem gegenüber hebt nun Licinian hervor, diese Forderung sei in Anbetracht des unwissenden Zeitalters noch zu streng und könne, consequent durchgeführt, leicht ein vollständiges Brachliegen der Seelsorge, eine vollständige Suspension in der Spendung der Sakramente, jedenfalls innerhalb der iberischen Halbinsel, zur Folge haben.

Aus dem Schreiben Licinian's an Gregor erhellt aber auch, daß ersterer mit einer andern Koryphäe der Orthodoxie, mit Leander von Sevilla, in freundschaftlichen Beziehungen stand; wenigstens wird da erzählt, Leander hätte ihn, freilich nur flüchtig, auf der Rückreise von Byzanz besucht und sich mit ihm über die schriftstellerische Thätigkeit des römischen Gregor unterhalten. Der ungefähre Zeitpunkt dieser Begegnung der beiden überzeugungsfesten spanischen Prälaten ergibt sich aus folgender Erwägung: Leander hatte, wahrscheinlich zwischen 579 und 582, in Sachen des katholischen Rebellen Hermenegild eine diplomatische Mission an den Hof von Byzanz unternommen (vgl. «Greg. M. praef. expositionis in librum moralium in Job [epistola Leandro]» edit. Maurin., T. I, mit «Isid. de viris illustr.», c. 41); auf der Rückkehr wird er zu Carthagena mit unserem Licinian zusammengetroffen sein. *(Franz Görres.)*

Licinio, berühmter Maler, s. Pordenone.

LICINIUS, ein römisches plebejisches Geschlecht. Wir lassen die bedeutendsten Vertreter desselben in chronologischer Ordnung folgen:

1) C. Licinius, einer der ersten 493 v. Chr. gewählten Volkstribunen (*Liv.* II, 33).

2) P. Licinius Calvus, der im Jahre 400 als erster Plebejer zum Consulartribunat gelangte (*Liv.* V, 12).

3) C. Licinius Calvus Stolo, durch dessen fortgesetzte Agitationen die Plebejer im J. 367 den Zutritt zum Consulat erhielten. Zu diesem Zwecke ließ er

sich 737 mit Lucius Sextius zum Volkstribunen wählen. Um sich die Unterstützung der ärmeren Plebejer, denen am Besitz des Consulats wenig gelegen war, zu verschaffen, vereinigten sie mit ihrem Antrag, wonach eine Consulatsstelle den Plebejern reservirt werden sollte, zwei andere Bestimmungen. Einmal suchten sie das Interesse der verschuldeten Plebejer dadurch zu wahren, daß die bereits entrichteten Zinsen vom Kapital abgezogen und der Rest in drei gleichen Jahresraten gezahlt werden sollte. Sodann stellten sie, um eine Ansammlung des Grundbesitzes in den Händen weniger Familien zu verhüten, den weitern Antrag, daß niemand mehr als 500 Morgen Ackerland besitzen dürfe. Als die Patricier die Annahme dieser Rogationen dadurch vereitelten, daß sie einige Volkstribunen zur Intercession veranlaßten, hinderten Licinius und Sextius ihrerseits das Zustandekommen der patricischen Magistratswahlen, wodurch ein von 375 bis 371 dauerndes Interregnum entstand. Erst durch einen Angriff der Veliterner auf das mit Rom verbündete Tusculum sahen die Volkstribunen sich veranlaßt, die Vornahme der Magistratswahlen wieder zu gestatten, aber sie stellten nunmehr im J. 369 den weiteren Antrag, daß statt der bisher gewählten patricischen duoviri sacrorum, denen die Befragung der sibyllinischen Bücher oblag, decemviri eingesetzt und zur Hälfte aus der Plebs gewählt werden sollten. Nachdem diese Forderung 368 durchgesetzt worden war, ließen die Patricier im nächsten Jahre auch den Widerstand gegen die übrigen Rogationen fallen, worauf für 366 Lucius Sextius als erster Plebejer zum Consul gewählt wurde (*Liv.* VI, 34—42). Licinius selbst bekleidete bald darauf zweimal (364 und 361) das Consulat, wurde jedoch im J. 358, weil er gemeinsam mit seinem Sohne, den er emancipirt hatte, tausend Morgen bewirthschaftete, auf Grund seines eigenen Gesetzes, das er auf diese Weise umgangen, zu einer Geldstrafe von 10,000 As verurtheilt (*Liv.* VII, 16).

4) P. Licinius Crassus Dives. Derselbe wurde, obwol er zuvor noch kein höheres Amt bekleidet hatte, 212 zum Pontifex maximus gewählt, während zwei Männer consularischen Standes, Q. Fulvius Flaccus und T. Manlius Torquatus, sich hierum vergeblich bewarben (*Liv.* XXV, 5). Im J. 210 wurde er magister equitum und zugleich Censor, mußte jedoch von dem letzteren Amte, da sein College L. Veturius starb, zurücktreten (*Liv.* XXV, 5 und 6). Zwei Jahre hierauf bekleidete er die Prätur und 205 das Consulat (*Liv.* XXVII, 21; XXVIII, 38). Während sein College P. Scipio die Aufgabe übernahm, die Karthager in Afrika anzugreifen, wurde ihm, da er als Pontifex maximus Italien nicht verlassen durfte, der Krieg gegen den noch in Bruttium stehenden Hannibal übertragen, an dem er sich im folgenden Jahre als Proconsul noch weiter betheiligte (*Liv.* XXVIII, 38; XXIX, 13, 36). Livius (XXX, 1) bezeichnet ihn als einen gewandten Redner und bedeutenden Kenner des Pontificalrechts.

5) P. Licinius Crassus. Er bekleidete 171 das Consulat und wurde mit der Kriegführung gegen Perseus von Macedonien beauftragt, erlitt jedoch in dem ersten Reitertreffen bei Larisa am Peneus eine Niederlage (*Liv.* XLII, 55, 57—61). Nachdem er dieselbe durch einen in der Nähe von Phalanna erfochtenen Sieg wieder gut gemacht, bezog er Winterquartiere in Thessalien, (*Liv.* XLII, 65—67), worauf der neu gewählte Consul A. Hostilius Mancinus an seiner Stelle das Commando übernahm.

6) L. Licinius Crassus, Volkstribun 145. Er soll der erste gewesen sein, welcher das Volk statt auf dem Comitium auf dem Forum versammelte (*Cic.* Sall. 96; *Varro* de re rust. I, 2, 9).

7) P. Licinius Crassus Dives Mucianus, Bruder des P. Mucius Scävola (Consul 133) und adoptirt von P. Licinius Crassus Dives (Nr. 4). Er bekleidete 131 das Consulat und wurde, obwol er zugleich Pontifex maximus war und als solcher Italien nicht verlassen durfte, mit der Eroberung des den Römern vermachten Pergamenischen Reiches, in dessen Besitz sich der Prätendent Aristonikos zu behaupten suchte, beauftragt. Infolge seiner lässigen Kriegführung, bei der er namentlich darauf bedacht war, sich selbst zu bereichern, wurde er zu Beginn des nächsten Jahres bei Leucä überfallen und entging der Gefangenschaft nur durch freiwilligen Tod (*Liv.* epit. LIX; *Justin.* XXXVI, 4; *Strabo* XIV, p. 646). Cicero (Brut. 98 und 127) rühmt ihn als Redner und Rechtsgelehrten. In der griechischen Sprache war er in dem Maße bewandert, daß er sämmtliche Dialekte kannte und den Bundesgenossen in ihrer Landessprache richterlichen Bescheid ertheilen konnte (*Val. Max.* VIII, 7, 6). Hinsichtlich seiner politischen Wirksamkeit verdient bemerkt zu werden, daß er nebst seinem Bruder Scävola und Ap. Claudius Pulcher (Consul 143) dem Tiberius Gracchus die Anregung zur agrarischen Reform gegeben und ihn hierbei mit Rathschlägen unterstützt haben soll (*Plut.* Tib. Gracch. 9; *Cic.* Acad. II, 5, 13). Nach dem Tode des Tiberius Gracchus wurde er an dessen Stelle in die zur Landvertheilung eingesetzte Dreimännercommission gewählt (*Plut.* Tib. Gracch. 21).

8) L. Licinius Crassus, der berühmte Redner. Er wurde geboren 140 und trat bereits 119 gegen C. Papirius Carbo (Consul 120) wegen seiner Theilnahme an den gracchischen Bestrebungen mit einer Anklage auf, der sich Papirius durch das Exil oder durch freiwilligen Tod entzog (*Cic.* Brut. 159 und 103; de orat. III, 74; *Val. Max.* III, 7, 6). Im nächsten Jahre empfahl er die zur Versöhnung des Volkes beantragte Anlage der Colonie Narbo Martius in dem eben um jene Zeit unterworfenen transalpinischen Gallien, welches hiernach Gallia Narbonensis genannt wurde, und leitete selbst die Deduction (*Cic.* Brut. 160; *Vellej.* I, 15). Einige Zeit hierauf bekleidete er in Asien die Quästur und 107 das Volkstribunat (*Cic.* de orat. III, 75; Brut. 160 fg.). Im folgenden Jahre trat er ein für ein von dem Consul Q. Servilius Cäpio beantragtes Gesetz, wonach die Senatoren einen Antheil an der von C. Gracchus den Rittern ausschließlich über-

tragenen Gerichtsbarkeit erhalten sollten; doch gelang es nicht, diesen Antrag durchzubringen (*Cic.* Brut. 161). Im J. 103 wurde er mit Q. Mucius Scävola zum curulischen Aedilen gewählt und gab mit demselben prachtvolle Spiele (*Cic.* de off. II, 57; Verr. IV, 133). Als im J. 100 der Volkstribun Saturninus das Capitol besetzte und die Consuln durch das senatus consultum ultimum den Auftrag erhielten, den Staat zu retten, griff er ebenso wie viele andere Senatoren zu den Waffen (*Cic.* Rab. perd. 26). In seinem Consulat, welches er 95 bekleidete, gab er mit seinem Collegen P. Scävola ein Gesetz, durch welches die Bürger anderer Gemeinden, die sich widerrechtlich als römische Bürger gerirten, mit einem strengen gerichtlichen Verfahren bedroht wurden (*Ascon.* p. 67; *Cic.* Balb. 48). Bald darauf führte er mit Erfolg einen berühmt gewordenen Erbschaftsproceß für M. Curius, bei welchem Q. Scävola, damals der größte Rechtsgelehrte, die Sache des Gegners verfocht. Im J. 92 verwaltete er die Censur mit Cn. Domitius Ahenobarbus und erließ mit demselben gemeinsam ein Edict, durch welches den lateinischen Rhetoren der Unterricht untersagt wurde (*Gell.* noct. Att. XV, 11). Als im nächsten Jahre der Volkstribun M. Livius Drusus ein umfassendes Coloniegesetz und die Rückgabe der Gerichtsbarkeit an den durch 300 Ritter zu verstärkenden Senat beantragte, trat Crassus bei einer am 13. September im Senat gehaltenen Berathung mit großer Wärme hierfür ein und hielt gegen den die Anträge des Livius bekämpfenden Consul L. Marcius Philippus eine fulminante Rede. Durch die Aufregung und Anstrengung zog er sich jedoch eine Lungenentzündung zu, der er am siebenten Tage nach jener Sitzung erlag (*Cic.* de orat. III, 1, 1 fg.).

9) C. Licinius Macer. Im J. 73 bekleidete er das Volkstribunat, in welchem er das Volk in einer feurigen Rede dazu aufforderte, die von Sulla neu begründete Herrschaft der Optimaten zu brechen und die von ihm geschmälerten Befugnisse des Tribunats wieder herzustellen. Er schrieb ein ziemlich umfangreiches, in lateinischer Sprache abgefaßtes Geschichtswerk (annales), welches die Geschichte Roms von den Anfängen der Stadt bis auf seine eigene Zeit hinab behandelte und häufig von Livius und Dionys von Halikarnaß benutzt wurde. Einige Zeit nach seinem Tribunat gelangte Macer zur Prätur, worauf er als Proprätor eine Provinz verwaltete. Nach seiner Rückkehr wurde er wegen Erpressungen angeklagt und unter dem Vorsitz des M. Tullius Cicero verurtheilt. Noch bevor der Spruch des Gerichts verkündigt wurde, entleibte er sich aus Verzweiflung. (*Cic.* Att. I, 4, 2; *Val. Max.* IX, 12, 7.)

10) C. Licinius Macer Calvus, Sohn des Vorigen. Er war bedeutend als Redner und Dichter und mit Catull befreundet, der einige Gedichte an ihn richtete.

11) L. Licinius Lucullus, der von 74—67 mit Mithridates Krieg führte. Seine militärische Laufbahn begann im Marsischen Kriege (90—88 v. Chr.), in welchem er sich durch persönlichen Muth auszeichnete (*Plut.* Lucull. 1). Hierauf diente er im ersten Mithridatischen Krieg unter Sulla als Proquästor mehrere Jahre in Griechenland und Asien. Während der Belagerung Athens (87) sammelte er in Sulla's Auftrag eine Flotte, mit der er zwei Seeschlachten, bei Lekton in Troas und bei Tenedos, gewann. Die Gelegenheit, mit Hülfe des marianischen Legaten Fimbria den Krieg zu beendigen, ließ er indessen unbenutzt, da er nur für Sulla siegen wollte (*Plut.* Luc. 3). Nach seiner Rückkehr bekleidete er im J. 79 mit seinem Bruder Marcus zusammen die curulische Aedilität, in welcher beide glänzende Spiele veranstalteten (*Plin.* n. h. VIII, 7, 7). Zwei Jahre hierauf wurde er Prätor und verwaltete sodann als Proprätor die Provinz Afrika, wobei er sich durch seine Gerechtigkeit Achtung erwarb (*Cic.* Acad. II, 1, 2). Im J. 74 wurde er Consul mit M. Aurelius Cotta und trat als solcher den auf Beseitigung der sullanischen Verfassung gerichteten Bestrebungen entgegen. Als noch im nämlichen Jahre ein neuer Krieg mit Mithridates ausbrach, erhielten die beiden Consuln den Oberbefehl. Während Lucullus mit 30,000 Mann und 1600 Reitern durch Phrygien in das Pontische Reich eindringen sollte, fiel seinem Collegen die Aufgabe zu, die römische Provinz Asien und Bithynien zu decken. Als aber Lucullus nach Galatien vorgerückt war, erhielt er die Nachricht, daß Cotta bei Chalkedon von Mithridates zu Wasser und zu Lande geschlagen und nunmehr in der Stadt eingeschlossen sei. Lucullus eilte herbei und entsetzte seinen Collegen, worauf der König sich zu Beginn des nächsten Jahres zur Belagerung von Kyzikos wandte, die er jedoch, da Lucullus ihm die Zufuhr zu Lande abschnitt, ebenfalls aufgeben mußte. Nachdem Lucullus noch einen Theil der feindlichen Flotte bei der Insel Tenedos geschlagen, schritt er seinerseits zum Angriff auf das Pontische Königreich, welches er noch im Laufe des J. 73 zu einem großen Theile eroberte. Mittlerweile sammelte Mithridates, namentlich durch Werbungen aus dem Skythenlande, ein ansehnliches Heer, doch wurde dasselbe in der im folgenden Jahre gelieferten Schlacht bei Kabira vernichtet. Der König flüchtete nach Kleinarmenien zu seinem Schwiegervater Tigranes, der zunächst jedoch nicht geneigt war, ihm Beistand zu leisten. Lucullus brachte seinerseits die nächsten beiden Jahre (72—70) damit zu, die Küstenstädte Amisos, Sinope, Amastris, Tios und Heraklea, die den hartnäckigsten Widerstand leisteten, zu bezwingen. Durch die von ihm gestellte Forderung, den Mithridates auszuliefern, wurde aber nunmehr Tigranes zum Kriege genöthigt. Im Frühling 69 rückte Lucullus über den Euphrat in Armenien ein und schritt zur Belagerung von Tigranocerta. Ein von dem König herbeigeführtes Entsatzheer von mehr als 200,000 Mann erlitt am 6. Oct. 69 (nach dem altrömischen Kalender) am Flusse Nicephorius eine völlige Niederlage, worauf die Stadt sich ergeben mußte. Der König verzweifelte nach diesen Erfolgen der Römer an einer weitern Fortführung des Kriegs, doch veranlaßte ihn Mithridates zu neuen Rüstungen. So sah sich Lucullus, obwol die Soldaten sich nach einer Beendigung des Krieges sehnten, im Sommer 68 zum Weitermarsch gegen die in

Hocharmenien liegende Hauptstadt Artaxata genöthigt, doch wurde er durch den frühen Eintritt des Winters und eine Meuterei seiner Soldaten genöthigt, sich nach dem wärmeren armenischen Mesopotamien zu wenden, dessen Hauptstadt Nisibis er in einer stürmischen Nacht durch einen glücklichen Ueberfall eroberte. Während aber hier die Römer Winterquartiere bezogen, wurden ihre rückwärtigen Verbindungen von den Feinden bedroht. Im nächsten Jahre gelang es sogar dem Mithridates, sein ganzes Pontisches Reich wieder zu erobern, worauf der Oberbefehl dem Lucullus entzogen und dem M. Acilius Glabrio übertragen wurde, der seinerseits im nächsten Jahre dem Pompejus weichen mußte. (Man vergleiche über den Feldzug des Lucullus hauptsächlich *Plut.* Luc. 7—37.) Derselbe erklärte die von Lucullus getroffenen Anordnungen für ungültig, wogegen später Lucullus nach der Rückkehr des Pompejus im Senat sich einer Genehmigung der von diesem getroffenen Einrichtungen widersetzte. Durch politische Parteikämpfe verzögerte sich der Triumph des Lucullus bis zum J. 63, wurde aber hierauf mit großem Glanze begangen. Dem von Cäsar im J. 59 beantragten Ackergesetz, welches eine Versorgung der Veteranen des Pompejus bezweckte, leistete Lucullus vergeblichen Widerstand (*Plut.* Pomp. 48). Er zog sich hierauf vom politischen Leben zurück und starb bald nachher noch vor dem Mai des Jahres 56 (vgl. *Cic.* de har. resp. 9). — Er besaß einen bedeutenden Reichthum, mit welchem er nach der Rückkehr vom Mithridatischen Kriege einen bisher nicht dagewesenen Luxus entfaltete. Endlich verdient noch erwähnt zu werden, daß er in seiner Jugend eine Geschichte des Marsischen Kriegs in griechischer Sprache verfaßte (*Plut.* Luc. 1). Mit ihm stand in naher Beziehung

12) A. Licinius Archias aus Antiochia in Syrien, der sich als Dichter einen bedeutenden Ruf erwarb. Er kam 102 v. Chr. nach Rom, wo er in den ersten Familien Zutritt fand und zu dem Hause der Luculler in ein enges Verhältniß trat. Durch Verwendung des L. Lucullus, dessen Vater in dem mit Rom föderirten lucanischen Heraklea im Exil lebte, erhielt er von dieser Stadt noch vor dem Ausbruch des Marsischen Krieges (90 v. Chr.) das Bürgerrecht. Als nun im J. 89 durch ein von den Volkstribunen M. Plautius Silvanus und C. Papirius Carbo beantragtes Gesetz allen denjenigen, die in einer föderirten Stadt das Bürgerrecht erlangt hatten, auch das römische Bürgerrecht unter gewissen Bedingungen zugestanden wurde, meldete sich Archias bei dem ihm befreundeten Prätor Q. Metellus Pius und wurde in die Bürgerliste eingetragen. Da er indessen wegen Abwesenheit von Rom, indem er den Lucullus im ersten und im dritten Mithridatischen Kriege begleitete, niemals hatte censirt werden können, so wurde er auf Betreiben der dem Lucullus feindlichen pompejanischen Partei im J. 62 wegen widerrechtlicher Anmaßung des Bürgerrechts angeklagt, jedoch von Cicero in der noch erhaltenen Rede pro Archia mit Erfolg vertheidigt.

13) L. Licinius Murena, der im J. 62 mit D. Junius Silanus zusammen das Consulat bekleidete. Vor seinem Amtsantritt wurde er von seinem unterlegenen Mitbewerber, dem berühmten Juristen Ser. Sulpicius Rufus, dem sich der designirte Volkstribun M. Porcius Cato anschloß, wegen Amtserschleichung angeklagt, aber auf die Vertheidigung des Crassus (Nr. 14), Hortensius und Cicero (in der erhaltenen Rede pro Murena) freigesprochen. In seinem Consulat gab er gemeinsam mit seinem Collegen Silanus ein Gesetz, durch welches verboten wurde, neue Gesetze ohne das Beisein von Zeugen in das zur Aufbewahrung der Gesetzestafeln dienende Aerar zu bringen, wodurch Fälschungen vorgebeugt werden sollte (vgl. Schol. Bob. zu *Cic.* Sest. p. 310).

14) M. Licinius Crassus, der Triumvir. Sein Vater P. Licinius Crassus Dives (Consul 97) wurde bei der im J. 87 stattgehabten Erhebung der marianischen Partei verfolgt und entzog sich den Nachstellungen durch einen freiwilligen Tod. Der damals fast dreißigjährige Marcus blieb, wahrscheinlich weil man keinen Vorwand hatte, ihn zu tödten, verschont, flüchtete jedoch bei der allgemein herrschenden Furcht im J. 85 nach Spanien, wo er sich in einer Höhle auf dem Landgute des ihm befreundeten Vibius Paciäcus verbarg (*Plut.* Crass. 4 und 5). Nach der im J. 84 erfolgten Ermordung Cinna's verließ er sein Versteck und warb in Spanien 2500 Mann, mit denen er nach Afrika übersetzte und sich im nächsten Jahre dem nach Italien zurückkehrenden Sulla anschloß. Dies führte ihn zum ersten male mit seinem späteren Nebenbuhler Pompejus zusammen, der in Picenum für Sulla drei Legionen warb. Beide siegten im J. 82 gemeinschaftlich über Carbo's Legaten Albius Carrinas bei Spoletium in Umbrien, worauf Crassus die umbrische Colonie Tuder eroberte. In der am 1. November vor den Thoren Roms gelieferten Entscheidungsschlacht führte er als Befehlshaber des rechten Flügels den Sieg herbei (*Plut.* Crass. 6). Bei den hierauf von Sulla veranstalteten Proscriptionen erstand er viele Güter für einen geringen Preis. Hierdurch, sowie durch Wucher und schmuzige Speculationen brachte er sein ererbtes Vermögen, welches 300 Talente betrug, auf 7100 Talente (*Plut.* Crass. 2). In der nächsten Zeit wußte sich Crassus durch eine ausgedehnte Sachwalterthätigkeit beim Volke beliebt zu machen. Als im J. 73 der Sklavenkrieg ausbrach und die Römer nach zweijähriger Kriegführung des Feindes nicht Herr zu werden vermochten, bewarb sich Crassus um die Prätur, die damals niemand bekleiden mochte, um nicht das verantwortungsvolle Commando zu erhalten, und übernahm den Oberbefehl. Nachdem er die arg gelockerte Kriegszucht hergestellt, vernichtete er nach mannichfachen Wechselfällen in einer großen, in Lucanien gelieferten Schlacht die Gallier und Germanen, die sich vom Hauptheere getrennt hatten, und hierauf in einer zweiten Schlacht, die ebenfalls in Lucanien stattfand, die unter Spartacus stehende Hauptmacht. Er mußte indessen dem damals vom Sertorianischen Kriege zurückkehrenden Pompejus es überlassen, einen Theil der geflüchteten Heerestrümmer aufzufangen, was demselben Veranlassung gab, sich einen wesentlichen Antheil an der Beendigung des Krieges

zuzuschreiben. Beide bekleideten hierauf im J. 70 das Consulat, zu welchem Crassus durch die von ihm nachgesuchte Unterstützung des Pompejus gelangte. Durch ein von ihnen gemeinsam beantragtes Gesetz wurde das Volkstribunat, welches Sulla auf seine ursprünglichen Befugnisse reducirt und in ein Abhängigkeitsverhältniß zum Senat gebracht hatte, in seinem vollen Umfang wieder hergestellt (*Vell.* II, 30; *Sall.* Cat. 38).

In den nächsten Jahren wandte sich Crassus wiederum der Sachwalterthätigkeit zu, worauf er im J. 65 mit Q. Lutatius Catulus zusammen die Censur bekleidete. Während der von 66 bis 63 sich hinziehenden Catilinarischen Verschwörung wurde er von der Senatspartei der Mitwissenschaft verdächtigt, obwol er doch schon im Hinblick auf seinen Reichthum, dessen Verlust er bei einem Gelingen des Planes befürchten mußte, am wenigsten hierfür Interesse haben konnte. Das wenig entgegenkommende Verhalten der Optimatenpartei gegen den aus Asien im Januar 61 zurückgekehrten Pompejus, der weder Ackerassignationen für seine Veteranen, noch die Bestätigung der von ihm in Asien getroffenen Anordnungen erlangen konnte (vgl. Nr. 11), sowie der Wunsch Cäsar's, im J. 59 das Consulat zu bekleiden, führte, nachdem Cäsar eine Versöhnung zwischen Pompejus und Crassus, die bisher auf gespanntem Fuße standen, bewirkt hatte, im J. 60 zu einem Bündniß zwischen den drei genannten Männern, welches unter dem Namen des Ersten Triumvirats bekannt ist. Die Macht dieses Bundes, welcher den Theilnehmern die thatsächliche Herrschaft über den römischen Staat sichern sollte, wurde durch den dem Crassus zu Gebote stehenden Reichthum wesentlich verstärkt. Eine abermalige Spannung zwischen Pompejus und Crassus, die im Februar des Jahres 56 ihren Höhepunkt erreichte, und ein Versuch der Optimatenpartei, das von Cäsar im Interesse der Veteranen des Pompejus gegebene Ackergesetz rückgängig zu machen, veranlaßte die Triumvirn im April 56 zu einer Conferenz in Luca in Etrurien, in welcher durch Cäsar eine Aussöhnung zwischen Pompejus und Crassus bewerkstelligt und ein Plan zu weiterem gemeinschaftlichen Handeln entworfen wurde. Während Cäsar in Gallien verblieb, wußten Pompejus und Crassus für das Jahr 55 ihre Wahl zu Consuln unter Beihülfe cäsarianischer Soldaten durchzusetzen. Durch ein sodann auf Veranlassung der beiden Consuln von dem Volkstribunen C. Trebonius beantragtes Plebiscit wurde dem Crassus Syrien, dem Pompejus die beiden Spanien auf fünf Jahre übertragen, worauf die Consuln selbst für Cäsar eine fünfjährige Verlängerung seiner Statthalterschaft in den beiden Gallien und Illyrien durchsetzten. Noch vor dem Ablauf seines Amtsjahres verließ Crassus Rom, um einen Feldzug gegen die Parther, bei dem er sich zu bereichern und militärische Lorbern zu ernten hoffte, zu beginnen. Indem er jedoch die Operationen zu lässig betrieb und seine Zeit hauptsächlich darauf verwandte, in Syrien Städte und Tempel zu berauben und von den Provinzialen Geld zu erpressen, ermöglichte er es dem anfänglich überraschten Feind, ein den Römern an Zahl überlegenes Heer zu sammeln, welches ausschließlich aus theils mit schweren Stoßlanzen, theils mit Pfeil und Bogen ausgerüsteter Reiterei bestand. Nachdem Crassus endlich im Frühjahr 53 bei Zeugma den Euphrat überschritten, kam es am 4. Mai des Julianischen Kalenders (nach dem altrömischen Kalender am 7. Juni) bei Karrhä in Mesopotamien zu einer Schlacht, in der das römische, hauptsächlich aus schwerem Fußvolk bestehende Heer von der durch die Ebene begünstigten feindlichen Reiterei, die es mit einem Hagel von Geschossen überschüttete, fast völlig vernichtet wurde. Mit den ihm noch gebliebenen Heerestrümmern rettete sich Crassus nach Karrhä, sah sich jedoch am folgenden Tage, wahrscheinlich durch Mangel an Lebensmitteln, genöthigt, diese Stadt zu verlassen und die Richtung nach den armenischen Bergen, wo er vor weiteren Angriffen der feindlichen Reiterei sicher gewesen wäre und an dem mit den Römern verbündeten König Artavasdes einen Rückhalt gefunden haben würde, einzuschlagen. Aber bereits am nächsten Tage (6. Mai) wurde er von seinen erschöpften und demoralisirten Soldaten gezwungen, Unterhandlungen mit den Parthern anzuknüpfen und hierbei hinterlistigerweise getödtet. Sein Kopf wurde dem König Orodes überbracht, der ihm nach einer mehrfach begegnenden Ueberlieferung geschmolzenes Gold in den Mund gießen ließ (*Florus* I, 46, 11; *Serv.* zu *Verg.* Aen. VII, 607; *Dio* XL, 27. Ueber den ganzen Feldzug vgl. *Plut.* Crass. 17—33).

15) M. Licinius Crassus Mucianus. Derselbe war durch Adoption aus dem Geschlechte der Mucier in das der Licinier übergegangen und wurde vom Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) mit der Statthalterschaft Syriens beauftragt, die er bis zum Tode Galba's (69 n. Chr.) behielt. Hierauf schloß er sich dem Otho an und bestimmte nach dem Tode desselben den Vespasian, welcher Judäa verwaltete, dem nunmehr zum Throne gelangten Vitellius als Prätendent entgegenzutreten. Während Vespasian sich noch in Palästina und Aegypten aufhielt, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen, rückte Mucianus in Gemeinschaft mit einem andern dem Vespasian ergebenen Heerführer, Antonius Primus, gegen Rom, wo nunmehr Vitellius während des Eindringens der feindlichen Legionen ermordet wurde. In der folgenden Zeit bekleidete Mucianus dreimal das Consulat (vgl. *Plin.* n. h. VIII, 6). Auch war er literarisch thätig, indem er mit großem Eifer Briefe und Memoiren sammelte und herausgab und ein naturhistorisches, von Plinius vielfach benutztes Werk verfaßte.

(L. Holzapfel.)

LICINIUS der Aeltere, römischer Kaiser (reg. 307 bis 323, gest. 324). Wenn auch dieser Imperator weder als Mensch (der Grundzug seines Charakters ist ja ein derber Realismus) noch als Staatsmann Sympathien zu erwecken vermag — mit den weltbewegenden religiösen Ideen seiner Zeit glaubte er, ein Sklave der Eingebungen des Augenblicks, sich mit einer Art von gewöhnlichster Bauernklugheit abfinden zu können —, so verdienen doch seine unleugbaren großen militärischen Verdienste (er

gehört zu den «rettenden» illyrischen Soldatenkaisern), sowie die thatsächliche Rolle, die er bei dem Ausgleich zwischen der alten und neuen Religion gespielt hat, die Aufmerksamkeit weiterer gebildeter Kreise.

Licinius stammte aus einer illyrischen Bauernfamilie und wurde in der (späteren) mösischen Provinz Dacia nova um 250 geboren (s. meine Ausführungen im «Philologus», Bd. 36, S. 614—619). Antoniades («Kaiser Licinius» S. 40 fg. und Anm. 3 das.) verwirft freilich diese Chronologie als «willkürlich» und entscheidet sich etwa für 260 als Geburtsjahr des Kaisers, eine Datirung, die mindestens ebenso willkürlich begründet wird und welcher überdies der historische Zusammenhang widerspricht. Licinius war stets der Waffengefährte des Galerius, der jedenfalls schon in der vortrefflichen militärischen Schule des Kaisers Probus (reg. 276—282) sich die Sporen verdiente (vgl. *Lactantius*, mortes, ed. H. Hurter, c. 20, 32; *Zosimus*, II, 11; *Eutrop.* breviar. X, 4 [3]; *Vopiscus*, Probus, c. 22).

Ueber das Vorleben unseres Licinius läßt sich aus den römischen Quellen, abgesehen von seiner bäuerischen Abstammung und Erziehung (s. *Eutrop.* X, 4 [3], Anon. Val., ed. Gardthausen, Nr. 13; *Victor. jun.* epitome, c. 41, Nr. 9; *Socrates*, hist. eccl. I, c. 2), im wesentlichen nur so viel ermitteln, daß er bei seinem Regierungsantritt auf eine lange ehrenvolle militärische Laufbahn zurückblicken konnte. An der Seite seines Landsmannes und Freundes Galerius erwarb sich der Bauernsohn unter den glorreichen Auspicien der illyrischen Kaiser Probus und Diocletian nebst Mitregenten (reg. 284—305) und höchst wahrscheinlich schon seit Aurelian (reg. 270—275) in zahlreichen Feldzügen allmählich den wohlbegründeten Ruhm eines erfahrenen, hervorragend tüchtigen Feldherrn (s. *Zosim.* II, 11; *Socrates* I, 2; *Victor sen.* de Caess. c. 40, Nr. 8; *Eutrop.* X, 4 [3]; *Lactant.* c. 20, «habebat ipse [sc. Galerius] Licinium veteris contubernii amicum et a prima militia familiarem», c. 32). Kein Wunder also, daß der als treu und fähig bewährte Waffenbruder der vertraute Berather des Kaisers Galerius während dessen ganzer Regierungszeit bis zur eigenen Ernennung zum Mitregenten (293—307) war (s. *Lactant.* c. 20: «. . . . cujus [sc. Licinii] consiliis [sc. Galerius] ad omnia regenda utebatur»). Uebrigens gedenken die römischen Autoren der ruhmvollen Vergangenheit des Licinius durchweg blos im allgemeinen. Nur Eutropius (X, c. 4 [3]) erwähnt ausdrücklich und speciell die hervorragend verdienstliche Theilnahme des späteren Augustus an dem glorreichen persischen Feldzuge des Galerius vom Jahre 297: «Licinius, in bello quod (Galerius) adversus Narseum gesserat strenuis laboribus et officiis acceptus.»

Am 11. Nov. 307 ernannte der Kaiser Galerius seinen bewährten Freund Licinius auf dem Kaisertage zu Carnuntum (in Pannonien) in Gegenwart und mit Genehmigung des (seit 1. Mai 305) abgedankten Kaisers Diocletian zum Mitregenten und Augustus des Westens. Da aber Italien und Afrika thatsächlich in der Gewalt des Usurpators Maxentius (reg. 306—312) waren, und Konstantin über Gallien, Spanien und Britannien gebot, so erhielt Licinius als Verwaltungsbezirk einstweilen die pannonische Diöcese (im Sinne der diocletianischen Provinzialeintheilung von c. 297), d. h. Pannonien im engern Begriffe, Dalmatien und Noricum (s. meine Ausführungen im «Philologus», Bd. 36, S. 619—626). Im J. 311, nach dem Tode des Kaisers Galerius, bemächtigte sich Licinius auch des übrigen sogenannten illyrischen Dreiecks bis zum Bosporus (s. *Lactant.* c. 35, 36; *Zosim.* II, 11), und seit Sommer 313, nach Besiegung des Tyrannen Maximin II. Daja gebot er auch über Kleinasien, Syrien, Aegypten und Mesopotamien, also über den gesammten Orient. So gewaltige Erfolge verdankte der Monarch zum großen Theil seinem Doppelbündniß mit Konstantin und den Christen und seinem Antagonismus gegen Maximin, den brutalsten aller Christenverfolger; auf beides ist jetzt näher einzugehen.

Schon in seiner ersten Regierungsepoche (307—311), mehr noch seit 311 und vollends in den Jahren 313 und 314 gerirte sich Licinius genau wie sein Schwager Konstantin als wohlwollenden Freund und Beschützer des Christenthums. Gleich anfangs, d. h. 307—311, bewilligte er seinen christlichen Unterthanen wenigstens factische Duldung (vgl. *Lact.* c. 1, 45 fg. 52 mit *Euseb.* hist. eccl. IX, c. 9, Nr. 1, 12, c. 11, Nr. 9, X, c. 4, Nr. 16, Mart. Palaest. c. 13). Sodann unterzeichnete er nebst Konstantin das Toleranzedict, wodurch der sterbende Kaiser Galerius selber, der alte Christenfeind, die Verfolgung aufhob und das Christenthum als religio licita anerkannte (*Lact.* mortes c. 34, 35; *Eus.* h. e. VIII, 17; Mart. Pal. c. 13; vita Constant. I, 57; Anon. Vales. §. 8). Freilich war diese Toleranz an lästige Bedingungen geknüpft; dieselben sind im allgemeinen angedeutet durch die Worte «ita ut ne quid contra disciplinam agant», und waren jedenfalls im einzelnen namhaft gemacht in der in unserm Religionsgesetz selber verheißenen Instruction an die Richter, worüber sogleich mehr. Indeß brachten Konstantin und Licinius das Duldungsdecret in großmüthiger Weise zur Ausführung. Maximin, der es für bedenklich hielt, das Dreikaiser-Edict völlig zu ignoriren, ertheilte seinem Prätorialpräfecten Sabinus den blos mündlichen Auftrag, das Aufhören der officiellen Verfolgung zu veranlassen. Aber nach kaum sechs Monaten ließ der Wortbrüchige die Verfolgung in anderer Form wieder aufleben; er untersagte abermals den öffentlichen Gottesdienst der Christen und befahl, die Gläubigen, da Hinrichtungen nicht mehr statthaft waren, zu verstümmeln (s. *Lact.* c. 36; *Eus.* h. e. IX, 9, Nr. 1—7). Die verbündeten Kaiser Konstantin und Licinius übersandten im Sommer 312 dem orientalischen Tyrannen das Dreikaiser-Edict von 311 mit dem gemessenen Ersuchen, demselben endlich mit seiner Unterschrift beizutreten. Maximin verstand sich jetzt widerwillig zur Veröffentlichung eines mit dem Galerius'schen Decret übereinstimmenden Rescriptes, worin er jede Belästigung der

Anhänger Jesu verbot, ohne ihnen aber zu erlauben, Kirchen zu bauen und irgendwie ihren Gottesdienst feierlich zu begehen (s. *Eus.* h. e. IX, c. 9, Nr. 12, 13, IX, c. 10; *Lact.* c. 37). Nach einer vielfach verbreiteten Meinung, der unter andern Neander, Ernst von Lasaulx («Untergang des Hellenismus», S. 22 fg.) und mit besonderer Vorliebe Th. Keim huldigten, hätten Konstantin und Licinius, bestürzt über das die alte Staatsreligion mit völliger Vernichtung bedrohende Ergebniß des Toleranzedictes von 311, im Frühjahr 312 ein neues Religionsgesetz erlassen und darin die Duldung des Christenthums mit einer Reihe modificirender Beschränkungen umgeben. Jüngst hat sich Antoniades (S. 79—81) das Verdienst erworben, dieses sogenannte zweite Toleranzedict vom J. 312 als apokryphes Document zu entlarven. Das im Mailänder Edict von 313 erwähnte frühere kaiserliche Schreiben (scripta, litterae) spielt lediglich auf das im Edict von 311 verheißene (später verloren gegangene) private kaiserliche Rundschreiben an die Richter an (*Lact.* c. 34: «alia autem epistola significaturi sumus, quid debeant observare»). Hilgenfeld (Anzeige des neuhellenischen Licinius, s. u.) hat Antoniades' unwiderleglicher Beweisführung mit Fug zugestimmt und dieselbe vielfach ergänzt. — Nachdem Konstantin im October 312 den Tyrannen Maxentius an der milvischen Brücke besiegt hatte und nun auch Herr von Italien und Afrika geworden war, begab er sich im Winter 312/13 nach Mailand. Dorthin kam auch Licinius, um aus der Hand des kaiserlichen Bruders seine Gemahlin Konstantia entgegenzunehmen (vgl. *Lact.* c. 45, 48; *Eus.* h. e. X, 8, vita Const. I, 49, 50; *Zos.* II, 17). Hierauf erließen beide Machthaber das berühmte Mailänder Edict, welches, die bisherige Duldung des Christenthums weit überbietend, dasselbe als völlig gleichberechtigt mit der alten Staatsreligion anerkannte (*Lact.* c. 48; *Eus.* h. e. X, 5). Dieses Freiheitsdecret sollte bald auch in den Staaten Maximin's Geltung erlangen. Nachdem nämlich dieser Monarch im Frühling 313 das licinianische Reich mit bewaffneter Macht überfallen hatte, wurde er am 30. April von dem rasch zur Vertheidigung herbeigeeilten Gegner zwischen Adrianopel und Parinth (Heraclea) im südlichen Thracien besiegt und zur Flucht in das Innere seines Reiches, nach Kappadocien, gezwungen (*Lact.* c. 45—48; *Eus.* h. e. IX, c. 10, Nr. 2—4, vita Const. I, 58; *Zos.* II, 17; *Eutrop.* X, 4 [3]; *Victor sen.* Caess. c. 41, Nr. 1; Anon. Val. c. 5, §. 13; *Oros.* VII, 28). Schon am 13. Juni ließ Licinius in Nicomedien das Mailänder Edict auch für die bisherigen Staaten Maximin's publiciren (*Lact.* c. 48). Nachdem der gedemüthigte Fürst nothgedrungen versucht hatte, durch ein umfassendes Toleranzedict die Christen zu versöhnen, erlag er bald nachher in Cilicien einer plötzlichen Krankheit (s. *Lact.* c. 49; *Eus.* h. e. IX, c. 10, Nr. 2—4, vita Const. I, 58, 59; *Rufin.* hist. eccl. IX, c. 10; *Hieron.* chron. ed. Migne, S. 585 fg.; *Oros. Zos. Eutrop.* l. c.; *Victor. sen.* c. 41, Nr. 1; *Vict. jun.* c. 40, Nr. 8). Sein Tod gab den gesammten Orient bis zum Tigris in die Gewalt des Licinius, und das Edict von Mailand-Nicomedien galt jetzt in der gesammten römischen Welt unverkürzt. Der «gottgeliebte» Christenfreund Licinius — nach der christlichen Legende hat ihn im Kampfe gegen Maximin gar ein Engel ein übrigens monotheistisch gehaltenes Schlachtgebet gelehrt (vgl. *Lact.* c. 46)! — rottete nach der Besitzergreifung des Orients in erbarmungsloser Herrschsucht die Familien der Kaiser Diocletian, Galerius (seiner Wohlthäter!), Severus und Maximin bis auf die jüngsten Sprößlinge aus. Er befleckte seine Hände mit dem Blute der unschuldigen Kinder des gestürzten Tyrannen, eines Knaben und eines Mädchens von etwa acht Jahren (Sommer 313). Die Hinrichtung der Schwiegermutter (Prisca), des 15jährigen Sohnes (Candidianus) und der Witwe (Valeria) seines alten Freundes Galerius (314, spätestens im September, zu Thessalonich) kann vor dem Forum der durch Humanität erleuchteten Vernunft nur als eine entsetzliche That des schwärzesten Undanks erscheinen (s. *Eus.* h. e. IX, c. 11, Nr. 7, 8; *Lact.* c. 50, 51). Anders die christlichen Zeitgenossen Eusebius und Lactanz: mit unverkennbarem Frohlocken erblicken sie in den Blutscenen der Jahre 313 und 314 ein göttliches Strafgericht für die langjährige Christenverfolgung; der «gottgeliebte» Licinius ist ihnen das erhabene Werkzeug der Vorsehung, der göttlichen Strafgerechtigkeit (s. *Eus.* h. e. IX, c. 11, Nr. 9; *Lactant.* c. 50). Das Motiv der bisherigen, eminent kirchenfreundlichen Haltung des Licinius waren nicht etwa monotheistische Sympathien für die Religion der Zukunft, seiner angeblichen Christlichkeit zu geschweigen. Licinius, der Feind der Geistesbildung, der Freund des Mammons und der Weiber (s. *Aur. Victor jun.* epit. c. 41, Nr. 8 und meine «Licinianische Christenverfolgung», S. 72—75, 92—103), der Würgengel der Dynastie seines Freundes und Wohlthäters Galerius, überhaupt eine derb realistische Natur, war von religiöser Speculation weit entfernt; seine Gründe waren, wie schon angedeutet, rein äußerliche (politische) Gründe: in erster Linie der Antagonismus gegen Maximin und in Zusammenhang hiermit das Bündniß mit Konstantin. Freilich schließt der Charakter des Licinius — seine schlimmen Eigenschaften scheinen übrigens in seinen ersten Regierungsjahren (307—311) weniger hervorgetreten zu sein (vgl. Antoniades S. 43) — einiges Verdienst um das Reich nicht aus: er hat sich mit Wärme der ländlichen Bevölkerung angenommen (*Vict. jun.* epit. c. 41, Nr. 9), auch das Gedeihen der Städte gefördert (vgl. Libanii oratio pro templis, opp. ed. Reiske II, S. 161), unter andern die ärmern Stadtbewohner von einer überaus drückenden Kopfsteuer befreit im J. 313 (s. Cod. Theod. XIII, 10, 2). Der jüngere Victor erkennt noch an, daß Licinius, der erfahrene tüchtige Feldherr im Stile eines Probus und Diocletian, strenge Disciplin im Heere handhabte und das Eunuchengezücht bei Hofe, «die Motten und Spitzmäuse des Palastes», energisch in seine Schranken zurückwies.

Die Eintracht der beiden verschwägerten Machthaber war nicht von Dauer. Bereits im October 314 standen sich die bisherigen Verbündeten als offene Feinde gegen-

über. Schon Ende 314 bei Cibalä in Pannonien und in der mardischen Ebene nach heißem Ringen von Konstantin ehrenvoll besiegt, mußte Licinius seine illyrischen Provinzen mit Ausnahme von Untermösien, Kleinscythien und Thracien mit der militärisch tüchtigsten Bevölkerung des Reiches dem erbarmungslosen Gegner überlassen und zu dessen Gunsten sein diocletianisches Adoptionssystem mit dem Princip der Erbfolge vertauschen; die Hinrichtung oder doch die Beseitigung des Cäsars Valens, den Licinius nach der Schlacht bei Cibalä zum Mitregenten ernannt hatte, war die erste Bedingung des Friedensvertrages (s. *Zosim.* II, 18, 19; Anon. Vales. §. 16—18; *Victor sen.* Caess. c. 41, Nr. 5; *Petrus Patricius*, Excerpta de legationibus, Bonnae 1829, §. 13; Fasti Idatii, ed. Galland. Bibliotheca vet. patr. X, S. 338 «Volusiano II et Anniano coss.»). Am 1. März 317 mußte Licinius in Consequenz des Friedensvertrages mit dem überlegenen Nebenbuhler ganz im Sinne des Princips der Erbfolge die Succession regeln: zwei Söhne des abendländischen Herrschers, Crispus, bereits ein herangereifter Jüngling, und Konstantin II., der erst wenige Tage vorher geboren war, und Licinius' Sohn Licinianus, ein Kind von 20 Monaten, wurden zu Cäsaren ernannt (s. *Eutrop.* X, 5 [4]; *Zosim.* II, c. 20, 22; Anon. Vales. §. 18, 19, Fasti Idat. «Gallicano et Basso coss.», 317; *Vict.* epit. c. 41, Nr. 4, 5; *Vict.* Caess. c. 41, Nr. 5—7; *Sozom.* h. e. I, c. 2, 6; Eusebius übergeht den Feldzug von 314!). Seitdem war, wenn auch äußerlich wieder Friede und Freundschaft bestand, der Conflict der Imperatoren ein unheilbarer und mußte consequent auch Licinius' Beziehungen zur Kirche gefährden; doch blieb vorerst noch der Friede erhalten. Aber bald (frühestens seit 316) entlud der morgenländische Augustus, der kurzsichtige Staatsmann, seinen berechtigten Groll gegen den Schwager auf die schuldlosen Christen, und begann seinen christlichen Unterthanen die von ihm selbst bewilligte Religionsfreiheit wieder im Wege der Chicane durch eine Reihe von kleinlichen Maßregeln zu verkümmern, «dabei nur allmählich zu erheblicheren Verfolgungsacten fortschreitend, sodaß 316 die ersten Spuren, erst 321 der volle Ausbruch des Licinius-Sturmes erfolgte» (vgl. Hilgenfeld, Anzeige meiner «Licinianischen Christenverfolgung», [s. u.] S. 161 fg., und des neugriechischen Licinius [s. u.], S. 512). Ohne daß der Kaiser das Edict von Mailand-Nicomedien abrogirt hätte, kam es doch zu einer Art von Halbverfolgung, die vorzugsweise die Christen am Hofe, im Heere und den Episkopat traf und gar viele Gläubige in eine unbequeme Lage versetzte. Den Bischöfen wurde jeder gegenseitige kirchliche Verkehr untersagt; viele Christen, die im Palaste und im Heere dienten, wurden ihrer Chargen entsetzt, andere verbannt, mit Verlust des Vermögens, mit bürgerlicher Rechtlosigkeit, mit Degradation zum Sklavenstand, endlich mit Relegation nach Inseln oder Detention in Bergwerken bestraft (vgl. *Eus.* h. e. X, c. 8, Nr. 9, 10, vita Const. I, 51, 52, 53, 56; *Socrat.* I. c. 3; *Sozom.* h. e. I, 2, 6, 7; *Sulp. Sever.* chronicon, ed. Halm, II, c. 32, Nr. 2; *Hieronym.* chron., ed. Migne, S. 585 fg.; canon. 11, 12, 14 des Nicänums von 325, bei Hefele, «Conc.-Gesch.», II, 2. Aufl., S. 414 fg. 418»; das konstantinische Orientedict von 324, bei *Euseb.* v. C. II, 20, 30—35). Einen bedenklichen Charakter zeigte die Licinius-Verfolgung nur in den der Hauptstadt Nicomedia zunächst belegenen Territorien infolge der eigennützigen Augendienerei einzelner Statthalter und erst in der letzten Zeit. Es wurden mehrere Bischöfe, einzelne sogar unter Martern, hingerichtet, jedoch nicht auf Befehl des Kaisers, sondern auf Betreiben serviler Statthalter, die ihre Instructionen überschritten (vgl. *Eus.* h. e. X, 8, Nr. 14—17, v. C. II, 1, 2). Nach *Euseb.* h. e. X, 8, Nr. 15, 17, war die Provinz Pontus und zumal die Stadt Amasia vorzugsweise der Schauplatz der Greuelthaten gegen den Episkopat; in letzterer Stadt erlitt sogar der Bischof Basileus das Martyrium (*Hieronym.* Chronic.: Constantini a. 16). In der genannten Provinz wurden auch einige Kirchen polizeilich geschlossen, andere sogar zerstört (*Eus.* h. e. X, 8, Nr. 15, 16, v. C. II, 2). Außer dem tragischen Ende einiger Bischöfe kann nur noch das Martyrium der 40 sebastenischen Krieger, das durch *Sozom.* IX, 2, ja schon durch Ephraem Syrus authentisch bezeugt ist, als historische Thatsache gelten, aber auch diese Heroen christlicher Ueberzeugungstreue wurden nicht auf Befehl des Kaisers, sondern auf Betreiben des servilen Präses von Kleinarmenien gemordet (s. meine «Licin. Christenverf.», S. 104—115 und meine «Beiträge zur ältern K.-G.», S. 64—69). Die übrigen zahlreichen Martyrien, die eine getrübte Tradition mit der Licinius-Verfolgung verbindet, sind entweder auf Diocletian zurückzudatiren, so z. B. der Glaubenskampf der Heiligen Blasius, Gordius und Abilus, oder als apokryph zu betrachten, so z. B. das Martyrium des Theodor von Heraclea, Adrian's von Byzanz; die Hinrichtung des Theogenes wegen verweigerter Leistung des Fahneneides fällt natürlich nicht unter den Begriff Verfolgung. Von den licinianischen Bekennern sind historisch: Bischof Paul von Neocäsarea (vgl. *Theodoret.* eccles. hist. I, 7), Arsacius (vgl. *Sozom.* IV, 16) und der spätere arianische Bischof von Mopsuestia, Auxentius (*Suidae* Lexicon s. v. *Αὐξέντιος*, verglichen mit *Philostorg.* hist. eccl. V, c. 2, VIII, c. 18, ed. H. Valesius). Aus dem konstantinischen Orientedict von 324 (bei *Euseb.* v. Const. II, 24—42), sowie mit Hülfe der canones 11, 12, 14, des Nicänums von 325 kann man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Umfang und der Tragweite des Licinius-Sturmes machen. Crivellucci («Della fede» 50—125) behandelt das vorliegende Sujet geistvoll, aber hyperkritisch: die Licinius-Verfolgung sucht er per fas et nefas als noch unbedeutender darzuthun, als sie nach dem authentischen Quellenmaterial erscheint, aber ohne zu überzeugen; das Orientedict gilt ihm gar als eusebianische Fälschung!

Im Sommer 323 kam es zum zweiten entscheidenden Waffengange zwischen den kaiserlichen Schwägern. Mit Unrecht nennt Antoniades diesen Krieg einen «Kreuzzug»; das war er doch nur in seinen Folgen; er war vielmehr

«der letzte Kampf um die Weltherrschaft», ein «zweites Actium» (Burckhardt, S. 332 fg.). Auch dieses Mal unterlag Licinius, aber erst nach langem heldenmüthigen Widerstand. Nach gewaltigem Ringen zu Wasser und zu Lande besiegt — auch dieses Mal griff er, freilich zu spät, durch die Ernennung eines befähigten Offiziers, des Martinianus, zum Augustus auf das diocletianische Adoptionssystem zurück; im Landkrieg verlor er die blutigen Schlachten von Adrianopel, Chalcedon und Chrysopolis; seine Armada unter dem Admiral Amandus wurde durch den Cäsar Crispus, einen edeln jungen Helden, der sich die Sporen bereits im erfolgreichen Kampfe gegen die Alamannen verdient hatte, bei Gallipolis vernichtet —, sah er sich noch vor Schluß des Jahres genöthigt, in seiner Residenz Nicomedia dem kaiserlichen Purpur zu entsagen und dem Sieger zu huldigen. Der «Engel des Licinius» war jetzt nach Voltaire's treffendem Ausdruck «dem Kreuze Konstantin's unterlegen». Anfangs wurde der besiegte Fürst mit Güte behandelt; auf die Fürbitte der Konstantia versprach der nunmehrige Alleinherrscher der römischen Welt eidlich, das Leben des unschädlich gemachten Nebenbuhlers zu schonen. Licinius wurde auf seinen Wunsch nach Thessalonica gesandt, aber schon im folgenden Jahre (324) auf Befehl des meineidigen Schwagers erdrosselt. (Gleichzeitig wurde der unglückliche Martinian in Kappadocien ermordet.) In meinem Aufsatz «Die Verwandtenmorde Konstantin's des Großen», zumal S. 360—365 (s. u.), habe ich dargethan, daß Victor Schultze's Versuch, den großen Kaiser von der schweren Anklage, seinen Schwager Licinius im Widerspruch mit der eidlichen Zusage der Begnadigung in den Tod gesandt zu haben, zu entlasten, völlig misglückt ist (vgl. *Euseb.* hist. eccl. X, c. 9, Nr. 4—6, v. C. II, c. 3—18; *Hieronymi* chron. a. 17 Constantini, ed. Migne, S. 587 («Licinius Thessalonicae contra jus sacramenti privatus occiditur»); *Eutrop.* X, 6 («Licinius . . . contra religionem sacramenti . . . occiditur»); *Victor*, Caesares c. 41, Nr. 7—9, *Victor*, epit. c. 41, Nr. 5—8; Anon. Vales. §. 20—29 [hiernach *Oros.* VII, 28]; *Zosimus* II, c. 22—29; *Socrat.* I, 4; *Sozom.* I, c. 7; Fasti Idat. ad annum 324). Zwei Jahre später (326) ließ Konstantin seinen eigenen Neffen, den kaum elfjährigen Licinianus, einen unschuldigen Knaben von liebenswürdigem Charakter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, von Henkershand sterben (s. Artikel «Licinius der Jüngere»). Gleichzeitig überlieferte der kaiserliche Schlächter seinen eigenen herrlichen Sohn Crispus, einen Jüngling, den die schönsten Gaben des Geistes und Herzens schmückten, und vielleicht auch seine Gemahlin Fausta dem Tode. Die christlichen Bewohner des Orients aber hatten allen Grund, ihrem neuen Herrscher zuzujubeln; denn der nunmehrige Alleinherrscher der römischen Welt verschaffte durch das Orientedict von 324 der gemaßregelten Morgenländischen Kirche wieder den Vollgenuß ihrer im Freiheitsedict von Mailand-Nicomedia verliehenen, durch Licinius mehrfach verkümmerten Religionsfreiheit (*Eus.* v. C. II, c. 24—42; *Soz.* I, 8).

Schließlich ein kurzes Wort über den Licinius der Sage. Ich verweise zunächst auf den sogenannten Anonymus post Dionem (bei L. Dindorf, ed. Cass. Dion. V, S. 231 fg.), wo der Imperator im schroffen Widerspruch mit dem authentischen Quellenmaterial, zumal mit Aurelius Victor, zum Theil infolge der verkehrten Deutung eines *Sozom.* h. e. I, 7 erwähnten Orakels des milesischen Apollo, als hochgebildeter, kunstsinniger, für das hellenische Alterthum begeisterter Mann dargestellt wird, der sogar seinen Homer citirt (s. meine Ausführungen in den Fleckeisen'schen «Jahrbüchern», 1875, S. 212—219). Ich erinnere ferner an Moses von Chorene l. II, c. 79, S. 137 der M. Lauer'schen Uebersetzung. Hier wird der Feldherr Licinius lange vor seinem Regierungsantritt als Wohlthäter und intimer Freund des königlichen Verbannten, Tiridates von Armenien, geschildert, und der dankbare «armenische Konstantin» rettet dem im Jahre 282, nach dem Tode des Kaisers Probus, von einem Soldatenaufstand bedrohten Freunde das Leben. Ob übrigens auch der im sogenannten Pseudo-Agathangelos, einer apokryphen Biographie des Gregorius Illuminator, des Apostels von Armenien, erwähnte «Comes Likianos» oder genauer Likianês (*Λυκιανός*, *Λικινιανός*, s. Acta Sanct. Bolland. Septembris, Tom. VIII, s. 30. Sept. [p. 320 fg.], c. III, Nr. 16, 19—21) mit unserm Licinius identisch, ist zweifelhaft (s. Alfred von Gutschmid, «Agathangelos», in «Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft», Bd. 31, H. 1, S. 1—60 und zumal S. 51, Anmerkung 2).

Neuere Literatur: meine «Licinianische Christenverfolgung» (Jena 1875), Ad. Hilgenfeld's Anzeige dieser Monographie, «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XIX (1876), H. 1, S. 159—167; Jak. Burckhardt, «Die Zeit Konstantin's des Großen» (2. Aufl., Leipzig 1880); meine Aufsätze, «Zur Kritik einiger Quellenschriftsteller der spätern römischen Kaiserzeit», in Fleckeisen's «Jahrbüchern für classische Philologie», 1875, H. 3, S. 201—221; «Miscellen zur Kritik einiger Quellenschriftsteller der spätern römischen Kaiserzeit», im «Philologus», Bd. 36, H. 4, S. 597—626; «Die angebliche Christlichkeit des Kaisers Licinius», in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XX, H. 2, S. 215—242; «Beiträge zur ältern Kirchengeschichte», ebenda, XXI, H. 1 (S. 35—70), Abschnitt III—V, S. 58—70; «Arianer im römischen Martyrologium», ebenda XXX (1887), H. 2, S. 220—251; «Die Verwandtenmorde Konstantin's des Großen», ebenda XXX, H. 3, S. 343—377; mein Artikel «Christenverfolgungen» in F. X. Kraus' «Real-Encyklopädie für christliche Alterthümer», Lief. 3 (1880), S. 215—288, S. 249 fg.; mein Artikel «Toleranzedicte», ebenda, Lieferung 16—18 (1886), S. 885—901; Antoniades, «Kaiser Licinius» (München 1884), zumal S. 54—71 (tüchtige, von W. Ohnesorge und Hermann Schiller wegen der freilich darin dominirenden schiefen Auffassung des sogenannten Anonymus Valesii ungebührlich unterschätzte Monographie), Ad. Hilgenfeld's

Anzeige dieser Schrift, «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XXVIII (1885), H. 4, S. 508—512; meine Anzeige des neugriechischen Licinius im göttinger «Philologischen Anzeiger», XVI, Nr. 9, S. 560—566; von Ranke, «Weltgeschichte», III¹, S. 506, 508 fg., 510 fg., 515—526; W. Ohnesorge, «Der Anonymus Valesii», (Kiel 1885); meine Anzeige dieser Inaugural-Dissertation, in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XXIV (1886), H. 4, S. 504—512; Hermann Schiller, «Geschichte der römischen Kaiserzeit», II, S. 143, 178, 183 fg., 191 fg., 186, 191, 193—198 fg., 201, 210; Amedeo Crivellucci, «Della fede storica di Eusebio nella vita di Constantino» (Livorno 1888).

(Franz Görres.)

LICINIUS, der Jüngere genannt, war ein Sohn des Kaisers Licinius (307—323) und der Konstantia, einer Schwester Konstantin's des Großen, und wurde um die Mitte des Jahres 315, wahrscheinlich zu Nicomedia, geboren.[1]) Am 1. März 317 wurde er, ein Kind von 20 Monaten, infolge des zwischen seinem kaiserlichen Vater und Konstantin, dem Herrscher des Westens, abgeschlossenen Successionsvertrages zugleich mit Crispus und Konstantin dem Jüngeren, den Söhnen des letztern, mit der Cäsarwürde geschmückt.[2]) Zwei Jahre später (319) erscheinen Konstantin der Große und der vierjährige Knabe Licinian als Consulpaar.[3]) Die Welt mochte den purpurgeborenen Prinzen, den fast noch in der Wiege mit den Insignien der Herrscherwürde bekleideten Kaisersohn, den Consular im Flügelkleide für glücklich halten und ihm eine sonnige Zukunft in Aussicht stellen. Man dachte sich wol schon den liebenswürdigen Knaben, der durch seine kindliche Harmlosigkeit alles entzückte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte[4]), als den künftigen segensreich waltenden Imperator des römischen Ostens. Bekundeten doch die beiden Oberkaiser seit dem Friedensvertrage von 314 einander jahrelang (bis 319) eine ostensible Freundschaft, wurden doch officielle Denkmäler, Münzen, wie Inschriften, nicht müde, die Eintracht der Augusti und das Glück der Cäsaren zu preisen.[5]) Aber den tiefer blickenden Zeitgenossen konnte es nicht entgehen, daß einerseits des Licinius nicht unberechtigter nagender Groll über den Verlust seiner meisten illyrischen Provinzen und seine auch politisch verwerflichen Maßregelungen der orientalischen Christenheit und andererseits die eiserne folgerichtige Energie, mit der Konstantin an seinem Plane festhielt, die Alleinherrschaft über die römische Welt zu erringen, über kurz oder lang einen zweiten entscheidenden Waffengang der beiden Gewaltigen herbeiführen mußte, wobei der Verlust der erwähnten Provinzen mit ihrer Bevölkerung, der militärisch tüchtigsten des Gesammtreiches, leicht für den morgenländischen Herrscher verhängnißvoll werden konnte.

Und die beiden Nebenbuhler hielten es denn auch in der That nicht länger mehr für nöthig, sich bis zur völligen Vollendung ihrer Rüstungen der Maske einer erheuchelten Freundschaft zu bedienen. Schon seit 320 vermißt man in den Fasten die Betheiligung beider Dynastien am Consulat. Anfang 321 aber waren die Beziehungen der Kaiserhöfe schon geradezu eisiger Natur. Dies erhellt aus dem Panegyrikus, den der Rhetor Nazarius am 1. März jenes Jahres zu Trier, in der «gallischen Roma», zu Ehren der Quinquennalien der Cäsaren sprach. In dem ganzen 38 Kapitel füllenden Panegyrikus («Panegyrici veteres», edit. Bipont.) wagt der Festredner dem Kaiser Licinius und dessen kleinem Sohne auch nicht eine einzige Zeile officiellen Weihrauchs zu zollen. Dagegen werden Konstantin und seine beiden Söhne, die Cäsaren Crispus und der fünfjährige Konstantin, bis in die Wolken erhoben. Nazarius, der die Stimmung am Hofe des abendländischen Augustus genau kannte, beobachtet in seiner Prunkrede gegenüber der licinianischen Dynastie eben nur den allergewöhnlichsten Anstand. Da zwischen beiden Kaisern noch Friede besteht, so erlaubt sich der Panegyriker gegen den orientalischen Herrscher keine Schmähungen; auch enthält er sich bei Aufzählung der Siege Konstantin's allzu deutlicher und für Licinius beleidigender Anspielungen auf den Feldzug von 314. Ebenso spricht Nazarius bisweilen, wie dies der Zweck seiner Rede mit sich brachte und was sich ohne die gröbste Kränkung des Hofes von Nicomedien gar nicht vermeiden ließ, von den Caesares gemeinsam, ohne Crispus und Konstantin den Jüngern speciell namhaft zu machen, sodaß Licinius mit einbegriffen zu sein scheint (c. I—III). Wenn aber der Redner sich minder allgemein ausdrückt, so heimsen stets die beiden abendländischen Cäsaren alles speciell den jungen Kaisern gespendete Lob ein, und der arme Licinius geht jedesmal leer aus (vgl. z. B. c. III—V, c. XXVII, XXVIII). Zwei Jahre später (323) trat dann die Katastrophe des licinianischen Reiches ein, und der erst achtjährige Kaisersohn mußte es erleben, wie sein Vater durch den gewaltigen Konstantin abgesetzt und nach Thessalonica verwiesen wurde. Ein Jahr später (324) ließ der meineidige Sieger den greisen Schwager erdrosseln (die Quellenbelege für die zweite Besiegung und den Mord des orientalischen

1) Vgl. Zosim. II, 20, den Anonymus Valesii, ed. Eyssenhardt ad calcem. Amm. Marc. (Berlin 1871), §. 19, Victor iun. epit. c. 41, verglichen mit Victor sen. Caess. c. 41, Nr. 5—7 und die Consularfasten des Idatius, «Gallicano et Basso Coss.» (ed. Gallandius, Bibl. vet. patr. X, S. 338). 2) Vgl. Anon. Val. p. 20, Fasti Idatii: «Constantino V. et Licinio Caesare Coss.» 3) Vgl. Victor sen. l. c., verglichen mit Fasti Idatii l. c.; der Anon. Val. Zos. und Victor iun. a. a. O. lassen ungenau die Cäsarenernennung schon unmittelbar auf den Friedensvertrag von 314 erfolgen. 4) Eutropius (Breviar. X, 6) rühmt seine «commoda indoles». 5) Vgl. die Consularfasten zwischen 315 und 319: «Constantino IV et Licinio IV coss.» 315, vgl. Anon. Val. l. c. und Fasti Idatiani l. c., 318 Licinius der Aeltere und Crispus zusammen Consuln, vgl. Fasti Idatiani; 319 bekleiden, wie schon erwähnt, Konstantin der Große und Licinian gemeinschaftlich das Consulat. Im Reichsgebiete des abendländischen Augustus werden Inschriften zu Ehren des morgenländischen Collegen verfaßt, vgl. Orelli, «Inscriptiones Latinae selectae», vol. I, Nr. 1071, 1072, S. 237. Die betreffenden Münzen bei Cohen, «Monnaies des emper. romains» VI, S. 76, Nr. 10: Licinius Jun. Nob. C. | Caesarum nostrorum felicitas ibid. Nr. 11—15, S. 78, Nr. 16: Licinius Junior etc. | Concordia Augustorum, S. 84, Nr. 1: Fl. (= Flavius) Licinius Nob. Caes. | Crispus et Constantinus Caesares.

Kaisers in meinem Artikel «Licinius der Aeltere» in dieser Encyklopädie). Im J. 326, in demselben Jahre, in dem der constantinische Familienfrevel seinen Culminationspunkt erreichte, in dem der nunmehrige Alleinherrscher seinen eigenen trefflichen Sohn Crispus und vielleicht auch seine Gemahlin Fausta dem Beile des Henkers überlieferte, wurde auch der Neffe des Imperators, der unschuldige Knabe Licinian, im noch nicht vollendeten elften Lebensjahre ein Opfer des erbarmungslosen Sultanismus des ersten christlichen Kaisers. Konstantin mochte in dem hoffnungsvollen aufblühenden Prinzen den künftigen Rächer seines schändlich gemordeten Vaters oder doch wenigstens durch ihn eine spätere Schilderhebung der licinianischen Dynastie besorgen. Der gräuelvolle Mord des Kaisersohnes ist bezeugt durch Eutropius, a. a. O.: [«Constantinus] sororis filium .... interfecit» und Hieronymi chron. Const. a. 19, ed. Migne p. 587, wo es heißt: «Crispus Constantini filius et Licinius iunior — crudelissime interficiuntur anno imperii sui nono». Aus dieser Stelle erhellt ein Dreifaches, einmal daß Konstantin seinem jungen Neffen den unter den Umständen doppelt inhaltlosen Cäsartitel selbst nach der Ermordung des Vaters, wol mit Rücksicht auf Konstantia, belassen hat, zweitens daß das Ende des bedauernswerthen Knaben noch dazu äußerst qualvoll war; endlich ergibt der Vergleich der Zeitbestimmung «anno imperii sui nono» mit dem älteren Victor und den idatianischen Fasten (a. a. O.), wonach die Cäsarenernennung am 1. März 317 erfolgt ist, daß Licinianus im J. 326 vor dem 1. März, also zu Anfang des Jahres, noch nicht elfjährig, ermordet wurde.

Vgl. meine bezüglichen Publicationen: «Licinianische Christenverfolgung» (Jena 1875); «Die angebliche Christlichkeit des Kaisers Licinius» in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XX (1877), Heft II, S. 215—242; «Licinius der Aeltere» in dieser Encyklopädie.

(Franz Görres.)

LICINUS, eine von Latreille benannte Gattung der Lauf- oder Bodenkäfer (Carabiden im allgemeinen). Sie gehört zu der vom Grafen Dejean aufgestellten Gruppe der Patellimanen, welche durch die Erweiterung der Vorderfüße beim Männchen ausgezeichnet ist, und bildet nach Lacordaire die typische Gattung einer kleinen besondern, von ihm Licinidae genannten Familie, deren Mitglieder, außer Licinus und Badister, sämmtlich außereuropäisch sind. Außerhalb dieser ist Licinus am nächsten mit Chlaenius, Oodes und Panagaeus (gleichfalls Patellimanen) verwandt. Der Körper ist flach, das vorn tief ausgeschnittene Halsschild herzförmig oder viereckig, die Antennen höchstens von halber Körperlänge; an den Vorderfüßen des Männchens sind die zwei ersten Tarsenglieder erweitert, das erste gekrümmt-dreieckig, das zweite sehr in die Quere verbreitert. Die nur mittelgroßen Arten sind schwarz, punktirt und gehören dem paläarktischen Faunengebiete an (Europa, Nord-Afrika). Licinus depressus *Paykull*, häufig in Deutschland. *(J. Victor Carus.)*

LICTOREN hießen bei den Römern die ständigen Begleiter der Oberbeamten, denen sie die zum Symbol der magistratischen Strafgewalt dienenden Ruthenbündel (fasces) auf den Schultern voraustrugen. Die dem Feldherrn beigegebenen Lictoren waren außerdem noch mit Beilen versehen, welche die unbedingte Gewalt über Tod und Leben andeuten sollten. Vor dem versammelten Volke mußten zur Anerkennung von dessen Souveränetät die fasces gesenkt werden. Auf dem Gebiet einer souveränen und den Römern verbündeten Stadt durften sich die Lictoren überhaupt nicht zeigen und wurden daher, wenn ein römischer Beamter dasselbe betrat, zurückgelassen.

Ihren Namen leiten die Alten ab von ligare binden (*Gellius* Noct. att. XII, 3), für welche Deutung wahrscheinlich die im Perduellionsproceß gebrauchte Formel lictor, colliga manus (*Livius* I, 26, 7) maßgebend gewesen ist. Doch dürfte wol die Zurückführung auf licere (laden, entbieten, vgl. *Varro* L. lat. VI, 86, 94) den Vorzug verdienen. Die gewöhnliche Wirksamkeit der Lictoren bestand darin, daß sie, indem sie einzeln hintereinander einherschritten, die Gegenwart des erscheinenden Magistrats ankündigten und ihm im Gedränge den Weg frei machten. Wer die Autorität des Oberbeamten misachtete, wurde auf dessen Befehl von ihnen verhaftet. Sie waren ferner die Vollstrecker der vom Magistrat erkannten Todesstrafe.

Die Lictoren wurden gewählt aus freien Bürgern, doch bestanden sie der Mehrzahl nach aus Freigelassenen. In der Stadt trugen sie die Toga, außerhalb derselben und beim Triumph den rothen Kriegsmantel (sagum) und bei dem Leichenbegängniß das schwarze Trauergewand. Dem König, dem Zwischenkönig, den Consuln, Proconsuln, Consulartribunen und Decemvirn waren zwölf Lictoren beigegeben, während der Dictator, der die Befugnisse der beiden Consuln in sich vereinigte, die doppelte Anzahl mit sich führte. Der Prätor hatte, wenn er in Rom fungirte, zwei, in der Provinz dagegen sechs Lictoren. Die nämliche Zahl kam den Proprätoren zu, ebenso auch in republikanischer Zeit den außerordentlicherweise mit prätorianischer Gewalt ausgestatteten Beamten und in der Kaiserzeit den Proconsuln, welche auf Grund ihrer Prätur eine Provinz erhielten. Die Volkstribunen, welche von Haus aus nicht Magistrate des gesammten Volkes, sondern nur der Plebs waren, hatten auch keine Lictoren; ebenso fehlten dieselben den Censoren, Aedilen und Quästoren. Als Kaiser führte Augustus anfänglich vierundzwanzig Lictoren, reducirte jedoch bereits im J. 28 v. Chr. deren Zahl auf zwölf. Nicht selten wurde auch den außerordentlichen Beamten in Italien und den Provinzen, besonders aber den an fremde Fürsten abgeordneten Gesandten, der Gebrauch von Lictoren gestattet. Außerdem finden wir einen Lictor als Begleiter des flamen Dialis und der vestalischen Jungfrauen. Endlich wurden auch den Veranstaltern von Festspielen, wenn dieselben nicht schon ohnehin Lictoren besaßen, solche zur Aufrechterhaltung der Ordnung von den Magistraten überlassen.

In den letzten Zeiten der Republik waren die Lictoren in drei Decurien gegliedert. Die erste, welche 24 Mann

stark war, war für die Consuln, die beiden andern dagegen für die Prätoren, Proprätoren und sonstige Verwendungen bestimmt. Neben diesen drei Decurien steht als besondere Abtheilung die der lictores curiatii, welche bei Staatsopfern zugegen zu sein hatten. Dieselben wurden auch dazu verwandt, die Curiatcomitien zu berufen und eventuell in diesen Versammlungen die Bürgerschaft, wenn dieselbe nicht erschien, wie es z. B. in späterer Zeit bei der Uebertragung des Imperiums an den Oberbeamten der Fall war, zu vertreten.

(L. Holzapfel.)

LICUALA *Wurmb.*, eine Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Gruppe der Coryphinae, mit circa 36 bekannten Arten, die im indischen Florengebiete vom Ganges an über Malakka durch Malesia bis zum tropischen Nordaustralien vorkommen. Die Blüten sind zwitterig, einzeln oder in Gruppen von 2—3 auf besonderen Stielchen. Die 6 Staubgefäße stehen auf einem fleischigen, der tief-dreilappigen Corolle angewachsenen Ringe. Der Fruchtknoten ist aus 3, innen zusammenhängenden Carpellen, die eine gemeinschaftliche Griffelsäule besitzen, gebildet. Die Beere ist steinfruchtartig mit hartem brüchigem Endocarp, der Samen oval-kugelig mit horizontalem Embryo gegenüber einer tiefen, von der Raphe ausgehenden und schräg nach oben eindringenden Aushöhlung des Nährgewebes. Es sind sämmtlich niedrige buschartige Pflanzen mit aufsteigenden Blättern, deren Fächer kreisrund oder spiralig aus vielen völlig freien Strahlen zusammengefügt sind. Die Blütenkolben sind lang gestielt mit röhrigen unvollständigen Scheiden. — Licuala spinosa *Thunb.* (Strauch-Cigarren-Palme) auf den Molukken, deren Blätter zu Hüllen für Cigarren und zu Umwickelungen des Drachenblutes dienen. Licuala peltata *Roxb.* in Assam liefert in ihren Blättern Sonnenschirme für das Volk. Licuala acutifida gibt aus den abgeschabten jungen Stämmen die als «Penang Lawyers» bekannten Spazierstöcke. *(P. Hennings.)*

LIDA, Kreisstadt im russischen Gouvernement Wilna, am Flüßchen Lidzejka (Zufluß der Dzitwa, die rechts in den Niemen mündet) und an der Linie Wilna-Kowno der Poljessje-Eisenbahn, mit (1883) 7983 Einwohnern, darunter etwa die Hälfte Juden, hat eine griechisch-katholische, eine römisch-katholische Kirche, eine Synagoge, drei jüdische Bethäuser und zwei Schulen. Handel und Industrie sind unbedeutend.

Lida ist eine der ältesten Ansiedelungen Litauens. Es gehörte zu dem besondern Dejnow'schen Fürstenthum, das 1180 von den Litauern zerstört wurde. Im J. 1326 baute Gedimin hier eine steinerne Festung, deren Ruinen noch vorhanden sind; sie spielte eine Rolle in den Händeln der litauischen Fürsten und in den Kämpfen des Deutschen Ordens, ward 1702 von den Schweden und 1794 definitiv von den Russen zerstört. Jagajlo gab in Lida 1387 den Befehl zur Zerstörung des Heidenthums in Litauen; 1396—99 war die Stadt der Zufluchtsort des Khans Tochtamysch, 1434—42 der Sitz des Begründers der Krimschen Horde, Hadschi Girej. Nach der Vereinigung des Landes mit Rußland kam Lida als Kreisstadt zum Gouvernement Slanim (1795), dann Litauen (1798), Grodno (1801), endlich Wilna (1842), zu dem es noch gehört.

Der Kreis Lida nimmt den südwestlichen Theil des Gouvernements ein und umfaßt 5612 □ Kilom. mit 125,200 Einwohnern, meist Weiß- und Schwarzrussen, die zum Theil sehr polonisirt sind. Im Norden des Kreises wohnen Litauer, und überall zerstreut Juden sowie auch einige Tataren (seit dem 14. Jahrh.); Großrussen gibt es nur wenige. *(T. Pech.)*

LIEBAU, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Landeshut, am Bober und an den Linien Liebau-Ruhbank der Preußischen Staatsbahn und Josephstadt-Liebau der Oesterreichischen Nordwestbahn, Sitz eines preußischen und österreichischen Hauptzollamts, sowie eines Amtsgerichts, hat eine evangelische und zwei katholische Kirchen und zählt (1885) 4991 meist katholische Einwohner. Bedeutendste Fabrikzweige sind die Flachsspinnerei, sowie Lein- und Baumwollweberei, auch ist die Ausfuhr von Flachs nach Böhmen bedeutend; außerdem sind zu erwähnen Kohlenwerke und eine Glashütte. Die Stadt ist 1290 von Herzog Bolko I. von Schlesien angelegt. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENBURG, preußisches Amt im Kreise Goslar der Provinz Hannover, mit 22,920 Hektar Oberfläche, einer Gesammtbevölkerung von (1880) 16,363 Einwohnern. Der Ort Liebenburg (Amt und Domäne) zählt mit dem anliegenden dazu gehörigen Dorfe Lewe etwa 1800 Einwohner, davon gegen $^{2}/_{3}$ Evangelische und $^{1}/_{3}$ Katholiken. Außer dem Amtsgerichte befinden sich hier eine Försterei, evangelisches und katholisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt. Erwähnung verdient eine bedeutende Irrenanstalt (Privatanstalt mit Staatsunterstützung). Liebenburg liegt in sehr malerischer bergiger Gegend, welcher die Ruinen der alten Burg besondern Reiz verleihen, 4 Kilom. von Station Othfresen, 8 Kilom. von Salzgitter. Der Ort ist wol im ehemaligen Saltgo (nach von Wersebe im Gau Leri) belegen, dessen alte Malstätte zu Ringelheim war. Auch nach Erbauung der festen hildesheimschen Schlösser zu Woldenberg und Liebenburg blieb das lange so; im J. 1381 aber kommt ein «gogreve des landes in dem richte to der levenborch» vor, und «dieser Ausdruck zeigt klar, daß Land und Gericht verschieden, jenes in diesem belegen war» (Lüntzel, «Aeltere Diöcese Hildesheim», 1837, S. 166). Später wurde das Gaugericht unter der Linde vor dem Hause Liebenburg gehalten, und gehörten jedenfalls Ortschaften jenes Gaues dazu; man wird aber, wenn der Saltgo theilweise zu Woldenberg, theilweise zu Liebenburg gelegt wurde, letzteres für den Ausfall durch diese Theilung durch Ausdehnung des Gebietes nach Osten zu entschädigt haben (Lüntzel, a. a. O.). Von da ab ist Liebenburg stets Sitz eines Amtsgerichtes geblieben. Die Burg («Levenborch» nach dem noch heute darunter belegenen Lewe benannt) wurde erbaut im J. 1292 durch Bischof Siegfried von Hildesheim zum Schutze gegen Herzog Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig-Grubenhagen, welcher das bischöfliche Gebiet sehr belästigt hatte, namentlich von der bei Vienenburg

auf dem Herlings- oder Harlunger- (jetzt Harly-)berge belegenen Burg aus. Diese zwar hatten Siegfried und seine Verbündeten bereits im J. 1291 belagert und zerstört, aber den Herzog dadurch nicht entmuthigt, welcher vielmehr, obschon erfolglos, sofort die noch im Entstehen begriffene Liebenburg berannte. Zur Unterhaltung der Burg und ihrer Besatzung erwarben Bischof Siegfried und seine Nachfolger nicht unbedeutenden Grundbesitz in der Umgegend, sahen sich aber infolge der dadurch eingegangenen Verschuldung genöthigt, die Burg baldigst zu verpfänden. Dies geschah, nach stattgehabter Einlösung, auch späterhin mehrfach, so namentlich 1380 (und erneuert 1386) an den berüchtigten Raubritter Hans von Schwicheldt, der die Burg ganz bedeutend verstärkte. Aber 1393 erlosch dessen Glücksstern gegen Herzog Friedrich von Braunschweig in der Schlacht bei Beinum. Blieben nun die Bischöfe, trotz mehrfacher Verpfändungen im folgenden Jahrhundert, immer noch Eigenthümer der Burg, so verloren sie solche in der Hildesheimischen Stiftsfehde, 1521, dauernd an Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, der auch einige Zeit dort seine durch ihre romantische Geschichte berühmte Geliebte Eva von Trott verborgen hielt. Eine nicht unwichtige Rolle spielte Liebenburg im Dreißigjährigen Kriege, wo im J. 1625 Wallenstein dort sein Hauptquartier hatte; dann lag kurze Zeit dänische Besatzung daselbst, und nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge hielt sich auch Tilly vorübergehend hier auf. Infolge des Vertrags von Goslar (6. Mai 1642) kam Liebenburg, das 1641 die Kaiserlichen den Lüneburgern abermals abgenommen hatten, mit dem ganzen Stifte wieder an Hildesheim, in dessen Besitz es bis 1803 blieb, wo es durch den Reichsdeputationshauptschluß, abermals mit dem Stifte, Preußen zugesprochen wurde. Der Fürstbischof Clemens August (von Baiern) hatte die alte Burg abtragen lassen und erbaute, von 1754 ab, das jetzige neue Schloß (worin nun die Amtswohnung) und die katholische Kirche. Von 1806 bis 1813 gehörte Liebenburg zum Königreich Westfalen, von da bis 1866 zum Königreich Hannover. Das Archiv soll, der Sage nach, bei der Besitzergreifung im J. 1803 nach Halberstadt gebracht sein.

Vgl. C. Witt, «Geschichtliche Aufsätze aus der engern Heimat» (Salzgitter 1883). *(Ed. Steinacker.)*

LIEBENERIT, ein in den hexagonalen Krystallformen (Säule und Basis) des Nephelins vorkommendes, mildes grünliches Mineral von geringem Fettglanz, stets im polarisirten Licht Aggregatpolarisation zeigend. Seine Zusammensetzung ergibt Kieselsäure, Thonerde, Kali und Wasser, neben etwas Eisenoxyd, Magnesia und Natron. Es findet sich in den rothen Porphyren von Viesena und Predazzo in Tirol. Der Liebenerit ist als eine Pseudomorphose nach Nephelin aufzufassen. *(E. Geinitz.)*

LIEBENSTEIN, Dorf mit Amtsgericht, Post- und Telegraphenanstalt im Landrathsamt Ohrdruf des Herzogthums Gotha, 3 Kilom. von der Eisenbahnstation Plaue, zu beiden Ufern der Wilden Gera. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Zwischen Liebenstein und Gräfenroda (3,5 Kilom.) liegt außer andern industriellen Anstalten eine Thonwaarenfabrik, die aus gebranntem Thon Thiere und Thiergruppen von großer Naturwahrheit herstellt und Absatz bis nach Amerika hat. Es bestehen im Orte eine Industrieschule, eine Baugewerbeschule, ein landwirthschaftlicher Bezirksverein. An Stelle der 1435 erbauten sogenannten Unterkirche wurde 1841 eine neue Kirche im romanischen Stil errichtet. Ueber dem Ort erhebt sich malerisch die Ruine der uralten Burg Liebenstein, deren älteste bekannte Herren die Grafen von Schwarzburg waren. Graf Günther verkaufte sie 1369 an die Landgrafen von Thüringen. Bei der Ländervertheilung Thüringens im Vertrage zu Chemnitz 1382 fiel Liebenstein an den Landgrafen Balthasar. Landgraf Friedrich IV. vertauschte es 1434 gegen das Schloß Wachsenburg an Heinrich von Witzleben, der Gründer des Hauses Liebenstein wurde. Nach Aussterben des Geschlechts fiel das Gut an die Regierung, die es 1835—37 zerschlagen ließ, um den Wohlstand der dabei betheiligten Ortschaften, insbesondere Liebensteins, zu heben. Im Thale soll schon zu Anfang des 11. Jahrh. ein Kloster gestanden haben. Eine wahrscheinlich dazu gehörige, dem heiligen Johannes geweihte Kirche wurde 1828 abgebrochen. *(A. Schroot.)*

LIEBENSTEIN (Bad-Liebenstein), Kirchdorf und Badeort im Verwaltungsamt Salzungen des Kreises Meiningen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, am südlichen Abhang des Thüringer Waldes, 342 Met. über dem Meere, 7 Kilom. von der Station Immelborn der Werrabahn entfernt. Der 1155 Einwohner (1885) zählende Ort liegt in einer von Nordwest nach Südost auslaufenden fast kesselförmigen Thalbiegung, gegen Nord- und Ostwinde geschützt und besteht aus zwei Theilen: Sauerborns Grumbach, dem älteren, und Liebenstein, dem jüngeren Theil. Die reizende Lage hat Liebenstein in Verbindung mit dem 2 Kilom. entfernten Altenstein den Namen der Krone unter den Schönheiten des Thüringer Waldes eingebracht. Der größte Theil der Einwohner lebt von den Badegästen. Das liebensteiner Mineralwasser ist eine erdig-salinische Eisenquelle, die zu den kräftigsten in Deutschland gehört und mit der pyrmonter große Aehnlichkeit besitzt. Es bestehen drei Quellen, die alte (der sogenannte Suirborn), die aber jetzt nicht mehr zu Heilzwecken benutzt wird, und die 1846 und 1865 erbohrten und gehaltreicheren Stahlquellen. Das Badewesen in sämmtlichen von Wassercurgästen bewohnten Gast- und Privathäusern untersteht einer Actiengesellschaft, die das Curhaus mit dem Badehaus, den Mineralquellen, dem Theater und dem Hotel Bellevue 1872 von der herzoglichen Verwaltung übernahm. Liebenstein wird mit Vortheil auch als klimatischer Curort benutzt.

Die ganze Umgebung von Liebenstein bildet einen ebenso großartigen als herrlichen Naturpark. Zu den Glanzpunkten der nähern Umgebung gehört der 20 Minuten entfernte, etwa 400 Fuß über dem Ort sich erhebende Burgberg mit den Resten der Burg Liebenstein. Urkundlich kommt sie 1330 unter dem Namen Neuenburg auf dem Stein vor. Ursprünglich im Besitz der Dynasten von Frankenstein, kam sie 1353 an die wettiner

Landgrafen von Thüringen, die sie 1360 den Herren von Stein zu Lehen gaben, in deren Besitz sie 300 Jahre blieb. In den Grumbach'schen Händeln zerstört (1567), wurde sie durch Hermann von Stein 1599 wieder hergestellt und um dieselbe Zeit am Fuße des Berges ein Dorf gegründet, das als der eigentliche Anfang von Liebenstein zu betrachten ist. Nach dem Aussterben der Liebensteiner Linie derer von Stein 1673 fiel die Burg an Sachsen-Gotha und 1677 als Kammergut an Herzog Bernhard, der 1681 Gründer des Herzogthums Meiningen wurde. Bald darauf wurde die Burg ein Raub der Flammen und liegt seitdem wüst. Von 1710 bis 1800 war Liebenstein im Besitz der Familie von Fischern, die für das Bad viel thaten. Von dieser erwarb es Herzog Georg von Meiningen, durch dessen Bemühungen und Anlagen das Bad sich noch weiter hob. Im J. 1846 wurde eine neue kräftigere Quelle erbohrt und 1872 das Bad von der oben erwähnten Actiengesellschaft übernommen. *(A. Schroot.)*

LIEBENTHAL, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, an der Linie Löwenberg-Greifenberg der Preußischen Staatsbahn und an dem zur Queis gehenden Oelsbach, hat drei katholische Kirchen, ein evangelisches Bethaus, Waisenhaus, katholisches Schullehrerseminar und ein Nonnenkloster, deren Bewohnerinnen den Liebenthaler Balsam herstellen. Die meist katholischen Einwohner (1885: 1557) treiben Strumpfwirkerei, Leinen- und Wollweberei, Zwirn- und Bandfabrikation. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENWALDE, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Mündung des Finowkanals in die Havel, Sitz eines Amtsgerichts, hat evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) 2510 meist evangelische Einwohner, welche hauptsächlich Ackerbau, Schiffbau und Schiffahrt betreiben; auch wird ein Dampfsägewerk unterhalten. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENWERDA, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Schwarzen Elster und der Linie Kohlfurt-Rosslau der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Landrathamts und eines Amtsgerichts, hat evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) 2966 meist evangelische Einwohner, welche bedeutenden Gartenbau, auch Weiß- und Lohgerberei betreiben. — Der Ort, früher Lubewart, Lubigewartha genannt, entstand seit 1287 aus einer Ansiedelung um ein altes, vom Grafen Bodo IV. von Eilenburg besetztes Schloß und wird schon 1366 als Stadt erwähnt. Das Vorderschloß wurde im 14. Jahrh. erbaut (das Hinterschloß 1567 durch Kurfürst August von Sachsen) und war bis ins 16. Jahrh. wiederholt Sitz des fürstlichen Hoflagers, auch hielt hier Luther mit dem päpstlichen Kammerherrn, K. von Miltitz, am 8. Oct. 1519 das Gespräch ab, demzufolge Luther Ruhe halten wollte, falls seine Gegner ebenfalls schweigen würden. Im J. 1730 brannte das Schloß bis auf einen Thurm ab, wurde dann erneuert und später zum Sitz des Forst- und Justizamtes eingerichtet.

Der Kreis Liebenwerda (793,5 □Kilom. mit 47,568 Einwohnern) wird von der Schwarzen Elster durchflossen, hat ebenen, zum Theil sandigen und morastigen Boden und viel Wald (Markgrafenheide); außer Holz und Torf werden etwas Taback und Hopfen gewonnen, auch wird starke Vieh- und Bienenzucht, sowie etwas Spinnerei und Weberei betrieben. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENZELL, Stadt und Badeort im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Calw, an der Nagold gelegen, Station der Bahnlinie Pforzheim-Horb (Nagoldbahn), mit 902 Einwohnern (1885). Die Station, auf dem rechten Ufer der Nagold liegend, ist mit der Stadt durch eine Brücke verbunden und bietet eine umfassende Aussicht auf die Burg und die Stadt. Südlich von derselben befindet sich der sogenannte «Klosterbuckel» (Finkenberg), nördlich die Burg, welche leicht zu ersteigen ist. Ihr Thurm und Mantel sind noch gut erhalten, mit rundbogigen Fenstern versehen, aus dem 11. Jahrh.; die übrigen Ruinen stammen aus dem 13. Jahrh. Die Kirche hat ein romanisches Schiff und einen gothischen Chor. Das Rathhaus stammt aus dem Jahre 1533 und ist ziemlich gut erhalten. Das Marienstift, welches Prinzessin Marie von Würtemberg im J. 1847 erbauen ließ, enthält eine Industrie- und eine Kleinkinderschule.

Die hiesigen Bäder waren schon im Mittelalter bekannt und werden alljährlich von mehreren hundert Badegästen besucht, namentlich von Nerven- und Hautkranken, sowie von Frauen. Die Quellen kommen aus Granit und rothem Sandstein hervor, und der Badende befindet sich in stets fließendem Wasser, das verhältnißmäßig wenig mineralische Bestandtheile enthält, schwach bläulich ist und einen kaum merklichen salzigen Geschmack hat. Die drei Badegebäude liegen außerhalb der Stadt thalaufwärts, das «untere Bad» und «das obere» haben 18—19° R., das sog. «Kleinwildbad» hat 22° R.

Die Bewohner von Liebenzell haben wenig Güter und finden theils in den Fabriken und Gewerben der Stadt, theils im nahen Pforzheim ihre Nahrungsquellen. Es befinden sich in Liebenzell drei Wollspinnereien und Zwirnereien, eine Bijouteriefabrik, eine Tuchfabrik, Wollstrickerei, Pappdeckelfabrik, Färberei, Druckerei, Mühle.

Der Name Liebenzell weist darauf hin, daß ursprünglich eine Zelle oder ein Kloster hier gestanden hat, das vielleicht nach seiner Gründerin Lioba genannt wurde. Im J. 1129 heißt der Ort nur Zell (Cella), und 1190 erscheint er in Urkunden als oppidum Zell. Er gehörte dem Grafen von Calw, und Uta (gest. 1196), die Erbtochter des Calwer Grafen, brachte ihrem Gemahl Herzog Welf VI. den Ort in die Ehe mit. Liebenzell besaß auch einen Ortsadel, welcher in der Burg seinen Sitz hatte. Diese Ritter standen unter gräflich calwischer Lehensoberherrlichkeit. Ludwig von Liebenzell verkaufte den Stammsitz um 1272 an den Deutschorden, trat selbst in den Orden ein und war von 1294—1300 Comthur von Ragnit. In der Mitte des 14. Jahrh. verlautet nichts mehr von diesem Geschlecht. Der Deutschorden

verkaufte schon 1273 Liebenzell für 1200 Mark Silber an den Markgrafen Rudolf von Baden. Nach einer Sage bei Crusius bekämpfte ein Markgraf von Baden den Besitzer der Burg, den Tyrannen Erkinger von Merklingen, welchen er besiegte und vom Thurm hinabschleudern ließ. Von den Söhnen des Markgrafen Karl II. von Baden erhielt der älteste Ernst Friedrich Liebenzell, welcher es im J. 1596 dem Herzog Friedrich I. von Würtemberg verkaufen wollte. Der Verkauf kam erst 1603 zu Stande, doch gab es noch mancherlei Processe mit Baden, welche erst 1753 durch Vergleich erledigt wurden. *(Wilh. Höchstetter.)*

LIEBER (Franz), deutsch-amerikanischer Gelehrter und Publicist, wurde geboren am 18. März 1798 zu Berlin. Zögling der Pepinière daselbst, um sich zum Militärarzt zu bilden, wurde er durch den Wiederausbruch des Kriegs gegen Napoleon 1815 veranlaßt, unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg einzutreten. Er machte die Schlachten von Ligny und Waterloo mit und wurde am 20. Juni bei dem Sturm auf Namur schwer verwundet. Im J. 1816 nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich daselbst dem Studium der Medicin und wurde nebenbei ein eifriger Anhänger Jahn's. Im J. 1819 als Demagog verfolgt und verhaftet, wurde ihm der fernere Besuch einer preußischen Universität untersagt. Nachdem er inzwischen in Jena promovirt, wurde ihm 1820 zwar erlaubt, seine Studien in Halle fortzusetzen, doch sah er sich fortwährend polizeilichen Belästigungen ausgesetzt und in Preußen als Demagog verfolgt, daher er sich bald darauf nach Dresden wandte, wo er sich mit Feldmessen und Situationszeichnen beschäftigte. Im Herbst 1821 begab sich Lieber nach Marseille, wo er sich als Philhellene nach Griechenland einschiffte. Nach mehreren Monaten großer Entbehrung war er indeß genöthigt, sich von Missolunghi nach Rom zu begeben, wo er im Hause Niebuhr's gastliche Aufnahme fand und das «Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im J. 1822» (Leipzig 1823) schrieb. Mit Niebuhr kehrte er nach Deutschland zurück und gedachte in Halle seine medicinischen Studien zu vollenden, ward aber trotz aller Versicherungen, in den preußischen Staaten ruhig leben zu können, von der Polizei verfolgt und 1824, als man neue Untersuchungen gegen die Liberalen einleitete, in Köpenick gefangen gesetzt, bis er durch Niebuhr's Einfluß wieder freigegeben wurde. Hierauf eine Zeit lang in Berlin lebend, gab er unter dem Namen Franz Arnold seine im Gefängniß gedichteten «Vierzehn Wein- und Wonnelieder» (Berlin 1826) heraus. Einem ihm hier drohenden neuen Arrest entfloh er im September 1825 nach London und von da begab er sich 1827 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er in verschiedenen Städten öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik und Geschichte hielt. Auch gründete er in Boston eine Turnanstalt und eine Schwimmschule nach den Principien des Generals von Pfuel, dessen Schüler in der Schwimmanstalt zu Berlin er gewesen war. Alsbald wandte er sich jedoch der literarischen Thätigkeit zu und gab in Verbindung mit einigen andern die «Encyclopaedia Americana» (13 Bde., Philadelphia 1829—33) heraus. Im J. 1835 erhielt er eine Professur der Geschichte und Staatsphilosophie zu Columbia in Südcarolina, wo er als Lehrer und Schriftsteller eine eingreifende Wirksamkeit entwickelte. Im J. 1858 entsagte er dieser Stellung und wandte sich nach Neuyork, wo er eine Professur für dieselben Fächer an dem dortigen Columbia-College übernahm. Während des Bürgerkriegs, in welchem er als Präsident der Loyal Publication Society eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, schrieb er seine «Instructions for the government of the Armies of the United States in the field», welchen der Präsident Lincoln amtlichen Charakter verlieh. Nach dem Kriege wurde Lieber Superintendent der nach Washington gebrachten Archive der Secessionistenregierung. Er starb am 2. Oct. 1872 zu Neuyork, verdient besonders auch als Schiedsrichter in hochwichtigen Streitfragen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico.

Als Lieber's Hauptwerke sind zu betrachten: «Political ethics» (2 Bde., Boston 1838; neue Ausg., Philadelphia 1875), «Laws of property» (2 Bde., Neuyork 1842), und «On institutional selfgovernment, or discourses on civil freedom» (2 Bde., Philadelphia 1853; 2. Aufl. 1859; deutsch von Mittermaier, Heidelberg 1860). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: «Letters to a gentleman in Germany» (Philadelphia 1834), welche in England unter dem Titel «The stranger in America» erschienen; ferner «Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian» (deutsch von Thibaut, Heidelberg 1837); «On anglican and gallican liberty» (deutsch von Mittermaier); «Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labour by day» (Philadelphia 1835); «Legal and political hermeneutics, on principles of interpretation and construction in law and politics», u. s. w. Lieber's Werke werden in Amerika von den Juristen und Gerichtshöfen als Autorität citirt. Nach seinem Tode erschienen von ihm «Miscellaneous writings» (2 Bde., Philadelphia 1881).

Vgl. Perry, «The life and letters of Franz Lieber» (Boston 1882), deutsch bearbeitet von F. von Holtzendorff: «Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners» (Stuttgart 1885). *(Wilh. Cramer.)*

Lieber (Thomas), Theolog, s. Erastus.

LIEBERKÜHN'SCHE DRÜSEN, zuerst von dem berühmten Anatomen Joh. Nathanael Lieberkühn (geboren 1711, gestorben zu Berlin 1765) in seiner Abhandlung «De fabrica et actione villorum intestini tenuis» (Leiden 1745) beschrieben, sind sehr kleine schlauchförmige Drüsen, welche in großer Anzahl in der ganzen Schleimhaut des Dünndarms vorkommen. Die Mündungen derselben sitzen in Gruppen in den Maschen der Zottenfalten oder in den Vertiefungen zwischen den Zotten, wodurch ein siebförmig durchlöchertes Aussehen der betreffenden Stellen bedingt wird. Während der Verdauung findet

aus den fraglichen Drüsen eine lebhafte Absonderung von Darmsaft statt. *(Alfr. Krug.)*

Liebesbaum, s. Cercis.

Liebeshöfe, s. Minnehöfe.

Liebeskraut, s. Galium.

Liebesmahle, s. Agapen.

LIEBIEG (Johann, Freiherr von), bedeutender österreichischer Industrieller, geboren am 7. Juni 1802 zu Braunau im nordöstlichen Böhmen, war das dritte Kind des Bürgers und Tuchmachermeisters Adam Franz Thomas Liebieg, eines wahren Biedermannes, der zwar mit keinen Glücksgütern gesegnet war, sich aber durch rastlose Thätigkeit, strenge Rechtlichkeit und kluge Berechnung der jeweiligen Verhältnisse einen kleinen Nothpfennig zurückgelegt hatte. Johann erhielt von seiner Mutter, der Tochter eines beliebten Arztes in Reichenau, eine den Umständen angemessene, aber sorgfältige Erziehung und den Unterricht in der Volksschule des kleinen Städtchens. Seine Vaterstadt bot dem aufgeweckten Knaben, der schon frühzeitig eine Abneigung gegen lärmende Spiele seiner Altersgenossen hatte, wenig Anziehendes; dagegen fand er um so größere Erholung, wenn er sich mit dem Webstuhle und mit den Einzelheiten des väterlichen Gewerbes, soweit seine Fassungskraft reichte, beschäftigen konnte. Bald kannte er die meisten Wollarten nach ihrer Qualität und benutzte jede Gelegenheit, sein Urtheil zu schärfen. Da starb am 18. Oct. 1811 sein Vater, der ihn noch auf dem Sterbebette für das Tuchmachergeschäft bestimmt hatte; waren doch seine Vorfahren selbst ehrsame Tuchmacher gewesen und hatten sich zu Ehrenstellen in der Stadt Braunau emporgeschwungen. So kam Johann, nachdem er vorher eine Zeit lang die Hauptschule seines Geburtsortes besucht hatte, am 27. Sept. 1814 zum Tuchmacher Kaspar Werner, einem persönlichen Freunde seines Vaters, in die Lehre und konnte das durch die Tüchtigkeit seines Lehrmeisters gut geleitete Geschäft nach allen Richtungen hin gründlich kennen lernen. Nach einer nur den Meistersöhnen erlaubten zweijährigen Lehrzeit erhielt er am 30. Sept. 1816 das traditionelle Gesellenzeichen. Allein auf lange Zeit konnten ihn weder seine Umgebung, noch die alt hergebrachten Ueberlieferungen seines Geschäfts, die ihm zu beschränkt erschienen, fesseln und im Frühjahr 1818 sehen wir ihn fröhlich in die Fremde wandern, die schon seit langem seine Sehnsucht war. Er faßte jene Städte ins Auge, wo er sich in seinem Handwerke ausbilden konnte und kam über Brünn nach Wien, Linz, Budweis, Prag und Ende September 1818 nach dem damals noch unansehnlichen Reichenberg, dessen für gewerbliche Thätigkeit günstige Lage er mit seinem scharfen Blicke, der stets auf das Praktische gerichtet war, sogleich erkannte. Er nahm sich vor, daselbst einen womöglich bleibenden Aufenthalt zu gewinnen und sich durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine reelle Grundlage für eine selbständige, industrielle Unternehmung zu schaffen. Allein die rosige Zukunft, die er sich versprochen, wollte lange nicht kommen, und der knappe Lohn, den er bei zwei Arbeitgebern, Franz Plischke am Töpferberg und Ferd. Leubner, Sterngasse, erhielt, wie auch die Einförmigkeit seines Gewerbes, das ihm für die Unruhe seines zielbewußten Geistes zu wenig Nahrung gab, veranlaßten ihn schon nach wenigen Monaten, dem Handwerke den Rücken zu kehren und sich dem Handelsstande zu widmen. Rasirmesser, Handschuhe, Hosenträger, Tabaksbeutel und andere moderne Kurzwaaren, die er in Leipzig, Frankfurt, Braunschweig einkaufte, waren die ersten Artikel, mit denen der Braunauer immer in billiger, den Kunden zusagender Weise Handel trieb, der ihm bei seiner genügsamen Weise ein kleines ehrlich verdientes Sümmchen einbrachte, sodaß er sich bald mit Zuhülfenahme des väterlichen Erbtheils in den Stand gesetzt sah, mit seinem für das Kaufmannsgeschäft ausgebildeten Bruder Franz eine Schnittwaarenhandlung unter der Firma Gebrüder Liebieg einzurichten, wobei Johann die Einkäufe besorgte, Jahrmärkte bezog, dagegen Franz den Waarenverkauf im Laden übernahm. Das Geschäft blühte durch den Unternehmungsgeist Johann's, der alles aufs Lager brachte, was die Mode verlangte. Der unausgesetzte Verkehr mit den Geschäftsleuten, seine natürliche Anlage, die Vortheile in der Fabrikation sogleich zu erkennen und zu würdigen, brachte ihn bald auf die Idee, die auf der Reise nach Frankreich und England 1825 vollends reifte, solche Waaren, deren Absatz er bis jetzt unternommen hatte, selbst zu verfertigen. So wurden von ihm in Verbindung mit Franz 10—12 Webstühle auf ganzwollene Tibets und Satincloths, zwei in England erst kürzlich eingeführte Artikel, aufgeschlagen, und eine zweite nach England 1827 unternommene Reise befestigte ihn in seinem Plane, die in Oesterreich fast noch unbekannte Stofferzeugung zur Hauptaufgabe zu machen. Zu diesem Behufe erwarb er im J. 1828 ein im Josephinenthal gelegenes Fabrikgebäude, in dem die Vorbesitzer eine Baumwoll- und Schafwollspinnerei hatten errichten lassen. Die umsichtige Leitung des Geschäfts brachte es bald zu einem solchen Aufschwunge, daß eine Vergrößerung des Gebäudes sich als nothwendig herausstellte. So wurde 1832 ein Preßgebäude aufgeführt und eine Schafwolldruckerei, 1835 eine Dampffärberei eingerichtet, in demselben Jahre eine Kraftweberei etablirt und eine Dampfheizung für das ganze Gebäude hergestellt. Im J. 1838 kam eine Dampfmaschine mit 30 Pferdekräften in Betrieb. Die Einführung neuer, in England unter dem Namen Orleans und Mohairs gehenden Artikel veranlaßte eine weitere umfangreiche Erweiterung der Fabrikanlagen. Durch den Aufbau eines aus drei Stockwerken bestehenden, feuerfesten Waarenmagazines (1845), einer mechanischen, nach englischem Muster gebauten Weberei auf 800 Webstühle (1848), durch die Anlegung eines mächtigen Druckereigebäudes (1850) der Worstedspinnerei auf 5400 Spindeln (1851) und eines drei Etagen hohen, für Unterbringung von 15,000 Centner Schafwolle berechneten Magazins gestaltete sich dieses Etablissement zu einem der großartigsten in Oesterreich, das Kammgarn-, Worsted-, Streichgarnspinnerei, eine mechanische Weberei, Appretur, Färberei und Druckerei enthielt. Dazu kommen noch die vielen, in den umliegenden Ortschaften, wie Tannwald, Prichowitz, Grün-

wald, Polaun, Liebenau, Rochlitz gegründete Faktoreien, die von Lohnwebern betrieben wurden, deren Zahl von 2000 (im J. 1833) auf nicht weniger als 6000 im J. 1844 gestiegen war. Staunenerregend sind auch die Zahlen, die das rasche Anwachsen der Arbeitskraft im geschlossenen Raume, der nach den Erfordernissen der modernen Technik aufgestellten Maschinen und der Arbeitsresultate zeigen. Die Anzahl der in der Josephinenthaler Fabrik verwendeten Arbeiter war von 1833 an in kaum 10 Jahren auf das Doppelte (600) gestiegen und nach 25 Jahren betrug sie 1950 Individuen. Um diese Zeit standen in Verbindung mit 14 Dampfkesseln 7 Dampfmaschinen, eine Turbine und ein Wasserrad von zusammen 313 Pferdekräften im Betrieb; 600 mechanische und 180 Handwebestühle erzeugten jährlich 70,000 St. unterschiedlicher Kleidungsstoffe, 15,000 Wintertücher und Longshawls, 60,000 St. gedruckter Tücher und Shawls; 5400 Weftgarn- und 2000 Streichgarnspindeln arbeiteten 500,000 Pfd. Weftgarn, wobei noch 3 Druckmaschinen, 200 Drucktische und 50 verschiedene Appreturmaschinen thätig waren. Diese großartige Werkstätte erleuchtete ein eigenes Gaswerk mit 1600 Flammen.

Der echt weltbürgerliche Charakter Liebieg's, dem es nicht genügte, in Reichenberg für Großindustrie eine Stätte gegründet zu haben, spornte ihn zu weiteren Unternehmungen an, wobei ihn stets, auch wenn er von seinem eigentlichen Fache, der Textilindustrie, scheinbar absprang, der Gedanke leitete, deutschen Fleiß in Gegenden zu wecken, in denen noch viele ungehobene Schätze lagen und sie mit dem Segen der Industrie bekannt zu machen. So gründete er, nachdem er die in Mödling bei Wien 1841 errichtete Färberei und Appreturanstalt 1843 nach Nußdorf bei Wien verlegt hatte, am 26. Juni 1844 in einer fast unzugänglichen, ihm auf seinen Ausflügen bekannt gewordenen Wildniß in Swarow, Bezirk Tannwald, eine mustergültige, kaum übertroffene Baumwollspinnerei und Weberei, für welche die nöthige Wasserkraft aus der Wilden Kamnitz mittels eines 1200 Klafter langen Aquäductes gewonnen werden mußte; 1851 in Mildenau an der Wittig eine nach französischem Muster eingerichtete Kammgarnspinnerei, wozu drei Jahre später eine Handweberei für Tibet und Kaschmirstoffe mit 120 Handwebestühlen kam; in demselben Jahre 10 Meilen von Großwardein im südlichen Biharer Comitat in Ungarn eine umfangreiche Glashütte, die er bald so in Schwung brachte, daß kaum 20 Jahre später die Zahl der Arbeiter 600, meist deutsche Colonisten, betrug: eine Musteranstalt im wahren Sinne, wozu noch eine Bretsäge und eine amerikanische Mühle kam; 1865 in Haratitz, eine halbe Stunde von Swarow, eine Spinnerei und Weberei, und ein Jahr darauf in Eisenbrod eine großartige Baumwollspinnerei nach englischem Muster, deren Werk von 4 Turbinen mit 305 Pferdekräften in Bewegung gesetzt und deren Localitäten von einem eigenen Gaswerk mit 800 Flammen erleuchtet wurde. Die rationelle Leitung der von Ziegler übernommenen Spiegelfabrikation in Elisenthal mit den Veredlungswerken in Holzschlag, Hohal und Haitl im Böhmerwald (1866), des Abbaues der Schieferbrüche in Wrath bei Eisenbrod, Racic, der Kalksteinbrüche in Smrc (1862), des Kupferhüttenwerkes in Rochlitz (1863), des Guttersteiner Kupferhammers und Streckwerkes, das bald durch Neubauten vergrößert werden mußte, zeigt das große Administrationstalent Liebieg's, die große Vielseitigkeit des Mannes, dem das Glück überall treu zur Seite stand. — Im J. 1862 trat Liebig in die Reihe der Großgrundbesitzer durch Ankauf der früheren Staatsdomänen Smiřitz und Hořinowes, wozu noch später die Waldherrschaft Daschitz kam. Unermüdlich thätig, suchte er auch hier sein Augenmerk auf die reelle Bewirthschaftung des Bodens zu richten und nur praktische Ziele zu verfolgen. Eine Dampfbretsäge wurde zur besseren Verwerthung des Waldproductes angelegt, die bald einen Ertrag von 300,000 Fl. abwarf, die Bierbrauerei in Smiřitz vervollkommnet, mit allen den Fortschritten der Technik entsprechenden Einrichtungen versehen, ein Felsenkeller zur Aufnahme von 15,000 Eimer ausgemeißelt, eine schöne Restauration daneben errichtet, die vom Hochwasser zerstörte Elbbrücke bei Smiřitz hergestellt, das historisch denkwürdige, aber unwohnlich gewordene Schloß zu einem schönen, mit herrlichen Parkanlagen gezierten und geräumigen Herrensitz umgewandelt, das Oekonomiegebäude in eine Art Musterwirthschaft umgeschaffen und der Smiřitzer Bahnhof erweitert. Sein letztes Werk war die Errichtung einer einige hundert Schritte vom Schlosse entfernten Zuckerfabrik, welche auf die Verarbeitung von 200,000 Centner Rüben berechnet war. — Bei den großen Errungenschaften auf dem Felde der Industrie darf man andererseits die vielen Verdienste, die Liebieg sich auf dem Gebiete der Humanität erworben, nicht vergessen. Liebieg war um das Wohl seiner Arbeiter besorgt, da er sehr wohl einsah, daß mit demselben der Gang des Geschäfts innig zusammenhänge. Er erließ nicht nur mustergültige, bald in andern Fabriken nachgeahmte Fabrikordnungen in Bezug auf Krankheit (Krankenkasse 1842), Todesfälle, sondern legte auch zur besseren Verpflegung Speiseanstalten, Brotbäckereien, Victualienhandlungen an, aus denen zum Einkaufspreise den Arbeitern Lebensmittel verabfolgt wurden. Er errichtete auch Arbeitshäuser zu Reichenberg 10, Swarow 8, Haratitz 3, Eisenbrod 2, Schwarzwald 16, Smiřitz 8, und unternahm eigens größere Reisen nach den Fabrikdistricten Frankreichs, Englands und Belgiens, um in dieser Richtung entsprechende Studien zu machen. Da Liebieg sehr wohl den Werth der Schulbildung erkannte und diese als erste Bedingung zum Nationalwohlstande betrachtete, legte er Fabrikschulen an; in Swarow und Schwarzwald wurden eigene Schulgebäude errichtet, und nicht übergangen darf werden das 1865 am Johannesberge bei Reichenberg villaartig erbaute, von einer ausgedehnten Gartenanlage umgebene Asyl für die der Fabrik angehörigen Arbeiterkinder von 3—6 Jahren, die daselbst kostenfrei während der Tagesstunden aufgenommen und lehrreich beschäftigt wurden. Andererseits ließ er Quellen einfassen, diese mit Ruheplätzen versehen und herrliche Spaziergänge anlegen, die als eine Zierde für Reichenberg

gelten müssen. Dabei ließ Liebieg die äußeren Angelegenheiten seines Heimats- und Vaterlandes nicht aus den Augen, nahm einen bestimmenden Einfluß auf dieselben und erwarb sich die größten Verdienste. In Verbindung mit Gleichgesinnten gründete er in Reichenberg den Gewerbeverein, den Kohlenbauverein, den wechselseitigen Brandschadenversicherungs-Verein für Mühlen und Fabriken, förderte werkthätig die Errichtung eines bürgerlichen Hospitals, einer Weber-, Fach- und Handelsschule, und trat mit seiner ganzen Ueberzeugungskraft für die Gründung einer Sparkasse ein. Desgleichen brachte er den Bau eines Stadthauses, der evangelischen Kirche und der Christianstädter Schule in Anregung und errichtete auf eigene Kosten ein geschmackvoll ausgestattetes Clubhaus. — Mit hoher Politik beschäftigte sich Liebieg niemals, aber stets trat er für das ein, was die kräftige Entwickelung des Güterlebens fördern mußte. So nahm er, als es ihm gelungen war, 1850 die Handels- und Gewerbekammern nach Reichenberg zu verlegen, gerne die Wahl eines Präsidenten derselben an, da er auf dem Zollgebiete, dessen endliche Wendung vom Prohibitiv- zum Zollschutzsystem sein Werk war, zum Nutzen der Geschäftswelt thatkräftig wirken konnte. Auch in der Eisenbahnfrage für einen District, «dessen Lebensathem die Industrie war», stand Liebieg, ein Schüler List's, an der Spitze derer, die von der Unerläßlichkeit moderner Verkehrsmittel überzeugt waren und die Bahnen Reichenberg-Zittau, die Südnorddeutsche Verbindungsbahn, Oesterreichische Nordwestbahn, die Linien Turnau-Kralup, Dux-Bodenbach, Josephstadt-Schwadrowitz mit der Fortsetzung nach Waldenburg sind seine Schöpfungen. — Liebieg konnte mit Recht stolz auf alle seine Werke blicken, die ihm den Namen «Vater der Arbeit» einbrachten. Sein Name hatte im Aus- und Inlande einen guten Klang, und gerne wurde er höheren Orts in wirthschaftlichen Dingen zu Rathe gezogen. Die Anerkennung für sein rastloses Schaffen in gewerblicher und politisch-ökonomischer Richtung blieb nicht aus. Seine Betheiligung an der londoner Ausstellung 1863 brachte ihm den Franz-Josephs-Orden, die pariser Ausstellung das Offizierkreuz der Ehrenlegion und den von Kaiser Napoleon für Beförderung der Volkswohlfahrt ausgesetzten Staatspreis. Im J. 1866 verlieh ihm Kaiser Franz Joseph bei seiner Anwesenheit in Reichenberg den Orden der Eisernen Krone III. Klasse mit dem Ritterstande und 1867 den Orden II. Klasse, mit welchem der erbliche Freiherrnstand verknüpft ist. König Johann von Sachsen zeichnete ihn mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens aus. — Ein schmerzvolles Fußleiden, das er sich in der Nacht vom 1. auf den 2. Aug. 1858 bei einer Ueberschwemmung zugezogen, hatte ihn in seinen letzten Jahren mehrmals aufs Lager geworfen und war unmittelbar vor seinem Tode wieder ausgebrochen. Dazu zehrten noch mehrere Unglücksfälle, namentlich der Krieg des J. 1866, in welchem seine Güter hart mitgenommen worden waren, am Marke seines Lebens. Er starb an den Folgen einer Gehirnblutung am 16. Juli 1870. — Liebig war zweimal verheirathet; aus erster Ehe, die der Tod am 28. Aug. 1848 löste, stammen 3 Söhne, Johann, Heinrich und Theodor, und 6 Töchter, aus zweiter Ehe 3 Kinder. Sein Wappen bilden 6 Kornähren und 6 Bienen mit der Inschrift «per laborem ad honorem» und in der That konnte kein besseres Symbol für das rastlose Schaffen des Mannes gefunden werden, dessen Devise war: «Arbeit bringt Ehre».

Vgl.: «Allgemeine deutsche Biographie», Artikel J. von Liebieg; «Johann Liebieg. Ein Arbeiterleben, geschildert von einem Zeitgenossen» (Leipzig 1871); Anschiringer, «Johann Liebieg. Eine biographische Federzeichnung» (in M. Wirth's «Deutscher Gewerbekalender 1869»); H. Hallwich, «Reichenberg und Umgebung» (Reichenberg 1871—74). *(Anton Frenzl.)*

LIEBIG (Justus, Freiherr von), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Chemiker der neuern Zeit, wurde am 12. Mai 1803 in Darmstadt geboren, wo sein Vater ein Material- und Farbwaarengeschäft betrieb. Schon frühzeitig scheint in ihm das Interesse an chemischen Experimenten geweckt zu sein durch die Versuche, welche er seinen Vater mit mannichfachen Stoffen zur Bereitung von Farben und andern chemischen Producten ausführen sah; jedenfalls war er sich in der Wahl seines Berufs schon klar, als er noch die untersten Klassen des Gymnasiums daselbst besuchte, zu welcher Zeit er nur geringe Fortschritte machte, sich manchen Tadel wegen Unaufmerksamkeit zuzog und allgemein, bei Lehrern und Mitschülern, als ein wenig begabter Knabe galt, dessen spätere Entwickelung wenig erhoffen lasse. Die ausgesprochene Neigung des jungen Liebig für die Chemie veranlaßte seinen Vater, ihn einem Apotheker zu Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre zu geben, denn die Apothekerlaufbahn bot zu damaliger Zeit, wo es an den Universitäten und andern höheren Lehranstalten noch keine chemischen Universitätslaboratorien gab, die einzige Möglichkeit, sich praktisch mit der Chemie zu beschäftigen. Aber nur von kurzer Dauer war der Aufenthalt in Heppenheim. Schon nach zehn Monaten kehrte Liebig seiner pharmaceutischen Laufbahn den Rücken, nachdem er durch auf eigene Hand unternommene Experimente, von denen eins, die Darstellung von Knallsilber, mit einer heftigen Explosion endete, den Unwillen seines Principals hervorgerufen hatte, und begab sich nach Darmstadt zurück, wo er noch ein halbes Jahr eigenen chemischen Studien, namentlich der Fortsetzung seiner Versuche über Knallsilber, oblag. Der damalige Landesfürst, Großherzog Ludwig I. von Hessen, hörte von dem jungen Streber, nahm Interesse an ihm und gewährte die Mittel, behufs weiterer Ausbildung die Universität Bonn zu besuchen. Liebig wurde hier ein Schüler des Professors Kastner, welcher über theoretische Chemie Vorlesungen hielt, und als derselbe, infolge einer etwas freisinnig gehaltenen Rede gezwungen, nach Erlangen übersiedelte, folgte ihm Liebig und suchte hier sich auch mit den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften bekannt zu machen und die früher versäumten Sprachkenntnisse nachzuholen. In hohem Grade günstig auf seine allgemeine Ausbildung wirkte der Umgang mit ausgezeichneten Männern, welche zu dieser Zeit gleichfalls die Universität Erlangen besuchten,

von denen Platen, Bischoff und Engelhard genannt sein mögen, doch vermochte er der damals in Erlangen herrschenden Naturphilosophie Schelling's, welche glaubte, die Naturgesetze auch ohne genaue Kenntnisse der Natur allein durch die eigene Thätigkeit des Geistes ableiten zu können, sich nicht zu entziehen. Liebig hat sich später sehr bitter über den ungünstigen Einfluß, den die Vorlesungen Schelling's auf seine Fortschritte in der praktischen Forschung ausübten, in einem im J. 1840 erschienenen Aufsatze: «Ueber das Studium der Naturwissenschaften», in folgender Weise geäußert: «Ich selbst brachte einen Theil meiner Studienzeit auf einer Universität zu, wo der größte Philosoph und Metaphysiker des Jahrhunderts die studirende Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriß; wer konnte sich damals vor Ansteckung sichern? Auch ich habe diese, an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt; sie hat mich um zwei kostbare Jahre meines Lebens gebracht.» Auch in seiner «Agriculturchemie» ertheilt er der Naturphilosophie eine scharfe Rüge. Im J. 1822 verließ Liebig Erlangen und setzte, vom Großherzog Ludwig I. von Hessen in liberaler Weise unterstützt, seine chemischen Arbeiten in Paris fort; von diesen waren schon einige bekannt geworden; so Untersuchungen über das Verhalten der Alkalien zum Knallsilber, über die Bereitung verschiedener zu Färbereizwecken dienenden Verbindungen u. a. Paris galt damals als der Centralpunkt der chemischen Wissenschaft, hier entfalteten Männer wie Gay-Lussac, Thenard, Dulong, Chevreul, Vauquelin u. a. ihre fruchtbringende Thätigkeit, deren Vorlesungen Liebig fleißig besuchte. Auch war derselbe nunmehr eifrig bestrebt, seiner bis dahin ziemlich vernachlässigten mathematischen Ausbildung nachzuhelfen. Die Darlegung der Resultate seiner ebenso gefahrvollen wie schwierigen Experimentaluntersuchung über die Knallsäure und ihre Verbindungen vor der Akademie der Wissenschaften verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt, welcher sich zu dieser Zeit in Paris aufhielt. Derselbe nahm sich in wohlwollendster Weise seines jungen Landmannes an, erschloß ihm durch seine Empfehlung viele vorzüglichen Hülfsmittel von Paris und vermittelte die nähere Bekanntschaft mit Gay-Lussac, dem genialsten französischen Chemiker dieses Jahrhunderts. Der Schüler dieses ausgezeichneten Gelehrten zu werden, in sein sonst schwer zugängliches Privatlaboratorium Zutritt zu erlangen, war Liebig's sehnlichster Wunsch gewesen, welcher nunmehr durch den mächtigen Einfluß Humboldt's erfüllt wurde. Gay-Lussac nahm Liebig als ersten Schüler in sein Laboratorium auf, ließ ihn an seinen eigenen Arbeiten theilnehmen und förderte seine Kenntnisse und seine Fertigkeiten in chemischen Arbeiten durch Einführung in neue Untersuchungsmethoden und Verfahrungsweisen in außerordentlicher Weise. Dem Zusammenwirken beider Gelehrten entsprang die wichtige Untersuchung über die Fulminate. Nach Jahresfrist, bereichert an chemischem Wissen und beladen mit einem seltenen Schatz chemischer Erfahrungen, in seine Heimat zurückgekehrt, entschloß sich Liebig auf Humboldt's Veranlassung, seine künftige Thätigkeit dem Lehrfache zu widmen. Es mußten jedoch zuvor die Hindernisse beseitigt werden, die seiner Habilitation an seiner Landesuniversität im Wege standen, da er in Erlangen zum Doctor promovirt worden war, was durch Humboldt's Einfluß unschwer gelang. Nach einem in Gießen bestandenen Examen wurde hier Liebig's Doctorgrad anerkannt und auf die warmen Empfehlungen Humboldt's, seines ebenso mächtigen als liebevollen Gönners und Freundes, vom Großherzog Ludwig I. im J. 1824 der erst 21jährige junge Mann zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Universität Gießen ernannt, um schon zwei Jahre später die ordentliche Professur zu erhalten. Nunmehr entwickelte Liebig jene außerordentliche, fruchtbare und segensreiche Thätigkeit, aus welcher für die Wissenschaft und für das Wohl der Menschheit so große Erfolge hervorgehen sollten.

Obwol dem jungen Professor statt eines Laboratoriums nur vier leere Wände und keine Hülfsmittel, um dasselbe einzurichten und mit den nothwendigsten Apparaten zu versehen, von der Regierung gegeben waren, ging derselbe von seiner Absicht, nicht blos theoretische Chemie vorzutragen, sondern auch ein chemisches Laboratorium für experimentellen Unterricht zu gründen, ohne welchen eine mehr als elementare Bekanntschaft mit der Chemie nun einmal nicht erworben werden kann, nicht um ein Haar breit ab. Aus eigenen beschränkten Mitteln, bei einem Jahresgehalt von 800 Gulden, errichtete er das erste chemische Laboratorium für experimentellen Unterricht und erhob in kurzer Zeit die gießener Universität zu einem Centralpunkte chemischen Studiums, deren Ruf sich weit über die Grenzen Deutschlands und Europas verbreitete und welcher so zahlreiche Jünger der Chemie von nah und fern zuströmten, daß sie das Laboratorium kaum zu fassen vermochte. Dem Vorgehen Liebig's in der Gründung eines jedermann geöffneten Unterrichtslaboratoriums und seinen großartigen Leistungen in demselben ist es zu danken, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande zahlreiche ähnliche Lehranstalten in das Leben gerufen sind, sodaß heutzutage auf den meisten deutschen Hochschulen stattliche, für Chemie eigens errichtete Gebäude, an vielen Orten förmliche Paläste vorhanden sind.

Es ist fraglich, in welcher Eigenschaft Liebig größer und eigenartiger gewesen ist, ob als Lehrer oder als Forscher. Als Lehrer steht er fast unvergleichlich da. Zog Berzelius, der große Meister, nur solche Schüler an sich, welche mit Vorkenntnissen schon ausgerüstet waren, und wirkte er im engsten Kreise, so verstand keiner wie Liebig, chemische Schule zu machen, da er sich liebevoll der Unterweisung des einzelnen, vom Beginn seiner Studien an, widmete. Durch ihn ist der erste systematische chemische Unterricht in einer Weise begründet worden, wie er der Form und Fassung nach nicht nur im Unterrichtslaboratorium, sondern auch bei Experimentalvorlesungen noch heute besteht. Außerordentlich wissenschaftlich productiv und reich an chemischen Gedanken, besprach er seine Ideen mit seinen älteren, gereifteren Schülern, veranlaßte sie, experimentell prüfend an dieselben heranzutreten und

förderte auf solche Weise den eigenen Gedankengang und das selbständige Arbeiten an der Hand des Experiments. Kein anderer Chemiker vor ihm und nach ihm hat sich aber auch mit einem größern Kreis auserwählter Schüler umgeben als Liebig. Der größern Mehrzahl nach haben die hervorragendsten Chemiker der Gegenwart sich unter ihm gebildet oder ihre Studien als Zöglinge seiner Schüler gemacht, die Lehren und Erfahrungen des Meisters durch ihr Wirken und Schaffen an Hochschulen und andern Lehranstalten fortgepflanzt, sodaß es Liebig in erster Linie zu danken ist, daß die Chemie ihre heutige Stellung als selbständige Wissenschaft errungen hat.

Als Forscher war Liebig mehr als productiv, er ist reformatorisch aufgetreten auf allen Gebieten der reinen und der angewandten Chemie, sodaß es keinen Zweig derselben gibt, wo wir nicht seinen großartigen bahnbrechenden Arbeiten begegnen, zu deren richtiger Würdigung man Chemiker, Physiolog und Landwirth zugleich sein muß. Seine rastlose Thätigkeit innerhalb eines Zeitraumes von 49 Jahren, vom Beginn seiner akademischen Laufbahn bis zu seinem Tode, zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste, etwa 16 Jahre (1824—1840) umfassend, fast ausschließlich der Förderung der allgemeinen Chemie, insbesondere der organischen Chemie, gewidmet war, während die Arbeiten des zweiten, doppelt so langen Zeitabschnittes (1840—1873) sich der Lösung einer gewaltigen Aufgabe, der Ernährung der Pflanzen und Thiere, dem Stoffwechsel in der belebten Natur, zuwandten.

Als Liebig im J. 1824 das kleine, nur dürftig ausgestattete Laboratorium in Gießen eröffnete, war die Chemie der unorganischen Körper durch die ausgezeichneten Arbeiten von Berzelius zu einem hohen Grade von Ausbildung gebracht, während es mit der organischen Chemie noch recht schlecht bestellt war. Die Ermittelung der elementaren Zusammensetzung organischer Körper, eine damals allseitig als sehr schwierig anerkannte Aufgabe, wurde im ganzen seltener versucht und nur von wenigen Meistern der Wissenschaft mit Erfolg ausgeführt. Liebig erkannte sogleich als seine Hauptaufgabe, seine volle Kraft dem Ausbau der organischen Chemie zuzuwenden. Die erste Vorbedingung hierzu war der Besitz einer praktisch leicht ausführbaren und genaue Resultate gebenden Methode zur quantitativen Bestimmung der elementaren Zusammensetzung organischer Körper, insbesondere des Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalts. Dieselbe kann bekanntlich nur in der Weise ausgeführt werden, daß man die betreffenden Substanzen durch vollständige Verbrennung in unorganische Verbindungen: den Kohlenstoff in Kohlensäure, den Wasserstoff in Wasser umsetzt, wo man den Sauerstoff durch Abzug findet. Ist zugleich Stickstoff vorhanden, so wird derselbe, in Gasform abgeschieden, dem Volumen nach bestimmt, und dann ebenfalls der Sauerstoff durch Abzug gefunden. Volle sechs Jahre ist Liebig unablässig bemüht gewesen, die organische Analyse zu verbessern, und erst im J. 1831, wo er seinen Kaliapparat zur Absorption und Wägung der Kohlensäure in der Form beschrieb, wie er heute noch im Gebrauch ist, war er am Ziele. Diese Neugestaltung der Elementaranalyse ist von der größten Bedeutung gewesen, denn sie allein ermöglichte es, durch die vereinigte Thätigkeit vieler Hände umfassende Zahlenresultate zu gewinnen, das Material zum Ausbau der organischen Chemie. Die Untersuchungen Liebig's auf dem Gebiete letzterer sind außerordentlich zahlreich. Außer seiner schon genannten epochemachenden Arbeit über die knallsauren Salze, welche zur Erkenntniß der Isomerie der Cyansäure und Knallsäure führte, bestimmte er die Zusammensetzung zahlreicher organischer Säuren (Entdeckung und Untersuchung der Hippursäure 1829; Untersuchung der Apfelsäure, Chinasäure, Roccellsäure, Kamphersäure, die er durch directe Oxydation des Kamphers erhielt, 1830; Untersuchung der Milchsäure 1832, der Apfelsäure, Chinasäure, Meconsäure und deren Zersetzungsproducte, des Asparagins und der Asparaginsäure 1833, der Harnsäure 1834, Entdeckung und Untersuchung der Oenanthsäure in Gemeinschaft mit Pelouze, Untersuchung der Mandelsäure und Ameisensäure 1836). Seine bei diesen Untersuchungen gemachten Erfahrungen und Entdeckungen, welche er in seiner Schrift: «Ueber die Constitution der organischen Säuren» (Heidelberg 1838) niederlegte, veranlaßten ihn im Gegensatz zu der damals fast allgemein herrschenden Ansicht, daß alle Säuren ohne Unterschied nach gleichen Atomverhältnissen sich mit Basen zu neutralen Salzen verbinden, zur sichern Erfassung des Begriffs «Basicität» und zum Aufbau seiner Theorie der mehrbasischen Säuren, wodurch er ungemein zur Klärung der theils unbestimmten, theils unrichtigen Ansichten beitrug. Eine weitere Reihe von Untersuchungen Liebig's, welche im Jahre 1830 begonnen und bis 1838 fortgeführt wurden, betreffen die vegetabilischen Salzbasen, die sogenannten Alkaloide, deren Zusammensetzung, die Bestimmung ihres Atomgewichts und die Abhängigkeit zwischen ihrer Zusammensetzung und ihren Verbindungsverhältnissen. Zu den ganz vortrefflichen Arbeiten sind auch seine Untersuchungen zu zählen über den Alkohol, den Aether, die Aetherschwefelsäure und den Aetherbildungsproceß (1834) sowie über die Producte der Einwirkung des Chlors auf Alkohol oder Aether, wobei nebenher die Entdeckung des Chloroforms und des Chlorals gemacht wurde (1831). Im J. 1835 entdeckte er das Aldehyd, 1834 stellte er eine größere Untersuchung über die verschiedenen Zuckerarten und ihre Umwandlungen an. Eine ganz besondere Erweiterung brachten seine Untersuchungen für die Erkenntniß der mit dem Cyan in Zusammenhang stehenden Körper. An die schon im J. 1829 gefundene Darstellung des Schwefelcyans schloß sich die Entdeckung seiner Zersetzungsproducte: des Melams, der Cyanursäure des Melams und noch mehrerer anderer Körper. Die herrlichsten Leistungen auf dem Gebiete der organischen Chemie gingen aber aus dem Zusammenwirken Liebig's mit Wöhler hervor.

Von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten ist zunächst zu erwähnen die Untersuchung über die Cyansäure, deren Zusammensetzung Wöhler schon früher (1822) festgestellt hatte. Zwei Jahre später (1824) kam Liebig bei der Analyse der Knallsäure zu denselben Zahlen, die Wöhler für die Cyansäure gefunden hatte. Da nach den damals

herrschenden Ansichten Gleichheit der Zusammensetzung mit Verschiedenheit chemischer Eigenschaften noch für unvereinbar galt, so wurde der erwähnte Umstand, einer der ersten Fälle zweifellos nachgewiesener Isomerie, die Ursache, daß Liebig und Wöhler gemeinsam im J. 1830 diesen schwierigen Gegenstand untersuchten. Sie kamen zu außerordentlich wichtigen Resultaten, die nicht nur empirisch, weil durch sie die genau studirten organischen Verbindungen um eine große Zahl (z. B. Cyansäureäther) vermehrt wurden, sondern auch theoretisch von der größten Bedeutung sind, denn es wurde durch diese Untersuchung der Nachweis geführt, daß das Cyan, ein aus Kohlenstoff und Stickstoff zusammengesetzter Körper, in seinen zahlreichen Verbindungen als Element fungirt, und es ging ferner hiervon die wichtigste Anregung zur Annahme sogenannter organischer Radicale aus. Reiche Nahrung erhielt die Vorstellung, daß die organischen Körper ihre Eigenthümlichkeiten den in ihnen enthaltenen Atomcomplexen, den Radicalen, verdanken, durch eine weitere, in Wahrheit bahnbrechende Untersuchung Liebig's und Wöhler's aus dem Jahre 1832: «Ueber das Radical der Benzoësäure».[1] Durch überzeugende Versuche führten diese Forscher den Nachweis, daß in zahlreichen Körpern, welche sie aus Bittermandelöl darstellten, ein gemeinsamer Bestandtheil, das Benzoyl, $C_{14}\ H_{10}\ O_2$, enthalten sei, der sich von einer Verbindung unverändert in andere überführen ließ und sich vollkommen wie ein Element verhält. Diese Arbeit hatte nicht nur eine grundlegende Bedeutung für die Entstehung der eigentlichen Radicaltheorie, an deren Aufstellung Liebig und Berzelius in den nächsten Jahren sich betheiligten, sondern sie gab auch einen Anstoß dazu, in Körpern, deren Zusammengehörigkeit durch ihr chemisches Verhalten und ihre Bildungsweisen wahrscheinlich war, nach den ihnen eigenthümlichen Radicalen zu suchen, und wurde dadurch für die Entwickelung der organischen Chemie höchst wichtig. Als eine besonders schöne Frucht, welche die Radicaltheorie zeitigte, sei hier nur die ausgezeichnete Untersuchung von Robert Bunsen[2]) über Kakodylverbindungen genannt, an welcher derselbe vom Jahre 1839 an arbeitete. Es mag an dieser Stelle bemerkt werden, daß Liebig später, als Dumas, gestützt auf die Beobachtung, daß in der Essigsäure 3 Atome Wasserstoff durch 3 Atome Chlor ersetzt werden konnten, ohne daß die Essigsäure ihren Charakter als Säure verlor, der Radicaltheorie die extreme Substitutionstheorie entgegenstellte, die zwei andere französische Chemiker, Gerhardt und Laurent, noch mehr erweiterten, in eine heftige Polemik[3]) verwickelt wurde und sich hierbei als ein scharfer und unnachsichtiger Gegner erwies, welcher gewissenhaft und mit nüchternem Urtheil den Thatsachen bei Aufstellung neuer theoretischer Ansichten Rechnung trug. Der Arbeit über die Benzoylverbindungen reihte sich eine andere gemeinschaftlich unternommene Untersuchung Liebig's und Wöhler's an: die Entstehung des Amygdalins aus Bittermandelöl, welche die verwickelte Entstehungsweise des Bittermandelöls klärte (1837). Noch in demselben Jahre folgte die Forschung über die Harnsäure, eine Arbeit, welche die organische Chemie mit einer Anzahl interessanter Verbindungen bereicherte (Allantoin, Alloxantin, Alloxan und deren Zersetzungsproducte). Ebenso sind die Arbeiten Liebig's auf dem Gebiete der anorganischen Chemie nicht zu unterschätzen; auch hier ist die Wissenschaft durch werthvolle Beobachtungen verschiedenster Art bereichert worden. Es seien nur erwähnt: Theorie der bleichenden und alkalischen Chlorverbindungen, Bereitung von arsen- und eisenfreiem Molybdän, Untersuchungen über Mineralkermes, Thonerde- und Antimon- und Kieselsäureverbindungen, Verhalten des aus iodsaurem Natrium erhaltenen Jodnatrium gegen Salzsäure; von durch ihn ausgearbeiteten analytischen Methoden: Trennung von Kobalt und Nickel. Auch vielen Zweigen der Technik wurden seine im Laboratorium gesammelten Erfahrungen nützlich, so die für die Verarbeitung der edeln Metalle so wichtige Darstellung des Cyankaliums aus Blutlaugensalz, die Herstellung von Silberspiegeln, welche schnell die alten Quecksilberspiegel verdrängen, durch Reduction von Silberlösung durch Aldehyd, endlich die Bereitung der fulminirenden Verbindungen.

Wie bereits erwähnt, begann mit dem Jahre 1840 ein neuer Abschnitt im wissenschaftlichen Leben Liebig's. Es waren vorzugsweise zwei Ursachen, welche ihn veranlaßten, seine Thätigkeit auf dem Gebiete der rein theoretischen Chemie, ja sogar der organischen Chemie zu beschränken und eine Bahn zu verlassen, die er mit so ausgezeichnetem Erfolge bisher eingeschlagen hatte. Einerseits nämlich empfand er einen natürlichen Widerwillen gegen die von Frankreich ausgehenden extravaganten theoretischen Speculationen, die sich in Deutschland verbreiteten und alle Köpfe einnahmen, andererseits nahm die Frage nach der Ernährung des Pflanzen- und Thierkörpers sein Interesse immer mehr in Anspruch, um so mehr, als sich ihm hier ein vollständig unangebautes, ungleich großartigeres Feld für seine fernere Thätigkeit darbot.

Es war ein Glück für Liebig, daß er über viele tüchtige Arbeitskräfte, junge Chemiker, die das gießener Laboratorium in großer Anzahl beherbergte, verfügen konnte, um die Vorarbeiten zu bewältigen, die nothwendig waren zur Beschaffung der reichen Fülle des wissenschaftlichen Materials, der Basis für seine physiologisch-chemischen Untersuchungen. Von diesen Vorarbeiten seien genannt: Untersuchungen der anorganischen Bestandtheile der Pflanzen, des Blutes und verschiedener Theile des Thierkörpers, Untersuchungen der Bestandtheile der Muskelsubstanz, des Gehirns, der Galle, des Harns von Menschen und Thieren, ferner Untersuchungen über Fibrin, Caseïn, über Fette und fette Säuren u. a.

Im J. 1840 erschien Liebig's epochemachendes und größtes Werk: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie», welches der rationellen Landwirthschaft eine wissenschaftliche Basis schuf, und zu dessen richtiger Würdigung es zweckmäßig

1) «Annalen der Chemie», 3, 249 (1832). 2) «Annalen der Chemie», 31, 175; 37, 1; 42, 14; 46, 1. 3) «Annalen der Chemie».

erscheint, auf den Standpunkt zurückzukommen, welchen am Ende der dreißiger Jahre Lehrer der Landwirthschaft und Chemiker, darunter Männer wie Thaer, Berzelius, Mitscherlich, Mulder, Saussure und Sprengel, auf dem Gebiete der Pflanzenernährung vertraten. Obwol durch die gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgeführten physiologisch-chemischen Untersuchungen von Priestley, Ingen-Houß, Senebier, Saussure u. a. festgestellt war, daß die grünen Organe der Pflanze die Fähigkeit haben, Kohlensäure zu zerlegen und daraus Sauerstoff abzuscheiden, daß ferner die Ammoniaksalze dem Gedeihen der Vegetabilien sehr förderlich sind, daß endlich die Aschebestandtheile der Gewächse höchst wahrscheinlich nicht als zufällige Gemengtheile oder gar als Gebilde des Verbrennungsactes, wie viele glaubten, sondern als Nährstoffe anzusprechen seien (Saussure und Sprengel), so suchte doch die Mehrzahl der damaligen Agriculturchemiker dem Humus, dem Producte der Verwesung organischer Materie, die Bedeutung eines allgemeinen Nährstoffes für die Pflanzen zuzusprechen, und wenn man auch den Einfluß gewisser anorganischer Verbindungen auf die Vegetation nicht ganz in Abrede stellen konnte, so erklärte man denselben durch die Annahme, daß diese Salze einen Reiz auf die Lebensthätigkeit der Pflanzen ausüben oder die Zersetzbarkeit des Moders beleben und verstärken sollten. Nach dieser Irrlehre ernährten sich also die Pflanzen, analog den Thieren, von organischer Substanz. So sagt Thaer, der eigentliche Begründer der rationellen Landwirthschaft, unter anderem:[4] «Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt eigentlich ganz ab von dem Humus, denn außer dem Wasser ist er es allein, was den Pflanzen im Boden Nahrung gibt.» Gegen diese Lehren der sogenannten «Humustheorie» trat nun Liebig, gestützt auf zahlreiche eigene oder von seinen Schülern geführte Untersuchungen, sowie anknüpfend an die Ergebnisse vieler früheren Arbeiten, in seinem schon erwähnten Werke mit aller Entschiedenheit auf, indem er folgende Hauptsätze aufstellte: «Die Nahrungsmittel der Pflanzen sind ausschließlich anorganischer Natur.» Die Quelle für ihren Bedarf an Kohlenstoff ist nicht im Humus zu suchen, sondern allein im Kohlensäuregehalt der Atmosphäre; die Blätter und grünen Theile der Pflanze saugen kohlensaures Gas ein und exhaliren ein ihm gleiches Quantum an Sauerstoff. Es fällt somit den Pflanzen die Aufgabe zu, die Ansammlung von Kohlensäure in der Luft, welche durch den Athmungsproceß der Menschen und Thiere, sowie durch Oxydationsvorgänge in kürzester Zeit entstehen müßte, zu verhüten. Der Humus (auch der Mist) wirkt nicht dadurch, daß seine organischen Elemente von den Pflanzen aufgenommen werden, sondern indirect durch die Producte seines Verwesungs- und Fäulnißprocesses: durch den Uebergang des Kohlenstoffs in Kohlensäure und des Stickstoffs in Ammoniak (beziehungsweise Salpetersäure). Ueber den Ursprung des zur Bildung organischer Materie nothwendigen Sauerstoffs und Wasserstoffs kann kein Zweifel obwalten, als Quelle beider ist das Wasser anzusehen. Aller Stickstoff der Pflanzen stammt aus dem Ammoniak und der Salpetersäure, diese wieder mittelbar oder unmittelbar aus der Atmosphäre, welche das Ammoniak aus der Zerstörung und Fäulniß der stickstoffhaltigen organischen Substanz empfängt. Gleichwie der Kohlenstoff durch Reduction der Kohlensäure, ebenso wird auch der Schwefel, dieses zur Bildung des Pflanzeneiweißes unentbehrliche Element, durch die nämliche Ursache, durch Abspaltung von Sauerstoff aus der Schwefelsäure der schwefelsauren Salze, in die organischen Verbindungen übergeführt. Alle Pflanzen enthalten als wesentliche Bestandtheile außer der eigentlichen organischen Materie wechselnde Mengen feuerbeständiger Elemente, die bei der Verbrennung der Gewächse als Asche zurückbleiben und für das Pflanzenleben nicht nur unbedingt nothwendig sind, sondern auch ganz bestimmte Functionen in diesem zu verrichten haben. So vermitteln Basen: Kali, Natron, Kalk, Magnesia die Bildung der in keiner Pflanze fehlenden und für ihr Bestehen nothwendigen organischen Säuren, die phosphorsauren Salze stehen in nächster Beziehung zur Samenbildung u. s. w. Diese hochbedeutsamen Schlüsse, welche Liebig aus einer Summe einfacher Beobachtungen zog, bildeten die naturwissenschaftliche Grundlage, auf welcher sich die Lehren über Anwendung derselben im Landwirthschaftsbetriebe aufbauen konnten, die im zweiten Theile des Werkes entwickelt sind und die in dem Satze gipfeln, daß dem Boden die in den Ernten der Culturpflanzen entnommenen Mineralstoffe, insbesondere Phosphorsäure, Kali, Magnesia, Kalk wie überhaupt alle Aschenbestandtheile, wiedererstattet werden müssen, wenn die Erschöpfung verhütet werden soll. In welcher Form die Wiedererstattung erfolgt, ob in Form von Excrementen oder von Asche oder Knochen, ist gleichgültig. Dieser letzte Satz ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil er die erste Anregung zur fabrikmäßigen Darstellung der künstlichen Düngemittel, namentlich der Superphosphate gab. Es konnte nicht verfehlen, daß die großen und neuen Wahrheiten der Lehren Liebig's auf Seiten seiner Gegner eine heftige Opposition hervorriefen, gaben dieselben doch der sogenannten Humustheorie den Todesstoß. Aber auch hinsichtlich anderer Punkte entbrannte der Kampf. Liebig hatte in der ersten Auflage seines Werks der Wirksamkeit des Ammoniaks eine größere Bedeutung beigemessen als jener der Aschenbestandtheile. Infolge späterer Forschungen änderte er seine Ansicht dahin, daß das Ammoniak vom Boden und aus der Atmosphäre aufgenommen werden könnte, daß dagegen die Aschenbestandtheile nothwendigerweise vom Menschen dem Felde zurückgegeben werden müßten. Es entspann sich nun ein heftiger Streit der Mineraltheorie gegen die Stickstofftheorie (welche letztere lehrte, der Stickstoff sei der wichtigste Bestandtheil eines jeden Düngers, die Mineralstoffe dagegen wären nebensächlich), an welchem sich die bedeutendsten Agriculturchemiker betheiligten und welcher endlich zu Gunsten Liebig's entschieden wurde, nachdem derselbe seine Theorien vielfach noch ausgebaut und modificirt hatte. Liebig's Werk «Die organische

4) «Grundsätze der nationalen Landwirthschaft», IV, 2, 127.

Chemie u. s. w.» erschien bisher in neun in der Folge vielfach verbesserten und vermehrten Auflagen und ist in die meisten modernen Sprachen übersetzt. Mit Recht wird dasselbe, tief eingreifend in die Geschicke der Menschheit und ausgestattet mit einer seltenen Fülle tiefer Wahrheiten und geistvoller Anschauungen, als die Krone der Leistungen Liebig's bezeichnet, ein Werk, dem kein anderes an die Seite gestellt werden kann.

Auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie ist Liebig mit außerordentlichem Erfolge thätig gewesen. Auch hier herrschten noch im J. 1840 äußerst verworrene Begriffe, die Lehre vom Stoffwechsel war noch nicht erkannt, der Kreislauf der Materie in seiner großen Einfachheit noch nicht ergründet und namhafte Physiologen jener Zeit, wie Tiedemann, Burdach u. a., waren vom Nutzen der Chemie zu Gunsten physiologischer Fragen durchaus nicht fest überzeugt, sondern nahmen zur Erklärung der Vorgänge im Organismus ihre Zuflucht zu Lebenskräften, andere wiesen sogar die Chemie als Hülfswissenschaft geradezu zurück. Liebig's Verdienst ist es, das reichlich vorhandene Material einzelner Beobachtungen gesichtet und unter Zuhülfenahme neuer, exact durchgeführter Versuche durch geniale Anschauungen zu einem wohlgefügten Ganzen vereint und gezeigt zu haben, wie allein die Physiologie als selbständige Wissenschaft auftreten kann, daß nämlich nur dann ein Fortschritt in der Erkennung neuer feststehender Wahrheiten auf diesem Gebiete zu erhoffen sei, wenn durch Verschmelzung der physiologischen Chemie mit der physiologischen Physik, von denen diese auf der Anatomie, jene auf der Thierchemie begründet ist, eine sichere Grundlage geschaffen wäre für weitere erfolgreiche Arbeiten. In seinem im J. 1842 erschienenen grundlegenden Werke: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» entwickelte Liebig die Gesetze der Respiration und Ernährung, behandelte die Metamorphosen der Gebilde und die Bewegungserscheinungen im Thierorganismus. Er zeigte, daß letzterer sich nur mit den in der Pflanze bereits fertiggebildeten, mit seinem Körper völlig gleichartigen Verbindungen: Eiweiß, Käsestoff, Faserstoff und andern Körpern, die die gleiche Zusammensetzung seines Blutes und seiner Muskeln zeigen, ausbilde; daß ferner Stoffe, die nicht im Körper vorkommen, wie Zucker, Gummi, Stärke, auch nicht assimilirt werden können, sondern durch den durch die Blutcirculation im Organismus verbreiteten Sauerstoff verbrannt und zur Erzeugung von Wärme verwendet werden. Er theilt hiernach die Nahrungsmittel ein in plastische und Respirationsnahrungsmittel, diese die zur Wärmeerzeugung im Körper verwendeten stickstofffreien Substanzen, jene die hauptsächlich zur Blutbildung dienenden Eiweißkörper. Liebig lehrte ferner, daß zur Fettbildung und Fettanlagerung im Körper andere Stoffe, die nicht Fette sind, hauptsächlich die Kohlehydrate, mitwirken müssen (dieser Satz rief eine heftige Discussion zwischen Liebig einerseits und Boussingault, Dumas und Payen andererseits hervor, deren Hauptergebniß die Bestätigung der Liebig'schen Behauptung war); er versuchte, gestützt auf die Thatsachen, daß alle stickstoffhaltigen Bestandtheile des Thierkörpers vom Proteïn abstammen, daß ferner der Verdauungsact unabhängig von der Lebensthätigkeit erfolgt als ein Proceß ähnlich dem der Fäulniß und Verwesung, eine analytische Entwickelung der im Organismus vorgehenden Hauptmetamorphosen und gab durch diese Ideen eine mächtige Anregung zu einer unübersehbaren Reihe vortrefflicher Arbeiten auf dem Gebiete der Thierchemie. Sind auch einzelne Ansichten Liebig's, insbesondere diejenigen über die Rolle des Eiweißes und der Fettbildung, durch spätere Untersuchungen, namentlich mit Hülfe großer Respirationsapparate, berichtigt worden, so bleibt ihm doch das Verdienst, in allen wesentlichen Punkten das Rechte getroffen und nicht nur mit bewundernswürdiger Geistesschärfe die Aufgaben der physiologischen Chemie dargelegt und die allein zum Ziele führenden Methoden bezeichnet, sondern auch durch ausgezeichnete, mustergültige Experimentaluntersuchungen diese Wissenschaft bereichert zu haben. Hier ist namentlich seine wahrhaft classische Arbeit über «Die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches»[5]) zu nennen, welche einen Weg anbahnte für die mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpfte exacte Untersuchung thierischer Säfte und Gewebe, einen Weg, welcher bei spätern sich anschließenden Arbeiten seiner Schüler und anderer mit großem Erfolg bis heute benutzt worden ist.

Liebig's Untersuchungen über Fleisch und Muskelfaser wurden auch für das praktische Leben von der größten Bedeutung, insofern sich hieran die Darstellung seines Fleischextractes knüpft, dieser unschätzbaren Gabe, welche befähigt, erhöhten Anforderungen des Augenblicks erhöhte Leistungen entgegenzusetzen. Das Fleischextract soll kein vollständiges Nahrungsmittel sein, es soll nur die unvollständigen Nahrungsmittel des Pflanzenreichs zu vollständigen ergänzen, indem es den Nahrungsmitteln wie Milch, Eiern, Käse, Weizen-, Roggen- und Erbsenmehl das zur Blutbereitung Fehlende in den Nährsalzen des Fleisches hinzufügt. Durch diesen Gedanken hat Liebig den ungeheuern Fleischvorrath der mächtigen Prairien und Pampas Südamerikas, wo man früher die Thiere hauptsächlich der Haut wegen schlachtete, während das Fleisch unbenutzt der Zersetzung anheimfiel, nicht einzelnen Ländern, sondern der ganzen civilisirten Welt zugänglich gemacht. Das Fleischextract hat sich im Haushalte als Erfrischungsmittel für Gesunde und Kranke, auf Reisen und im Kriege zur leichtern Ueberwindung der Strapazen schon vielfach als sehr wohlthätig bewährt.

Liebig gab ferner auch die Bereitung einer aus gehacktem Fleische unter Zusatz weniger Tropfen Salzsäure kalt bereiteten Fleischbrühe, eines unersetzbaren Nahrungsmittels für Genesende und schwache Verdauungskräfte an, setzte ein Surrogat der Muttermilch für solche Säuglinge, denen Muttermilch nicht geboten werden kann, zusammen und ertheilte Vorschriften zur Bereitung eines nahrhaften Brotes. So hat er es verstanden, wie er auf dem Gebiete der reinen und der angewandten orga-

5) «Annalen der Chemie», 62.

nischen Chemie, der Agricultur- und der Thierchemie als großer, genialer Reformator aufgetreten ist, auch um das Wohlergehen aller kommenden Generationen sich unsterbliche Verdienste zu erwerben, denn wol nie hat ein Gelehrter sich so eingehend mit der praktischen Verbesserung der materiellen Seite des Menschenlebens beschäftigt wie er.

Im J. 1845 wurde Liebig vom Großherzog Ludwig II. von Hessen in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Nachdem er 29 Jahre an der Universität Gießen gewirkt und während dieser Zeit viele glänzende Anerbietungen anderer Staaten in dankbarer Erinnerung der von seinem Landesherrn erfahrenen Wohlthaten abgelehnt hatte, folgte er im J. 1852 einem Rufe an die Universität München. Sein Kommen dahin war an die Bedingung geknüpft gewesen, nicht mehr ein großes Unterrichtslaboratorium leiten zu müssen, damit er zur Förderung seiner wissenschaftlichen Aufgaben die nöthige Muße gewinne. Diese bescheidene Bitte, deren Erfüllung ihn der gießener Universität erhalten hätte, war ihm in Darmstadt nicht gewährt worden. In München lebte Liebig zumeist seinen physiologischen Untersuchungen. Außer der Befriedigung, die Liebig in den Resultaten und der Anerkennung seiner zahlreichen Arbeiten, in dem Erfolge seiner Forschungen fand, fehlte es ihm in seinem Leben nicht an äußern Beweisen der Werthschätzung seiner Verdienste in Ehre, Auszeichnung und irdischen Glücksgütern. Seiner Erhebung in den Adelstand folgten die ihm fast von allen Fürsten verliehenen hohen Orden. Liebig bekleidete lange Jahre hindurch die Würde eines Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, wurde zum Mitglied oder Ehrenmitglied aller bedeutenden wissenschaftlichen Vereine und Akademien ernannt. Seit dem J. 1826 mit Henriette, geborenen Moldenhauer aus Darmstadt verheirathet, lebte er 47 Jahre mit derselben in glücklichster Ehe. Liebig war im Gespräche stets bedeutend durch den Inhalt seiner Aeußerungen, von unbestechlicher Wahrheitsliebe, in jeder Bewegung von gewinnender Freundlichkeit, doch stets voll maßvoller Würde, die jeden Unberufenen fernhielt, im persönlichen Umgang mit seinen Freunden bezaubernd und herzgewinnend, im Auftreten seinen Schülern gegenüber bei aller Gemessenheit des Benehmens von liebevollem Wohlwollen, im Streite mit seinen Gegnern, jede zweifelhafte Taktik verschmähend und seiner guten Sache vertrauend, oft hochaufflammend, dann aber auch wieder bereit, die Bitterkeit der Debatte in begütigenden Worten zu lösen. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm etwas getrübt durch ein Kopfleiden, welches ihn hinderte, so angestrengt wie in früheren Jahren arbeiten zu können. Er starb unerwartet schnell nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung am 18. April 1873, ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, beklagt und betrauert von seiner Familie, seinen zahlreichen Freunden und Verehrern. Aus Sammlungen im ganzen deutschen Reiche wurde ihm im J. 1883 in München ein Marmordenkmal (von Wagmüller), im J. 1877 in Darmstadt eine Bronzebüste (von Bersch) gesetzt. In Anerkennung seiner Verdienste um die Landwirthschaft begründeten die deutschen Landwirthe eine Liebig-Stiftung, bestehend in einer goldenen Verdienstmedaille für diejenigen Männer, welche sich im Sinne Liebig's wesentliche Verdienste um die Landwirthschaft erworben haben.

Die Schriften Liebig's sind außerordentlich zahlreich. Da es bei Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in Deutschland noch kein chemisches Journal gab, so publicirte er seine ersten Arbeiten in dem vom Apotheker Hänle begründeten, später von Geiger in Heidelberg fortgesetzten «Magazin der Pharmacie». Zur Publication seiner eigenen Arbeiten und derjenigen seiner Schüler, sowie zur Aussprache seiner Ansichten über wissenschaftliche Fragen und chemische Angelegenheiten überhaupt bediente er sich dann der «Annalen der Pharmacie», welche er 1832 mit Geiger begann und nach des letztern Tod (1836) seit 1840 unter dem Titel «Annalen der Chemie und Pharmacie» mit Wöhler herausgab. Diese Zeitschrift, nach Liebig's Tod unter dem Titel «Liebig's Annalen der Chemie» fortgesetzt, enthält zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten desselben. Von seinen selbständigen Schriften sind besonders hervorzuheben: das 1836 mit Poggendorff begonnene «Handwörterbuch der Chemie» (9 Bde., Braunschweig 1837—64); die Bearbeitung des chemischen Theils von Geiger's «Handbuch der Pharmacie» (Heidelberg 1839); «Anleitung zur Analyse organischer Körper» (Braunschweig 1837, 2. Aufl. 1853); «Ueber das Studium der Naturwissenschaften» (Braunschweig 1840); «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie» (Braunschweig 1840; 9. Aufl. von Zöller 1876); «Die Thierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» (Braunschweig 1842; 3. Aufl. 1846); «Bemerkungen über das Verhältniß der Thierchemie zur Thierphysiologie» (Braunschweig 1844); «Chemische Briefe» (Braunschweig 1844, 6. Aufl., Leipzig 1878); «Chemische Untersuchungen über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel» (Heidelberg 1847); «Ueber einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus» (Braunschweig 1848); «Die Grundsätze der Agriculturchemie, mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen» (2. Aufl., Braunschweig 1855); «Herr Dr. Wolff in Hohenheim und die Agriculturchemie» (Braunschweig 1855); «Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft» (Braunschweig 1856); «Naturwissenschaftliche Briefe für moderne Landwirthschaft» (1859); «Suppe für Säuglinge» (3. Aufl., Braunschweig 1877); «Franz Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung» (Braunschweig 1863); «Induction und Deduction» (München 1865); «Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft» (München 1866); «Ueber das Verhalten der Ackerkrume zu den in Wasser löslichen Nahrungsstoffen der Pflanzen» (München 1858); «Chemische Untersuchungen der Schwefelquellen Aachens» (Aachen 1851); «Reden und Abhandlungen» (Leipzig 1874), diese von Liebig's Sohne Georg (geb. 17. Febr. 1827), Badearzt in Reichenhall und Docent in München, mit Liebig's Schwiegersohne, M. Carriere, herausgegeben. Von Georg von Liebig wurde ferner in Gemeinschaft mit Echtermayer der Briefwechsel seines Vaters mit Th. Reu-

ning über landwirthschaftliche Fragen veröffentlicht (Dresden 1884).

Vgl. Bischoff, «Ueber den Einfluß des Freiherrn von Liebig auf die Entwickelung der Physiologie» (München 1874); Erlenmeyer, «Ueber den Einfluß des Freiherrn von Liebig auf die Entwickelung der reinen Chemie» (München 1874); Vogel, «Freiherr von Liebig als Begründer der Agriculturchemie» (München 1874); Kolbe, «Liebig der Lehrer, Gelehrte und Reformator» (in «Unsere Zeit», Leipzig 1874); F. Mohr, «Justus von Liebig, ein Mann der Wissenschaft und des Lebens» (in «Westermann's Monatsheften», Braunschweig 1874); Hofmann, «The life-work of Liebig in experimental and philosophic chemistry» (London 1876); Pohl, «Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre» (Berlin 1885); «Aus Justus Liebig's und Friedrich Wöhler's Briefwechsel in den J. 1829—1873» (2 Bde., Braunschweig 1889).

(Paul Bässler.)

Liebstöckel, s. Levisticum.

LIECHTENSTEIN, souveränes Fürstenthum, angrenzend an Vorarlberg und die Schweiz, gebildet aus den Herrschaften Vaduz und Schellenberg, mit Ausnahme des Rheinthals Gebirgsland, dessen Bevölkerung, auf 178 □Kilom. 9000 Einwohner schwäbischen Stammes und katholischer Confession, vornehmlich Viehzucht und Futterbau betreibt. Seit 1866 mit Deutschland nicht mehr in Verbindung, zwischen Oesterreich und Deutschland unabhängig bestehend, wurde es bis 1862 absolut, seit 26. Sept. 1862 constitutionell regiert, vom Mannsstamme des Liechtenstein'schen Hauses, das die Gewalt mit einem Landtage theilt; bei Gelegenheit wird es international durch Oesterreich, so bei Abschluß von Verträgen, vertreten. Sitz der Landesbehörde ist Vaduz, mit 1000 Einwohnern, der der Hofkanzlei ist Wien, wo der Fürst residirt, Appellinstanz ist das Oberlandesgericht in Innsbruck. Staatsschuld und Armee sind nicht vorhanden, Münze, Maß und Gewicht sind österreichisch, Post und Zoll stehen unter österreichischer Verwaltung. — Das Haus Liechtenstein besitzt außerdem in Niederösterreich, zumeist in Mähren, in Steiermark, Schlesien und Ungarn vielfache Besitzthümer, schon im vorigen Jahrhundert mit 100 Quadratmeilen, 1 Million Einwohnern, 24 Städten, 760 Dörfern, 46 Schlössern und 164 Meierhöfen beziffert, nach mannichfachen Veränderungen, Verkäufen, Tausch und Mobilisirung des Kapitals, endlich Gütertheilungen mit 6000 □Kilom. und mehr als anderthalb Millionen Einkünften berechnet.

Die Geschichte dieses edeln Hauses verliert sich in graue Vorzeit und ist von Fabeln arg entstellt. Geschichtlich genau stellt sich nur das Verhältniß der zwei Linien: Liechtenstein-Nikolsburg (die österreichisch-mährische) und Liechtenstein-Murau (die steirische mit dem Stammsitz zu Murau im Murthal in Obersteiermark) dar. Vom 13. Jahrh. finden wir zwei Wappen, zwei Stammburgen, zwei Familien. Da vor der Erwerbung Nikolsburgs kein Schloß erwähnt wird, so führt die Vermuthung auf Schloß Liechtenstein über der Brühl bei Mödling unweit Wien als Stammsitz der österreichischen Linie. Der erste, dessen aus der letzteren urkundlich Erwähnung geschieht, ist Hugo von Liechtenstein im 12. Jahrh. Um dieselbe Zeit werden die steirischen Liechtensteiner Dietmar, Otto, Volkmar genannt. Bestimmter werden die Nachrichten mit Ulrich von Liechtenstein, dem Minnesänger (Sohn Dietmar's III.), geboren um 1200, einem der ersten Ministerialen, berühmtem Rittersmann, gefeiertem Turnierheld, überschwänglich im ritterlichen Frauendienst, Verfasser von «Frauendienst» (1255) und «Frauenbuch» (1257), ersteres mit Anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von Karl Lachmann (Berlin 1841), ältere hochdeutsche Bearbeitung von Ludwig Tieck (Stuttgart und Tübingen 1812). Darinnen beschreibt er seine Dienste, wie er seine Frouwe in Liedern besungen, ihre Tugend verfochten, ihre Farben zum Siege gebracht, ja sogar ihr Waschwasser getrunken, welche Prüfungen er erduldet, die Operation an seinen Wunden, das Abhauen des Fingers, den er im Dienste der Liebe verloren, seinen Zug nach Rom, wo er 60 Tage blieb, seinen Zug vom venetianischen Festlande über die Alpen als Frau Venus in Frauenkleidern und die Turniere in Kärnten und Steiermark bis nach Wien und von dort über Mähren an die Grenze Böhmens. Im J. 1245 erscheint er als Landeshauptmann-Stellvertreter der Steiermark und oberster Landesrichter, ein sehr ernster Sachwalter der Ordnung und des Landfriedens. Nach dem Aussterben der Babenberger steht er an der Spitze der Adelsbewegung gegen die ungarische Herrschaft. Im J. 1252 ist er an König Ottokar's Seite in Hainburg, bei dessen Vermählung mit Margarethe von Oesterreich, trat mit andern gegen des Böhmenkönigs Gewaltherrschaft auf, erlebte aber die Entscheidung zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar nicht und starb 1275 oder 1276. — Otto II., genannt der Aeltere, Sohn Ulrich's, wird in Chroniken und Urkunden der steirischen Landesgeschichte, auch als Landesrichter viel erwähnt, hielt sich zu Rudolf. Der Reimchronist rühmt seine Mannheit, Weisheit und Treue als Landeshauptmann, welches Amt er nach mehr als zehnjährigem Walten niederlegte. Er starb 1311, nachdem er das von Ottokar zerstörte Schloß Murau wieder aufgebaut, vielfache Stiftungen zu Gunsten der Kirche in Seckau gemacht hatte. — Eine hervorragende Rolle spielte Nikolaus II. (1437—95); sehr jung beim Tode seines Vaters, anfangs unter Vormundschaft Friedrich's von Oesterreich, später Kaiser Friedrich's III., nachher in freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Beziehung zu den Grafen von Cilli, ist dann stets ein treuer Gefolgsmann Kaiser Friedrich's, dessen Rath und Lehnsrichter er einige Zeit ist; in der Folge wendet er sich Matthias Corvinus zu, mußte, als die Ungarn Steiermark räumten, fliehen, wurde in Tirol gefangen, verlor seine Güter, kämpfte zwar tapfer in den Reihen der Kaiserlichen gegen die Türken in Krain und Kärnten, erhielt aber nur schwer und auch nicht ganz seine Güter zurück. Endlich erlangte er von Kaiser Max nach vielem Bitten der steirischen Stände auch Murau zurück 1495, in welchem Jahre er sein bewegtes Leben schloß; nach anderen erst 1497 oder gar

1499. Im J. 1610 starb die steirische (Murauer) Linie im Mannsstamme aus.

Das österreichische Haus Liechtenstein (Nikolsburg bis zum Ausgang des 16. Jahrh.) knüpft an Heinrich, einen ruhmvollen Mann, an, der den Kreuzzug ins preußische Ordensland mitgemacht, König Ottokar treu gedient hatte. Im 14. Jahrh. haben seine Nachkommen die großen Besitzungen in Mähren erworben. Unter den Luxemburgern that sich Christoph von Liechtenstein besonders hervor, er zog auch mit auserlesener Ritterschaft nach Frankreich, zur Zeit Karl's V., that sich dort durch glänzende Tapferkeit wider die Engländer hervor (dichterisch verherrlicht in Zedlitz' «Romanzen vom unbekannten Ritter»). Bemerkenswerth ist auch Georg von Liechtenstein, Bischof von Trient (seit 1390), vielfach durch Kämpfe beunruhigt, insbesondere mit Herzog Friedrich von Oesterreich, flüchtig, vom Kaiser Sigmund in sein Bisthum eingesetzt; auf dem Konstanzer Concil vernommen und bestätigt, nahm er 1418 wieder Besitz von seiner Herrschaft, starb aber schon 1419. — Auch die Glieder der österreichischen Linie waren in Waffen gegen Kaiser Friedrich III., der ja von seinen eigenen Brüdern bekämpft wurde, später von König Matthias von Ungarn bedrängt war. Noch vor dem Hintritte Kaiser Friedrich's III. wurden die Liechtensteiner wieder kaiserlich und erhielten von Maximilian Lehensgüter, Zehnten, die Gerichtsbarkeit über viele Ortschaften, Vogteien. In den Türkenkriegen des 16. Jahrh. zeichnen sich die Liechtensteiner als Vertheidiger Mährens ganz besonders aus; 1575 erwarb Hartmann die große Herrschaft Eisgrub, den Mittelpunkt der großen mährischen Besitzungen. Er gehörte der Augsburgischen Confession an. Dessen Sohn Heinrich trat in kaiserliche Dienste, war an der Seite des Kaisers Matthias auf dem Reichstage zu Augsburg, ging in diplomatischer Sendung nach Konstantinopel, starb aber jung 1586.

Karl, erster Fürst seines Hauses, geboren 1569, ältester Sohn Hartmann's III. (gest. 1585), war evangelisch, unterrichtet in Eibenschütz in der berühmten Schule der Mährischen Brüder unter dem Rectorat eines wittenberger Gelehrten. Er schuf eine neue Erb- und Familieneinigung, gab dem Hause einen großen Aufschwung und materielle Bereicherung; er schloß sich der mächtigern katholischen Partei an, und als Cardinal Franz von Dietrichstein, Erzbischof von Olmütz, die Gegenreformation in Mähren leitete, führte er auch Karl von Liechtenstein zum katholischen Glauben zurück (1599), wofür er Dank von den Päpsten Clemens VIII. und Paul V. erntete. Seine Vermählung mit der reichen Erbtochter Anna Maria von Schembera vergrößerte seine Besitzthümer, in Mähren bekleidete er wiederholt die höchsten ständischen und Hofämter, lieh dem Staate große Summen. Im Bruderzwiste der Habsburger stand er auf Seite von Matthias und dieser erhob ihn in den Reichsfürstenstand (1608). Im J. 1614 gewann er das Fürstenthum Troppau als kaiserliches Lehen, in der böhmischen Adelsrebellion, die auch Mähren in ihren Kreis ziehen wollte, stand er auf der habsburgisch-katholischen Seite, unterstützte die Kaiserlichen, die unter Boucquoy und Dampierre standen und kämpfte in der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) gegen die böhmische Rebellion und den pfälzischen Winterkönig. Im Auftrage des rächenden Ferdinand führte er die Execution an den Protestanten Böhmens. Er starb am 12. Febr. 1627. Er hinterließ drei Kinder, einen Sohn Karl Eusebius und zwei Töchter Anna Maria und Francisca Barbara, verheirathet an Graf Max Dietrichstein und Graf Werner von Tilly (Neffen des Ligistengenerals). Karl's Bruder Maximilian, 9 Jahre jünger, war ein bedeutender Kriegsmann im Dreißigjährigen Kriege. Als Anerkennung für seine Dienste erhielt neben dem Fürstenstand (1623) zweimal ein kaiserliches Geschenk von je 100,000 Gulden und Herrschaften aus den confiscirten Gütern. Johann Adam Andreas, der Sohn von Karl Eusebius, geboren am 17. April 1662, vermählt mit einer Tochter des Fürsten Dietrichstein, widmete sich ganz der Verwaltung des Familienbesitzes, erwarb böhmische und ungarische Güter, baute die herrlichen wiener Paläste, kaufte die schwäbische Herrschaft Schellenberg von dem Grafen von Hohenems, die heute einen Theil des souveränen Fürstenthums bildet, und dann die Herrschaft Vaduz im schwäbischen Reichskreise, legte in Wien die Vorstadt Lichtenthal an, und errichtete die berühmte Bildergalerie in seinem Palaste in der Roßau in Wien. Er starb am 16. Juni 1712. Von seinen Töchtern ist Theresia (geb. am 11. Mai 1694), vermählt mit dem Neffen des Prinzen Eugen, Prinzen Emanuel von Savoyen, viel genannt gewesen. Sie starb am 20. Febr. 1772, hinterließ eine große Stiftung, die savoyische Ritterakademie, und eine andere Stiftung, das adelige Damenstift; die erstere ging im «Theresianum» auf, die letztere besteht noch zum Zwecke der Versorgung adeliger Fräulein. — Hervorragend ist Anton Florian, Fürst von Liechtenstein, geb. am 28. Mai 1656, im Staatsdienst Gesandter in Rom, dann Obersthofmeister bei Erzherzog Karl, dem zweiten Sohne Kaiser Leopold's, den er nach Spanien begleitete, wo er die Civilgeschäfte des Prätendenten leitete und erster Minister während des Erbfolgekriegs war, bis König Karl, durch den Tod seines Bruders, des Kaisers Joseph I. (1711) veranlaßt, aus Spanien nach Deutschland und Oesterreich heimkehrte, um als Karl VI. den Thron zu besteigen. An der Seite des Prinzen Eugen gehörte Liechtenstein dem Staatsrathe an, im Dienste des Kaisers, trotzdem er Besitzer der vereinigten Fideicommißgüter war, bis an sein Lebensende verharrend. Es war ihm gelungen, 1712 in das Reichsfürstencollegium aufgenommen zu werden und die schwäbischen Herrschaften zu einem «Fürstenthum Liechtenstein» zu erheben (neues Diplom von 1819). Er starb am 11. Oct. 1721. Sein Sohn Joseph (geboren 1690) folgte ihm. Philipp Erasmus, geboren 1664, auf dessen Nachkommen die Regierung des Hauses nach dem Ende der Anton'schen Linie überging, war ein tapferer Krieger in den Türkenkriegen unter Eugen von Savoyen, starb 1704 in einem Gefechte bei Castelnuovo in Piemont. Von seinen drei Söhnen ist zu großem Rufe gelangt Fürst Joseph Wenzel Liechtenstein, geboren am 9. Aug. 1696, ein fein

gebildeter hochsinniger Edelmann, verheirathet mit Anton Florian Liechtenstein's Tochter, verwitweter Gräfin Thun (gestorben 1753), weshalb er die großen Güter alle vereinigte; er focht tapfer unter Eugen bei Peterwardein und Belgrad, stand im sogenannten Polnischen Erbfolgekriege am Rhein, erwarb das Goldene Vlies, ging 1735 als Botschafter an den berliner Hof, erwarb dort Ansehen und vor allem die Freundschaft Friedrich's (nachmals König Friedrich der Große), mit dem er noch lange einen anziehenden Briefwechsel (jetzt durch Falke bekannt gemacht) unterhielt; 1737 ist er als außerordentlicher Botschafter in Paris, war bei Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekrieges als Corpscommandant in Italien sehr glücklich gegen Spanier und Franzosen (Sieg bei Piacenza 1746), zeichnete sich aber vornehmlich als Organisator der Artillerie aus. In Parma als Ehrencavalier der Braut Kaiser Joseph's, als Zeuge von des letzteren Krönung zu Frankfurt trat er mit großer, staunenerregender Pracht auf. Er starb am 10. Febr. 1772 im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Maria Theresia ehrte sein Andenken durch eine Medaille.

Sein Bruder Emanuel ist der Stammvater zweier Linien. Nach seinen Söhnen theilt sich das Haus in die ältere Franz'sche und in die jüngere Karl'sche Linie. Zu Berühmtheit hat es Karl (geboren am 29. Sept. 1730) gebracht, im Siebenjährigen Kriege kämpfte er überall mit Auszeichnung, im Kriegsrath steht er auf Laudon's, nie auf Daun's Seite; er brachte es bis zum Marschall und starb am 21. Febr. 1789. Eine bedeutende Erscheinung war auch seine Frau, Eleonore, geborene Fürstin Oettingen, die mit den Fürstinnen Clary, Kinsky, Leopoldine Liechtenstein und Gräfin Kaunitz jenen Kreis von Damen bildete, in welchem Kaiser Joseph mit Vorliebe verkehrte.

Noch ist sehr bemerkenswerth Fürst Johann, Sohn des Fürsten Franz Joseph, geboren am 26. Juni 1760. Mit 21 Jahren verlor er den Vater. Im J. 1782 trat er in das Kürassierregiment Anspach; 1787 Major bei den Harrach-Dragonern geworden, zeichnete er sich in Joseph's Türkenkriege sehr aus, errang das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens (1790), kämpfte dann in den Rheinfeldzügen; glänzender Reiterführer 1796 unter Erzherzog Karl in Deutschland gegen Jourdan und Moreau, ist er denn auch in Italien bei Novi und Mondovi unter Melas hervorragend, geliebt in der Armee. Nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden deckte er mit seinen Reitern den Rückzug sehr geschickt. Während der Katastrophe von Ulm lag er krank in der Heimat, in Feldberg, weit weg vom Heere, folgte dann dem Rufe des Kaisers und führte bei Austerlitz die Reiterei, die keinen Ausschlag geben konnte, verhandelte dann mit Napoleon und vermittelte dessen Unterredung mit Kaiser Franz. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er das Goldene Vlies, war dann commandirender General in Nieder- und Oberösterreich, eroberte im wieder ausgebrochenen Kriege Regensburg, hatte glänzenden Antheil an Schlacht und Sieg bei Aspern; er und sein Generalquartiermeister Radetzky wurden besonders gerühmt. Bei Wagram stand er kaltblütig im heftigsten Kugelregen, bis eine Kanonenkugel sein Pferd niederriß, das ihn im Falle fast erdrückte. Bei Znaim stellte er sich kämpfend nochmals dem Feinde. Damals wurde er zum Feldmarschall ernannt. Jetzt zog er sich auf seine Güter zurück. Im J. 1815 wurde Liechtenstein als Fürstenthum in den Deutschen Bund aufgenommen. Auch Johann machte manche Erwerbungen, zumal für die jüngern Söhne und deren Nachkommen, drei Majorate wurden gebildet. Fast 76 Jahre alt, starb er am 20. April 1836. Seine Witwe Josepha Sophia, geborene Landgräfin von Fürstenberg, geboren 1776 (vermählt seit 1792), starb am 23. Febr. 1848.

Literatur. Für die älteste Zeit: «Fontes rer. austriac.», 2. Abthl., 4. Bd., S. 6; Meiller, «Regesten zur Geschichte»; d'Elvert, «Mährische und schlesische Chroniken»; von der Hagen, «Minnesänger». Die einschlägigen Geschichtswerke: Muchar, «Steiermark»; Gindely, «Geschichte des Dreißigjährigen Krieges»; Arneth, «Eugen von Savoyen»; derselbe, «Guido Starhemberg»; derselbe, «Maria Theresia»; Leber, «Wiens kais. Zeughaus»; vor allen aber Jakob von Falke, «Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein» (3 Bände, Wien 1868, 1877 und 1882), alles berichtigend, zumal in der Genealogie, auf Grund von Actenmaterialien gearbeitet. *(H. M. Richter.)*

Lied, eine der lyrischen Form angehörende Dichtungsart, s. Lyrik.

LIED, in musikalischer Beziehung ein für Gesang gesetztes Tonstück auf ein lyrisches Gedicht, bildet gewissermaßen den Keim, die Urpflanze aller musikalischen Gestaltungen. Was irgend nur in das Gemüthsleben eingreift, findet zunächst seinen Ausdruck im Liede. Nach dem Inhalt gibt es zwei große Gruppen von Liedern: 1) religiöse, 2) weltliche Lieder. Zu den erstern gehören: Lob-, Dank-, Buß-, Begräbnißlieder u. dgl., vor allem das Kirchenlied, der Choral; zu den letzteren: Fest-, Kriegs-, Wander-, Trink-, ferner Liebes-, Abschiedslieder u. s. w. Die hier angezogenen Lieder deuten auf allgemeine menschliche Empfindungen hin, wie sie jedem Stande eigen sind. Nicht sowol nach dem Empfindungsgehalt an sich, als in Bezug auf die Art und Weise, wie derselbe in Tönen geformt erscheint und zum Ausdruck gebracht wird, unterscheiden sich die Lieder wieder in Volkslieder und in Kunstlieder, auch in sogenannte Strophenlieder und in durchcomponirte, ebenso in einstimmig gesungene und mehrstimmige, desgleichen Lieder mit Begleitung eines Instrumentes (Harfe, Laute, Guitarre, Pianoforte u. s. w.). In dem Strophenliede werden alle Textstrophen nach ein und derselben Melodie gesungen. Es ergibt sich hieraus, daß auf besondere Wort- und Detailmalereien weniger eingegangen werden kann, sondern auf die allgemeine Grundstimmung, welche sich in dem Gedichte ausspricht, in der musikalischen Behandlung das Hauptgewicht zu legen ist. Dies gibt eben dem Liede den allgemeinen, volksthümlichen Charakter. Es ist ein noch viel anzutreffender Irrthum, daß das Volkslied vom Volke als ganzem ausgegangen sei. Wie das Volk sich seine Lieder auch modeln mag (ähnlich,

wie es sich ein Gedicht nach seiner Mundart modelt), so hat das Volkslied, wie jede andere Tongestaltung, doch eine bestimmte Persönlichkeit zum Urheber. Daß dieser eben die allgemeine Stimmung trifft, irgend eine Empfindung in ihrem Kernpunkt erfaßt und in einfachster, allgemein verständlicher, naiver Weise in Tönen zum Ausdruck zu bringen vermag, macht denselben zum echten Volkssänger. — Das Kunstlied dagegen sucht den latenten Empfindungsgehalt der Textworte flüssig zu machen, nach Möglichkeit treu wiederzugeben. Es ist daher meist durchcomponirt, daher auch von größerer Breite der Formung, als das Volkslied. Besonders kann es der instrumentalen Begleitung nicht wohl entrathen. In seiner größeren Ausgeführtheit nähert es sich daher der Arie. Ein Beispiel hierfür ist Beethoven's «Adelaïde».

Eine besondere Art von Liedern sind die Rundgesänge und Gesellschaftslieder für Einzelgesang mit ein- oder mehrstimmigem Chorrefrain.

Abarten des Liedes in erweiterter Form sind ferner: die Ballade, die Romanze und die Ode (einschließlich der Legende). Noch ist der Liedercyklen zu gedenken, in denen in zwangloser Weise in einer Reihe von Liedern ein Gefühl, vorzugsweise das der Liebe, in aller Ausführlichkeit zum Ausdruck gebracht ist, von denen wir Muster in Beethoven's Cyklus «An die ferne Geliebte», und Robert Schumann's «Frauenliebe und -Leben» besitzen.

Wie das Volkslied uralt ist, so erfreute sich auch das Kunstlied schon früh einer ausgedehnten Pflege. Abgesehen von den Gesängen der Minnesänger, der Troubadours und der Meistersänger, deren Form und Weisen ebenfalls auf dem einfachen Liede fußten, begegnen wir dem Kunstliede mit Begleitung schon bei Joh. Seb. Bach. Seitdem ist kaum ein Tonsetzer zu nennen (unter ihnen in erster Linie Haydn, Mozart, Beethoven, Karl Maria von Weber, Kreuzer u. a.), welcher das Kunstlied nicht gepflegt hätte. Die Glanzperiode desselben (im Sinne eines eigenen Genres echter Tonpoëme) knüpft sich aber besonders an die Namen Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann und Robert Franz. Die Liedliteratur ist seitdem quantitativ zu einer solchen Höhe angewachsen, daß sie einen Hauptbestandtheil der gesammten Musikliteratur bildet. Es sei daher zur weiteren Orientirung nachstehend nur auf einige wenige Werke hingewiesen, da jede Musikgeschichte, jedes Lexikon und die vielen Führer durch die Gesangsliteratur hinlänglichen Aufschluß geben.

Vgl. J. Knipfer, «Das kirchliche Volkslied» (Bielefeld und Leipzig 1875); Franz M. Böhme, «Altdeutsches Liederbuch» (Leipzig 1877); Th. Reißmann, «Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung dargestellt» (Kassel 1861). *(A. Tottmann.)*

LIEDERSPIEL, eine dem französischen Vaudeville verwandte Dichtung für die Bühne mit eingewebten Liedern, daher nicht zu verwechseln mit dem Singspiel oder der Operette, in welcher Musikstücke von größerer Ausdehnung (Arien, Duette u. s. w.) vorkommen. Der Erfinder dieses Kunstgenres ist Reichardt. Derselbe beabsichtigte im Gegensatz zu der allerhand technische Schwierigkeiten bietenden und lärmenden Oper dem deutschen Publikum etwas Einfacheres, wie es die Franzosen in ihrem Vaudeville besaßen, zu schaffen. Sein erstes Schauspiel dieser Art war «Liebe und Treue», welches 1800 in Berlin mit solchem Erfolg aufgeführt wurde, daß Reichardt's Beispiel bald sehr viele Nachahmung fand. Es ist besonders hervorzuheben Himmel, dessen Liederspiel «Fanchon das Leiermädchen» (1804) enormes Glück machte. Mit der großen Bewegung zu Anfang dieses Jahrhunderts erlosch jedoch der Geschmack an diesem harmlosen, zum Sentimentalen neigenden Genre. Gleichwol schufen noch verschiedene Tonsetzer manches Gelungene dieser Art, so z. B. Eberwein im Verein mit dem Dichter Holtei («Der alte Feldherr» und «Leonore»), Lortzing («Der Pole und sein Kind»), Mendelssohn («Die Heimkehr aus der Fremde»), F. Gumbert («Bis der Rechte kommt» und «Die Kunst geliebt zu werden»), ferner L. Schneider, C. Blum, Adolf Lang, A. Conradi, R. Bial u. a. m. Vgl. die leipziger «Allgemeine musikalische Zeitung» (1801, Nr. 43): «Etwas über das Liederspiel», von Reichardt. *(A. Tottmann.)*

Liedertafeln oder Gesangvereine, s. unter Gesang.

LIEGNITZ, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Landkreises der preußischen Provinz Schlesien, bildet einen eigenen Stadtkreis von 16,87 □Kilom. mit (1885) 43,352 Einwohnern, darunter circa 6000 Katholiken, 1000 Juden und 400 Sektirer, und besteht aus der eigentlichen Stadt mit fünf Vorstädten. Sie liegt in 122 Met. Seehöhe an der Katzbach nahe der Mündung des Schwarzwassers, sowie an den Linien Berlin-Sommerfeld-Breslau, Raudten-Camenz und Goldberg-Liegnitz der Preußischen Staatsbahn und ist Sitz der Regierungs- und Kreisbehörden, eines Landgerichts (für acht Amtsgerichte), Schwur- und Amtsgerichts, einer Oberpostdirection, eines Hauptsteueramtes, der General-Landschaftsdirection des Fürstenthums Liegnitz-Wohlau, einer Forstinspection, Handelskammer, Reichsbankstelle, eine Filiale der Breslauer Wechslerbank, eines Vorschußvereins, eines Post- und Telegraphenamts; an Kirchen zählt die Stadt zwei evangelische (Marien- und Peter-Paulskirche), eine katholische (mit den Denkmälern der Fürsten von Liegnitz), eine altlutherische, eine christkatholische, ein Bethaus der Irvingianer und eine jüdische Synagoge; an Unterrichtsanstalten zwei Gymnasien, darunter die 1708 von Kaiser Joseph gegründete, 1809 erweiterte Ritterakademie, ferner eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, eine landwirthschaftliche und Handelsschule, endlich eine Taubstummenanstalt. Von Gebäuden sind bemerkenswerth außer den drei Hauptkirchen das 1835 nach Schinkel's Plänen renovirte königliche Schloß (jetzt Sitz der Regierung), die Ritterakademie und das Gymnasialgebäude, das Rathhaus, die Post, das Theater- und Bahnhofsgebäude; an Denkmälern eine Statue Friedrich's II. auf dem Friedrichsplatze (nach Schadow's Entwurf) und ein Kriegerdenkmal zum Gedächtniß der 1866 und 1870/71

Gefallenen aus der Stadt und dem Landkreise (nach einem Entwurf von Rauch). Die Industrie ist sehr bedeutend und werden namentlich Pianofortes, Tuch-, Woll- und Baumwollwaaren, Hüte, Holzstifte, Cigarren, Näh- und andere Maschinen, Billards, Handschuhe, Silberwaaren, Terracotten, Galanterie-, Leder- und Holzbildhauerarbeiten hergestellt, auch sind mehrere Eisengießereien, Dampfsäge- und Mahlmühlen und Brauereien vorhanden; vorzüglich aber ist die Stadt seit alter Zeit bekannt durch ihre zahlreichen «Kräutereien» (Gärtnereien), welche besonders feine Gemüsezucht betreiben und ihre Erzeugnisse bis nach Breslau versenden.

Die Stadt wird zuerst im J. 1004 erwähnt und wurde 1164 zur Hauptstadt des häufig mit Brieg verbundenen Herzogthums Liegnitz erhoben, welches die jetzigen Kreise Goldberg-Hainau, Lüben und Liegnitz umfaßte und bis 1675 bestand, worauf es nach dem Tode des letzten Piastenfürsten Georg Wilhelm trotz des Widerspruchs von Kurbrandenburg in den Besitz Oesterreichs kam. Am 9. April 1241 wurden in der Nähe, bei Wahlstatt, die Mongolen durch Herzog Heinrich II. in mörderischer Schlacht geschlagen, in welcher der Herzog selbst fiel. Zum Andenken an den Tod ihres Sohnes errichtete an dem Orte die heilige Hedwig eine Kapelle, aus welcher 1703 durch Kauf das Benedictinerkloster Wahlstatt hervorging, welches 1810 aufgehoben und verkauft, 1836 aber vom Staat wiedererworben und in eine Kadettenanstalt umgewandelt wurde. Nachdem schon 1522 die Reformation eingeführt war, wurde im Dreißigjährigen Kriege die Stadt 1632 von den Schweden erobert, bald aber von den kaiserlichen Truppen wiedergewonnen und nach dem Siege der Sachsen über Colloredo 1634 dem Herzog wieder eingeräumt (1638). Unter österreichischer Herrschaft verblieb die Stadt und das Herzogthum von 1675 bis zum ersten Schlesischen Kriege und fiel 1757 nur vorübergehend von Preußen wieder in österreichischen Besitz. Am 15. Aug. 1760 wurde hier der kaiserliche General Laudon in siegreicher Schlacht durch Friedrich den Großen geschlagen. Seit dieser Zeit fielen auch die früheren Befestigungswerke der Stadt und wurden allmählich in Promenaden umgewandelt. Aus der neueren Zeit endlich ist zu bemerken die Schlacht bei Wahlstatt auf dem alten Kampfplatz der Mongolenschlacht, in welcher Blücher am 26. Aug. 1813 das Macdonald'sche Corps beinahe gänzlich auflöste und 18,000 Gefangene nebst 100 Geschützen eroberte.

Der Regierungsbezirk Liegnitz bildet den nordwestlichen Theil der Provinz Schlesien, begrenzt im Osten vom Regierungsbezirk Breslau, im Süden von Böhmen und dem Königreich Sachsen, im Westen von der Provinz Sachsen, im Norden von Brandenburg, und umfaßt 13,602,15 □Kilom. mit 1,035,324 Einwohnern (1885). Er zerfällt in die zwei Stadtkreise Liegnitz und Görlitz und die 19 Kreise Bolkenhain, Bunzlau, Freistadt, Glogau, Görlitz, Goldberg-Hainau, Grünberg, Hirschberg, Hoyerswerda, Jauer, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Löwenberg, Lüben, Rothenburg, Sagan, Schönau und Sprottau. Das Land ist im Süden von den nordwestlichen Theilen des Sudetengebirges begrenzt, nämlich dem Ueberschaar-, Raben-, Riesengebirge und Iserkamm, von denen der Landeshuter Kamm, die Jauerschen, Goldberger und Striegauer Berge nach Norden sich abzweigen; Schneekoppe, Sturmhaube, Reifträger, Tafelfichte u. s. w. bilden die höchsten Erhebungen. Nach Norden zu geht das Land allmählich in die norddeutsche Tiefebene über und ist von zahlreichen Flüssen mit überwiegend nach Norden gerichtetem Lauf durchzogen, welche meist dem Gebiet des Hauptstroms, der Oder, zugehören; nur die zwei westlichen Flüsse, Spree mit Schwarzem und Weißem Schöps, nach Norden fließend, und die Schwarze Elster mit westlichem Laufe gehören zum Gebiete der Elbe; die Oder berührt das Gebiet im Osten auf kurze Strecke bei Leubus, dann an der Nordwestgrenze, fließt bei Glogau und Beuthen vorüber und bildet schließlich die Nordgrenze. Ihr strömen von Süden her zu die Katzbach mit der Wüthenden Neiße, zuerst mit nördlichem dann nordöstlichem Lauf, sodann der Bober mit Queis und Tschirna, endlich die Neiße, beide in Böhmen entspringend. Der Boden (46,9 Proc. Garten- und Ackerland, 36,6 Proc. Waldung, 11,8 Proc. Wiesen- und Weideland) eignet sich vorzüglich zu Acker- und Gartenbau und bildet dieser nebst Viehzucht die Haupterwerbszweige. An Bergwerks- und Hüttenanlage besaß der Regierungsbezirk nach der letzten Ermittelung 36 Braunkohlenwerke (370,709 Tons), ein schwefelsaures Thonerdewerk, ein Alaunwerk, ein Roheisenwerk, je zwei Arsenik- und Schwefelsäurehütten, 30 Eisengießereien und zwei Schweißeisenwerke. Die Industrie beschäftigt Spinnereien, Webereien, Tuchfabriken, auch Schleier, Posamenten, Spitzen, Handschuhe, Papier, Leder, Schuhwaaren, Glas, Porzellan, Taback, Cigarren, Chemikalien und Maschinen werden gefertigt. Von den Flüssen ist nur die Oder zur Schiffahrt geeignet, doch vermitteln verschiedene Eisenbahnlinien den Verkehr nach allen Richtungen.

Der Landkreis Liegnitz mit 621 □Kilom. und 44,910 Einwohnern (1885) ist meist fruchtbar und zum Gartenbau geeignet, nur im Norden von Wäldern bedeckt, von der Katzbach mit der Wüthenden Neiße durchflossen; auch liegen im Kreise die drei Kunitzer Seen, nur wenig umfangreich, gleich den übrigen Seen des Regierungsbezirks.

(E. Kaufmann.)

Liegnitz (Auguste, Fürstin von), s. unter Harrach und Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

LIENZ, eine Stadt im östlichen Tirol in der Nähe der Grenze Kärntens, an der Mündung der Isel in die Drau, 30° 26′ östl. L., 46° 50′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 667 Met. gelegen. Die mäßige Thalerweiterung, in welcher die Stadt liegt, ist von mächtigen Gebirgsgruppen und Gipfeln umstellt und zwar südlich vom Rauchkofl 1908, Ganskofl 2741 und Sandspitze 2801 Met., westlich erhebt sich die Gundelspitze auf 2021 und nördlich der Schleinitz mit 2902 Met. Nach Norden streicht das Iselthal mit seinen Nebenthälern, von welchen Saumwege nach Westen in das Ahrenthal und nördlich über die hohen Tauern in das Salzburgische führen. Nordöstlich führt ein Uebergang über den Isels-

berg in das mittlere Möllthal nach Kärnten. Westlich von Lienz durchbricht die Drau die 13 Kilom. lange, im J. 1809 von den Tirolern erfolgreich vertheidigte Lienzerklause. Lienz zählt 2823 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes und eine Station jener wichtigen Eisenbahn, welche Südsteiermark und Kärnten mit Tirol verbindet. Von Baudenkmälern sind bemerkenswerth die gothische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh. mit dem Grabsteine des letzten im J. 1500 verstorbenen Grafen von Görz, Leonhard V., ferner die Michaeliskirche, die neue Spitalkirche, die Franziskanerkirche romanischen Stils und die Dominikanerkirche. Den sogenannten unteren Platz ziert die Liebburg, ein stattliches Herrenhaus mit schloßartigem Aussehen, aus dem 16. Jahrh., welches im vorigen Jahrhundert umgebaut wurde und nunmehr den Behörden als Amtslocal dient. Nach neueren Forschungen soll an der Stelle des heutigen Lienz das römische Aguntum gestanden haben. *(F. Grassauer.)*

LIER (Heinrich Adolf), Landschaftsmaler, wurde am 21. Mai 1826 zu Herrnhut geboren, erhielt seine Erziehung in der dortigen Ortsschule, seit 1837 in der Erziehungsanstalt zu Niesky bei Görlitz und besuchte von 1840 bis Michaelis 1844 die Baugewerkenschule zu Zittau, um sich zum Architekten auszubilden. Nachdem er hier auch während der Sommermonate praktisch als Maurer thätig gewesen war und den gesetzlichen Freisprechungsbrief der Innung erhalten hatte, siedelte er zum Besuch der Bauschule nach Dresden über. Obwol er ohne inneren Beruf, ja sogar mit Widerwillen, nur dem ausdrücklichen Wunsche seines Vaters Folge gebend, die Laufbahn eines Architekten eingeschlagen hatte, gelang es ihm doch, mit spielender Leichtigkeit die ihm übertragenen Aufgaben zu bewältigen. So wurde ihm z. B. für seinen Entwurf zu einem herrschaftlichen, an einem Strom gelegenen Wohngebäude auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1846 die kleine silberne Medaille zuerkannt. Wol infolge dieser Auszeichnung durfte er aus der Bauschule in das Atelier Gottfried Semper's vorrücken. Da ihn jedoch auch der Unterricht dieses Meisters nicht zu fesseln vermochte, war er froh, zu Anfang des Jahres 1848 in Basel eine Stelle bei dem Architekten Melchior Berri zu finden, unter dessen Obhut er für den dortigen Museumsbau thätig war. Lier gerieth hier in die Kreise des badischen Freiheitsapostels Hecker, schloß sich dessen Freischarenzug nach Baden an und folgte ihm, glücklich der Gefangennahme entgangen, nach Zürich, um nach der Abreise Hecker's nach Amerika mißmuthig und niedergeschlagen zu seiner Arbeit nach Basel zurückzukehren. Er war damals, wie er später selbst bekannte, nahe daran, zu Grunde zu gehen, und wußte daher dem Maler Karl Adolf Mende Zeit seines Lebens warmen Dank dafür, daß er ihn überredete, seiner innersten Neigung, Maler zu werden, doch noch nachzugeben und das ihm drückende Verhältniß zu Berri zu lösen. Seitdem dieser Entschluß in ihm zur Reife gekommen war, arbeitete Lier unablässig daran, ihn möglichst glänzend zur Ausführung zu bringen und sich eine namhafte Stellung unter den Jüngern seiner Lieblingskunst zu erringen.

Zu diesem Zweck wandte er sich im October 1849 nach München, wo er nach verschiedenen erfolglos gebliebenen Schritten in dem Landschafts- und Genremaler Richard Zimmermann den seiner Individualität am meisten zusagenden Lehrer fand. Er lernte bei ihm vor allem, seine zeichnerische Befähigung gründlich auszubilden und gewann dadurch eine sichere Grundlage für seine Kunst, die ihn später bei seinem Versuche, die Grundsätze der neueren französischen Landschaftsmalerei in Deutschland einzubürgern, vor Ausschreitungen bewahrte. Verhältnißmäßig nur kurze Zeit entnahm er, entsprechend der damaligen Richtung der münchener Landschaft, seine Motive dem Hochgebirge, obwol er massenhafte Studien und Skizzen von seinen Sommerreisen in die nahen Alpen mit heimbrachte. Er fühlte bald, daß die Kunst des Malers fast nie der Großartigkeit der Alpennatur gewachsen ist und daß ein einfacher Vorwurf viel mehr Gelegenheit zu wahrhaft künstlerischen Arbeiten darbietet. Deshalb wählte er schon damals seine Studienplätze in dem so malerischen Vorland der bairischen Alpen, namentlich am Starnbergersee und am Chiemsee, oder selbst in der nächsten Umgebung der bairischen Hauptstadt. Seitdem erscheinen die Berge auf seinen Bildern nur in größerer Entfernung als Abschluß der Landschaft; dafür aber wird auf die Behandlung des Horizontes und der den Himmel bedeckenden Wolkenzüge ein immer größeres Gewicht gelegt.

War diese veränderte Anschauung über die Aufgabe des Landschaftsmalers zunächst nur die Folge einer noch nicht zur Klarheit gelangten Ahnung, so entwickelte sie sich zu einem bestimmten künstlerischen Programm, nachdem Lier im J. 1861 auf einer Reise nach Paris die Bekanntschaft mit den Werken der großen französischen Landschaftsmaler, eines Rousseau, Daubigny, Corrot, Dupré, Diaz und Troyon, gemacht hatte. Anfänglich von ihrer Art, die Natur zu sehen und wiederzugeben, mehr betroffen als angezogen, konnte Lier die erhaltenen Eindrücke so wenig überwinden, daß er im J. 1864 beschloß, für längere Zeit nach Paris überzusiedeln und dort vor allem zu lernen, was er in München damals nicht lernen konnte, die Kunst zu malen. Er wurde Schüler von Jules Dupré, dem er für den Winter 1864/65 nach Isle-Adam folgte, und bemühte sich, unter seiner Leitung vor allem die Wahrheit des Tones durch Anfertigen von Copien, Studien nach der Natur und Stillleben zu erringen. Der Erfolg solcher mühevoller Arbeit blieb nicht aus, denn kaum war Lier nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in England über Mecklenburg und seine lausitzer Heimat nach München zurückgekehrt, als er durch eine «Abendlandschaft aus Mecklenburg» (1866) nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern auch ein Werk schuf, das ihm selbst zum ersten male wahre Befriedigung gewährte. Seit dieser Zeit nahm seine Kunst einen gewaltigen Aufschwung; bald galt er neben dem ihm befreundeten Eduard Schleich als der erste münchener Landschaftsmaler und als dieser im J. 1873

durch die Cholera mitten aus einem glänzenden Schaffen abgerufen wurde, galt Lier unbestritten als ihr Führer. Zahlreiche Schüler, die sich seit dem Herbste 1869 um ihn geschart hatten und bald selbst als Lehrer auftraten, verbreiteten seine in Paris gewonnenen Principien, die in der Forderung nach Einfachheit der Motive und nach Einheitlichkeit der Stimmung gipfelten, an den verschiedensten deutschen Kunstplätzen, und die eigenen Arbeiten des Künstlers wurden bald so begehrt, daß selbst sein rastloser Fleiß nicht alle eingegangenen Aufträge der Kunsthändler und Kunstfreunde bewältigen konnte. Indessen sollten diese Jahre der freudigsten Schaffenslust nicht lange währen. Bereits im J. 1873 erkrankte Lier gefährlich an einem Schleimfieber, das den Grund zu einem hochgradigen Herzleiden legte. Da er fühlte, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche, neben seinen eigenen Arbeiten auch noch diejenigen anderer zu überwachen, gab er seine Schule noch in demselben Jahre wieder auf, gelangte aber trotzdem immer nur in größeren Pausen dazu, an der Staffelei thätig zu sein. Das Herzleiden wurde von Jahr zu Jahr größer und führte schließlich sein frühzeitiges Ende herbei. Lier starb auf einer Erholungsreise nach Südtirol am 30. Sept. 1882 zu Vahrn bei Brixen.

Der bei weitem größere Theil von Lier's Bildern ist in Privatbesitz, namentlich in Wien, wo außer dem Erzherzog Karl Ludwig mehrere Persönlichkeiten des hohen Adels Gemälde erworben haben. Auch der Prinzregent von Baiern und der regierende Großherzog von Oldenburg haben Bilder von Lier angekauft. In dem Besitz öffentlicher Sammlungen befinden sich folgende: Mondnacht an der Oise (1867, Dresdener Galerie), Abend an der Isar (1877, Nationalgalerie in Berlin), Abend im Moose (1878, Galerie des münchener Kunstvereins), Theresienwiese mit Ruhmeshalle (1882, Neue Pinakothek in München) und Sonnenuntergang an der schottischen Küste (1882, königl. Gemäldegalerie zu Stuttgart).

Aus der Literatur über Lier führen wir an: «16. Sonder-Ausstellung in der königl. National-Galerie zu Berlin. Werke von A. Dreßler, A. Lier» u. a. (Berlin 1883, und Nachtrag); «Allgemeine deutsche Biographie», Artikel Lier; «Zeitschrift für bildende Kunst» XXII, S. 229—234 und 269—274; O. Baisch in «Vom Fels zum Meer», 1883, 433—441; «Illustrirte Zeitung», Bd. 79 (Leipzig 1882), S. 364—366. *(H. A. Lier.)*

LIESTAL, die Hauptstadt des schweizerischen Cantons Basel-Land, 330 Met. über dem Meere, 12 Kilom. südöstlich von Basel, liegt auf dem linken Ufer der Ergolz an der Bahnlinie Basel-Olten, von welcher hier die schmalspurige Bahn Liestal-Waldenburg abzweigt, besitzt ein stattliches Regierungsgebäude, ein Gemeindehaus, zwei Kirchen, ein großes Schulhaus, zwei Banken, ein Solbad, ein Spital, eine Strafanstalt und als eidgenössischer Waffenplatz eine Kaserne, und zählt (1880) 4679 Einwohner meist reformirter Confession, deren Haupterwerbsquellen neben Feld-, Obst- und Weinbau, Kleingewerbe und Handel die Seiden- und die Wollenindustrie sind. In einem Seitenthal befindet sich das Bad Bubendorf. Der Bezirk Liestal umfaßt 82 □Kilom. mit 14,497 Einwohnern in 15 Gemeinden.

Liestal, dem seine Lage an der Vereinigungsstelle der beiden Jurastraßen über den Oberen und den Unteren Hauenstein schon früh einige Bedeutung verlieh, gehörte im 12. und 13. Jahrh. zuerst den Grafen von Frohburg, dann denen von Homburg und kam 1305 an die Fürstbischöfe von Basel, welche den Ort 1400 an die Stadt Basel verkauften. An dem schweizerischen Bauernkrieg 1653 gegen die Herrschaft der Städte nahm Liestal lebhaften Antheil und büßte dafür durch den Verlust seiner Rechte und Freiheiten; 1798 war es der erste Ort der Basler-Landschaft, der das städtische Regiment abwarf, und als dieses durch die Restauration 1814 wieder eingeführt worden war, ging der erste Anstoß zur Beseitigung desselben 1830 wieder von Liestal und dem nahe gelegenen Bubendorf aus. In Liestal versammelten sich am 4. Jan. und 13. Sept. 1831 die Landsgemeinden, welche die Landschaft als selbständiges Staatswesen zu organisiren begannen; zweimal, am 13. Jan. und am 21. Aug. 1831, wurde Liestal von den städtischen Truppen eingenommen, und als sich 1832 die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land vollzog, wurde Liestal zum Regierungssitz des neuen Halbcantons gewählt. Vgl. Brodbeck, «Geschichte der Stadt Liestal» (Liestal 1865). *(A. Wäber.)*

Liëukiëu, Inselgruppe nordöstlich von Formosa, s. Lìu-kìu.

LIEVEN (ursprünglich Lieve, russisch Liwen), ein uralter baltischer Adel, welcher sich auch als ein Freiherren-, Grafen- und Fürstengeschlecht in Liv-, Est- und Kurland, Schweden und Rußland verzweigte. Sie stammen alle von Kaupo (oder Kubbe), dem letzten Livenfürsten ab. Derselbe war in Livland um 1150 geboren und bewohnte zu Meinhard's Zeiten die Burg Kubbesele (jetzt Kypsal) unweit der Kremonschen Kirche an der livländischen Aa. Mit seinem Volke war er dem Fürsten von Polotsk, einem Statthalter Groß-Nowgorods, tributpflichtig und war außerdem der Schwiegersohn des Fürsten von Polotsk. Als aber nach vielen Abenteuern der Mönch Dietrich, ein Freund Meinhard's, des ersten Liven-Apostels, nach Kubbesele 1187 kam, wurde er von Kaupo freundlich aufgenommen und gelang es ihm, Kaupo und seiner Familie die Lehren des Christenthums zu erklären, worauf er und die Seinigen sich taufen ließen. Sie blieben dem Glauben treu, selbst als das Christenthum nach Bischof Berthold's Ermordung 1198 in Livland fast erlosch und bewahrten somit ihrem Geschlechte sowol die Freiheit wie die Standesrechte. Kaupo war es vorzugsweise, welcher als Vermittler, Freund, Rathgeber und Feldherr des dritten livländischen Bischofs Albert die Gründung des livländischen Ordensstaates erst ermöglichte. Er führte die dem Christenthume wieder gewonnenen Liven in vielen Schlachten gegen die Esten und Russen glücklich zum Siege und trat nach Verheirathung zweier seiner Töchter mit den deutschen Rittern von Tiesenhausen und von Ungern dem Vasallenthume des Bischofs bei, nachdem er 1202 mit seinem Dolmetscher und Seelsorger

Dietrich in Rom gewesen war, wo ihn Papst Innocenz III. freundlich aufnahm und mit vielen Gnadenbezeigungen entließ. Zurückgekehrt mußte Kaupo 1205 seine eigene Burg belagern, in welcher seine mit Dabrel, dem abgefallenen Livenfürsten, verbündeten Verwandten sich verschanzt hatten, und eroberte die Burg. Als im J. 1209 die Esten Wenden belagerten und beinahe die deutschen Vertheidiger sich verloren gaben, war es Kaupo, welcher mit den treu gebliebenen Liven zu ihrem Entsatz herbeieilte und sie rettete. Mit den Deutschen zog er darauf in die estnische Provinz Sakkala 1210 und eroberte die Burgen Owele und Purke, welche er schleifen ließ. Bald darauf verwüsteten die Esten aus Oesel die Burg Kubbesele und gelang es ihnen, hinterrücks die Deutschen zu überfallen, die sie beinahe vernichtet hätten, wenn Kaupo sie mit seinen Liven nicht wiederum errettet hätte. Im J. 1214 jagte sein Herannahen den plündernden Esten solche Furcht ein, daß sie sich eiligst aus der livischen Provinz Metsepole nach Sakkala zurückzogen. Seinen Ruhm als Feldherr bewies Kaupo aber besonders in der großen Entscheidungsschlacht gegen die vereinigten Esten und Russen an der Pala (bei Oberpahlen), wo er am 21. Sept. 1216 auf dem Felde der Ehre blieb. Seine Leiche wurde von den Liven nach Kubbesele gebracht und bei der Kremonschen Kirche begraben (vgl. die Chronik Heinrich's, herausg. von Pabst).

Von Livland aus verzweigten sich Kaupo's Nachkommen mit Heinrich Lieve nach Estland, welcher 1386 in der Wieck auf Parmel besitzlich wurde. Im 16. Jahrh. breitete sich das Geschlecht von Estland nach Oesel und Kurland und im 17. Jahrh. nach Schweden aus. Von diesen brachten ihrem Namen Ruhm und Ehre folgende Mitglieder: Reinhold von Lieven, geboren den 19. Nov. 1621 in Estland, trat in schwedische Kriegsdienste, avancirte durch seine Tapferkeit bis zum Generalmajor und wurde von der Königin Christine am 24. Sept. 1653 in den schwedischen Freiherrenstand erhoben, war darauf Gouverneur auf Oesel und starb zu Weisenfeld am 17. Sept. 1665. — Sein Sohn Berendt Otto Freiherr von Lieven wurde am 24. Mai 1651 geboren, nahm ebenfalls schwedische Kriegsdienste an, avancirte bis zum General der Infanterie, wurde Gouverneur von Wismar und fiel als Held in der Schlacht bei Thorn am 18. Mai 1703. — Dessen Sohn Hans Heinrich Freiherr von Lieven, geboren 1664 in Estland, brachte als Kriegsgefährte Karl's XII. seinem Hause am 31. Dec. 1719 den schwedischen Grafenstand zu und starb als schwedischer Reichsrath 1733 in Stockholm. Mit seinem Sohne Hans Heinrich Graf Lieven, der als schwedischer Reichsmarschall und Gouverneur von Pommern 77 Jahre alt am 25. Nov. 1781 in Stockholm starb, erlosch die gräfliche Linie in Schweden und Estland, während die Herren und Freiherren von Lieven in Kurland zu einem kräftigen Stamme erblühten. Von den Herren von Lieven dieses Zweiges zeichnete sich besonders aus der russische Generalfeldmarschall Georg Reinhold von Lieven. Er wurde am 10. Sept. 1696 in Kurland geboren, trat unter der Livländerin Katharina I. in russische Kriegsdienste, wurde unter Anna I., der früheren Herzogin von Kurland, Oberst der Garde zu Pferde, bildete sich unter den russischen Feldmarschällen Grafen Peter Lascy und Münnich im Polen- und Türkenkriege zum Feldherrn aus, avancirte zum General en chef und unter Peter III. zum Feldmarschall. Er war ein tapferer und ausgezeichneter Krieger. Lieven starb am 15./26. März 1763 als Herr auf Annenburg, Billinhof und Jostan in Kurland (vgl. Hupel, «N. Nord. Misc.», XIII, S. 280). Außerdem ist hier noch zu erwähnen der um die baltische Adelsgeschichte hochverdiente Genealog und Heraldiker Heinrich Johann von Lieven. Geboren am 24. Juni 1732 im Herzogthum Kurland, trat er 1749 in österreichische, 1752 aber als Lieutenant in russische Kriegsdienste, focht tapfer im Siebenjährigen Kriege und gegen die Türken, wurde 1770 Commandant der Festung Kilia in Bessarabien und avancirte darauf zum Oberst. Im J. 1775 kämpfte er in Finland gegen die Schweden, nahm 1789 als Brigadier seinen Abschied und stellte auf seinem Gute Merzenburg in Kurland seine werthvollen «Materialien zu einer liv-, est-kurländischen und öselschen Adelsgeschichte» zusammen, welche in Hupel's «Nord. und Neuen Nord. Miscellaneen» (Riga 1781—98, 45 Bde.) Aufnahme fanden. Lieven starb am 3./15. Febr. 1815 zu Kürbis in Livland. — Obgleich der Stamm außer den Genannten noch viele bedeutende Männer aufzuweisen hat, so concentrirt sich doch der Weltruhm dieses Geschlechts eigentlich nur auf zwei angeheirathete Frauen: Charlotte, geborene Baronesse Gaugreben (nicht Posse), Gemahlin des russischen Generalmajors der Artillerie Otto Heinrich von Lieven (seit 1766), und Dorothea, geborene von Benckendorff (nicht Benkendorf), Gemahlin des russischen Diplomaten Christoph Fürsten Lieven (seit 1800). Charlotte Margarethe (russisch Charlotta Karlowna), Tochter des Generals Baron Karl von Gaugreben und der Anna Elisabeth Baronin Posse, wurde in Livland am 27. Juni (8. Juli) 1743 geboren. Mit 23 Jahren verheirathet, folgte sie ihrem Manne nach Kiew, schenkte ihm hier 4 Kinder, wurde mit 38 Jahren (1781) Witwe und zog nach Riga, wo sie in höchst bescheidenen Verhältnissen lebend sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete. Bald darauf suchte Katharina II. eine Erzieherin für die Töchter des Thronfolgers, nachmaligen Kaisers Paul, und wünschte eine Dame, welche den Intriguen des Hofes nicht zugänglich wäre. Der Generalgouverneur von Liv- und Estland, Feldmarschall Graf Georg Browne und der Begründer der russischen Statthalterschaften Graf Jakob Johann Sievers empfahlen ihr aufs wärmste Frau Charlotte von Lieven als die geeignetste. Katharina die Große berief sie darauf nach Petersburg, wo sie nach langen Ueberredungen ihre schwierige Stellung im November 1783 bei Hofe antrat. Mit vollendeter Umsicht und unbeugsamer Consequenz leitete sie die Erziehung der Töchter Paul's, zu denen bald auch die Erziehung der Söhne, der nachmaligen Herrscher Alexander I. und Nikolaus I., ihr übergeben wurde. Es war ihr dabei gestattet, mit den kaiserlichen Kindern zugleich auch die ihrigen zu erziehen, zu

denen bald darauf, auf den Wunsch der Gemahlin Paul's (Maria Feodorowna), die 4 Kinder ihrer 1797 verstorbenen Freundin aus Mömpelgard, geborenen Baronesse Anna Juliane Schilling von Cannstadt, Gemahlin des damaligen Kriegsgouverneurs von Riga, Christoph von Benckendorff, derselben Leitung übergeben wurden. Zu diesen gehörte der nachmalige, einflußreichste Hofmann unter Nikolaus I. Alexander von Benckendorff und seine berühmte Schwester Dorothea, nachmalige Fürstin Lieven. Durch die besondere Stellung, welche Katharina die Große der Frau von Lieven bei Hofe eingeräumt hatte, merkte die Kaiserin erst zu spät, daß ihr Sohn Paul und seine Gemahlin Charlotta Karlowna wie eine Mutter verehrten; besaßen sie doch in Katharina keine. Noch mehr, die Großfürsten Alexander und Nikolaus nannten und verehrten nicht Katharina, sondern Charlotta Karlowna als «Großmutter». So war die Erzieherin der Großkinder der Kaiserin nicht nur der Liebling der großfürstlichen Familie, sondern auch das Orakel des kaiserlichen Hofes geworden. Obgleich dieser Umstand die Kaiserin unangenehm berührte, schätzte sie doch den segensreichen Einfluß der Frau von Lieven bei Hofe so hoch, da ihr großartiger Charakter durch nichts zu bestechen war, daß sie Charlotta Karlowna 1794 zur Staatsdame des Großkreuzes vom St.-Katharinenorden 1. Klasse erhob. Drei Jahre nach dem Tode der großen Kaiserin aus dem Hause Anhalt-Zerbst erhob Kaiser Paul aus Dankbarkeit am 22. Febr. (6. März) 1799 die Frau von Lieven und ihre 4 Kinder in den russischen Reichsgrafenstand. Als jedoch 1801 der Kaiser in seinem Verfolgungswahn auch von seiner Gemahlin und seinen Kindern sich frostig abwandte, wähnend, auch vor ihnen seines Lebens nicht sicher zu sein, und seine ganze Liebe auf den Prinzen Eugen von Würtemberg concentrirte, mit dem fast der ganze Hof Abgötterei trieb, blieb Charlotta Karlowna die einzige am Hofe, die nicht die Farbe wechselte, sondern sogar schroff und kalt dem Kaiser entgegentrat, sobald er in ihrer Gegenwart seine Gemahlin und Kinder verdächtigte.

Mit dankbarer Liebe lohnten sowol Kaiser Alexander I. wie Nikolaus I. die von ihr empfangenen Wohlthaten. Ihr großartig angelegter Charakter, gepaart mit viel natürlichem Verstand und Wohlwollen, hoher Seelengüte und feinfühlendem Takt, bewirkten, daß ihr Einfluß bei Hofe ein großer war und ihr Name weit über die Grenzen hochgeachtet dastand. Der Kaiser Alexander I. ernannte sie zur Oberhofmeisterin des kaiserlichen Hofes und der Kaiser Nikolaus I. erhob sie und die Ihrigen bei seiner Krönung am 22. Aug. (3. Sept.) 1826 in den russischen Reichsfürstenstand und verlieh ihr im December desselben Jahres das Prädicat «Durchlaucht». Indessen selbst in dieser hohen Stellung und Gunst blieb Charlotta Karlowna dieselbe gerade und schlichte Dame von 1783. Als sie bald darauf 1828 lebensgefährlich erkrankte, wurde sie von der kaiserlichen Familie mit so rührender Sorgfalt gepflegt, als wäre die sogenannte «Großmama» ein Glied der kaiserlichen Familie. Die Stunden der fünfundachtzigjährigen Fürstin waren aber gezählt; sie starb nach kurzem Leiden am 24. Februar (7. März) 1828 in Petersburg und wurde am 22. März 1828 auf ihrem Majoratsgute Mesohten in Kurland begraben. (Vgl. Reinbott, «Gedächtnißrede» u. s. w., Petersburg 1828, und Winckelmann, «Standrede» u. s. w., Petersburg 1828.)

Ihr ältester Sohn Karl Andrejewitsch Fürst Lieven, geboren in Kiew den 1./12. Febr. 1767, trat früh in russische Militärdienste, avancirte unter Kaiser Paul zum Generallieutenant, unter Kaiser Alexander zum Generaladjutanten Sr. Majestät und war 1812 thätiges Mitglied des Stein'schen deutschen Comités gegen Napoleon. Im J. 1817 wurde er Nachfolger Klinger's, des Dichters von «Sturm und Drang», als Curator der Universität Dorpat, wo er bis 1828 segensreich wirkte, in welchem Jahre er zum Minister des öffentlichen Unterrichts nach Petersburg berufen wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zum J. 1833, wo zunehmende Kränklichkeit ihn zwang, seinen Abschied zu nehmen. Darauf fungirte er eine Zeit lang als Palastmarschall unter Kaiser Nikolaus I. und gehörte dem Plenum des Reichsrathes an, wo er durch seine Kenntnisse im Departement der Gesetze segensreich wirkte. Er starb auf seinem Gute Balgallen in Kurland am 31. Dec. 1844 (12. Jan. 1845). (Vgl. Fr. Busch, «Der Fürst K. Lieven und die Universität Dorpat», Leipzig 1846; Götze, «Alexander Galitzin und seine Zeit», Leipzig 1882, S. 129 fg. und 155 fg.)

Bedeutender war sein jüngerer Bruder Christoph Andrejewitsch Fürst Lieven, geboren in Kiew den 6./17. Mai 1774; erzogen wie seine übrigen Geschwister zuerst am kaiserlichen Hofe, war er durch seine Mutter zur diplomatischen Laufbahn bestimmt und bereits 1799, als Suworow in Italien und in der Schweiz glücklich kämpfte, interimistisch Kriegsminister. Als solcher heirathete er 1800 auf Wunsch der Kaiserin Maria Feodorowna die schöne, geistreiche, kluge Dorothea von Benckendorff, durch die er einer der einflußreichsten Diplomaten seiner Zeit wurde. Im J. 1810 zum Gesandten Rußlands am preußischen Hofe ernannt, war er derjenige, welcher den Kaiser Alexander I. aufmerksam machte, aus der deutschen Bewegung gegen Napoleon Nutzen zu ziehen. Darauf wurde er kurz vor dem Einfall Napoleon's in Rußland 1812 zum Botschafter Sr. Majestät in London accreditirt, von wo aus er mit Hülfe seiner geistvollen Gemahlin eine außerordentliche diplomatische Thätigkeit entfaltete. Fast 20 Jahre, von 1814—34, verstand er, das Préstige der Weltdiplomatie von seinem Posten aus Rußland zu erhalten, und verdanken ganze Länder, wie Griechenland und Belgien, theilweise seiner Thätigkeit ihre Befreiung. Bereits seit 1830 zeitweilig mit der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg betraut, verhinderte er in dieser Zeit nicht nur die Abschickung der Kriegserklärung Rußlands an Frankreich, sondern verstand es, die Anerkennung des Bürgerkönigs Louis Philipp schließlich beim Kaiser Nikolaus durchzusetzen. Bald nach dem Abschluß der Londoner Conferenzen wegen der Theilung der Niederlande in Holland und Belgien wurde er 1834 abbe-

rufen, in den Reichsrath versetzt und zum Curator des Thronfolgers, nachmaligen Kaisers Alexander II. bestimmt, den er auf seinen Reisen durch Europa begleitete. In Rom angelangt, erkrankte er plötzlich und verschied am 10. Jan. 1839, seine Leiche aber wurde nach Mesohten gebracht. (Vgl. Baron Ludwig Seddeler: «Kriegs-Conversations-Lexikon», Bd. 8, S. 213 [russisch], und Dolgorukow, «Geschlechtsbuch», Bd. 2, S. 87 fg. [russisch].)

Berühmter als er und selbst seine Mutter ist seine bereits erwähnte Gemahlin Dorothea (russisch Daria Christophorowna). Sie wurde am 19./30. Dec. 1784 in Riga (?) geboren und seit dem Tode ihrer Mutter 1798 unter den Augen der Gemahlin des Kaisers Paul von ihrer nachmaligen Schwiegermutter mit den kaiserlichen Kindern in Petersburg erzogen. Dorothea war schön, geistig hoch begabt und genoß bald die besondere Huld der Kaiserin Maria Feodorowna, welche sich ihrer mütterlich annahm und die kaum sechzehnjährige Dame mit dem 10 Jahre älteren zweiten Sohne ihrer Erzieherin Charlotta Karlowna verheirathete. Ihre Schönheit und ihr Geist lockte bald die bedeutendsten Männer der Residenz in ihre Salons, durch welchen Umgang sie sich zur Diplomatin auszubilden verstand. Indessen weder in Petersburg noch 1810 in Berlin dachte sie daran, in die Politik einzugreifen, aber mit Aufmerksamkeit verfolgte sie den Weltkampf, in dessen Mitte Napoleon damals stand. Erst in London, wo ihr von der Königin und dem Prinz-Regenten, von den Whigs und den Tories 1812 Huldigungen dargebracht wurden, begann sie ihre politische Thätigkeit im großen Stile. Sie faßte oft allein die scharfe Beobachtungsgabe verrathenden Gesandtschaftsberichte ab, welche ihr Mann nach Petersburg zu senden hatte. Nach dem Sturze Napoleon's 1814 war es kein Geheimniß mehr, wer den Zauberfaden der höhern Politik in Händen hielt, und die ersten Staatsmänner Europas wußten die hohe Auszeichnung zu schätzen, von der Fürstin Dorothea empfangen zu werden, welche es verstand, selbst von ihren politischen Gegnern im liebenswürdigen, geistvollen Verkehr für ihre Ideen das herauszulocken, was sie von ihnen hören wollte. Ihr Einfluß ging so weit, daß schließlich der russische Minister des Aeußern, Graf Nesselrode, mit ihr die große Weltpolitik besprach und von ihren Meinungen in seinen politischen Plänen sich leiten ließ. Bald lagen im Banne ihres Zaubers alle Großmächte Europas, denn Dorothea griff nicht nur in die Politik ihres Monarchen, sondern auch in die Englands, Preußens, Oesterreichs und Frankreichs ein und war so «die diplomatische Sibylle Europas», das Orakel eines Nesselrode und Pozzo di Borgo, eines Wellington, Robert Peel, Lord Liverpool, Castlereagh wie Canning, eines Palmella wie Wilhelm von Humboldt u. s. w., welche alle zu ihren fleißigen Correspondenten gehörten.

England schützte z. B. aus finanziell-politischen Gründen die Türkei, und Rußland aus alten orientalischen Interessen Griechenland. Um nun ihrem Staate zu dienen, setzte sie die Schwärmerei für die Befreiung der Griechen vom Joche der Türken in die Welt, und verstand als Gegnerin Englands in England selbst die Engländer mit Lord Byron an der Spitze — trotz des türkenfreundlichen Cabinets — für das unglückliche Griechenland zu interessiren und in diesem wilden Streite der Parteien schließlich die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche durchzusetzen. Ebenso wirkte sie für die Befreiung der Belgier von den Holländern, bis sie mit ihrem Gemahl 1834 nach Petersburg zurückberufen wurde, weil der Kaiser Nikolaus I. gegen ihren Rath seine Politik änderte. Seitdem zog sie sich von der Leitung der zu machenden Politik zurück, aber damit hörte auch das diplomatische Préstige Rußlands in Europa auf.

Obgleich sie von dem Kaiser Nikolaus I. auf das herzlichste empfangen und mit Gunst und Gnade überhäuft wurde, verließ sie doch nach dem Tode ihres Gemahls 1839 die Residenz, um ganz frei, in keiner officiellen Stellung wirkend, von Paris aus den Faden der Diplomatie in die Hand zu nehmen. Im alten Palais Talleyrand's, wo sie wohnte, versammelte sich, wie zuvor in Petersburg, Berlin und London, in ihren Salons — als dem einzigen neutralen Boden, wo man sicher war, selbst mit seinen Gegnern verkehren zu können, ohne etwas von seiner Würde dabei einzubüßen — die Elite der Staatsmänner aller Nationen und Parteien. Ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit und verblüffenden Geistesgegenwart gelang es, nicht nur in gefährlich scheinenden Momenten das Aneinanderprallen der Geister glücklich zu verhindern, sondern auch durch ihren blendenden Verstand die Situation vollständig zu beherrschen. Ihr eminenter Einfluß auf die europäischen Großstaaten machte sich auch jetzt geltend, indem sie eine lebhafte Correspondenz mit verschiedenen Staatsleitern ihrer Zeit unterhielt, welche sich von den Geistesstrahlen dieser «Sonne in der Diplomatie» gerne beleuchten ließen. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 begab sie sich auf kurze Zeit nach England, wie 1854 beim Beginn des Krimkriegs nach Brüssel, kehrte aber bereits 1855 nach Paris, ihrer zweiten Heimat, zurück, wo sie den Rest ihres Lebens weniger der Politik als der Literatur und Kunst, wie der Religion und Musik weihte. Hier starb sie in der Nacht zum 27. Jan. 1857 in Paris und wurde in Mesohten in Kurland begraben. Die zahlreichen Papiere ihres literarischen Nachlasses, wie ihre geistreichen Correspondenzen mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit, welche eine Fundgrube der Geschichte der europäischen Diplomatie von 1814—54 bilden, harren noch der Veröffentlichung. Sie wäre dann auch als Schriftstellerin in den Annalen der Geschichte zu verzeichnen; Thiers erklärte von ihr, «daß ihre Art zu sprechen und zu schreiben so originell, pikant und fließend wäre, wie er wünschte, seine Muttersprache handhaben zu können». (Vgl. über Dorothea und die Familie Lieven die in Winkelmann's «Bibl. Liv. hist.», Berlin 1878, 2. Aufl., angeführten Schriften, welche jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.)

(P. Th. Falck.)

LIEVENS (Jan), holländischer Maler und Radirer, geboren in Leiden am 24. Oct. 1607, kam zuerst zu Joris van Schooten daselbst in die Lehre, war dann

zwei Jahre Schüler P. Lastman's in Amsterdam, worauf er gute Bilder copirte oder nach der Natur sich weiter ausbildete. Vielleicht durch seinen Lehrer Lastman angeregt, lehnte er sich in seiner künstlerischen Ausdrucksweise an Rembrandt an, doch hat er dabei seine originelle Kunstart nicht eingebüßt. Sehr gerühmt wurde sein Bild eines Gelehrten, der im Hauskleid beim Kamin sitzend, sich mit Lektüre beschäftigend. Der Prinz von Oranien hatte es erworben und dem englischen Gesandten geschenkt, durch den es der englische König Karl I. erhielt, dem es so wohl gefiel, daß er den Künstler 1631 nach London berief. Hier führte er die Bildnisse der königlichen Familie und vieler Großen des Landes aus, kehrte aber nach drei Jahren, reich beschenkt, in sein Vaterland zurück. Er siedelte sich in Antwerpen an, wo er 1635 als Meister in die Lukasgilde Aufnahme fand. Seine Kunst übte er sehr fleißig, er malte Altar- und Staffeleibilder, die viel Anklang fanden und gut bezahlt wurden. So malte er für 1500 Gulden für den Prinzen von Oranien die Enthaltsamkeit des Scipio. Eines seiner Hauptbilder besitzt das Museum zu Braunschweig, Abraham und Isaak. Für das Rathhaus zu Amsterdam führte er ein von Vondel besungenes Bild aus, Fabius Maximus. Von seinen recht zahlreichen Bildnissen seien noch erwähnt: das des Dichters Joost van den Vondel (jetzt im amsterdamer Museum), der Seehelden Tromp und Ruyter. Lievens hat auch die Radirnadel meisterhaft geführt und über 60 Blätter herausgegeben, die zwar eine gewisse Verwandtschaft mit jenen Rembrandt's verrathen, aber dabei doch ihre Originalität bewahren. Lievens starb in Antwerpen nach 1672. *(J. E. Wessely.)*

LIFU, Insel der Loyalty-Gruppe im Australocean. Die Sprache der Bevölkerung ist in zwei Mundarten bekannt, deren eine, von englischen Missionaren in religiösen Schriften angewandt, von H. C. von der Gabelentz («Die melanesischen Sprachen», II, in «Abh. d. K. Sächs. Gesch. d. Wiss.», VII, S. 51—87) nach Wortschatz und Sprachbau dargestellt, deren andere vom Minoritenpriester P. A. C. («Notes grammaticales sur la langue de Lifu», Paris 1882) bearbeitet worden ist. Die erstere zeichnet sich durch vollere Wortformen, die zweite durch ein etwas reicheres, vielleicht auch nur schärfer beobachtetes Lautwesen aus. Die Lifu-Sprache steht, soviel man weiß, der von Maré (Nengone) verwandtschaftlich am nächsten, bildet mit dieser, dem Uea und vielleicht noch mit einigen anderen zusammen, eine besondere Gruppe, deren Zugehörigkeit zur melanesischen Sprachenfamilie aber nicht zu leugnen ist. Man vergleiche folgende Wörter des erstgedachten Dialektes: nengödrae, Himmel: Annatom nahotang; dho, Sonne: Anudha dho, Utanata djauw; idhine, Zeit: Mafoor isna, Ulaua tina, Motu dina = Tag; dhitre, dhintre, Nacht: Maré riti, redi, Ulaua roto; eni, Wind: Ulaua ang, Malaiisch angin; iawe, Wolke: Palau yabuth, Mafoor afiok; fene, Erde: Mahaga, Sasake, Fidschi, Polynesisch vanua, Malaiisch benua; ga, Ort: Annatom desgl. (igca, spr. in-ga); wetre, Berg: Kowiay wara; hua, Grab: Motu kohua, Anudha ovaova = Höhle; ea, Feuer: Inseln an der Astrolabe-Bai ia; timi, Wasser: Neu-Caled. diem; sinoe, sinu, Pflanze: Ambrym tno; drone, idhone, Blatt: Fidschi dran, Malaiisch daun; oni, öni Thier: Erromango ronni; puaka, Schwein: Faté uak; vailai, Hund: Palau felis; pini, Taube: Motu pune, Malaiisch punai; une, Schlange: Mahaga oloi, Malaiisch ular; atre, Mensch: Bunmarama ata; keme, Vater: Fate tamen, Sesake, Anudha, Mahaga, Fidschi tama, Annatom etmai, u. s. w.; thine, Mutter: Fidschi tina, Erromango dineme; nekö, Sohn: Sesake natu; dhadhine, Mädchen: Fidschi watina, Bunmarama, Mahaga vaivine = Weib; trahmani, Ehemann: Fidschi tagane, Annatom atamaing; koiadhe, Kopf: Salawati kaudun, Maclay-Küste gaten, vgl. Ambrym qetin = Schädel; meke, Auge, entspricht dem allverbreiteten malaiischen māta, vgl. keme, nekö u. a. m.; hnangenia, inengenia, Ohr: Admiralitäts-Inseln darinya, Lobo tringa, Malaiisch telinga; ninawa, Hals: Annatom nauanwai; khele, Bauch: Fidschi kete, Malayta kutu; ma-)dra, Blut: Maré, Fidschi dra, Malaiisch dārah; ime, Hand; Duauru ima; fenie, Fuß: Segaar fanni, Sesake mwele; a-whane, Wort: Maramasiki wara, vgl. Duauru vane = Namen; adhe, Name: Anudha adha, andha, Bauro ata; uma, Haus: Duauru uma, uama, Salawati um, Annatom eom. (Mal. rūmah, Dayak huma); belewe, Schiff: Kowiay beri-beri, Lobo bieri, Utanata piari, Ambrym bulbul, Mal. palwa; hele, Schwert: Utanata halae, Mal. kerīs; theni, Band: Sesake tali = Gürtel; wakachu, Oel: Duauru kaju, u. s. w.

Die Aehnlichkeiten springen in die Augen, und sie sind so zahlreich, daß der Gedanke an einen Zufall ausgeschlossen bleibt. Dafür zeigt aber auch die Sprachengruppe, der das Lifu zugehört, den übrigen melanesischen wie den malaio-polynesischen Sprachen gegenüber tiefgehende Eigenthümlichkeiten, die als Ueberbleibsel einer nigritischen Sprache auf Mischung hinzudeuten scheinen. Das malaiische Element ist hier nicht so völlig durchgedrungen, wie anderwärts auf den melanesischen Inseln. Von den Personalpronominibus erinnern ani, ich, und ñan, niane, er, an die entsprechenden Wörter adi und nadi in der Sprache von Gorendu, Bongu und Gumbu an der Maclay-Küste von Neu-Guinea. Man vergleiche ferner ea, Feuer: bia; eta, Wein: gitan; tamuang, Mann: tamo; dhadhine, Mädchen: dagne; koiadhe, Haupt: gate; hodrenge, Donner: areng.

Zur Bezeichnung der Laute dienen

	nach den engl. Quellen:	nach den franz. Quellen:
Vocale:	a, ä, e, i, o, ö, u	a, à, e, è, i, o, ö, u
nasalirte	. . . . .	ã, ẽ, ĩ, õ, ȫ, ũ
Consonanten:		
	k, kh, g, h, ng	k, kh, g, gh, ng
	t, tr, d, dr, n, hn	t, t', d, d', n, nh, nd
	th, dh	th, dh
	(ch.).	tj, dj, ñ, y
	p, b, f, v, w, wh, m, hm	p, b, f, v, ... m, hm
	ch, sh, s, z	c, sh, s, z
	l, r	l, lh, r (rh).

In der französischen Schreibweise stellen à und è Arten des ä, t' und d' Velarlaute dar; sie werden den englischen t und d verglichen; tj soll dem englischen ch, dagegen c dem italienischen c in cicerone entsprechen; kh und gh sind Fricativlaute. Das r wird mit der Zungenspitze gesprochen, ein r grassayé (rh) gibt es in dem Dialekte der Ile des Pins; th und dh gleichen dem harten und weichen th des Englischen.

In der Orthographie der Quellen herrschen Schwankungen, die, wie anderwärts auf diesem Sprachgebiete, auf unsicherer Articulation beruhen dürften. So sind auch strenge Regeln der Lautvertretung zwischen den beiden Dialekten nicht zu entdecken. Wir finden, von den englischen Quellen ausgehend, für treu, Mond, bei A. C.: tjeu, für atre, Mensch: atj, für wetre, Berg: uetj, aber für tru, groß: t'u, für tro, gehen: t'o, und für mitröde, heilig: mitödj; für home, nehmen: ghom, aber auch für khene, essen: ghen, für khepe, landen, ghep, für luelue, zweifeln: lholho u. s. w.

Der grammatische Bau dieser Sprache ist ärmlich bis zur Rohheit (das Nähere vergleiche unter Maré). Schwache Ansätze zur Agglutination, Bevorzugung der localen Kategorien, endlich, den Bedürfnissen einer strengen Etikette entsprechend, eine erstaunliche Menge von Ausdrücken für jedes Personalpronomen; das sind die hervorstechendsten Eigenschaften des Lifu.

(G. v. d. Gabelentz.)

Liga, s. Ligue.

LIGATUR (Unterbindung) nennt man in der Chirurgie die Umschnürung eines strangförmigen Gewebtheils entweder zum Zweck von dessen Entfernung oder zur Verhütung, respective Stillung von Blutungen aus solchen. In ersterer Beziehung handelt es sich vorzugsweise um stielartige Gewächse und Wucherungen, z. B. Polypen, Warzen, Epitheliome (krebsige Hautwucherungen), in der zweiten Beziehung um Blutgefäße, wenn solche nach Verletzungen oder durch ihre pathologische Beschaffenheit (Blutadergeschwülste, Varices, Aneurysmen), zu lebensgefährlichen Blutungen Veranlassung geben.

Die Ligatur ist eine seit langer Zeit in der Operationsheilkunde eingeführte und in der verschiedensten Weise geübte Manipulation, hat aber in neuerer Zeit theils durch die Auswahl der dazu verwendeten Stoffe, theils durch die Art und Weise ihrer Ausführung wesentliche Modificationen erfahren und bezüglich ihrer Wirksamkeit erhebliche Fortschritte zu verzeichnen gehabt. Außer den früher allgemein gebräuchlichen einfachen Bändchen (auch jetzt noch zur Abbindung des Nabelstrangs bei Neugeborenen benutzt) und der Seidenfäden verwendet man gegenwärtig als Ligaturmaterial namentlich Catgut (Katzendarm), Gutta-Percha, sowie Silberdraht, letztern besonders da, wo es sich um Abtragung gestielter oder mit breiter Fläche aufsitzender Geschwülste handelt, vorzüglich bei Anwendung der Galvanokaustik.

Blutungen aus bei Verletzungen oder Operationen durchrissenen oder durchschnittenen Gefäßen erheischen, namentlich wenn es sich um größere Gefäßstämme handelt, in der großen Mehrzahl der Fälle deren Unterbindung. Das betreffende Gefäß muß zunächst aufgesucht und bloßgelegt werden. Man führt hierauf mittels Nadel oder Schlingenträger den vorher in einer Desinfectionsflüssigkeit (Carbolwasser) durchfeuchteten Ligaturfaden unter dem Gefäße hindurch und knüpft dann beide Enden oberhalb desselben in einem Doppelknoten zusammen, schneidet die Fadenenden kurz ab und kann dann die Wunde durch Knopfnähte schließen, zumal wenn man in deren untern Winkel ein Drainröhrchen einlegt, wodurch der Abfluß des Wundsecrets und die Ausstoßung des Ligaturknötchens ermöglicht wird.

Gilt es, eine namentlich bei Gefäßzerreißung durch Verletzung häufig auftretende Massenblutung zu stillen, so muß der Gefäßstamm, aus welchem die verletzten Gefäße entspringen, nach den angegebenen Regeln unterbunden werden, wobei man auf den freigelegten Gefäßstamm eine seinem Volumen entsprechende länglich-ovale Holz- oder Kautschukplatte aufdrückt und nunmehr die Schlinge fest zuzieht.

Bei Anwendung der Ligaturen zur Entfernung von Geschwülsten, sowie auch zur Verödung alter Fistelgänge bedient man sich jetzt wol fast ausnahmslos der galvanokaustischen Schlinge, welche aus feinem Metalldraht bestehend und in einer Canüle sich bewegend um den Stiel der betreffenden Geschwulst herumgeführt und dann mittels einer galvanischen Batterie bis zur Glühhitze erhitzt wird. Man zieht dann die Schlinge immer fester zusammen und erzielt so durch Verbindung des Abschnürens und Abbrennens eine sehr sichere Wirkung. Nur bei Personen, welche an der sogenannten Bluterkrankheit (Hämophilie) leiden, findet bei umfangreichen, zum größten Theile aus Gefäßen bestehenden Geschwülsten die Anwendung von elastischen Schlingen, die stückweise Abbindung mittels solcher noch statt. Wegen der genauern Angaben muß auf die Lehrbücher der Chirurgie verwiesen werden.

(Alfr. Krug.)

Ende des dreiundvierzigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

/ Ersch, Johann Samuel / Gruber, Johann Gottfried

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge

Bd.: Section 2, H - N ; Theil 43

1889